Badische Biographieen

Friedrich von Weech, Badische Historische ...

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Berkeley
Digitized by Google

Badische Biographien

V. Teil • 1891—1901

Im Auftrage der Badischen Historischen Kommission

herausgegeben von

Fr. von Weech und A. Krieger

Band I ~~(Seite 1—320)~~

SEMPER APERTUS

Heidelberg 1906
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 97.

Vorwort.

Über dreißig Jahre sind verflossen, seitdem, 1875, die beiden ersten Teile der Badischen Biographien erschienen sind, eines Werkes, das seine Entstehung der Absicht verdankte, das Gedächtnis hervorragender Badener späteren Zeiten zu erhalten. Die lebhafte Teilnahme, die das Unternehmen damals in weiten Kreisen fand, ermöglichte es, daß bereits im Jahre 1881 ein dritter Teil und 1891 ein vierter folgen konnten. Im Oktober 1900 beschloß dann die Badische Historische Kommission in ihrer XIX. Plenarsitzung, die Fortführung der Badischen Biographien in ihr Programm aufzunehmen, und beauftragte gleichzeitig den Begründer und ersten Herausgeber derselben, Geh. Rat Dr. Fr. von Weech, sowie den Unterzeichneten mit der Veröffentlichung eines weiteren fünften Teiles, der die Jahre 1891 bis 1901 umfassen sollte. Die Ausgabe dieses Teiles erfolgte in einzelnen Heften, deren erstes im Jahre 1904 herauskam.

Herrn Geh. Rat von Weech war es nicht beschieden, den Abschluß des Bandes zu erleben, auf den er viel Zeit und Mühe verwendet hatte und dem noch die Arbeit der Wochen unmittelbar vor seinem Hingange gewidmet war. Am 17. November 1905 schied er aus dem Leben, als eben die letzten Bogen sich unter der Presse befanden. Eine eingehende Würdigung seiner vielfältigen Verdienste um die Pflege der geschichtlichen Studien in Baden muß einem späteren Bande vorbehalten bleiben.

Die Grundsätze, welche bei der Herausgabe des fünften Teiles der Biographien maßgebend waren, sind die gleichen wie bei den früheren Bänden; das Vorwort zum ersten und zum dritten Teil gibt hierüber die nötigen Erläuterungen. Neu hinzugekommen ist im vorliegenden Bande eine Totenliste, in welche solche Personen verwiesen sind, deren Aufnahme in die Biographien selbst aus irgendeinem Grunde nicht angängig erschien, die aber doch nicht ganz übergangen werden konnten.

Karlsruhe, im März 1906.

A. Krieger.

Verzeichnis der Mitarbeiter.

Herr Dr. Albert, Archivrat in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Autenrieth, Professor in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Bartels, Schriftsteller in Weimar.
Herr Dr. Bassermann, Geh. Kirchenrat und Professor in Heidelberg.
Herr Dr. Baumeister in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Baumgarten, Professor in Freiburg i. Br.
Herr Bechtel, Kirchenrat in Durlach.
Herr Dr. Bernstein, Professor in Halle a. S.
Herr Birkenmayer, Landgerichtsrat in Freiburg i. Br.
Herr Boeckh, Rechtsanwalt in Karlsruhe.
Herr Brauer, Hofrat und Professor in Karlsruhe.
Herr Dr. Buhl, Geh. Hofrat und Professor in Heidelberg.
Herr Buisson, Landgerichtsrat a. D. in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Cathiau, Rektor a. D. in Überlingen.
Herr v. Chelius, Geh. Rat in Karlsruhe.
Herr Clauß, Geh. Hofrat in Karlsruhe.
Herr Dr. Davidsohn in Florenz.
Herr † Dr. Deurer, Ökonomierat in Karlsruhe.
Herr Dietz, Reichsgerichtsrat in Leipzig.
Herr Dr. Dreßler, Geh. Medizinalrat in Karlsruhe.
Herr Dr. Freiherr v. Dusch, Exzellenz, Staatsminister in Karlsruhe.
Herr † Dr. Ehrensberger, Professor in Bruchsal.
Herr Dr. Eisele, Geh. Hofrat und Professor in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Emmerling, Professor in Kiel.
Herr Dr. Emminghaus, Syndikus der Handelskammer in Mannheim.
Herr Dr. Fecht, Professor in Freiburg i. Br.
Herr Frankhauser, Archivassessor in Karlsruhe.
Herr Dr. Frommel, Hofdiakonus in Karlsruhe.
Herr Dr. Gernandt, Professor in Heidelberg.
Herr Gerwig, Privatmann in Pforzheim.
Herr Dr. Goldschmit, Professor in Karlsruhe.
Herr Haape, Geh. Regierungsrat in Baden-Baden.
Herr † Haaß, Professor in Karlsruhe.
Herr Hartmann, Kunstschriftsteller in München.
Herr Dr. Hausrath, Geh. Kirchenrat und Professor in Heidelberg.

Herr Hoffacker, Direktor der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe.
Herr D. Dr. Hönig, Stadtpfarrer in Heidelberg.
Herr Freiherr von Hornstein, Hofjunker und Referendär in Berlin.
Herr Dr. Jellineck, Hofrat und Professor in Heidelberg.
Herr Dr. Kah, Rechtsanwalt in Karlsruhe.
Herr Dr. Kilian in Karlsruhe.
Herr Dr. Knecht, Weihbischof in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Krafft, Professor in Heidelberg.
Herr Dr. Krafft, Fabrikant in Fahrnau.
Herr Krafft, Kommerzienrat in Schopfheim.
Frau Elise Kratt-Harweng in Baden-Baden.
Herr Krauß, Pfarrer in Scherzingen.
Herr Kreuzer, Erzbisch. Justitiar in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Krieg, Geistl. Rat und Professor in Freiburg i. Br.
Herr Dr. Leber, Geh. Rat und Professor in Heidelberg.
Herr Dr. Levy, Baurat und Professor in Karlsruhe.
Herr Lewald, Geh. Rat und Präsident des Verwaltungsgerichtshofes in Karlsruhe.
Herr Dr. Loening, Professor in Jena.
Herr Freiherr Marschall v. Bieberstein, Exzellenz, Präsident des Großh. Ministeriums des Großh. Hauses und der Auswärt. Angelegenheiten in Karlsruhe.
Herr Dr. Martin, fürstenberg. Geistl. Rat und päpstl. Geheimkämmerer in Heiligenberg.
Herr Dr. Marx, Professor in Karlsruhe.
Herr Dr. Mayer, Professor in Freiburg i. Br.
Herr Mayer, Pfarrer und Dekan in St. Georgen.
Herr Freiherr von Mensi-Klarbach, Redakteur in München.
Herr Mittermaier, Medizinalrat in Heidelberg.
Herr Dr. v. Öchelhäuser, Geh. Hofrat und Professor in Karlsruhe.
Herr Dr. Oster, Geh. Hofrat in Karlsruhe.
Herr Dr. Pfaff, Professor und Bibliothekar in Freiburg i. Br.
Herr Reinfried, Pfarrer in Moos.
Herr Dr. Riezler, Professor in München.
Herr Freiherr Rüdt v. Collenberg, Landgerichtsdirektor in Karlsruhe.
Herr Dr. Freiherr v. Rüpplin, Landgerichtsrat in Konstanz.
Herr Dr. Sauer, Privatdozent in Freiburg i. Br.
Herr Freiherr Schilling v. Canstatt, Ingenieur in Karlsruhe.
Herr Dr. Schleiermacher, Professor in Karlsruhe.
Herr Dr. Schneider, Geh. Rat, Präsident a. D. des Oberlandesgerichts, Exzellenz, in Karlsruhe.
Herr Schreiber, fürstl. leiningischer Kammerdirektor in Amorbach.
Herr Dr. Schrörs, Professor in Bonn.
Herr Dr. Schwörer, Badearzt in Badenweiler.
Herr Dr. Sopp in Karlsruhe.
Herr Stahl, Baurat in Karlsruhe.
Herr Dr. Steinmann, Hofrat und Professor in Freiburg i. Br.

Herr † Stutz, Geh. Rat in Karlsruhe.
Herr Süpfle, Professor in Heidelberg.
Herr Dr. Thorbecke, Geh. Hofrat in Heidelberg.
Herr Dr. Tumbült, Archivrat in Donaueschingen.
Herr Dr. Turban, Hofrat in Davos.
Herr Dr. Walter, Professor in Mannheim.
Herr Dr. Weill, Rechtsanwalt in Karlsruhe.
Herr Weingärtner, Geh. Oberregierungsrat in Karlsruhe.
Herr Weiß, Pfarrer in Meersburg.
Herr D. Dr. Wielandt, Geh. Rat, Präsident a. D. des evangel. Oberkirchenrats, Exzellenz, in Karlsruhe.
Herr Dr. Wille, Oberbibliothekar und Professor in Heidelberg.
Herr Winter, Universitätsbuchhändler in Heidelberg.
Herr Dr. Witkowski, Professor in Leipzig.
Herr Wittmer, Forstrat in Karlsruhe.
Herr Dr. Wunderlich, prakt. Arzt in Karlsruhe.
Herr Zehnter, Landgerichtsdirektor in Offenburg.
Herr † Zittel, Staatsrat und Ministerialdirektor in Karlsruhe.

Inhalt des fünften Teiles.

**

Karl Jakob Ammann

wurde am 15. Januar 1829 zu Heidelberg geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte an der Heidelberger Universität klassische Philologie. Nach bestandenem Staatsexamen kam er 1850 an das Gymnasium in Freiburg, dessen Lehrkörper er bis 1872, und zwar seit 1863 als Professor, angehörte. 1872 bis 1875 wirkte er am Gymnasium in Karlsruhe. Im letzteren Jahre wurde ihm die Direktion des Progymnasiums in Bruchsal übertragen, die er auch nach der Umwandlung der Anstalt in ein Gymnasium (1880) bis zu seinem am 1. Januar 1895 erfolgten Tode beibehielt. — A. besaß ein umfassendes und gründliches Wissen. Sein Hauptarbeitsfeld war die klassische Philologie. Cicero, Tacitus und Horaz waren die Schriftsteller, mit denen er sich in späteren Jahren von Berufs wegen hauptsächlich beschäftigte. Von den Griechen zogen ihn besonders die Dichter an. Eine Frucht seiner Horazstudien war die Beilage zum Programm des Bruchsaler Gymnasiums vom Jahre 1888 „Zur Erklärung der 2. Epode des Horaz". Weitere aus seinen altklassischen Studien erwachsene Programmbeilagen sind die „Beiträge zur Lehre vom Accent der griechischen Sprache; Freiburg 1853" und „Zur Geschichte der biographischen Kunst bei den Griechen und Römern; Freiburg 1863". Sein Interesse beschränkte sich jedoch nicht auf sein eigentliches Fachstudium. Er beschäftigte sich gern und viel mit deutscher Literatur und Poesie. Auch die französische Literatur war ihm nicht fremd und ebensowenig das Englische, wie er denn lange mit bestem Erfolge den englischen Unterricht am Freiburger Gymnasium erteilt und 1855 selbst eine kleine Schrift „Über die Verwendbarkeit der englischen Präpositionen" (Freiburg, Wagner) veröffentlicht hat. (Klingelhöfer in den Südwestdeutschen Schulblättern 1895, 17—19.)

Adolf Armbruster,

Geheimer Hofrat und Mitglied des Großherzoglichen Oberschulrats, wurde am 15. April 1824 in Schiltach geboren. Nach dem Besuche der lateinischen Schule in Calw und des Lyceums in Karlsruhe, das er im Herbste 1842 absolvierte, widmete er sich dem Studium der Theologie und machte seine Studien vom Herbst 1842 bis Ostern 1844 in Tübingen, von da bis Herbst 1846 in Heidelberg. Wegen Krankheit konnte er die theologische Hauptprüfung, die er als erster von acht Kandidaten bestand, erst im Frühjahr 1848 ablegen. Er war sodann zwei Jahre lang als Vikar in Kippenheim tätig und hat von hier aus zugleich auch eine Lehrstelle an der damaligen Höheren Bürgerschule im benachbarten Mahlberg versehen. Später wirkte er als Pfarrverweser in Nimburg, Hochhausen und Wolfenweiler und erhielt an letzterm Orte den Titel und Rang eines Pfarrers. Im Jahre 1855 wurde ihm die Pfarrei Kürzell übertragen, wo er bis zu seiner Berufung in den Oberschulrat, im Jahre 1862, segensreich wirkte. Im Herbste des genannten Jahres siedelte er nach Karlsruhe über. Es war jene hochbedeutsame Zeit, da durch § 6 des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 das öffentliche Unterrichtswesen unter die ausschließliche Leitung des Staates gestellt und durch die landesherrliche Verordnung vom 12. August 1862 die Beaufsichtigung und Leitung des Schulwesens dem neu errichteten Oberschulrat unterstellt worden war. Von der einen Seite mit freudigen Hoffnungen begrüßt, von der anderen mit Mißmut und Übelwollen betrachtet, hatte die junge Behörde, die für das Schulwesen erst neue Gesetze und Verordnungen auszuarbeiten hatte, einen recht schwierigen Stand. Wenn es ihr aber gelang, glücklich über die Übergangsjahre hinüberzukommen, so hatte Armbruster großen Anteil daran, da er als ein Mann des Friedens und der Versöhnung gerne an das Alte und Bestehende anzuknüpfen und es auch nach Möglichkeit zu erhalten und weiterzubilden suchte. Bei der Ausarbeitung der vielen neuen Verordnungen, die sich an das neue Schulgesetz anschlossen, hat er wesentlich mitgeholfen, und auch die drei Teile des Lesebuchs für die badischen Volksschulen sind von ihm bearbeitet worden. Da viel daran lag, im neuen Kollegium über den Stand der Schulen des Landes unmittelbare Kenntnis zu erhalten, hatten die Schulreferenten in den ersten Jahren die Aufgabe, möglichst bald die meisten Schulen selbst zu prüfen. Armbruster hat sich diesen Visitationen in früherer wie späterer Zeit mit großer Sach-

kenntnis unterzogen. Seine Beurteilung war mehr auf die ganze geistige und sittliche Verfassung einer Schule, sowie auf die Wirksamkeit eines Lehrers im ganzen als auf einzelne Kenntnisse gerichtet. Er verstand Wesentliches und Unwesentliches zu scheiden und galt als humaner, rücksichtsvoller Visitator, der gerne die Arbeit eines pflichtgetreuen Lehrers lobte, den Schwachen gegenüber billige Nachsicht zeigte und auch den Tadel in milde Formen zu kleiden verstand. Im Verkehr mit den Lehrern zeigte er nicht bloß sicheren Takt, sondern auch wohlwollende Teilnahme. Jederzeit war es ihm ein rechtes Anliegen, Lehrern, die durch Krankheit oder andere Unglücksfälle in Not geraten waren, durch wirksame Unterstützung zu helfen. Sein Referat erstreckte sich außer den Volksschulen auch über höhere Mädchenschulen, Lehrerbildungs-, Blinden- und Taubstummenanstalten, sowie über das Turnwesen und die Ausbildung der Mädchen in den Handarbeiten, ein außerordentlich weites und vielseitiges Gebiet, das einen Mann voll in Anspruch nahm. Da in all diesen Anstalten neue Organisationen nötig wurden, da besonders die Einführung des Turnens in den Schulen die Ausbildung von Lehrern in diesem Fache nötig machte und die Erteilung eines methodischen Unterrichtes in den Industrieschulen ohne vorgebildete Arbeitslehrerinnen nicht möglich war, so traten große Aufgaben an Armbruster heran, die er aber mit Geschick und so günstigem Erfolge gelöst hat, so daß sein Name mit der Hebung des Unterrichts im Turnen und in den Handarbeiten in unserem Lande aufs innigste verknüpft bleibt. Nicht bloß um das Schulwesen aber hat sich Armbruster große Verdienste erworben, er war auch auf andern Gebieten des kirchlichen und bürgerlichen Lebens vielfach tätig. Fast 30 Jahre lang hat er das Amt eines Kirchenältesten bekleidet und mehrmals hat er die evangelische Stadtdiözese Karlsruhe in der Generalsynode vertreten. Längere Zeit war er auch Stadtverordneter und 23 Jahre lang ist er unausgesetzt als Vertreter des Oberschulrats an den Arbeiten der Abteilung I des badischen Frauenvereins, die wesentlich auf erzieherischem Gebiete liegen, beteiligt gewesen. Im Dienste des Frauenvereins hat er sich auch an der Pflege der Verwundeten im Kriege 1870/71 in reger Weise beteiligt und hierfür das badische Erinnerungszeichen für freiwillige Krankenpflege und die Kriegsdenkmünze, sowie das Ritterkreuz 1. Klasse des Württembergischen Kronen-Ordens erhalten. — Im kirchlichen und politischen Leben huldigte Armbruster liberalen Anschauungen und war ein Freund eines vernünftigen und gemäßigten Fortschritts. Dennoch

war er im Innersten seines Wesens eine durchaus konservative Natur und widerstrebte allem überstürzenden und gewalttätigen Wesen. Er war nicht bloß seiner Gemütsrichtung nach ein Gegner des scharfen und leidenschaftlichen Kampfes, sondern aus innerster Überzeugung, und hat es jederzeit verstanden, mit Leuten der verschiedensten kirchlichen und politischen Richtungen freundlich zu verkehren. — Im Jahre 1852 hatte sich Armbruster mit Mathilde, geb. Doll, Tochter des damaligen Stadtpfarrers Doll in Lahr, verheiratet. Der Ehe entsproßten sechs Söhne und eine Tochter. Im April 1888 wurde ihm die Gattin durch den Tod entrissen, fünf Jahre später folgte er ihr selbst in den Tod nach. Er starb am 13. Dezember 1893. (Beilage zur Karlsruher Zeitung 1893, Nr. 354.)

August Wilhelm Freiherr von Babo

wurde geboren am 28. Januar 1827 zu Weinheim als Sohn des rühmlichst bekannten Önologen und landwirtschaftlichen Schriftstellers Dr. Lambert Joseph Freiherrn von Babo. Den ersten Unterricht erhielt Babo in dem Benderschen Institut zu Weinheim; später besuchte derselbe das Lyceum in Heidelberg und bezog Mitte der vierziger Jahre die Universitäten Heidelberg und Freiburg, woselbst er sich hauptsächlich dem naturwissenschaftlichen Studium widmete. Zu seiner fachwissenschaftlichen Ausbildung besuchte er die landwirtschaftlichen Lehranstalten Hof-Geisberg bei Wiesbaden, Poppelsdorf bei Bonn und Eldena bei Greifswalde. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt Weinheim errichtete Babo daselbst eine landwirtschaftliche Lehranstalt. Nach Verlauf von etwa zwei Jahren verlegte er das Feld seiner Tätigkeit an die polytechnische Schule in Karlsruhe bezw. an den von ihm angelegten landwirtschaftlichen Versuchsgarten. Als im Jahre 1857 ein Konsortium von Kapitalisten das 600 Morgen große Hofgut Lilienthal am Kaiserstuhl mit vorwiegendem Tabak- und Weinbau erwarb, wurde Babo mit der Leitung der dortigen Gutswirtschaft beauftragt, in welcher Stellung er jedoch nicht lange verblieb. Auf Grund seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, der er neben der Praxis oblag, verbreitete sich sein Ruf binnen kurzer Zeit weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, und als im Jahre 1860 auf Veranlassung der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien eine Obst- und Weinbauschule in Klosterneuburg errichtet wurde, erging an Babo der Ruf als Direktor dieser Anstalt. In seinem neuen Wirkungskreis entwickelte Babo eine außerordentliche Tätigkeit; er war nicht nur ein

vortrefflicher Lehrer, der durch seinen leichtverständlichen und fließenden Vortrag seine Zuhörer zu fesseln verstand, sondern besaß auch in hohem Maße die Gabe, in bäuerlichen Kreisen durch seine Sachkenntnis anregend und aufklärend zu wirken. Aus allen Kronländern Österreichs strömten Schüler herbei, so daß die Unterrichtsräume schon binnen wenigen Jahren nicht mehr ausreichten und 1863 zur Vergrößerung der Anstalt geschritten werden mußte, bei welcher Gelegenheit dieselbe vom niederösterreichischen Landtag übernommen wurde. Neben seiner Lehrtätigkeit bemühte sich Babo mit großem Geschick und Erfolg, durch Wort und Schrift in Österreich seinen Ideen über eine rationelle Behandlung der Rebe und deren Erzeugnisse Eingang zu verschaffen. Auch die größeren Weingutsbesitzer, die anfangs seiner Tätigkeit und seinen Bestrebungen mit geteilten Gefühlen bezw. mit Mißtrauen begegneten, faßten allmählich zu ihm Vertrauen und schickten ihre Söhne mit höherer Vorbildung, als sie bisher die Schüler in Klosterneuburg aufzuweisen hatten, an die von Babo geleitete Anstalt, was den Anstoß gab, dieselbe zu einer Mittelschule zu erheben und sie unmittelbar dem k. k. Ackerbauministerium zu unterstellen. Die Erfolge Babos waren inzwischen auch in anderen Ländern nicht übersehen worden und hatten zur Folge, daß derselbe im Jahre 1877 an die k. preuß. Lehranstalt für Obst- und Weinbau zu Geisenheim berufen wurde; günstigere Anerbietungen der österreichischen Regierung bestimmten ihn jedoch zu bleiben bezw. die Berufung abzulehnen. Nach Errichtung der Hochschule für Bodenkultur in Wien im Jahre 1872 wurde Babo an derselben mit der Abhaltung von Vorträgen über Weinbau betraut.

Zahlreiche Bücher, Broschüren, periodische Schriften, Aufsätze ꝛc. liefern ein beredtes Zeugnis von der unermüdlichen Tätigkeit und dem Schaffensdrang Babos, der wohl als der hervorragendste Weinbauer und Weinkenner in Österreich-Ungarn gelten konnte. Von seinen bedeutenderen literarischen Leistungen ꝛc. seien erwähnt: „Der Tabak und sein Anbau 1852", „Das landwirtschaftliche Korrespondenzblatt für das Großherzogtum Baden 1854—1857", „Die Urbarmachung des Hofgutes Lilienthal 1860", „Natur und Landbau 1872—1874", „Handbuch des Weinbaues und der Kellerwirtschaft 1881—1885", „Die Weinlaube 1869—1893", „Illustrierter Weinbaukalender 1872—1893" ꝛc. Gelegentlich der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 bildeten die Mustergärten Babos vielfach das Stelldichein hervorragender Weinzüchter des Deutschen Reiches, Frankreichs ꝛc. Zu Beginn der neunziger Jahre, als

in den Versuchsgärten von Klosterneuburg die Reblaus erstmals entdeckt wurde, schob man mit Unrecht auf Babo die Schuld, dieselbe durch Bezug von amerikanischen Reben eingeschleppt zu haben. Wie unzutreffend dieser Vorwurf war, geht daraus hervor, daß sich die Reblaus in kurzer Zeit in fast allen weinbautreibenden Gegenden der Erde verbreitet hat. Babo ließ es sich auch nach seiner am 1. November des Jahres 1888 erfolgten Zuruhesetzung angelegen sein, allen denen, die sich an ihn um Auskunft wendeten, mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Nach langem schweren Leiden ist Babo in Weidling, wohin er sich nach seiner Zuruhesetzung zurückgezogen hatte, am 16. Oktober 1894 im 68. Lebensjahre verschieden, beweint von seiner in zweiter Ehe ihm angetrauten Gattin, vier Söhnen und einer Tochter. Seine zahlreichen Schüler, die in verschiedenen Berufsstellungen in Österreich-Ungarn tätig sind, betrauerten in ihm ihren vorzüglichen Lehrer und einen der tüchtigsten Praktiker; sie werden ihm stets ein freundliches Gedenken bewahren.

Dr. Deurer.

Lambert Heinrich Joseph Anton Konrad Freiherr von Babo,

Dr. med. Professor der Chemie zu Freiburg i. B. 1854—1883, ausgezeichnet durch gediegene wissenschaftliche Experimentalarbeiten und vorzügliche Konstruktionen von Apparaten, wurde geboren als der Sohn des um die Landwirtschaft hochverdienten Lambert Joseph von Babo (vergl. Bad. Biogr. I, 15) am 25. November 1818 zu Ladenburg am Neckar. Dort verlebte er die ersten Jugendjahre. Seine Mutter verlor er früh, und als der Vater sich wieder verheiratete, siedelte er mit ihm nach Weinheim über, wo seine Erziehung gemeinsam mit der seiner Stiefbrüder durch den im Hause lebenden alten Jugenderzieher des Vaters, Dr. Batt, geleitet wurde. Dieser, ein Mann von vielseitigem Wissen, war von großem Einfluß auf die geistige Entwicklung des für Hohes und Schönes sich leicht begeisternden Knaben und legte den Grund zu einer auch im späteren Leben oft betätigten idealen Lebensanschauung. Da der Erzieher auch über naturwissenschaftliche Kenntnisse verfügte, so fehlte es auch in dieser Richtung nicht an frühzeitigen Anregungen, zumal des Vaters Tätigkeit für die Landwirtschaft sich oft auf dem Boden der Naturforschung bewegen mußte. Die weitere Vorbildung erlangte er zunächst in dem Benderschen Institut zu Weinheim,

wo er bereits mit seinem späteren Fachkollegen (s. u.) R. Fresenius bekannt und befreundet wurde. Etwa im 16. Lebensjahre trat er in das Lyceum zu Mannheim ein, nach dessen Absolvierung er Michaelis 1837 die Universität Heidelberg bezog, um Medizin zu studieren. Schöne und frohe Semester verlebte er hier im Verein mit einer Schar gleichgesinnter Jugendgenossen (wir nennen nur die Namen der Mannheimer Freunde Behaghel, Jolly, Scipio). In den Mußestunden wurde eifrigst seiner Lieblingsneigung, der Musik, gehuldigt. Im Sommersemester 1840 studierte er in München, wo er sich eingehend mit der neuen, großes Aufsehen erregenden Erfindung der Daguerrotypie beschäftigte. Sein im späteren Leben oft bekundetes Interesse für den photographischen Prozeß leitet sich aus jener Zeit her. Das medizinische Doktorexamen bestand Babo den 29. Oktober 1842 in Heidelberg. Inzwischen war jedoch seine Neigung zu der Chemie immer mehr zur Herrschaft gelangt, wozu auch der Einfluß des hervorragenden Lehrers der Chemie, Leopold Gmelin, in dessen Haus er freundschaftlich verkehrte, beigetragen hatte. Er widmete sich von nun an ganz diesem Fach und ging daher Ostern 1843 noch ein Semester zu Liebig nach Gießen, wo er wieder mit früheren Freunden, wie mit Fresenius, Will zusammentraf, und neue freundschaftliche Beziehungen, wie mit A. W. Hofmann, anknüpfte. Mit Fresenius gemeinsam führte er dort seine erste chemische Arbeit aus über den Nachweis des Arsens in Vergiftungsfällen. Hierauf ging Babo nach Freiburg i. B., wo er eine bleibende Stätte akademischer Wirksamkeit suchte und fand. Er arbeitete zuerst bei dem Chemiker Fromherz, dessen Assistent er 1844 wurde, habilitierte sich den 27. März 1845 an der Universität und errichtete mit bedeutenden persönlichen Opfern ein Privatlaboratorium. Im Jahr 1847 gründete er sich auch ein häusliches Heim, indem er sich mit Fräulein Elise Baumgärtner, Tochter des Geheimerats und Hofgerichtspräsidenten Fr. Baumgärtner in Freiburg, zu einer glücklichen Ehe verband, welcher zwei Söhne und eine Tochter erwuchsen. Babo wurde im November 1853 interimistischer und den 16. Juni 1854 zugleich mit seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor definitiver Leiter des chemischen Universitätslaboratoriums als Nachfolger von Fromherz, den 16. März 1859 ordentlicher Professor der Chemie in der medizinischen Fakultät. Für das Jahr 1865/66 zum Prorektor erwählt, verfaßte er zu der Geburtstagsfeier des Großherzogs Friedrich eine Abhandlung „über die Chemie als Bildungsmittel des Arztes", aus deren

Einleitung man den Schüler Liebigs wiedererkennt. Treu wirkend und lehrend an der Universität, der Wissenschaft dienend durch neue Methoden, die er ersann, viel beschäftigt als Examinator, als Sachverständiger durch gerichtliche Untersuchungen, erfüllte er seinen Beruf bis zum Jahr 1883, in welchem er (den 15. Okt.) die von ihm erbetene Pensionierung erhielt. Seine damals bereits leidende Gesundheit ließ ihn befürchten, der bevorstehenden durchgreifenden Reorganisation des chemischen Unterrichtes, welche eine Folge der modernen Umgestaltung der chemischen Anschauungen war, nicht mehr in vollem Maße entsprechen zu können. Der aus dem aktiven Dienst Scheidende wurde seitens der deutschen chemischen Gesellschaft durch die Wahl zum auswärtigen Vizepräsidenten für das Jahr 1884 geehrt. Der Großherzog verlieh ihm den Titel „Geheimer Hofrat" und später gelegentlich des 50jährigen Doktorjubiläums den Titel „Geheimer Rat". Babo siedelte nach seiner Pensionierung nach Karlsruhe über und wohnte im Sommer regelmäßig auf seinem Erbgut Frauenalb. Dem milden Klima und der guten Luft dieses freundlich gelegenen Kurortes ist es wohl zu danken, daß er sich noch eine Reihe von Jahren hindurch körperlich und geistig verhältnismäßig rüstig erhielt. Wie schon in Freiburg in seinem geselligen Hause, versammelte sich auch oft in Frauenalb um ihn ein Kreis von Freunden und Verwandten; wie dort, so wurde auch hier die Musik eifrig gepflegt, die ihm ein Labsal bis in die letzten Tage seines Lebens blieb. Sein wissenschaftliches Interesse erkaltete nie und gerne ließ er sich über bedeutendere Fortschritte auf dem Gebiet der Physik und Chemie berichten. Besondere Freude erregte ihm der gewaltige Fortschritt der Elektrotechnik, da die Nutzbarmachung der Naturkräfte zur Erzeugung von Elektrizität ein von ihm schon in Freiburg vielbesprochenes Kapitel bildete, wie er auch schon selbst versucht hatte, kleine Dynamomaschinen zu konstruieren. — Babo starb in Karlsruhe den 15. April 1899 an den Folgen eines Schlaganfalles, nachdem ihm seine Gemahlin fünf Jahre vorher in die Ewigkeit vorangegangen war. — Mit Babo schied ein Mann von edlem, uneigennützigem und offenem Charakter. Die lebhafte, zuweilen selbst etwas heftige Art, mit welcher er für seine Überzeugung eintrat, entsprang derselben Wärme der Empfindung, welche ihn der Freundschaft so zugänglich und so geneigt machte, andern mit Rat und Tat zur Hand zu gehen. Mit vielen seiner Freiburger Kollegen stand er daher in jenem idealen Freundschaftsverhältnis, durch welches sich die akademische Gemeinsamkeit zu einer so fruchtbringenden zu ge-

stalten vermag, und ebenso angenehme, durch öfteren Besuch erneuerte Beziehungen unterhielt er zu seinen Heidelberger, Karlsruher, Basler Kollegen, von denen wir nur Bunsen, Kirchhoff, Eisenlohr, Lothar Meyer, Engler, Schönbein nennen. — Überblickt man die wissenschaftlichen Leistungen Babos, so erkennt man eine Mannigfaltigkeit, die dadurch erklärlich wird, daß seine Wirksamkeit zusammenfiel mit dem Aufblühen der Chemie unter Liebigs Einfluß, mit einer Zeit also, in welcher sich dem chemischen Forscher die verschiedensten Gebiete für experimentelle Studien eröffneten. Für das Experiment selbst zeigte Babo besondere Neigung und Begabung. Aber die technischen Hülfsmittel, das Handwerkszeug des Chemikers, waren noch zu wenig ausgebildet. Babo griff aufs nützlichste in die Entwicklung der Chemie schon dadurch ein, daß er die Zahl jener Hülfsmittel oder Apparate vergrößerte, und noch heute sehen wir viele derselben in Laboratorien im Gebrauch, wie Gasentbindungsapparate, Kochtrichter, Perlöhren u. s. w. Die allgemeine Einführung des Leuchtgases hat auch ihn veranlaßt, dasselbe für Laboratoriumszwecke nutzbar zu machen, wie z. B. durch die Konstruktion des Verbrennungsgasofens für Elementaranalyse, eines Explosionsofens und eines Thermoregulators zu demselben. Die in physiologischen Instituten jetzt unentbehrliche Laboratoriumszentrifuge war — freilich in der einfachsten Form — schon von ihm konstruiert und wurde viel zum Filtrieren benützt. Auf dem Gebiet der organischen Chemie wandte er sich mit Vorliebe der komplizierten Körpergruppe der Alkaloide zu. Mit Hirschbrunn zerlegte er das als Sulfozyanat aus dem weißen Senf gewonnene Sinapin in Sinapinsäure und Sinkalin. Da das letztere identisch mit dem Cholin, so haben Babo und Hirschbrunn diese physiologisch wichtige Base bereits unter Händen gehabt. Im Verein mit Keller entdeckte er die Piperinsäure als ein Produkt der Spaltung des Piperins des Pfeffers. Aus dem Zinchonin erzeugte er durch die Kraft des elektrischen Stromes das Chinolin. Für die Gewinnung von Aldehyd und von Furfurol verbesserte er die Darstellungsmethoden. Hervorragend und originell sind diejenigen seiner Arbeiten, bei welchen die Lösung des wissenschaftlichen Problems sich in der Konstruktion eines zweckentsprechenden Apparates zuspitzte. Dahin gehört eine ältere Studie über die Spannkraft des Wasserdampfes in Salzlösungen, deren Resultate für die theoretische Physik von Bedeutung geworden sind, namentlich aber die große Untersuchung über die Natur des Ozons. Dieselbe wurde angeregt durch eine Aufforderung Bunsens auf der Naturforscher-

versammlung zu Karlsruhe (1858), wo Babo einen Apparat zur Erzeugung von Ozon (mit Hülfe von Phosphor) vorgezeigt hatte, den er später durch einen dem Siemensschen ähnlichen Apparat ersetzte. Durch neue eingehende Untersuchungen, welche mit Claus zusammen fortgesetzt wurden, stellte er in fundamentaler Weise die Bedingungen der Ozonbildung, den Einfluß der Feuchtigkeit, der Temperatur, des Druckes auf dieselbe fest und ermittelte das erreichbare Maximum der Ozonisation des Sauerstoffs. Die bereits von Andrews und Tait beobachtete Verdichtung des Sauerstoffs bei der Ozonbildung wurde bestätigt. Er erwarb sich ferner ein Verdienst durch seine Stellungnahme zu der Frage der Existenz eines Antozons. Die hierüber ausgeführten Versuche machten es wahrscheinlich, daß ein solches nicht existiert, ein Schluß, der durch die neusten Untersuchungen über den Gegenstand bestätigt worden ist. Das schon oben erwähnte Interesse Babos für den photographischen Prozeß regte ihn an zu manchen Versuchen über denselben. Wie sehr er bemüht war, die Photographie für die wissenschaftliche Forschung nutzbar zu machen, beweist sein wohlgelungener Versuch der stereoskopischen Darstellung mikroskopischer Gegenstände. Mit J. Müller wies er die Fluoreszenz erregende Eigenschaft des Schwefelkohlenstoff-Blitzlichtes nach. Das Spektrum desselben photographiert, zeigte zwei gelbe und eine grüne Linie. Babo war auch bestrebt, sein Wissen nach praktischen Richtungen nutzbar zu machen und stellte den Fabrikanten seines Heimatsortes, welche seine Erfahrung in Anspruch nehmen wollten, diese gerne zur Verfügung. Zuweilen berührten seine Untersuchungen, einer aus Jugendeindrücken erklärlichen Vorliebe folgend, auch das landwirtschaftliche und önologische Gebiet. So führten ihn seine früheren Studien über das Verhalten des Wasserdampfes zu einer Untersuchung über die Eigenschaft der Ackererde, den Wasserdampf der Luft zu absorbieren. Er machte hierbei die merkwürdige, später auch von Stellwaag bestätigte Beobachtung, daß vorgetrocknete Ackererde, wenn sie rasch in einen feuchten Raum übergeführt wird, sich infolge der Verdichtung von Wasserdampf oft um mehrere Grade erwärmt. Dieses Verhalten bietet einen gewissen Schutz gegen zu starke Abkühlung in klaren Nächten, welcher besonders für tropische Gebiete von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein dürfte. Die Praxis der Weinbereitung förderte er durch die Konstruktion der bekannten „Mostpeitsche“, einer auf Zentrifugalkraft beruhenden einfachen Einrichtung zum Lüften des Mostes. Zuweilen wurden in seinem Laboratorium — wie z. B. durch Famintzin

— auch Untersuchungen über den Reifeprozeß der Weintrauben ausgeführt. Die rapide Entwicklung, welche in jenen Jahren die moderne Strukturtheorie nahm, vermochte den vorwiegend dem exakteren Experiment geneigten Forscher weniger zu fesseln. Daß die neue Lehre in seinem Kollegen und früheren Assistenten Claus einen enthusiastischen Vertreter gefunden hatte, war für ihn insofern von Vorteil, als er seine Erfindungsgabe nun um so mehr durch die Konstruktion physikalisch-chemischer Apparate betätigen konnte. In der Tat weisen seine letzten Freiburger Jahre noch einige schönen Leistungen nach dieser Richtung auf. Dahin gehört seine meisterhaft konstruierte, selbsttätige Wasserquecksilberluftpumpe, welche für alle späteren Erfindungen dieser Art vorbildlich wurde. Dasselbe Geschick bewährte sich nochmals bei einer mit seinem Freund und Kollegen E. Warburg gemeinsam ausgeführten Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Viskosität und Dichtigkeit bei flüssigen, insbesondere gasförmig flüssigen Körpern. Über die Mehrzahl seiner Untersuchungen und Erfindungen hat Babo in der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B. berichtet. Wenn auch von vielen kleineren Mitteilungen nur der Titel überliefert ist, so bestätigen sie doch in ihrer Gesamtheit die oben bereits erwähnte Mannigfaltigkeit der Untersuchungsrichtungen, welche viele Chemiker kennzeichnet, die den so vielseitigen Anforderungen jener Periode ihrer Wissenschaft zu entsprechen suchten. (Vgl. Ber. d. Verhandl. d. naturf. Ges. zu Freiburg i. B. Bd. I [1855] — VIII [1882]. Die wichtigeren Abhandlungen s. Liebigs Annalen d. Chemie u. Pharm. Bd. 49, 82, 84, 85, 140, Suppl. Bd. II. Poggendorffs Annalen 97, Wiedemanns Annalen 17, Journ. f. prakt. Chemie Bd. 72, Ber. d. Deutschen chem. Ges. Bd. 12, 13, Nekrolog s. das. Bd. 32 und Chem. Ztg. [Koethen] 1899 Nr. 33. Vgl. ferner: Allg. Deutsche Biographie Bd. 46, Nachträge.) A. Emmerling.

Großherzogliches Haus Baden.

Ludwig Wilhelm August, Prinz und Markgraf von Baden, wurde am 18. Dezember 1829 zu Karlsruhe als der dritte Sohn des Markgrafen und nachmaligen Großherzogs Leopold geboren. Herangewachsen unter der treuen Obhut der Eltern und im blühenden Kreise zahlreicher Geschwister hat sich der Prinz schon frühzeitig der Laufbahn des Soldaten zugewendet. Noch vor vollendetem achtzehnten Lebensjahre wurde Prinz Wilhelm durch Allerhöchsten Befehl vom 27. November 1847 in der Charge eines Leutnants dem Badischen

Leibinfanterieregiment zugeteilt. Im Jahr 1849 trat er als Premierleutnant in die preußische Armee über und verbrachte die nächsten Jahre, und damit auch die Zeit der aufständigen Bewegungen, außerhalb des Landes zu. Zunächst im ersten Preußischen Garderegiment zu Fuß und seit 1854 in der Gardeartillerie durchlief der seinem Berufe mit ganzer Seele ergebene Prinz rasch die Folge der militärischen Chargen, und schon im Jahre 1862 wurde ihm als Generalmajor das Kommando der Gardeartilleriebrigade übertragen. Noch im gleichen Jahre à la suite der Armee gestellt, kehrte er in die Heimat zurück. Bald darauf zum Generalleutnant und Generalinspektor der badischen Truppen ernannt, übernahm er im November 1865 das bis dahin vom Großherzog Friedrich geführte Generalkommando über das Badische Armeekorps. Als Baden durch die Verhältnisse genötigt war, zum Kriege von 1866 sich den Gegnern Preußens anzuschließen, entschloß sich Prinz Wilhelm unter Hintansetzung durch seine bisherige Laufbahn gewonnener persönlicher Gesinnungen, aber in klarer Erfassung und strenger Erfüllung der soldatischen Pflicht, die Führung der badischen Felddivision zu übernehmen. Das Schicksal des Feldzugs war bereits in Böhmen entschieden, bevor die badischen Truppen zur Aktion kamen. Die Gefechte, an welchen teilzunehmen sie noch berufen waren, konnten eine Bedeutung für den Ausgang nicht mehr in sich tragen. Auch nach dem Friedensschluß behielt Prinz Wilhelm das Kommando über die badischen Truppen, bis er auf wiederholtes Ansuchen durch Allerhöchsten Befehl des Großherzogs vom 21. April 1869 desselben unter Anerkennung treuer und guter Dienste enthoben wurde. Aber noch war dem Prinzen ein glänzender, ruhmreicher Abschluß seiner militärischen Laufbahn beschieden. Als im Jahre 1870 die Nation zum Kampfe um Deutschlands Einheit zu den Waffen eilte, wollte auch Prinz Wilhelm Blut und Leben für dieses Ziel einsetzen, bereit, selbst ein Kommando von geringerem Umfang zu übernehmen. Auf sein Ansuchen wurde danach dem Prinzen der Befehl über die erste Badische Infanteriebrigade im Oktober 1870 übertragen. Unter seiner Führung hat die Brigade in dem an Gefahren und Erfolgen reichen Feldzug des Werderschen Korps in Burgund ruhmvollen Anteil errungen, vor allem bei der Einnahme von Dijon und im Gefechte bei Nuits. Hier hat der Prinz am 18. Dezember 1870, am Tage, da er sein 41. Lebensjahr vollendete, den schönsten Lorbeer des Soldaten gewinnen und eben, da er seine Truppen zu siegreichem Angriff dem Feinde entgegenführte, sein Blut

für das Vaterland vergießen dürfen. Von einer Kugel schwer am Kopfe verwundet, mußte er das Schlachtfeld verlassen. Nach dem Frieden führte der Prinz kein aktives Kommando mehr. Von Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1873 zum General der Infanterie ernannt, verblieb er Chef des 4. Badischen Infanterieregimens Nr. 112 und wurde in der Folge à la suite des 1. Garde-Feldartillerieregiments und außerdem des 1. Badischen Leib-Grenadierregiments Nr. 109 gestellt. Noch während der Prinz an der bei Nuits erhaltenen Wunde danieder lag, wurde er zum Reichstage des neuerkämpften Deutschen Reiches als Abgeordneter des Wahlbezirks Karlsruhe-Bruchsal gewählt. Prinz Wilhelm hat sich im Reichstage, welchem er bis zum Jahre 1877 angehörte, einer Gruppe gleichgesinnter, edeldenkender, zum Teil den höchsten Kreisen der Nation entstammter Männer angeschlossen, welche rückhaltlose Hingabe an Kaiser und Reich in dem für die Partei gewählten Namen der Reichspartei zum Ausdruck brachten. Aber auch dem Wohle des badischen Heimatlandes hat Prinz Wilhelm jederzeit volles und warmes Interesse gewidmet. Durch Geburt Mitglied der Ersten Kammer hat der Prinz durch lange Jahre hindurch und noch zuletzt auf dem außerordentlichen Landtage im Januar 1897 deren Verhandlungen als Präsident geleitet. Dieses Amtes hat derselbe mit strengem Gerechtigkeitssinn und in der ihm eigenen aus vornehmer und zugleich wohlwollender Gesinnung hervorgegangenen freundlich entgegenkommenden Weise gewaltet, und damit die dauernde Verehrung und Dankbarkeit der zur gemeinsamen Mitarbeit Berufenen gewonnen. In den Jahren 1855 und 1856 begab sich Prinz Wilhelm nach Rußland, um den Großherzog bei der Beisetzung des Kaisers Nikolaus I. und bei der Krönung des Kaisers Alexander II. zu vertreten. Wenige Jahre später schloß sich der Prinz dem Hauptquartier der zur Unterwerfung des Kaukasus formierten russischen Armee an. Zu Beginn des Jahres 1863 begab sich der Prinz abermals an das Russische Hoflager; dieses Mal aber, um den Bund der Ehe mit der Prinzessin Marie Maximilianowna, Herzogin von Leuchtenberg, Prinzessin Romanowsky, einzugehen und, nach der am 11. Februar 1863 im Winterpalais zu St. Petersburg vollzogenen Vermählungsfeier, die erlauchte Gemahlin in die neue Heimat zu führen. Zwei Kinder sind aus diesem Ehebund entsprossen, Prinzessin Marie, Gemahlin des Erbprinzen Friedrich von Anhalt, Herzogs zu Sachsen, und Prinz und Markgraf Maximilian. In der am 13. Februar 1888 begangenen Feier der silbernen Hochzeit hat der Segen, welcher über

diesem Hausstande waltete, einen freundlichen und zutreffenden Ausdruck gefunden. Zum 18. Dezember 1895, dem 25. Jahrestage von Nuits, verlieh Kaiser Wilhelm II. dem Prinzen den Orden pour le mérite. Aus allen Gauen des Landes waren die Veteranen zur Feier dieses Erinnerungstages nach der Residenz zusammengekommen. Der Jubel und die Begeisterung, welche die ritterliche Gestalt des Prinzen beim Eintritt in die festliche Versammlung empfingen, durften dem Gefeierten eine Bestätigung der Liebe und Verehrung bieten, welche Prinz Wilhelm sich in allen Kreisen des Volkes erworben hatte. Schon längere Zeit hatte sich bei dem Prinzen ein Halsleiden entwickelt, infolgedessen eine im März 1897 eingetretene katarrhalische Erkrankung einen bedenklichen Charakter annahm. Nach vorübergehender Besserung erfolgte am 25. April eine neue Erkrankung, welche bei rascher Abnahme der Herztätigkeit zum Tode führte. Am 27. April, morgens 6 Uhr, entschlief Prinz Wilhelm, umgeben von den Allerhöchsten Herrschaften, seiner Gemahlin und seinen Kindern, sanft, nachdem er sein Leben auf 67 Jahre 4 Monate und 10 Tage gebracht hatte. (Karlsruher Zeitung 1897. Nr. 203.)

Marie Amalie, Fürstin zu Leiningen, Prinzessin von Baden, wurde am 20. November 1834 zu Karlsruhe als zweite Tochter des Großherzogs Leopold von Baden und seiner Gemahlin Sophie geboren. Sie genoß eine sehr sorgfältige Erziehung und wurde durch hervorragende Kräfte unterrichtet. Beachtenswert war ihre Begabung für Malerei (Lehrer: Galeriedirektor J. C. Frommel) und Musik (Lehrer: F. Haunz und J. W. Kaliwoda). Im Klavierspiele brachte sie es bald zu einer großen Vollkommenheit. Am 28. April 1858 erfolgte ihre Verlobung mit dem Fürsten Ernst zu Leiningen, und zwar zu Gotha, gelegentlich eines Besuches bei ihrer älteren Schwester, der Herzogin Alexandrine. Die Vermählung des jungen Paares fand am 11. September desselben Jahres im Residenzschlosse zu Karlsruhe statt. Der von keinerlei politischen Rücksichten eingegebenen Verbindung war doch insofern eine politische Bedeutung nicht abzusprechen, als sie jene unangenehme Erinnerung an die im Jahre 1806 durch Baden erfolgte Annektierung des Fürstentums Leiningen austilgte und somit nach dem Empfinden der Bevölkerung gleichzeitig einen erfreulichen Friedensschluß darstellte. Am 19. September 1858 hielten die Neuvermählten ihren feierlichen Einzug in Amorbach, der Bayerischen Residenz der Fürsten zu Leiningen. Da Fürst Ernst wegen seiner nahen verwandtschaftlichen

Beziehungen zum englischen Königshause von Jugend auf der englischen Marine angehörte, folgte ihm seine Gemahlin schon im Herbste 1858 nach England. Mit herzlicher Liebe, besonderer Wertschätzung und wahrhaft mütterlicher Fürsorge wurde sie dort von der Königin Viktoria aufgenommen. Die damals zwischen den beiden hohen Frauen angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen gewannen mit den Jahren nur an Innigkeit und wurden erst durch den Tod gelöst. Nachdem der Herbst 1860 und das ganze Jahr 1861 wieder in Deutschland zugebracht worden waren, siedelte das fürstliche Paar im Frühjahre 1862 nach La Valetta auf der Insel Malta über, wo Fürst Ernst ein höheres Kommando übernahm. Erst nach einem vollen Jahre, im April 1863, trat die Fürstin die Rückreise nach England an. Am 24. Juli 1863 schenkte sie dort, und zwar zu Osborne auf der Insel Wight, einer Tochter das Leben, welche die Namen Alberta Viktoria Sophie Ernestine Marie erhielt. Die folgenden Jahre wurden nun teilweise in England, teilweise in Deutschland verlebt. Zu Osborne erblickte auch das zweite Kind des fürstlichen Paares, der Erbprinz Emich Eduard Karl, am 18. Januar 1866 das Licht der Welt. Eine längere Reise des Jahres 1877 führte die Fürstin auf mehrere Monate nach Rom und Neapel: ein Aufenthalt, dessen großartige Eindrücke ihrem feinen Kunstsinn die reichste Anregung und Befriedigung gewährten. Selbst von den interessantesten Fahrten in fremde Meere und Länder kehrte sie aber immer wieder gern in ihre deutsche Heimat zurück. Das kleine, verkehrsarme Amorbach mit seinem einfachen, aber behaglichen Winterpalais und die in tiefe Waldeinsamkeit vergrabene fürstliche Sommerresidenz Waldleiningen liebte sie über alle Maßen. Auch nach ihrer Vaterstadt Karlsruhe fühlte sie sich stets von neuem hingezogen. Mindestens einen kurzen Besuch stattete sie alljährlich ihren hohen Verwandten ab. Während der Jahre 1878—1884, in welchen Zeitraum der Besuch des Karlsruher Gymnasiums durch den Erbprinzen fällt, wurde die fürstliche Hofhaltung regelmäßig auf einige Monate dorthin verlegt. Hier war es auch, wo zu Ostern 1880 die Konfirmation der Prinzessin Alberta gefeiert wurde: ein schönes, weihevolles Fest, das leider für die Fürstin den Höhepunkt ihres Glückes bilden sollte. Schon kurze Zeit danach stellte sich bei der jugendlich zarten Prinzessin ein gefährliches Augenleiden ein, das allen Bemühungen hervorragender Spezialisten spottete und schließlich nach Jahren mit dem völligen Verluste der Sehkraft endete. Obwohl die Kranke ihr schweres Schicksal mit

rührender Ergebung ohne jede Klage trug, litt das Herz der Mutter unsäglich darunter. Nur noch einmal, vom Sommer 1885 bis zum Frühjahre 1887, nahm das fürstliche Paar längeren Aufenthalt im Auslande, und zwar zu Sheerneß an der Themsemündung, wo der Fürst den Posten eines kommandierenden Admirals bekleidete. Die darauffolgenden Jahre wurden größtenteils in stillster Zurückgezogenheit zu Amorbach und Waldleiningen verlebt. Ein seit längerer Zeit aufgetretenes Herzleiden machte der Fürstin die größte Schonung zur Pflicht. Der zweimalige Besuch des Bades Nauheim in den Jahren 1895 und 1897, sowie eine mehrwöchentliche Kur zu Baden-Baden im Herbst 1899 brachten ihr zwar eine vorübergehende Besserung, nicht aber die ersehnte Genesung. Das Glück und die Freude ihres Alters war die im Jahre 1894 erfolgte Vermählung ihres einzigen Sohnes mit der Prinzessin Feodora zu Hohenlohe-Langenburg und das Heranwachsen und Gedeihen der aus dieser Verbindung entsprossenen blühenden Kinder. In dem weltfernen Waldleiningen war es, wo sie nach kaum vollendetem 65. Lebensjahre am Abend des 21. Novembers 1899 ihre Augen für immer schloß. Wenige Tage später, am 24. November, wurden daselbst ihre irdischen Überreste im engsten Familienkreise in der fürstlichen Gruft unter der Schloßkapelle beigesetzt. Von den auswärtigen Verwandten des fürstlichen Hauses wohnten der Großherzog, die Großherzogin und Prinz Karl von Baden, sowie der Fürst zu Hohenlohe-Langenburg der stillen Trauerfeier bei. Zur Seite der Fürstin ruht jetzt ihre treue, schwergeprüfte Tochter Alberta, die schon am 30. August 1901 der Mutter im Tode folgte. — Fürstin Marie war von der Natur mit den reichsten Gaben des Körpers, des Geistes und des Gemütes ausgestattet. Wie ihre zahlreichen Jugendbilder beweisen, war sie als Braut und junge Frau eine überaus anmutige, liebreizende Erscheinung. Aber auch in ihren späteren Jahren stand jeder, der ihr persönlich nahen durfte, unter dem Zauber ihrer feingeschnittenen, edlen und hoheitsvollen Züge. Bei aller Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit ihres Wesens verriet doch jeder Zoll an ihr die Fürstin. Ihr reicher, lebendiger Geist folgte allen wichtigen Ereignissen des öffentlichen Lebens mit dem größten Interesse. An keiner bedeutenderen Erscheinung der Literatur und Kunst ging sie achtlos vorüber. Die Musik pflegte sie mit besonderer Liebe und Begeisterung. Ihr edles, wahrhaft frommes Herz nahm an dem Wohl und Wehe ihrer engeren und weiteren Umgebung, ja der gesamten Bevölkerung ihrer Heimat den wärmsten und innigsten Anteil.

Großmütig und zartfühlend übte sie unablässig die christliche Tugend der Wohltätigkeit. Oftmals pflegte sie zu sagen: „Wenn ich von der Bedürftigkeit der Menschen überzeugt bin, helfe ich von Herzen gern". Manchem angehenden Künstler, Schriftsteller und Gelehrten ermöglichte sie durch reichliche Zuwendungen die Vollendung seines Bildungsganges. Der armen Bevölkerung des Odenwaldes war sie ein Trost und Hülfe bringender Schutzengel. Eine ihrer schönsten Charaktereigenschaften aber war die unauslöschliche Dankbarkeit, mit der sie nicht nur aller Wohltaten und Liebesbeweise ihrer Eltern und Verwandten, sondern auch der oftmals nur bescheidenen Dienste gedachte, die ihr in ihrem Leben durch Lehrer oder Erzieher, Beamte oder Bedienstete in Treue geleistet worden waren. Schreiber.

Fürstin Josephine von Hohenzollern, geb. Prinzessin von Baden, wurde als Tochter des Großherzogs Karl von Baden und der Großherzogin Stephanie am 21. Oktober 1813 in Karlsruhe geboren. Eine treffliche Jugendbildung legte den tiefen fruchtbaren Grund zu jenem Schatz von Kenntnissen, jenem feinen, künstlerischen Geschmack, zu Sicherheit und Ruhe des Urteils, die alle, die der Fürstin nahe stehen durften, so sehr bewunderten. Die Prinzessin vollendete gerade ihr 21. Lebensjahr, als ihre Vermählung an ihrem Geburtstag mit dem damaligen Erbprinzen Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen im großherzoglichen Schlosse zu Karlsruhe in Gegenwart der nächsten beiderseitigen Anverwandten stattfand, — die sechste, welche zwischen dem badischen Hause und den Hohenzollern geschlossen wurde. Der Jubel der hohenzollerschen Bevölkerung empfing die jugendschöne, badische Prinzessin, als sie an der Seite ihres Gemahls am 1. November 1834 im Schlosse zu Krauchenwies eintraf. Einen schöneren Verein, ein innigeres Zusammenleben hat es nie gegeben. Die Fürstin nahm an allen Ideen und Entwürfen ihres Gemahls den regsten, unermüdeten Anteil. Mit ihrer geistigen Klarheit verfolgte sie alle Ereignisse der Zeit, besonders seit Fürst Karl Anton, durch das besondere Vertrauen des damaligen Prinzregenten Wilhelm dazu berufen, die Präsidentschaft des preußischen Ministeriums, des Ministeriums der neuen Ära, übernommen hatte. Wenn sie naturgemäß auch nicht durch irgendwelche Einmischung auf die Leitung der Dinge Einfluß geübt hat, so bot doch ihre harmonische Auffassung und Anschauung nach vielen Richtungen dem Fürsten Stütze und Erholung, die dieser nur im häuslichen Kreise fand. Daneben hat

sie mit ängstlicher, liebender Sorgfalt über ihren Gemahl gewacht, als seine Gesundheit infolge der vielseitigen und rastlosen Tätigkeit zu wanken begann und ihn fern von Berlin 1861/62 auf den Hyerischen Inseln Genesung und Erholung von schwerer Krankheit zu suchen zwang. Und mehr noch als in dieser Zeit ist sie später, als ein immer bedrohlicher sich entwickelndes Fußleiden ihrem Gemahl schließlich jede Bewegung verbot und ihn an den Rollstuhl fesselte, ihm die treueste Genossin gewesen. Schon 1852 hatte der Fürst als Kommandeur der 14. Division und bald darauf in der Stellung als Generalleutnant in Düsseldorf im „Jägerhof" seinen Wohnsitz genommen; seit 1863 weilte er dort als Militärgouverneur der Rheinprovinz bis nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges. Während dieser Zeit waren die Salons des fürstlichen Hofes den hervorragenden Düsseldorfer Meistern wie Vautier, Camphausen, Achenbach u. s. w. zu jeder Zeit geöffnet, der fürstliche Hof war der Mittelpunkt aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen: der Jägerhof wurde von den ersten Malern der Zeit mit weit berühmten Bildern geschmückt; die meisterhaften Gemälde der Helden des siebenjährigen Krieges von Camphausen, die durch den Stich allgemein bekannt geworden sind, wurden z. B. für den Jägerhof gemalt. Auch an dem, was später in Sigmaringen an Sammlung von Kunstwerken geschah, nahm sie den regsten Anteil, und wie in ihrem Beisein Ideen und Entwürfe zu neuen Werken entstanden, so erwuchsen manche dieser Werke selbst unter ihren Augen. Unter ihrer prüfenden Mitwirkung ist das berühmte fürstliche Museum mit zahlreichen edlen Werken der Kunst geschmückt worden, füllten sich alle übrigen Räume mit trefflichen Bildern und Skulpturen, Porphyr- und Marmorvasen und Statuen, Ornamenten u. s. w. Sie hatte für die verschiedensten Erscheinungen auf geistigem Gebiet bei ihrer vielseitigen und tüchtigen Bildung offenes Auge und reges Interesse. Das lebendige, beruhigende Bewußtsein ihrer Stellung hielt sie aufrecht, als tief schmerzliche Ereignisse, doppelt fühlbar dem empfindenden Mutterherzen, sie auf harte Proben stellten, so bei dem am 17. Juli 1859 erfolgten unerwarteten Tode ihrer mit dem Könige Pedro V. von Portugal vermählten Tochter, der Prinzessin Stephanie, dann als ihr dritter Sohn, Prinz Anton, bei Königgrätz im tapferen Kampfe tödlich verwundet worden war. Unverweilt eilte Fürstin Josephine in echt mütterlicher Herzenssorge an das Schmerzenslager ihres Sohnes, und in ihren Armen hauchte er am 5. August 1866 im Lazarett zu Königinhof seine Helden-

seele aus. Er hat den Tod mit den Worten gegrüßt: „Ich preise die Vorsehung, welche wiederum den Sieg mit dem Blute eines Hohenzollern besiegelt hat, und mein Geschick, dem die Ehre vergönnt ist, für die Sache des Vaterlandes zu fallen“. In der Tat, der nationalgesinnte, aufopferungsvolle Sohn seines nationalgesinnten, aufopferungsvollen Vaters, der im Augenblicke, da er, dem einzigen großen Ziele zustrebend, seine Erblande dem König von Preußen abtrat, seinen Untertanen die Worte zurief: „Soll das Verlangen aller wahren Vaterlandsfreunde erfüllt werden, soll die Einheit Deutschlands aus dem Reiche der Träume in Wirklichkeit treten, so darf kein Opfer zu groß sein. Ich lege hiermit das größte, welches ich bringen kann, auf dem Altar des Vaterlandes nieder. . . .“ — Eine nicht geringe Sorge war es der Mutter, als ihr zweiter Sohn, Prinz Karl, dem Rufe folgte, der am 20. April 1866 durch die Wahl der Bevölkerung Rumäniens und die Proklamation der Statthalterschaft an ihn ergangen war. Wohl hat sie mit freudigem Stolze es erlebt, wie in kraftvollem Ringen und zielbewußter Arbeit ihr Sohn sein Volk aus dem Wirrsal unablässiger Stürme und innerer Zerrissenheit errettet, sein Land zur Einheit geführt und zum Königtum erhoben, ihm einen unerhörten Aufschwung auf allen Gebieten gegeben hat. Und dann sollte auch ihr ältester Sohn in ähnlicher Weise dem schönen Familienkreise entrissen werden, als er sich nach ernster Beratung und sorgfältiger Erwägung alles dessen, was ihm Pflicht und Ehre gebot, entschloß, die ihm wiederholt angetragene spanische Königskrone anzunehmen, um in strenggetreuer, entsagungsvoller Arbeit jenem durch Bürgerkriege zerrütteten Lande Ruhe und Wohlfahrt wiederzugeben. Wie aber mußte die Fürstin erst durch die Verwicklungen ergriffen werden, die sich an jene Entschließung des Erbprinzen ganz unvermuteterweise anschlossen! In den blutigen Kampf aber zog wie Erbprinz Leopold, so ihr jüngster Sohn Prinz Friedrich, und ein jeder vermag zu ermessen, mit welch angstvoller Sorge die Mutter, die schon ein Kind auf Böhmens blutgedüngten Schlachtfeldern für Preußens Macht und Ehre verloren hatte, den gewaltigen, die schwersten Opfer fordernden Ereignissen gefolgt sein muß, besonders seit Prinz Friedrich den vielgepriesenen, aber die schmerzlichsten Verluste erheischenden Angriff seines Dragonerregiments bei Mars la Tour zur Rettung der bedrängten Infanterieregimenter mitgemacht hatte. — Was die Fürstin Josephine seit mehr denn sechs Jahrzehnten auf dem Felde der öffentlichen Wohltätigkeit getan, bezeugen große, segensvoll wirkende Stiftungen; was sie im

stillen gewirkt, wissen nur die, welche in nähere Beziehungen zu ihr gekommen sind. Bis in ihr höchstes Alter hinein ist sie unermüdet gewesen in der Fürsorge für humanitäre Anstalten, in der Unterstützung aller derer, die ihre Hülfe in Anspruch nahmen. Daher wird auch in zukünftiger Zeit noch mancher, auch außerhalb des Kreises der ihr mit innigster Anhänglichkeit ergebenen Nahestehenden, der Fürstin Josephine und ihres edlen, aus warmem Herzen hervorgehenden, durch klare Einsicht geleiteten Wirkens gedenken. Und so hat es auch in ihrem Leben nicht an erhebenden, den innigen Dank Tausender bezeugenden Momenten gefehlt. Wie sehr die Verehrung und Liebe allenthalben Platz gegriffen hatte, zeigte sich in glänzender Weise zunächst bei der silbernen Hochzeitsfeier am 21. Oktober 1859. Ungleich großartiger noch waren die Kundgebungen aus allen Teilen des Deutschen Reiches und weit über seine Grenzen hinaus, als dem fürstlichen Ehepaar auch die schönste Weihe eines vollen Menschenlebens, der goldene Kranz der fünfzigjährigen ehelichen Verbindung zuteil wurde. Mit Rührung und Dankbarkeit gegen Gottes gnädige Führung schaute das hohe Paar zurück auf die in Gemeinsamkeit der Gesinnung und des Handelns vollbrachte lange Zeit voll Ereignissen einer oft geradezu wunderbaren Tragweite, und es durfte dies auch mit gerechtem Stolze tun. Am 21. Oktober 1890, ihrem 77. Geburtstage, wurde die Fürstin durch die feierliche Enthüllung des erzenen Standbildes ihres verewigten Gemahls vor dem Residenzschloß zu Sigmaringen tief gerührt. In der langen Zeit, die sie an der Seite des fürstlichen Gemahls und dann in der Abgeschiedenheit des Witwenstandes zugebracht hat, ist sie sich stets treu und wahr geblieben. Ihre herzliche und einfache Freundlichkeit und wahre Leutseligkeit, die sich schon in ihren Blicken kundgaben, drangen bei allen, Großen wie Kleinen, zum Innern. Sie verlangte Wahrheit und Treue, wie sie dieselben besaß. — Eine staunenswerte, außerordentlich seltene Rüstigkeit hatte sich die Fürstin bis in ihr höchstes Alter bewahrt. Alljährlich im Herbst weilte sie mehrere Wochen in Ragatz bei ihrem Sohne, dem König von Rumänien; der Winteraufenthalt in Sigmaringen wurde mitunter durch einen Aufenthalt in Baden-Baden unterbrochen, der Sommer in dem Schlosse Umkirch verbracht. Auch im Herbst 1899 war sie in Ragatz, als anfangs Oktober die beunruhigende Nachricht kam, daß die hohe Frau durch andauernde Schlaflosigkeit und Nervenschmerzen eine erhebliche Schwächung ihrer Kräfte erfahren habe. Aber noch einmal wurde die drohende Gefahr von dem teueren Haupte

abgewandt; in verhältnismäßiger Rüstigkeit durfte die Fürstin noch einmal ihr Geburtsfest begehen, ja die nächsten Monate ließen die frohe Hoffnung immer festere Wurzel schlagen, daß das teuere Leben der allverehrten Frau noch lange werde erhalten bleiben. In Gottes Rat wurde es anders bestimmt. In dem Monat, der einst auch den fürstlichen Gemahl von der Erde genommen, wurde sie am 19. Juni 1900 in ungeschwächter geistiger Kraft abberufen! Die Geschichte, die den Männern der Tat ihren Lorbeer flicht, schlingt um das Bild der Entschlafenen den Efeukranz als das Sinnbild treuen Beharrens und unvergänglichen Lebens. — Ein glanzvolles Stück deutschen Werdegangs hat mit der Beisetzung der Fürstin Josephine von Hohenzollern seinen Abschluß gefunden. Wie der Name ihres Gemahls unlösbar verbunden bleibt mit der dem großen Einigungswerke vorangegangenen Gärungsperiode, wie Fürst Karl Anton als opferwilliger Vorkämpfer des nationalen Gedankens in der Geschichte des deutschen Volkes fortlebt, so bleibt das Andenken an den edlen Sproß aus dem Zähringer Hause, an die Fürstin Josephine, für alle Zeit gesegnet. (Badisches Museum 1900. Nr. 51.)

Franz Baer

wurde in Karlsruhe am 4. Oktober 1850 geboren als Sohn des Geheimen Rats und langjährigen Direktors der großh. Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues Franz Josef Baer (vgl. Bad. Biographien 4,518—524). Im Jahre 1868 bestand er in Karlsruhe die Gymnasialprüfung, nachdem er vorher den mathematischen Vorkurs am Polytechnikum durchgemacht hatte. Seine fachlichen Studien am Polytechnikum fallen in die Jahre 1868—73, wurden aber während des Feldzugs 1870/71 unterbrochen. Baer machte als Kriegsfreiwilliger bei der 3. leichten Batterie des badischen Feldartillerieregiments den Feldzug mit und wurde in dem Treffen bei Nuits durch einen Granatsplitter verwundet. Nach Beendigung des Krieges setzte er seine Studien am Polytechnikum zu Karlsruhe fort, auch besuchte er in Berlin während der Jahre 1873/74 die königliche Bauakademie. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, unterzog er sich im Juni 1875 der ersten Staatsprüfung, die er mit Erfolg bestand. Hierauf war er im Jahre 1875/76 bei der großh. Eisenbahnbauinspektion Mannheim tätig, wo ihm die Leitung der inneren Ausstattung des Bahnhofgebäudes, speziell die Herstellung der Farbskizzen und das Entwerfen der Möbel zufiel. Sein Austritt

aus dieser Stelle erfolgte im Mai 1876 behufs Vorbereitung zum Praktikantenexamen, dem er sich im September 1876 unterzog. Im gleichen Jahre erhielt er beim erzbischöflichen Bauamt Heidelberg als Baupraktikant eine Architektenstelle in Mannheim, woselbst ihm die Leitung der Restauration der unteren Pfarrkirche und der Neubau der Neckarkirche übertragen ward. Die dekorative Ausstattung der unteren Pfarrkirche gibt heute noch Zeugnis von seiner schon damals anerkannten künstlerischen Begabung. Nach Beendigung der ihm in Mannheim zugewiesenen Tätigkeit an das erzbischöfliche Bauamt Freiburg berufen, wurde ihm zunächst eine bedeutungsvolle Aufgabe, nämlich die Aufnahmsarbeiten und die Restaurierung des Breisacher Münsters, eine Arbeit, der sein Talent vollauf gewachsen war. Während der Erkrankung des damaligen Vorstandes, Bauinspektors Engesser, wurde er im Juli 1879 zum Dienstverweser ernannt und nach dessen Ableben im Januar 1880 mit dem Titel eines erzbischöflichen Baumeisters angestellt. Im folgenden Jahre schon wurde ihm vom erzbischöflichen Kapitelsvikariat der Titel „Erzbischöflicher Bauinspektor" verliehen. Nun begann für Baer ein reiches Feld seiner selbständigen Wirksamkeit. Zunächst führte er die Restaurationen des Konstanzer Münsters der Kirche in Reichenau-Oberzell, der Martinskirche und Konviktskirche in Freiburg aus, wozu er größere Studienreisen unternommen hatte. Als eine der bedeutungsvollsten Aufgaben der letzten Jahre ist die stilgemäße Restaurierung der Cisterzienserklosterkirche in Salem zu nennen, die im Jahre 1883 begonnen wurde. In die Zeit von 1885/86 fällt eines seiner gelungensten Werke, nämlich das erzbischöfliche Knabenpensionat in der Zähringerstraße zu Freiburg mit einer zweigeschossigen Kapelle. Beide Werke von vollendeten Kunstformen, welche auf Grund sorgfältigster Studien ausgeführt wurden, zeichnen sich durch Monumentalität, schöne Gliederung und gute Verhältnisse ganz hervorragend aus. Als ebenso gelungen ist die im spätgotischen Stile durchgeführte Restauration des Martinspfarrhauses in Freiburg zu nennen. Außer den genannten Arbeiten hat Baer während seiner Tätigkeit als erzbischöflicher Bauinspektor noch folgende Kirchen des Landes gebaut, bezw. im großen restauriert: Wahlwies, Lippertsreute, Burgweiler, Stetten (Amt Waldshut), Andelshofen, Bamlach, Eschbach, Neuenburg, Hierbach, Gutmadingen, Hornberg, St. Georgen auf dem Schwarzwald, ferner Mühlhausen, Pfullendorf, Güttingen, Deggenhausen, Beuren, Schwandorf, Hubertshofen, Steinach, Rust, Oberhausen, Nieder-

hausen. Seine Bauten charakterisieren sich in dem Bestreben einer originellen, möglichst monumentalen Gestaltung, schöner Detaillierung und insbesondere der formalen Behandlung der Kunstformen. Unter anderen Ausführungen verdient auch sein eigenes im Jahre 1881 in edler Renaissance erstelltes Haus in der Werderstraße zu Freiburg genannt zu werden. Von Großherzog Friedrich wurde Baer im Jahre 1889 der ehrenvolle Auftrag mehrere Projekte für ein Mausoleum für die Angehörigen des großherzoglichen Hauses anzufertigen, deren eines im Fasanengarten des großherzoglichen Schlosses zu Karlsruhe zur Ausführung gebracht wurde. Eine Leistung ganz hervorragender Art sind auch die Entwürfe zu einem Kreuz am Bodensee gegenüber der Mainau zum Andenken weiland Kaiser Wilhelms I., mit deren Herstellung Baer von der Kaiserin Augusta durch Vermittlung des Großherzogs beauftragt war, und deren einer unter seiner Leitung zur Ausführung kam. Als fähiger, restaurierender Architekt zeichnete sich Baer in der letzten Zeit seines Lebens insbesondere durch die zum Teil schwierigen Restaurationsarbeiten am Münster in Freiburg aus, deren Ausführung von Autoritäten kirchlicher Baukunst gebührend anerkannt wurde. Besonders hervorzuheben sind der in den Jahren 1885/86 erstellte Ausbau des Treppentürmchens am Westturm, der neue Strebepfeileraufsatz an der Nordseite des Chors und die großartige Restauration der Vorhalle. Ganz besondere Begabung zeigte Baer für die dekorative Kunst, die er mit staunenswerter Geschicklichkeit und Fachkenntnis beherrschte. Außer dem Vertrauen seiner vorgesetzten Behörden erwarb sich Baer frühzeitig auch die Zuneigung der Freiburger Bürgerschaft, indem der Bürgerausschuß ihn im Jahre 1881 zum Stadtrat erwählte. In seiner Eigenschaft als Referent für das Hochbauwesen hat Baer der Stadt hervorragende Dienste geleistet. Er gab die leitenden Gedanken für die Neubauten zu zwei Schulhäusern, zum Pfründnerhaus, zur Gasfabrik, zum Schlachthaus &c.; ebenso dirigierte er größere Umbauten und Restaurationen. Als solche sind besonders zu erwähnen der Umbau der Sängerhalle, die Restauration des Kaufhauses und die der Kornhalle u. s. f. Auch auf literarischem Gebiete hat Baer, der stilistisch außerordentlich gewandt war, sich in sehr anerkennenswerter Weise hervorgetan. Seine Schrift „Baugeschichtliche Betrachtungen über unser Lieben Frauen Münster", wurde allgemein sehr günstig beurteilt. Auch an dem Werke von Fr. X. Kraus „Die Wandgemälde in der Kirche zu Reichenau-Oberzell" war er beteiligt. Mit großer Freude verfolgte er seit Jahr und Tag die Vor-

bereitungen zu einer gründlichen Restauration des Münsters zu Freiburg, mit dessen Architektur er am meisten vertraut war. Allgemein sah man in ihm den richtigen Mann für die Ausführung der Restauration. Doch sollte er die eben bevorstehende Ernennung zum Dombaumeister und damit die Erfüllung eines Lieblingswunsches nicht mehr erleben. Schon seit Jahren hatte er an den Folgen eines Gelenkrheumatismus zu leiden, was wohl dem freiwillig mitgemachten Feldzug bei seiner ohnehin zarten Körperkonstitution zuzuschreiben war. Hiezu kamen in den letzten Jahren zwei schwere Brustfellentzündungen, von deren letzteren er sich nicht mehr erholen sollte. Vergeblich hatte er Heilung in Italien gesucht. Kaum von dort zurückgekehrt, befiel ihn eine Lungenentzündung, die am 8. Juli 1891 seinem Leben rasch ein Ende bereitete. — Baer war eine eminent arbeitssame, ausdauernde, mit hoher künstlerischer Begabung versehene Kraft. Mit ganz besonderer Liebe war er für die mittelalterliche Baukunst eingenommen. Die ungemeine Schnelligkeit, mit welcher er arbeitete, war geradezu erstaunlich. Neben seinen großen Berufskenntnissen verfügte er über eine umfassende, allgemein wissenschaftliche Bildung und war gleich gewandt in Schrift und Rede. Als Mensch eine durchaus edel angelegte, gerade Natur, war er seinen Freunden ein aufopfernder, treu ergebener Freund. Ein heiterer, höchst unterhaltender, geistreicher Gesellschafter, war er in hohem Grade beliebt bei allen, die ihn kannten. Namentlich waren es auch seine Untergebenen, die mit ganz besonderer Anhänglichkeit, Liebe und Verehrung ihrem viel zu früh geschiedenen Chef zugetan waren. (Karlsruher Zeitung Nr. 198 vom 22. Juli 1891.)

Karl Anton Ernst Baer

wurde zu Bruchsal am 24. Oktober 1833 geboren. Sein Vater war ein tüchtiger Reiteroffizier, im aktiven Dienst zuletzt Oberst und Kommandeur des badischen Leibdragonerregiments, bei seiner Verabschiedung als Generalmajor charakterisiert. Baer besuchte die Lyceen zu Bruchsal und Karlsruhe und wurde, nachdem er im September 1852 das Abiturientenexamen bestanden hatte, im Herbst dieses Jahres an der Universität Heidelberg immatrikuliert, wo er bis zur Vollendung seiner juristischen Studien, Herbst 1856, blieb. Er gehörte dem Korps Suevia an und blieb sein Leben lang dem Korps und den vielen Freunden, die er in diesem während seiner Studienzeit und später noch gewonnen hatte, treu verbunden. Im Juni 1857 als Rechtspraktikant rezipiert, wurde

Baer im November 1860 zum Referendär ernannt. Ein Jahr früher hatte der von seinem Vater ererbte militärische Geist ihn bewogen, beim Ausbruche des Krieges zwischen Österreich einerseits, Frankreich und Sardinien anderseits sich zum Eintritt in die zu Karlsruhe gebildete Aspirantenkompagnie zu melden. Im Juni 1859 zum Leutnant auf Kriegsdauer ernannt und dem 2. Infanterieregiment „Prinz von Preußen" in Mannheim zugeteilt, war er von dort mit dem Regiment an dessen neuen Garnisonsort Konstanz marschiert, nach dem Friedensschlusse im Oktober 1859 aber auf Ansuchen aus dem Militärdienst entlassen worden. Seine juristische Laufbahn begann Baer 1857 bei den Oberämtern Bruchsal und Emmendingen und setzte sie von 1858—61 als Volontär beim Amtsgericht Bruchsal und beim dortigen Hofgericht fort. Von 1861—1864 hatte er die Stelle eines Garnisonsauditors in Rastatt inne. Während dieser Zeit veranlaßte ihn die lebhafte Teilnahme an der nationalen Bewegung für die Befreiung der Herzogtümer Schleswig-Holstein, den Eintritt in die zu bildende schleswig-holsteinische Armee, für welche Kadres in Baden aufgestellt werden sollten, ernstlich ins Auge zu fassen und sich in diesem Sinne an das badische Kriegsministerium zu wenden, unter gleichzeitiger Bitte um Genehmigung seines Wiedereintritts in die Reihen der Kombattanten für den Fall einer Mobilmachung des badischen Armeekorps zu Gunsten des Herzogs Friedrich. 1864 auf Ansuchen wieder in den Civilstaatsdienst übergetreten, wurde Baer zunächst Amtsrichter und im März 1866 Amtmann in Freiburg. Ein überzeugter Anhänger der Idee, daß nur ein Bundesstaat unter preußischer Führung die nationale Einheit zu begründen vermöge, hat er demgemäß bei der badischen Mobilmachung im Juni 1866, die zu seinem tiefsten Bedauern sein Heimatland zur Teilnahme an dem Feldzuge gegen Preußen führte, sein Gesuch um Wiedereintritt als Offizier nicht erneuert. Seinem unabhängigen Charakter entsprach die Tätigkeit des Verwaltungsbeamten nicht. Er bewarb sich deshalb mehrmals um eine Kollegialstelle an einem Gerichtshofe und wurde, diesem Wunsche entsprechend, 1867 als Assessor an das Kreisgericht zu Waldshut berufen, 1868 zum Kreisgerichtsrat daselbst befördert und in gleicher Eigenschaft 1871 an das Kreis- und Hofgericht Mannheim versetzt. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges war Baer zum Landwehrhauptmann auf Kriegsdauer ernannt und während einiger Zeit zum Dienste der Militärverwaltung im Hauptquartier der III. Armee verwendet worden. Da diese Stellung, in welcher er u. a. die Karlsruher

Zeitung mit Berichten vom Kriegsschauplatze versehen sollte, seinen Neigungen nicht entsprach, kehrte Baer bald wieder in die Heimat zurück. Bei der Verlegung des badischen obersten Gerichtshofes nach Karlsruhe i. J. 1879 wurde Baer zum Oberlandesgerichtsrat ernannt und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Lebensende mit Auszeichnung tätig. Nach mehrjähriger Kränklichkeit, die er mit männlichem Gleichmut ertrug, starb er zu Montreux, wo er Linderung seiner Leiden gesucht hatte, am 8. Mai 1896. Nur das Machtwort des Arztes hatte ihn vermocht, am 20. April im Interesse der angeordneten Kur sein amtliches Wirken zu unterbrechen, dem er wenige Wochen später für immer entrissen wurde. — Neben seiner amtlichen Wirksamkeit war Baer im öffentlichen Leben tätig als Vertreter seiner Vaterstadt Bruchsal in der badischen zweiten Kammer von 1873—1882 und als Mitglied des deutschen Reichstages für den 7. badischen Wahlkreis Offenburg-Oberkirch-Kehl von 1874—1879. Er gehörte der national-liberalen Partei an und leistete dieser Partei in den beiden parlamentarischen Körperschaften als Redner wie als tüchtiger Berichterstatter und nicht minder als Publizist hervorragende und allgemein anerkannte Dienste, insbesondere durch die längere Zeit von ihm geleitete Redaktion der Badischen National-liberalen Korrespondenz. — Als Richter, nicht nur weil es die Pflicht gebot, sondern auch weil seine ganze Veranlagung ihn dazu trieb, von einer jeder Art von Beeinflussung unzugänglichen Objektivität, an streng logisches Denken gewöhnt und jedem Paktieren mit abweichenden Meinungen abgeneigt, konnte er in der Unterordnung unter eine Parteidisziplin, die sich vielfach von opportunistischen Erwägungen leiten ließ, keine volle Befriedigung finden und trat aus dem öffentlichen Wirken in Land- und Reichstag zurück, als in seiner Partei zur Zeit der Heidelberger Erklärung und des Offenburger Parteitages von 1885 Tendenzen die Oberhand gewannen, mit denen er sich nicht befreunden konnte. Aber wie er früher innerhalb des Parteiverbandes sich doch stets so weit als irgend möglich die Selbständigkeit seiner Meinungen gewahrt und namentlich in den Fragen, die den sogenannten Kulturkampf betrafen, sich nie zu einem gehässigen Auftreten wider die Gegner hatte fortreißen lassen, so achtete er auch nach der eingetretenen Entfremdung zwischen ihm und seinen alten Parteigenossen deren abweichende Ansichten und blieb mit ihnen in Verbindung, soweit es sich um die grundlegenden Fragen handelte, die von dem Einflusse momentaner Strömungen unberührt blieben. Die Selbständigkeit, Objektivität

und Gerechtigkeit seines Urteils bildet die Grundlage zweier in den letzten Jahren von Baer verfaßten Schriften: „Geschichte und Kritik der Verfassungsrevisionsfrage, sowie der gegenwärtigen Parteiverhältnisse im Lande Baden. Lörrach 1892", und „Friedrich Kiefer. Ein Lebensbild. Seinen Bekannten, Freunden und Verehrern gewidmet. Karlsruhe 1895". Es ist zu bedauern, daß er die Absicht, dem Andenken Lameys eine biographische Arbeit zu widmen, nicht mehr ausführen konnte. — Dem Vaterlande in begeisterter Gesinnung ergeben, die Freiheit des Individuums in Staat, Kirche und Gesellschaft mit Entschiedenheit vertretend, unter Festhalten an den diese notwendigerweise beschränkenden Geboten der staatlichen Ordnung, seinen Beruf hochhaltend und liebend, seinen Freunden ein treuer, uneigennütziger und zuverlässiger Freund, denen, mit denen er einen Strauß zu bestehen hatte, ein ritterlicher Gegner, darum auch von Angehörigen aller Parteien hochgeachtet, war er im öffentlichen Leben Badens eine Erscheinung, die sich über das Niveau der sich gerade auf politischem Gebiete oft genug breit machenden Mittelmäßigkeit sehr bemerklich erhob. Baer gehörte zu den durchaus originellen Persönlichkeiten, die in unseren Tagen immer seltener werden und sich daher dem Andenken derer, denen sie näher treten, mit besonderer Stärke einprägen. (Biograph. Jahrbuch 1897. S. 389.)

v. Weech.

Hermann Baisch,

Landschaftsmaler, Professor an der großh. Kunstakademie zu Karlsruhe, ordentliches Mitglied der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin (1876 bis 1894), ist am 12. Juli 1846 als Sohn eines Lithographen zu Dresden geboren. Bald darauf siedelten die Eltern nach Stuttgart über, wo er den ersten Schulunterricht empfing und zugleich im Geschäfte des Vaters tätig war. Mit dem Besuch der Stuttgarter Kunstschule beginnt seine künstlerische Laufbahn, die ihn zuerst i. J. 1868 nach Paris und im folgenden Jahr nach München ins Atelier von Adolf Lier führte. Es war kein Zufall, daß Baisch den Unterricht gerade dieses ausgezeichneten Meister wählte, hatte er doch an der Seine die Werke jener französischen Vertreter des Paysage intime kennen gelernt, deren Auftreten einen völligen Umschwung in der Anschauung und malerischen Behandlung der Natur hervorgerufen hatte und die auch für Lier eine Quelle neuer bestimmender Anregungen geworden waren. Baisch hat selbst in anschaulichster Weise geschildert, wie Lier ihn aus dem Atelier

ins Freie, vom Komponieren zum Beobachten, von romantischen Ideen zur klaren Auffassung der Wirklichkeit gebracht hat. Wenn der Tiermaler Baisch zugleich aber auch einer der besten Landschafter unserer Zeit geworden ist, so verdankt er dies nicht minder dem Studium der alten Holländer, die in Cuyp und Potter mustergültige Vorbilder dieser Vereinigung aufzuweisen haben. Die Freilichtmalerei Deutschlands in ihrer gemäßigten Richtung sah nach dem frühzeitigen Tode Liers in Baisch einen ihrer Hauptvertreter, und dieser künstlerischen Richtung ist er bis an des Lebens Ende treu geblieben, ohne den Lockungen der Extremen zu verfallen. Mit der Übersiedlung nach Karlsruhe i. J. 1880 und mit dem Eintritt als Professor in die dortige Kunstakademie beginnt der zweite Hauptabschnitt im Leben des Meisters, seine Tätigkeit als Lehrer, die der des Künstlers an Bedeutung kaum nachsteht. Wiederholte Ferienreisen an die holländischen Küsten lieferten ihm den Stoff zu herrlichen Strand- und Marinebildern, während die holländischen Triften mit den weidenden und wandernden Herden eine unerschöpfliche Fülle von Motiven für die Tierstücke boten, die den Ruf des Meisters bis in ferne Länder trugen. In den letzten Lebensjahren kam der Besuch der Alpenwelt hinzu, deren Matten und Weiden der Hauptanziehungspunkt seiner Studien wurden. Als Ehrenmitglied der Akademien von München, Berlin und Wien, Inhaber zahlreicher goldener und silberner Medaillen der Berliner, Wiener und Londoner internationalen Ausstellungen, gefeiert als einer der ersten Tier- und Landschaftsmaler seiner Zeit, umgeben von einem glücklichen Familienkreise, geliebt und geehrt von zahlreichen Freunden und Schülern wurde Baisch in der Vollkraft des Schaffens durch einen plötzlichen Tod am 18. Mai 1894 dahingerafft. — Wie umfassend und vielseitig, wie tiefgehend und gewissenhaft die Art seines Schaffens gewesen, zeigte am deutlichsten die Ausstellung seines künstlerischen Nachlasses, eine Freundestat Schönlebers, die weiten Kreisen offenbarte, was die deutsche Kunst durch das allzu frühzeitige Hinscheiden dieses Mannes verloren hatte. Hauptwerke des Meisters sind in fast allen öffentlichen Galerien Deutschlands zu finden neben ungezählten in Privatbesitz befindlichen Bildern. Auch als feinfühliger Radierer hat sich Baisch in den Illustrationen zu den Liedern und Sinnsprüchen seines ihm im Tode kurz vorausgegangenen Bruders Otto bewährt. Oe.

Karl August Barack,

der bekannte erste Direktor der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg, war am 23. Oktober 1827 zu Oberdorf am Neckar in Württemberg geboren. Er studierte von 1848 bis 1851 in Tübingen Theologie und Philologie, widmete sich dann vornehmlich germanistischen Studien und wurde 1855, nachdem er einige Jahre in größeren Bibliotheken gearbeitet hatte, als erster Konservator und Sekretär an das Germanische Museum nach Nürnberg berufen. Ein größerer und selbständigerer Wirkungskreis eröffnete sich ihm mit Beginn des Jahres 1860, als der Fürst von Fürstenberg ihn zum Hofbibliothekar ernannte und ihm die Verwaltung der berühmten fürstlichen Bibliothek in Donaueschingen übertrug, wo er der Nachfolger seines Vetters Joseph Viktor Scheffel wurde. Der besonders an Handschriften reichen Sammlung kam die bibliothekarische Erfahrung des neuen Leiters zugute. Barack verstand es, durch eine vollständige Neuordnung und die Herausgabe eines gedruckten Katalogs die Bibliothek ihrer vollen Bedeutung zuzuführen (vgl. Die Handschriften der fürstlich-fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Geordnet und beschrieben von Dr. K. A. Barack. Tübingen 1865). In dieser fruchtbringenden Tätigkeit überraschte ihn der Ausbruch des Krieges 1870. Auf die Kunde von der Zerstörung der Straßburger Bibliotheken bei der Beschießung der Stadt erließ Barack, unterstützt von einer großen Anzahl deutscher Bibliothekare, Verleger, Gelehrten u. s. w., einen Aufruf zur Wiedererrichtung einer Bibliothek in Straßburg, der weit über die Grenzen Deutschlands hinausklang und den reichsten Erfolg erzielte. Im Juli 1871 zur Errichtung und Verwaltung dieser Bibliothek nach Straßburg berufen, wurde Barack im folgenden Jahre vom Kaiser zum Vorstand der neuen Straßburger Bibliothek ernannt, die er, seit 1894 mit dem Diensttitel Direktor, bis zu seinem am 12. Juli 1900 nach langem schweren Leiden erfolgten Tode leitete. Von den zahlreichen kleineren und größeren historischen und philologischen Arbeiten Baracks fallen in seine Donaueschinger Zeit außer dem schon erwähnten Katalog der Donaueschinger Handschriften u. a. die Herausgabe des satirisch-didaktischen Gedichtes aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts „Des Teufels Netz“ (Stuttgart 1863. Bibliothek des Literarischen Vereins LXX.), der Chronik der Reichenau von Gallus Öhem (ebendas. 1866. Lit. Verein LXXXIV) und der Zimmerischen Chronik (ebendas. 1869. Lit. Verein XCI—XCIV), von

der eine zweite Auflage in den Jahren 1881—82 in Freiburg erschienen ist. (Straßburger Post am 14. Juli 1900.)

Max Barack,

großh. badischer Major a. D. und Dialektdichter, wurde geboren am 26. Februar 1832 zu Durlach als der Sohn des großh. bad. Regierungsrates Michael Barack, dessen Vater wiederum, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als Kloster-Amtmann in Rastatt lebte. Max Barack widmete sich der militärischen Laufbahn. Die köstlichen Gaben des Mutterwitzes und eines allzeit frischen Humors waren ihm schon in jungen Jahren eigen und bewährten ihn als beliebten Gesellschafter unter den Offizieren, mit welchen er in Verkehr kam, so daß man ihm fast ausschließlich die Leitung kameradschaftlicher Veranstaltungen anvertraute. Den Feldzug von 1866 machte er im badischen Jägerbataillon mit; nach dessen Auflösung im Jahre 1867 wurde er in das 3. bad. Infanterie-Regiment nach Rastatt versetzt. Am 8. September des gleichen Jahres verheiratete er sich mit einer Mannheimerin, Luise geb. Hoff, mit welcher er bis zu seinem Tode in glücklicher Ehe lebte. — Im deutsch-französischen Kriege treffen wir ihn vor Straßburg; — ein schweres Magenleiden nötigte ihn übrigens bald nach Beendigung des Krieges seinen Abschied zu nehmen und in der Blüte seiner Jahre dem Schwert zu entsagen, zu Gunsten der Leyer, der er von jetzt ab die fröhlichsten Akkorde zu entlocken weiß. Er siedelte mit den Seinigen nach Stuttgart über, wohin ihn Familienbeziehungen und Sympathie für die herrlichgelegene Schwabenresidenz zogen; hier konnte er so recht mit Behagen seinen schriftstellerischen Neigungen, seiner Familie und dem gemütlichen Verkehr mit gleichgesinnten Freunden leben. — Wer des anregenden, persönlichen Umgangs mit Barack in diesen Jahren teilhaftig geworden, der empfand auch sofort, wie der ihm eigene urwüchsige Humor seine Wurzeln geschlagen hatte in einem fröhlichen, warm empfindenden, für alles Schöne empfänglichen und begeisterten Herzen, der durfte wahrnehmen, wie der lebendige und belebende Hauch der Gemütlichkeit, der aus seiner Muße uns entgegenweht, dem Born einer kristallklaren, heiteren und behaglichen Lebensauffassung entquoll, welche nicht lange den Weg zur Erwiderung zu suchen brauchte. Schon in seiner äußeren Erscheinung dokumentierte sich diese geistvolle, überlegene, herzerquickende Heiterkeit, die man am besten mit dem Worte Jovialität bezeichnen könnte. Unter der mächtigen breiten Stirn lachten beobachtungsbereit zwei heitere

Augen; witzfertig lachte auch der Mund, nach rechts schelmisch ein wenig nach aufwärts verzogen, unter einem nicht sehr starken Schnurrbart, der, das kräftig entwickelte Kinn freilassend, in einen wohlgepflegten Backenbart hineinwuchs. Max Baracks ausgesprochen humoristische Veranlagung wurde unterstützt von einer scharfen Beobachtungsgabe; so war es ihm möglich, mit wenigen markigen Strichen Figuren und Persönlichkeiten zu skizzieren, deren komische Drastik um so nachhaltiger ihre zwergfellerschütternde Wirkung auf Leser und Hörer ausübt, als sie mitten aus dem Leben gegriffen sind; diesen „Morchler", diesen „Mossel", diesen „Andrees", diese „Luwis", diesen „Pankratz" hat jeder in seinem Leben irgendwo schon einmal begegnet. — Begünstigt wird natürlich die Wirkung durch die Anwendung des Pfälzer Dialekts, desselben, in welchem Nadler und Franz von Kobell ihre unvergänglichen Humoresken gedichtet haben; — wunderbar ist dabei nur, daß ein geborener „Rheinschwabe" diesen ihm von Haus aus fremden Dialekt so vollkommen beherrschen gelernt hat. Als ihm einmal ein paar schwäbische Wendungen im Kontext entwischt waren, findet er es für angezeigt, sich bei dem Leser mit der drolligen Bitte zu entschuldigen, man möge „sotanen Verstoß dem an seiner Geburt haftenden Fehler" zugute halten; zu Durlach werde zwar ebenfalls sehr schön gesprochen, aber pfälzisch sei das noch lange nicht. — Mit Nadler hat Barack auch die Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Darstellung gemein: nirgends sichtbare Vorbereitungen zur Erzielung gewisser Effekte; das kommt natürlich und ungesucht, weil's so kommen muß; — wo aber hinter Nadlers Sachen oft schadenfroh der Satyr hervorblinzelt, da erhält sich Barack, bei überwältigender Komik und sprudelnder Heiterkeit, den liebenswürdigen, echten, gemütlichen Humor, der darin seine Befriedigung findet, daß er herzlich lachen machen durfte. „Lachen", heißt's im Vorwort zum „Drumbeder vun Wallstadt" (1874) — „ist der Dank, den der Humor erstrebt." — „Barack", äußerte sich einmal der bekannte Bildhauer Professor Donndorf in Stuttgart, „war in seiner liebenswürdigen Naivität und Herzensgüte, die kein Mißtrauen kannte und in seiner glücklichen Begabung andere fröhlich zu machen, eine wahrhaft klassische Natur, wie es in der weiten Welt nicht viele gibt." — Seinem schriftstellerischen Fleiße verdanken wir eine lange Reihe von Gedichten, Erzählungen, auch solche für die Jugend, Novellen u. dgl., insbesondere aber die vielen köstlichen, mit fast dramatischer Lebendigkeit behandelten Episoden und Anekdoten, die heute fast in keinem gesellschaftlich-humoristischen Repertoire mehr fehlen. Die älte-

sten Sammlungen, nächst dem gen. „Drumbeder“, sind wohl „Rheinschnocke“ und „Pälzer Duwack“; eine Sammlung heiterer Gedichte erschien noch im Jahr 1892 unter dem Titel „Schnoke un Schbuke“. Vieles ist in illustrierten Kalendern zerstreut, das meiste von H. Albrecht und von C. v. Grimm geschickt illustriert. Im Anfang, aber nicht lange, veröffentlichte Barack seine Humoresken unter dem Pseudonym: B. A. Rack. Schwer empfand er es in den letzten Jahren, daß sein leidender Zustand ihn mehr und mehr zwang, sich von jedem gesellschaftlichen Verkehr zurückzuziehen; so verschied er, der gemütvolle Humorist, dessen Lebensaufgabe es gewesen, andere zu erfreuen und zu erheitern, der Mann mit der gewinnenden Freundlichkeit, mit der selbstlosen Herzensgüte, kurz „der Mann mit dem goldenen Herzen“, wie man ihn genannt hat, am 1. September 1901 im Kreise der Seinen. Drei Söhne — der eine Hauptmann im 25. Infanterieregiment von Lützow in Rastatt; ein anderer Stabsarzt in Saarlouis, und der dritte Oberarzt in Aachen — stehen in militärischen Diensten, die Tochter ist verheiratet an den Komponisten und Kapellmeister Krug-Waldsee in Stuttgart, zur Zeit städt. Konzertdirigent in Magdeburg. — Max Barack besaß außer den beiden Felddienst-Medaillen von 1866 und 1870 die 25jährige Dienstauszeichnung. Dr. Cathiau.

Anton Bassermann

wurde am 18. Oktober 1821 in Mannheim geboren. Sohn des Kaufmanns Ludwig Bassermann, aus einem in Mannheim hochangesehenen Geschlechte stammend, wählte Bassermann, nachdem er das Lyceum seiner Vaterstadt absolviert hatte, die Rechtswissenschaft zum Lebensberufe, wozu er sich von 1841 bis 1845 auf der Universität Heidelberg vorbereitete. 1848 Rechtspraktikant, 1854, mit Nachlaß der 2. Prüfung, Referendar, erhielt er 1856 die erste Anstellung als Amtsassessor in Heidelberg. 1857 wurde er zum Amtsrichter in Philippsburg ernannt, 1859 in gleicher Eigenschaft nach Rastatt versetzt, 1864 zum Kreisgerichtsrat in Offenburg, 1869 zum Kreisgerichtsdirektor in Villingen, 1872 zum Vorsitzenden Rat beim Kreis- und Hofgericht Mannheim, 1879 zum Direktor des Landgerichts Mannheim und 1889 zu dessen Präsidenten befördert. In allen diesen Stellungen erwarb sich Bassermann nicht nur den Ruf eines gewissenhaften und tüchtigen Beamten und scharfsinnigen Juristen, sondern seine reichen Kenntnisse, die leerem Formalismus abholde Auffassung seines richterlichen Berufes, sein klarer und gesunder

Verstand, sein unbestechlicher Gerechtigkeitssinn ließen ihn als einen der hervorragendsten Richter des Landes erscheinen, dessen Beispiel und Leitung von Bedeutung für die Rechtsprechung des Gerichtshofes war, an dem er so lange eine hervorragende Tätigkeit entfaltete. Durch den hellen Blick und die offene, franke, der Derbheit nicht immer entbehrende Form seines Wesens, wie sie der pfälzischen Bevölkerung eigentümlich und lieb ist, gewann Bassermann in allen Kreisen der Einwohnerschaft der verschiedenen Landesteile, in denen er amtlich wirkte, Vertrauen und Ansehen. Sein vielseitiges Wissen, sein Verständnis für die geistigen und wirtschaftlichen Interessen, seine unabhängige politische Gesinnung und seine Vaterlandsliebe, an deren Wärme niemand zweifelte, wenn er sie auch nicht in auffälliger Weise zur Schau trug, hatte schon während seines Aufenthaltes zu Villingen die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf ihn gelenkt, welche ihn zu ihrem Vertreter auf den Landtagen von 1877—80 erwählten. Zu wiederholten Malen gehörte er fernerhin in den Jahren 1885—92 als Abgeordneter seiner Vaterstadt Mannheim der zweiten Kammer an, in welcher er sich der nationalliberalen Fraktion anschloß, deren Programm nach den beiden in ihrem Namen vereinigten Beziehungen seinen politischen Überzeugungen entsprach. Eine hervorragende Tätigkeit entfaltete Bassermann insbesondere während des Landtages, dem die Aufgabe gestellt war, das Einführungsgesetz zu den Reichsjustizgesetzen für Baden zu beraten. „Es war" — wie ein kompetenter Beurteiler sagt — „hauptsächlich mit sein persönliches Verdienst, als einer der Kommissionsberichterstatter diejenige Lösung herbeigeführt zu haben, welche die praktische Anwendung des in Hinkunft geltenden Rechtes wesentlich erleichtert und das Vertrauen der Bevölkerung in die Forterhaltung einer konstanten Rechtsprechung vor jeder unliebsamen Erschütterung bewahrt hat." Bassermann war dem protestantischen Bekenntnis treu ergeben, dessen freiere Richtung seiner Sinnesart entsprach, die ihm auch jede Art von Unduldsamkeit gegen Andersgläubige verbot. Seine Glaubensgenossen ehrten ihn wiederholt durch Wahl zum Kirchenältesten und zum Mitglied der Generalsynode. Im Jahr 1852 vermählte sich Bassermann mit Maria Eisenlohr aus Durlach. Er starb in Mannheim am 22. September 1897. (Biograph. Jahrbuch II, 1898 S. 280.) v. Weech.

Eugen Baumann

wurde am 12. Dezember 1846 als der zweite Sohn des Apothekers J. Baumann in Cannstatt geboren. Seine Erziehung im väterlichen Hause war einfach, aber sehr sorgfältig. Er besuchte zuerst die Lateinschule in seinem Geburtsorte, von seinem 14. Jahre ab das Gymnasium zu Stuttgart und bestand daselbst im Alter von 18 Jahren die Maturitätsprüfung. In der Absicht, den Beruf seines Vaters zu ergreifen, absolvierte Baumann in der väterlichen Apotheke die pharmazeutische Lehrzeit, besuchte während dieser Zeit nebenbei die Vorlesungen über Chemie bei Prof. Fehling an der Stuttgarter Technischen Hochschule und war schon damals in dessen Laboratorium als Praktikant tätig. Im Jahre 1867 verließ er seine schwäbische Heimat, um in Lübeck in eine Apotheke als Gehülfe einzutreten; ein Jahr später finden wir ihn in Gothenburg in Schweden, wo etwa 100 Jahre früher einer unserer größten Chemiker, W. Scheele, seine große Laufbahn ebenfalls in einer Apotheke begonnen hatte. Vom Frühjahr 1870 an begann er sein Studium in Tübingen, wo er kurz nach bestandener pharmazeutischer Staatsprüfung Assistent am physiologisch-chemischen Institut des Prof. Hoppe-Seyler wurde. Eine größere Zahl jüngerer Forscher war damals in dem Laboratorium dieses anregenden Lehrers und hervorragenden Gelehrten tätig. Als Hoppe-Seyler im Frühjahr 1872 an die in den Reichslanden neu begründete Universität Straßburg übersiedelte, zog Baumann als sein erster Assistent mit ihm. Das rege geistige Leben, welches an der Straßburger Hochschule herrschte, ist von großem Einfluß auf die weitere Entwicklung Baumanns gewesen; hier kam er in gleicher Weise mit Medizinern und Chemikern in Berührung. In Hoppe-Seylers Laboratorium arbeiteten deutsche und ausländische junge Ärzte, unter welchen sich ein äußerst anregendes wissenschaftliches Leben entwickelte. — Die ersten Arbeiten Baumanns hatten sich auf dem Gebiete der reinen Chemie bewegt; durch den großen Meister dazu angeregt und selbst durchdrungen von dem Wert und der inneren Wahrheit physiologisch-chemischer Forschung, zog er auch biologische Fragen in das Bereich seiner Experimente und machte im Jahre 1875 die schöne und wichtige Entdeckung der „gepaarten Schwefelsäuren" des menschlichen Harns, die als das erste Erzeugnis dieser seiner neuen wissenschaftlichen Tätigkeit gelten darf und durch die er sich besonders in medizinischen Kreisen bekannt machte. Kurz darauf erfolgte seine Habilitation in der philo-

sophischen Fakultät der Straßburger Universität und ein Jahr später seine Berufung nach Berlin als Vorsteher der chemischen Abteilung des unter der Direktion von du Boys-Reymond stehenden physiologischen Institutes. Die Straßburger medizinische Fakultät ehrte ihn damals durch Verleihung der medizinischen Doktorwürde honoris causa. — Die weiteren wissenschaftlichen Erfolge Baumanns sollten zeigen, daß er den Geist der Medizin auch ohne medizinisches Studium erfaßt hatte. — Das Laboratorium Baumanns in Berlin zog eine große Zahl Mediziner an, die sich besonders mit Forschungen aus dem Gebiete der physiologischen und pathologischen Chemie befaßten. Die Berliner Tätigkeit ist in wissenschaftlicher Hinsicht für Baumann eine äußerst fruchtbare und auch erfolgreiche gewesen. In jene Zeit fallen die interessanten Studien Baumanns über das Vorkommen und die Bildung der aromatischen Substanzen im Tierkörper, ferner die Auffindung der sog. Merkaptursäuren im Harn, die nach Verfütterung gewisser organischer Stoffe im tierischen Organismus gebildet und durch die Nieren ausgeschieden werden, weiterhin die grundlegenden Arbeiten über die Fäulnisvorgänge im Darme. Um diese Zeit erschien auch die von ihm verfaßte Monographie „Die synthetischen Prozesse im Tierkörper" (Berlin 1878). Im Herbst des Jahres 1883, also nach 6jähriger Tätigkeit am physiologischen Institut in Berlin, folgte Baumann einem Rufe als Professor der Chemie an die Universität Freiburg auf den Lehrstuhl der medizinischen Fakultät, der durch den Rücktritt von Babos frei geworden war. — Die Lehrtätigkeit Baumanns in Freiburg dehnte sich über das ganze Gebiet der Chemie aus; Laboratorium und Hörsaal waren von Medizinern, Chemikern und Pharmazeuten überfüllt und neue bedeutsame Entdeckungen über physiologisch-chemische und rein chemische Vorgänge gingen in ununterbrochener Folge aus seinem Laboratorium hervor. Groß ist die Zahl der jungen Ärzte gewesen — darunter viele Ausländer —, die sich unter Baumanns Leitung mit der Lösung wissenschaftlicher Fragen beschäftigt haben. Nicht ein einziger unter den vielen dürfte das Laboratorium verlassen haben, ohne den gewünschten Erfolg und die gesuchte Anregung zu weiteren wissenschaftlichen Arbeiten gefunden zu haben. An dieser Stelle sei nur an die Erforschung des sog. Alkaptons erinnert, das in seltenen Fällen als anormales Stoffwechselprodukt im Harn des Menschen auftritt. Baumann hat nicht nur das Alkapton aus einem derartigen Harn rein abgeschieden, sondern auch seine chemische Konstitution nachgewiesen, ja dasselbe sogar künstlich dargestellt und dadurch

das Endziel der chemischen Forschung in dieser Richtung erreicht. — Aber auch auf dem Gebiete der reinen Chemie hat Baumann mit großem Erfolge gearbeitet; sein Interesse verblieb dauernd bei dem Studium der organischen schwefelhaltigen Verbindungen, das ihm den Ruhm gebracht hat, neue beruhigende Heilmittel entdeckt zu haben, nämlich die beiden Schlafmittel Sulfonal und Trional, die schon Tausenden von Kranken Linderung der Schmerzen und den gesuchten Schlaf gebracht haben. — Es bleibt uns noch übrig, einer der wichtigsten und gleichzeitig der letzten Entdeckung Baumanns zu gedenken, nämlich der Auffindung des Jods in der Schilddrüse (Thyreoïdea) des Menschen. Im Verein mit seinem ärztlichen Mitarbeiter E. Roos ist es E. Baumann noch kurz vor seinem Tode geglückt, die jodhaltige organische Substanz der Schilddrüse zu isolieren und sie als denjenigen Bestandteil zu charakterisieren, dem die therapeutischen Wirkungen dieses Organs zuzuschreiben sind. Die reichen wissenschaftlichen Erfolge Baumanns, die in dieser kurzen Darstellung nur angedeutet werden konnten, geben uns eine Vorstellung davon, was die Wissenschaft durch den allzufrühen Tod dieses ausgezeichneten Mannes verloren hat. — Nach dem Tode Hoppe-Seylers, im Jahre 1895, bemühte sich die Straßburger Universität Baumann als Nachfolger seines Lehrers zu gewinnen, er schlug aber den ehrenvollen Ruf aus. — Aber nicht lange mehr durfte sich die Freiburger medizinische Fakultät ihres so berühmten und beliebten Lehrers erfreuen; am 3. November 1896 erlag er einem Herzleiden, das sich schon lange vorbereitet, aber ihn erst wenige Tage vor seinem Tode aufs Krankenlager geworfen hatte. Am 5. November wurde Baumann zur Ruhe bestattet. Tief erschüttert, trauerten an seinem Sarge neben seiner gebeugten Familie Freunde, Kollegen und Schüler. Wer ihm nähergetreten, hatte die Klarheit seines Verstandes, die Treue und Wahrheit seines vornehmen und edlen Charakters und die Wärme seines Gemüts hochschätzen lernen. — Die Männer der Wissenschaft, die mit ihm in Berührung gekommen waren, hatten neben seiner unbedingten Zuverlässigkeit eine männliche Offenheit zu rühmen und vor allem eine nie versagende Bereitwilligkeit, andern zu raten und zu helfen. Allen, die ihm nahe traten, mußte es als ein erstrebenswertes Ziel erscheinen, so zu denken und so zu schaffen wie er.

W. Autenrieth.

Wilhelm Bäumer,

Architekt, Lehrer und Schriftsteller, ist geboren zu Ravensburg am 18. April 1829 als Sohn eines dortigen Kaufmanns. Nachdem er bis zu seinem 14. Lebensjahre die Realschule seiner Vaterstadt besucht hatte, empfing er seine künstlerische Ausbildung am Polytechnikum in Stuttgart und von 1854 bis 1856, einer in Süddeutschland damals vielfach befolgten Übung folgend, an der École des beaux arts zu Paris, wo er mit dem Ausländern selten zuteil werdenden Grand prix de Rome ausgezeichnet wurde; das hiermit verbundene Stipendium ermöglichte dem jungen strebsamen Architekten einen einjährigen Aufenthalt in Italien. — Nach Stuttgart zurückgekehrt, erhielt er eine Lehrerstelle am Polytechnikum, die er bis zum Beginn des deutsch-französischen Krieges als Professor der Architektur innehatte; 1858 verheiratete er sich. Die Zeit seiner Stuttgarter Lehrtätigkeit ist zugleich eine Periode lebhafter praktischer Arbeit für Wilhelm Bäumer gewesen, indem er von dem damals allmächtigen, seit 1859 zum Direktor der Kgl. Bauten und Gärten ernannten Schriftsteller und kgl. Hofrat W. Hackländer unterstützt und dem König Wilhelm empfohlen, nicht nur dankbare öffentliche Aufträge zu erfüllen hatte — Villa Rosenstein, Damaszenerhalle der „Wilhelma" u. a. —, sondern auch interessante Privatbauten ausführen durfte, Wohnhäuser in den neueröffneten Baugebieten, der Kepler-, Kriegsberg-, Urban- und Olgastraße. Der wachsende Ruf des jungen Künstlers, der mittlerweile noch in Gemeinschaft mit einem seiner Schüler, dem späteren Prof. Schill, das erste Kunstgewerbeblatt Deutschlands, die „Gewerbehalle", (1863) ins Leben gerufen hatte, lenkte die Augen des Auslandes auf ihn; 1870 folgte er demgemäß einem Rufe nach Wien, wo ihm als Ergebnis einer Konkurrenz die Erbauung des Westbahnhofes übertragen wurde, eine umfangreiche Aufgabe, welche er glänzend zu lösen verstand. — Das Palais Faber daselbst, die Klagenfurter Landes-Irrenanstalt, das chemische Laboratorium in Innsbruck und eine Reihe größerer Privatgebäude fallen in diese Schaffensperiode des ungemein fleißigen Künstlers; er gelangte rasch zu Ruf und Ansehen. Daß er sich mit zunehmendem Wohlstande auch in bauliche Spekulationen einließ, wie sie in jenen Tagen nicht selten waren, brachte ihn in unmittelbare Beziehungen zu dem großen Krach, welcher im Jahre 1873 mit einem Schlage auf absehbare Zeit glänzende Aussichten und große Vermögen vernichtete. Auf das Schmerzlichste berührt, auch durch

den Verlust eines Bruders, des Buchhändlers Bäumer in Wien, an welchem er mit Zärtlichkeit hing und dessen Hinterlassene er nunmehr mit den eigenen Angehörigen zu versorgen hatte, kehrte der schwergeprüfte Mann im Jahr 1877 nach der schwäbischen Hauptstadt zurück, wo übrigens das Andenken an ihn noch nicht erloschen war. Die von ihm begründete und lange Jahre hindurch auch geleitete „Gewerbehalle", ihrerzeit in acht Sprachen erscheinend, hatte mit zielbewußter Arbeit jene große Zeit der Renaissance des Kunstgewerbes vorbereitet, welche im Jahr 1879 in der Münchener Ausstellung, speziell in der Abteilung „Unserer Väter Werke", ihren ersten lebendigen und weithin spürbaren Antrieb empfing; heute noch gilt mancher Aufsatz, manche Ornamentskizze von W. Bäumers Hand als geradezu musterhaft. Im Jahre 1878 folgte der bewährte Fachmann einer Berufung nach Karlsruhe zur Einrichtung und Leitung der neubegründeten großh. Baugewerkschule; in ernster Tätigkeit bewährte er während einer Periode von vier Jahren seine alte Arbeitskraft und sein organisatorisches Talent. Überarbeitung zusammen mit den Folgen jener kaum überstandenen wirtschaftlichen Krisis begannen übrigens nunmehr in einer bedenklichen, von Tag zu Tag sich steigernden nervösen Überreizung ihre Wirkungen derart geltend zu machen, daß man sich berechtigt sah, das Schlimmste zu befürchten. Bäumer war genötigt seine Pensionierung nachzusuchen, die ihm gewährt wurde, trotzdem das sogen. Quinquennium noch nicht erschöpft war. Zur Wiederherstellung zog er nach Freiersbach ins hintere Renchtal, wo er eine Privat-Gewerbeschule eröffnete und ohne rechnerische Vorsicht sich in den Bau eines Landhauses einließ, — von hier aber, von krankhafter Ruhelosigkeit getrieben, nach Freiburg i. Br. und später (1887) nach Straßburg i. E., welche Stadt am Allerseelentage 1895 das Ziel seiner Lebenswanderung werden sollte. — Schon jahrelang vorher war seine geistige Kraft erlahmt, seine Arbeitskraft gebrochen; zur Ruine war die schöne, stolze Mannesgestalt geworden; ergraut, gebeugt, der heitere — immer werkbereite Bekenner idealer Schönheit, plastischen Formenadels, — der redegewandte Protestant gegen alles, was unschön und dumm war. — Geistig umnachtet, unfähig, sich selbst von seinem Tun jene strenge Rechenschaft zu geben, mit welcher er ehedem in geisteshellen Tagen Kritik an sich und seiner Überzeugung geübt, — wahrscheinlich ohne jeglichen äußeren Anlaß — konvertierte er wenige Jahre vor seinem Ende. —

Professor Dr. Wilhelm Bäumer war als Künstler von einer leicht

angeregten, in der Regel dann aber lebhaften Phantasie, von rascher Auffassung und weitem Blick, als Lehrer bei unermüdlichem Fleiße von gewinnender Herzensgüte. Größere schriftstellerische Leistungen hinterließ er nicht. Erwähnenswert sind von seinen mehr monographischen Arbeiten eine vortreffliche Darstellung des kgl. Lusthauses in Stuttgart als Beitrag zur Baugeschichte der Stadt mit vielen Zeichnungen nach dem Beisbarthschen Material; sodann ein Vortrag gehalten am Geburtsfeste des Königs im Jahr 1870 „Die Bedeutung des kunstgewerblichen Unterrichts für Württemberg"; ferner eine Denkschrift zu gleichem Anlaß „Das bürgerliche Wohnhaus bei den Griechen und Römern, im Mittelalter und in den späteren Jahrhunderten", mit 6 Tafeln; endlich eine Sammlung von „Eisenkonstruktionen im Bauwesen" und eine Schrift, betitelt „Marmor und Mosaik". Dr. Cathiau.

Hermann Baumgarten

war Braunschweiger von Geburt. Er wurde am 28. April 1825 zu Lesse bei Wolfenbüttel als Sohn des dortigen Geistlichen geboren. Seine Schulbildung empfing er auf dem Gymnasium zu Wolfenbüttel. Mit 17 Jahren bezog er die Universität Jena, um Philologie zu studieren. Er wurde Burschenschaftler mit Leib und Seele. Auch in Halle, wohin er Ostern 1843 übersiedelte, und wo der charaktervolle Max Duncker sein innerstes Wesen berührte, widmete er neben seinen Studien dem burschenschaftlichen Leben ein gutes Teil seiner Zeit und Kraft. Im Januar 1844 stand er mit drei anderen an der Spitze einer Studentenbewegung, die bei Rektor und Senat um die Erlaubnis nachsuchte, einen „akademischen Lesesaal" zu gründen. Die Folge waren Verhöre, Haussuchungen, endlich Entfernung von der Hochschule „wegen Teilnahme an einer verbotenen Verbindung". Dem gefährlichen jungen Mann waren zunächst alle Universitäten verschlossen, bis er im Herbst 1845 durch persönliche Vermittlung Dahlmanns in Bonn wieder zugelassen wurde. Aber die Sorge und Erregung dieser Verfolgungszeit hatte auch seiner Gesundheit einen Stoß versetzt: er mußte ein ganzes Jahr seiner leiblichen Erholung leben und klagte später, daß sein bisher vortreffliches Gedächtnis damals Schaden gelitten habe. Dies Martyrium, von einer bornierten Staatsgewalt verhängt, war ganz dazu angetan, einen jungen, temperamentvollen Menschen dem Radikalismus in die Arme zu treiben. Bei Baumgarten siegte die besonnene Vaterlandsliebe. Die Fragen von Ver-

fassung und Einheit, die damals die Besten der Nation in Atem hielten, wurden für ihn Lebensfragen, die er mit heiligem Ernst, mit voller Hingabe ohne Eigensinn und Eigennutz zu pflegen begann. Schon während er in Göttingen 1847/48 seine Studien zum Abschluß brachte, zog ihn die Politik in ihren Bann. Und kaum hatte er in Braunschweig in den Märztagen 1848 sein Examen bestanden und sein Probejahr am Gymnasium angetreten, da wurde er ganz in ihren Dienst gezwungen: im Dezember 1848 übernahm der Dreiundzwanzigjährige auf Bitten Viewegs und des Braunschweiger Bürgermeisters die Redaktion der „Deutschen Reichszeitung", deren bisherige Leitung der demokratischen Hochflut jener Tage erlegen war. Ohne Menschenfurcht und mit vollster Hingabe hat Baumgarten bis 1852 das Blatt redigiert; aber die Verstimmung über Preußen und die dortige Reaktion trieb allmählich auch ihn mehr und mehr ins Lager der Opposition. Die preußische Regierung klagte über den Ton seiner Zeitung; bedeutende Mitarbeiter, wie Arndt, Droysen, Gervinus, Haym u. a., die er gewonnen hatte, zogen sich entmutigt zurück — da legte er sein Amt nieder. Neben Duncker und Dahlmann war Gervinus schon lange ein Leitstern seines Lebens; zu ihm nach Heidelberg wandte er sich nun, um in seinem Dienst und unter seiner Leitung aus einem Journalisten ein Historiker zu werden. Er begann frischweg, auf Gervinus' Rat, eine österreichische Geschichte und verbrachte ein Jahr lang in München mit eifrigen Vorarbeiten dafür. Aber im März 1853 war er wieder in Heidelberg: der „Prozeß Gervinus" hatte begonnen, und Baumgarten verfaßte jetzt zur Rechtfertigung seines des Hochverrats bezichtigten Meisters seine erste selbständige Schrift: „Gervinus und seine politischen Überzeugungen". Gervinus wohnte damals im Hause des preußischen Geheimrats Fallenstein auf dem rechten Neckarufer. Bei diesem, einem alten Lützower, fand auch Baumgarten gastliche Aufnahme, hier ging ihm der ganze Reichtum süddeutschen Lebens auf, und nach Jahresfrist verlobte er sich mit Ida Fallenstein, einer Tochter seines Gastfreunds. Er gedachte nun wieder Schulmann zu werden; aber sein Herzog wollte den einstigen Redakteur der oppositionellen Reichszeitung nicht wieder verwenden. So ging er auf Gervinus' Vorschlag ein, ihm bei seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts als Mitarbeiter zu dienen. Bis ins Jahr 1857 dauerte diese Abhängigkeit, bei der Baumgartens Arbeit in die des Meisters einfach aufging. In München, wo er seit 1855 mit seiner jungen Frau wohnte, war es besonders Heinrich von Sybel, der ihm

riet, sich doch selbständig zu machen. Die südamerikanischen Freiheitskriege und die Geschichte der spanischen Kortes, die er 1856 für Gervinus bearbeitete, wiesen ihm endlich dasjenige Forschungsgebiet, das er seitdem mit dem größten Erfolg und ausgiebigst bis an sein Lebensende angebaut hat: die spanische Geschichte. Seit er sich in seiner Forschung auf eigene Füße stellte, rückte er auch in politischer Beziehung mehr und mehr von Gervinus ab. Die preußischen Zustände, die er vorübergehend ebenso pessimistisch wie sein Meister betrachtet hatte, erfüllten ihn seit 1858 wieder mit freudiger Zuversicht, und der Glaube an Preußens Mission für die deutsche Einheit führte ihm wieder die Feder: noch einmal gewann so der Publizist über den Historiker die Oberhand. Eine umfangreiche Korrespondenz mit bedeutenden Persönlichkeiten in Nord und Süd diente ihm zur politischen Orientierung, und zahlreiche Aufsätze und Artikel in den preußischen Jahrbüchern und in verschiedenen Tagesblättern warben mit packender Lebendigkeit für die nationale Einigung. Duncker, seit kurzem oberster Leiter des preußischen Preßwesens, überredete Baumgarten, im Herbst 1859 nach Berlin überzusiedeln, wo es publizistische Arbeit in Hülle und Fülle, nicht aber eine irgendwie gesicherte Existenz für ihn gab. Doch Baumgarten stellte sich ganz zur Verfügung und übte in seiner neuen Tätigkeit nach Dunckers Zeugnis „eine beispiellose Hingabe an die vaterländischen Interessen". Fast zwei Jahre hielt er in dieser Stellung aus, die eigentlich keine war, die ihm auch nur wenig Zeit für seine geschichtlichen Arbeiten übrig ließ: da vermittelte Gervinus seine Berufung nach Karlsruhe, wo man soeben am Polytechnikum einen neuen Lehrstuhl für Geschichte und Literatur begründet hatte. Baumgarten brachte kurz vor seiner Übersiedlung nach der badischen Hauptstadt sein erstes wissenschaftliches Werk zum Abschluß, eine Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. Es schien, als sollte von jetzt an der Gelehrte in ihm den Politiker zurückdrängen; doch es kam anders. Zunächst freilich widmete er sich ganz der völlig neuen Lehraufgabe, die ihm zugefallen war. Sein Bestreben dabei war, die jungen Polytechniker durch die ganze Weite der Geschichte zu führen, denn es schien ihm für diese Zuhörer wesentlicher, daß sie einen Begriff von dem großen Gang der moralischen Weltordnung erhielten, als daß sie diese oder jene Periode spezieller kennen lernten. Der ausschließlich exakten Richtung gegenüber, wie sie naturgemäß an einer technischen Hochschule vorherrscht, bemühte er sich „Respekt vor den moralischen Mächten zu lehren

und Zweifel zu erwecken an jener selbstgewissen Weltbetrachtung, wie sie heute von so vielen Naturforschern gelehrt wird". Er hoffte, die polytechnische Jugend „mit einem ernsten Interesse für historische Wahrheit erfüllen zu können, ihr die Geschichte zu einer Quelle nicht nur der wissenschaftlichen, sondern auch der sittlichen Bildung zu machen". Ausdrücklich lehnte er es alljährlich in der Einleitung zu seinen Vorlesungen ab, daß er angenehm unterhalten, oder daß er in erster Linie einzelne interessante Tatsachen mitzuteilen gedenke; „das vielmehr scheint mir die wahre Bedeutung der Geschichte für das praktische Leben zu sein, daß wir in ihr das menschliche Leben der Gegenwart in seinen tiefsten Gründen, in seinen unveränderlichen Gesetzen verstehen lernen. . . . Des Mannes höchste Aufgabe ist zu wirken, die edlen Gedanken seines Inneren in die Außenwelt zu übertragen, unter den Konflikten des Lebens seinen geraden Gang der Pflicht mit klugen Rücksichten im einzelnen, aber mit unbeugsamer Folgerichtigkeit im großen zu gehen. Und zwar zu wirken, nicht nur in dem Kreis des besonderen Berufs oder in der Familie, sondern auch zu wirken als Glied der Gemeinschaft, als Bürger. Denn all unser Sein und Wirken wurzelt zuletzt in der großen, sittlichen Gemeinschaft des Staates. Diese Lehre der Geschichte muß vor allem unsere Gegenwart, muß die deutsche Gegenwart endlich beherzigen; und wenn es mir gelingt, diese Lehre der politischen Tugend Ihnen tief, unvergeßlich ins Herz zu graben, wenn es mir gelingt, Sie davon zu überzeugen, daß Sie ohne die Übung dieser politischen Tugend der höchsten Aufgabe des Mannes fernbleiben, wenn es mir gelingt, Sie mit ernster Begeisterung für Ihre zukünftige Wirkung in Staat und Gemeinde zu erfüllen, mit ernster Begeisterung, verstehen Sie mich wohl, nicht mit dem flüchtigen Rausch des oberflächlichen Enthusiasmus, der sich in leeren Phrasen ergeht, oder mit dem schlechten Egoismus, der sich in Gemeinde und Staat wirft, um sie auszubeuten zur Befriedigung der Eitelkeit, der Gewinnsucht, der Herrschsucht, nein, mit jener ernsten, besonnenen Tugend, die nicht das Ihre sucht, nicht Ehre, nicht Macht, nicht Gewinn, sondern das Gedeihen des Ganzen und in diesem das eigene Gedeihen — wenn es, sage ich, mir gelingt, Sie mit dieser politischen Tugend zu erfüllen oder wenigstens Ihren Sinn auf diese Tugend zu richten, dann werde ich glauben, ein wesentliches Ziel meines Wirkens erreicht zu haben." Es war gewiß nicht zum wenigsten dieser politische Grundton, der Baumgartens Vorträgen von Anfang an und dauernd einen ungewöhnlichen Zulauf verschaffte. Im

größten Hörsaal des Polytechnikums war meist auch der letzte Platz besetzt, an die 200 betrug in der Regel die Zahl der Zuhörer, und noch heute leben in allen Teilen des badischen Landes viele Männer, die mit Wärme bekennen, daß in Baumgartens Karlsruher Vorlesungen ihr politisches Denken erwacht sei und Richtung bekommen habe. Dabei hatte seine Beredsamkeit nichts blendendes; obgleich der freien Rede in seltenem Maße mächtig, hielt er es doch für Pflicht, alles, was er vortrug, schriftlich zu formulieren. Er las also, aber er las vorzüglich, so daß es nahezu wie freie Rede wirkte. In allem aber, was er vortrug, spürte man die schlechthin eigenartige Persönlichkeit, den ungewöhnlich vielseitig Gebildeten, den lauteren Diener der Wahrheit, den Träger eigenster, unter Opfern errungener Überzeugungen. Auch vor nichtstudentischem Publikum bekam er häufig Anlaß zu reden; so hielt er am 18. Oktober 1863 eine vielbeachtete Gedächtnisrede auf die Leipziger Schlacht und stellte sich auch sonst gern zur Verfügung, so daß die „dankbare Stadtgemeinde“ ihm bei seinem Weggang im Jahre 1872 eine schöne Bronzestatue Kaiser Wilhelms verehrte. Auch die Großherzogin erbat sich wiederholt seine Vorträge. Dafür daß bei all dieser Lehrtätigkeit der Historiker mit dem Politiker Fühlung behielt, sorgte der Freundeskreis, in den Baumgarten in Karlsruhe eintrat. Fast gleichzeitig mit ihm zog sein Schwager Julius Jolly als neuernannter Ministerialrat in der Residenz auf. Durch ihn lernte Baumgarten den Schulfreund Jollys, den damaligen Minister des Auswärtigen von Roggenbach, kennen, und unter diesen drei Männern herrschte alsbald die innigste Lebensgemeinschaft. Die leidenschaftliche Sorge für die deutsche Zukunft bildete das starke Band, das sie zusammenhielt. Im Herbst 1862 kehrte dann Karl Mathy aus Leipzig in die Heimat zurück, und bald wurde sein gastliches Haus ein Mittelpunkt der Karlsruher Gesinnungsgenossen, wo auch Mathys Freunde aus dem Norden, G. Freytag, Duncker u. a., fleißig aus und ein gingen und von Freiburg aus H. von Treitschke gerne vorsprach. Aber außer diesem Umgang mit bedeutenden Politikern pflegte Baumgarten auch den mit der Künstlerschaft: im Hause des Galeriedirektors Lessing, des Theaterdirektors Devrient war er ein gern gesehener Gast. Baumgarten hatte für alle Kunst ein liebevolles Verständnis; sein Klavierspiel war in hohem Maße ausdrucks- und seelenvoll; vor allem aber besaß er eine wirklich glänzende Unterhaltungsgabe: er lebte ganz in dem Gegenstand des Gesprächs, äußerte seine Ansicht mit unendlicher Lebhaftigkeit, übte gern an Menschen und Dingen eine

reichlich scharfe Kritik, und war dabei meist voll Munterkeit und Witz. Seine besondere Gabe war es, daß er mit Menschen aus jeder Lebenslage, mit einem Bauern und Handwerksmann ebenso leicht wie mit seinesgleichen, gründliche, ausgiebige Gespräche anzuknüpfen verstand. Neben diesem mündlichen Gedankenaustausch pflegte Baumgarten aber den brieflichen. Seine Korrespondenz erstreckte sich über Nord und Süd; an allen Enden deutschen Wesens suchte er so auf dem Laufenden zu bleiben über den Fortschritt der nationalen Sache. Und wie von selbst erwuchsen dann aus diesem intensiven mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch die zahlreichen Aufsätze und Leitartikel, die er nach wie vor in badischen und außerbadischen Zeitungen und Zeitschriften erscheinen ließ. „Sie verstehen es", schrieb ihm Wehrenpfennig einmal, „wie Sie selbst in wärmste Bewegung geraten, so auch alle Fibern des Lesers anzuspannen." Baumgarten war als Publizist eine Macht, und die ihn kannten, dachten hoch von „seinen weitreichenden Kräften in der deutschen Presse" (Beseler). Er benutzte sie, um für sein geliebtes Preußen Propaganda zu machen. Auch in den schlimmsten Tagen der Konfliktszeit ließ er nicht von seinem Glauben an Preußens Beruf. Nicht so früh wie Treitschke, aber immerhin früher als die meisten Liberalen begrüßte er in Bismarck den Mann der Tat, an dem das deutsche Wesen genesen sollte. Der unseligen Parteiverblendung der Liberalen, die aus der Hand des Junkers nun einmal das Heil nicht wollten, hielt er schon im Mai 1866 in einer besonderen Flugschrift die angstvolle Frage vor: „Partei oder Vaterland?" Seine warnende Stimme verhallte damals ungehört. Man kann sich denken, mit welch fieberhafter Spannung der Karlsruher Freundeskreis die Kriegszeit 1866 verlebte. Allabendlich kam das kleine Häuflein der Preußischgesinnten zusammen, zuerst in banger Sorge, dann, als die preußischen Siege kund wurden, mit steigendem Jubel. „Dazu", berichtet Hausrath, „trug namentlich der lebhafte, kleine Baumgarten bei, der von guten Einfällen sprühte und durch seine paradoxen Behauptungen stets Leben brachte." Im Oktober, nach dem Sieg der guten Sache, ließ dann Baumgarten seine umfangreichste politische Schrift erscheinen, betitelt: „Der deutsche Liberalismus, eine Selbstkritik". Scharf geht er darin mit den Sünden und Versäumnissen der eigenen Partei ins Gericht. Politik, so führte er da u. a. aus, ist handeln; sie muß etwas wollen und etwas erreichen. Das hat der deutsche Liberalismus bisher verkannt; er muß sich bekehren, muß in Bismarck den Mann der rettenden

Tat begreifen, muß suchen, regierungsfähig zu werden. So durfte nur ein Politiker reden, der schon vor dem Erfolg zu Bismarck sich bekannt hatte. Die Schrift tat ihre Wirkung und brachte viele zur Ein- und Umkehr. Als im November d. J. Gustav Freytag nach Karlsruhe zu reisen sich anschickte, schrieb ihm Treitschke aus Kiel: „Vergessen Sie nur Baumgarten nicht; der hat sich mit seiner feinen, rührigen Feder in der großen Zeit sehr wacker gehalten". Und rückblickend auf seine Karlsruher Eindrücke bestätigt dann Freytag dem Freund in Kiel: „Des wackeren Baumgarten freut sich, wer ein Mensch zu sein verdient, und ich habe verständiges Wechselgespräch mit ihm getrieben".

Seit Königgrätz drehte sich die Sorge der Karlsruher Freunde in erster Linie um die eine große Frage: wie und wann vollzieht sich die Vereinigung des deutschen Südens mit dem Norddeutschen Bund? Badens besonderer Beruf sollte es bekanntlich sein, auf diesem Weg zur Einigung den anderen Mittelstaaten voranzugehen. Was sich in Wort und Schrift und mit mutigem Bekenntnis dafür tun ließ, daß dieser große Schritt über den Main gelang, das hat Baumgarten damals getan, öffentlich und hinter den Kulissen. Sein Schwager Jolly war nach Mathys Tode im Frühling 1868 an die Spitze des badischen Gesamtministeriums getreten, und Baumgarten wurde sein vertrauter Berater. Der Minister tat in den nächsten Jahren nichts von Belang, das er nicht mit Baumgarten vorher besprochen hätte. Er übertrug ihm wiederholt die wichtigsten Kommissionen. So betraute er Baumgarten gleich am Tage seiner Ernennung zum Staatsminister mit der heiklen Aufgabe, dem schwer enttäuschten Bluntschli auseinanderzusetzen, warum man ihn übergangen hatte. In Jollys Auftrag mußte Baumgarten oft Briefe von größter Tragweite an politisch maßgebende Persönlichkeiten richten. In Berufungssachen der Hochschulen, die zu Jollys Ressort gehörten, diente Baumgarten vielfach als Vertrauensmann und Vermittler. „Während Jolly", so lesen wir in des letzteren Biographie, „nur wenig Umgang pflog, unterhielt Baumgarten die mannigfachsten Beziehungen und konnte daher den Schwager über alle persönlichen Vorkommnisse unterrichten, während dieser ihn seinerseits in die amtlichen Vorgänge einweihte. Dem juristischen Wissen des einen hielt das historische des andern die Wage, und die kühle Ruhe Jollys wurde durch die eifrige Lebendigkeit Baumgartens vortrefflich ergänzt. Da beide die gleichen politischen Grundanschauungen hatten, sich unbedingt vertrauten und über alles gegeneinander aussprachen, bildeten sie einen idealen Männerbund."

Seine schönste Bewährung erfuhr dieser Bund zu Beginn des Krieges 1870; getreulich teilte Baumgarten des Schwagers wahrhaftig nicht kleine Sorgen: ob und wann die Kehler Brücke zu sprengen sei, ob man die Kassen flüchten solle oder nicht, in welchem Umfang man alles zum Kampf vorbereiten könne, ohne den Argwohn der Franzosen vorzeitig zu wecken, das alles bereitete den Freunden tagelang schweres Kopfzerbrechen, um so mehr, als der Kriegs- und der Finanzminister in vielem anderer Ansicht waren als Jolly. „Ich unterstützte ihn durchaus", schrieb Baumgarten damals an Sybel, „aber wir waren einige Tage fast allein." Wie eine Erlösung kam endlich am 15. Juli die Mobilmachungsordre. Der großen Zeit, die damit anhob, suchte Baumgarten in seiner Art und mit seiner Waffe zu dienen. Er schrieb schon am 17. Juli seine „Kriegspredigt" voll Zuversicht und Stärke; sie fand als anonymes Flugblatt in Massen Verbreitung; ihren Ton fand Treitschke vortrefflich. Zwischen Wörth und Sedan entstand dann die vielgelesene, alsbald in zweiter Auflage erscheinende Schrift: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind", ein ungebrochener Abglanz jener einzigen Zeit, ein Rückblick auf die deutsche Vergangenheit bis zu deren Einmündung in die große Gegenwart, eine Schrift voll schöner, fruchtbarer Gedanken. Viele, die seitdem an nationalen Gedenktagen Reden zu halten Veranlassung hatten, sind an ihr schon froh geworden. Mit Nachdruck warb sie für vollen, dauernden Anschluß an den Norden, der ja immer noch nicht, auch nach Sedan nicht, allerwärts selbstverständlich erschien.

Diese reich bewegte Karlsruher Zeit war für Baumgarten als Mensch und als Politiker der Höhepunkt seines Lebens. Aber auch als Gelehrter hat er damals die Höhe des Könnens erstiegen. Im Sommer 1863 begann er — anknüpfend an sein Erstlingswerk von 1861 — für die bei Hirzel erscheinende Staatengeschichte der neusten Zeit sein dreibändiges Hauptwerk: „Die Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage". Im Jahre 1865 lag der erste Band vollendet vor. Baumgarten erntete damit bei den Fachgenossen ungeteiltes Lob; der Altmeister v. Sybel schrieb ihm darüber: „Ich sage Ihnen vielen Dank für Ihre Leistung, der ich mit seltenem Vergnügen einen Essay in meiner Zeitschrift widmen werde. Ich bedauere nur, daß Sie nicht ausführlicher schreiben und breiter sich in die Darstellung vertiefen konnten, und dann finde ich immer noch einen Rest von Ihrem alten Grundfehler, der leidigen Bescheidenheit, die Sie

an manchen Stellen zur Kürzung getrieben hat, so daß Sie zu viele Sachen geben, als welche ja nicht Sie sind, und zu wenig Form und Darstellung, die ja dem Autor angehören, dem Autor, der das Publikum mit seiner Person ja nicht belästigen will. Sie sind aber ein Autor nach vollem Maß, mit Fleiß und Kritik, mit feinem Ohr für psychologischen Pulsschlag, mit reifem Urteil auch bei den kompliziertesten politischen Fragen, mit weitem Blick für die großen historischen Zusammenhänge". Das Eigenartige an Baumgartens spanischer Geschichte ist ihr eminent politischer Charakter. Es entsprach das den besonderen Schicksalen des Verfassers und der politisch erregten Gegenwart, in der er schrieb. Nationalität, Einheit, Verfassung sind die Angelpunkte, um die auch das Leben der Vergangenheit sich ihm dreht. So groß er dachte von der Einwirkung der Persönlichkeit auf die Geschichte, ein Bildnismaler war er nicht, und im Gegensatz zur modernsten Richtung der Geschichtschreibung, die überall das Wirtschaftliche und Sozialpolitische in den Vordergrund rückt, schienen ihm diese Dinge nicht zum eigentlichen Gegenstand der Historie geeignet. Wohl aber das geistige Leben, die Gesittung und Bildung einer jeden Nation und Zeit, wie sie sich in der Literatur zu spiegeln pflegt: so kam es ihm zu statten, daß er am Polytechnikum außer Geschichte auch Literatur zu lesen hatte. Im Jahre 1868 besuchte er persönlich das Land, dessen Schicksale ihn seit langem so intensiv beschäftigten. Die Reise trug ihm für sein Werk viel wertvolle Anschauung ein, sie zeigte ihm freilich auch die Kluft, die den protestantischen Deutschen von dem bigotten spanischen Wesen trennte und trennen mußte. Sicherlich stehen die spanischen Dinge uns Deutschen nicht eben nahe — Baumgarten selbst empfand dies im Fortgang seines großen Buches immer störender —, „aber, so tröstete er sich, die Spanische Geschichte hat die Eigentümlichkeit, gewisse große Wahrheiten mit schneidender, auch den Stumpfsinnigen berührender Energie zu predigen"; sie schien ihm in seltenem Maße paradigmatischen Wert zu besitzen, und so ist er auch nach Abschluß seines Hauptwerks immer wieder gern zu diesem Arbeitsfeld zurückgekehrt. Zunächst freilich gönnte er sich den Hochgenuß, auch einmal „in deutscher Vergangenheit zu jubeln", indem er einen umfangreichen Essay über Herders Verhältnis zu dem Schaffhausener Georg Müller verfaßte, ein Essay, der vielfach Bedauern darüber weckte, daß Baumgarten sich nicht ausgiebiger der Literaturgeschichte widmen wollte. Er hätte es vielleicht getan, wenn nicht gerade jetzt (1872) mit der durch Roggenbach vermittelten Be-

rufung an die neugegründete Straßburger Hochschule ganz andere Aufgaben an ihn herangetreten wären.

Über diese letzten 20 Jahre seines Lebens, außerhalb Badens verlebt, dürfen sich die „Badischen Biographien" füglich kurz fassen. Zu Straßburg, wo Baumgarten bald ganz heimisch wurde, war seine Tätigkeit fast ausschließlich die gelehrte. Die politischen Vorgänge verfolgte er zwar nach wie vor mit einer fast leidenschaftlichen Teilnahme, über die Weiterentwicklung unserer inneren Verhältnisse fühlte er sich mehrfach tief enttäuscht, aber tätig in sie einzugreifen, sah er sich nicht mehr veranlaßt. Kolleg und Seminar und die alsbald in Angriff genommenen Studien zur Reformationsgeschichte beanspruchten mehr und mehr seine ganze Kraft. Zu diesen letzteren regte ihn sein neuer Wohnort unwillkürlich an. War doch Straßburgs größte Zeit eben jenes 16. Jahrhundert gewesen, als die deutsche Reichsstadt einen Brennpunkt für das geistige und religiöse Leben unseres Volkes abgegeben hatte. Indem er diese deutsche Vergangenheit der elsässischen Hauptstadt in helles Licht zu rücken sich bemühte, für Sammlung der Urkunden aus jener deutschen Vorzeit des Elsasses sorgte, Straßburger Männern wie den beiden Sturm und dem Historiker Sleidan in liebevollen Monographien Denkmäler setzte, hoffte er auch politisch nützliche Arbeit zu leisten. Solche Studien, wie er sie trieb und in seinem Schülerkreis anregte, sollten „den Elsässern die Liebe zu der protestantischen, zu der durch und durch deutschen Vergangenheit ihres Landes stärken und klären und so ein neues, innerliches Band herstellen zwischen dem Elsaß und dem wesensverwandten Reich". Dabei beschränkte Baumgarten seine Forschung nie auf das Ortsgeschichtliche, sondern betrachtete dies immer im Zusammenhang mit den Geschicken des Reichs und des Auslandes. So erwuchs u. a. im Anschluß an solche Straßburger Studien seine Schrift: „Vor der Bartholomäusnacht", in der es ihm gelang, durch kritische Bearbeitung von teilweise neuem Quellenmaterial endgültig den Beweis zu erbringen, daß jene schreckliche Bluttat nicht lange vorherbedacht war, sondern erst im Augenblick Gestalt gewann. Durch alle diese Arbeiten errang er als Gelehrter einen gefeierten Namen. Die Bonner Universität machte ihn zu ihrem Ehrendoktor, ebenso die theologische Fakultät zu Straßburg; in die Münchener Akademie wurde er als Mitglied aufgenommen. Die auf Straßburg und die Reformationsgeschichte bezüglichen Studien hatten aber für Baumgarten noch eine weitere Bedeutung: sie brachten das protestantische Bewußtsein in ihm zu voller Klarheit und Stärke. Im

Ultramontanismus sah er jetzt den schlimmsten Feind unseres Volkes, zu seiner Abwehr war er jederzeit auf dem Platze, dem Evangelischen Bund stellte er seit 1886 seine Feder wiederholt zur Verfügung (vgl. seine „Römischen Triumphe" und „Die religiöse Entwicklung Spaniens"), und nachdrücklich kämpfte er gegen die Janssensche Art, Geschichte zu machen. Das Zentrum hatte Grund ihn zu hassen, denn er haßte es von ganzem Herzen. Zugleich aber bewahrte ihn sein historisches Wissen vor jener unklugen Unterschätzung des Gegners, deren nach seiner Ansicht die Norddeutschen, deren auch Bismarck sich schuldig machte. Der Kulturkampf als solcher war ihm recht, nur mißtraute er — und, wie sich bald zeigen sollte, mit Grund — der Tonart, in der er eröffnet und geführt wurde. Auch sonst vermißte er bei seinen norddeutschen Freunden Verständnis für die spezifischen Erscheinungen des Südens. In der „Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts", die Treitschkes genialer Feder seit 1879 in so unvergleichlicher Schönheit entquoll, schien ihm über der Verherrlichung Preußens die dem Süden, seinen Herrschern und Staatsmännern gebührende Gerechtigkeit zu kurz zu kommen. Gerade als geborener Norddeutscher hielt er sich verpflichtet, seinem alten Kampfgenossen in diesem Punkt entgegenzutreten. Er tat es mit so rückhaltloser Schärfe, daß ihm Treitschke diesen Vorstoß nie verziehen hat. Als Sechziger begann er endlich im Jahre 1885 sein zweites Hauptwerk, Karl V. Es zu vollenden, war ihm versagt. Doch sind immerhin drei stattliche Bände zum Abschluß gekommen. Die Wahl gerade dieses Themas hing sichtlich mit seinen spanischen Studien von ehedem und mit seiner Pflege der Reformationsgeschichte seit der Übersiedelung nach Straßburg zusammen. In Karl V. wollte er, wie er sich ausdrückte, den „Schicksalsmann der moderen Welt in ihrer Geburtsstunde" zu schildern versuchen. Auch in diesem Werk seines Alters blieb er dem wesentlich politischen Gesichtspunkt, der früher für ihn maßgebend war, getreu. Mit der letzten Kraft seines erlöschenden Lebens begann er endlich eine Biographie seines Schwagers Jolly, der im Oktober 1891 gestorben war. Er hat sie ebensowenig vollenden dürfen wie seinen Karl V. — ein ernsthafter Verlust für unsere badische Geschichte. Denn niemand war wie Baumgarten berufen, die große Zeit von 1870, soweit sie im Schoß und am Sitz der badischen Regierung sich abspielte, der Nachwelt zu berichten; war er doch der intime Vertraute des damals Baden leitenden Staatsmannes und zugleich ein Historiker, in dem uns das innerste und beste Wesen jenes Geschlechts

entgegentritt, das durch seine Arbeit die Herstellung des Deutschen Reiches vorbereiten half. Am 19. Juni 1893 ist er seinem bis zuletzt ihm köstlichen Tagewerk durch den Tod entrissen worden. (Vorstehende Skizze ist in der Hauptsache ein knapper Auszug aus dem überaus schönen Lebensbild, das Erich Marcks der 1894 erschienenen „Sammlung historischer und politischer Aufsätze und Reden von Hermann Baumgarten" vorangesetzt hat. Ebenda findet man auch ein chronologisches, 106 Nummern umfassendes Verzeichnis der von Baumgarten veröffentlichten Schriften. Für sein Leben vgl. noch außerdem: Baumgarten und Jolly, der Staatsminister Jolly, Tübingen 1897, und: Ad. Hausrath, Zur Erinnerung an Julius Jolly, Leipzig 1899.) F. B.

Leopold Baumgartner,

geboren am 26. Januar 1835 in Oberbergen am Kaiserstuhl, fand seine Ausbildung am Lehrerseminar in Meersburg und wurde, nachdem er an verschiedenen anderen Schulen des Landes vorübergehend verwendet worden war, im Jahre 1868 Hauptlehrer (Reallehrer) an der höheren Bürgerschule (nachmaligen Realschule und Oberrealschule) zu Freiburg, deren Lehrkörper er bis zu seinem Tode am 17. April 1897 angehörte. Ein Botaniker von gediegenem Wissen, wohl einer der besten Kenner der Breisgauer Flora, nahm er tätigen Anteil an den Arbeiten des badischen botanischen Vereins, dessen Mitbegründer und langjähriger zweiter Vorstand er war. Die Gründung, Erhaltung und Erweiterung des Landesherbariums ist mit sein Verdienst. Als Konservator des Döllschen Herbariums hat er sich der ebenso wichtigen wie verdienstvollen Arbeit der Ordnung der ihm anvertrauten Schätze unterzogen. Es war seine letzte große Arbeit, die ihm noch unmittelbar vor seinem Tode zu vollenden vergönnt war. (Jahresbericht der Oberrealschule zu Freiburg für 1896/97. S. 4.)

Reinhold Baumstark

wurde zu Freiburg im Breisgau am 24. August 1831 als ältester Sohn des Lyceumsprofessors Anton Baumstark geboren. Die wissenschaftliche Ausbildung des frühgereiften, ernsten Knaben übernahm großenteils der Vater, der ihm vor allem ein tiefes Verständnis und dauernde Vorliebe für die altklassischen Literaturwerke zu vermitteln wußte. Doch wählte er 1848 nach Absolvierung des Lyceums auf Wunsch des Vaters

nicht die Philologie, sondern die Rechtswissenschaft zum Berufsstudium, dem er in Freiburg, unter nachhaltiger Förderung von Fritz, Stahl, Buß, besonders aber Stabel, bis zum Jahre 1852 oblag. Nach glänzend bestandenem Examen erhielt er im letzteren Jahre seine erste Anstellung in Kenzingen und nach nicht minder vorzüglichem Referendär-examen Anweisung ans Hofgericht in Mannheim. 1857 kam er als Amtsrichter nach Triberg, 1861 nach Durlach, 1864 ans Hofgericht nach Bruchsal und im gleichen Jahre noch als Kreisgerichtsrat nach Konstanz. Neben seinen Berufsarbeiten war inzwischen Baumstark auch rastlos tätig gewesen an Vervollkommnung seiner Kenntnisse in Geschichte und Philosophie und beide Disziplinen führten allmählich eine Umwandlung seiner religiösen Begriffe herbei. Als Kind einer gemischten Ehe war er dem Bekenntnis der protestantischen Mutter gefolgt, hatte aber noch als Gymnasiast infolge tiefgehenden Einflusses des Freiburger Stadtvikars und Religionslehrers E. O. Schellenberg „den positiven Glauben in seiner Seele zertrümmert gesehen". Eifriges Studium des Spanischen und daran anschließend der mittelalterlichen Geschichte, ein mehrwöchentlicher Ferienaufenthalt auf der pyrenäischen Halbinsel (1867), als dessen Frucht 1868 „Mein Ausflug nach Spanien" (Regensburg, Manz), eine liebevolle Würdigung des spanischen Katholizismus und eine in scharfem Gegensatz zur „Literatur der Umsturzpartei und der gothaischen Freimaurer" stehende optimistische Beurteilung der politischen Lage, erschien, brachten ihn aber soweit, daß er noch im Jahre 1868 in den „Gedanken eines Protestanten über die päpstliche Einladung zum Konzil" (Regensburg, Manz) dem Protestantismus eine öffentliche Absage zuteil werden ließ. Der formelle Übertritt erfolgte indes erst 1869, kurz nach demjenigen seines Bruders Hermann (Theologiedozent in St. Louis in Nordamerika). Öffentlich Rechenschaft über diesen beiderseitigen Schritt sollte die Konversionsschrift „Unsere Wege zur katholischen Kirche" (Freiburg, Herder 1870) geben. Einen wichtigen Gang hatte Baumstark im Jahre 1868 getan, als er sich aufs politische Gebiet begeben hatte. Veranlaßt war er durch den Wunsch, mit allen verfügbaren Mitteln die kleindeutschen Bestrebungen des badischen Ministeriums Jolly zu paralysieren. Den gleichen Zweck hatte er, allerdings vergebens, schon kurz vorher bei einer aus Anlaß einer österreichischen Ordensauszeichnung erbetenen Zusammenkunft in Bad-Gastein mit v. Beust zu erreichen gesucht. Obwohl noch Protestant, schloß er sich doch im Landtag, für den er 1868

gewählt wurde, den vier katholischen und großdeutschen Abgeordneten Bissing, Lender, Lindau und Roßhirt an und bildete mit den drei ersteren das sogenannte „Festungsviereck". Die kleindeutschen Ziele Jollys und die antikatholischen Regierungsvorlagen über Civilehe und religiöse Stiftungen bekämpfte er bei den Beratungen wie auf Agitationsreisen (Hardheimer Versammlung!) mit leidenschaftlichem Ungestüm. Als aber der deutsch-französische Krieg endgültig der kleindeutschen Idee zum Siege verholfen hatte, da legte der ohnedies leidende Mann sein Mandat nieder, nicht ohne daß er vorher den badischen Katholiken in einer eigenen Schrift (Die katholische Volkspartei und ihr Verhältnis zum Kriege gegen Frankreich. Freiburg 1870) den „Gang zum Kaiser" erleichtert und in einer entschiedenen Erklärung im Landtage (16. Dezember) die Stellungnahme der großdeutschen Partei gekennzeichnet hätte. Seine ganze Treue gehörte jetzt dem neuen Reich, und er verlangte die gleiche Gesinnung auch von den süddeutschen Katholiken. Es schmerzte ihn allerdings von Anfang an, daß in den Verträgen „ein gemeinsamer Rechtszustand der katholischen Kirche" nicht garantiert war, und als mit rasch zunehmender Schärfe die Einrichtungen der Kirche durch die „Maigesetze" bedroht wurden, ergriff er wiederholt und entschieden das Wort dagegen, das Vorgehen der Regierung beklagend und verurteilend, aber auch schonungslos die Fehler im eigenen Lager aufdeckend (Der erste deutsche Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche. Freiburg 1871. — Fegfeuergespräch. Ebenda 1872 unter dem Pseudonym Lukianos Dendrosthenes. 2. Folge. 1876. — „Weckstimmen für das katholische Volk", Wien und Pest. Jahrg. IV [1873] H. 6; V [1874] H. 3 und 4; VI [1875] H. 3 und 12; X [1879] H. 3.) Baumstark bedauerte es von Anfang an schmerzlich, daß das Zentrum kraft der Tatsachen genötigt war, konfessionell zu sein und dem neuen Reich als festgeschlossene Oppositionspartei entgegenzutreten, daß bei hervorragenden Mitgliedern der Partei reine persönliche Interessen ihre Stellungnahme gegen die Regierung beeinflußten und daß der Widerstand gegen letztere vielfach ein prinzipieller war. Es war natürlich, daß eine derartige, nur von Jahr zu Jahr sich verschärfende Kritik vom Zentrum in jenen schweren Zeiten mehr als lästig empfunden und mit den heftigsten Entgegnungen erwidert wurde. Trotz allem aber hielt er sich in Baden, wo eine formelle Angliederung der katholischen Volkspartei an das preußische Zentrum noch nicht stattgefunden hatte und wo deren Leitung durch den in manchen Punkten gesinnungsverwandten, wenn auch weit

besonneneren Dekan Lender genügende Gesinnungsfreiheit gestattete, vom Parteileben nicht ferne; vielmehr glaubte er es der Kirche schuldig zu sein, noch einmal ein Abgeordnetenmandat anzunehmen, um die Regelung der infolge des „Examensgesetzes" aufs schwerste betroffenen Seelsorge in der Erzdiözese herbeiführen zu helfen (1879). Baumstark hatte denn auch die Genugtuung, nach langen Verhandlungen zwischen Regierung und Kurie unter eigener hervorragender Vermittlung das Jollysche Gesetz fallen zu sehen. Dank erntete er allerdings wenig, da man vielfach ihm allein Schuld gab, daß nicht mehr erreicht wurde und seine Rechtfertigungsschrift (Die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge im Großherzogtum Baden. Freiburg 1880, Wagner) rief alsbald eine Entgegnung Wackers hervor (Das erste Friedenswerk im badischen Kulturkampf. Ebend. 1882). Auch Bistumsverweser Kübel brach die Beziehungen zu ihm ab. 1881 schloß sich seine Partei formell an das norddeutsche Zentrum an, worauf er sich öffentlich von ihr lossagte. Zum völligen Bruch aber kam es erst, als ihm durch ihr Votum das wegen Wiedereintritts in den Staatsdienst beanstandete Mandat entzogen wurde (1882). Jetzt, ein „völlig Einsamer geworden", legte er in einem Aufsehen erregenden Memoirenwerk („Plus ultra. Schicksale eines deutschen Katholiken." Straßburg 1882), einer „Streitschrift in klassischer Form, aber mit verbittertem Inhalt", Rechenschaft ab über seine Bestrebungen und zeichnete zugleich sein Programm des „religiösen Katholizismus". Weiterhin ist Baumstark nicht mehr ins öffentliche politische Leben getreten; seine Anschauungen behielt er großenteils bei und vertrat sie gelegentlich noch in gemäßigten liberalen Blättern, regelmäßig bis 1894 in dem demokratischen nordamerikanischen „Anzeiger des Westens" (St. Louis). Warme Anerkennung spendete er wiederholt den sozialpolitischen Bestrebungen des Zentrums. — Neben diesem aufreibenden politischen Wirken gingen Studien ganz anderer Art her. Ihnen gehörte auch seine tiefste Sympathie, in ihnen beruht Baumstarks hervorragendste Bedeutung und Stärke. Es sind seine geschichtlichen Arbeiten im weitesten Sinne, alle populär gehalten, aber aufgebaut auf fleißigem Quellenstudium, vornehm und schwungvoll in der Form, heute allerdings abgesehen von einigen Monographien zur spanischen Geschichte, gerade vielleicht ihrer populären Fassung wegen, großenteils vergessen. Ein großer Teil dieser langen Liste geschichtlicher Abhandlungen ist der spanischen Geschichte und Literatur gewidmet. (M. de Cervantes Saavedras' Musternovellen, übersetzt und erläutert. 2 Bde. Regens-

burg 1868. — Calderon de la Barca, Die Dame Kobold. Übers. Wien 1870. — Dom Franzisko Quevedo. Ein spanisches Lebensbild. Freiburg 1871. — Columbus. Ebend. 1873. — Isabella v. Castilien und Ferdinand von Aragonien. 1874. — Philipp II., König von Spanien. Ebend. 1875. — Cervantes. Ebend. 1876. — Die spanische Nationalliteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige. Köln 1877. — Bartholomäus de las Casas. Freiburg 1879.) „Daniel O'Connell", „Kaiser Leopold I." (Freiburg 1873), „Thomas Morus", „John Fisher" (ebend. 1878) sind weitere selbständig erschienene Biographien. Eine noch weit größere Zahl solcher erschien in Zeitschriften, so in den „Historisch-politischen Blättern", wo er auch lange seine politischen Ansichten vertreten hat, in dem Freiburger „Kirchenlexikon" (Cervantes, Calderon, las Casas), in dem von ihm gegründeten und kurze Zeit redigierten Beiblatt zum „Badischen Beobachter" („Sterne und Blumen"), ganz besonders aber in der „Alten und Neuen Welt", in der er, wie in „Sternen und Blumen", auch novellistische Beiträge veröffentlichte und bis zu seinem Tode unter dem Decknamen Stabilis („Markgraf Jakob III. von Baden." Jahrg. 1891) oder Klementine Beck noch hin und wieder auftrat. Schon diese summarische Aufzählung seiner Schriften zeigt, welche Neigung er für die Geschichtswissenschaft besaß, und lange Zeit war sein sehnlichster Wunsch gewesen, als deren Lehrer wirken zu können. Befähigung hiezu hätte er in hohem Grade besessen, aber die kirchenpolitischen Kämpfe vereitelten auch diese Hoffnung, und so blieb er zeitlebens als Historiker Dilettant. Für seine Berufswissenschaft hat Baumstark nur einen größeren Beitrag geliefert, die Sammlung „der kirchenpolitischen Gesetze und Verordnungen im Großherzogtum Baden für die katholische Kirche" (1888). — Im letzten Drittel seines Lebens mußte sich der „Einsiedler" allein mit seiner Berufstätigkeit bescheiden. Er war Kreisgerichtsrat in Konstanz bis 1877 geblieben, in welchem Jahre er zum Mitglied des Appellationssenates vorrückte. Schon 1878 aber mußte er infolge sehr geschwächter Gesundheit vorübergehend in den Ruhestand treten; zwei Jahre später konnte er den Dienst wieder aufnehmen und wurde Amtsrichter in Achern, 1884 Landgerichtsrat in Freiburg, 1889 Landgerichtsdirektor in Mannheim und 1891 in Freiburg. Als Landgerichtspräsident kam er 1894 nach Waldshut und 1897 als solcher nach Mannheim zurück. Allgemein gerühmt ward sein Geschick in der Leitung von Gerichtsverhandlungen, seine Ruhe und Klarheit bei Entwicklung der juristischen Gesichtspunkte, und wenn sein

Herz auch nicht ganz dem Berufe angehört hatte, so hat er doch dank seiner unentwegten Pflichttreue hervorragendes darin geleistet und ausgeharrt, trotzdem Alter, der Tod seiner Gattin und Familiensorgen seine Kräfte in den letzten Jahren gänzlich aufgerieben hatten, bis er seinem langjährigen Leiden, Atmungsbeschwerden mit Lungenblutungen, am 30. Januar 1900 erlag. Mit ihm ist ein Mann von wahrhaft kindlichem Glauben, bei dem gleich innig wie die Anhänglichkeit zur Kirche, nur noch die Liebe und Treue zu Kaiser und Reich war, ein Mann von hoher idealer Denkungsart, von rastlosem wissenschaftlichen Streben, auf dessen Tisch bis zum Lebensende die alten Klassiker, die spanischen Dichter neben der Hl. Schrift lagen, ein Mann von schlichter Einfachheit und reichem Wohltätigkeitssinn, ein Schriftsteller von glänzender Begabung, in politischer Hinsicht vielfach von zu ausgesprochener Eigenart und Leidenschaftlichkeit, aus unsern Reihen geschieden.

Sauer.

Hans Baur,

Bildhauer, wurde am 26. Februar 1829 in bescheidenen Verhältnissen zu Konstanz geboren. Sein Vater, der Bildhauer Johann Baur, geb. zu Homburg bei Steckborn, gest. im Jahr 1837, hiernach Schweizer von Geburt, Schüler des schweizerischen Bildhauers Jos. Sporer, der das alte Husbild am Hause in der Paulsgasse zu Konstanz [Husenstraße] einst ausgeführt, gab den Sohn Hans frühzeitig, d. h. im Jahre 1846, nachdem derselbe die höhere Bürgerschule zu Konstanz absolviert hatte, zum Bildhauer Oechslin, einem Schüler Danneckers und Thorwaldsens, nach Schaffhausen in die Lehre, der mit einer älteren Schwester Hans Baurs verheiratet war. Oechslin erkannte das Talent des jungen Mannes und veranlaßte den Vater, mit Unterstützung des Großherzogs Friedrich von Baden, denselben 5 Jahre später, 1851, auf die Kunstakademie nach München zu schicken, von wo er, unter Max Widmanns Leitung, der ein Schüler Schwanthalers und Thorwaldsens war, im Geiste der Antike tüchtig vorgebildet, im Jahre 1855 wieder nach Konstanz zurückkehrte. Hier wurde ihm sofort der Auftrag, die beiden lebensgroßen Sandsteinstatuen der Heiligen Konradus und Pelagius für das Hauptportal des Münsters auszuführen, Arbeiten, welche seinen Künstlerruf in weitere Kreise trugen. Auch eine Statuette von Johann Hus entstammt dieser Zeit. Vom Jahre 1857 bis 1861 arbeitete Hans Baur an der neugegründeten Kunstschule zu Karlsruhe,

welche 1856 ihr neuerbautes Haus in der Stephanienstraße bezogen hatte, und zwar an der Bildhauerschule, welche der von Rauch gebildete, in der klassischen Formenwelt Italiens herangereifte Karl Steinhäuser eben von Rom nach der badischen Residenz verlegt hatte. Auch hier hatte Hans Baur sofort wieder schöne Aufträge; zunächst fertigte er (1857) im Auftrage der Stadt Karlsruhe aus Anlaß der Vermählung der Prinzessin Cäcilie von Baden mit dem Großfürsten Michael von Rußland einen kostbaren silbernen Tafelaufsatz und unmittelbar darauf einen anderen, welcher galvanoplastisch ausgeführt wurde für den Großherzog Friedrich, den Markgrafen Ludwig Wilhelm darstellend, wie er in der Schlacht von Salankemen den türkischen Heerführer gefangen nimmt. Im Auftrage des Großherzogs entstand hier auch noch (1860) eine Büste des Erbgroßherzogs Friedrich als Kind. Freiherr von Wessenberg in Konstanz hatte sich tatkräftig der Weiterbildung des jungen Bildhauers angenommen; dafür widmete ihm derselbe damals eine Statuette des hl. Gallus; auch Wessenbergs charakteristische Büste an dessen Hause in Konstanz (1866), sowie eine andere im Garten der Wessenbergschen Rettungsanstalt (1893) sind von Hans Baurs Hand. Im Jahr 1862 nach der Vaterstadt zurückgekehrt, wo er sich mit Albertine Robert verehelichte, fand der Künstler auch hier wieder Gelegenheit, seine Kunst zu verwerten; es entstanden rasch hintereinander das Tympanon am nördlichen Münsterportal· „Kommet zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid!", ferner die Statue des Vaters Rhein an der Rheinbrücke zu Kehl, die Basilisken auf der Rheinbrücke zu Basel sind gleichfalls von Hans Baur, — weiter die Statuen des Markgrafen Bernhard von Baden und des Bischofs Gebhard, sowie die beiden Kolossalstatuen des Herzogs Berthold des Bärtigen von Zähringen und des Großherzogs Leopold von Baden für die Konstanzer Rheinbrücke (die beiden anderen Bischofsstatuen daselbst sind von Xaver Reich aus Hüfingen). — In den Jahren 1864 und 1865 begegnen wir Hans Baur in Paris und Rom; als Früchte seiner italienischen Studien sind zunächst die beiden lebensgroßen Marmorfiguren vornehmsten Stils, Najade und Amor, für die Villa Wechsler in Ulm zu betrachten; sodann die schöne Gruppe Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft, wovon eine ausgeführte Skizze im Rosgarten-Museum sich befindet, 1872 die Nike Apteros (Viktoria) zum Siegesdenkmal auf der Marktstätte in Konstanz, 1874 die verschiedenen statuarischen Arbeiten für das Friedrichsbad in Baden-Baden (Nixen und Greif, Kolossalstatuen [Äskulap und Hygieia]

und Karyatiden), ferner die 4 Evangelisten Lukas, Johannes, Markus und Matthäus für die evangelische Kirche in Baden-Baden und die Apostel Petrus und Paulus für die Jammsche Christuskirche in Lahr, ausnahmslos Arbeiten, welche sich durch charakteristische Auffassung und wirkungsvolle Linienführung auszeichnen. Von einem sehr schönen Werk, einem Anklang an die römischen Studientage, dem badenden Mädchen, (1875) besitzt das Rosgarten-Museum einen Abguß; dort im Treppenhaus befindet sich auch das Relief mit der Nixe (ruhige und stürmische See). Gleicher Zeit entstammen 2 Statuen „Flora" und „Wassernixe" für die Villa Baader, sowie die schöne Büste Kaiser Friedrichs III. für das aus Anlaß der Feier des 25jährigen Bestehens des Konstanzer Regiments zur Erinnerung an den Regiments-Inhaber bei der Kaserne aufgestellte Denkmal; die Fassade des neuen Giebels Halm in Konstanz schmückt ein reizender Ganymed (1881). Für das Denkmal Konradin Kreutzers in Meßkirch lieferte Hans Baur in beschränkter Konkurrenz zwei Entwürfe, wovon der eine (1883) zur Ausführung gelangte; das trug ihm dann sofort auch einen Auftrag der Stadt Sigmaringen ein, für welche Hans Baur im Jahr 1884 die sehenswerte Statue des Fürsten Johann Georg von Hohenzollern ausführte. — Außer diesen zahlreichen größeren Werken, welche durchweg ernstes ideales Kunststreben bekunden und bei sorgfältigster Ausführung fern bleiben allem leichtfertigen Realismus, schuf Hans Baur noch eine Menge kleinerer Werke, von welchen viele in Abgüssen im Rosgarten-Museum zu Konstanz aufgestellt sind. Wir nennen davon nur die liebenswürdige Gruppe: „Mutter, ihr Kind lesen lehrend", „Ekkehard, der Herzogin Hadwig den Virgil vorlesend und erklärend", „Des Mädchens Klage: Mein Herz ist gestorben, die Welt ist leer", „Venus mit Tauben", — „Der verlorene Sohn" (Hochrelief), „Lied, Liebe, Wein" u. a., ferner verschiedene Blumenmädchen, Brunnenstatuetten, Denkmal-Entwürfe (Die 4 Stände, Germania u. a.), kleinkünstlerische Werke, Glocken-Reliefs für die bekannte Konstanzer Glockengießer-Firma Rosenlächer, die erst in allerjüngster Zeit (1901) erlosch, Statuetten für die Leinersche Apotheke zum „Malhaus". Viele Medaillons (u. a. das seiner Mutter) und charakteristische Büsten sind von seiner Hand; so seine eigene, die vom Konstanzer Bürgermeister Huetlin, vom Arzt Eduard Vanotti, vom Maler Xaver Riedmüller, vom Gründer und langjährigen Konservator des Rosgarten-Museums, Ludwig Leiner, von Karl von Chrismar, endlich die vom Rechtslehrer Udalrikus Zasius (Zäsi) zu

Freiburg und vom Reformator Ambrosius Blarer. Auch einen Faunkopf, eine Meduse und eine Reihe Schlußsteinfratzen hat er hinterlassen. Anzuführen wäre noch eine Anzahl Grabmäler von Hans Baurs Hand auf dem Konstanzer Friedhofe. Von einem seiner letzten Werke, einer in großem Maßstabe gedachten Gruppe: „Baden, den Rhein aufnehmend“, (1897) besitzt das Konstanzer Museum eine wunderbar schön ausgeführte Skizze, ebenso von der prächtigen Gruppe: „Kampf auf der Rheinbrücke in Konstanz (1548) nach Gustav Schwabs Dichtung: Custor von der Fischerzunft mit zwei Spaniern in den Rhein stürzend“. Als sein letztes größeres Werk hat der monumentale Brunnen auf der Marktstätte in Konstanz zu gelten, ein graziöser Sandsteinaufbau, in dessen oberem vierseitigen Nischenkörper die in der Metallkunstgußfabrik zu Geislingen in Galvanobronze ausgeführten Statuen Heinrichs III., Friedrichs I. Barbarossas, Maximilians I. und Wilhelms I. aufgestellt sind; die beiden erstgenannten Standbilder waren im Frühjahr 1897 aus der Gießerei angelangt und Hans Baur eben damit beschäftigt, dieselben zu überarbeiten, d. h. die letzte Hand an sie zu legen, als ihn, den von Diabetes und einem schweren Influenza-Anfall sichtlich heftig mitgenommenen, betagten Künstler der Tod überraschte. Über seinen Werken erlahmte des unermüdlich fleißigen Mannes Meisterhand, schloß er das ermattende Künstlerauge zum ewigen Schlummer am 4. Juni 1897, aufrichtig betrauert von der zeitgenössischen Künstlerschaft, von allen, die ihn kannten und ihm näher standen, insbesondere auch von seinem Fürsten, der seine Kunst zu schätzen wußte und ihn deshalb ausgezeichnet hatte, sowie endlich von seiner Vaterstadt Konstanz, welche manch bedeutendes Werk von seiner Hand ihr eigen nennt. Hans Baur war eine jener vornehmen Künstlernaturen, welche schaffen, weil ihre Schöpferkraft sie dazu drängt, nicht um des Erwerbs, nicht um des Ruhmes willen; verhaßt war im vorab alles, was nur entfernt nach Reklame roch; verhaßt war ihm die unreife Mache jener modernen Pseudokunst, deren vorlautes Gebahren ihm noch manchmal die letzten Lebensjahre recht verbitterte; verhaßt war ihm die feile Buhlerei um die Gunst des großen Haufens. Er erachtete es als die höchste Aufgabe der Kunst und ihrer Bekenner, läuternd und veredelnd auf die Massen zu wirken; gerade in der Bildnerei, die sich von erhabenem Standpunkte aus, auf offener „Marktstätte“, dem Volke zu zeigen vermag, lag für ihn ein wirksames Erziehungsmittel desselben. Ludwig

Leiner, der den Freund um einige Jahre überlebte, nennt Hans Baur „einen gemütlichen, braven und edlen Menschen, was besonders die zu schätzen wüßten, welche mit ihm Arbeit und Erholung teilten“; — das ist eines Wahrmunds Zeugnis, welches die Charakteristik des Künstlers Hans Baur zur Genüge vervollständigt. Viele Jüngere verdanken seiner Werkstätte Anregung und Ausbildung; genannt seien, außer dem in München verunglückten Konstanzer Einhart, Julius Steible-Konstanz und Joseph Baumeister-Karlsruhe. Seine einzige Tochter ist mit einem badischen Realschulprofessor verheiratet.

Dr. Cathiau.

Emil Bechert,

Geheimer Oberregierungsrat und Landeskommissär für die Kreise Karlsruhe und Baden, wurde am 9. Juli 1843 in Mosbach geboren. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der Höheren Bürgerschule seiner Vaterstadt und auf dem Lyceum in Mannheim, sodann auf den Hochschulen Heidelberg, Berlin und Freiburg. Schon frühzeitig machte er sich durch große geistige Regsamkeit und eisernen Fleiß bemerkbar; im Besitze solcher Eigenschaften gelang ihm der selten zu verzeichnende Erfolg, schon mit 16 Jahren das Lyceum zu absolvieren und mit 20 Jahren (Dezember 1863) sich der ersten, mit 22 Jahren (August 1865) sich der zweiten Staatsprüfung in Jurisprudenz zu unterwerfen, die er jeweils mit Auszeichnung bestand. Die rasche Aneignungs- und Auffassungsgabe, die schon in den wissenschaftlichen Vorbereitungsjahren in ungewöhnlicher Weise in die Erscheinung trat, bekundete Bechert auch beim Eintritt in den Staatsdienst: in den dienstlichen Zeugnissen seiner Vorgesetzten während der mehrjährigen Praktikanten- und Referendärszeit werden seine vorzügliche Begabung, seine reichen Kenntnisse und seine große Gewandtheit in der Erledigung der ihm übertragenen Arbeiten stets von neuem rühmend hervorgehoben. Vor die Wahl gestellt, sich dem Justizdienst oder dem Dienst der inneren Verwaltung zu widmen, entschloß sich Bechert für letzteren; in der Tat durfte er für die glückliche Bewältigung der in der inneren Verwaltung sich ergebenden Aufgaben als besonders hervorragend befähigt erscheinen. Schon während seiner ersten Verwendung als Polizeibeamter in Pforzheim (seit November 1866) bestätigte er in vollem Maß die auf ihn gesetzten Erwartungen. Er vereinte mit einer der Initiative zuneigenden großen Beweglichkeit doch zugleich jene kluge Vorsicht, die immer nur das nächst

Erreichbare, dieses aber mit Energie anstrebt. Über die Reibungswiderstände, die auf dem Gebiet der Polizei zwischen dem Publikum und dem handhabenden Polizeibeamten so leicht sich ergeben, half ihm sein angeborenes feines Taktgefühl hinweg. Sein vorzüglicher praktischer Blick für Verhältnisse und Personen bewahrte ihn vor allen übertreibenden Anwendungen der dem jungen Beamten übertragenen Polizeigewalt. Überhaupt lag seinem Wesen, in dem sich große Gewandtheit der äußeren Lebensformen mit wohlwollender Verbindlichkeit für jedermann glücklich mischte, bureaukratisches Selbstgefühl und starres Bestehen auf dem Buchstaben des Gesetzes völlig fern. So erklärt sich, daß Bechert schon in dieser ersten Verwendung in Pforzheim in allen Kreisen der Bevölkerung sich großer Wertschätzung und Beliebtheit erfreute, die ihm nachhaltig erhalten blieb, als er längst in höhere Stellungen des Staatsdienstes eingerückt war. Seine ersten Sporen auf dem Gebiet der eigentlichen Verwaltung erwarb sich Bechert mit seiner Versetzung nach Karlsruhe und der ihm übertragenen Verwaltung des Landbezirks. Hier, in der Zeit von 1869 bis 1874, war es, wo er vor allem auch den wirtschaftlichen Fragen des ihm anvertrauten Bezirks eine lebhafte Teilnahme zuwenden und teils amtlich, teils außeramtlich — in der Stellung eines Vorstands des landwirtschaftlichen Bezirksvereins — in wirksamer Weise betätigen konnte. Die Unternehmungen auf dem Gebiete des Landeskulturwesens, alle Fortschritte der landwirtschaftlichen Technik, die damals noch sehr bescheidenen Ansätze genossenschaftlichen Wirkens fanden jederzeit bei ihm die lebhafteste Unterstützung und soweit erforderlich Vertretung nach oben; durch die anregende Art seines Auftretens bei landwirtschaftlichen Besprechungen und Versammlungen kam in die landwirtschaftlichen Kreise seines Bezirks ein frischer, belebender Zug, der sich in zahlreichen nützlichen, auch heute noch bestehenden Veranstaltungen in die Wirklichkeit umsetzte. Die unmittelbare Folge dieser Vertrauensstellung, die Bechert in dem Landbezirk Karlsruhe sich erwarb, war seine Wahl in die badische Volksvertretung, der er von 1875 bis 1878 angehörte. Eine zeitlich nicht sehr lange, aber um so inhaltsreichere Unterbrechung erfuhr diese Tätigkeit in Karlsruhe durch einen im September 1870 durch den Generalgouverneur des Elsasses an ihn ergangenen und angenommenen Ruf, an der ersten Einrichtung und Leitung der deutschen Verwaltung in dem wiedergewonnenen Reichsland sich zu beteiligen. In den neun Monaten, in denen Bechert unter begreiflich großen Schwierigkeiten des Amtes eines Kreisdirektors, zuerst

in Erstein, später in Schlettstadt waltete, fand er reiche Gelegenheit, die besonderen Vorzüge seines Wesens, strengste Sachlichkeit und Gerechtigkeit bei wohlwollender Milde, im Verkehr mit den Eingesessenen seines Bezirks zu entfalten und sich rasch deren Vertrauen zu erwerben. Noch in späteren Jahren sprach Bechert stets gern und mit berechtigter Befriedigung von jenen Tagen der Wirksamkeit im Elsaß, welche die höchsten Anforderungen an Arbeitskraft, Geistesgegenwart, politischen Takt stellten und deren Würdigung durch das Reichsoberhaupt in der Verleihung des Eisernen Kreuzes zum Ausdruck kam. Erst 31 Jahre war Bechert alt, als er (im April 1874) durch den damaligen Staatsminister Jolly als Kollegialmitglied in das Ministerium des Innern berufen wurde, dem er 24 Jahre lang bis zu seinem Tode angehörte. Die reiche Fülle seines Wirkens in dieser Stellung läßt sich nur andeuten, weil ein näheres Eingehen gleichbedeutend mit einer Schilderung der Entwicklung wäre, die die gesamte Polizei in ihren verschiedenen Verzweigungen, der Sicherheits- und Ordnungs-, der Bau- und Feuerpolizei, der Sittenpolizei, des Vereins- und Versammlungsrechts, in den letzten Jahrzehnten in unserem Lande genommen hat. Zahlreiche Gesetzesentwürfe und Verwaltungsvorschriften, die der Fortbildung des Rechts auf dem großen Gebiet der Verwaltungspolizei dienten, eine Menge von normativen Verwaltungsentscheidungen, bemerkenswerte organisatorische Änderungen im Bereich des personellen Teils der Polizei (Gendarmerie, Schutzmannschaft) sind Becherts eigenster Initiative entsprungen. Auf diesem delikaten Gebiet der Polizei mit Erfolg tätig zu sein und jederzeit die Grenzlinien zwischen den Machtbefugnissen des Staats wie der Privatrechtssphäre des Einzelnen richtig zu ziehen, das heißt das „Zuviel" ebenso zu vermeiden wie das „Zuwenig", war eine Persönlichkeit wie Bechert ganz besonders geeignet, weil in ihm ein starkes staatliches Pflichtgefühl, das an sich zu einer kräftigen Hervorkehrung der polizeilichen Gesichtspunkte hinneigen mochte, mit kluger Umsicht und Bedachtsamkeit in glücklichster Weise gemischt war. Die menschlich schöne Seite seines Wesens, Wohlwollen und Gerechtigkeitsliebe, fand er in der Behandlung der wichtigen Personalangelegenheiten seines Respiziats zu betätigen reiche Gelegenheit; für Hebung der wirtschaftlichen Lage der Gendarmerie und Schutzmannschaft trat er bei jeder sich ergebenden Gelegenheit mit Nachdruck ein und die zahllosen persönlichen Anliegen und Wünsche dieses seiner oberen Leitung unterstellten Personals fanden bei ihm stets wohlwollendste Prüfung und

Würdigung. Ein zweites wichtiges Arbeitsgebiet, dem sich Bechert während seiner langen Dienstzeit im Ministerium und zwar mit ganz besonderer Vorliebe und Tatkraft widmete, war das öffentliche Gesundheitswesen. Wenn anerkanntermaßen dieses bei uns in Baden musterhaft eingerichtet ist und der staatliche Medizinalapparat in vorzüglicher Weise funktioniert, so hat an diesen für die Hygiene des Landes so außerordentlich wichtigen Veranstaltungen und Einrichtungen Bechert einen hervorragenden Anteil. Denn vermöge der ihn mit den Medizinalreferenten des Ministeriums verbindenden innigen Arbeitsgemeinschaft erwarb er sich rasch ein maßgebendes sicheres Urteil über alle hier einschlagenden, häufig recht schwierigen Fragen und alle wohlbegründeten Vorschläge über Verbesserung der bestehenden Medizinaleinrichtungen, mochte es sich nun um die Bekämpfung ansteckender Krankheiten, das Hinwirken auf die Verbesserung des Trinkwasserwesens, des Spitalwesens, des Leichenschau- und Begräbniswesens oder andere ähnliche Fragen der Medizinalpolizei handeln, durften auf seine warme Vertretung gegenüber dem Ministerium zählen. Eine ansehnliche Erweiterung seines amtlichen Wirkungskreises ward ihm mit der im Jahre 1890 erfolgten Übertragung der Stelle eines Landeskommissärs für die Kreise Karlsruhe und Baden zuteil. In dem regen Verkehr, der aus dieser amtlichen Stellung auch mit den Organen der Selbstverwaltung (Bezirksräte, Kreisausschüsse, Kreisversammlung) ihm erwuchs, konnte er sein in langjähriger Tätigkeit erworbenes vielseitiges Wissen, seinen praktischen Blick, aber auch sein zur Ausgleichung von Gegensätzen, zur Hebung von Verstimmungen vorzüglich geeignetes Taktgefühl in besonders glücklicher Weise verwerten. Manche schwierige Fragen sind durch sein geschicktes Eingreifen, durch das Vertrauen, das seinem von fester Überzeugung getragenen Urteil von den Angehörigen der verschiedensten Parteirichtungen in diesen Selbstverwaltungskörpern entgegengebracht wurde, in glatter und lebendiger Weise gelöst worden. Auf Bechert hat während seiner langen ministeriellen Zeit stets ein ungewöhnliches Maß von Arbeit gelastet, das er aber, obwohl keineswegs von starker Konstitution, durch eisernen Fleiß anscheinend leicht zu bewältigen vermochte. Auch tat diese angestrengte Tätigkeit dem frischen temperamentvollen, gesellig veranlagten Wesen, das ihm eigen war, keinerlei Abbruch. Bechert war ein sprechender Beweis, daß ernsthafte Auffassung der Amtspflichten und unbegrenzte Hingabe an den Beruf mit einem heiteren Lebensgenuß, mit einem warmen Interesse für Kunst und Wissenschaft, mit der Pflege

einer feinen Geselligkeit wohl vereinbar ist. Wenn auch zeitweise stark überbürdet, fand er immer Zeit Dritten zu Diensten zu sein, und die angeborene Liebenswürdigkeit seines Wesens in Verbindung mit einer lebhaften humorvollen Unterhaltungsgabe sicherte ihm Freundschaft und Anhänglichkeit weit außerhalb des Kreises seiner engeren Berufsgenossen. — Einen glücklichen Ehebund schloß Bechert im Jahre 1873, dem zwei Söhne entsprossen sind. Wenige Wochen vor seinem Tode konnte er im Kreise von Verwandten und Freunden die schöne Silberfeier dieser Verbindung begehen. Am 29. Juli 1898 wurde Bechert abends auf dem Heimgang aus Freundeskreise von einem schweren Schlaganfall betroffen, an dessen Folgen er am 6. August in einem Alter von nur 55 Jahren sanft verschieden ist. Einer an äußeren Erfolgen reichen Beamtenlaufbahn war damit das Ziel gesetzt. In Bechert verlor der badische Staat einen seiner gewissenhaftesten, pflichttreuesten, tätigsten Beamten, das Vaterland einen von echt deutscher Gesinnung erfüllten Patrioten, seine Familie ein in treuester Liebe ihr zugetanes Oberhaupt. Die zahlreichen Freunde des Verstorbenen und alle, die diesen vortrefflichen, mit hervorragenden Gaben des Geistes und Gemütes ausgezeichneten Mann kennen und schätzen lernten, werden mit seinen Angehörigen dem leider viel zu früh dem Leben Entrissenen das treueste Andenken bewahren und sich mit Dankbarkeit jederzeit der vielen Jahre erinnern, die ihnen mit einem von treuesten Gesinnungen der Anhänglichkeit erfüllten Freunde und Kollegen zu verleben vergönnt gewesen ist. (Karlsruher Zeitung Nr. 339 vom 8. Dezember 1898.)

Bernhard von Beck,

großh. badischer wirklicher Geheimerat und königl. preußischer Generalarzt I. Kl., wurde am 27. Oktober 1821 zu Freiburg geboren als der zweite Sohn des Professors der Chirurgie und der Augenheilkunde Karl Joseph Beck, eines hervorragenden Lehrers an der Universität. In jungen Jahren verlor er den Vater und, frühzeitig auf sich selbst und die eigene Kraft angewiesen, fand und entwickelte er in sich schon frühzeitig die hohe Energie, die seinem Leben und Wirken ihr Gepräge gegeben hat. Im Alter von erst fünfzehn Jahren bezog er die Hochschule und widmete sich, dem Vorgang des Vaters folgend, nach Absolvierung des philosophischen Vorbereitungskurses dem Studium der Medizin zu Freiburg und zu Heidelberg. Zu Anfang der vierziger

Jahre wurden die erworbenen Kenntnisse durch Studienreisen nach München, Wien, Prag, Berlin und Paris vervollständigt. Mit jugendlich-froher idealer Auffassung und Führung des akademischen Lebens hatte er stets tiefen und entschlossenen Ernst des Studiums zu verbinden gewußt, und so bestand er im Jahre 1843, nachdem er vorher noch kurze Zeit Assistent des später als Kriegschirurg rühmlich bekannt gewordenen G. F. L. Strohmeyer an der chirurgischen Klinik zu Freiburg gewesen war, seine Staatsprüfung mit Auszeichnung und erwarb den Doktorhut „Summa cum laude". In der Absicht sich nach des Vaters Beispiel dem Lehrfach zu widmen, ließ er sich im Jahr 1845 als Dozent an der Freiburger Universität nieder und übernahm zugleich die Prosektur am anatomischen Institut. Dieses ruhige Wirken, in dessen Zeitraum Beck auch wiederholt schon mit wissenschaftlichen Arbeiten vor die Öffentlichkeit trat, wurde durch die Ereignisse des Jahres 1848 unterbrochen, welche den Lebensgang Becks in die Bahn drängten, welche er von da an nie wieder verließ. Ende April des genannten Jahres begab er sich auf den Kriegsschauplatz nach Oberitalien, wo er, vom Feldmarschall Radetzky freundlich aufgenommen und dem 2. Armeekorps zugeteilt, verschiedene Schlachten und Gefechte mitmachte und in den überfüllten Hospitälern von Vicenza eine aufopfernde Tätigkeit entwickelte. Mit der ihm vom Marschall Radetzky persönlich an die Brust gehefteten kaiserlich österreichischen goldenen Verdienstmedaille geschmückt, kehrte er im August 1848 in die Heimat zurück, um sich als Militärarzt dem Ausmarsch der badischen Brigade nach Schleswig-Holstein anzuschließen. Im Frühjahr 1849 begab er sich nach Wiederausbruch des Krieges in Oberitalien mit Urlaub wiederum auf das dortige Kriegstheater, kehrte aber während der Belagerung von Molghera und Venedig, veranlaßt durch den Ausbruch der badischen Revolution, rasch zurück und wurde in Frankfurt der preußischen Division v. Schack zugeteilt, welche er bei allen ihren Gefechten bis zur Übergabe von Rastatt begleitete. Im Jahre 1850 folgte Beck den reorganisierten badischen Truppen in die ihnen angewiesenen preußischen Garnisonen. Auf dem Marsche dahin war in dem Gebiete zwischen Weser und Havel die Cholera ausgebrochen. Den an seine Kraft und an seinen unerschütterlichen Mut hierbei gestellten Anforderungen wurde Beck, welcher drei Wochen nicht aus den Kleidern kam, vollkommen gerecht; seine hervorragenden Leistungen wurden durch öffentliche Belobung vor dem ganzen Offizierkorps, sowie im Tagesbefehl und durch eine Ordensverleihung anerkannt. Nach der

Rückkehr der badischen Truppen in die Heimat (November 1850) erhielt Beck seine Verwendung in der Bundesfestung Rastatt. Hier, bis zum Jahr 1858 in ruhigen Verhältnissen lebend, nahm Beck seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder auf und widmete sich neben seinem umfänglichen militärischen Dienst einer ausgedehnten Privatpraxis in Stadt und Land. In diese Jahre angestrengtester, aber auch erfolgreicher Tätigkeit fallen die ersten Bestrebungen Becks auf Verbesserung des Militärsanitätswesens; schon damals drang er nachdrücklich auf Errichtung besonderer Sanitätskompagnien und setzte, da ausreichende Mittel hierzu vorerst nicht beschafft werden konnten, wenigstens die Errichtung eines „Blessiertenträgerinstituts" durch, also einer Einrichtung, welche ungefähr dem jetzigen Hilfskrankenträgerkorps der deutschen Armee entspricht. Im Militärhospital zu Rastatt hatte Beck ferner eine ambulatorische und stationäre chirurgische Klinik für Civilpersonen errichtet, die von nah und fern zahlreich besucht wurde. Sein Wirken in dieser Klinik war es denn auch, welches seinen schon erworbenen Ruf als eines menschenfreundlichen Helfers und Raters und als eines geschickten, entschlossenen und glücklichen Operateurs festigte und erweiterte. Als im Jahre 1858 Beck die Garnison Rastatt mit der Garnison Freiburg vertauscht hatte, sollte sich bald Gelegenheit zur erneuten Erprobung seines Organisationstalents bieten. Anläßlich der Mobilisierung des badischen Armeekorps nach dem Ausbruch des österreichisch-französischen Krieges in Italien setzte Beck die Errichtnng einer Sanitätskompagnie durch, deren Organisation und Aufstellung ihm anvertraut wurde und deren Schulung und Unterricht — besonders auch durch praktische Übungen — er bis zum Jahr 1868 geleitet hat. Diese von ihm ausgebildete Elitetruppe hat denn auch in den Feldzügen von 1866 und 1870/71 Vorzügliches geleistet. Im Feldzug 1866 sehen wir ihn zunächst als Führer der badischen Sanitätskompagnie auf den verschiedenen Verbandplätzen und — nach Abschluß des Waffenstillstands — als Organisator und Leiter der zahlreichen Kriegsspitäler des Taubertales. Mit der Herausgabe des Buchs „Kriegschirurgische Erfahrungen während des Feldzugs 1866 in Süddeutschland" bot er der Fachliteratur eine wertvolle Bereicherung. Beim Ausbruch des Krieges 1870/71 trat Beck als Feldlazarettdirektor und konsultierender Generalchirurg bei der badischen Division in Funktion. Als solcher und als Leiter des chirurgischen Sanitätsdienstes setzte er — nach Formierung des Werderschen Korps bei diesem Armeeteil — bis zum Ende des Feldzugs seine ganze

Kraft und sein ganzes Können in vollstem Maße ein. Neben seiner chirurgischen und operativen Tätigkeit zeigte sich in den überaus schwierigen Verhältnissen seine Tatkraft und sein Organisationstalent im glänzendsten Lichte. Allen Hindernissen zum Trotz wußte er stets seine Feldlazarette zu rechter Zeit an den richtigen Ort zu bringen, und mit deren Erscheinen begann auch immer gleichzeitig ihre geordnete Funktion. Schon sein Eingreifen nach der Schlacht bei Wörth (6. August 1870) hatte ihm das Eiserne Kreuz 2. Klasse gebracht. Er war der erste Badener, welcher mit diesem aus den glorreichen Tagen der Befreiungskriege neu ins Leben gerufenen Kriegsorden geschmückt wurde. Nach der Belagerung von Straßburg wurde ihm der militärische Karl-Friedrichs-Verdienstorden, nach Beendigung des Feldzugs, in welchem er sämtlichen Schlachten und Gefechten des Werderschen Korps angewohnt hatte, das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen. Über seine ganze Tätigkeit in diesem Kriege gibt sein 1872 erschienenes zweites Hauptwerk „Chirurgie der Schußverletzungen" eingehenden Aufschluß. Mit Abschluß der Militärkonvention zwischen Baden und Preußen wurde Beck zum ersten Korpsarzt des neuerrichteten XIV. Armeekorps in Karlsruhe ernannt. Es wurde ihm damit die nicht leichte Aufgabe zuteil, auf einem wichtigen Gebiet die Einführung der neuen Verhältnisse zu vermitteln und das ebenfalls neue Sanitätskorps zu einem organischen Körper zu vereinigen. Hierbei wußte er vor allem — manchmal nicht ohne Widerspruch und ernste Schwierigkeiten — die nach seiner Erfahrung bewährten alten badischen Einrichtungen in den neuen Rahmen einzufügen, und wenn es ihm gelang, seiner schweren Aufgabe in vollstem Umfang gerecht zu werden, so war dies in erster Reihe dem Geiste zu danken, mit welchem er das Korps und besonders das Sanitäts-Offizierskorps zu erfüllen wußte. Es war der Geist der von der Ehre und von der Würde der Wissenschaft und ihrer eifrigen Pflege durchdrungenen kameradschaftlichen Zusammengehörigkeit, auf den er als vornehmste Tragsäule seine Organisation erbaute. Bis zu welchem Grade er sich aber auch die Liebe und die Verehrung seiner Untergebenen erworben hat, davon geben die zahllosen Beweise der treuen Anhänglichkeit, welche bei jedem Anlaß von dieser Seite ihrem Meister geworden sind, einen erhebenden Aufschluß. Obwohl die umfassende dienstliche Tätigkeit des Generalarzts in der nunmehrigen Garnison Karlsruhe seine Arbeit in höchstem Maße in Anspruch nahm, fallen doch auch in diese Zeit eine große Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen, welche teils in Langenbecks und Virchows

Archiv, zumeist jedoch in der von Beck mitbegründeten „Zeitschrift für Chirurgie“ erschienen sind. Als letzte große Arbeit erschien im Jahre 1885 das mit vielen Tafeln in Lichtdruck ausgestattete Prachtwerk „Über die Wirkung moderner Gewehrprojektile“. Die Sanitätseinrichtungen des XIV. Armeekorps hatten unter Becks Leitung einen solchen Ruf erlangt, daß sie auch vielfach von auswärtigen Militärärzten, besonders aus Österreich und der Schweiz, zum Studium besucht wurden. Im Jahre 1884 wurde Beck anläßlich seines 40jährigen Doktorjubiläums von Großherzog Friedrich in den erblichen Adelstand erhoben. Als Auszeichnungen für seine hervorragenden Verdienste schmückten ihn außer den schon erwähnten Kriegsorden noch zahlreiche andere hohe Orden und Ehrenzeichen. Außerdem waren ihm aber auch gelegentlich von Fachausstellungen und von seiten gelehrter Gesellschaften und Vereine vielfach Medaillen und andere Zeichen der Anerkennung für seine wissenschaftlichen und humanitären Verdienste gewidmet worden. Zunehmende körperliche Beschwerden nötigten ihn im Jahre 1887 seinen Rücktritt zu nehmen. In seinem Hause in der Vaterstadt Freiburg, dem trauten Heim, welches er mit ebensoviel Geschmack wie Pietät mit den Gegenständen der Erinnerung an die Altvordern, an die Seinen und an das eigene reich bewegte Leben geschmückt hatte, wollte er den Abend seines Daseins verbringen. Hier lebte er, immer noch nach Kräften literarisch tätig, in regster Anteilnahme an den wichtigsten Ereignissen des Tages, in ruhigem Studium besonders seiner Lieblingsgegenstände, der Geschichte und der Kriegswissenschaft, im willkommenen Verkehr mit den ihn zahlreich besuchenden Freunden und Verehrern. Er durfte mit wohlberechtigtem Stolz auf eine lange, erfolgreiche dienstliche Laufbahn zurückblicken, während welcher er vom Jahre 1848 bis 1871 36 Schlachten und Gefechte, meist unmittelbar am Feinde, bestanden hatte. Die Zeit der Ruhe wurde nun durch eine Reihe friedlich schöner Tage erhellt, welche ihm bewiesen, wie ihm die Anerkennung und die Liebe in stets neuer Betätigung in allen Kreisen erhalten blieb. Die Vollendung des 70. Lebensjahres und die Feier des 50jährigen Doktorjubiläums waren es besonders, welche den Anlaß zu erneuten Zeichen der dankbaren Anhänglichkeit boten. Neben fürstlichen Auszeichnungen wetteiferten an solchen Tagen wissenschaftliche, bürgerliche und amtliche Kreise mit ihren Kundgebungen; niemals fehlten aber auch die Studenten. Denn gerade auch in seinen Beziehungen zur akademischen Jugend hatte für Beck die Devise „Nicht rasten und

nicht rosten" seines ihm im Tode vorausgegangenen Freundes Viktor v. Scheffel seine volle Geltung behalten. Er hatte als Student in Freiburg dem Korps „Rhenania", in Heidelberg dem Korps „Suevia" angehört, und bis in seine letzte Lebenszeit kam die ganze warme Jugendbegeisterung bei ihm zum Ausdruck und zur Tat, wenn es sich um deren Angelegenheiten handelte. Im Jahre 1893 wurde ihm von Kaiser Wilhelm der Rang als Generalmajor verliehen. Der 10. Februar 1894 brachte ihm um die Zeit eines schon begonnenen schweren Leidens und Ringens zum 50jährigen Doktorjubiläum zahlreiche Huldigungen von nah und fern. Die Universität Freiburg erneuerte das Diplom, das Gesamtoffizierskorps des XIV. Armeekorps widmete ein die Tätigkeit des Gefeierten symbolisierendes prachtvolles Ehrengeschenk, der Großherzog verlieh ihm die Würde eines Geheimen Rats erster Klasse mit dem Prädikat Excellenz. Störungen der Herzfunktionen mit schmerzhaften und peinlichen Begleiterscheinungen nahmen vom Frühjahr an einen immer mehr akuten Charakter an. In dem zerfallenden Körper aber blieb der Geist klar und ungetrübt. In völliger Erkenntnis seines Zustandes und in mannhaftem Ertragen seiner Leiden sah Beck dem Abschied aus dem Leben mit absoluter Ruhe entgegen und traf alle seine Bestimmungen auf den Todesfall mit ruhigster Überlegung und sorgfältigster Prüfung. Von tief religiösen Überzeugungen zeitlebens durchdrungen, in der katholischen Kirche geboren und erzogen, betätigte er bis an sein Ende seinen ihr treu ergebenen Sinn. In der Morgenfrühe des 10. September 1894 schlossen sich seine Augen zur ewigen Ruhe. Schon in jungen Jahren, 1846, hatte Beck sein Haus gegründet; seinem innersten Wesen entsprach die Sehnsucht nach dem stillen Glück der Familie als Ausgleich für die rauhen Kämpfe in der Außenwelt; viel hohes, reines Glück, viel jäher Verlust und herber Schmerz war dem treuen Gatten- und Vaterherzen beschieden. Aus drei Ehen hinterließ er acht Kinder, unter diesen fünf Söhne, von welchen vier der Armee angehörten und einer, dem genealogischen Zuge folgend, der Chirurgie sich widmete. Der beherrschende Grundzug in Becks Wesen und Wirken war ein hoher, unzerstörbarer Idealismus. War von diesem seine Auffassung aller äußern und innern Dinge durchglüht, und waren durch ihn seine Ziele bestimmt, so fand derselbe doch ein glückliches Gleichgewicht in der klaren Erkenntnis der praktischen Wege, den raschen Entschlüssen und der eisernen Willenskraft, durch welche Beck seine Ziele zu erreichen wußte. Treue und Tatkraft waren die beiden Grundsäulen, auf welchen der

klar und scharf umrissene Bau seines Lebens und Wirkens ruhte. Die Tatkraft, getragen von den schon hervorgehobenen Eigenschaften — sein Beruf, seine Neigung und Veranlagung gaben Beck auch das äußere Gepräge der in ihm lebenden und ihn durchdringenden Soldatennatur. Als Soldat fühlte er sich und handelte er in der strengen Auffassung der Pflicht, in deren pünktlicher, immer rechtzeitiger Erfüllung, in der Raschheit und Sicherheit der Entschlüsse und in deren — wenn es sein mußte — rücksichtslosen Durchführung. Dieser soldatische Zug — bei seinem jüngeren Bruder, dem k. und k. Feldzeugmeister Freiherrn von Beck, zum völligen Ausdruck gelangt — zeigte sich auch bei der vom Vater gewünschten und geförderten Berufswahl der Mehrheit seiner Söhne. Wohl wollte manchmal während der Friedenszeit und mehr noch während der Muße seiner Ruhezeit und der ungestörten Hingabe an die Studien ein Zweifel über ihn kommen, ob er nicht hätte zum Lehrfach zurückkehren sollen. Dann zeigten ihm wohl ein Rückblick auf die tatenreichen Episoden seines Berufslebens und die fortdauernde treue Anhänglichkeit seiner früheren Untergebenen, daß er als Militärarzt am rechten Platze gewesen und Großes gewirkt und erreicht hatte. War er doch auf diesem Gebiete auch ein Lehrer im besten Sinne des Wortes gewesen! Bis zum Beginne der letzten körperlichen Leiden war sein Lebensabend ohne Trübung verflossen. Pflege der Poesie und die Beschäftigung mit den Werken der darstellenden Kunst, deren feiner Kenner er gewesen ist, boten willkommene Abwechslung in den Stunden der Muße. Mit seinem Tode endete ein reiches, vielbewegtes und doch in sich harmonisch streng abgeschlossenes Leben. Er war ein ganzer Mann und hat Großes geleistet! (Karlsruher Zeitung vom 7. November 1894.)

Wilhelm Jakob Behaghel

wurde am 25. April 1824 zu Elberfeld geboren, wo sein Vater, der von Mannheim gebürtige Theologe und Schulmann Johann Georg Behaghel, von 1821 bis 1828 als Lehrer tätig war. Im Herbst 1828 siedelte der Vater nach Heidelberg über und wirkte dort als Professor am Lyceum bis zu seinem im Jahre 1861 erfolgten Tode. In Heidelberg verbrachte denn auch Behaghel seine Jugendzeit, dort besuchte er das Lyceum und die Universität. Im Jahre 1845 in den badischen Staatsdienst rezipiert, wurde er am 24. Juli 1852 Assessor bei dem

Bezirksamt in Donaueschingen, am 24. Dezember 1855 an das Hofgericht in Mannheim versetzt, am 12. September 1856 Hofgerichtsassessor, am 14. Juli 1860 Hofgerichtsrat daselbst. Von dort wurde er am 23. April 1861 als ordentlicher Professor des französischen und badischen Civilrechts, des bürgerlichen und Strafprozesses sowie der Civilprozeß-Praxis an die Universität Freiburg berufen, wo er bis zu seinem am 18. Mai 1896 erfolgten Tode wirkte. Wenn sein Lebensgang ihn zunächst in die praktisch-juristische Laufbahn hineinstellte, so entsprach dies auch durchaus seiner geistigen Veranlagung, und demgemäß gestaltete sich auch seine schriftstellerische Tätigkeit. Bei seinem Hauptwerke „Das badische bürgerliche Recht und der Code Napoleon mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Praxis dargestellt“ tritt dies ja schon in dem Titel hervor. Die Brauchbarkeit dieses Werkes bezeugen die drei Auflagen, von denen die erste 1869, die zweite 1875 (mit einem Nachtrag von 1880), die dritte 1892 erschien. Seine sonstigen Schriften sind: Das neue badische Preßgesetz vom 2. April 1868 erläutert (1868); Der Ehevertrag nach französisch-badischem Recht (1871); Die Quellen des badischen Polizeistrafrechts (1872); Die Güterverhältnisse der Ausländer, welche während bestehender Ehe in das Großherzogtum Baden seit Einführung des Landrechts eingezogen sind oder noch einziehen werden (1872. Akademisches Programm, auch im Buchhandel 1873 erschienen). In Rosins Handbibliothek badischer Gesetze Bd. 3 (1888) hat Behaghel die badischen Gesetze über Erwerb und Belastung des Grundeigentums bearbeitet. Ferner ist im Druck erschienen seine Gedächtnisrede auf Fr. A. v. Woringen (1871), und als Manuskript gedruckt (s. a.) Vorträge über das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch für den Freiburger Handelsstand. — Behaghels Neigung, sich im praktischen Leben zu betätigen, fand in Freiburg vollauf Befriedigung. An dem Leben der evangelischen Gemeinde beteiligte er sich mit großem Interesse und zwar in freisinniger Richtung, was 1871 seine Ernennung zum Mitgliede der Generalsynode herbeiführte. Im Jahre 1873 wählten ihn seine Kollegen, die ihn schon im Jahre vorher zur höchsten akademischen Würde des Prorektors berufen hatten, zu ihrem Vertreter in der ersten Ständekammer, als welcher er bis zum Jahre 1881 immer wiedergewählt wurde. Eine umfangreiche und ersprießliche Tätigkeit entwickelte er ferner für die an der Universität bestehenden Stipendien-Stiftungen als Stiftungs-Kommissär und als Wirtschaftsdirektor für die Verwaltung des Universitätsvermögens. Ganz besonders erfolgreich und erfreulich

für ihn war seine Wirksamkeit als Präsident des Schwarzwaldvereins (von 1881 an), für welche Stellung er vermöge seines stets heiteren, frischen, aufrichtigen und doch konzilianten Wesens wie geschaffen war. In dieser Stellung war er im ganzen Lande Baden als „Vater Behaghel" bekannt und beliebt. Der bedeutende Aufschwung, den der Verein unter seiner Präsidentschaft nahm, ist übrigens neben seiner gewinnenden Persönlichkeit der von ihm durchgeführten Gliederung in lokale Sektionen zu danken. Kurz vor seiner Wahl zum Präsidenten des Schwarzwaldvereins hatte er die Sektion Freiburg des deutschen und österreichischen Alpenvereins gegründet, deren Vorstand er von 1881 bis 1891 war. — Es würde ein wesentlicher Zug in Behaghels Lebensbild fehlen, wenn seiner Liebe zur Musik nicht gedacht würde. Er spielte das Cello und versammelte gerne in seinem Hause junge Leute zur Pflege klassischer Kammermusik. Auch auf musikalischem Gebiet nahm ihn die Öffentlichkeit in Anspruch; er war längere Zeit Präsident der Freiburger Liedertafel, 1870 Präsident des ersten, 1886 Ehrenpräsident des vierten badischen Sängerbundesfestes zu Freiburg. Allem äußeren Gepränge abhold, hat Behaghel auch nach Auszeichnungen nicht gestrebt. Aus dem Gesagten ist ersichtlich, in welche Ehrenstellungen gleichwohl den schlichten Mann das Vertrauen und die Anerkennung der Kollegen und Mitbürger berief. Sein Landesherr verlieh ihm 1870 das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens (späterhin das Eichenlaub dazu) und ernannte ihn 1877 zum Hofrat, 1894 zum Geheimen Hofrat. (Quellen für das Biographische: Behaghels Dienstakten und Mitteilungen seines Bruders, des Baurats a. D. E. Behaghel.)

Prof. Eisele.

Alexandra von Berckholtz

wurde am 26. August 1821 zu Riga geboren. Sie bereiste frühzeitig Italien und Frankreich und erhielt dadurch die erste Anregung zur Kunst, welche unter der Leitung der besten Lehrer, wie Lauchert, Winterhalter und Canon zu Karlsruhe, dann bei R. Fleury in Paris gründliche Förderung fand. Seit 1865 in München, übte Pilotys Schule (insbesondere A. von Liezen-Mayer), außerdem aber das Vorbild der Blumenmalerin Therese Hegg in Nizza und des Stillleben-Meisters Adam Kunz weiteren Einfluß. Mit mehr als dilettantischem Vergnügen, mit einem wahren Künstlereifer malte Fräulein von Berckholtz viele

sorgfältig ausgeführte Bildnisse, meist von Damen aus der höheren Gesellschaft. Nebenbei entstanden viele Stilllebenbilder und Blumenstücke, worin sie durch zartes Arrangement und fein empfundene Farbenstimmung mit ihren alten und neuen Vorbildern wetteiferte. Im unermüdlichen Eifer und Drang, sich weiterzubilden, ermüdete sie niemals, aus den neuesten Erscheinungen des Kunstlebens Nutzen zu ziehen und sich zu fördern. Sie bestimmte nicht nur die Erzeugnisse ihrer Kunst immer zu wohltätigen Zwecken, sondern setzte auch einen großen Teil ihrer nicht unbeträchtlichen Mittel daran, verdienten Künstlern unter die Arme zu greifen, verzagte Naturen zu neuer Tätigkeit anzureizen und dem wirklichen Können neue Wege zu ebnen und anzubahnen. Dieses sinnige Mäcenatentum auszuüben, gehörte zu den stillen Freuden dieser wahrhaften edlen Seele und zwar mit der echt evangelischen Praktik, daß die Linke nicht wußte, was die Rechte tat. Sie kultivierte gleichmäßig alle Künste, erquickte sich an den Schöpfungen der neuesten Komponisten, wie an den Erzeugnissen der jüngsten Dichter, Dramatiker und Tragöden. In der Ausübung ihrer humanitären Bestrebungen fand sie Trost und Hülfe zur Ertragung der eigenen, durch gichtische Veranlagung stetig anwachsenden Leiden, welche nie ihre Geduld beugten, wohl aber ihren künstlerischen Leistungen hemmend entgegentraten. In unverbrüchlicher Treue blieb sie allen ihren Freunden zugetan, eine wahre Trösterin und teilnehmende Beraterin in Freud' und Leid, in guten Stunden und in schweren Tagen. (Nach H. Hollands Nekrolog im Biograph. Jahrbuch IV. 1900, S. 117 f.)

Michael Bernays.

Michael Bernays, einer der Begründer der Wissenschaft der neueren Literaturgeschichte, hat in Hamburg am 27. November 1834 als Sohn eines Rabbiners das Licht der Welt erblickt. Er entstammt jener Periode der politischen Reaktion, die das Bürgertum mit eiserner Rute von der Beteiligung an den öffentlichen Dingen fortscheuchte und fernhielt. Die Gebildeten suchten Trost und Erholung in der Beschäftigung mit der Dichtung, dem leidenschaftlichen Interesse am Theater. Damals wurde das Erbe unserer Klassiker in weiten Kreisen der Nation fruchtbar, und an den Reden Nathans und Posas erstarkte jener schöne, aber praktisch unbrauchbare Liberalismus, der sich in der „liebenswürdigsten aller Revolutionen" erfolglos für die deutsche Freiheit und Einigkeit

einsetzte. Zugleich war damals noch weit fester als heute das Bewußtsein von dem untrennbaren Zusammenhang unseres ganzen geistigen Lebens mit der griechisch-römischen Geisteswelt eingewurzelt, und die Ausbildung, die Bernays auf dem Johanneum seiner Vaterstadt erhielt, war nur geeignet, diese Überzeugung für immer in ihm zu befestigen. Als Kreon in einer Schulaufführung der „Antigone" hat er in griechischen Lauten wohl zum erstenmale seine Stimme vor einem größeren Kreise ertönen lassen, und als er mit den glänzendsten Zeugnissen und Empfehlungen seiner Lehrer am 31. März 1853 die Schule verließ, wählte er als Thema der Abschiedsrede das Verhältnis des Dichters zu seinem Werke in Goethes „Tasso". Den Schritten des älteren, als edler Mensch und Gelehrter unvergessenen Bruders Jakob folgend, erkor er zunächst Bonn, die Hochburg der philologischen Studien, zum Aufenthalt. Als Jurist inskribiert, wandte er doch sogleich seine Neigung dem Althochdeutschen und dem Griechischen zu, und ausschließlich werden historisch-philologische Gegenstände der Inhalt seiner Studien, während er vom Winter 1853 bis zum glänzend bestandenen Doktorexamen (20. Mai 1856) in Heidelberg weilt. Dietz, Welcker, Häusser, Holtzmann, Gervinus waren die Lehrer, denen Bernays sein Leben lang die entscheidende Richtung seiner wissenschaftlichen Anschauung dankte. Was ihm vorschwebte, war das Ideal einer allumfassenden Geschichte des geistigen Lebens der Völker, die vom Christentum und der Antike durchtränkt worden sind. Um diese Aufgabe zu lösen, bedurfte es ungewöhnlicher Kraft im Aufnehmen und Festhalten des Empfangenen, eines uneingeschränkten historischen Blickes, vor allem der zähesten Energie, die lange Jahre mit Verzicht auf jede augenblickliche Wirkung und jeden unmittelbaren äußeren Erfolg allein der Vorbereitung durch eine schier unermeßliche Lektüre widmete. Bernays hat alle diese seltenen Eigenschaften besessen und sich so jene Kenntnis der gesamten westeuropäischen Literaturen angeeignet, die in seiner Zeit ohnegleichen war. An die Öffentlichkeit trat er zunächst nur mit Vorträgen, die durch Gedankenreichtum und Schönheit der Form, getragen von dem prachtvollen, in emsigster Übung ausgebildeten Organ des Redners, die Hörer weit tiefer in die Schätze unserer klassischen Dichtung hineinführten, als es sonst in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu geschehen pflegte. Daneben erschienen, meist anonym, im Cottaschen Morgenblatt und der Kölnischen Zeitung einzelne Aufsätze, die vornehmlich wertvolle neue Erscheinungen mit schnellem und sicherem Urteil be-

sprachen. Eine Auswahl von ihnen enthält der dritte und vierte Band der „Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte“ (Leipzig 1899). In das Leben der Wissenschaft griff Bernays zum erstenmal 1866 ein mit der kleinen aber höchst gewichtigen Schrift „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes“. Indem er die in der klassischen Philologie ausgebildete Methode der Kritik zum erstenmal auf Goethes Werke anwandte, wies er nach, wie unzuverlässig der Wortlaut der landläufigen Ausgaben des Dichters war, zeigte die Fehlerquellen durch die Textgeschichte auf und wies zugleich auf die Schädigung hin, die dem Verständnis aus diesem Sachverhalt erwuchs. So legte er den Grundstein der Goethe-Philologie, die später als mächtiger, von vielen Händen geförderter Bau emporwuchs. Als willkommener Genosse mußte Bernays zumal jener stillen Gemeinde gelten, die in der Verehrung Goethes sich in Leipzig zusammengefunden hatte. Hirzel, der Buchhändler, war ihr Ältester; neben ihm hausten O. Jahn, Brockhaus, Springer, Zarncke. So zog es auch Bernays am stärksten nach Leipzig. Nachdem er noch in seiner Ausgabe von „Goethes Briefen an Friedrich August Wolf“ (1868) die Beziehung des geliebten Dichters zu der nicht minder verehrten Altertumswissenschaft dargelegt hatte, habilitierte er sich im Herbst 1872 in Leipzig mit dem Buche „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare“. Nach einem Semester ungewöhnlich erfolgreicher Dozententätigkeit erfolgte der Ruf als außerordentlicher Professor nach München, schon 1874 die Ernennung zum ordentlichen Professor für neuere Sprachen und Literaturen daselbst. So hatte Bernays den Wirkungskreis gefunden, der seiner Begabung am vollkommensten entsprach. Er war zum akademischen Lehrer pädestiniert: durch die meisterhafte Beherrschung des gesprochenen Wortes, das in hinreißendem Pathos eine Fülle großer Gedanken in die Seelen der Hörer streute, durch die machtvolle Persönlichkeit und die liebevolle Teilnahme, mit der er die Schüler in seinen Bann zog und ihnen Zeit und Kraft ohne Einschränkung widmete. Seine eigene Produktion trat daneben zurück. Noch in den Leipziger Jahren hatte er an der von Gustav Freytag und Alfred Dove trefflich geleiteten Zeitschrift „Im neuen Reich“ lebhaften Anteil genommen, zu den „Grenzboten“ und der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung hie und da einen vollwichtigen Aufsatz, eine seiner von bedeutenden Gesichtspunkten aufgefaßten, mit treffendem Witz das Verfehlte beleuchtenden Besprechungen neuer Werke beigesteuert. Die lange Zeit seiner Lehrtätigkeit brachte nur die musterhafte, gemein-

sam mit Salomon Hirzel unternommene Sammlung der Briefe und Dichtungen des „jungen Goethe" (1875), die Lebensabrisse Goethes und Gottscheds für die Allgemeine deutsche Biographie, die Jubiläumsausgabe der Vossischen Odyssee mit einer umfangreichen Einleitung, die eine Geschichte der deutschen Homerübersetzung entwarf, zugleich ein Vorläufer des Jahrzehnte hindurch geplanten, schließlich doch nicht aus dem Bereiche der Idee herausgetretenen „Homer in der Weltliteratur", daneben noch zwei größere Aufsätze über die Briefwechsel Schillers mit Goethe und Dalberg. Diese verhältnismäßig geringe Ausbeute der reifsten, schaffenskräftigsten Jahre beruht nicht nur in einem angeborenen Mangel der spezifischen Begabung Bernays', die ihn vor allem zu unablässigem Aufnehmen und innerlichem Verarbeiten des Empfangenen trieb, — sie deutet auch auf das hin, was der Münchener Zeit zu völliger Befriedigung mangelte. Die Wirkung seiner Lehrtätigkeit griff weit über die akademischen Kreise hinaus, die glücklichsten häuslichen Verhältnisse verliehen ihm endlich Sorglosigkeit, und ein reicher Freundeskreis hervorragender Gelehrter, Dichter und Künstler umgab ihn. Eine Geselligkeit edelster Art erblühte in seinen Räumen, der die großen Schöpfungen der deutschen und französischen Poesie, von Bernays selbst unnachahmlich vorgetragen und erläutert, gemeinsam mit der eifrigen Pflege der Musik die Weihe verliehen. Aber er fühlte es und sprach es oft genug aus, daß nur Werke von Bedeutung seinem Namen die Fortdauer im Gedächtnis der Nachlebenden, den ihm gebührenden Rang in der Geschichte seiner Wissenschaft sichern könnten. Er meinte, daß die völlige Hingabe an den Beruf des akademischen Lehrers ihm diese Möglichkeit verschlösse, und so tat er im Jahre 1889 den für ihn verhängnisvollen, von allen Seiten aufs lebhafteste bedauerten Schritt, die Enthebung von seiner Professur zu erbitten. Am 11. März 1890 hielt er seine letzte Vorlesung, und Huldigungen ungewöhnlicher Art, die ihm von Schülern und zahlreichen Fachgenossen dargebracht wurden, konnten ihm beweisen, welche Summe von Verehrung sich der Lehrer Bernays erworben hatte.

Er wandte seine Schritte nach Karlsruhe. Wie ihm schon früher das großherzogliche Paar reiches Wohlwollen bezeugt hatte, so blieb ihm auch jetzt die fürstliche Gunst in vollem Maße erhalten. Er durfte vor dem Großherzog und seiner hohen Gemahlin im engen Kreise die geistigen Schätze ausbreiten, deren Pflege der Inhalt seines Daseins war, und wurde damit eines von ihm ersehnten Glückes teilhaftig. Sein Haus in der Schirmerstraße,

ein ideales Gelehrtenheim, sah noch oftmals die geistigen Größen Karlsruhes, die Professoren der technischen Hochschule und der benachbarten Universitäten mit Fremden aus der Ferne vereinigt. Die treueste Sorge wachte über seinem leiblichen Wohl, seine Kinder wuchsen froh heran; alles schien vereinigt, ihn zu beglücken. Aber er hat den freiwilligen Verlust des Lehrstuhls nie verwunden, um so weniger, da die Hoffnung, die er daran geknüpft hatte, sich nicht verwirklichen wollte. Was er ferner noch den Lesern an Neuem darbot, erlag unter der Fülle der Einzelheiten. Statt weite Gebiete mit Bewältigung der Stoffmassen zu durchschreiten, heftete sich sein Auge auf verhältnismäßig unwesentliche Punkte der gelehrten Forschung, die er nie ohne große, weittragende Absichten, aber äußerlich am Detail haftend, erörterte. So beschaffen war die neue Einleitung von 1891 zum Wiederabdruck des durchgesehenen Schlegel-Tieckschen Shakespeare, den er schon zwanzig Jahre zuvor herausgegeben hatte; dieselben Eigenschaften zeigten auch die letzten, umfangreichen Aufsätze, „Zur Lehre von den Zitaten und Noten“ (1892) und das, was der erste und zweite Band der „Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte“ (1895—1898) an Ungedrucktem bot: „Bemerkungen zu einigen jüngst bekanntgemachten Briefen Goethes“, „Der französische und der deutsche Mahomet“ und eine Besprechung von Bächtolds Lebenswerk, die trotz des Umfangs von 135 Seiten doch nur ein Fragment darstellt. Sie blieb, wie alles Geplante, liegen, als das letzte, schleichende Leiden seine Kraft, die ohnehin sich nur gewaltsam zum Schreibtisch zwang, zu brechen begann. Er erlag der Krankheit am 25. Februar 1897, keine große Schar folgte seinem Sarge.

In Bernays' Nachlaß fanden sich nur wenige Seiten begonnener Arbeiten, so daß die Freundeshand Erich Schmidts den zweiten Band der Schriften nur durch schon Bekanntes zum Kranze für den Hingeschiedenen winden konnte. Als später der Unterzeichnete, dem Wunsche der Nächststehenden Folge leistend, es unternahm, die Sammlung auf den ursprünglich beabsichtigten Umfang von vier Bänden zu bringen und so ein möglichst vollständiges Bild von Bernays' Eigenart als Schriftsteller und Forscher herzustellen, vermochte er im wesentlichen nur Erzeugnisse der Frühzeit darzubieten. Große Felder seines gewaltigen Wissens hat er nie als Schriftsteller betreten; keine seiner Arbeiten gibt genügendes Zeugnis von der Weite des Blickes, mit dem er die Geistesgeschichte der Jahrtausende überschaute, kaum eine Spur weist auf das Interesse hin, das er der politischen Geschichte der Vergangenheit, dem Gesamtleben der

Gegenwart entgegenbrachte. So lebt Bernays in der Geschichte seiner Wissenschaft vornehmlich als einer der Überwinder des Dilettantismus, als Förderer strenger Methodik, als Lehrer fort, nicht durch einzelne, weithin leuchtende Taten. Das meiste aber und das beste, was er an geistigen Schätzen aus den ungeheuren von ihm verarbeiteten Massen gewonnen hat, ist mit ihm zugrunde gegangen. (Schriftenverzeichnis im zweiten Bande der Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte. — Biographien von Erich Petzet im Biographischen Jahrbuch, zweiter Band, Berlin 1898, S. 338—355, von Erich Schmidt in der Allgemeinen deutschen Biographie 46. Band, S. 404—409.)

Georg Witkowski.

Johann Heinrich Christoph Willibald Beyschlag

wurde geboren zu Frankfurt a. M. den 5. September 1823 und gehörte der badischen Landeskirche in den Jahren 1856—1860 als Hofprediger in Karlsruhe an. Seine Wirksamkeit in Baden fiel teilweise in eine politisch und kirchlich tiefbewegte Zeit, in welcher er an dem kirchlichen Leben in hervorragender Weise beteiligt war. Beyschlag ist aus engen Verhältnissen hervorgegangen. Sein Vater Johann August Beyschlag stammte aus einem in Süddeutschland weitverzweigten Geschlecht, das ursprünglich in Schwaben seine Heimat hatte und dessen Glieder großenteils einem ehrbaren Handwerkerstande angehörten. In den Kriegszeiten im Anfang des vorigen Jahrhunderts war er als heimatloser Flüchtling aus Nürnberg nach Frankfurt gekommen und hatte daselbst in einem angesehenen Bankgeschäft eine bescheidene Stellung gefunden, in der er sich mit Elisabetha geb. Deckenbach vermählte. Trotz der hie und da bedrängten Lage seiner Eltern verlebte Beyschlag doch eine glückliche Jugendzeit und wuchs mit seinen fünf Geschwistern in seiner an großen Erinnerungen aus alter und neuer Zeit reichen Vaterstadt fröhlich heran. Er besuchte daselbst die niederen und höheren Schulen und zeigte in seiner geistigen Entwicklung schon frühe eine außergewöhnliche Begabung, so daß er am Schlusse seiner Gymnasialzeit als siebzehnjähriger Jüngling mit einem vorzüglichen Zeugnis zur Universität entlassen werden konnte. Nach dem Wunsche seiner Eltern, wie nach eigener Neigung widmete er sich dem Studium der Theologie und wählte dazu die Universität Bonn, die er zweimal besuchte, und zwischen hinein die Universität Berlin. Seine theologische Entwicklung hatte

noch Zusammenhang mit den Männern aus der großen, durch Schleiermacher herbeigeführten und von Glaubensbegeisterung erfüllten Epoche, in der man das ursprüngliche biblische Evangelium nach einer glaubensdürren Zeit neu erkannte und ihm die Bahn in die Kirche und das christliche Volksleben zu öffnen suchte. Karl Immanuel Nitzsch in Bonn und der Kirchenhistoriker Neander in Berlin wurden seine gefeiertsten, auf seine ganze theologische Entwicklung einflußreichsten Lehrer und Führer, durch welche er in den Mittelpunkt evangelischer Wahrheit eingeführt wurde, und welchen er zugleich eine gesunde positive Grundlage theologischer Wissenschaft und den frischen, lebendigen Trieb seines eigenen rastlosen Schaffens verdankte. Nach Berlin hatte ihn besonders die damalige philosophische Bewegung (Hegel) gezogen. Neben der Theologie und Philosophie hörte er aber auch fleißig philologische Vorlesungen und insbesondere waren es die alten lateinischen und griechischen Klassiker, deren Studium seiner ästhetischen Richtung von der Schule her entsprach. Nach glänzend bestandener theologischer Hauptprüfung blieb er in seiner Vaterstadt, in der er mehrere Jahre lang Privatstunden erteilte, daneben aber seine theologischen Studien eifrig fortsetzte und besonders das Studium der Schleiermacherschen Theologie nachholte. Bei der damals geringen Aussicht auf eine feste Berufsstellung in Frankfurt wandte er sich an das Konsistorium der preußischen Rheinprovinz mit der Bitte um Zulassung zu dem dortigen Kirchendienst, und nach wohl bestandenem Examen pro ministerio erhielt er eine Hülfspredigerstelle (Vikariat) in Koblenz, bis er im Jahre 1850 zum zweiten Prediger in der evangelischen Diaspora-Gemeinde in Trier gewählt wurde. In dieser Stellung verheiratete er sich im Jahre 1851 mit Maria Clemen, einer Tochter des Gymnasialdirektors Dr. Clemen in Lemgo (Westfalen), mit welcher er in glücklichster Ehe lebte. Während seiner Wirksamkeit in Trier hatte er sich bereits durch gediegene theologische Abhandlungen in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben“ in weiteren Kreisen schriftstellerisch bekannt gemacht, so daß, als es im Jahre 1856 sich darum handelte, für den Prinzregenten Friedrich von Baden einen geeigneten Hofprediger zu gewinnen, die Blicke des Prälaten Ullmann auf den jugendlichen Prediger in Trier gelenkt wurden. Nach einer Probepredigt vor dem jungen Fürsten im Schloß zu Baden, welche nach Form und Inhalt den besten Eindruck machte, erfolgte alsbald seine Berufung als Hofprediger nach Karlsruhe, wo er im September 1856 feierlich in sein neues Amt eingeführt wurde.

Schon in seiner ersten Predigt bekundete er eine eminente Begabung für diesen Teil seiner Wirksamkeit, und es ist begreiflich, daß er in kurzer Zeit eine zahlreiche Gemeinde, namentlich aus den gebildeten Kreisen der Stadt, um seine Kanzel sammelte. Seine Rede, obwohl in der Form einer höhern Bildung sich bewegend, war nichts desto=weniger klar und verständlich für jedermann, anziehend durch ihren Wohllaut und ihre gewinnende Anmut, weniger hinreißend und erschütternd, als belehrend und überzeugend für den Verstand, aber auch zugleich fesselnd und erbaulich für Herz und Gemüt. Sein Kanzelvortrag war frisch, lebendig und natürlich, frei von allen affektierten oder gar theatralischen Manieren. So steht er bei dem älteren Geschlecht der Stadtgemeinde Karlsruhe noch in gutem Andenken als ein Meister der Form in Sprache und Ausdruck, aber auch als ein Mann, der in solche anziehende Form eine Fülle von tiefen Gedanken zu fassen verstand. Er liebte es, in seiner Predigt auch auf andere Gebiete geistiger Bildung überzugreifen und aus dem Schatze seiner reichen Kenntnisse allerlei interessante Züge und Anschauungen aus der Geschichte und Literatur alter und neuer Zeit im Lichte des Evangeliums zu beleuchten, ja er verstand es meisterlich bei seinem allseitigen Interesse für alles Große und Schöne, was das Menschenherz bewegt, und bei seinem Verständnis für Kunst, Poesie, Geschichte und Natur den gesamten Ertrag moderner Bildung mit dem Evangelium zu durchdringen, ohne daß dadurch der positiv=biblische Inhalt und die erbauliche Wirkung seiner Predigt eine Beeinträchtigung erfuhren. So sehr auch alle seine Predigten die sorgfältigste Vorbereitung erkennen ließen, so stand ihm doch auch das freie Wort in seltenem Grade zu Gebote, so daß er auch da, wo keine besondere Vorbereitung möglich war, in der Rede nie in Verlegenheit kam, sondern immer in geistreich=fesselnder Weise sich auszubrücken vermochte, so bei Ansprachen, Toasten in Freundeskreisen oder bei festlichen Anlässen jeder Art, wo er immer das treffendste Wort hatte für das, was er sagen wollte. Ein glänzendes Beispiel hiervon sind aus seinem späteren Leben seine siebzehn Erwiderungen, die er als Rektor auf die verschiedenen Begrüßungsreden bei dem Universitätsjubiläum Halle=Wittenberg gegeben hat, von denen immer eine nach der andern mit steigendem Beifallssturm von der Festversammlung aufgenommen wurde, so daß Prinz Albrecht, welcher als Vertreter des Kaisers der Feier anwohnte, am Schlusse der allgemeinen Begeisterung Ausdruck verlieh in den Worten an einen ihm Nahestehenden: „Das war großartig;

ich gratuliere der Universität zu ihrem Munde". Nicht minder zeigte er seine rednerische Virtuosität bei Verhandlungen und Debatten mehr wissenschaftlicher Natur über theologische oder kirchliche Fragen; immer erschien er da als gewandter, logisch-geschulter Dialektiker, der durch seine Beherrschung der Diskussion, durch seine Schlagfertigkeit in Rede und Antwort auch bei den verwickeltsten Gedankengängen einen bestrickenden Zauber auf die Anwesenden ausübte. In Karlsruhe durfte er mit einem kleinen Kreise von angesehenen Theologen, Mitgliedern des Oberkirchenrats und Geistlichen der Stadt, in engere Freundschaft treten; dieser Kreis aber erweiterte sich bald durch den Anschluß von Männern aus anderen Stellungen, die ihn als Freund hochschätzten und fast regelmäßig in seinen Gottesdiensten sich einfanden, wie fast sämtliche damaligen Professoren des Lyceums. Nach einer solchen glücklichen und friedlichen Zeit kamen die letzten Jahre seiner Karlsruher Wirksamkeit, in denen er schwerere Erfahrungen machen mußte. Zuerst war es die Zeit des Agendenstreites, dem ein Mann von dem Rechts- und Wahrheitssinn Beyschlags gewissenshalber nicht schweigend zusehen konnte. Auf der Generalsynode 1855 war nämlich außer einem neuen Katechismus und einem Lehrbuch der biblischen Geschichten in den evangelischen Volksschulen auch eine neue Gottesdienstordnung mit einer neuen Agende nahezu einstimmig beschlossen worden. Der Entwurf zu der letzteren war im Auftrag des Oberkirchenrats von dem Mitglied D. Bähr, einem auf diesem Gebiet besonders erfahrenen und sachkundigen Manne, ausgearbeitet worden. Die Gebete und Formulare, welche aus älterem kirchlichen Material zusammengetragen waren, sind allgemein, selbst von den Gegnern im nachherigen Streite als untadelhaft anerkannt worden. Neu und verschieden von dem bisherigen Kirchenbuch war nur eine gewisse, aber durchaus maßvolle liturgische Bereicherung durch feierliche Sprüche, Schriftlesung und einige Responsorien, eine Arbeit, der selbst bedeutende deutsche Theologen, wie Nitzsch, das Zeugnis ausstellten, „daß sie unter allem, was zurzeit ähnliches bestehe, nichts wüßten, was ihr vorzuziehen oder auch nur an die Seite zu stellen wäre". Drei Jahre lang war dieser Synodalbeschluß durchaus unangefochten geblieben, bis daß die Einführung selbst zum Anlaß eines kirchlichen Aufruhrs wurde. Diese Bewegung gegen die neue Gottesdienstordnung und Agende ging von Heidelberg aus, wo zu diesem Zwecke ein liberaler Oppositionsausschuß sich gebildet hatte. Im Auftrag dieses Ausschusses verfaßte der damalige Geschichtsprofessor Dr. Häusser, der bis dahin

kirchlichen Dingen durchaus ferngestanden und auf diesem Gebiet keinerlei Erfahrung hatte, eine kleine Broschüre „Vorstellung von einer Anzahl protestantischer Einwohner der Stadt Heidelberg gegen die Einführung des neuen Kirchenbuchs", welche den ersten Sturm gegen die neue Agende veranlassen sollte, indem sie vom Großherzog die Suspension derselben bis zur nächsten Generalsynode für die ganze Landeskirche verlangte. Diese Vorstellung wurde dann als Flugschrift im ganzen Lande verbreitet, und während die kirchlichen Kreise zahlreiche Dankadressen nach Karlsruhe sandten mit der Bitte am Buche festhalten zu wollen, veranstaltete man andrerseits Massenversammlungen und beschloß auf Grund der Heidelberger Vorstellung, neben Verbreitung der unglaublichsten Gerüchte („man wolle die evangelischen Gemeinden katholisch machen, der Prälat sei dazu vom Erzbischof in Freiburg um Geld erkauft u. s. w."), Kundgebungen gegen dasselbe. Daneben diente die Presse, besonders das „Frankfurter Journal" mit seinen aus Baden stammenden Korrespondenzen der Agitation mit noch weitergehenden Bekenntnissen, wie „der Sturm gelte nicht blos dem Kirchenbuch, sondern auch dem Katechismus und vor allem den Personen, die diese Bücher geschaffen und die der Großherzog nicht länger gewähren lassen könne". In dieser Weise dauerte die Agitation gegen eine kirchenverfassungsmäßig zustande gekommene und landesherrlich bestätigte Ordnung einige Wochen ungehindert fort. Noch ehe dieselbe im vollen Gange war, hatte Beyschlag im Auftrag seiner positiv-kirchlichen Freunde eine Gegenschrift gegen die Heidelberger Vorstellung verfaßt, in welcher er sich als seinem Gegner sachlich weit überlegen zeigte, historische Unrichtigkeiten in dessen Schrift nachwies und die Widerlegung der wenigen, dazu nicht einmal besonders ins Gewicht fallenden Angriffspunkte der Vorstellung in so schlagender Weise durchführte, daß sie für alle kirchlichen Kreise, selbst die höchsten, von überzeugender Wirkung war, umsomehr als Häussers Entgegnung darauf, statt in einer sachlichen Rechtfertigung, nur in groben Verunglimpfungen des Verfassers sich bewegte. Infolge von weiteren Kundgebungen von beiden Seiten wurde so das Kirchenbuch gleichsam zum Gegenstand einer allgemeinen Volksabstimmung und das Ergebnis derselben war überraschend genug, denn nahezu zwei Drittel der evangelischen Gemeinden hatten sich die einfache Form der neuen Gottesdienstordnung angeeignet, nachdem der Großherzog erklärt hatte, „daß er sich nicht für berechtigt halte, an einer kirchenverfassungsmäßig zustande gekommenen Ordnung etwas zu ändern, daß aber mit der größten

Schonung der Gewissen und Gefühle vorgegangen werden sollte". Sofort war der Widerspruch gegen das neue Kirchenbuch verstummt, es wurde überall eingeführt, ohne daß irgendwelche Unzufriedenheit oder Beschwerde darüber sich mehr gezeigt hätte, zum deutlichen Beweise dafür, daß die ganze Bewegung mehr künstlich gemacht, als aus der Mitte des evangelischen Volkes hervorgegangen war. Kaum war der Agendenstreit in dieser Weise beendigt, so entstand schon wieder eine neue Verwicklung in der landeskirchlichen Situation, welche auch die evangelische Kirche berührte; die Verhandlungen über das von der Regierung mit der römischen Kurie abgeschlossene Konkordat und die Ablehnung derselben von der zweiten Kammer gaben die Veranlassung dazu. Denn der von dem Agendenstreit her in Heidelberg bestehende Oppositionsausschuß bemächtigte sich alsbald auch der Konkordatsangelegenheit, um die kirchenpolitische Aufregung im Lande auch auf die evangelischen Kreise hinüberzuleiten und mit Hülfe der katholischen Streitfrage zugleich sein letztes Ziel zu erreichen, den Sturz des evangelischen Kirchenregiments, auf den es schon im Agendenstreit mit abgesehen war. Größere Versammlungen wurden im Jahre 1859 von beiden Seiten abgehalten, von der liberalen Opposition in Durlach, auf welcher unter anderem beschlossen wurde, ein evangelisch-protestantisches Wochenblatt unter dem Namen „Süddeutsches protestantisches Wochenblatt" in Heidelberg herauszugeben, in welchem alsbald das in Umlauf gesetzte Gerücht, daß die Mitglieder der positiven Partei, selbst im Oberkirchenrat, Freunde des Konkordats seien, lebhaft unterstützt wurde. Diesen wahrheitswidrigen Vorwurf konnten die letzteren nicht stillschweigend hinnehmen, und weil sie bisher kein eigenes landeskirchliches Organ zur Verbreitung und Verteidigung ihrer Sache hatten, so gründete Beyschlag unter Mitwirkung einiger Freunde ein solches in dem „Evangelischen Kirchen- und Volksblatt", welches bis heute besteht und dessen Tendenz Beyschlag in einem von 23 Geistlichen unterzeichneten Programm in folgenden Hauptsätzen präzisierte: „Es sei in dem Blatte jede mit der evangelischen Wahrheit vereinbare Verständigung zwischen Glauben und Bildung, Kirche und öffentlicher Meinung, Geistlichen und Gemeinden aus allen Kräften anzustreben; es sei das uralte und ewig junge Evangelium als der allein feste Grund nicht nur unsrer Anbetung, Heiligung und Hoffnung, sondern auch aller Zucht und Sitte im Volke, alles Heils in Staat und Kirche, alles wahren Fortschritts in Bildung und Wissenschaft festzuhalten; die evangelische Kirche soll nicht blos als Anhängsel

des Staates für sichere Polizeizwecke betrachtet werden, sondern als Brunnenkammer des ewigen, in Christo entsprungenen Lebensquells, von dem der Strom lebendigen Wassers in alle Lebensgebiete befruchtend ausgehen soll; die Union als die Vereinigung der lutherischen und reformierten Kirche soll nicht als ein Infragestellen des evangelischen Bekenntnisses, sondern als ein Rechtstitel aufgefaßt werden, die eigentümlichen Vorzüge der Sonderbekenntnisse in gegenseitiger Durchdringung für uns in Anspruch zu nehmen". Das Programm forderte weiter noch „größere Freiheit der Kirche von der Bevormundung des Staates mit Hülfe einer presbyterial-synodalen Organisation, wobei allerdings vorausgesetzt werde, daß die Kirche ihre Ordnungen aus ihrer eigenen Natur und nicht aus politischen Theorien entnehme". Von beiden Seiten wurden weitere größere Versammlungen (Durlach — Bruchsal) abgehalten, und auf denselben Entwürfe einer neuen Kirchenverfassung vorgetragen und einander gegenübergestellt, und so dauerte der Streit beider Richtungen fort, bis auf der Generalsynode von 1861 ein von der Kirchenbehörde eingebrachter Entwurf, großenteils nach fremdem Muster mit dem sog. Gemeindeprinzip, im Grunde eine Nachbildung des politischen Konstitutionalismus, angenommen worden war. Noch ehe dieser Streit zum Abschluß gekommen war, erhielt Beyschlag einen ehrenvollen Ruf als Professor der praktischen Theologie an die Universität Halle, welchem er um so lieber folgte, als die letzte Zeit seiner Karlsruher Stellung ihm allerlei Schweres gebracht hatte. Unter vielen Zeichen besonderer Verehrung und Anhänglichkeit seiner Gemeinde nahm er seinen Abschied von Karlsruhe, und der Großherzog selbst drückte ihm sein Bedauern darüber aus, daß er ihm seine Berufung in einer Form angezeigt habe, die jeden Versuch, ihn länger auf seiner Stelle zu halten, ausschließe. In Halle trat er in die angenehmsten Verhältnisse ein; die Theologie hatte damals dort die Vorherrschaft an der Universität und er schätzte sich glücklich, mit Kollegen wie Tholuck und Julius Müller in persönliche Freundschaft treten und in einem Geiste mit ihnen wirken zu können. Den ersteren durfte er zuerst als Universitätsprediger vertreten, bis er bald darauf definitiv sein Nachfolger darin wurde. Um dieselbe Zeit wurde er von der theologischen Fakultät Königsberg zum Doktor der Theologie honoris causa ernannt. In Halle entwickelte Beyschlag neben seiner akademischen Wirksamkeit alsbald eine reiche schriftstellerische Tätigkeit, die er mit unermüdlichem Fleiße bis an das Ende seines Lebens fortsetzte und nach

der erst seine ganze Bedeutung als geistvoller evangelischer Theologe hinlänglich gewürdigt werden kann. Zuerst sind es eine Reihe kleinerer „populär-theologischer“ Schriften, welche nach und nach von ihm erschienen und welche meist aus öffentlichen, bei verschiedenen Veranlassungen vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vorträgen entstanden sind, so eine Schrift über „Die Bedeutung des biblischen Wunders“ von 1862 und im gleichen Jahre eine solche über „Fräulein Susanna von Klettenberg und Goethes Bekenntnisse einer schönen Seele“ (in der Sammlung von Vorträgen vor einem gemischten Publikum, Elberfeld, Verlag von Friedrichs (1862); sodann eine Schrift vom Jahre 1864 über das Thema: „Welchen Gewinn hat die evangelische Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu mit Bezug auf die kurz vorher erschienenen Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Strauß und Schenkel zu ziehen?“ Beyschlag hatte nämlich in diesem Jahre einen Vortrag darüber auf dem deutsch-evangelischen Kirchentag zu Altenburg zu halten, in welchem er die christologische Frage, d. h. die Art und Weise der Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in der Person Christi, in eigentümlicher Weise und in mehrfachem Gegensatz mit den herkömmlichen kirchlichen Lehrbestimmungen behandelte und dabei eine Auffassung entwickelte, über welcher er bald darauf von links und von rechts die heftigsten Angriffe zu erfahren hatte und von der einen Seite als teilweise noch in orthodoxen Vorstellungen Befangener und von der andern als ein Ungläubiger in den Bann getan worden war, das eine wie das andere mit gleichem Unrecht; denn er hatte in seiner Ausführung weder einer rationalistisch-negativen Anschauung das Wort geredet noch seine positive Grundanschauung von der Person Christi verleugnet. Auf all diese Angriffe glaubte Beyschlag vorerst keine polemische Erwiderung, sondern statt einer solchen in einer größeren theologischen Schrift eine ausführliche Auseinandersetzung und Begründung seiner christologischen Auffassung geben zu sollen, und dies geschah in seinem Werke „Die Christologie des Neuen Testaments“ vom Jahre 1865. Weitere, ebenfalls aus öffentlichen Vorträgen entstandene Schriften sind in besonderer Sammlung unter dem Titel: „Zur deutsch-christlichen Bildung“ im Jahre 1880 in Halle herausgegeben worden; es sind dies folgende: Das Leben Jesu von Renan (1864), Die Auferstehung Jesu und ihre neueste Bestreitung durch Strauß (1865), Schleiermacher als politischer Charakter (eine akademische Rektoratsrede von 1866), Ein antiker Spiegel für den neuen Glauben von Strauß (1873), Griechentum und

Christentum in ihrer Wechselwirkung (1875), Die Offenbarung Johannes (1876), Die evangelische Union (Festrede zu deren 50jährigem Jubiläum (1876), Das Jugendleben Jesu (1877), Die Selbständigkeit der Kirche (1877), Die Sündlosigkeit und menschliche Entwicklung Jesu (1878), Die soziale Frage im Lichte des evangelischen Christentums (1878), Die Familie Jesu (1879), David Friedrich Strauß (1879), Ein politisches Wort aus dem Munde Jesu (1870), Lessings Nathan der Weise und das positive Christentum (1863), Goethes Faust in seinem Verhältnis zum Christentum (1877). Außerdem sind noch als kleinere, rein theologische Schriften von Bedeutung zu nennen eine Darstellung der Paulinischen Theodicee nach Röm. Kap. 9—11, eine Darstellung der christlichen Gemeindeverfassung im Zeitalter des Neuen Testaments, eine Arbeit, die ihm einen Preis in Geld und eine silberne Denkmünze von der Taylorschen theologischen Gesellschaft in Holland eingetragen, eine besondere Schrift zur Verständigung über den christlichen Versöhnungsglauben (1888), die Erklärung des Jakobusbriefes in der neuesten Auflage des Meyerschen Kommentars über das Neue Testament. Eine besondere Meisterschaft besaß Beyschlag auch in der biographischen Darstellung; dahin gehören die Schriften: „Aus dem Leben eines Frühvollendeten", eine Lebensbeschreibung seines jüngeren Bruders Franz Beyschlag voll zartesten Familiensinnes und reinster Geschwisterliebe (bereits in 7 Auflagen erschienen), sodann „Karl Immanuel Nitzsch, eine Lichtgestalt der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte", „Erinnerungen an seinen Freund und Kollegen Albrecht Wolters in Halle", sowie eine Lebensskizze von Ullmann, eine solche von Melanchthon und von seinem ehemaligen Lehrer Bleek in Bonn in der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung", und als ausführlichstes Werk der Art seine Selbstbiographie „Erinnerungen und Erfahrungen aus meinem Leben" (in 2 Bänden 1896—1898), zugleich die Hauptquelle seines Lebens und Wirkens. Seine beiden theologischen Hauptwerke sind „Das Leben Jesu" (in 2 Bänden von 1885—1886, in 3. Auflage), die „Neutestamentliche Theologie" (in 2 Bänden 1896) und seine letzte praktische theologische Schrift aus dem Jahre 1900: „Christenlehre auf Grund des kleinen lutherischen Katechismus, ein Handbuch für praktische Geistliche und Lehrer". Außerdem lieferte er wertvolle Beiträge für verschiedene kirchliche und theologische Zeitschriften, wie für die „Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben", mehrere Berichte über die badischen Kirchenstreitigkeiten in der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung", ferner in die „Dovische

Zeitschrift für protestantisches Kirchenrecht", und vor allem theologische Abhandlungen in den „Studien und Kritiken" von Ullmann. Eine Probe seiner dichterischen Begabung hat er uns in seiner Sammlung von lyrischen Gedichten aus verschiedenen Zeiten hinterlassen unter dem Titel: „Blütenstrauß am Lebenswege", und in seiner Dichtung: „Gotofred", einem feinsinnigen Märchen für das deutsche Haus, lauter Dichtungen, welche neben der Formgewandtheit den frommen Idealismus des Verfassers atmen. Aus seiner praktischen Wirksamkeit endlich stammen seine fünf Predigtsammlungen: Evangelische Predigten aus siebenjähriger Amtsführung in der rheinpreußischen Kirche, in 4 Auflagen; Evangelische Predigten aus der Schloßkirche zu Karlsruhe, 4 Auflagen; Akademische Predigten, 2 Auflagen; Erkenntnispfade in Christo, eine Auswahl akademischer Predigten, erste Sammlung, und ebenso zweite Sammlung als Nachlese akademischer Predigten, alles klassische Predigten, die als geistvolle und echt biblische Zeugnisse von Christo die weitesten Kreise anzogen. Eine große, mühevolle Arbeit neben seinem akademischen Berufe war die Herausgabe der „Deutsch-evangelischen Blätter", einer Monatsschrift als Organ für die Bestrebungen der Mittelpartei, die er mit seinem Freunde Wolters in der Zeit der preußischen Generalsynoden (1875—79) gegründet, die nach und nach über ganz Deutschland und außerdeutsche Länder große Verbreitung gefunden hat und an der die Hauptarbeit immer ihm selbst bis in die letzten Tage seines Lebens zugefallen war; die Herausgabe erfolgte mit der Devise: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit und in Allem die Liebe". Die Blätter stellen sich „auf den Grund der Apostel und Reformatoren, auf den Grund des in seinem Wesen unwandelbaren, aber unendlich entwicklungsfähigen biblischen Evangeliums; sie schließen jede Bestreitung des evangelischen Bekenntnisses von sich aus, laden aber jedermann, der Gabe und Liebe hat auf jenem Grunde zu bauen und das Leben unsres Volkes auf demselben wieder begründen zu helfen, zur Mitarbeit ein, ohne nach seiner persönlichen Bekenntnisformel zu fragen; sie wollen aus dem Gesamtgebiet der Theologie mitteilen, was zur allgemeinen christlichen Bildung gehört und den Glauben im Kampfe mit dem Unglauben zu stärken geeignet ist, aus den historischen Studien der Gegenwart herausheben, was die zentrale Bedeutung des Christentums für das gesamte Kulturleben, oder was die Schädigungen, welche Ultramontanismus und Jesuitismus in Deutschland angerichet, ins Licht stellen, die großen kirchenrechtlichen und kirchenpolitischen Fragen der

Gegenwart erörtern, ethische Studien zur sozialen Frage bringen und über die Gebiete der Mission und der Diaspora berichten". Mit dem Protestantenverein, wie er in den Jahren 1863—64 von einigen Führern des liberalen Protestantismus ins Leben gerufen worden war, konnte sich Beyschlag nie befreunden. So sympathisch ihm auch das Programm desselben war: Versöhnung des Christentums mit dem Kulturleben, so wenig konnte er die Art und Weise billigen, auf welche diese Aufgabe gelöst werden sollte, denn wenn das Streben nach dieser Versöhnung einseitig nur auf eine Unterwerfung des christlichen Bekenntnisses unter das Forum des Zeitgeistes, bei der dem positiven Christentum wenig oder nichts übrig bleibe, hinauslaufen sollte, so sah er darin den Untergang der evangelischen Kirche. Dagegen begrüßte er mit um so lebhafterer Freude die altkatholische Bewegung anfangs der 70er Jahre; er war sogar im Jahre 1882 mit einer besonderer Denk- und Schutzschrift für dieselbe eingetreten, weil er darin den Anfang einer religiösen Reform und inneren Umwandlung des deutschen Katholizismus gegenüber dem Vatikanismus erkennen zu können glaubte. In engster Verwandtschaft mit der Tendenz, welche seinem Eintreten für den Altkatholizismus zugrunde lag, gründete er im Jahre 1886 den „Evangelischen Bund" zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen gegenüber den wachsenden Gefahren, von denen die Beendigung des Kulturkampfes für das evangelische Bewußtsein begleitet war, weil sie eine bedeutende Erstarkung des Romanismus herbeigeführt hatte. In dem „Evangelischen Bund" sollte nach seiner Ansicht einer solchen Übermacht eine evangelische Organisation gegenüber gestellt werden, mit der Aufgabe, für alle Protestanten ohne Unterschied der theologischen und kirchlichen Parteistellung das evangelische Bewußtsein in den schlummernden Massen zu wecken und zur Abwehr und Hülfe auf allen bedrohten Punkten des kirchlichen Lebens aufzufordern. — Daß ein so bedeutender, geistvoller Theologe, wie Beyschlag war, auch für andere wichtige Stellen gewünscht wurde, ist begreiflich. So hatte er seinerzeit eine Anfrage aus Göttingen erhalten, ob er nicht geneigt wäre, eine Professur an dortiger Universität mit der Universitätspredigerstelle anzunehmen; später war ihm zweimal eine Stelle im preußischen Oberkirchenrat und einige Zeit darauf die Stelle eines Hauptpastors in Hamburg angeboten worden. Aber Beyschlag lehnte alle diese Anfragen ab und blieb auf seinem Posten in Halle bis an sein Lebensende. Um schließlich noch eine kurze Charakteristik von Beyschlags Persönlichkeit, sowie von seinem prinzipiellen

Standpunkt seiner vielseitigen theologischen Wirksamkeit zu geben, können wir beides in folgende Hauptzüge seines Lebensbildes zusammenfassen: Persönlich war er ein von Natur auf das Ideale angelegter Geist, ein von Jugend auf sittlichreiner Mensch, der bis ins Greisenalter gegen jede Art von Roheit und Gemeinheit in Wort und Tat sich energisch auflehnen konnte. Dieser sittliche Ernst ruhte bei ihm durchaus auf religiöser Grundlage, denn eine ungeheuchelte Frömmigkeit war schon das Erbe einer frommen, christlichen Erziehung, das er vom Elternhause ins Leben mitgenommen, das er zu jeder Zeit treu bewahrt und in seiner Studienzeit unter dem Einfluß bewährter theologischer Lehrer befestigt hat; er war und blieb immer ein aufrichtig frommer Christ und der Glaube an „den lebendigen Heiland" war stets sein höchstes Gut, seines Lebens Kern und Stern, und wenn auch das wissenschaftliche Studium für ihn manche Klärung in religiösen Fragen brachte, so hat er doch diesen Glauben niemals aufgegeben, sondern ihn als Heiligtum für sein ganzes Leben und Wirken festgehalten. Diese seine Frömmigkeit bestand aber auch die Probe der Tat, wie in der sittlichen Reinheit seines Lebens, so auch besonders in rastloser, pflichttreuer Arbeit, in einer Schaffensfreudigkeit, die ihn nie verließ, bis der letzte Rest von Lebenskraft von ihm gewichen war, in strenger Gewissenhaftigkeit selbst in kleinen Dingen, in einem unbestechlichen Rechts- und Wahrheitssinn, in einem Freimut, der keine Menschenfurcht und Menschengefälligkeit vor hoch und nieder kannte, in ruhiger Fassung und Geduld in den Tagen des Leidens und in reger Teilnahme an christlichen Liebeswerken aller Art, besonders an der Gründung der neuen stattlichen Diakonissenanstalt in Halle, in welcher sein Name im dankbarsten Andenken fortleben wird. Als Theologe gehörte Beyschlag der sog. Mittelpartei an, zugleich als deren Mitbegründer und hervorragendster Führer; er nahm weder nach der einen noch nach der andern Seite eine extreme Stellung ein und hatte deshalb nicht selten das Schicksal, von rechts und von links gleich sehr angegriffen zu werden. Bei aller Freiheit in der wissenschaftlichen Forschung war ihm die Heilige Schrift die höchste Autorität und auf Grund derselben stand ihm der Offenbarungscharakter der Heiligen Geschichte unerschütterlich fest, so daß er auch vor dem biblischen Wunder, ungeachtet der unverbrüchlichen Gesetze im Naturleben, nie zurückschreckte und die Person Christi in der Vereinigung göttlicher Hoheit und Würde mit der wahren Menschheit als das Zentralwunder betrachtete. Wie demnach sein ganzes religiöses und theologisches Denken immer auf dem

Grunde der biblischen Weltanschauung im entschiedenen Gegensatze gegen eine deistische oder pantheistisch-rationalistische Auffassung sich bewegte, so legte er insbesondere auch gegenüber jeder spiritualistischen Verflüchtigung der biblischen Wahrheiten in Wissenschaft und Predigt das Hauptgewicht auf die großen Heilstatsachen des Christentums, indem er in der Sendung Christi den höchsten Erweis barmherziger Liebe Gottes gegen die sündige Menschheit, in dessen Todesleiden den alleinigen Grund der Sündenvergebung und Versöhnung, und in dessen Auferstehung in verklärter Leiblichkeit den entscheidenden Schlußstein des ganzen Erlösungswerkes, wie die Bürgschaft unsrer eigenen Auferstehung erkannte. Zu dem kirchlichen Bekenntnis, wie überhaupt zu der herkömmlichen kirchlichen Lehrauffassung nahm er eine freiere Stellung ein; zwar galt ihm der substantielle Inhalt des kirchlichen Bekenntnisses als ein unveräußerlicher Schatz der überlieferten christlichen Glaubenswahrheiten, aber die herkömmliche, kirchlich-orthodoxe Formulierung derselben hielt er in vielfacher Beziehung für unzutreffend und betrachtete es deshalb als eine unerläßliche Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie, eine dem Schriftsinn entsprechendere Fassung des kirchlichen Lehrbegriffs anzubahnen. Er war gegen jeglichen Zwang von oben in Glaubenssachen, aber nicht minder auch gegen jeden Versuch an Stelle einer öffentlichen Lehrordnung für das kirchliche Amt die subjektive Willkür des einzelnen zu setzen. So tritt uns bei ihm überall in seiner wissenschaftlichen, wie in seiner praktischen Wirksamkeit eine positive Grundanschauung entgegen, von welcher aus seine ganze Theologie sich aufbaute, und die er auch als Vertreter und Führer der Mittelpartei im Kampfe gegen andere Richtungen niemals verleugnete. Beyschlag war keine eigentliche Gelehrtennatur; „wir sind" — so schreibt er an seinen jüngeren Bruder Franz – „mehr Leute der Bildung, als der Gelehrsamkeit; die gelehrte Forschung mit ihren Detailfragen als solche ist unsere eigentlichste Sache nicht; nur insofern wir nicht oberflächlich sein wollen, sind wir eifrig, an ihr teilzunehmen". Gleichwohl stand Beyschlag mit seiner Theologie stets auf der Höhe der Wissenschaft, als ein Mann der nicht nur an andern die Wissenschaft hochhielt, sondern auch selbst sie mit hervorragender Virtuosität pflegte und in der Behandlung wissenschaftlicher Probleme mit einer seltenen Beherrschung des Stoffes die größte Klarheit und stilistische Vollendung in Sprache und Darstellung verband. Nach seinen eigenen Worten war es kein theologisches Spezialsystem, in welchem er mit seinen großen

Kollegen in Halle wetteifern konnte; was er als Eigentümliches zuzubringen sich zur Aufgabe gesetzt hatte, war vielmehr seine Vermittlerstellung zwischen Theologie und Kirche, zwischen Wissenschaft und allgemeiner Kulturbewegung der Zeit. Dabei war er eine aggressive Natur und als solche einer der streitbarsten Polemiker unsrer Zeit. Diese seine Polemik zieht sich durch all seine Schriften hindurch und füllt allermeist seine „Deutsch-evangelischen Blätter". Vor allem führte er den Kampf gegen Rom, gegen den Ultramontanismus in all seinen Gestalten und Anmaßungen, aber nicht minder auch gegen alle anderen Zeitströmungen und -richtungen in Staat und Kirche, welche er für ein gesundes, religiös-sittliches Leben unsres Volkes für verderblich hielt. Auf Grund dieser Darlegungen, wie sie in allen zur Sache gehörigen Punkten auf eigenen Angaben in seiner Selbstbiographie beruhen, dürfen wir mit Recht sagen, daß in dem Tode Beyschlags, am 25. November 1900, ein reiches, bedeutendes Leben seinen irdischen Abschluß gefunden habe. Fr. Bechtel.

Friedrich Blatz,

geboren am 12. Oktober 1824 als Sohn des Steindruckers Blatz in Karlsruhe, besuchte, schon in früher Jugend seiner Eltern beraubt, Volksschule und Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog nach bestandener Reifeprüfung im Herbst 1843 die Universität Heidelberg, wo er unter Creuzer, Spengel, Bähr und Kayser Philologie und unter Schlosser Geschichte studierte. Im Herbst 1846 bestand er mit gutem Erfolg die philologische Staatsprüfung und wurde unmittelbar nach derselben an das Gymnasium in Offenburg gewiesen, im Herbst 1847 an das Gymnasium in Tauberbischofsheim, im Herbst 1851 wieder nach Offenburg, wo er im folgenden Jahre definitiv angestellt und 1860 zum Professor ernannt wurde. Im Jahre 1864 wurde er zum Kreisschulrat in Waldshut, 1868 zum Oberschulrat in Karlsruhe ernannt. In den Kriegsjahren 1870/71 war es ihm vergönnt an der Organisation des neugewonnenen Reichslandes Elsaß-Lothringen mitzuarbeiten, indem er vom Dezember 1870 bis Juni 1871 kommissarisch die Stelle eines Oberschulinspektors mit den Funktionen eines kaiserl. Regierungs- und Schulrats für Ober-Elsaß wahrnahm. Im Jahre 1887 erhielt er den Titel „Geh. Hofrat"; 1889 wurde ihm zu dem schon 1877 erteilten Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen das Eichenlaub verliehen. Im März 1894 trat er in den erbetenen Ruhestand. Sein

Landesherr ehrte ihn bei diesem Anlaß unter Anerkennung seiner langjährigen treugeleisteten Dienste durch Verleihung des Charakters als Geheimer Rat III. Klasse. Er schlug 1895 seinen Ruhesitz in Konstanz auf, wo er am 17. Juli 1900 starb. Vermählt war er seit 1857 mit Josephine geb. Meßmer. Er hatte noch die Freude seinen einzigen Sohn in geachteter Stellung, gleichfalls im Schuldienste, zu sehen.

Schriften: 1. Excursus in Taciti annales. Beilage zum Offenburger Progymnasialprogramm 1856. 2. Über eo biduo, eo triduo bei Cäsar und Cicero. Beilage wie oben 1861. 3. Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache für angehende und wirkliche Lehrer. 1879. 2. Aufl. 1880, 3. völlig umgearbeitete Aufl. in 2 Bänden 1895 96. 4. Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. 5 Aufl. 1881, 1883, 1888, 1890, 1893. 5. Einführung in die deutsche Grammatik an Lehranstalten, zur Vorbereitung für die Reifeprüfung des Seminaristen, sowie auf die einfache und die erweiterte Wiederholungsprüfung des Lehrers. 1900. (Quellen: Personalakten, Schulprogramme und Privatmitteilungen.) Oster.

Karl Boch.

In der Entwicklung des öffentlichen musikalischen Lebens in Heidelberg nimmt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Karl Boch eine entscheidende Stelle ein. In Mannheim am 8. Juli 1825 als Sohn eines Regimentsarztes geboren, hatte er auf dem Lyceum seiner Vaterstadt seine grundlegende Bildung gewonnen, dann die Rechte in Heidelberg studiert, auch die erste juristische Staatsprüfung bestanden und sich kurze Zeit im praktischen Dienste versucht; dann aber hatte ihn die Liebe zur Musik von der ergriffenen Laufbahn endgiltig abgewendet und der Tonkunst zugeführt, der er sich unter Leitung von Vinzenz Lachner nun ausschließlich widmete. Nachdem er mehrere Jahre in Mannheim als Organist an der neuen Synagoge und als Lehrer des Klaviers und des Gesangs auch an den Mittelschulen tätig gewesen war, wurde er 1856 nach Heidelberg berufen, um an Stelle des eben eingegangenen „Musikvereins“ einen neuen Verein zu organisieren und zu leiten. Damit begann für ihn eine neue, sein Leben bestimmende Tätigkeit, welcher Heidelberg eigentlich erst eine in die Öffentlichkeit tretende Pflege der Musik verdankt. Seinem liebenswürdigen und doch energischen Wesen

gelang es rasch, einen „Instrumentalverein“ und bald auch einen gemischten Chor zu gründen, die alle musikalischen Kräfte der Stadt und der Hochschule zusammenfaßten und der Mittelpunkt eines neuen musikalischen Lebens für Heidelberg wurden; daneben fand er noch Zeit, einige Jahre den „Liederkranz“, den angesehensten Männergesangverein der Stadt, zu leiten und zu neuer Bedeutung zu erheben. Obgleich er nicht über große Mittel verfügte und lange Zeit auf die Mithülfe des Mannheimer Theaterorchesters angewiesen war, das sein Lehrer Lachner ihm bereitwillig zur Verfügung stellte, konnte er doch umfangreichere und schwierigere Tonstücke zur Aufführung bringen und durfte sich dabei der Unterstützung hervorragender Künstler erfreuen, die trotz der bescheidenen Einnahmen, die Heidelberg nur bieten konnte, sich gern vor einem Publikum hören ließen, das Boch nach dem Beispiel seines Lehrers Lachner für eine ernstere Kunstrichtung bald begeistert hatte. Daneben war er unermüdlich und mit sichtlichem Erfolge bestrebt, die städtische Verwaltung zu einer Reorganisation des städtischen Orchesters zu gewinnen und dieses allmählich zu einer Körperschaft umzubilden, die auch größeren Anforderungen gewachsen war. Als die von ihm geleiteten Vereine im Jahre 1882 auf eine Wirksamkeit von 25 Jahren zurückblicken konnten, brachte dieser Tag auch ihm aus allen Kreisen der Stadt allgemeine Anerkennung und bald darauf die Ernennung zum akademischen Musikdirektor, und als er sich 1891 durch Kränklichkeit gezwungen sah, auf seine öffentliche Tätigkeit ganz zu verzichten, konnte er sich mit dem Bewußtsein zurückziehen, daß erst durch ihn dem musikalischen Leben in Heidelberg ein fester Grund bereitet und ein für die ernste Musik empfänglicher Kunstsinn der Bevölkerung erzogen worden sei. Am 9. Juli 1894 ist der liebenswürdige Mann aus dem Leben geschieden.

Thorbecke.

Paul Borgmann,

Genre- und Episodenmaler in Karlsruhe (1851—1893) ist im Jahre 1851 als ältester Sohn des Landschaftsmalers Paul Borgmann zu Berlin geboren. Nach Absolvierung des Schulunterrichts auf dem Berliner Friedrichsgymnasium trat er 1868 in die kgl. Kunstakademie ein, wo er den Unterricht von Biermann und Steffeck genoß, zugleich aber im Atelier des Vaters arbeitete. Nach erledigter Militärpflicht siedelte Borgmann im Jahre 1873 ins Atelier von Gussow nach Weimar über und von da nach kurzem Zwischenaufenthalt in der Vaterstadt zu Beginn des

Jahres 1877 nach Karlsruhe, das er zu dauerndem Wohnsitz wählte. Das Rohrsche Stipendium der Berliner Akademie, das ihm im Jahre 1878 auf Grund seines Bildes „Reiseunglück“ erteilt worden war, ermöglichte eine Studienreise nach Paris und Italien, von der er neben großartigen Eindrücken zahlreiche Studien und Skizzen nach Karlsruhe heimbrachte. Hier hatte Professor Hildebrand, mit dem Borgmann von Weimar her in Beziehung stand und in dessen Atelier er zunächst in Karlsruhe arbeitete, eine Damenklasse errichtet, deren Leitung bald darauf an Borgmann überging. Die großh. Malerinnenschule, die sich hieraus im Jahre 1886 entwickelte, verehrte in Borgmann ihren Gründer und bewährten Leiter bis ans Ende seiner Tage. Schwere Leiden trübten die Schaffenskraft des reich begabten Künstlers, und allzufrüh ward er am 14. Oktober 1893 seiner Kunst und seinen Freunden durch den Tod entrissen. Borgmanns Arbeiten sind weit verstreut. Die Karlsruher Gallerie besitzt eine Anzahl Aquarelle, die er von einer im Jahre 1885 nach Kurland unternommenen Reise heimgebracht hat. 1887 erregte sein Hauptbild „Auswandererzug“ in der Berliner Kunstausstellung gerechtes Aufsehen, nachdem vorher bereits Bilder, wie seine „Klatschgeschichten“ (1874), „Reiseunglück“ (1878), „Die bettelnde Mutter“ (1880), „Neueste Nachrichten“ und „Schmutzige Wege (1885) die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt hatten. Borgmann war ein liebenswürdiger, gemütvoller Erzähler von bedeutender koloristischer Beanlagung. Mit liebevoller Sorgfalt vertiefte er sich in die Einzelheiten der Darstellung, ohne kleinlich zu werden, hierin den alten Holländern vergleichbar, deren feinem Luftton er auch wiederholt in seinen Bildern nahe gekommen ist. Oe.

Karl ten Brink,

großh. badischer Kommerzienrat, geboren in Courcelles sur Aire (Dep. Meuse) am 20. Januar 1827, gestorben am 3. Dezember 1897 in Arlen bei Singen. In seiner Jugend besuchte ten Brink die Schule von Bar-le-Duc, das Gymnasium von Saarbrücken und das Polytechnikum in Karlsruhe. Während einiger Jahre war er dann teils als Arbeiter, teils als Zeichner in den bekannten Maschinenfabriken von Farcot und von Cail in Paris beschäftigt und wurde Ende der vierziger Jahre Vorstand der Eisenbahnwerkstätte der französischen Ostbahn in Montigny. Hier machte ten Brink zuerst an Lokomotiven die Studien und die ersten Ver-

suche der rauchverzehrenden, oder besser gesagt kohlenersparenden Feuerung, deren Hauptprinzip ist, der Flamme an den richtigen Stellen Luft zuzuführen und ferner nicht mehr Luft zuzuführen, als zur größten Wärmeentwicklung zweckmäßig ist. Mit dieser Feuerung wurde später eine große Anzahl Lokomotiven der Orleansbahn ausgerüstet. Im Jahre 1861 trat ten Brink als Teilhaber und Leiter in die 1837 gegründete Spinnerei und Weberei Arlen ein, welche bei seinem Tode 65000 Spindeln und 850 Webstühle im Betrieb hatte und über 1300 Arbeiter beschäftigte. Während er hier als Fachmann seine eigenen Einrichtungen zu den besten machte, teilte er in uneigennützigster Weise seine Erfahrungen anderen mit, und so kam es, daß die ten Brink-Feuerung für stehende Kesselanlagen namentlich in Württemberg zur Anwendung kam, und daß zuletzt mit derselben gegen 1000 Feuerungen mit zusammen 80000 Quadratmeter Heizfläche eingerichtet waren. Sehr bemerkenswert waren auch seine Einrichtungen, um in die Spinn- und Websäle frische Luft mit dem nötigen Wassergehalt einzuführen. Noch ein anderes Gebiet beschäftigte den rastlos tätigen Mann aber vor allem, die Einrichtungen für die Wohlfahrt seiner Arbeiter. Die im deutschen Reiche gesetzlich eingeführten Einrichtungen, die er freudig begrüßte, waren ihm nur die Grundlage. Er fand noch mehr zum helfen. Er richtete zwei Kochanstalten ein, in denen um 12 Pfg. eine Mahlzeit, um 5 Pfg. Kaffee mit Milch abgegeben wurde; eine Kochlehrerin wurde angestellt, um die Arbeiterfrauen darin zu unterrichten, wie man billige und gute Mahlzeiten bereitet und durch eine kleine Schrift: „Über die Ernährung des Volkes. Für meine Arbeiter geschrieben“ suchte ten Brink die Arbeiter hierüber zu belehren. In der Erstellung von Arbeiterwohnungen hat er ein äußerst zweckmäßiges System eingeführt, indem er nicht nur als Kolonien, sondern zerstreut in den Dörfern, mitten unter der übrigen Bevölkerung, solche Wohnungen ankaufte und erstellte. Wohnungen mit Küche, Wohnzimmer und 3 Schlafzimmern wurden um 2200 bis 2800 Mk. an die Arbeiter abgegeben. Drei Kleinkinderschulen wurden erbaut und mit je einem Fonds von 10000 Mk. den Gemeinden überwiesen, ferner besondere Heimstätten errichtet, in denen 70 Mädchen um 50 Pfg. pro Tag Unterkommen fanden. In Arlen besteht ein Krankenhaus mit 20 Betten, eingerichtet ganz nach den Regeln der heutigen ärztlichen Wissenschaft, ausgestattet mit einem Operationszimmer und allem, was zur antiseptischen Behandlung gehört. Dasselbe wurde als selbständige Anstalt mit einem Vermögen von 200000 Mk. ausgestattet, so daß nicht nur

die Arbeiter, sondern auch andere unbemittelte Kranke aufgenommen werden können. An das Krankenhaus schließt sich ein Sanatorium an, in welchem zunächst 16 Personen gegen 1,50 Mk. pro Tag alles das finden, was zur Wiedererlangung und Kräftigung der Gesundheit gehört, und welches unter der Leitung des Arztes vom Krankenhaus steht. Von der Erfahrung ausgehend, daß eine Arbeiterfamilie mit einer größeren Zahl von unerwachsenen Kindern, bei welchen die Mutter zu Hause bleiben muß, schwer durchkommen kann, hat ten Brink einen außerordentlichen Fonds zur Verfügung gestellt, um solchen Familien während dieser Zeit eine Einnahme von 60 Pfg. pro Kopf zu sichern. Um endlich jedem Arbeiter eine Ersparnis ohne dessen Zutun zu verschaffen, erhält nach 5jähriger Dienstzeit der Mann 20 Mk., eine Frau 16 Mk. jährliche Gratifikation, welche um 3 Mk. und um 2 Mk. jährlich steigt, also nach 20 Jahren bei ersterem 65, bei letzterer 46 Mk. im Jahr beträgt. Diese Summe wird in eine Sparkasse eingelegt und zu 5 Prozent verzinst, sodaß nach 45jähriger Dienstzeit die Ersparnis 5000 und 3000 Mk. beträgt. Bei allen diesen Einrichtungen, zu denen nicht unbeträchtliche Summen nötig gewesen sind, wirkte ten Brink stets mit kühlem Verstande abwägend, was gut und nützlich ist; wie man einen mathematischen Lehrsatz beweist, suchte er das Richtige zu finden; wenn er es gefunden, führte er es durch mit einer Unverdrossenheit und Energie, wie sie nur das Bewußtsein der Pflicht und die Begeisterung eines edlen Herzens geben kann. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß ten Brink sich um den in der Nähe von Arlen gelegenen Hohentwiel sehr verdient gemacht hat. Der Hohentwiel verdankt ihm den südlich gelegenen neuen Weg und die Schutzhütte. Diejenigen, welche vom Berge herab die Fabriken sehen, mögen sich daran erinnern, daß dieselben 36 Jahre lang geleitet worden sind von einem ausgezeichneten Techniker, der zugleich ein Freund der Natur und ein Freund seiner Arbeiter gewesen ist. (Nachruf des Oberbaurats Groß in Eßlingen, mitgeteilt im Bad. Unterhaltungsblatt Nr. 15, Beilage zur Bad. Landeszeitung vom 20. Januar 1898.)

Karl Johann Brulliot,

königl. bayrischer Hofopernsänger, Opernregisseur, Professor an der königl. Akademie der Tonkunst in München, geboren in München am 31. Juli 1831, gestorben daselbst am 23. März 1897, war der Sohn des Konser-

vators am kgl. Kupferstichkabinett in München Franz Brulliot, der sich durch mehrere gelehrte Arbeiten in seinem Fache bekannt gemacht und so zur Hebung der ursprünglich ziemlich unbedeutenden Sammlung beigetragen hat. Mit nicht unterdrückbarer Deutlichkeit sollte sich das künstlerische Blut des Vaters, aber auf ganz anderem Gebiete, beim jungen Brulliot durchsetzen. Wohl absolvierte Karl das Gymnasium, besuchte sogar als Rechtsbeflissener die Universität seiner Vaterstadt, gleichzeitig jedoch ließ er sich am Konservatorium, das damals noch den bescheideneren Namen einer kgl. Musikschule trug, durch Franz Hauser zum Sänger ausbilden. Daß er sich eine gründliche Bildung angeeignet, hat dem Künstler nie geschadet: es hob ihn hoch über die Masse seiner Berufsgenossen hinaus und gab ihm ein gewisses Gegengewicht gegen mannigfache Versuchungen, die an die Jünger gerade seiner Kunst früh heranzutreten pflegen. Ein glückliches, aber verdientes Schicksal hat Brulliot übrigens zeitlebens vor jeder Künstlermisere gnädig bewahrt. Seine ganze Künstlerlaufbahn spielte sich in nur zwei hervorragenden deutschen Kunstzentren ab: in seiner Vaterstadt München und in Karlsruhe. In der badischen Hauptstadt hat Brulliot seine besten Jugend- und Mannesjahre zugebracht, sie sah sein aufstrebendes Talent und genoß dessen erste, schönste Früchte. Eduard Devrient, der berühmte damalige Leiter der großherzoglichen Hofbühne, engagierte ihn als ersten Bassisten. Im Frühjahr 1853 begann er seine Tätigkeit, die ihn volle zwanzig Jahre hier festhalten sollte. Immer aber ist Brulliot mit Erfolg auch als Schauspieler beschäftigt gewesen. Im Gegensatze zu den meisten Sängern war ihm ein prachtvolles Sprechorgan eigen, dem zu lauschen allein schon ein Genuß war. Das Jahr 1859 brachte ihm die Ernennung zum Opernregisseur. Als solcher hatte er alle Opernaufführungen der Hofbühne zu leiten. Sein eigenstes Feld war die komische und die Spieloper, deren heitere Effekte er prächtig zur Geltung zu bringen wußte. Im Jahre 1872, zwischen Kaisers und Köberles Direktion, durfte er die selbständige Leitung der großherzoglichen Bühne übernehmen. In demselben Jahre führte er sich die Koloratursängerin Anna Masius-Braunhofer als Gattin heim. Es war wohl die Anhänglichkeit an seine in München lebende alte Mutter, die ihn bestimmte, dem schon wiederholt an ihn ergangenen Ruf zu folgen und (1873) in gleicher Eigenschaft an das Münchener Hoftheater zu gehen. Dort hat er im Laufe der Jahre über 30 Opern in Szene gesetzt. Merkwürdig rasch fand er sich in die ihm ursprüng-

lich fremde Aufgabe, die Wagnerschen Tondramen in ersten Aufführungen zu inszenieren. Insbesondere durfte die Inszenierung des Siegfried (10. Juni 1878) und der Götterdämmerung (15. September 1878) als eine seiner glänzendsten Regietaten gelten. Je weniger sein ursprünglich prachtvoller seriöser Baß im Laufe der Zeiten den neuen, immer anstrengenderen Aufgaben Stand halten wollte, um so mehr trat seine Verwendbarkeit als Schauspieler vorteilhaft hervor. Diese Doppelbegabung befähigte ihn so recht zum Lehrer und so lag es nahe, daß er von dem damaligen Direktor der kgl. Musikschule, die unter Richard Wagners und Bülows Einfluß einen neuen Aufschwung genommen hatte, dem Generalintendanten Karl Freiherrn von Perfall, zum Lehrer der dramatischen Abteilung berufen wurde. Lange wirkte er dort segensreich und befruchtend. Am 11. November 1892 betrat er als Gordon in Wallensteins Tod zum letztenmal die Bretter, aber schon vorher (im August 1892) hatte ihn zunehmende Kränklichkeit gezwungen, sich pensionieren zu lassen. Lange und schwere Leiden, die er mit bewundernswerter Ergebung ertrug, waren ihm noch aufgespart; am 23. März 1897 erlag er ihnen. — Karl Brulliot war eine prachtvolle männliche Erscheinung bis zuletzt. In späteren Zeiten hat er seinen schön geschnittenen Charakterkopf mit dem leicht ergrauten Bart zu keiner Rolle Gunsten mehr verändert: er machte sich keine Maske, denn seine Erscheinung war stets so individuell und charakteristisch wie nur möglich. Fremden gegenüber in sich gekehrt und verschlossen, allem hohlen theatralischen Treiben gründlich abhold und ein Feind jeder geräuschvolleren Geselligkeit, konnte er gleichwohl im engeren Freundeskreise rasch auftauen und durch seinen trockenen Humor und kaustischen Witz überraschen. Für die Not seines Standes besaß er ein überaus offenes Herz; insbesondere hatten die Chorsänger stets an ihm einen verständnisvollen Förderer ihrer Interessen gefunden. Still und ohne Aufhebens, wie er von der Bühne ging, schied er auch aus dem Leben, durch das er als ein aufrechter Mann gegangen war.

Nekrologe: Neuer Theater-Almanach, herausgegeben von der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger. Neunter Jahrgang (Berlin 1898), S. 177—178; und Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim. II. Band (Berlin, Georg Reimer 1898), S. 237—238.

Alfred Freiherr von Mensi.

Franz von Chelius

wurde am 6. September 1821 als zweiter Sohn des Geheimen Rats Dr. Maximilian Joseph von Chelius, Professors der Chirurgie und Augenheilkunde zu Heidelberg, geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich nach dessen Vollendung dem Studium der Medizin an der Universität daselbst in allen damit zusammenhängenden Zweigen, aber mit besonderer Neigung zur Operationslehre, welcher er sich später vorzugsweise zuwandte. Nach einem glänzend bestandenen Staatsexamen und nach erlangter Doktorwürde machte er zu seiner weiteren Ausbildung größere Reisen und hielt sich zu diesem Zwecke in Paris, London, Prag, Wien und Berlin längere Zeit auf, an welchen Orten er die medizinischen Anstalten, insbesondere die chirurgischen, besuchte, ernste Studien machte und als Sohn seines berühmten Vaters mit den ersten klinischen Autoritäten in nahe Berührung kam. Nach Heidelberg zurückgekehrt, habilitierte er sich daselbst als Privatdozent der Chirurgie, wurde 1847 Assistenzarzt an der dortigen chirurgischen Klinik und hatte dabei selbständig eine große Privatpraxis. Im Frühjahre 1852 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und wirkte in dieser Tätigkeit ununterbrochen bis zum Ausbruch des dänischen Krieges. Bei dessen Beginn begab er sich in das preußische Hauptquartier und widmete sich der Pflege der Verwundeten mit Aufopferung und Erfolg. Nach Beendigung des Krieges kehrte er nach Heidelberg in seine frühere Tätigkeit zurück. Als sein Vater von der Leitung der chirurgischen Klinik zurücktrat, gründete er eine Privatklinik für chirurgische Kranke und übernahm zugleich die Leitung im Frauen-Pfründnerhaus, welches ihm wesentliche Verbesserungen verdankte. Der Krieg 1866 führte ihn vorübergehend in die preußischen Lazarette nach Tauberbischofsheim. Ausgedehnter war seine Tätigkeit im Kriege 1870/71. Die Privatklinik und alle im Pfründnerhaus, dem sogenannten St. Anna-Hospital, vorhandenen Räume wurden mit Verwundeten belegt und die später in den Reißschen Fabrikgebäuden eingerichteten Lazaretträume ebenfalls seiner Leitung unterstellt. Im Jahre 1873 verließ er infolge vielfacher an ihn ergangenen Aufforderungen Heidelberg und siedelte nach Dresden über, wo er bis zum Jahre 1877 eine wirksame Beschäftigung fand. Während seines dortigen Aufenthaltes wurde er zum badischen Hofrat ernannt. Auf den Wunsch seines Vaters kehrte er nach Heidelberg zurück und übernahm nach dessen Tode das väterliche Haus. In Verbindung mit seinem

Freunde und Kollegen Hofrat und Professor Dr. Lossen gründete er eine Privatklinik, in welcher barmherzige Schwestern die Pflege übernahmen. Beide Chirurgen wirkten hier 13 Jahre mit großem Erfolge und legten damit den Grund zu dem von dem Mutterhause in Freiburg gebauten mustergültigen St. Josephshaus, welches ihrer beider Leitung unterstellt wurde. Im Jahre 1884 traf ihn das schwere Schicksal, daß sein ältester Sohn, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Kavallerieoffizier, durch den Sturz bei einem Rennen schwer verletzt wurde und in unheilbares Siechtum verfiel, welches neun Jahre dauerte. Infolge der Sorge und des Kummers um den im Hause schwer leidenden rettungslosen Sohn entwickelte sich bei ihm ein Gehirnleiden, das ihn nötigte, sich 1896 nach Ahrweiler zurückzuziehen, wo er am 4. Juni 1899 starb. Franz von Chelius war vorwiegend praktischer Chirurg, auf diesem Gebiete aber Meister, und die schwierigsten Operationen, namentlich solche des Kropfes und des Steinschnittes, führte er mit dem größten Erfolge aus. Am Krankenbette fand man in ihm einen sorgsamen, gewissenhaften, mitfühlenden Arzt, der Trost zuzusprechen wußte. Er erfreute sich einer großen Beliebtheit bei Hoch und Nieder und eines seltenen Vertrauens, welches ihm die Hülfesuchenden entgegenbrachten, nicht nur in der Umgegend, sondern auch im Auslande und aus den höchsten Kreisen. So fehlte es ihm auch nicht an den ehrenvollsten Auszeichnungen und Anerkennungen seiner erfolgreichen Tätigkeit; hohe Orden wurden ihm verliehen und gaben Zeugnis für die große Achtung, die er sich im Leben erworben hat. *

Max von Chelius

wurde am 19. März 1827 zu Heidelberg als jüngster Sohn des Geheimen Rats und Professors Dr. von Chelius geboren. Seine Kindheit verbrachte er in dem elterlichen Hause, in dem er die sorgfältigste Erziehung erhielt und in hoffnungsvoller Weise zum Manne heranreifte. Mit gutem Erfolge durchlief er das Lyceum und besuchte dann während eines Jahres die Universität, um seine allgemeine Bildung zu ergänzen und zu erweitern. Von Jugend auf hatte er eine ausgesprochene Neigung zum Militärstande, er trat deshalb in die großherzogliche Kriegsschule ein und wurde 1845 der zweiten Batterie der damaligen Artilleriebrigade zugeteilt, 1847 wurde er zum Leutnant, 1856 zum Oberleutnant befördert. 1859 wurde er Hauptmann zweiter Klasse, 1863

Hauptmann erster Klasse und 1868 Major. Während des deutsch-französischen Krieges kommandierte er das badische Trainbataillon und wurde 1874 zum Oberstleutnant befördert. Während seiner langen Dienstzeit in der Artillerie und zuletzt im Train hat er sich stets durch unerschütterliche Pflichttreue ausgezeichnet und ruhmvollen Anteil an mehreren Gefechten in den Kriegen 1866 und 1870/71 genommen. Als allerhöchste Auszeichnung wurde ihm in Anerkennung seiner Dienste im Laufe der Jahre das Ritterkreuz des Militärischen Karl-Friedrich-Verdienstordens, des Zähringer Löwenordens mit Schwertern und Eichenlaub, der Rote Adlerorden 4. Klasse, das Eiserne Kreuz 2. Klasse und die badische Felddienstauszeichnung verliehen. Da er wegen körperlicher Beschwerden das Reiten nicht mehr ertragen konnte, nahm er gegen Ende des Jahres 1874 den Abschied. Während seiner Dienstzeit hat er sich mit besonderem Interesse dem Studium des Pferdes und seiner Zucht gewidmet und darin eine große Kenntnis und Erfahrung erlangt. Er wurde deshalb nach seiner Pensionierung als technischer Beamter für Pferdezucht-Angelegenheiten dem Großherzoglichen Ministerium des Innern beigegeben, welche Stelle er bis zum Jahre 1885 versah. In dieser Zeit wurde er zum Obersten ernannt und ihm das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen. Körperliche Leiden bewogen ihn, diese Stelle zu verlassen und die letzten Jahre verlebte er in ruhiger Zurückgezogenheit. Er starb den 6. November 1892. Er war ein edler Mensch, treu seinem Kaiser, seinem Fürsten und seinem Vaterlande, treu seinen Freunden und erfüllt von Wohlwollen für alle, die sich ihm nahten. Im persönlichen Umgange war er ein liebenswürdiger Gesellschafter; ausgestattet mit großem musikalischen Talent und Verständnisse, erheiterte er sich und seinen Freunden viele Stunden. Großherzog Friedrich von Baden anerkannte in einem an dessen ältesten Bruder gerichteten Telegramm, welches eine rührende Teilnahme an seinem Tode aussprach, „seine hervorragenden Leistungen in den Jahren 1870/71 und dann in der Zeit, da er sich der Landespferdezucht mit soviel Hingebung und Erfolg gewidmet hat". Diese Erfolge werden ihm ein bleibendes Andenken sichern, wie sein Name auch in der Geschichte des Badischen Trainbataillons eine dauernde Stätte gefunden hat. *

Adolf Karl Ludwig Claus

wurde am 6. Juni 1838 zu Kassel als zweiter Sohn des ehemaligen kurfürstlich hessischen Münzwardeins Ludwig Claus geboren. Er absolvierte das Gymnasium in Kassel und wurde, da er die Absicht hatte Mediziner zu werden, am 1. November 1850 in Marburg in der medizinischen Fakultät immatrikuliert. Jedoch, wie es so vielen seiner Zeitgenossen ergangen ist, auch er erblickte in der aufblühenden neuen Wissenschaft, in der Chemie, mehr Heil, und schon im nächsten Semester zählte er als Chemiker zu den Schülern von Hermann Kolbe. Letzterer wurde maßgebend für Claus' ganze Ausbildung und Auffassungsweise in der Chemie. Dieselbe Beharrlichkeit und Logik, durch die Kolbe sich auszeichnete, findet man auch in den Abhandlungen von Claus wieder. Von Marburg siedelte Claus für kurze Zeit nach Berlin über, um sich dann in Göttingen unter Wöhlers Leitung einer selbständigen Arbeit hinzugeben. Im Jahre 1862 wurde er zum Doktor promoviert. Noch in demselben Jahre bezog er die Universität Freiburg, woselbst er bis zum Ende seiner Tätigkeit verblieb. Die Stellung als Assistent am Universitätslaboratorium, die er zuerst dort bekleidete, vertauschte er bald mit der des Privatdozenten. Am 24. Juli 1866 habilitierte er sich auf Grund einer Arbeit über die Einwirkung von Ammoniak auf Acroleïn und das Studium der Zersetzungsprodukte des Acroleïnammoniaks bei der trockenen Destillation. An den dann folgenden Abhandlungen der sechziger Jahre, welche sich bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen samt und sonders auf dem Gebiete der organisch synthetischen Chemie bewegen, verdient die scharfe Logik Bewunderung, die in ihnen zum Ausdruck kommt. Und ebenso ist es mit den weiteren Arbeiten Claus'. Das Studium der gegenseitigen Verkettung der Atome, die Beeinflussung der Bindungen durch neu hinzutretende Substituenten hat für ihn stets den größten Reiz gehabt. Hieran erinnern die zahlreichen Arbeiten über die Einwirkung blausaurer Salze auf halogenisierte Fette und aromatische Verbindungen und vor allen Dingen die große Serie der Arbeiten über substituierte Chinoline. Seine schönste Leistung war aber die Aufstellung einer Benzolformel, welche er mit Erfolg durchgeführt und durch die er seinen Namen allen Chemikern der Welt bekannt gemacht hat. Fast auf jedem Gebiete der organischen Chemie war Claus tätig. Zahlreich sind seine Arbeiten in der Naphtalin-, Anthrazen- und Phenanthrenreihe, sowie diejenigen über Alkaloïde u. s. w. Am 4. April 1867, etwa

ein Jahr nach seiner Habilitation, wurde Claus zum außerordentlichen Professor ernannt; am 28. November 1871 erfolgte seine Ernennung zum besoldeten außerordentlichen Professor der Chemie und der chemischen Technologie. Unterdessen hatte er sich am 25. Mai 1867 verheiratet. Am 10. Juni 1875 wurde er Ordinarius und am 2. Oktober 1883 übernahm er, nachdem Professor von Babo in den Ruhestand getreten war, die Direktion des chemischen Institutes der Universität Freiburg. In dieser Eigenschaft als Direktor des chemischen Universitätslaboratoriums war er der rechte Mann am rechten Platz. Beseelt von der Liebe zur Wissenschaft, das unermeßliche Feld der organischen synthetischen Chemie vor sich und mit einer Schar treuer Schüler versehen, hatte er Gelegenheit sich der Wissenschaft und der heranwachsenden chemischen Jugend nützlich zu erweisen, und diese Gelegenheit hat er in seltenem Maße ausgenützt. Claus' Publikationen sind, viele Gebiete der organischen Chemie berührend, eine ganz nennenswerte Anzahl, und jedes Jahr war der Zuzug von jungen Chemikern nach Freiburg im Zunehmen begriffen. Seine Hauptaufgabe suchte er im Laboratorium, im wissenschaftlichen Verkehr mit seinen Schülern. Eine seiner Haupteigenschaften war seine Liebe zu seinen Schülern; das Wohl und Wehe von ihnen lag ihm stets am Herzen und in beispielloser Weise wußte er für sie einzutreten. Dem jungen Studenten stand er mit Rat und Tat zur Seite, nahm mehr die Stelle eines väterlichen Freundes, als die des unnahbaren Lehrers ein. Eine ganz eigenartige Methode des Lehrens hatte Claus, eigenartig insofern, als es ihm nicht darauf ankam, daß jemand — um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen — viel wußte. Ein Schwulst von auswendig gelernten Sachen war ihm verhaßt; nie und nimmer pflegte er darauf Wert zu legen, in der berechtigten Meinung, daß alles derart Gelernte bald wieder vergessen werde. Was er bei seiner Methode im Auge hatte, war dem Schüler, wie er sich ausdrückte, „einen Sinn für das chemische Denken und Fühlen beizubringen". In bewundernswerter Weise wußte er seinen Schülern eine Vorstellung für Begriffe beizubringen, eine Weise, die in seiner Vorlesung ganz besonders zum Ausdruck kam. Leider wurde ihm das Kolleglesen in den letzten Jahren durch seine abnehmende Gesundheit schwer und schwerer. Nach einer ernstlichen Erkrankung war es ihm zwar noch einmal möglich, für kurze Zeit sich seinen Pflichten als Lehrer zu widmen, dann sah er sich aber genötigt, einen Antrag auf Versetzung in den Ruhestand einzureichen, welchem am 15. April 1900 entsprochen wurde. Eine 35jährige Tätig-

keit als Lehrer und Förderer der Wissenschaft lag hinter ihm. Wohl verdiente er nach so angestrengter und erfolgreicher Tätigkeit der Ruhe. Er zog auf sein Gut Horheim, um fern von der Welt und ihrem Getriebe in ruhiger Abgeschlossenheit sich Erholung zu gönnen. Jedoch war ihm diese nicht beschieden. Am 4. Mai 1900 starb er in den Armen seiner Kinder. (Nach dem Nekrolog von G. N. Vis im Journal für praktische Chemie. N. F. Band 62, 127—133.)

Henri Pezet de Corval.

Am 25. August 1894 starb in Baden Oberstabsarzt a. D. Dr. Henri Pezet de Corval. Mit ihm ist ein Mann aus dem Leben geschieden, der durch seine Menschenliebe, durch seine umfassenden wissenschaftlichen Kenntnisse, durch seine hohe Begeisterung für seinen Beruf, durch seine jugendlich frische Energie, mit der er die Fortschritte seiner Wissenschaft sich zu eigen machte, durch seinen ausgeprägten Sinn für das Wohl des ärztlichen Standes, wie für dasjenige der Allgemeinheit die Anerkennung und Verehrung seiner Standesgenossen, seiner Kranken und seiner Mitbürger in hohem Maße sich erworben hat. — Corval, geboren am 28. September 1831 zu Alt-Karkeln in Livland, entstammt einem alten Adelsgeschlecht — Vicomte Pezet de Corval —, das ursprünglich in der Normandie ansässig, durch die Stürme der französischen Revolution von Besitz und Land vertrieben, nach Rußland übergesiedelt war, wo sein Vater als Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium in Dorpat tätig war. Früh verwaist, besuchte Corval das Ritterschaftsgymnasium zu Birkenruh in Livland. Von 1850—55 studierte er in Dorpat, Würzburg und Heidelberg Medizin und absolvierte 1855 sein Staatsexamen in Karlsruhe, nachdem er das badische Staatsbürgerrecht erworben hatte. Zu seiner weiteren Ausbildung schloß er eine wissenschaftliche Studienreise nach Prag und Wien an und ließ sich dann im Jahre 1857 zunächst in Karlsruhe, 1859 in Fußbach im Kinzigtale als praktischer Arzt nieder. 1861 trat er in den Militärdienst über und bekleidete zunächst in Konstanz die Stelle eines Oberarztes im II. Badischen Infanterieregiment König von Preußen. Als solcher machte er den Feldzug von 1866 mit, nach dessen Beendigung er als Stabsarzt in das Badische Feldartillerieregiment nach Karlsruhe versetzt wurde. Am Feldzug von 1870/71 nahm er als Chefarzt des Badischen Pionierbataillons teil und wurde durch die Verleihung

des Eisernen Kreuzes II. Klasse, sowie des Ritterkreuzes I. Klasse des Zähringer Löwenordens mit Schwertern ausgezeichnet. Nach einem kurzen Kommando 1871—72 nach Rastatt nötigte ihn seine durch die Strapazen des Feldzugs angegriffene Gesundheit, um seine Dienstentlassung einzukommen, welche ihm unter Beförderung zum Oberstabsarzt 1872 bewilligt wurde. — In diese Zeit seiner militärärztlichen Laufbahn fallen eine Anzahl von wissenschaftlichen Schriften, von welchen besonders hervorzuheben sind: 1. Gesundheitslehre für das nicht ärztliche Publikum. 1868 (In das Portugiesische übersetzt). 2. Die Genfer Konvention und die Hülfsvereine vom Roten Kreuz. 1867. 3. Die erste Hülfe bei Verletzungen. 1869. 4. Die Genfer Konvention im Kriege 1870/71. 5. Gesundheitslehre für Schule und Haus. 1872. Daneben erschienen zahlreiche Journalartikel, die sich vorzugsweise mit der Genfer Konvention, mit der Geschichte und der Reform des Militärsanitätswesens, sowie mit der Organisation der Hülfsvereine beschäftigten. 1872 nach Karlsruhe übergesiedelt, war Corval neben seiner ausgedehnten Praxis besonders in Sachen des Badischen Frauenvereins durch Ausbildung von Krankenwärterinnen, des Männerhülfsvereins und des freiwilligen Krankenträgerkorps tätig. An der Ausarbeitung der Standesordnung der Karlsruher Ärzte nahm er hervorragenden Anteil, das ärztliche Vereinswesen förderte er durch mehrfache Vorträge, unter denen besonders sein Bericht über die 2. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Danzig 1874, der er als Delegierter beiwohnte, hervorzuheben ist. Trotz dieser reichen und ersprießlichen Tätigkeit war diese Zeit seines Karlsruher Aufenthaltes durch schweren häuslichen Kummer getrübt. Daher ergriff er bereitwillig die im Winter 1878 an ihn herangetretene Berufung zur ärztlichen Leitung der Wasserheilanstalt Schöneck am Vierwaldstättersee, welche er von 1879—1884, nachdem er sich durch eine längere Studienreise nach Wien zu Professor Winternitz, dem Begründer der wissenschaftlichen Hydrotherapie, eingehend auf seine künftige Tätigkeit vorbereitet hatte, in so ausgezeichneter Weise führte, daß sein Name stets mit unter den ersten genannt werden wird, welche sich um die Anwendung und Ausbildung der sog. physikalisch-diätetischen Heilmethoden verdient gemacht haben. Seine in Schöneck gewonnenen Erfahrungen hat er in mehrfachen Aufsätzen in ärztlichen Fachzeitschriften niedergelegt. Nach seiner 1885 erfolgten Übersiedlung nach Baden zog ihn das Studium der mediko-mechanischen Heilgymnastik mächtig an, so daß er 1888 für mehrere Monate nach Stockholm

ging, um unter Zanders Leitung sich in dieses vielversprechende Arbeitsgebiet einzuarbeiten. Dort war es auch, wo er der Suggestivtherapie unter Wetterstrands Führung näher trat. Seit Jahren schon hatte er sich mit derselben theoretisch mehrfach beschäftigt, und nun bot sich ihm dort die willkommene Gelegenheit, sich in ausgedehnter Weise praktisch mit derselben zu befassen. Nach Baden zurückgekehrt, hat Corval durch die Suggestivtherapie viele schöne Erfolge erzielt, welche er in verschiedenen Arbeiten besprochen hat. Hierdurch sowie durch seine früheren Arbeiten über Pneumatotherapie veranlaßt, wurde ihm die Bearbeitung der Artikel Psychotherapie und Suggestivtherapie, sowie des Artikels Pneumatotherapie in Band I und II der großen Realencyklopädie der gesamten Heilkunde von A. Eulenburg übertragen. Neben all diesen Arbeiten und einer umfangreichen kurärztlichen Tätigkeit fand Corval noch die Zeit, einen „Baden und seine Kurmittel" betitelten Führer im Auftrage des Vereins der Badener Ärzte zu bearbeiten und herauszugeben und sich aufs neue wieder seiner Lieblingsaufgabe, der Anlernung und Einübung des freiwilligen Krankenträgerkorps auch in Baden zu widmen. — Durchdrungen von der hohen Bedeutung des Wasserheilverfahrens für die Behandlung der verschiedensten Krankheiten hat Corval schon im Jahre 1882 die Einrichtung einer besonderen Abteilung für Hydro- und Pneumatotherapie im städtischen Vierordtbade in Karlsruhe in Anregung gebracht und durchgeführt; ebenso war er im Jahre 1890 die treibende Kraft, daß in St. Blasien eine den neuesten Anforderungen der Wissenschaft und Technik entsprechende Wasserheilanstalt eingerichtet wurde, deren Blühen und Gedeihen ihm in seinen letzten Lebensjahren eine Quelle großer Freude war. In diesem an Arbeit so reichen Leben stand ihm seine zweite Frau, Mathilde geb. Lindwart, mit welcher er sich nach Auflösung seiner ersten Ehe im Jahre 1880 verheiratet hatte, auf das Glücklichste zur Seite. Zum Schmerze seiner Freunde und Angehörigen nahm ein seit dem Feldzuge von 1870 aufgetretenes Herzleiden im Jahre 1893 weitere Dimensionen an und setzte schon im folgenden Jahre seinem rastlosen und beharrlichen Arbeiten ein frühes Ziel. Wie sehr Corvals Wirken anerkannt wurde, davon zeugt ein Nachruf von Dr. Max Hirsch in der Zeitschrift für Hypnotismus, in welcher es von Corval heißt: „Niemals stellte er sich in den Vordergrund, niemals suchte er andere zu verkleinern; immer war er sowohl bei seiner ärztlichen Tätigkeit überhaupt, wie seiner Beschäftigung mit unserer jungen Wissenschaft von dem

Bewußtsein durchdrungen, dem Wohl der Menschheit zu dienen. Diesem hohen Ziel strebte er trotz der mannigfachen Anfeindungen, die den Vertretern einer so jungen und dunklen Wissenschaft am wenigsten erspart bleiben, mit hoher Begeisterung und voller Hingabe nach.“ Und in der Badischen Landeszeitung vom 13. Oktober 1894 widmet ihm E. Herrmann folgende Worte: „Er war jederzeit bereit zu helfen, nicht nur in Krankheiten, sondern wo immer die Gelegenheit sich bot. Ein eifriges Mitglied der Vertretung der evangelischen Gemeinde, wie des evangelischen Bundes, aber fern von jeder konfessionellen Einseitigkeit, ein treuer Förderer aller idealen Bestrebungen erwarb er sich die Liebe und Anerkennung seiner Mitbürger in ungewöhnlichem Grade.“

Wunderlich.

Otto Devrient.

Über zwölf Jahre, von 1856 bis 1859 und weiterhin von 1863 bis 1873, hat Otto Devrient als darstellender Künstler dem Verbande des Karlsruher Hoftheaters angehört. Die Zeit seines Wirkens in der badischen Residenz war diejenige Periode seines Lebens, die durch den Einfluß seines Vaters Eduard Devrient auf den unter seiner Führung heranwachsenden Anfänger und den sich später hier zur vollen Reife entwickelnden jungen Künstler von besonderer und nachhaltiger Bedeutung geworden ist. Dem Einfluß und der Schule seines Vaters, des Geschichtsschreibers der deutschen Schauspielkunst, des hochverdienten Reorganisators und Leiters der Karlsruher Hofbühne von 1852 bis 1870, verdankte Otto Devrient das Schönste und Beste, was ihm als väterliches Erbe und als Niederschlag der geistigen Atmosphäre seines Elternhauses zufiel: den tiefen sittlichen Ernst der künstlerischen Anschauung, den strengen und hingebenden künstlerischen Idealismus, die unermüdliche und zähe, ja rücksichtslose Energie, die ihm eigen war bei Verfolgung dessen, was ihm als künstlerisches Ideal vor Augen schwebte. An der führenden Hand seines Vaters mußte er lernen, der gesamten, so vielfach vernachlässigten Technik seiner Kunst im vollen Sinne Herr zu werden, durch seinen Vater wurde er theoretisch und praktisch in die Lebensbedingungen der darstellenden Kunst und der Regieführung eingeweiht und lernte von früh ab, sich vertraut machen mit dem ewigen Grundgesetze aller dramatischen Kunst, daß nicht in der glänzenden Einzelleistung, sondern nur in der einheitlichen und harmonischen Totalwirkung das

höchste Ziel jeder theatralischen Aufführung zu erkennen sei. — Otto Devrient wurde geboren zu Berlin am 3. Oktober 1838 als Sohn des damaligen königlichen Schauspielers Eduard Devrient. Mit seinem Vater siedelte der Knabe 1844 nach Dresden, 1852, bei dessen Berufung an die Spitze des Karlsruher Hoftheaters, nach Karlsruhe über. Hier betrat er zum erstenmale die Bühne am 28. September 1856 in dem Festspiel „Die Lilien des Orakels" von K. Schöchlin (zur Feier der Vermählung des Großherzoglichen Paares). In der Folgezeit spielte er als Eleve, vom 1. Dezember 1857 kontraktlich als Schauspieler dem Institut verpflichtet, zahlreiche kleinere und größere Rollen des jugendlichen Faches in Schauspiel und Oper (Ferdinand in „Egmont", Georg in „Götz", Didier, Raoul, Malcolm, Romeo, Masham, Rudenz, Papageno u. a.). Zu Beginn des Jahres 1859 verließ Devrient Karlsruhe, um sich zum Zweck seiner weiteren Ausbildung einen größeren Wirkungskreis an anderen Bühnen zu suchen. Er gehörte von 1859 bis 1860 dem Hoftheater zu Stuttgart, von 1860 bis 1861 dem kgl. Schauspielhause in Berlin an, um sodann von 1861 bis 1863 in Leipzig eine ausgedehnte Tätigkeit im Fache des jugendlichen Liebhabers und nebenbei in zahlreichen Rollen des humoristischen und Charakterfaches (Al Hafi, Terzky, Spiegelberg, Benedikt in „Viel Lärmen um Nichts") zu finden. Mit dem Januar 1863 kehrte Devrient auf Veranlassung seines Vaters in den Verband des Karlsruher Hoftheaters zurück, dem er von da an über volle zehn Jahre angehörte. Er spielte jugendliche und charakteristische Liebhaber aller Art, späterhin auch Hamlet, Marc Anton, Richard II., Posa u. a., in allen seinen Darbietungen als vornehmer und intelligenter Künstler geschätzt, ohne daß in der Darstellung jugendlicher Idealfiguren der Schwerpunkt seines Könnens gelegen wäre. Unbedingter Anerkennung und großer Beliebtheit erfreute er sich in zahlreichen Salonrollen („Der geheime Agent") und vor allem in humoristischen Aufgaben aller Art, wie Bellmaus, Isaak Stern („Einer von unsere Leut!"), Gottlieb Lauschitz („Lietzes Memoiren"), Shakespeareschen Narren u. a. Abgesehen von seiner schauspielerischen Tätigkeit stand Devrient seinem Vater auch in dramaturgischen und literarischen Arbeiten hülfreich und fördernd zur Seite, so durch eine textliche Neubearbeitung von Beethovens „Ruinen von Athen", durch neue Übersetzungen von Glucks „Iphigenie in Tauris" und Méhuls „Uthal", durch seine Mitwirkung an dem nachmals gemeinsam mit Eduard Devrient herausgegebenen „Bühnen- und Familien-Shakespeare" (1875/76). Außerdem war er mit einer

Reihe selbständiger dramatischer Arbeiten hervorgetreten, die am Karlsruher Hoftheater ihre erste Aufführung erlebten; so erschien 1866 der einaktige Schwank „Zehn Minuten Aufenthalt“, 1867 das geschichtliche Schauspiel „Zwei Könige“, 1869 das Charakterbild „Ein armer Millionär“, 1871 gelegentlich der Rückkehr der siegreichen Truppen aus dem Feldzuge das vaterländische Festspiel „Kaiser Rotbart“ und das geschichtliche Trauerspiel „Tiberius Gracchus“. Von 1869 bis 1871 war Devrient mit der Regie der Oper betraut. Differenzen mit dem 1872 an die oberste leitende Stelle berufenen Dr. Georg Köberle veranlaßten den Künstler, mit dem April 1873 aus seinem Karlsruher Engagement auszuscheiden und einem Rufe als Regisseur des Schauspiels und Charakterdarsteller am Hoftheater in Weimar Folge zu leisten. Hier wirkte er als Vertreter des gesamten Charakterfaches (Franz Moor, Mephisto, Tartüffe, Perin, Shylock 2c.) bis zum Jahre 1876, dann als Oberregisseur in Mannheim 1876 bis 1877, als Intendant in Frankfurt a. M. 1877 bis 1878. Während der Zeit seines Weimarer Wirkens war Devrients Bühnenbearbeitung des ganzen „Faust“ zur Vollendung gediehen und hatte hier am 6. und 7. Mai 1876 die Feuerprobe der ersten Aufführung bestanden. Außer in Weimar hat Devient seine Bearbeitung des Goetheschen Gedichtes auf zahlreichen Gastspielreisen, wobei er selbst den Mephisto spielte, in Köln, Leipzig, am Viktoriatheater in Berlin, in Breslau, Düsseldorf und Oldenburg in Szene gesetzt. Gegen diese Bearbeitung des „Faust“ wurden von seiten der Kritik nicht mit Unrecht schwerwiegende Bedenken geltend gemacht. Vor allem gegen die Einrichtung des ersten Teils, gegen die sinn- und stimmungzerstörende Zusammenlegung der ganzen Gretchentragödie auf einen Schauplatz, gegen willkürliche und gewaltsame Änderungen u. a. Auch die Spielerei mit der sog. dreiteiligen Mysterienbühne wurde mit Recht getadelt. Trotz aller gerechtfertigten Bedenken ist der Devrientschen Faustbearbeitung eine gewisse epochemachende Bedeutung in der Bühnengeschichte des Gedichtes zuzusprechen. Durch die erfolgreichen Aufführungen des Werkes in verschiedenen deutschen Städten hat Devrient die bis dahin überall noch geläufige Fabel von der angeblichen Unaufführbarkeit des zweiten Teiles von Grund aus zerstört, er hat das gesamte Gedicht in seinem geistigen Zusammenhang, das bisher abgesehen von vereinzelten Versuchen nur als Bruchstück auf dem Theater bekannt war, zum erstenmale mit Erfolg auf der Bühne in seine Rechte gesetzt und sich damit ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um das Ver-

ständnis und die Popularisierung des zweiten Teiles in weiteren Kreisen erworben. Durch die Einrichtung des zweiten Teiles waren, ungeachtet mancher Bedenken, die sich auch hier im einzelnen aufdrängen, im großen und ganzen die richtigen Wege gewiesen, auf denen sich die Bühnendarstellung des zweiten Faust zu bewegen hatte. Von 1880 bis 1884 lebte Devrient in Jena, teils mit Vorlesungen und literarischen Arbeiten beschäftigt, teils seine Muße zu Gastspielreisen nutzend. Eine Bearbeitung des Calderonschen Stückes „Über allen Zauber Liebe" mit Musik von E. Lassen, dem Komponisten der Faustmusik, wurde 1881 in Weimar, im folgenden Jahre am Viktoriatheater in Berlin von ihm in Scene gesetzt. Die Lutherfeier des Jahres 1883 gab Veranlassung zur ersten Aufführung des für diese Gelegenheit von Devrient gedichteten, aus einem warmen nationalen und religiösen Empfinden herausgewachsenen Lutherspiels in Jena, das ihm unter zahlreichen anderen Auszeichnungen den Titel des Ehrendoktors der dortigen Universität verschaffte. In zahlreichen deutschen Städten hat Devrient in der Folgezeit seinen „Luther" und später sein 1891 erstmals dargestelltes, mehr der überlieferten theatralischen Form sich näherndes Volksschauspiel „Gustav Adolf" zur Aufführung gebracht. In der Vorführung dieser von Dilettanten gespielten Volksschauspiele, bei denen der Dichter die Gestalten des Luther und Gustav Adolf verkörperte, verwirklichten sich in gewissem Sinne die Ideen, zu denen sich Eduard Devrient in dem letzten Kapitel seiner Schrift über Oberammergau durch die dort gewonnenen Eindrücke hatte anregen lassen. Die literarische und künstlerische Bedeutung dieser Spiele steht zurück gegenüber dem Interesse, das ihnen als einer charakteristischen zeitgeschichtlichen Erscheinung zukommt. Im Jahre 1884 war Devrient mittlerweile einem Rufe an die leitende Stelle am Hoftheater in Oldenburg gefolgt, wo er fünf Jahre in erfolgreicher Weise tätig war. Ohne in der beschaulichen Ruhe der kleinen Residenzstadt auf eine abhetzende Novitätenjagd angewiesen zu sein, konnte Devrient hier sein Hauptaugenmerk auf die sorgfältige Aufrichtung und Ausgestaltung eines festen klassischen Repertoires richten, dem er durch manche wertvolle und interessante Aufführungen (so u. a. durch eine Darstellung des „Wallenstein" in der ursprünglich vom Dichter beabsichtigten Abteilung der Piccolomini und des Todes, durch eine Neueinrichtung von „Der Widerspenstigen Zähmung" nach dem Originale, durch systematische Vorführungen des ganzen „Faust") neuen Reiz zu verleihen wußte. Auch als Darsteller trat der Direktor in Rollen, wie

Wallenstein, Philipp II., Macbeth, Falstaff, Muley Hassan, Advokat Berendt u. a., vor das Publikum. Eine Berufung an das Königliche Schauspielhaus in Berlin veranlaßte Devrient, das Oldenburger Idyll im September 1889 mit dem exponierten und sorgenumtosten Posten des artistischen Direktors an der ersten Schauspielbühne der Reichshauptstadt zu vertauschen. Ehe es ihm gelungen war, der schwierigen seiner hier harrenden Verhältnisse Herr zu werden, sah er sich genötigt, im Dezember 1890 aus der neuen Stellung auszuscheiden. Auch wenn die mannigfachen, anläßlich der Berliner Direktionsführung gegen Devrient erhobenen Vorwürfe mehr oder minder Berechtigung haben, ist es unstatthaft, über eine so kurze Direktionszeit, in der die künstlerischen Intentionen eines Führers kaum zum genügenden Ausdruck gelangen können, ein abschließendes Urteil fällen zu wollen. Unter den künstlerischen Unternehmungen Devrients während der Berliner Direktionszeit verdient eine schon der Merkwürdigkeit halber in den Annalen der Theatergeschichte weiter zu leben: die Aufführung des „Gottfried von Berlichingen", des ersten Entwurfes des „Götz" aus dem Jahre 1771, in einer Bühneneinrichtung Devrients. Obgleich die Aufführung dieses Entwurfes, die der Dichter selbst durch die alsbaldige Umarbeitung zu dem klassischen Götz von 1773 als unreife Skizze gekennzeichnet hat, von vornherein das Merkmal eines literarischen Experimentes an sich trug, das nicht dazu angetan war, festen Fuß auf dem deutschen Theater zu fassen und demgemäß auch wieder rasch und spurlos davon verschwand, war diese erste und voraussichtlich einzige Bühnendarstellung des kraftgenialischen Skizzos eine kühne und eigenartige künstlerische Tat, die für die literarischen Kreise hohes Interesse bieten mußte und der in der Bühnengeschichte des „Götz von Berlichingen" mit Ehren zu gedenken ist. Nach dem raschen Ende der Berliner Direktion nahm Devrient seinen Wohnsitz wieder in Jena. In diesen seinen letzten Lebensjahren 1891 bis 1894 war er beinahe ununterbrochen auf Wanderungen begriffen, teils auf Gastspielreisen (Mephisto, Nathan), teils als Leiter und Hauptdarsteller seiner beiden Volksschauspiele in den verschiedensten Gegenden Deutschlands tätig. Karlsruhe, der Schauplatz seines langjährigen früheren Wirkens, das ihm auch durch seine 1865 daselbst vollzogene Vermählung mit Marie Roman zur zweiten Heimat geworden war, betrat Devrient zum letztenmale im Frühjahr 1893, gelegentlich der von dem dortigen Hoftheater veranstalteten Feier zur Erinnerung an die vor 40 Jahren erfolgte Eröffnung des neuen

Bühnenhauses unter der Führung Eduard Devrients. Zu der anläßlich dieses Festes herausgegebenen Gedenkschrift „Beiträge zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient" (Karlsruhe 1893) hatte der Sohn des Gefeierten einen sehr wertvollen Beitrag geliefert, indem er dem Herausgeber ein hochinteressantes Kapitel aus den ungedruckten Erinnerungen seines Vaters über dessen Berufung nach Karlsruhe zur Verfügung stellte. Als er in jenen Festtagen in voller Rüstigkeit des Körpers und des Geistes im Kreise lieber Freunde alte Erinnerungen auffrischte an die Devrientzeit der Karlsruher Bühne, ahnte wohl niemand, daß dem Schaffen des Künstlers schon über Jahresfrist ein allzufrühes Ende bereitet sein werde. Mitten in nimmermüder künstlerischer Arbeit wurde Devrient in Stettin, wo er zur Einstudierung seines „Gustav Adolf" weilte, am 24. Juni 1894 von einem Herzleiden dahingerafft. Er hinterließ ein unvollendetes Volksschauspiel „Der große Kurfürst", sowie Plan und Vorarbeiten zu einer Biographie seines Vaters. Mit Otto Devrient war eine eigenartige und bedeutende künstlerische Persönlichkeit dahingegangen, eine echte und keusche Künstlernatur, ganz und gar wurzelnd in den Traditionen der Devrientschen Familie und in den Anschauungen der klassischen Kunst, dem Eindringen moderner Elemente und Bewegungen in Literatur und Theater nicht ohne Widerstreben gegenüberstehend, ein Künstler, der mit ungeheucheltem sittlichem Ernste die Sache seines Berufes erfaßte und in aller Unruhe seiner äußeren Lebensschicksale die höchsten Aufgaben des Theaters niemals aus dem Auge verlor, der dem Kunstleben im einzelnen zahlreiche wertvolle Anregungen und Impulse gegeben hat, dem es leider aber nicht beschieden war, daß sein umfangreiches Wissen und sein mannigfaltiges künstlerisches Können dem Theater zu so dauerndem und nachhaltigem Segen wurde, wie es bei einem weniger häufigen Wechsel der ihn in Anspruch nehmenden Aufgaben und Ziele wohl möglich gewesen wäre. — Schriften: Außer den erwähnten, zum Teil nur handschriftlich vorhandenen, zum Teil als Bühnenmanuskript gedruckten, zum Teil im Buchhandel (bei Braun in Karlsruhe und Breitkopf & Härtel in Leipzig) erschienenen dramatischen Arbeiten: „Zehn Minuten Aufenthalt" (1866), „Zwei Könige" (1867), „Ein armer Millionär" (1869), „Kaiser Rotbart" (1871), „Tiberius Gracchus" (1871), der Bühnenbearbeitung des „Faust" als Mysterium (1877), des Calderonschen „Über allen Zauber Liebe" (1881), der Bühneneinrichtung des „Gottfried von Berlichingen" (1890), und den beiden Volksschauspielen „Luther" (1883) und „Gustav Adolf"

(1891) sind noch zu nennen: das Festspiel „Was wir bieten“ (1873), ferner „Zwei Shakespearevorträge“ (1869), die Ausgabe der „Briefe von A. W. Iffland und F. L. Schröder an den Schauspieler Werdy“ (1881) und die „Freudenspiele vom Hofe Herzogs Ernst des Frommen“ (Zeitschr. f. Thüring. Geschichte 1882). E. Kilian.

Ludwig Diemer,

geboren am 5. Dezember 1828 in Heidelberg, fand seine Ausbildung als Architekt auf der Polytechnischen Schule in Karlsruhe, unternahm dann eine große Studienreise durch Italien und von da nach Griechenland, wobei eine Menge prächtiger Farbenskizzen in Aquarell entstanden, welche Zeugnis ablegten von seiner feinen Beobachtung und guten Auffassung. Nach der Rückkehr in die Heimat arbeitete er längere Zeit bei Heinrich Hübsch (s. Bad. Biogr. I, 394—400) und unterstützte denselben bei den Entwürfen und Werkplänen einer Reihe von Kirchenbauten. 1864 zum Vorstand der großh. Bezirksbauinspektion in Donaueschingen ernannt, erhielt er schon im folgenden Jahre einen Ruf als Leiter der in Karlsruhe neugegründeten evangelischen Kirchenbauinspektion. In dieser durch drei Jahrzehnte, bis zu seinem Tode am 29. April 1894 währenden Tätigkeit war es dem 1885 zum Baurate ernannten Künstler vergönnt, sein tüchtiges Können und seine reiche Erfahrung den mannigfaltigsten Aufgaben zu widmen. Bei allen Bauausführungen hat er Monumentalität angestrebt, stets nur gediegenes Material verwendet, und wie sein ganzes Wesen auf Wahrheit gerichtet war, so hat er auch bei seinen Bauten allen Schein gemieden. In Lahr hat Diemer die von Professor Fr. Eisenlohr (s. Bad. Biogr. I, 220—223) begonnene Restauration der ehemaligen Augustiner-Chorherren-Stiftskirche gotischen Stils vollendet und einen neuen Glockenturm aufgeführt, damit das Gotteshaus der evangelischen Gemeinde als Stadtpfarrkirche dienen konnte. In gleicher Weise hat er in Pforzheim einen neuen Fassadenturm an der Altstädter St. Martinskirche erbaut, wobei das wertvolle skulptierte Tympanon des romanischen Portals seine Wiederverwendung gefunden hat. In Kenzingen wußte Diemer die verlassene ehemalige Kapuzinerkirche in ein zweckentsprechendes evangelisches Gotteshaus mit einem geringen Geldaufwande zu verwandeln. Beim öffentlichen Wettbewerbe für die Christuskirche in Lahr errang er den ersten Preis und führte über einem gewölbten griechischen Kreuze einen Kuppelbau aus, der beweist, daß ihm die Schön-

heiten ähnlicher Werke der italienischen Renaissance wohl bekannt waren. In Eppingen und in Rheinbischofsheim errichtete er schöne Kirchenneubauten mit achteckigem Zentralraume, in Freiburg im Breisgau die zweite evangelische Stadtpfarrkirche als kreuzförmige Anlage mit Chorumgang und damit verbundener Empore. Weiter sind zu erwähnen die neue Pfarrkirche in Ettlingen, die in Gaggenau im Murgtal und das als dreischiffige gewölbte Hallenkirche erbaute Gotteshaus am Werderplatz in Karlsruhe. Bei allen diesen Neubauten hat er bemerkenswertes Maßhalten geübt und mit den vorhandenen Fonds ohne Kostenüberschreitung zweckmäßig disponierte Gotteshäuser von guter Akustik geschaffen. Dem gesamten Bauhandwerke waren seine Ausführungen von nachhaltigster Förderung. (Karlsruher Zeitung vom 12. Mai 1894.)

Josef Dienger,

geboren am 5. November 1818 zu Hausen, Amts Staufen, erhielt die Vorbildung zum Volksschullehrer 1835—1838 an dem Seminar zu Ettlingen. Der Seminardirektor Nabholz, ein um das Volksschulwesen hochverdienter Pädagog (s. Bad. Biogr. II, 94), erkannte die ungewöhnliche Befähigung seines Zöglings und machte in einem besonderen Berichte die Regierung auf ihn aufmerksam, der sich „durch ausgezeichnet gutes Talent und andauernden Fleiß über alle seine Mitschüler hoch erhoben habe“. Diengers Streben war auf eine höhere wissenschaftliche Ausbildung in der Mathematik gerichtet; da ihm aber die Mittel fehlten, so nahm er Ostern 1838 eine Stelle als Oberlehrer an der Kantonschule zu Dissentis in Graubünden an, die er bis August 1840 mit rühmend anerkanntem Erfolge bekleidete, während er zugleich an seiner Fortbildung fleißig weiterarbeitete. Mit Hülfe des hier ersparten Geldes konnte er nun auf der Akademie zu Genf ein Jahr lang Mathematik studieren, woran sich ein weiteres Studiensemester an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe schloß. Im Frühjahr 1842 bestand er zu Karlsruhe mit Auszeichnung die Prüfung für den höheren Unterricht in Mathematik, Physik und französischer Sprache und war dann acht Jahre lang an den höheren Bürgerschulen zu Ladenburg (1842) und Sinsheim (seit 1843) als Lehrer und zu Ettenheim (seit 1849) als Schulvorstand tätig. Während dieser Zeit veröffentlichte er zahlreiche Abhandlungen mathematischen und math.-physikalischen Inhalts in fachwissenschaftlichen Zeitschriften und erlangte 1845 den Doktorgrad summa cum laude an der Universität Gießen. Seine

Leistungen hatten den großen Erfolg, daß er im September 1850 auf Vorschlag der Lehrerkonferenz zum Professor der Mathematik an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe ernannt wurde. Hier hatte er die Aufgabe, seinen zahlreichen, zu verschiedenen Berufen bestimmten Schülern als Grundlage für ihre technischen Fachstudien ein gründliches mathematisches Wissen zu übermitteln, wobei ihm neben dem gewissenhaftesten Fleiße sein ausgeprägtes und gutgeschultes Lehrtalent zu statten kam. Seine Lehrweise, die sich allerdings nicht immer des Beifalls der Schüler erfreute, beschränkte sich nicht auf akademische Vorträge, sondern war darauf angelegt, die einzelnen Schüler zu unmittelbarer Mitarbeit anzuhalten und ihre Fortschritte ständig zu kontrollieren. — Neben dieser Lehrtätigkeit fand Dienger Zeit zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit, aus der eine Reihe von Schriften hervorging, die zum Teil die 2. und 3. Auflage erlebten. Die wichtigsten derselben sind: Die Differential- und Integralrechnung, 2 Bde. 3. Aufl., Stuttgart 1868; Integration der partiellen Differenzialgleichungen, Stuttgart 1862; Grundriß der Variationsrechnung, Braunschweig 1867; Theorie der elliptischen Integrale und Funktionen, Stuttgart 1865 u. a. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen ernannte ihn 1866 die Kgl. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften zum auswärtigen Mitgliede. — Im Laufe der Zeit aber traten in seinem Lehramte Mißhelligkeiten ein, die vornehmlich darin ihren Grund hatten, daß Dienger der allmählichen und durch das Statut von 1865 anerkannten Ausgestaltung der Schule zur Hochschule und der daraus sich für die Schüler ergebenden akademischen Freiheit grundsätzlich abgeneigt war. Diese Entwicklung hielt er für eine ungesunde, die Lehrzwecke der Schule gefährdende, und seiner Mißstimmung gab er, wie es einmal seine Art war, offenen und scharfen Ausdruck. Dadurch ward das Verhältnis zu seinen Schülern und Kollegen gestört, was ihn tief kränkte und seine Gesundheit schädigte. So kam es, daß der Mann, der durch Talent und Fleiß so früh vom Elementar- zum Hochschullehrer emporgestiegen war, Ende 1868, erst 50jährig, auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt wurde.

Ein neues Feld zu erfolgreicher Verwertung seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, unter welche auch ein nicht geringes Verwaltungstalent gehörte, eröffnete sich ihm aber auf einem wichtigen Gebiete der angewandten Mathematik. Die Allgemeine Versorgungsanstalt, welche seit 1835 als Rentenanstalt auf Gegenseitigkeit in Karlsruhe bestand, ward in der ersten Hälfte der 1860er Jahre unter Leitung des früheren Mi-

nisters Freiherrn F. von Stengel (Bad. Biogr. II, 311) reorganisiert und durch Ausdehnung auf die Lebensversicherung, die bald ihr Hauptgeschäft werden sollte, erweitert. Schon seit 1863 mit einzelnen Berechnungen und Gutachten für die Anstalt beauftragt, trat Dienger bald in ein festes Verhältnis zu ihr, zuerst als ihr Mathematiker, seit 1879 als Direktor. Die mathematischen Grundlagen der neuen Geschäftszweige sind in der Hauptsache sein Werk, und auf seinen Antrag wurde das System der mit der Dauer der Versicherung „steigenden Dividende" eingeführt, das dann auch bei den meisten anderen Gesellschaften Eingang fand. Für die Anstalt war die Zeit, in der Dienger ihr den Stempel seiner wuchtigen Persönlichkeit aufdrückte, gekennzeichnet durch den raschen geschäftlichen Aufschwung, der sie zu einer der größten Deutschen Lebensversicherungsgesellschaften machte, andererseits freilich auch durch viele und erbitterte Konkurrenzfehden. Im Jahre 1888 legte der nun Siebzigjährige sein Amt nieder, nachdem er 25 Jahre lang der Anstalt seine sehr erfolgreiche Tätigkeit gewidmet hatte. — Dienger war eine höchst eigenartige Persönlichkeit von ausgeprägt alemannischem Stammescharakter. Schon die äußere Erscheinung des stämmigen, breitschultrigen Mannes mit dem mächtigen Kopfe und wallenden Barte wies auf eine ungewöhnliche Kraft des Körpers wie des Willens und Verstandes hin. Im Gefühle dieser Kraft war er ein streitbarer Mann, der den Kampf zwar nicht aufsuchte, aber, wo er ihm geboten wurde, stets aufnahm und hartnäckig durchfocht. Am liebsten auf sich selbst stehend, scheint er das Bedürfnis engeren freundschaftlichen Anschlusses wenig empfunden zu haben. Um so schöner kamen die Eigenschaften seines Gemütes zur Entfaltung im Verhältnisse zu seiner Gattin, mit der er in innigster Gemeinschaft lebte, und deren Verlust, wenige Jahre vor seinem Tode, ihn aufs schwerste traf. Um ihr Andenken zu erhalten, errichtete er eine „Frieda-Dienger-Stiftung" zur Unterstützung unbemittelter Jünglinge bei ihrer beruflichen Ausbildung. Er selbst starb am 27. November 1894 nach zurückgelegtem 76. Lebensjahre. Th. Clauß.

Johann Christoph Diez

wurde am 11. August 1826 zu Kupprichhausen im badischen Bezirksamt Tauberbischofsheim geboren. Sohn von Bauersleuten, wählte Diez aus eigenem Antrieb und aus Liebe zum geistlichen Stande im 19. Lebensjahre, 1845, das Studium und überwand durch großen Fleiß alle

Schwierigkeiten, so daß er nach zehn Jahren 1855 die Priesterweihe erlangen konnte. Von 1864 an wirkte er zuerst als Pfarrverweser, seit 1867 als Stadtpfarrer an dem Wallfahrtsorte Walldürn. Als im Kriege von 1866 die Cholera ausbrach, erwarb er sich um die Krankenpflege große Verdienste. Während vieler Jahre war er Abgeordneter zur Kreisversammlung, seit 1872 Dekan des Landkapitels Walldürn, über 32 Jahre stand er dem dortigen Armenkinderhaus vor, mit besonderer Vorliebe war er in der Krankenseelsorge tätig. Um den Wallfahrtsort erwarb Diez sich große Verdienste, namentlich auch durch die geschmackvolle Restaurierung der Wallfahrtskirche, wozu die sehr bedeutenden Geldmittel zum großen Teile durch seine Bemühungen zusammengebracht wurden. Er starb zu Walldürn am 12. Februar 1897. (Biograph. Jahrbuch. II, 1898, S. 284 f.)

Nikodemus Diez

wurde zu Kattenhorn am Bodensee am 10. Oktober 1806 geboren. Armer Rebleute Sohn, kam Diez erst im Alter von 18 Jahren an das Gymnasium in Konstanz und fristete sein Leben durch Stundengeben an jüngere Schüler und durch Unterstützungen wohlgesinnter Geistlicher (darunter des Bistumsverwesers v. Wessenberg und des späteren Freiburger Erzbischofs v. Vicari) und Konstanzer Bürger. Seine weitere Vorbereitung erhielt er an der Universität Freiburg und dem dortigen Priesterseminar. 1834 empfing er die Priesterweihe, und er hatte das Glück 1894 den 60. Jahrestag derselben in voller Rüstigkeit zu feiern. Nach dreizehnjährigem Wirken als Vikar und einjährigem als Pfarrverweser wurde Diez 1847 Kaplan in Villingen und Vorstand der dortigen höheren Bürgerschule. Mit großer Entschiedenheit trat er in den Jahren 1848/49 der revolutionären Bewegung entgegen und gewann dadurch das Vertrauen der Civil- und Militärbehörden, welches ihm möglich machte, seinen Einfluß zugunsten der Villinger Bürgerschaft geltend zu machen, als die Reaktion hereinbrach. 1850 wurde Diez Pfarrer in Nenzingen, das er 1866 mit Stockach vertauschte, wo er von nun an bis an sein Lebensende segensreich wirkte. Diez war ein Priester, der im Wessenbergschen Geiste seines Amtes waltete, sich aber doch nie in direkten Gegensatz zu dem Kirchenregiment stellte. Für Schule, Krankenpflege und Armenfürsorge bewies er stets ein tatkräftiges Interesse. Vom politischen Leben hielt er sich grundsätzlich fern. Er

genoß Vertrauen und Liebe seiner Pfarrkinder und hohes Ansehen in weiten Kreisen und wurde auch vom Großherzog mehrfach ausgezeichnet. Als er im 91. Lebensjahre sich entschlossen hatte, seine Zurruhesetzung zu erbitten und sich eben anschickte, das Pfarrhaus, in dem er dreißig Jahre lang gehaust, mit einer Privatwohnung zu vertauschen, nahm ihn nach kurzer Krankheit am 3. Januar 1897 ein sanfter Tod hinweg. (Biograph. Jahrbuch. II, 1898, S. 284.)

M. Xaveria Ditz.

Donnerstag den 7. Dezember 1899 nachmittags wurde die irdische Hülle der Superiorin des Konvents von St. Ursula in Villingen, M. Xaveria Ditz, zur Erde bestattet. Sie hatte das seltene Alter von über 93 Jahren erreicht. Sie war am 27. September 1806 in Konstanz geboren, legte am 14. Januar 1829 im Konvent zu Villingen Profeß ab, wurde am 17. April 1850 zur Oberin erwählt und starb am 5. Dezember 1899. Fast ein Jahrhundert umfaßt ihr Leben, 70 Jahre stand sie im Dienste Gottes und der Menschheit, frischen Geistes bis zum letzten Augenblick, bewußt ihrer Pflicht, in mütterlicher Sorge sich mühend, bis der Tod ihr Auge schloß. Ein einfaches, bescheidenes und doch welch reiches Leben liegt vollendet. Frau M. Xaveria Ditz war von schlichtem, natürlichem Wesen, ein durchaus wahrer und harmonischer Charakter. Jeder Schein war ihr fremd, keine Spur an ihr von Heuchelei, frömmelndem, süßlichem Wesen, sie war gesund an Leib und an Seele. Menschlich schön war ihr Empfinden, voll Demut und Frömmigkeit ihr Herz, rein und keusch ihr Denken, naiv und kindlich ihr unschuldvolles Wesen. Daher jenes frohe, heitere Gemüt, jener empfängliche und offene Sinn für das Gute und Schöne; deswegen zog es sie so sehr zu den Kindern hin, deswegen gönnte sie der Jugend so gern ihre unschuldigen Freuden, wünschte sie, daß den ihrem Hause anvertrauten Mädchen möglichst viel Gelegenheit geboten werde, in Jugendlust und Frohmut sich zu tummeln. Ihr gesunder pädagogischer Sinn hatte das Richtige erkannt. Sie hatte ihre Freude an jungen, heitern, muntern Wesen. Alles Ängstliche und Peinliche in Ordnung und Zucht ist hier vom Übel und fand nicht ihren Beifall. Jung war sie mit den Jungen, froh mit den Fröhlichen, Verständnis hatte sie für das frohe Lachen junger Mädchen, mit dem Herzen verstand sie sie zu leiten, darum folgten sie ihr, darum ward die Arbeit eine Freude und

das harte „Müssen“ zu einem freundlichen „Wollen“. Verzeihung, Versöhnung und Liebe waren neben ihrer Natürlichkeit und Offenheit die Grundzüge ihres Charakters. Alles lieblose, schroffe, leidenschaftliche Wesen konnte sie nicht verstehen. Wie spiegelte sich die Welt in dieser Seele! Sie dachte nur das Gute von den Menschen, verzieh allen alles gern, trug keinen Groll und Haß im Herzen. Ihre optimistische Weltanschauung war eine Folge ihrer stets gleichgestimmten Seele, ihrer Frömmigkeit, ihres Gottvertrauens. Sie konnte sich nicht denken, daß der liebe Gott nicht alles auf das Beste und Weiseste eingerichtet, daß er nicht alles zu einem guten Ende führen werde. Wie wärmende Sonnenstrahlen ging ihre Liebe durch das ganze Haus. Sie wußte die ehrwürdigen Frauen zusammenzuhalten in Liebe und Eintracht, in gegenseitigem Vertrauen, sie zu idealem Streben in ihrem hohen Berufe zu begeistern. Und nie ist dieser Friede unter ihrer Leitung im Konvent zu St. Ursula gestört worden. Zweifeln und Grübeln war dieser Seele fremd; rein und ungetrübt wie ihre Seele war ihr Glaube, ihr Gebet voll Einfalt, Kindlichkeit, voll Vertrauen. Sie war frei von aller Sentimentalität und allen trüben Gedanken; ihr Wesen war ja so heiter und hell wie Frühlingssonnenschein. Welch ein Herz hatte sie für die leidende Menschheit! Wer kam zu ihr mit einer Bitte, die sie nicht erfüllte, wenn sie konnte? Wer suchte Rat und Trost bei ihr und ging nicht erleichterten Herzens von ihr? Ihr Handeln war geleitet von Besonnenheit und weiser Mäßigung; ihr gesunder Sinn fand stets das Richtige; und was sie als das Richtige erkannt, wußte sie mit Festigkeit, ohne zu verletzen, durchzuführen. Daß ein von Natur so versöhnlicher milder Charakter im Alter in der Nachgiebigkeit auch einmal zu weit gehen konnte, wird niemand wundern. Der Großherzog und die Großherzogin bewiesen bei häufigen Besuchen der ehrwürdigen Greisin ihre gnädige Gesinnung. Während der Krankheit der Verstorbenen bezeugten sie fortwährend die regste Teilnahme; ihr Beileidstelegramm an den Konvent war die erste der Beileidskundgebungen, die von außen kamen. Eine herrliche Blumenspende der Höchsten Herrschaften schmückte den Sarg der Dahingeschiedenen. (Nach der Karlsruher Zeitung 1899, Beilage zu Nr. 388.)

Karl Heinrich Dreyer

war am 7. Dezember 1830 in Freiburg i. B. geboren. Er widmete sich der Rechtswissenschaft und wurde nach ausgezeichnetem Studium und

Examen 1860 als Anwalt in gerichtlichen und Verwaltungssachen zugelassen. Die Reaktionsperiode der fünfziger Jahre hatte die deutsche Einheitsbewegung fast völlig zum Stillstand gebracht. Als der junge Advokat sich in der damals noch kleinen badischen Provinzialstadt Lahr niederließ, ahnte er trotz der hohen Ziele, die er sich von Anfang an gesteckt hatte, nicht, daß er dereinst als Mitglied des höchsten Gerichtshofes im Namen des Deutschen Reichs Recht sprechen werde. 1861 bis 1864 entstand unter dem damaligen liberalen Ministerium Lamey-Stabel, das voll Schaffenskraft und -Lust auf allen Gebieten eingriff, das bedeutungsvolle Gesetzgebungswerk, dessen Grundzüge vorbildlich für die übrigen deutschen Staaten und das Reich geworden und seither maßgebend geblieben sind. Rasch war es Dreyer durch seine ungewöhnliche juristische Begabung und rastlose Tätigkeit gelungen, sich einen Namen zu machen. Stabel, der Schöpfer der neuen Justizorganisation, der bedeutendste Justizminister, den Baden wohl je besessen hat (vgl. Bad. Biogr. III, 163), gewann ihn für den Staatsdienst. Dreyer wurde 1864 zum Assessor bei dem Kreisgericht Heidelberg, 1867 zum Rate bei diesem Gerichtshof und — nach einem kurzen Rücktritt in den Anwaltstand — 1868 zum Kreisgerichtsrat in Konstanz ernannt. Als durch die Ereignisse der Jahre 1870/71 das Deutsche Reich wieder erstand, gehörte er zu den Juristen, die der Kulturarbeit im zurückgewonnenen Elsaß sich widmeten; ausgezeichneter Kenner des französischen Rechts, war er dazu berufen wie kaum ein anderer. Er trat 1871 aus dem badischen Staatsdienst als Rat beim Appellationsgericht Kolmar in den Reichsdienst. Schon 1873 erfolgte seine Berufung an das Reichsoberhandelsgericht in Leipzig; zunächst wurde ihm die Funktion eines Staatsanwalts und dann eine Mitgliedstelle übertragen. Bei der Errichtung des Reichsgerichts wurde er zum Reichsgerichtsrat ernannt. Alle deutschen Regierungen hatten gewetteifert, der obersten Instanz ihre ausgezeichnetsten Kräfte aus Theorie und Praxis zur Verfügung zu stellen. So ward Dreyer die höchste Ehrung zuteil, die für den Juristen damals erreichbar war. Das Reichsgericht hatte in seinen ersten Jahren mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; drei große Rechtsgebiete und hunderte von Partikularrechten waren zu beherrschen. Eine objektive Geschichtsschreibung wird dereinst anerkennen, daß die hervorragenden Juristen, die dem höchsten Gerichtshof bei dessen Gründung angehörten, diesen gewaltigen Rechtsstoff bemeistert und mit großer Wissenschaftlichkeit, voller Unparteilichkeit und möglichster Raschheit Recht gesprochen

haben. Dreyer zählte in jener Periode, die mit der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs wohl ihren Abschluß gefunden hat, zu seinen hervorragendsten Mitgliedern. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse waren tief und gründlich; sie umfaßten alle Rechtsgebiete; ein nie trügendes Gedächtnis stellte ihm das Rüstzeug der gesamten Literatur jeden Augenblick zur Verfügung; sein Verstand war scharf; sein klarer Blick drang in alle Lebensverhältnisse; sein Fleiß kannte keine Ermüdung. Diese seltenen Eigenschaften stellte er ausschließlich in den Dienst des materiellen Rechts, dessen Sieg er für die höchste Aufgabe des richterlichen Berufs stets angesehen hat. Auch als Schriftsteller war Dreyer tätig: der Code Napoleon und das badische Landrecht nach dem System Puchtas, sowie das deutsche Reichscivilrecht ist von ihm erschienen, die 7. Auflage des Zachariäschen Handbuchs über französisches Civilrecht von ihm bearbeitet; in einer Reihe von Aufsätzen hat er wissenschaftliche Fragen aller Art besprochen. Schon in Baden hatte er sich mit der Ausbildung junger Juristen beschäftigt, sie geleitet und gefördert, von denen viele in ihrem späteren Berufe sich ihres Lehrers nicht unwürdig erwiesen haben. In Leipzig wirkte er als Dozent an der Universität und las über französisches Civilrecht bis zu seiner Ernennung zum Reichsoberhandelsgerichtsrat. Aber noch ist die Summe seiner Lebenstätigkeit nicht gezogen. Im Wahlkreise Lahr, seinem ersten beruflichen Wohnsitze, wurde er 1879 zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Er schloß sich der nationalliberalen Partei als Mitglied an und nahm an den Arbeiten des Reichstags im Plenum, wie in den Kommissionen regen Anteil, indem er gleichzeitig — ein Zeichen seiner außerordentlichen Arbeitskraft — an allen Sitzungen seines Senats in Leipzig sich beteiligte. Ein Herzleiden nötigte ihn 1896 seinen Abschied zu nehmen; am 18. November 1900 ist er in Baden diesem Leiden erlegen. — Der Deutsche Kaiser und sein Landesherr haben ihn durch Verleihung des Kronenordens II. Klasse mit Stern, des Roten Adlerordens II. Klasse mit Eichenlaub und des Ritterkreuzes I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet. — Mit ungewöhnlichem Fachwissen und großer Vielseitigkeit der geistigen Interessen verband er ein seltenes Maß von Güte, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. Der Allgemeinheit wie dem Einzelnen stellte er seine Rechtskenntnisse, seinen Rat und seine Hülfe jederzeit opferbereit zur Verfügung. In der Epoche des nationalen Aufschwungs war Dreyer eine der Zeiterscheinungen auf juristischem Gebiete, die ihre Kraft sofort in den Dienst des Reichs gestellt und an

der grundlegenden Rechtsprechung des höchsten Gerichtshofs bedeutungsvollen Anteil genommen haben. Seiner badischen Heimat aber hat er Ehre gemacht im neuen Deutschen Reich. Hermann Dietz.

Alexander Louis Drouet

wurde 1829 als Sohn des weltbekannten Flötenvirtuosen und -Komponisten Louis François Philippe Drouet (gest. 1873) geboren und frühzeitig von seinem Vater in die Musik eingeführt, in der er bald einen Namen sich erwarb. Nach wechselndem Aufenthalt in verschiedenen Städten des In- und Auslandes ließ er sich 1879 zu Freiburg i. Br. nieder und wurde Gründer und 10 Jahre lang auch Leiter der „Freiburger Musikschule", eines Institutes, welches sich eines bedeutenden Rufes und einer großen Schülerzahl erfreute und in welchem tüchtige Künstler und Künstlerinnen herangebildet wurden. Drouet war ein hervorragender Klavierspieler, ein Lieblingsschüler Mendelssohns. Viele Jahre war er als Kapellmeister an verschiedenen großen Theatern tätig; darauf lebte er längere Zeit in England, wo er mit seinen Konzerten die glänzendsten Erfolge erzielte. Sein gediegenes, klassisches Spiel wird allen denen unvergeßlich sein, die ihn je zu hören Gelegenheit hatten. Er starb zu Freiburg am 16. März 1900. *

Ludwig Dürr

wurde am 6. Mai 1822 in Durlach als Sohn des Kreisrevisionsgehülfen und späteren Revisors bei der Wasser- und Straßenbaudirektion in Karlsruhe Engelhard Dürr geboren. Er besuchte das Lyceum und das Polytechnikum zu Karlsruhe (1828—1838) und trat im März 1839 in die Kriegsschule daselbst ein. Im Mai 1841 wurde er zum Leutnant im damaligen Leibinfanterieregiment ernannt. Nachdem er schon 1842 beim Bau der Bundesfestung Rastatt beschäftigt worden war, erfolgte 1844 seine Zuteilung zur Ingenieursektion des Generalquartiermeisterstabs. Im folgenden Jahre zum Oberleutnant befördert, wurde er bei Aufstellung des VIII. deutschen Bundesarmeekorps im Frühjahr 1848 zum Generalstab der II. (badischen) Division kommandiert und nahm im Stabe des Generals von Gagern am Gefecht auf der Scheidegg gegen die Heckerschen Freischaren teil. Im August desselben Jahres wurde er dem Generalstab des nach Schleswig-Holstein ausmarschierenden Feld-

truppenkorps zugeteilt, hatte jedoch hier keine Gelegenheit zur Teilnahme an den kriegerischen Ereignissen, da schon im September infolge des Waffenstillstandes von Malmö die Feindseligkeiten eingestellt wurden und die Truppen zum großen Teil den Rückmarsch in die Heimat antraten. Der Ausbruch der Militärmeuterei im Mai 1849 brachte ihn mehrfach in die gefährlichste Lage, da ihn wichtige Aufträge wiederholt mitten in das Lager des Aufruhrs führten. Nach Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung wieder dem Generalstab zugeteilt und demnächst zur Geniedirektion der Bundesfestung Rastatt befehligt, trat er im folgenden Jahr in den Generalstabsdienst zurück und wurde gleichzeitig auch als Lehrer an der Kriegsschule beschäftigt. Nachdem Dürr, inzwischen zum Hauptmann befördert, von 1853—1855 die Stelle des ersten Gouvernementsadjutanten der Festung Rastatt bekleidet hatte, wurde ihm 1855 die wichtige Stellung eines Kommandanten des Kadettenkorps übertragen, zu welcher ihn wissenschaftliche Bildung ebenso wie ein gediegener Charakter, verbunden mit der zur Erziehung erforderlichen Besonnenheit und Leidenschaftslosigkeit, besonders befähigten. Als im Jahre 1859 infolge des Kriegs in Italien zwischen Österreich und Frankreich der Deutsche Bund die Marschbereitschaft der Hauptkontingente des Bundesheeres beschlossen hatte und der Großherzog infolgedessen die Kriegsformation des großherzoglichen Armeekorps befahl, wurde Dürr dem Generalstab der Felddivision zugeteilt und hier mit der Leitung des Bureaus des inneren Dienstes betraut. Einen besonderen Beweis des Wohlwollens und der Anerkennung seiner hervorragenden militärischen und persönlichen Eigenschaften durch seinen Landes- und Kriegsherrn erhielt der inzwischen zum Major beförderte Offizier durch die im Jahre 1860 erfolgte Ernennung zum diensttuenden Flügeladjutanten des Großherzogs, in welcher Stellung er bis zum Jahr 1865 verblieb, um sodann als Bataillonskommandeur im 3. Infanterieregiment wieder auf kurze Zeit in den Dienst bei der Truppe überzutreten. Die Ereignisse des Jahres 1866 führten ihn in die Stellung des Ingenieuroffiziers zurück, indem er bei dem Abzug der österreichischen und preußischen Stäbe und Truppen aus Rastatt zum Ingenieur vom Platz daselbst ernannt wurde. In dieser Stellung traf ihn der Ausbruch des Krieges im Jahre 1870, wo ihm die schwierige Aufgabe zufiel, die einem feindlichen Angriff ausgesetzte Festung möglichst rasch in Verteidigungszustand zu setzen. Mit dem Übergang der badischen Truppen in den Verband des preußischen Heeres, Juli 1871, trat Dürr, der inzwischen zum Obersten aufgerückt

war, in das preußische Ingenieurkorps über und wurde Inspekteur der 3. Festungsinspektion in Breslau. Im Jahre 1875 wurde er auf sein Ansuchen infolge körperlicher Leiden zur Disposition gestellt, nachdem ihm zuvor noch der Charakter als Generalmajor verliehen worden war. War damit seine zwar wechsel- aber auch verdienstvolle aktive Dienstlaufbahn abgeschlossen, so folgte Dürr bei seinem lebhaften Geist und seinem echt militärischen Empfinden auch ferner mit regem Interesse der Entwicklung auf militärischem wie auf staatlichem Gebiet. Bei seinen konservativen, streng monarchischen Anschauungen erkannte er bald, welche hochwichtige Aufgabe bei der Bekämpfung der immer drohender hervortretenden Umsturzbestrebungen den Militärvereinen zufalle, und folgte daher freudig dem Rufe Großherzog Friedrichs, der ihn am 31. Oktober 1880 als zweiten Präsidenten an die Spitze des badischen Militärvereinsverbandes stellte. Vier Jahre widmete er in Gemeinschaft mit dem ersten Präsidenten, General von Degenfeld, seine reiche Erfahrung und seine erprobte Einsicht der Förderung des Militärvereinswesens, bis seine immer schwankender werdende Gesundheit ihn Ende 1884 nötigte, sein Amt niederzulegen. Er starb nach längerem schwerem Leiden am 22. Juni 1891 zu Karlsruhe. — (Bad. Militärvereinsblatt 1891, 118 f. — Ludwig Dürr, Generalmajor z. D. Zur Erinnerung an den Verstorbenen seinen Verwandten und Freunden gewidmet. Freiburg i. Br.)

Wilhelm Dürr,

Maler, ist am 24. August 1857 als Sohn des Hofmalers Wilhelm Dürr in Freiburg i. B. geboren und besuchte zuerst in seiner Vaterstadt die Volksschule, von wo er dann einige Jahre darauf zu seiner weiteren Ausbildung ins dortige Lyceum übersiedelte. Die Anfangsgründe seiner Kunst lernte er naturgemäß bei seinem Vater kennen, in dessen Atelier er bis zum Jahre 1875 arbeitete. Nach Ablauf dieser provisorischen Lehrzeit ging er nach München und fand bald nach seiner Ankunft auf der Akademie der bildenden Künste in Strähuber, Löfftz und Wilhelm Dietz die geeigneten Förderer für sein Talent. Er wurde später vom Prinzregenten von Bayern mit dem Titel „Kgl. Professor“ ausgezeichnet und starb am 23. Februar 1900 in München. — An denkwürdigen Staffeleibildern von ihm sind vor allem ein Herbstbild vom Jahre 1883 und eine Madonna im Grünen mit Engeln vom Jahre 1888 aufzuzeichnen, weil sie die hochgestimmte, empfindsame Art des Dürrschen Künstlergemüts am besten

exemplifizieren. Außerdem verfertigte Dürr auch rein dekorative Arbeiten, so Kartons für Glasgemälde und mehrere größere allegorische Figuren für ein Schützenfest. Die Gedächtnisausstellung, die die Münchener Sezession, deren Mitglied Dürr war, bald nach seinem Tode mit seinen Nachlaßwerken veranstaltete, bewies nicht nur, welcher Hochachtung seine Kunst bei den Kollegen begegnete, sondern daß man tatsächlich eine den Durchschnitt weit überragende Begabung verloren hatte. Ein großer Teil der künstlerischen Hinterlassenschaft Dürrs befindet sich im Besitz des königl. Kupferstichkabinetts in München.

Alfred Georg Hartmann.

Gottfried Freiherr von Dusch,

geboren am 18. Februar 1821 in Karlsruhe als Sohn des Ministerialrates, späteren Staatsministers Alexander von Dusch (vgl. Bd. I, S. 179 ff. dieser Biographien), studierte in München 1836—38 und in Heidelberg 1838—41 die Rechte und wurde im Juli 1842 als Rechtspraktikant rezipiert. Nach Verwendung beim Stadtamt Freiburg, Bezirksamt Rheinbischofsheim und Hofgericht Rastatt wurde er im Jahre 1846 als Assessor beim Landamt Karlsruhe angestellt und im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft zum Stadtamt daselbst versetzt. Im September 1848 wurde Dusch vom Reichsjustizministerium mit mehreren anderen süddeutschen richterlichen Beamten als Untersuchungsrichter zur Mitwirkung bei der wegen der Vorfälle in Frankfurt a. M. am 18. und 19. September des gleichen Jahres eingeleiteten Untersuchung dorthin berufen. Nach Abschluß dieser Tätigkeit erwirkte er im Frühjahre 1849 einen längeren Urlaub zu einer Reise nach Frankreich behufs weiterer wissenschaftlicher und praktischer Ausbildung. Nach seiner Rückkehr wurde er im Juli 1849 den in Baden einmarschierenden Truppen als Civilkommissär und juristischer Beirat und später dem Standgericht in Rastatt als Untersuchungsrichter beigegeben. Dieses Amt, welches er vergeblich abzulehnen versucht hatte, bereitete ihm schwere und peinliche Aufgaben, bei deren Lösung er mit tunlichster Milde verfuhr. Als Amtmann zum Stadtamt Karlsruhe versetzt, wurde Dusch, der sich durch vorzügliche Kenntnisse, große Geschäftsgewandtheit und hervorragenden Fleiß ausgezeichnet hatte, im Jahre 1850 als Hülfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen, im gleichen Jahre zum Ministerialassessor und im Jahre 1852 zum Ministerialrat befördert. In dem

ersten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit in dieser Stellung, der Periode der sogenannten Reaktion, fehlte es zwar nicht an Arbeit, allein gesetzgeberisch war diese Zeit wenig fruchtbar. Mit Verwerfung des Konkordats in beiden Kammern begann im Jahre 1860 eine neue Ära in der Gesetzgebung auf allen Gebieten. Nach Trennung der Justiz und Verwaltung war die große und wichtige Aufgabe der Reform der inneren Verwaltung zu lösen. Gegen Ende des Jahres 1862 gab Minister Lamey die Anregung zur Inangriffnahme dieses Werkes und betraute Dusch, der sich schon viel mit der Idee einer Verwaltungsreform befaßt und mannigfache Studien über die betreffenden Einrichtungen anderer Staaten, besonders Englands, gemacht hatte, mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes. Der von Dusch aufgestellte, auf einer vollständigen Trennung der staatlichen Bezirksverwaltung von den Organen der Selbstverwaltung, Stärkung des Ansehens der ersteren durch Heranziehung des bürgerlichen Elements in den Bezirksräten, Unabhängigkeit der Justiz in öffentlich-rechtlichen Streitsachen durch Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes und Schaffung von Selbstverwaltungskörpern beruhende Plan fand die Billigung Lameys und des gesamten Ministeriums. Dusch arbeitete nunmehr einen detaillierten Gesetzentwurf mit Begründung aus, der ohne die geringste Änderung vom Staatsministerium genehmigt und alsbald den Ständen vorgelegt wurde. Der Entwurf, welcher allgemeine Anerkennung fand, wurde in beiden Kammern ohne wesentliche Änderung angenommen. Am 5. Oktober 1863 wurde das Gesetz, die Organisation der inneren Verwaltung betr., publiziert, zu welchem Dusch auch alle Vollzugsverordnungen ausarbeitete. Dusch durfte die Reform der innern Verwaltung Badens, der er viele und hingebende Arbeit gewidmet hatte, als sein Werk betrachten. Diese hervorragende Leistung gab wohl seinem damaligen Kollegen Jolly Anlaß, Dusch im Jahr 1868 in das von ihm zu bildende neue Ministerium zu berufen. Am 8. Februar 1868 zum Präsidenten des Handelsministeriums ernannt, arbeitete sich Dusch mit gewohnter Energie in die ihm größtenteils neuen Geschäftszweige ein. Seine erste Sorge war dem Kreditwesen gewidmet. Baden war das einzige deutsche Land, welches noch kein größeres Kreditinstitut besaß, obwohl Handel und Industrie in stetem Aufblühen waren. Nach langen Verhandlungen kam am 16. März 1870 das Gesetz über Einrichtung einer badischen Notenbank zustande; kurz darauf wurde auch einer Aktiengesellschaft in Mannheim die Konzession zur Errichtung einer Kreditbank erteilt. Beide Institute haben

sich rasch entwickelt und leisten dem öffentlichen und Privatkredit über die Grenzen des Landes hinaus vortreffliche Dienste. Der Entwicklung des Handelsplatzes Mannheim wendete Dusch seine besondere Fürsorge zu; unter seiner Verwaltung wurden daselbst die großartigen Hafenanlagen und ein neuer Personenbahnhof ausgeführt. Auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens entwickelte Dusch eine vielseitige Tätigkeit in der Leitung des Eisenbahnbetriebes, dem weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Schaffung neuer Verbindungen mit den Nachbarstaaten. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um die Ausführung der Gotthardbahn. Er verabredete im Sommer 1868 in Zürich mit dem ihm von Jugend auf befreundeten Alfred Escher, der Seele jenes Unternehmens, der wegen der finanziellen Schwierigkeiten und der mangelnden Einigung in betreff der Aufbringung der erforderlichen Subventionen bereits alle Hoffnung auf Verwirklichung des Planes aufgegeben hatte, die Schritte zur Wiederaufnahme der Sache. Ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen war das Zustandekommen der Konferenz in Bern im Jahre 1869 zu verdanken, wobei die beteiligten Staaten sich über die Verteilung der zu leistenden Subventionen verständigten. Den energischen Bemühungen Duschs gelang es, ungeachtet des Widerspruchs des Finanzministers, die Bewilligung der badischen Subvention von 3 Millionen Frank zu erwirken. Um die direkte Verbindung mit der Gotthardbahn zu sichern, wurde der Vertrag mit der schweizerischen Zentralbahn wegen Verbindung der beiderseitigen Bahnhöfe in Basel mit Überbrückung des Rheines geschlossen. Auch in den übrigen Geschäftszweigen seines Ministeriums war Dusch unermüdlich tätig; es sollen nur die Errichtung des Landeskulturrates (1868), die Ausführung des Feldbereinigungsgesetzes (1869), das Fischereigesetz (1870), die Vervollständigung des Landstraßennetzes und die erste Einführung kunstgewerblichen Unterrichts erwähnt werden. Der rastlosen Tätigkeit des verdienten Mannes wurde ein allzufrühes Ziel gesetzt durch ein schweres Augenleiden, das ihn im Sommer 1871 befiel und im folgenden Jahre nötigte, seinen Abschied einzureichen, der ihm durch allerhöchste Entschließung vom 28. Oktober 1872 in sehr anerkennender Weise gewährt wurde. Durch sein Leiden jeder Wirksamkeit entzogen und auch im Kreise seiner Familie von schweren Verlusten heimgesucht, bewahrte sich Dusch, vom Schicksal ungebeugt, ein reges Interesse für alle Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. Sein lebhafter, für alles Schöne in Kunst und Natur empfänglicher Geist suchte und fand besondere Befriedigung in mannigfachen

Reisen. Er starb im Kreise der Seinen am 24. Dezember 1891 in Nizza.
A. v. Dusch.

Karl Philipp Dyckerhoff

wurde am 14. Januar 1825 zu Mannheim als Sohn des daselbst verstorbenen Baurats Friedrich Dyckerhoff geboren. Er besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt, studierte in den Jahren 1842 bis 1847 am Polytechnikum in Karlsruhe und wurde hierauf 1848 bis 1849 als Baueleve zu Achern und Bühl beschäftigt. Nach bestandenem Staatsexamen im Jahre 1850 wurde er mit dem Kirchenbau in Friedrichsfeld betraut, leitete dann 1852 bis 1857 die Herstellung des Konstanzer Münsters, worauf er nach Weinbrenners Tode die Bezirksbauinspektion Baden-Baden in provisorischer Weise übernahm (1857 bis 1859). 1859 wurde ihm die Leitung der Bezirksbauinspektion Mannheim übertragen. 1864 mit dem Hofbauamtsdienste an Stelle des zur Ausführung des Großherzoglichen Sammlungsgebäudes ausgeschiedenen Oberbaurats Berckmüller in provisorischer Weise betraut, verblieb er in dieser Stellung bis zur Vollendung des Gebäudes. 1877 trat er wieder in seine Stelle als Bezirksbauinspektor zu Mannheim zurück; im Jahre 1879 wurde ihm die durch den Tod des Baurats Serger erledigte Bezirksbauinspektion Karlsruhe übertragen. 1881 zum Baurat ernannt, starb er am 22. Februar 1893. Von seinen größeren Arbeiten seien hier erwähnt die Ausschmückung des Schloßplatzes in Karlsruhe mit Kandelabern und Fontänen, die Anlagen des Großh. Hofwasserwerkes im Hardwalde daselbst, die Herstellung der St. Galluskirche in Ladenburg, der Schloßkirche in Pforzheim, mehrere Schulhausbauten in den Bezirken Karlsruhe und Pforzheim, das Palais des Grafen Douglas in Karlsruhe, sowie der Bau der Kirche in Deutschneureut. In den letzten Jahren vor seinem Tode führte er noch den Neubau des Großherzoglichen Zollgebäudes in Karlsruhe aus. (Karlsruher Zeitung Nr. 180 vom 4. Juli 1893.)

Marie Ecker

wurde am 29. August 1822 in Offenburg geboren als Tochter des damaligen Bauinspektors und nachmaligen Baurats Hans Voß (geb. 1783 in Eutin, gest. 1849 in Freiburg), des zweitältesten Sohnes des Dichters Joh. Heinrich Voß. Am 5. April 1842 heiratete sie den Anatomen Alexander Ecker (geb. 10. Juli 1816, gest. 20. Mai 1887; vergl.

Bad. Biogr. IV, 97—101), welcher damals Professor an der Universität Heidelberg war, und mit welchem sie später nach Basel und 1850 nach Freiburg übersiedelte. Seitdem gehörte sie bis zu ihrem am 12. März 1895 erfolgten Tode ununterbrochen der Stadt Freiburg an und war dort in den weitesten Kreisen eine bekannte und hochgeschätzte Persönlichkeit. „Ausgezeichnet durch hervorragende Eigenschaften des Geistes und Herzens, hat sie in selbstloser, unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit an der Spitze des Luisenfrauenvereins in allen Werken edler Menschlichkeit und opferbereiter Liebestätigkeit mehrere Jahrzehnte hindurch in segensreichster Weise hier gewaltet. Allseits wurde auch ihr verdienstvolles und erfolgreiches Wirken anerkannt und dankbar gewürdigt, namentlich geschah dies auch von der hohen Protektorin des badischen Frauenvereins, der Großherzogin Luise, welche sie durch zahlreiche Beweise ihrer Huld auszeichnete.“ (Blätter des Badischen Frauenvereins 1895, S. 61. A. Ecker, Hundert Jahre einer Freiburger Professorenfamilie. Freiburg i. Br. 1886.)

Georg Maria Eckert,

der am 22. Januar 1903 in Karlsruhe infolge eines Schlaganfalls dahingeschiedene Landschaftsmaler, war am 17. September 1828 in Heidelberg geboren, besuchte, nachdem seine künstlerische Begabung erkannt worden war, mit einem Stipendium bedacht, im 18. Lebensjahre die Düsseldorfer Akademie unter Direktor Schadow und Professor Schirmer und begab sich dann in seinem 20. nach München, wo er während der drei folgenden Jahre seine künstlerischen Studien fortsetzte. Nachdem er darauf in Italien, der Schweiz und Oberbayern sich umgesehen, kehrte er nach Heidelberg zurück, wo er als Landschaftsmaler und geschätzter Zeichenlehrer zu wirken begann und sich 1858 den glücklichen Hausstand gründete. Seit 1867 wandte er sich mit wachsender Vorliebe dem Gebiet der Photographie zu, die er von künstlerischen Gesichtspunkten aus zu betreiben begann. Er gab damals photographische Studien für Landschaftsmaler und Architekten heraus, welche in ihrer sinnigen Auswahl und künstlerisch glücklichen Auffassung bald viel geschätzt und gesucht wurden. Zugleich entstanden photographische Sammelwerke, landschaftliche und architektonische Aufnahmen aus Elsaß-Lothringen (1871), vom Rhein von Mainz bis Köln, vom Schwarzwald, Odenwald, von den Schlössern zu Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, von der Darmstädter Gemäldegalerie (Holbeins Madonna in be-

sonderem Auftrag des Großherzogs von Hessen), von Nürnberg, von den Grabmälern der Pforzheimer Hofkirche, hierauf im Auftrag des Großherzogs von Baden von der Insel Mainau, für König Ludwig II. von Bayern vom Schwetzinger Schloß, für die Königin Olga von Württemberg vom Schloß in Stuttgart und der königlichen Villa in Berg. 1873 wurde ihm für diese Leistungen in Wien die große Verdienstmedaille, 1876 in Heidelberg die große goldene Medaille verliehen; wiederholt wurde er auch bei entsprechenden Gelegenheiten als Preisrichter und als sachverständiges Jurymitglied berufen. Durch äußere widrige Umstände von großen finanziellen Verlusten betroffen, sah er sich 1877 genötigt, von weiteren photographischen Arbeiten abzustehen. Er zog jetzt nach Karlsruhe und wandte sich wieder der Malerei zu, der er im ganzen bis ins Alter treu geblieben ist. An seinen Landschaften, zumal an einer großen, lange fortgesetzten Serie charakteristischer Aquarellbilder aus allen Teilen des badischen Landes, wurde immer die glückliche künstlerische Auffassung, wie die Sicherheit und feine Korrektheit seiner Zeichnung anerkannt und gerühmt. Eine ganz eigentümliche Richtung seiner künstlerischen Tätigkeit, der er sich in den späteren Jahren zuwandte, bestand in der Herstellung großer Modelle von Häusern oder ganzer Häuserkomplexe, in welchen er peinliche Naturtreue bis in die kleinsten Einzelheiten mit entsprechend künstlerischer Darstellung zu verbinden wußte. Die großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe besitzen davon zwei große Schwarzwälderhäuser, die Darstellung der Zimmereinrichtungen eines solchen, eine Schwarzwälder Sägemühle mit ländlicher Umgebung und eine Hofanlage aus dem Odenwald treu nach einem in der Nähe von Mudau befindlichen Gehöft. Das Modell eines alten Karlsruher Wohnhauses befindet sich in der dortigen städtischen Sammlung; andere ähnliche Werke fanden ihren Weg in das Germanische Museum zu Nürnberg, in das Museum für Volkstrachten in Berlin und da und dorthin in Privatbesitz. Die Herstellung dieser anziehenden und lehrreichen Modelle brachte ihn in den letzten Jahren in engere Berührung mit den Karlsruher Großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde, für welche er gerne den seinem ganzen Wesen so sehr entsprechenden Auftrag übernahm, eine tunlich vollständige Sammlung aller badischen Trachten und ländlichen Hausgeräte herzustellen. Mit jugendlichem Eifer unterzog er sich dieser Aufgabe; er durchstreifte jährlich nach allen Richtungen das ganze Land von der Tauber bis zum Bodensee, fand mit seltenem Kennerblick alles, was Gegend und Zeit Eigen-

tümliches bieten mochte, heraus und wußte es geschickt zu erwerben, so daß jetzt alle irgend bedeutenden Volkstrachten des Landes in wünschenswerter Vollständigkeit, neben einer Fülle von Einzelheiten an ländlicher Einrichtung, an Gerät, Schmuck u. dergl. für die großherzogliche Staatssammlung zur Bewahrung für alle Folgezeit gewonnen sind. Auch mit den vorbereitenden Arbeiten zur Aufstellung aller dieser anziehenden Dinge zusammen mit seinen oben besprochenen Modellen hatte er glücklich begonnen und er hätte sie mit seiner ganz einzigen Sachkenntnis und seinem stets lebendigen Eifer wohl der Vollendung näher geführt, wenn nicht der gegenwärtige vollständige Raummangel die für die Öffentlichkeit bestimmte Anordnung dieser Sammlungsabteilung verhinderte hätte. — Persönlich ist Maler Eckert bis in seine letzten Lebenstage eine offene, fröhliche Pfälzernatur geblieben, eifrig tätig in seiner Kunst, gesunden Urteils, in guten und bösen Tagen immer aufrecht und guten Humors, ein treu besorgter Familienvater, freundlich und dienstfertig gegen jedermann. Bei allen, die ihm im Leben näher traten, bleibt ihm ein dankbares Andenken gesichert. (E. Wagner in der Karlsruher Zeitung vom 5. Februar 1901.)

Peter Egenolff,

am 31. Januar 1851 zu Offheim in Nassau geboren, besuchte das Gymnasium zu Hadamar und studierte seit 1871 zu Göttingen, München, Berlin und Straßburg, wo er besonders Studemunds Schüler war, alte Philologie und Geschichte. Nach bestandenem Staatsexamen und nachdem er den Doktorgrad sich erworben hatte, kam er 1875 als Praktikant an das Heidelberger Gymnasium, 1877 an dasjenige zu Mannheim, wurde 1878 Professor und kehrte 1887 wieder an das Gymnasium in Heidelberg zurück, wo er fast ausschließlich griechischen und lateinischen Unterricht gab. Von hoher Begeisterung für das klassische Altertum getragen, wohl vertraut mit Sprache und Literatur der Griechen und Römer, war er für den Unterricht, der ihm zugewiesen, trefflich gerüstet. Auf die Richtung und Art seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war sein Straßburger Lehrer Studemund von maßgebendem Einfluß geworden. Dieser veranlaßte ihn, sich in erster Linie den griechischen Nationalgrammatikern zu widmen. Seine Befähigung für diese Studien bewies seine erste größere Arbeit, die Veröffentlichung der ersten Hälfte eines byzantinischen grammatischen Kompendiums unter eingehender Wür-

digung der Quellen. Mit dieser Schrift erwarb er die venia legendi an der Universität Heidelberg; den zweiten Teil hat er später in dem Studemund zu seinem fünfundzwanzigjährigen Doktorjubiläum von seinen Schülern dargebrachten Sammelbande publiziert. Mit einer Anzahl anderer Gelehrten verband er sich zur Herausgabe des Corpus Grammaticorum Graecorum, einer von dem Teubnerschen Verlag gewissermaßen als Parallelwerk zu dem Corpus Grammaticorum Latinorum geplanten umfangreichen Sammlung, in der die Doktrin der griechischen Nationalgrammatiker in einer den jetzigen Ansprüchen der Wissenschaft genügenden Form veröffentlicht werden sollte. Egenolff wurde die Bearbeitung der orthoepischen und orthographischen Stücke übertragen. Es war ihm nicht vergönnt, diese Arbeit zum Abschluß zu bringen. Die Beschaffung des umfangreichen, weit zerstreuten handschriftlichen Materials bot große, nicht vorhergesehene Schwierigkeiten. Doch gelang es ihm, wenigstens einen Teil der Vorarbeiten zu erledigen; vor allem hat er den Plan und die Gesamtanlage der beiden von ihm übernommenen Bände in zwei Gymnasialprogrammen (Mannheim 1887 und Heidelberg 1888) dargelegt. Vorher hatte er in einer Mannheimer Programmbeilage (1880) zur Darstellung gebracht, wie das namentlich für die grammatische Terminologie grundlegende Handbüchlein des Thrakers Dionys in katechismusartigen Bearbeitungen mannigfache Wandlungen durchgemacht. Von der streng wissenschaftlichen Methode seines Arbeitens und der sicheren Beherrschung des weitschichtigen, zum Teil recht spröden Stoffes zeugen eine Reihe von kleineren gelegentlichen Veröffentlichungen und Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften. Wertvoll sind besonders die sechs in den Jahresberichten über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft enthaltenen eingehenden Berichte über die seit dem Ausgang der siebziger Jahre erschienenen wissenschaftlichen Leistungen, die sich auf die griechischen Grammatiker im weitesten Umfang beziehen. Hier begnügte er sich, ebenso wie in seinen Rezensionen, nicht mit einem Referat über das jeweils Geleistete, sondern er wußte aus der reichen Fülle seiner durch ein vortreffliches Gedächtnis unterstützten Kenntnisse und mit der ihm eigenen Klarheit und Schärfe des Urteils fast regelmäßig Beiträge zur Lösung von Streitfragen oder Anregung zu weiterer Forschung zu geben. — Egenolff erreichte ein Alter von nur wenig über fünfzig Jahren. Nachdem er bereits im Mai 1901 einen Schlaganfall erlitten hatte, von dem er sich jedoch rasch wieder zu erholen schien, machte ein Herzschlag in der Nacht vom 5. zum 6.

September des gleichen Jahres seinem Leben ein jähes Ende. (A. Hilgard in den Südwestdeutschen Schulblättern 18 [1901], 328—330.)

Julius Eichrodt.

Geboren am 1. Januar 1826 zu Durlach als Sohn des späteren Staatsrats und Ministerialpräsidenten Ludwig Eichrodt (vgl. Bad. Biogr. I, 218 f.), trat Julius Eichrodt nach Absolvierung der Allgemeinen Kriegsschule und der Artillerieschule für Offiziere im Mai 1845 als Leutnant in die großherzogliche Artillerie ein, um im Jahre 1850 aus dem badischen in den schleswig-holsteinschen Dienst überzugehen, den er aber nach kaum einjähriger Verwendung im Januar 1851 als Premierleutnant wieder verließ. Er suchte hierauf eine Anstellung im Civildienst, wurde 1852 Polizeikommissär in Konstanz und 1855 in gleicher Eigenschaft zum Bezirksamt Lörrach mit dem Wohnsitz in Basel versetzt. Nachdem er von dort weg noch ein halbes Jahr, vom Oktober 1857 bis zum Frühjahr 1858, als Polizeikommissär in Pforzheim gewirkt hatte, wurde ihm am 27. Mai 1858 die Vorstandsstelle am damaligen Zucht- und Arbeitshaus in Kislau übertragen, von wo er im Jahre 1864 als Vorsteher der Weiberstrafanstalt nach Freiburg übersiedelte. Mit der Verlegung dieser Anstalt in die Räume der ehemals fürstbischöflichen Gefängnisse in Bruchsal kam er als deren Direktor im Mai 1868 in die letztgenannte Stadt, die nunmehr seinen bleibenden Wohnsitz bildete. Im Jahre 1872 wurde in den erwähnten Räumen noch ein Landesgefängnis mit einer Abteilung für jugendliche Sträflinge eingerichtet und ebenfalls der Direktion Eichrodts unterstellt. Im Nebenamt versah Eichrodt in der Zeit von 1868 bis 1884 auch die Vorstandsgeschäfte des polizeilichen Arbeitshauses. Im Herbste 1878 wurde er der Nachfolger Ekerts in der Oberleitung des Männerzuchthauses in Bruchsal, welch letzterem er bis zu seinem Tode am 22. November 1894 vorstand. Somit ist Eichrodt mehr als 36 Jahre hindurch im Strafanstaltsdienste gestanden und hat in dieser langen Zeit als gewissenhafter und berufstreuer Beamter sich reiche Verdienste gesammelt, welche auch an höchster Stelle durch wiederholte Auszeichnungen (Zähringer Löwenorden mit Eichenlaub) gebührende Anerkennung gefunden haben. Im April 1889 bekam er noch den Titel eines Regierungsrats. — Eichrodts Wirken ist ein Beweis für die Wahrheit, daß ehrliche Verdienste auch in stiller, bescheidener und geräuschloser

Pflichterfüllung erworben werden. Er verschmähte jegliche Reklame und begnügte sich mit dem Bewußtsein, jederzeit seine Schuldigkeit getan zu haben. Er arbeitete ruhig, aber zielbewußt. Die Aufgaben seines Berufes mit allem Ernste erfassend, behandelte er die Gefangenen mit weiser und maßvoller Humanität, ohne es im gegebenen Falle an der nötigen Strenge fehlen zu lassen, bei deren Betätigung ihn sein Temperament vor jeglichem Übermaß bewahrte. Den übrigen Beamten der Anstalt gegenüber war er stets auf ein einträchtiges Zusammenwirken bedacht. Fachliterarisch ist Eichrodt niemals hervorgetreten, wie er überhaupt von der Feder nur den allernotwendigsten Gebrauch machte. Gleichwohl verfolgte er mit Interesse die Reformbestrebungen anderer in den verschiedenen Zweigen des Gefängniswesens. — Neben seinem schwierigen und vielfach so düsteren beruflichen Wirken fand der Verblichene die nötige Erholung und Erfrischung in seinem schönen und friedlichen Familienleben. Seine Frau war eine geborene von Sallwürk. Durch sein umgängliches und gefälliges Benehmen, sein offenes und biederes Wesen, seinen urwüchsigen Witz und Humor, der ihm mit seinem Bruder, dem bekannten Dichter Ludwig Eichrodt, gemein war, hat der Zuchthausdirektor auch extra muros eine große Anzahl von Freunden sich erworben und insbesondere die „Kajüte“ in Bruchsal wird ihren langjährigen „Kapitän“ wohl niemals vergessen.

Krauß.

Ludwig Eichrodt.

Im Sommer 1848 erschien in den Münchener „Fliegenden Blättern“ ein Gedicht, „Wanderlust“ betitelt, das, wie auch die Redaktion dem Verfasser schrieb, allgemeinen Anklang fand und bald weit und breit gesungen wurde. Es war zunächst eine Parodie auf das Goethische „Kennst du das Land“, zugleich lebte aber auch etwas vom Geiste des Bruder Straubingers darin, und endlich fehlte es nicht an gelungenen politisch-satirischen Anspielungen, so daß sich der Erfolg wohl begreift, zumal die Form eine äußerst glückliche war. Von dem Verfasser verlautete zunächst nichts, aber das Gedicht fand sich dann, unter dem Titel „Das Wanderlied“ und in fünf Gesänge abgeteilt, wiederum in den „Gedichten in allerlei Humoren“ von Rudolf Rodt, die 1853 in C. P. Scheitlins Verlagshandlung zu Stuttgart herauskamen und noch 1864 eine zweite Auflage erlebten. Nur verhältnismäßig wenige Personen haben wohl gewußt, daß dieser Rudolf Rodt der badische Rechts-

praktikant Ludwig Eichrodt, ein Sohn des 1844 verstorbenen badischen Ministers Ludwig Friedrich Eichrodt sei, und es erhoben, wie es bei volkstümlichen humoristischen Liedern meist zu geschehen pflegt, auch noch andere Leute Anspruch auf die Autorschaft des berühmten Liedes, ohne daß ihnen jemand entgegengetreten wäre. Der junge Dichter wahrte seine Pseudonymität auch noch fernerhin; denn die „Gesänge Biedermaiers und Schartenmaiers", die, 1853 abgeschlossen und für die Buchveröffentlichung bestimmt, darauf samt denen des Buchbinders Treuherz von 1855 bis 1857 gleichfalls in den „Fliegenden Blättern" erschienen, nannten den Namen Eichrodt wiederum nicht. Doch hätte ein Literaturkenner über ihren Verfasser kaum im Zweifel sein können; denn bereits hatten die „Gedichte in allerlei Humoren" eine „große deutsche Literaturballade, hinterlassen von dem alten Schulmeister Gottlieb Biedermeier und seinem Freunde Buchbinder Horatius Treuherz" gebracht. Erst bei der Herausgabe seiner ernsten Gedichte trat Eichrodt mit seinem Namen an die Öffentlichkeit; sie erschienen unter dem Titel „Leben und Liebe" 1856 bei Heinrich Keller in Frankfurt a. M. und wurden (nach Angabe von Eichrodts Biographen A. Kennel) in mehreren süddeutschen Blättern wohlwollend beurteilt. Der bedeutendste Kritiker, der sich mit ihnen befaßte, kein Geringerer als Friedrich Hebbel, äußerte sich (in der Leipziger „Illustrierten Zeitung") nicht eben günstig, gestand dem Verfasser jedoch ein bedeutendes Naturschilderungstalent zu, das am besten feuilletonistisch zu verwerten sei. — Am 2. Februar 1827 zu Durlach geboren, dann zu Säckingen, Heidelberg und Karlsruhe groß geworden, hatte Ludwig Eichrodt eine äußerst glückliche Jugend verlebt, da sein Vater ihm alle mögliche Freiheit ließ. Er besuchte das Karlsruher Lyceum und fand neben seinen Studien, nach eigenem Bericht, noch recht viel Zeit zu baden, turnen, kneipen, lesen, dichten, malen, botanisieren, wandern, fechten, bummeln. Seine dichterische Fruchtbarkeit — das Talent scheint er vom Vater geerbt zu haben — war schon auf der Schule sehr groß, so daß er in der geselligen Vereinigung, die er mit seinen Freunden bildete, der „Geneia" oder dem „Schwelgenbund" den Namen „Sangschwelg" führte. Zu dem Geniebund hat bekanntlich auch Joseph Viktor Scheffel, um ein Jahr älter als Eichrodt, in Beziehung gestanden. — Im Herbst 1844 verließ Eichrodt die Schule und bezog die Universität Heidelberg, der er mit Ausnahme eines Freiburger Semesters treu blieb. Bald nachher starb sein Vater, doch konnte er seine Studien ungehindert fortsetzen. Da auch die meisten Karlsruher

Genossen mit nach Heidelberg gezogen waren, lebte der Geist des Schwelgenbundes hier weiter, zuerst in der der Burschenschaft nahestehenden Alemannia, in die die meisten eintraten, dann nach einer Spaltung im Neckarbunde. Ein großer Teil der humoristischen und Trinklyrik Eichrodts geht auf die Studentenzeit zurück, manches ist sogar, wie natürlich, gemeinschaftliche Schöpfung der Freunde, von denen nur Karl Blind, der radikale Politiker, und die Gebrüder Kußmaul, Rudolf und Adolf, genannt seien. Über die juristischen Studien Eichrodts ist kaum etwas zu berichten, wichtiger, daß er wie Scheffel auch Germanistik betrieben und bei Ludwig Häusser deutsche Kultur- und Literaturgeschichte gehört hat. Schon als Student lernte er seine spätere Frau, Elise Fuchs aus Monzingen im Nahegau, kennen, und es mag wohl außer dem bevorstehenden Examen seine liederreiche Liebe gewesen sein, was ihn trotz freiheitlicher Gesinnung von der Teilnahme an den Ereignissen des Jahres 1848 fernhielt. In Frankfurt a. M. ist er zu jener Zeit jedoch einmal gewesen. Wie erwähnt, ward er im Jahre 1848 bereits Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", wohl in Nacheiferung Scheffels, dessen erste Sachen in diesen 1847 hervorgetreten waren. — Die Vorbereitungen zur Staatsprüfung wurden im April 1849 noch einmal durch eine schwere Krankheit unterbrochen; erst mit Beginn des Jahres 1851 bestand sie Eichrodt und trat dann seine erste Stellung als Aktuar auf dem Bezirksamte Achern an. Er war keineswegs mit Leib und Seele Jurist, auch lastete die Reaktionszeit auf ihm — noch bis über die Mitte der sechziger Jahre hinaus hat er daran gedacht, seinen Beruf zu ändern, Maler zu werden, wie es ja auch Scheffel plante, oder gar Schauspieler, Journalist, Romanschriftsteller. Doch hat er sowohl zu Achern wie darauf zu Durlach, wo er von 1852 bis 1854 beim Oberamt tätig war, wohl seine Pflicht getan, dann auch nach einem weiteren Arbeitsjahr am Hofgericht des Mittelrheinkreises zu Bruchsal die zweite Prüfung bestanden und weiter als Referendär in Karlsruhe, Stockach und Bühl bei Baden gewirkt. Am letzteren Orte hat er am 2. Februar 1860 geheiratet, ist dann 1864 Amtsrichter daselbst und 1871 Oberamtsrichter in Lahr geworden, wo er bis an sein Lebensende geblieben ist, wohl durch die angenehmen Verhältnisse der Stadt festgehalten, die im Blütezeitalter des „Hinkenden Boten" und der „Dorfzeitung" auch literarisch etwas bedeutete und mehr als einen Dichter aufwies. Die „Reaktionsstimmung" hatte nun längst einem kräftigen nationalen Aufschwunge Platz gemacht, und die Richterstellung

eignete sich jedenfalls am besten für den Dichter, der sich rühmte, ein freier Mann sein Lebenlang gewesen zu sein. Er hat sich in seinem Amte hohen Ansehens und großer Beliebtheit erfreut. Im Jahre 1883 wurde Ludwig Eichrodt das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen.

Seine besondere und weiter hinausweisende Bedeutung beruht selbstverständlich auf seiner Dichtung. Wir haben die Anfänge seiner poetischen Laufbahn bereits kennen gelernt — zu großem Ruf gelangte er einstweilen noch nicht, da, wie bemerkt, die erfolgreichen humoristischen Gedichte nicht unter seinem Namen erschienen, aber er hörte darum nicht auf rüstig fortzuschaffen. Im Jahre 1859 trat er mit dem Verlage J. H. Geiger (Moritz Schauenburg) in Lahr in Verbindung, indem er in ihm zunächst sein dramatisches Bild „Die Pfalzgrafen oder eine Nacht auf Heidelbergs Gassen“ und dann die politische Broschüre „Die natürlichen Grenzen und Deutschlands Herstellung nebst einem Blick auf Europas Gleichgewicht, von einem Deutschen“ erscheinen ließ, die Reime zum deutschen Knabenbuch und ferner auch Beiträge für den „Kalender des Lahrer hinkenden Boten“ und die „Dorfzeitung“ lieferte. Bei Schauenburg erschienen darauf im Jahre 1869 als dritte Auflage der „Gedichte in allerlei Humoren“ Eichrodts gesammelte humoristische Dichtungen unter dem Titel „Lyrische Karikaturen und Kehraus“ (der Umschlag trägt auch die Bezeichnung „Biedermaiers Liederlust“), und von ihnen, darf man wohl sagen, datiert Eichrodts Dichterruhm. Der in Taschenliederbuchformat herausgegebene Band zerfiel in drei Teile: „Lyrischer Kehraus. Fliegendes“, „Lyrischer Kehraus. Sauser mit einem Anhange Politika“ und „Lyrische Karikaturen. Eine Anthologie“, welch letzteren das „Buch Biedermaier“ und die „Lieder des Buchbinders Horatius Treuherz“, sowie die „Erzählungen des alten Schwartenmaiers“ angefügt waren. Im gleichen Jahre 1869 kam dann auch noch die Sammlung „Rheinschwäbisch. Gedichte in mittelbadischer Sprechweise“ bei der G. Braunschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe (2. Auflage 1873) heraus und übernahm Eichrodt die Redaktion des hauptsächlich humoristischen Anhangs zum Lahrer Kommersbuch, durch den neben den Dichtungen Scheffels auch ein großer Teil seiner eigenen Dichtungen veröffentlicht und zu außerordentlicher Verbreitung gelangt ist. Weiter erschien im Jahre 1875 bei J. B. Metzler in Stuttgart die zweite Sammlung ernster Gedichte Eichrodts, und noch in demselben Jahre wurde der Aufruf zum «Hortus deliciarum», einer illustrierten Samm-

lung humoristischer Gedichte erlassen, die dann in sechs Spaziergängen erschien und von Eichrodt selber Altes und Neues brachte. Als Ganzes dürfte sie für den Humor der siebziger Jahre bezeichnend sein. Eine lyrische Anthologie Eichrodts „Gold. Eine Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik“ erschien 1882 bei Fr. Thiel in Leipzig. Gegen das Ende seines Lebens wurde ihm durch die Freundschaft des Landgerichtsrats Zahn in Landau noch die Freude, seine „Gesammelten Dichtungen“ veröffentlichen zu können. Sie erschienen in zwei stattlichen Bänden: „Erster Band: Lyra“, „Zweiter Band: Kehraus“ 1890 im Verlag von Adolf Bonz & Cie., Stuttgart. Nicht volle zwei Jahre später starb der Dichter am 2. Februar 1892. — Nach seinen „Gesammelten Dichtungen“ — obschon sie die teilweise vortrefflichen, nicht bloß sprachlich zwischen Hebel und dem von Eichrodt herausgegebenen Pfälzer K. G. G. Nadler stehenden Dialektgedichte „Rheinschwäbisch“ nicht mit enthalten — ist denn der Dichter Eichrodt endgültig zu beurteilen. Er ist durchaus Lyriker — sowohl die „Pfalzgrafen“ wie sein Operntext „Alboin“, selbst seine epische Dichtung „Vogesenschloß“ bedeuten nicht viel —, einer jener deutschen Lyriker, die der ihrer Zeit herrschenden Münchener (Geibel=) Schule gegenüber die lyrische Originalität sowohl im Gehalt wie in der Form zu wahren wußten und daher der sich immer mehr ausbreitenden Konventionalität entgegenwirkten, freilich mit einer Ausnahme nicht groß genug waren, sich neben jener eine bedeutende Stellung zu erringen. Jene Ausnahme ist nicht Joseph Viktor Scheffel, der ja bekanntlich bei aller Selbständigkeit doch mit den Münchnern zusammenhängt, sondern Gottfried Keller, dessen Lyrik durch ihre Schwerflüssigkeit und Schlackenhaftigkeit noch heute sehr viele Leser abstößt, aber freilich doch so viele vollendete Stücke enthält, daß man ihre Bedeutung zuletzt nicht leugnen kann. Eichrodts ernste Lyrik hat Ähnlichkeit mit der Kellers — man lese beispielsweise „die Winzerin“, die unter Kellers Gedichten nicht im geringsten auffallen würde —, aber freilich ist das Vollendete viel seltener in ihr, wie das der Dichter selber auch sehr gut wußte. „Ich bin überzeugt, einige gute Gedichte gemacht zu haben, die unserer Literatur nicht verloren gehen sollten“, sagte er zum Schlusse seines Lebens, „aber ich bin nicht überzeugt, daß ich bei meinen Kräften als sorgenfreier Graf das Bedeutendere wirklich würde geleistet haben.“ So mag man, wenn man sein lyrisches Talent der Größe nach charakterisieren will, statt an Keller, etwa an Adolf Pichler oder Hermann Allmers, die ihm auch verwandt sind, erinnern.

Das ist unzweifelhaft, daß in Eichrodts ernster Poesie etwas seltsam Anziehendes, „Reizendes“ ist. „Ich habe“, schrieb Theodor Storm dem Dichter, „wenn ich Ihre «Melodien» lese, und das läßt mich sie stets von neuem in die Hand nehmen, immer das Gefühl, als müßte ich darin das finden, was ich unter Poesie, in specie Lyrik verstehe, als müßte es auf jeder Seite stehen. Und, wie gesagt, es taucht hier und da empor.“ Die Empfindung Storms war richtig: Es lebte ein ungewöhnlich starker Geist der Poesie in Eichrodt, den man selbst in seinen mißlungenen Gedichten noch spürt, aber er gewann selten mit Notwendigkeit Form, selten die notwendige Form, trotzdem der Dichter große äußere Formgewandtheit und ein ursprüngliches Gefühl für Melodie besaß. Konventionell, wie die Geibelianer, wurde er kaum je, aber sehr oft ungleich und trivial, so daß sein Freund Ludwig Auerbach, der mit Friedrich Geßler zum Lahrer Dichterkreise gehörte, sich einmal die Erlaubnis ausbitten wollte, die Gedichte von den „Biedermaier-Ausdrücken“ zu reinigen. Es wäre natürlich unmöglich gewesen; denn die Ursache lag nicht bloß im sprachlichen Ausdruck, Eichrodt war, kann man es ausdrücken, ein Poet, der eben nur disiecta membra geben konnte. Einzelnes Vollendete hat er aber doch geleistet und vieles Schöne im einzelnen — es findet sich namentlich in den Cyklen „Höhen und Tiefen“ („Schuttertal“, manches in den „Stimmungen“, „Aufgang“), „Melodien“ („Lebens Frühling“ — das erste Gedicht „Schwebe, Mond, im tiefen Blau“ jetzt in allen Anthologien —, „Lieder eines Jägers“ — „Mittag“ von Storm hochgepriesen — „Lieder vom Bodensee“), „Malerfahrten“ („Höllental und Himmelreich“ u. s. w.), „Humore“. Vor allem als lyrischer Naturdarsteller (was mehr sagen soll als Naturschilderer) ist Eichrodt oft unvergleichlich. Auch Eichrodts „Balladen und Romanzen“ enthalten häufig merkwürdig poetisch-prägnante Sachen; einige, außer der „Winzerin“ z. B. noch „Freischaren“, sind auch ganz vollendet. Sucht man nur Lieder bei ihm, Sangbares, das nicht gerade innere Vollendung hat, so fallen der mächtige „Reichschoral“ und die vielgesungenen „Ich weiß einen Wein, den Monziger Wein“, die „Wasserfahrt“, das „Loreleilied“, „Bier, Bier, du gefühlvolles Wort“, „Der Affenthaler“, „Lange sind wir nicht gesessen“ und noch manche andere Stücke in die Augen, die in akademischen Kreisen sicher dauern werden.

Viel größere Anerkennung wie als ernster Lyriker hat Ludwig Eichrodt als Humorist gefunden, und da ist er in der Tat einer der ersten. Vor allem ist sein Ruhm mit dem Namen und der Gestalt

Biedermaiers, des „Schulmeisters in Schwaben“, verknüpft, in dem er sich, wohl in Anlehnung an Fr. Th. Vischers Schartenmeyer und den gedruckten Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter zu Flehingen als Muster nehmend, eine köstliche Verkörperung „idealistischen“ deutschen Philistertums geschaffen hat. Man weiß jetzt, daß ein großer Teil der Biedermaierlieder nicht Eichrodt, sondern seinem Jugendfreunde, dem späteren berühmten Mediziner und Heidelberger Professor Adolf Kußmaul gehört — der mehr politische, in seiner Art auch höchst vorzügliche Buchbinder Treuherz ist fast ganz Eichrodts Eigentum —, aber selbstverständlich wäre es Torheit, hier eine „reinliche Scheidung“ zu versuchen. Was Eichrodt als Humorist war, erhellt ja zur Genüge aus der großen Zahl seiner übrigen Veröffentlichungen. Ich stehe nicht an, ihn den vielseitigsten unserer humoristischen Dichter zu nennen und einen der natürlichsten und volkstümlichsten dazu. Jos. Viktor von Scheffel und sein „Gaudeamus“ in allen Ehren, aber dessen naturwissenschaftliche und kulturhistorische Lieder können denn doch nur in bestimmten Kreisen wirken, mag auch Einzelnes wie die „Teutoburger Schlacht“ tief ins Volk gedrungen sein. Eichrodt dagegen geht vom Volkshumor aus und bleibt im ganzen — trotzdem er mit Scheffel den kulturhistorischen „Krok den Alemannen“ gedichtet und auch der Jurisprudenz allerlei abgewonnen hat — in dessen Sphäre, ist zudem bedeutend moderner, steht mehr in der Zeit. Er selbst hielt sein „Wanderlied“, die „Große Literaturballade“ und die zuerst im «Hortus» erschienene Ballade von „Jakob und seinen Söhnen“ für seine humoristischen Hauptwerke, aber es ist ihnen ohne Zweifel außer manchen Biedermaierischen und Treuherzischen noch eine ganze Anzahl der in den Abteilungen „Fliegendes“ und „Sauser und Satiren“ zusammengestellten Stücke gleichwertig, so schon gleich das dem Schreinermeister Meier zugeschriebene Drama „Hermann der Cherusker“, das eine wunderbare Kenntnis einer gewissen Art „Volkspoesie“ verrät, so die allverbreiteten Lieder „Ich bin der alte Ahasver“, das „Lied der Hausknechte“, der „Maler Schrumche“, das „Menschenlied“, das Lied vom „Diogenes“. Vieles ist ja auch reine Ulkpoesie, studentischer höherer Blödsinn, aber Eichrodt hatte zweifellos Recht, wenn er meinte, daß in Bier und Unsinn ein „erzieherisches Moment“ läge. Als politisch-satirischer Dichter ist er schon in der „Wanderlust“ und als „Buchbinder Treuherz“ aufgetreten; später hat er noch das höchst vortreffliche „Letzenburger Nationallied“ geschaffen, das eine der gelungensten Verspottungen des charakterlosen Partikularis-

mus ist. Seine „Lyrischen Karikaturen“ endlich dürften die ersten Proben jener parodistischen Lyrik sein, die durch Übertreibung des Charakteristischen die „berühmten Muster“ lustig verspottet: Schiller, Goethe, Matthisson, Novalis, Eichendorff, Heine, Annette von Droste-Hülshoff, Lenau, Redwitz, die politischen Lyriker, Geibel und die Ghaselen-Fabrikanten werden zum Teil mit großem Glück „nachgeahmt“. Im ganzen ist Eichrodts Humor jedoch mehr Gemütshumor als boshafte Satire, Gemütshumor, der mit lustiger Tollheit, die Methode hat, wechselt. Eine sehr große Erfindungsgabe, wirkliche Gestaltungskraft zeichnen diesen Humoristen aus — die Kunst, durch fürchterliche Gemeinplätze zu wirken, die er auch in hohem Grade besaß, ist doch nicht die Hauptsache. Zuletzt erkennt man auch hier den deutschen Mann mit dem warmen Herzen und reichem Geiste, der das Leben seines Volkes und seiner Zeit kräftig mitlebt.

Eben den deutschen Mann kennzeichnet die folgende Anekdote, die er selbst berichtet: „Es war im Jahre 1860, als Napoleon III. in Baden-Baden auftrat. Abends großer Auflauf am Bahnhof, Staub von weitem, ein Dutzend Centgards zu Fuß in Reih und Glied kommen rasch daher; etliche hundert Schritte hinter ihnen Napoleon im Wagen. Die Centgards, sechsschuhige Elsässer, schreien: «Platz da, alles beiseite», ich glaube, französisch. Das liebe Publikum weicht in unanständiger Eile von der Straße; ich empöre mich und bleibe allein auf der Straße stehen, rufe auch an die Halle hinüber: «Was haben denn die Franzosen uns auf deutschem Boden zu befehlen?» Allgemeine Stille, kein Mensch regt sich und bewegt sich. Ein Gendarm steht in der Menge. Ich sage ihm: «Befehlen Sie mir doch, da weg zu gehen!» Er regt sich nicht. Die Centgards kommen ganz nahe und machen Miene, die Säbel zu ziehen. Da ruft der badische Gendarm: «Kommen Sie da herüber!» Ich gehe. Die Centgards fluchen. Ich wollte es sehr weit treiben. Was hätten die Pariser in solchem Falle getan?“ Man sieht, Eichrodt besaß schon lange vor der Reichsgründung das nationale Ehrgefühl, das noch heute nicht allzuhäufig bei uns ist, aber ausgeprägt gesetzlichen Sinn dazu, Mann und Dichter deckten sich bei ihm. Und so durfte er auch das stolze Lied singen, das hier den Schluß seiner Charakteristik bilden mag:

Und hab' ich auch nicht Land und Leut',
Nicht Herrschaft mir errungen,
Hab' ich doch Freunde, treu und fest,
Und hab' mir Ruhm ersungen.

Und ist mir nicht der Menge Lob
Und Reichtum zugeflossen,
Hab' ich doch edler Frauen Huld,
Die süßeste, genossen.

Und hab' ich nicht der Großen Gunst,
Nicht Würden aufgelesen,
So bin ich doch ein freier Mann
Mein Leben lang gewesen.

Adolf Bartels.

Friedrich Eiselein

ragt als ein beredtes Beispiel für den Grundsatz, daß humanistische Bildung der Weg zur höchsterreichbaren Allgemeinbildung ist, in unsere Zeit hinein, die, vom Idealismus des klassischen Altertums sich abwendend, größtmöglicher Verflachung der Bildung auf dem Gebiete des materiellen, sofort in greifbare Werte umzusetzenden Wissens mehr und mehr sich zukehrt. — Geboren im Jahre 1829 am 25. November in Heidelberg als Sohn des auf dem Gebiete germanistischer Studien und lokaler Geschichtsforschung, hauptsächlich über Konstanz, wohlverdienten, mannigfaltigem Schicksalswechsel ausgesetzt gewesenen Oberbibliothekars Joseph — oder wie er sich selbst nannte — Josua Eiselein, besuchte er das Gymnasium in Donaueschingen und darauf das Lyceum in Karlsruhe. Namen wie Laubis, Süpfle, Kärcher, deren Träger auf diesen Schulen ihn unterrichteten, bilden die aussichtsfreudige Prognose für sein späteres Wirken in badischen Gelehrtenschulen. Seine Sturm- und Drangperiode fällt in eine gefährliche Zeit, und nie erlosch in dem Manne, dessen Lebenssignatur Treue war, die Dankbarkeit für den damaligen Lyceumsdirektor Gockel in Karlsruhe, der den unerfahrenen Jüngling durch die Macht seines Ansehens in den Tagen des badischen Aufstandes vor den ihn umbrandenden Wogen des Treubruches zurückriß. Im Jahre 1849 bezog er die Universität Freiburg zum Studium der klassischen Philologie und wirkte nach glänzend bestandenem Examen als Lehramtspraktikant von 1852 bis 1860 auf den höheren Bürgerschulen in Villingen und Konstanz. 1860 wurde er an das Lyceum in Konstanz versetzt, wo er, 1863 zum Professor ernannt, bis zu seiner wegen vorgerückten Alters und leidender Gesundheit im Jahre 1889 erfolgten Zurruhesetzung Generationen von Schülern in allen Zweigen des Wissens, vorzüglich in den klassischen, aber auch in den lebenden Sprachen, in Geschichte und Mathematik unterrichtete. Kein Gebiet der

auf höheren Schulen gepflegten Lehrfächer war ihm fremd, ganz besonders aber war es die lateinische Sprache, deren Geist sich so sehr mit seinem Denken und Empfinden verschmolzen hatte, daß er, ein arbiter elegantiarum, selbst die modernsten Begriffe und Vorkommnisse in ein schönes lateinisches Gewand zu kleiden wußte. Im Unterricht in den alten Sprachen hat er neben der scharfen Einprägung der Formen es verstanden, den Schüler in die anfänglich so fremd und dunkel scheinenden Gänge der Sprachlogik hineinzuführen, ohne daß dabei der Inhalt der gelesenen Schriftstellen zu kurz gekommen wäre. Die ἅπαξ λεγόμενα und die ganz vereinzelt vorkommenden Konstruktionen und Redensarten waren ihm so geläufig wie das Alltägliche in der Sprache, und manchmal, wenn bei Prüfungen ob der sprachlichen Verwegenheit der Antwort eines Schülers die Stirne des prüfenden Direktors oder gar Kommissärs sich umwölkte, hat Eiselein aus dem von ihm selbst unmittelbar gehobenen reichen Schatze der Lektüre, die Belegstelle für die klassische Gangbarkeit eines selten betretenen Sprachpfades zur Überraschung des Prüfenden und zum Stolze der Prüflinge beigebracht. Aber nicht bloß Wissen und Anwendung des Erlernten hat der ausgezeichnete Mann seinen Schülern zugänglich gemacht; ebenbürtig mit seinem unterrichtenden, war auch sein erzieherischer Einfluß. Wo es sich darum handelte, die Heiligkeit eines gegebenen Wortes einzuschärfen, den Unterschied ewiger Grundsätze von zeitlichen Vorteilen und den Vorzug der ersteren vor den letzteren zum Bewußtsein zu bringen. Mitleid mit der Not des bedrängten Mitmenschen wachzurufen und zu werktätiger Hülfe zu begeistern, da war die Methode Eiselein so überzeugend, so hinreißend, so plastisch, daß schon längst ergraute Männer es noch wörtlich erzählen können, mit welchen Hinweisen, Beispielen und Schlußfolgerungen er die Liebe und Begeisterung für alles Edle und Schöne ins jugendliche Herz gesenkt und die Keime alles Gemeinen darin erstickt hat. Wohltätigkeit war ein hervorragender Zug seines Herzens; wenn es galt, fremde Not zu lindern oder armen Schülern eine Freude zu machen, gab er mit vollen Händen. Er war ein überall gerne gesehener Gesellschafter; die anspruchslose Art seines Wesens ließ ihn aber am Salon vorbei in bescheidene Räume gehen und der einfache Handwerksmann war ihm ein ebenso lieber Genosse wie der Gelehrte von glänzendem Rufe. Es war eine Lust, ihn aus dem reichen Schatze seines Wissens an solchen Abenden, wo er seine bescheidene Gesellschaft aufgesucht hatte, erzählen zu hören, und wenn er, ohne alle Überhebung

in schlichtem Gesprächstone, insbesondere das Gebiet der Heimatsgeschichte, in welcher er über eine außergewöhnliche Detailkenntnis verfügte, betrat oder Bedeutung und Ableitung deutscher Worte und Redensarten auseinandersetzte, da vermochte er auch dem gleichgültigsten seiner Zuhörer ein Interesse einzuflößen. Wenn die Versuchung an ihn heranrückte, Mißstände zu charakterisieren, bot ihm die Originalität seines Wesens manch ungewöhnlich scharfen Ausdruck, und unedle Beweggründe im Handeln seiner Mitmenschen unterzog er harten Geißelhieben seiner Ironie. Er war ein begeisterter Naturfreund; mit einer frischen Blume im Knopfloch oder auf dem Hut konnte man ihm mehr Freude machen als mit einem Kunstwerk aus Menschenhänden. Weit hinein in den Kanton Thurgau pflegte er seinen Wanderstab zu tragen, und Land und Leute dort boten ihm mannigfache Anregung, der u. a. seine am Abend seines Lebens geschriebene, im 1898er Heft des Bodenseegeschichtsvereins veröffentlichte quellenmäßige Darstellung „Die Gefechte bei Schlatt, Andelfingen und Dießenhofen und die Erstürmung der Stadt Konstanz durch die Franzosen am 7. Oktober 1799“ ihren Ursprung verdankt. Weiter ist er noch mit einer Beilage zum Konstanzer Lyceumsprogramm 1868 über „Komposition der Nomina in der griechischen Komödie“, einem schätzbaren Beitrag zur griechischen Etymologie, literarisch an die Öffentlichkeit getreten. Eiselein war ein treuer Sohn seiner Kirche, zu der er, zugleich mit seiner im Ordensstand lebenden Schwester, durch seine im Jahre 1853 in der Hauskapelle des Erzbischofs Hermann v. Vicari vollzogene Konversion übergetreten ist; und — ein Mann von unerschütterlichen Grundsätzen — auch in schweren Zeiten hat er ihr nicht den Rücken gekehrt. Frischen Geistes und mit seltener Lebensenergie den bei ihm anpochenden Gebrechen der Jahre trotzend, näherte er sich dem Greisenalter und erst der Heimgang seines im Spätsommer 1899 in Konstanz verstorbenen Bruders, des Landgerichtspräsidenten Karl Eiselein, an dem er mit wahrer Verehrung und inniger Zuneigung hing, ließ eine, wie auf das Gefühl von Vereinsamung zurückzuführende Änderung seines Wesens nicht verkennen. Am 6. März 1900 ist er diesem im Tode gefolgt. K. v. R.

Karl Eiselein

wurde am 16. März 1831 zu Heidelberg als Sohn des Oberbibliothekars Josef Eiselein und dessen Ehefrau Antonie, geb. Rehsteiner geboren. Er besuchte die Volks- und Mittelschule in Donaueschingen, das

ihm zur Heimat wurde. Von 1849 bis 1851 absolvierte er die zwei obersten Mittelschulklassen im Lyceum zu Freiburg und wählte hier, nach anfänglicher Neigung zur Philologie auf den Rat eines seiner Lehrer die Rechtswissenschaft zum Lebensberuf. Die Studienzeit brachte er in Freiburg zu. Unterbrochen wurde das Universitätsstudium durch den Militärdienst, den er im Sommer 1852 im Infanteriebataillon zu Konstanz ableistete. Nachdem er 1856 und 1859 die beiden juristischen Prüfungen bestanden hatte, war er als Aktuar und Amtsgehülfe bei verschiedenen badischen Staatsbehörden und bei dem Anwalt Grimm in Pforzheim tätig, bis er 1864 bei Einführung der neuen Justizorganisation zum Amtsrichter in Kork ernannt wurde. 1867 Assessor, 1868 Rat, 1874 Mitglied des Appellationssenates am Kreisgerichte in Offenburg, 1881 Oberlandesgerichtsrat, 1884 Direktor beim Landgerichte zu Waldshut, wurde E. 1885 in gleicher Eigenschaft zum Landgericht in Konstanz versetzt, zu dessen Präsidenten er 1897 ernannt ward, bis nach zweijähriger Tätigkeit der Tod ihn am 6. August 1899 abrief. Sein Lebensweg war nicht leicht. In engen Verhältnissen aufwachsend, steckte er sich von früh an das Ziel, der verehrungswürdigen Mutter, welche die fünf Kinder erzog, und seinen Schwestern als Mann eine Stütze zu werden. Von einem Jugendfreund wird der Dahingeschiedene als ein stiller und im großen und ganzen verschlossener Knabe geschildert, der zwar vom Kampf und Spiel der Kameraden sich nicht ausschloß, aber auch da ernst blieb und nur leise in die Fröhlichkeit der andern einstimmte. Schon in der Jugend lernte er entsagen. Die früh geübte Tatkraft äußerte sich auch in der Konzentration seiner Tätigkeit auf das erwählte Studium und den Beruf. Vom Beginn des Universitätsstudiums an fand die ursprüngliche Neigung zur Philologie keinen Ausdruck mehr und einer starken Neigung für Geschichte wurde kein Einfluß auf den Studiengang verstattet. Der Rechtswissenschaft weihte er alle Tätigkeit und alles Interesse; vom Beginn seiner amtlichen Laufbahn widmete er sein ganzes Können nur dem Amte. Gegen sich selbst war er hart; sein Körper mußte ohne Arzt mit Krankheit fertig werden; zu spät wurde bei dem Leiden, dem er erlag, ärztliche Hülfe in Anspruch genommen. Er blieb unverheiratet. In dem kleinen Kreise der Männer, in dem er allabendlich nach getaner Arbeit kurze Erholung fand, war er wegen seiner Offenheit und Wahrheitsliebe und der Beteiligung am Gespräch mit wenigen, aber treffenden Bemerkungen gerne gesehen und hoch geschätzt. Wer länger mit dem Dahingeschiedenen

verkehren durfte, lernte auf dem Grunde des schlichten, so bescheidenen und anspruchslosen Wesens die Vornehmheit der Gesinnung und die schon den Jugendfreunden sich erschließende Reinheit des Charakters erkennen und fühlte sich in Verehrung zu ihm hingezogen. Zum vollen Bilde des Mannes gehört auch der Zug, daß er im stillen Wohltätigkeit übte. So einsam sein Leben, war auch sein Sterben. Gegen Teilnahme nahezu ablehnend, kämpfte er die Leiden der letzten Tage und Nächte für sich allein durch. Er ist in tapferer Ergebung gestorben. In der Hingabe an den Dienst, in der hohen Auffassung seines verantwortungsvollen Amtes, in selbstloser Pflichttreue und rastlosem Fleiße war er den Amtsgenossen ein leuchtendes Vorbild. Den reichen Schatz von Kenntnissen, den er sich durch gründliches Studium erworben, wußte er durch rege Berührung mit den Ergebnissen fortschreitender Wissenschaft und Praxis stetig zu mehren. Und doch hatte er nie das Bedürfnis, mit diesen Kenntnissen zu glänzen, und er vergaß keinen Augenblick, daß seine ganze wissenschaftliche Ausbildung nur ein Rüstzeug sei für richtigen Entscheid in der lebendigen Praxis. So peinlich sorgfältig, ja fast pedantisch gründlich der Verstorbene in der Vorbereitung der Sitzung war, so schwer ihm hier manchmal ein scheinbar selbstverständlicher Entschluß wurde, so spielend leicht und doch so fest und klar führte er den Vorsitz in öffentlicher Verhandlung. Dort bewährte sich die ihm eigene hohe Begabung raschen scharfen Blickes, der den Dingen auf den Grund sieht und den Kern der Wahrheit aus dem umhüllenden Beiwerk herauszufinden weiß. Aber auch diese juristische Meisterschaft verdrängte in ihm nie den warmfühlenden Menschen. So fest seine ordnende Hand auch waltete, so freundlich, nachsichtig und geduldig behandelte er die vor Gericht Stehenden, so sehr gewährte er denselben ein freies und ausgiebiges Wort, und seine herzgewinnende Milde machte das Urteil für die Betroffenen weniger schwer fühlbar. Manche Ermahnung zum Frieden oder zur Besserung trug sicher gute Frucht. Mitten aus der amtlichen Tätigkeit ist er dahingeschieden, und der Gedanke, daß es ihm erspart blieb, herauszutreten aus dem ihn ganz erfüllenden Berufe, um sein Leben zu beschließen, hat etwas Versöhnendes. Eiselein war ein charakterfester Mann, frei von Ehrgeiz und Neid, unabhängig und vornehm in seiner Gesinnung, ein warmer Freund von Volk und Vaterland, keines Menschen Feind, still und schlicht — so ging er seines Weges und so schied er. Sein Wirken war vielen zum Segen. (Karlsruher Zeitung 1899, Nr. 254, und Biograph. Jahrbuch IV, 279.)

Christian Jakob Wilhelm Eisenlohr

war am 18. April 1847 in Pforzheim geboren. Er studierte Medizin, wurde Assistent Friedreichs in Heidelberg und kam 1875 ebenfalls als Assistent an das alte Allgemeine Krankenhaus nach Hamburg. Während der Erkrankung des Oberarztes desselben, Dr. Goldschmidt, übernahm er längere Zeit in stellvertretender Weise dessen Abteilung. 1887 wurde er zum Oberarzt der Abteilung für innere Medizin des neu begründeten Eppendorfer Krankenhauses gewählt und stand ihr bis Anfang des Jahres 1896 vor. Mehrere Jahre war er Vorsitzender des ärztlichen Vereins. Seine hingebende Tätigkeit im alten Allgemeinen Krankenhause während der Choleraepidemie 1892 wird für alle Zeiten unvergessen bleiben. Bald darauf zeigten sich bei ihm die Erscheinungen eines schweren Kehlkopf- und Lungenleidens, gegen das er vergeblich Heilung durch Aufenthalt im Süden suchte. Auf Madeira fand der in den letzten Jahren unsäglich körperlich und seelisch Leidende durch eine plötzliche Verschlimmerung seiner Krankheit die dauernde Ruhe; er starb am 18. November 1896 zu Funchal. Eisenlohr war ein Mann von seltenen Gaben des Geistes und Charakters, der in der Wissenschaft durch die Gründlichkeit und Gediegenheit seiner Untersuchungen sich einen dauernden Platz neben den ersten Meistern seines Spezialfaches, der Neuropathologie, geschaffen hat. Seine Schüler schätzten und verehrten ihn als einen stets anregenden, gütigen Lehrer und warmen Freund. (Karlsruher Zeitung vom 24. November 1896.)

Gustav Ekert

war der Sohn eines Volksschullehrers, dem er in Rastatt am 4. Oktober 1824 geboren wurde. Nach vollendeten Studien 1848 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen, leistete er seine ersten Dienste während der badischen Revolutionszeit und sodann in der für einen Verwaltungsbeamten noch weit schwierigeren Periode der politischen Reaktion. Als Aktuar des Untersuchungsrichters über hochverräterische Unternehmungen, sowie nachher als Gehülfe des Staatsanwalts in Freiburg zeigte der junge Jurist viele Energie neben taktvollem Vorgehen. Als nach dem Tode des Großherzogs Leopold 1852 der erste Konflikt zwischen Staats- und Kirchengewalt sich entspann, mußte Ekert als Polizeiamtmann am Sitze des Erzbischofs manche Exekutionen gegen hohe und

niedere Kleriker vornehmen, welche ebensogroße Klugheit wie Festigkeit erforderten. Er erwies sich auch hier seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Nach zehnjähriger Verwendung im Justiz- und Verwaltungsdienst erhielt Ekert 1858 den wichtigen und ehrenvollen Posten des Direktors am Männerzuchthaus in Bruchsal übertragen. Dies wurde nun sein Lebensberuf. Das Zellengefängnis (Männerzuchthaus) Bruchsal, am 10. Oktober 1848 eröffnet, erlangte schon unter seinen zwei ersten Direktoren, Diez und Füßlin, den Ruf einer Musteranstalt und war lange Zeit hindurch das Mekka für alle zum Studium des Gefängniswesens herumreisenden Persönlichkeiten. Von ganz Europa und weiter her pilgerte man dahin, um zu sehen und zu lernen. Andrerseits fehlte es auch nicht an Widersachern des im Bruchsaler Zuchthaus ein- und durchgeführten Zellensystems und es war beim Dienstantritt Ekerts bereits eine eigene ansehnliche Literatur darüber vorhanden. Der junge Direktor arbeitete sich rasch in den neuen Dienst ein und im Kampfe der Geister über das beste Haftsystem gelangte er bald zu der Überzeugung, daß der individualisierende Strafvollzug auf Grundlage der Einzelhaft, konsequent gehandhabt, der beste und erfolgreichste sei. Mit seinem ganzen Können und Wissen, in Wort und Tat trat er fortan für diese Überzeugung ein und da er mit kritischem Auge erkannte, daß nur durch Zusammenschluß und Zusammenwirken gleichgesinnter Kräfte eine Verbesserung und Hebung des fast in jedem deutschen Bundesstaate anders gestalteten und zum Teil sehr im argen liegenden Gefängniswesens zu erzielen sei, so vollbrachte er schon in der Anfangszeit seines Wirkens zu Bruchsal eine Tat, die allein schon genügt hätte, um ihm für alle Zeiten ein bleibendes Verdienst zu erwerben: die Gründung des „Vereins der deutschen Strafanstaltsbeamten“. Die historische Wahrheit verlangt indessen, hier noch zwei andere äußerst verdiente Beamten des Zuchthauses zu erwähnen, welche mit allem Recht mindestens als Mitbegründer des Vereins betrachtet werden wollen, den Geheimen Hofrat Dr. Gutsch, damals Hausarzt, und Oberrechnungsrat Bauer, Verwalter an der Anstalt, wo letzterer den Gewerbebetrieb auf die Höhe allgemeiner Vorbildlichkeit brachte. Bauer hat ein treffliches Buch darüber geschrieben. Am 18. Mai 1864 wurde in engerem Kreise unter Ekerts Ägide der genannte Verein konstituiert, der bald zahlreiche Mitglieder gewann, sich bis heute als lebensfähig erweist und das gesamte Strafvollzugswesen mächtig gefördert hat. Der Zweck des Vereins verfolgte vor allem die Anbahnung einer einheitlichen und gleichförmigen Entwicklung und Ausgestaltung

des praktischen Strafvollzugs in allen seinen Teilen, sowie die Weckung und Erhaltung eines fachmännischen Gemeingefühls. Diesem Zwecke sollten die statutenmäßigen periodischen Vereinsversammlungen dienen (durch mündlichen Gedankenaustausch mit reichhaltigen Tagesordnungen), sodann die Schaffung eines Vereinsorgans, der rühmlich bekannten „Blätter für Gefängniskunde“, von denen unter Ekerts Redaktion (bis 1892) 26 Bände erschienen sind. Dieselben bilden eine wahre Fundgrube des Wissens für alle in das Gefängnisfach einschlägigen Gebiete, Verwaltung, Arbeitsbetrieb, Gefängnishygiene, Seelsorge und Bildungswesen, Verbrechensprophylaxe und Schutzwesen für entlassene Sträflinge. Hervorragende Männer der Praxis und der Wissenschaft unterstützten durch Beiträge die Bestrebungen der Vereinsleitung und der Redaktion, Direktoren, Ärzte, Geistliche, sonstige Gefängnispraktiker, aber auch bedeutende Vertreter der Strafrechtswissenschaft. Ekert hat es aber auch ausgezeichnet verstanden, Propaganda für seine Ideen zu machen. So verbanden sich Theorie und Empirie zu fruchtbarem Schaffen. Als im Spätjahr 1878 das neue, unter Ekerts Mitwirkung erbaute Landesgefängnis in Freiburg eröffnet wurde, siedelte er als Direktor dieser nach den besten Mustern eingerichteten Anstalt ebenfalls dahin über. Kurz zuvor hatte die preußische Regierung ihm die Vorstandsstelle an der neuen großen Strafanstalt Plötzensee bei Berlin angeboten, Ekert aber den Ruf nicht angenommen. Auch in Freiburg war Ekert bemüht, einen mustergültigen Dienstbetrieb herzustellen, der um so schwieriger zu gestalten war, als diese Anstalt nur zum Vollzug von vorherrschend kurzzeitigen Gefängnisstrafen bestimmt war. Als Direktor verlangte Ekert von seinen Untergebenen strengste Pünktlichkeit bis ins kleinste. Er selbst war geradezu groß in der Wahrnehmung des Kleinen; er kannte jeden Nagel in der weitläufigen Anstalt und das Wort: «Minima non curat praetor» wurde von ihm perhorresziert. Dagegen gestattete er den höheren Beamten, unter welchen ihm sowohl in Bruchsal wie in Freiburg einige ganz hervorragende Männer zur Seite standen, eine weitgehende Selbständigkeit und Spontaneität des Schaffens, unbeschadet der Einheit des Dienstes. Während sonst als eine Hauptaufgabe und Machtbefugnis des Direktors die ständige Kontrollierung der Anstaltsbeamten betrachtet wird, hätte Ekert es als eine Kränkung seiner Mitbeamten aufgefaßt, wenn er durch übertriebenen Gebrauch des Aufsichtsrechtes einen Mangel an Vertrauen zu ihrem Pflichteifer, zu ihrer Ehren- und Gewissenhaftigkeit hätte bekunden wollen. Dadurch erreichte

er aber gerade, daß man ihn um so lieber als „Direktor“ respektierte, daß jeder mit Lust und Liebe in seinem speziellen Gebiete arbeitete, ja daß mancher Beamte seine eigenen Erfolge und Verdienste neidlos in den alleinigen Ruhmeskranz des Direktors einflechten ließ. Ekert war seiner geistigen Befähigung nach kein Genie, auch kein Redner und kein geistreicher Schriftsteller, aber im Besitze einer gediegenen allgemeinen Bildung und ein Idealist in der Erfassung sowohl seines persönlichen Berufes als der Aufgabe des Strafvollzugs überhaupt. Die geistigen Besserungsfaktoren stellte er hoch über den Arbeitszwang und das Arbeitserträgnis der Sträflinge. Die Anstalt sollte keine Fabrik sein. Ebenso haßte er jede handwerksmäßige Dienstschablone. Eine neue Aufgabe erwuchs dem Direktor und einzelnen höheren Anstaltsbeamten im Jahre 1886 infolge der Einführung besonderer Lehrkurse für richterliche Beamte (Gefängnislehrkurse) an dem Freiburger Landesgefängnis. Dieselben bestehen in Vorträgen mit praktischen Demonstrationen über alle Zweige des Gefängniswesens, der Verbrechensverhütung und des Schutzwesens, erfreuen sich stets einer zahlreichen Beteiligung und haben bald in andern Staaten Nachahmung gefunden. — Neben der Redaktion des Vereinsorgans hatte Ekert auch noch Zeit und Veranlassung zu kleineren literarischen Arbeiten. Er schrieb, namentlich in der ersten Zeit, zahlreiche Gutachten für Vereinsversammlungen, kritische Anzeigen u. dgl. Im „Handbuch des Gefängniswesens“, herausgegeben von Frz. von Holtzendorff und E. von Jagemann (1888), stehen zwei Beiträge unter seinem Namen (VI. Buch, Abschnitt I, S. 56—93, über „Gefängnisdisziplin und Individualisierung“). Dem unermüdlich tätigen und strebsamen Manne fehlten aber auch nicht reiche Ehren und Auszeichnungen. Seine Brust war geschmückt mit zahlreichen Orden. Fast jede Vereinsversammlung trug ihm als dem Präsidenten einen Orden ein. Ausländische Gefängnisgesellschaften, z. B. die Howard Association in London, die Société générale des prisons in Paris, der schweizerische Verein für Straf- und Gefängniswesen, ernannten ihn zum Ehren- oder korrespondierenden Mitglied. Das Jahr 1879 brachte ihm den Titel und Rang eines badischen Geheimen Rats III. Klasse. Anläßlich des 25jährigen Vereinsjubiläums, welches 1889 in Freiburg stattfand, wurde er von der juristischen Fakultät der dortigen Universität durch Ernennung zum Ehrendoktor ausgezeichnet, wie es im Diplom heißt, als «de disciplina in custodiis observanda egregie meritus». Damals hatte Ekert den Höhepunkt seiner Tätigkeit und seines Ruhmes

erreicht. Nur zu bald ging es abwärts mit seiner Schaffensfreudigkeit, weil abwärts mit seiner Gesundheit. Nervöse Krankheitszustände, zu denen der Grund schon früher gelegt war, traten immer lästiger auf und machten ihm den Dienst zur Qual. Wehmütig klagte er oft darüber, daß er nicht mehr könne, wie er wollte. Dazu kamen noch andere Verhältnisse, die ihm den Gedanken an den Rücktritt nahe legten. Im Frühjahr 1891 wurde er auf Ansuchen in ehrenvollster Form und unter Verleihung des Eichenlaubes zum Kommandeurkreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen in den Ruhestand versetzt. In Freiburg, dem Geburtsorte seiner Frau, ließ er sich in einem ruhigen und stillen Heim zum Genuß des wohlverdienten «otium cum dignitate» nieder. Leider sollte es nicht von langer Dauer sein. Das Nervenübel, gegen das er vergeblich da und dort Heilung gesucht hatte, verschlimmerte sich von Tag zu Tag und eines Morgens, am 3. Juni 1892, traf uns die Schreckenskunde: „Ekert ist nicht mehr". In geistiger Umnachtung war er aus dem Leben geschieden. — Ekerts Bedeutung für die Allgemeinheit liegt in seiner Stellung zum Strafvollzug. Unter den Reformatoren derselben glänzt sein Name in erster Linie. Er war ein Apostel der Einzelhaft und sein ceterum censeo blieb bis zuletzt: „Solange dieses System nicht einheitlich in allen Staaten besteht, und zwar angefangen in der Untersuchungshaft und fortgesetzt am Strafort, angewendet schon in den kleinsten Gerichts- und Polizeigefängnissen für Strafen von kürzester Dauer, solange wird und kann die Freiheitsstrafe die von ihr erhofften Erfolge nimmermehr erzielen". Überdies aber haben insbesondere die Strafanstaltsdirektoren allen Grund, den Namen „Ekert" in allezeit dankbarem Gedächtnis zu bewahren; denn er hat diesen Beamtenstand bezüglich seiner Wertschätzung außerordentlich emporgehoben und zur Geltung gebracht. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß diese moralische und materielle Hebung von selbst erfolgen mußte, sobald man auch von oben herab immer mehr darauf drang, daß der Gefängnisdienst durchgeistigt, auf wissenschaftlicher Grundlage vertieft und sein Gesichtskreis erweitert werde. Die Zeit ist vorüber, wo ein preußischer Gefängnisbeamter in den „Blättern für Gefängniskunde" die Behauptung wagen durfte: „Der gebildete preußische Unteroffizier ist der geborene Strafanstaltsdirektor". Jetzt werden an die Vereigenschaftung der Bewerber höhere Anforderungen gestellt, jetzt sehen wir auch dem Zuchthaus- und Gefängnisdirektor einen Rang und eine Stellung eingeräumt, von der man vor 40 Jahren sich noch nichts träumen ließ. Krauß.

Bernhard Erdmannsdörffer.

Fast gleichzeitig mit dem heiligen römischen Reich ist auch die alte Heidelberger Hochschule einer Auflösung entgegengegangen, an geistigen und finanziellen Mitteln erschöpft. Doch in einem neuen jugendlichen Staate schlug sie neue Wurzeln. Der alte Stamm war noch geblieben, aber Blätter und Blüten, die er trieb, waren mannigfacher und anderer Art wie zuvor. An ihren Früchten nahm vor allem die Geschichte den besten Anteil. Dennoch ist an der Heidelberger Hochschule das Studium der neuern Geschichte um ihrer selbst willen, als eines Zweiges wissenschaftlichen Forschens und Lernens, noch jung. Nicht weiter geht es zurück, als auf die Wirksamkeit eines Mannes, der erst vor ein paar Jahren, um die Zeit, als die ersten Frühlingsstürme neues Leben verkündeten, neben Schlosser, Häusser und Gervinus auf dem Heidelberger Friedhofe zu Grabe getragen ward. — Bernhard Erdmannsdörffer ist am 24. Januar 1833 zu Altenburg als Sohn einer kinderreichen bürgerlichen Familie geboren. Die Erinnerungen an seine Jugendzeit waren ihm bis an sein Ende lebendig, er teilte sie andern gerne mit. Neben dem Studium der Welthändel, deren Zusammenhang er uns begreifen lehrte, ging er jederzeit auch gerne den Spuren seiner eigenen Familie nach und auch hier machte ihm jede Entdeckung, die ihm gelang, eine besondere Freude. Nach Vollendung der Gymnasialjahre bezog er im Jahre 1852 die Universität Jena, die poesievolle Hochschule seiner thüringischen Heimat. Sein uns erhaltenes mit den Studentenjahren begonnenes Tagebuch gibt uns Zeugnis, wie geistig reif und sittlich ernst der kaum zwanzigjährige Jüngling die denkwürdige Stätte betrat, wo Jahrhunderte deutschen Geisteslebens zu ihm redeten und der Zauber echten deutschen Studentenlebens ihm unvergängliche Erinnerungen mit ins Leben gab. Von starkem Bewußtsein seiner Pflichten erfüllt, hat er lange in sich Einkehr gehalten, ehe er sich entschloß, am fröhlichen Burschenleben teilzunehmen. „Es waren", so schreibt er, „Kämpfe zwischen der Liebe zu einem wahren Studentenleben und dem ernsten Zwecke meines Hierseins, der Wissenschaft. Auf der einen Seite lockt mich das schöne, freie, poetische Leben eines flotten Studenten; das Leben, das man doch wahrlich nicht aus Büchern kennen lernt, strahlt mir von seiner freundlichsten Seite entgegen; auf der andern Seite mahnt mich meine Armut ernst daran, meine Zeit treulich zur Arbeit zu benutzen, da ich ohnehin ein weites Feld zu durchlaufen habe. Auf beiden Seiten

starke Momente; ich weiß noch nicht, was das Ende sein wird." Das Ende dieser Kämpfe war, daß Erdmannsdörffer in die Burschenschaft Teutonia eintrat, daß er das freie Studententum heiter und fröhlich genoß und auch seinen Pflichten dem Ernste des Lebens gegenüber treu blieb und beides, Frohsinn und Pflichtgefühl, dauernd mit ins Leben nahm. Die Universität, heute schon ein vielfach unklarer, verworrener Begriff, trug noch ihren alten universellen Charakter auch in der Art der Bildung, die man suchte. Man berechnete noch nicht die künftigen realen Erträgnisse des Wissens, um danach den Horizont der geistigen Ziele ja nicht allzuweit zu begrenzen und die Wahl des Faches danach zu bestimmen. Erdmannsdörffer studierte Philologie. Es war damals ganz selbstverständlich, daß er auch philosophische Bildung suchte. In der Geschichte aber fand er in Droysen seinen Lehrer, der ihm die Wege zum künftigen Historiker gewiesen und geebnet hat. Mit Eifer studierte er griechische Geschichte. Die tiefe, umfassende, auch ästhetisch geläuterte Bildung, die er auf dem Boden antiken Geisteslebens empfing, blieb ihm in ihrer veredelnden und erziehenden Macht zeitlebens eigen. Ihre Spuren lassen sich auch in seiner dem modernen Staats- und Geistesleben zugewandten Gedankenarbeit immer wieder entdecken. Mit einer Dissertation: «De prytaniis atticis» hat er in Jena promoviert. Die Würde eines Doctor philosophiae — damals noch keine diplomierte Phrase war ihm kein Abschluß, sondern der Anfang weiterer ernster Studien. Er wollte seine jugendlichen Geisteskräfte nicht sofort in den oft einförmigen Gang des Berufslebens einzwängen lassen, unbemittelt, wie er war, den Kampf mit dem Leben aufnehmen. So ging er zunächst den nicht immer rosigen Weg eines Hauslehrers. Nach einem kurzen Aufenthalte auf einem ostpreußischen Gute der Familie Moltke trat er bei einer deutschen Kaufmannsfamilie in Venedig in gleiche Dienste. Die neue Stellung ließ ihm Zeit genug übrig, zum erstenmal die Eindrücke einer grandiosen Vergangenheit und die ihm schon früh verständliche Sprache der Kunst in sich aufzunehmen. Auch die „Spuren vaterländischer Geschichte in jenen zahllosen Denkmälern" wollte er verfolgen. Ein längerer Aufenthalt in dieser Umgebung hätte den für alles Schöne begeisterungsfähigen Gelehrten ohne Zweifel zu einer venetianischen Kulturgeschichte geführt. Als kleines Zeugnis für diese Interessen, zugleich als reife Frucht seiner Studien in den Schätzen der Bibliothek von S. Marco bleibt die Abhandlung: «De commercio, quod inter Venetos et Germaniae civitates aevo medio intercessit». Ein im Jahre 1888

im Heidelberger Historisch-Philosophischen Verein gehaltener Vortrag über den Fondaco dei Tedeschi und das an Schultes handelsgeschichtlichem Werke von seinen ersten Anfängen an genommene Interesse stehen noch im Bannkreise der venetianischen Eindrücke. Mit dieser Arbeit hat sich Erdmannsdörffer (1858) in Jena habilitiert. Dann trat er (1859) in die Dienste der Münchener Historischen Kommission, die jetzt zur Herausgabe der Deutschen Reichstagsakten ihre jungen Mitarbeiter in die Archive und Bibliotheken des In- und Auslandes schickte. Erdmannsdörffer fiel eine Reise nach Italien zu. Er arbeitete in Turin, Pisa und Florenz, sah zum erstenmal die ewige Stadt, die noch in alter päpstlicher Herrlichkeit, unberührt von der zudringlichen Unnatur modern charakterloser Verschönerung, den einheitlichen monumentalen Eindruck der Zeiten rein und unverfälscht genießen ließ. Über die Akten hinaus erweiterte sich sein Blick in diese seinem innern Wesen, seinem feinen künstlerischen Empfinden so bald vertraute Welt. Zum hochgebildeten Kenner der Renaissance reifte er in dieser geistigen Luft. Doch auch das moderne Italien, mitten in seinem tief gärenden, nach neuer Gestaltung ringenden Leben, verfolgte der künftige Lehrer der politischen Geschichte mit Eifer, Interesse und lehrreichem Erfolg. Eine kleine Studie über die Stellung Herzogs Karl Emanuel von Savoyen zur deutschen Kaiserwahl des Jahres 1619 brachte er aus Italien nach Hause, eine Arbeit, lebendig und frisch in der Darstellung, schon ausgezeichnet durch die Charakterisierung der handelnden Personen, neu durch einige im Turiner Staatsarchiv gemachte Funde. Mit dieser Schrift habilitierte sich Erdmannsdörffer zum zweitenmal, jetzt an der Berliner Universität, wohin inzwischen sein Lehrer Droysen berufen war. Ganz anders als man in dem Gesichtskreise von Florenz und Rom erwarten konnte, waren nun von Berlin aus Neigungen, Arbeiten und Lebensweg des Gelehrten. Er nahm zunächst an dem unter Dunckers Leitung herausgegebenen Urkunden- und Aktenwerke zur Geschichte des Großen Kurfürsten selbständigen Anteil. Schon 1864 war der erste Band der politischen Verhandlungen erschienen, vier weitere Bände tragen Erdmannsdörffers Namen. Seiner ganzen geistigen Anlage nach konnte ihm eine derartige Sammlung, trotz ihres monumentalen Umfangs, doch nur als Vorarbeit dienen. Aktenstücke des reinen Materials wegen zu sammeln war nicht seine Sache. Sie sind für ihn nur Bausteine. Aber die Art und Weise, wie er dieselben gesammelt, geordnet, behauen hat, das läßt schon die in seinem Geiste sich entwickelnden architektonischen Formen erkennen. Starke, lebensvolle und lebensfrische Gebilde steigen

aus den Akten hervor. Schon 1869 erschien Erdmannsdörffers erstes größeres darstellendes Werk: „Georg Friedrich von Waldeck. Ein preußischer Staatsmann im 17. Jahrhundert". In der preußischen Historiographie eine Tat, die mit Pufendorfs Tradition gebrochen hat, über Droysen weit hinausging. Denn auch letzterem haftete viel von jener Anschauung an, daß die Person des Großen Kurfürsten und die Idee des brandenburgischen-preußischen Staates identisch seien. Ohne diesem hervorragenden Fürsten auch nur einen Titel wahren Verdienstes zu nehmen, läßt Erdmannsdörffer ihn aus dem Olymp herabsteigen, in den Pufendorf ihn versetzt und unnahbar gemacht hat, entdeckt neben ihm und über ihm einen genialen, energischen, von originalen Ideen erfüllten Staatsmann, dessen Einfluß er psychologisch erforscht und aktenmäßig belegt. Er zeigt uns, daß auch der brandenburgische Kurfürst ganz durch seinen Minister geleitet war, daß der Graf von Waldeck „der erste gewesen ist, der den allgemeinen nationalen Beruf des preußischen Staates praktisch erkannt hat". Zeigt sich schon hier auf dem Boden des Staatslebens Erdmannsdörffer als einen feinsinnigen psychologischen Analytiker, so finden diese reichen Anlagen in Verbindung mit einer umfassenden literarischen und ästhetischen Bildung ihren Weg in die geheimnisvollen Tiefen, aus denen das Seelenleben der Völker und Zeitalter in poetischen Äußerungen hervorquillt. Neben dem Grafen Waldeck erscheint gleichzeitig in den Preußischen Jahrbüchern (1870) eine Studie über „Das Zeitalter der Novelle in Hellas". Er untersucht, welche Stellung die literarische Gattung der Novelle im Zusammenhange der Literatur- und Kulturgeschichte einnimmt. In der Analogie der Erscheinungen in Hellas, im Zeitalter der sieben Weisen und in jenem der Kreuzzüge will er uns die Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemütes zeigen und lehren, wie aus einem Stamme in zwei weitentlegenen Kulturperioden Erscheinungen von völlig entgegengesetzter Wirkung entspringen. Selbst erfüllt von poetischer Empfindung durchschaut er die Ideenkreise jener Zeiten, aus denen er uns die Erzählungskunst als bedeutsamen kulturhistorischen Faktor klar macht. Mehr als sein großes Lebenswerk ist diese kleine, nur zu wenig gekannte Schrift geeignet, Erdmannsdörffers Geistes- und Seelenarbeit in ihren feinsten Zügen zu erkennen. Sie gibt uns — man darf wohl sagen — den Schlüssel zu seinem tiefinnersten Wesen. Während dieser Berliner Zeit pflegte Erdmannsdörffer einen geistig anregenden Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, unter denen besonders Dilthey und Hermann Grimm ihm zeitlebens treu ge-

blieben sind. Auch die politischen Wogen jener Tage des preußischen Konflikts, in dessen Kämpfen die gewaltige Figur Bismarcks dem vollen Verständnis Erdmannsdörffers nahe trat, schlagen an die stille Studierstube des Gelehrten. Erdmannsdörffer ist in Politik niemals thätig gewesen, doch er lernte aus ihr, er hielt auch politische Schulung zum Verständnis der neuern Geschichte für notwendig. Aber niemals ist ihm Politik Zweck seiner Arbeiten gewesen. So wartete er, nicht immer froh gestimmt in der Geduld des Privatdozenten, auch nicht ohne resignierenden Humor, die Entscheidungen seines Lebens ab. Der Ernennung zum außerordentlichen Professor waren bald (1871) seine Berufung als Ordinarius nach Greifswald, an Noordens Stelle, und nach Breslau (1873) gefolgt. Von Heinrich von Treitschke empfohlen, übernahm er an Ostern 1874 den Lehrstuhl für neuere Geschichte an der Heidelberger Hochschule. Die großen Traditionen dieses Amtes sollte er nun aufnehmen. Er tat es mit Ehren und mit Erfolg, doch in anderer Form und Weise, als man es hier gewohnt war und von ihm erwartete. Als Forscher, Geschichtsschreiber und Lehrer war Erdmannsdörffer hier eine neue Erscheinung, die unter der Macht der Tradition nur langsam, aber sicher sich Geltung verschaffen konnte. Langsam reiften vor allem die reichen Früchte seines literarischen Schaffens. Erdmannsdörffer schrieb leicht. Aber dieses gottbegnadete Talent hat er niemals zur Vielschreiberei ausgenützt. Was er uns gab, war der Ausdruck langer Gedankenarbeit. Auch seine kleineren Studien über Luise Henriette von Orleans, die Gattin des Großen Kurfürsten (in der Zeitschrift für preußische Geschichte 1878), über den letzteren eine biographische Skizze (im Neuen Plutarch 1878), sind Ergebnisse weit zurückreichender Studien. Dennoch spricht aus ihrer Form ursprüngliche Frische, kunstvoll und natürlich zugleich. Erst von 1892 an erschien seine „Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 1648—1740" in zwei Bänden, ein Werk, das seinen Verfasser in die Reihe unserer ersten Geschichtsschreiber gestellt hat. Eine Periode deutscher Geschichte, die im Hinblick auf die vollkommene Zerfahrenheit aller politischen Verhältnisse eine einheitliche Betrachtung unmöglich zu machen schien, hat der Geschichtsschreiber unter scheinbar müheloser Beherrschung des umfangreichen, vielgestaltigen Stoffes zu einem in sich abgeschlossenen literarischen Kunstwerk verarbeitet. Er hat uns von der Anschauung geheilt, daß diese Zeit für uns eine verlorene sei, uns gezeigt, wie dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges als der zertrümmern-

den Gewalt die Macht ordnender Arbeit folgt, der aus dem Boden der Zerstörung gerettete Keim neue Blüten treibt, neue politische Ideen und schöpferische Gedanken entwickelt. Was Erdmannsdörffer in seiner Abhandlung „Zur Geschichte und Geschichtsschreibung des dreißigjährigen Krieges“ (Historische Zeitschrift 14) von gerechter Beurteilung verlangt, hat er in seinem Werke selbst erfüllt. „Unsere Billigung“, sagt er, „reicht nicht bis zu den oft ganz anders gearteten Motiven der einzelnen, nicht zu den positiven Idealen, welche diesen Kämpfern vorschweben mochten, nicht zu den Mitteln, die sie für dieselben in Bewegung setzten. Für diese haben wir, frei von jedem bindenden subjektiven Verhältnis einer Gesinnungs- oder Interessengemeinschaft, nur die Aufgabe objektivster Entwicklung aus den gegebenen Bedingungen zu Erklärung und Verständnis.“ Von Erdmannsdörffer wird man das Urteil wiederholen können, das Johannes von Müller über Schillers dreißigjährigen Krieg abgegeben hat, „dem man nicht ansehen könne, unter welcher Partei er gelebt, unter welcher er geboren“. Objektivität ist der Grundzug des Erdmannsdörfferschen Werkes. Wie anders hätte Treitschke, seiner starken Empfindung unterliegend, gerade diese Periode deutscher Geschichte behandelt! Und doch ist bei aller Ruhe des Urteils, die Erdmannsdörffer aus der Rankeschen Schule geerbt, sein Werk von lebensvoller Wärme beseelt, gerecht auch die Bedeutung der kleinsten Figuren würdigend, ein Meisterstück der Erzählungskunst. Langsam hat sich Erdmannsdörffer auch als akademischer Lehrer Bahn gebrochen. Viele, die ihn jetzt hörten, lebten noch unter den frischen Eindrücken der Prophetensprache Treitschkes, in manchen war die Erinnerung an Ludwig Häusser noch lebendig. Hier Vergleiche zu ziehen, nur von Tradition zu reden, hieß an der geistigen und wissenschaftlichen Selbständigkeit des neuen Lehrers zweifeln und ungerecht sein, da Häusser so wenig die Traditionen Schlossers aufgenommen, als Treitschke ganz in Häussers Ideenkreisen wandelte. Ein jeder war in seiner Art auch als Lehrer hervorragend und Erdmannsdörffer reihte sich ihnen ebenbürtig an. Die Vergleiche verstummten, sobald man einmal die Eigenart Erdmannsdörffers erkannte und durch ihn verstehen lernte, daß die politischen und sozialen Bedingungen, unter denen Häusser und Treitschke lehrten und die jugendlichen Herzen begeisterten, überwunden waren. Die Zeit des Prophetentums war vorüber. Auch der unserem Verständnis heute so fremd gewordene Schlosser, „als einer der wirkungsreichsten historisch politischen Lehrmeister unseres deutschen Bürgertums in einer entscheidungsvollen Periode seines

Kampfes um sein Recht", war ein Sprecher für seine Zeit. Den Wandel der Geschichtsauffassung, der Bedingungen ihrer Wirkung in Lehre und Schrift, hat uns Erdmannsdörffer gerade aus diesem Manne heraus, in seiner Gedächtnisrede zur Feier von Schlossers hundertjährigem Geburtstage, in geistvoller und gerechter Weise klar gemacht. Und doch teilte auch der neue Geschichtslehrer mit seinen Vorgängern das Beste. Mit Schlosser, dem Dantekenner, war er durch seine umfassende Bildung und hohe sittliche Auffassung der Geschichte verwandt, ohne die rigorose Art, welche den Geschichtsschreiber zum moralisierenden Richter über die Vergangenheit macht, ohne die subjektive Empfindung, die unter dem Einflusse des Gemüts die Dinge betrachtet. Geistig vornehm wie Schlosser war auch Erdmannsdörffer, doch frei von „niedriger Einschätzung all dies Weltwesens". Auch einen „schlechten Kerl", wenn er nur interessant und von geschichtlicher Bedeutung war, hielt er des ernsten Studiums wert. Als Meister der Erzählung stand Erdmannsdörffer ebenbürtig neben Häusser, Vaterlandsliebe und glühende Begeisterung teilte er mit ihm und Treitschke, ohne die politische Praxis des einen und die alles mit sich fortreißende, historisches Urteil trübende Leidenschaft des andern. Es gehörte Mut dazu, gleich in der ersten Stunde, als der neue Lehrer vor seinen erwartungsvollen Zuhörerkreis trat, zu sagen, daß er anders geartet sei und anderes wolle als seine Vorgänger auf diesem „traditionenreichen" Lehrstuhl. Dieser Vergangenheit gegenüber hat er seine Eigenart bewahrt, daß er die Geschichte so lehrte, wie er sie schrieb. „Man wird überall — so schreibt sein ältester Schüler Gothein über den Vortrag des Lehrers — von dem beruhigenden Gefühl geleitet: «so war es», während man bei Treitschke inmitten der Begeisterung, zu der er unwiderstehlich fortriß, sich sagte: «so hat er es ganz empfunden»." Man kann nicht treffender das innerste Wesen der beiden akademischen Lehrer und Freunde kennzeichnen. Erdmannsdörffers Wirksamkeit als Lehrer der Geschichte ging tiefer, als der flüchtige Genuß seiner vielfach auch in den Dienst der sogenannten allgemeinen Bildung gestellten Vorträge es vermochte. Nun ward auch die neuere Geschichte ein Fach, das man studierte, unter der Weisung des Lehrers, im persönlichen Umgange mit ihm. Diese Übungen wurden dann später unter dem Namen „Historisches Seminar" in dem Lektionskatalog angekündigt. Doch jene methodische Zucht, die einem jeden denselben geistigen Stempel aufdrückt, fand hier keinen Platz. Man braucht nur die historischen Dissertationen der letzten 20 Jahre durchzugehen, um die vielseitige befruchtende An-

regung zu ermessen, die aus diesem geistigen Verkehr von Lehrer und Schülern hervorgegangen ist. Erdmannsdörffer hatte gar nichts Schulmeisterliches an sich. Historischen Sinn zu wecken, vielseitige Bildung zu pflegen, vor allem den Gesichtskreis weit zu halten, auch bei zeitlich oder räumlich eng begrenztem Stoffe, und sonst die Wege geistiger Arbeit zu ebnen, das war seine sich selbst gestellte Aufgabe. Im persönlichen Umgang, von dem Inhalt seiner unendlich tiefen Natur ergriffen, nahmen begabte jugendliche Köpfe vielfach schon jetzt die Ideen und Gedanken späterer Lebensarbeit in sich auf. Selbständige geistige Freiheit war überhaupt die Voraussetzung einer erfolgreichen Teilnahme an diesem Verkehr. Wie seine historischen Gestalten, so behandelte Erdmannsdörffer auch seine Schüler, ganz individuell, jeden nach seiner Eigenart. Wes Ehrgeiz und Erwartung nicht weiter ging, als bequem, auch rasch, am Gängelbande geführt, das Ziel eines akademischen Titels zu erreichen, mehr des Lehrers Wissen, als sein eigenes kleines geistiges Kapital in ein paar Druckbogen umzusetzen, der war enttäuscht. Er sah in Erdmannsdörffer einen unmethodischen Lehrer, d. h. er verstand ihn nicht. In diesem geistigen Verkehr mit seinen Schülern, der fast bei allen auch zu einem dauernden herzlichen Verhältnis für das weitere Leben auswuchs, stand Erdmannsdörffer als eine neue Erscheinung da, von einer nachhaltigen Wirksamkeit, wie dieselbe keiner seiner Vorgänger erreicht hat. Neben seinem Lehramt, in welchem er weite Gebiete historischen Lebens umfaßte, nahmen auch literarische Arbeiten ihren Fortgang, an Umfang kleiner als seine Deutsche Geschichte, inhaltlich diesem Werke ebenbürtig, künstlerisch schön, in ihrer geistigen Eigenart unverkennbar auf den Ideenkreis „der Novelle in Hellas“ zurückgehend. Immer wieder will er die Analogie der geistigen Erscheinungen in ihrem Zusammenhange ergründen, Rätsel des Seelenlebens lösen. Komplizierte Naturen reizten ihn, Menschen, in denen Licht und Schatten durcheinander ging, die Gegensätze sich durchkreuzten: das Gute und das Schlechte, das Edle und das Verworfene, verschiedenartiges politische Denken, alle Regungen des innern Lebens! So schwebte ihm lange die Gestalt Mirabeaus vor, in dessen Innern „leidenschaftliches Pathos und kluge Berechnung nebeneinander lagen“; dessen „Talent man das Größte, dessen Charakter man das Schlechteste zutraute“, aus dessen Seele „alle Phasen des politischen Denkens vom Royalismus bis zum demokratischen Radikalismus herauszulesen sind“. Und doch schuf uns Erdmannsdörffer, alle äußeren und inneren Bedingungen in dem Leben dieses merkwürdigen Mannes er-

forschend und ergründend, aus aller Kompliziertheit eine Einheit, aus Widersprüchen ein System, ein in sich abgeschlossenes, uns historisch und psychologisch verständliches Charakterbild. Noch kurz vor seinem Ende erschien in der Allgemeinen deutschen Biographie Erdmannsdörffers Artikel über Beust, seinem Umfang nach eine Monographie, die als biographisches Kunstwerk verdient, einmal ohne zahlreiche Begleitung in der literarischen Welt aufzutreten. Auch diese Arbeit ist wieder ein Muster objektiver Betrachtung, die vor allem die mittelstaatliche Politik des viel geschmähten Staatsmannes in gerechter Würdigung uns verständlich macht, auch in Anerkennung und Bewunderung nicht zurückhaltend. In vielen Stücken eine Ehrenrettung, die vor allem der Auffassung unehrlichen Spieles in der deutschen Politik beweiskräftig und bestimmt entgegentritt, vorsichtig, wo die Quellen ein abschließendes Urteil nicht gestatten. Selbst das vielbesprochene Bündnis mit Napoleon während des großen Krieges ist, trotz der Enthüllung Grammonts, für Erdmannsdörffer eine vorerst nicht bewiesene Hypothese. Auch um die Geschichte seiner neuen badischen Heimat hat Erdmannsdörffer große Verdienste. Als Mitglied und mehrjähriger Vorstand der Badischen Historischen Kommission hat er an allen ihren Arbeiten den regsten Anteil genommen, viele veranlaßt und gefördert. Die nun in fünf Bänden vorliegende „Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806", in ihrer Bedeutung weit über die Grenzen des kleinen Landes hinausgehend, verdankt ihm Plan und Anlage, die beiden ersten Bände hat er selbst bearbeitet nach den bewährten Grundsätzen, die auch seinen Akten zur Geschichte des Großen Kurfürsten zugrunde liegen. Ein Ergebnis dieser Quellensammlung war die 1884 gehaltene Prorektoratsrede „Aus den Zeiten des deutschen Fürstenbundes", eine vielleicht nicht zufällige Jubiläumsgabe zur Erinnerung an jene Vorgänge des Jahres 1785, an denen Karl Friedrich und sein Minister Edelsheim in einer die reale Macht ihres Staates weit überragenden Weise teilgenommen haben. Auch das Neujahrsblatt der Badischen Historischen Kommission, welches unter dem Titel: „Das badische Oberland im Jahre 1785" einen Reisebericht des Grafen Galler bekannt macht, ist aus diesen landesgeschichtlichen Arbeiten hervorgegangen. Kleinere Beiträge, wie seine feinentwickelte, an den Aufenthalt Goethes in Heidelberg anknüpfende, in den Heidelberger Jahrbüchern veröffentlichte Studie über seinen ihm so vertrauten Lieblingsdichter bezeugen das liebevolle Interesse für den Boden seiner zweiten Heimat. Nicht vornehm abgeschlossen von dem Getriebe der Menschen,

wie Schlosser, wandelte er hier seinen Weg, lebensfroh nahm er am Leben teil, in weiten Kreisen auch der bürgerlichen Gesellschaft durch sein freundliches, liebenswürdiges Wesen allseits geachtet und geliebt. Blieb er auch dem politischen Parteileben ferne, er stellte doch gerne den Mut der Überzeugung und die hinreißende Macht seiner Sprache in den Dienst der öffentlichen Meinung. An hohen nationalen Fest- und Ehrentagen war er der gesuchte, gefeierte Redner, der gleich Treitschke begeistern, auch verurteilen und zürnen konnte, wenn es galt der Zeiten Stimmung für Tausende zum beredten Ausdruck zu bringen. Nicht flüchtig war der Eindruck solcher Reden, noch heute wirken sie nach, wie denn Erdmannsdörffers vornehmes, durch geistige Arbeit und vielseitige Bildung geadeltes, von dem Sonnenstrahl schlichter und menschenfreundlicher Züge durchdrungenes Lebensbild keine flüchtige Erscheinung war. Als am 7. März 1901 ihn ahnungslos der Tod überraschte, da ward doch in allen das Gefühl lebendig, daß ein ganz eigenartiger bedeutsamer Mann von uns ging und ein Stück Heidelberger Geistesleben mit sich nahm. Es kommt die Zeit, da sein Andenken nicht mehr so unmittelbar lebendig sein kann wie heute. Die Früchte seines Geistes aber werden — solange geschichtliches Leben überhaupt noch Bedeutung hat — auch die Zeiten im Wechsel ihrer Anschauungen und ihrer an Wissenschaft und Bildung gestellten Forderungen überdauern. Mit Ehren, ebenbürtig, steht Erdmannsdörffer in der Reihe jener Männer, die im 19. Jahrhundert die vornehmsten Träger unseres geistigen Lebens an der Heidelberger Hochschule gewesen sind. — Gedächtnisreden und Nachrufe von: G. v. Below (Hist. Vierteljahrschr. 1901), R. Graf Du Moulin-Eckart (Neue Heidelberger Jahrbücher XI), Erdmannsdörffers Tagebuch, E. Gothein (Preußische Jahrbücher 104, 1), Th. Lorentzen (Burschenschaftl. Blätter 1901), K. Obser (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 1901), Dietrich Schäfer (Histor. Zeitschrift 1901), Persönliche Erinnerungen. J. Wille.

August Otmar von Essenwein,

am 2. November 1831 zu Karlsruhe geboren, widmete sich, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, an der Polytechnischen Schule dem Studium der Architektur. Durch seine Lehrer Hübsch und Eisenlohr wurde er in die Kenntnis besonders der mittelalterlichen Kunst eingeführt, als deren gründlichster Kenner in Deutsch-

land er in späteren Jahren galt. Nach längeren Studienreisen in Deutschland, Österreich und Frankreich machte er sich zuerst literarisch durch das vermutlich auf Eisenlohrs Anregung hin entstandene Werk „Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter" bekannt, welches ein Thema erörterte, das im Beginn der 1850er Jahre noch wenig behandelt war. Im Jahre 1857 trat E. in den Dienst der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft, in welchem er sieben Jahre lang als Architekt für Hochbau und als Bureauchef wirkte. Seine Dienstgeschäfte ließen ihm die erwünschte Muße, sich in gründlicher Weise archäologischen Studien zu widmen und im Verein mit dem hochverdienten Professor Dr. von Eitelberger dem neuaufblühenden Kunstgewerbe seine eifrige Teilnahme zuzuwenden. Ihm war — und das war besonders für seine spätere Wirksamkeit bedeutungsvoll — das ganze Gebiet der Kunst, die großen Monumentalbauten so gut wie die Erzeugnisse der Kleinkunst, innig vertraut. Ein neuer und ihm sehr erwünschter Wirkungskreis eröffnete sich ihm, als er im Jahre 1864 als Stadtbaurat nach Graz berufen wurde, wo ihm gleichzeitig der Lehrstuhl des Hochbaues an der Technischen Hochschule übertragen ward. Aber bald sollte sich ein ungleich weiteres und wichtigeres Feld seinen bedeutenden Fähigkeiten und seiner seltenen Arbeitskraft eröffnen. Professor Jakob v. Falke in Wien lenkte, als es galt, für das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg einen neuen ersten Direktor zu gewinnen, die Aufmerksamkeit des Verwaltungsausschusses dieser Anstalt, an welcher er früher selbst gewirkt hatte, auf den Grazer Professor. E. wurde am 21. Januar 1866 gewählt und trat am 1. März dieses Jahres sein Amt an. Damit war ür das Germanische Museum eine neue Ära eröffnet. Von Anfang an war die Verwaltung dieser Anstalt ganz auf die Person ihres Gründers, des Freiherrn v. Aufseß, zugeschnitten, der, ein glücklicher und gewandter Sammler und enthusiastischer Dilettant, das Museum zu einem Zentralpunkt für die ganze deutsche historische Wissenschaft machen wollte, dabei nach allen Richtungen über das Ziel hinausschoß und — nach dem französischen Sprichwort: qui trop embrasse mal étreint — schließlich auf keinem Gebiete über das Mangelhafte, Unfertige, Willkürliche hinauskam. Immerhin aber hatte seine energische Persönlichkeit mit rastlosem Eifer, ganz durchdrungen von der großen Bedeutung dieses Unternehmens, es verstanden, das allgemeine Interesse für das Museum lebendig zu erhalten und ihm stets neue Freunde zu gewinnen. Nach seinem Abgang trat ein gewisser Stillstand ein, der schließlich die ganze

Schöpfung des Freiherrn v. Aufseß mit allmählicher Auflösung bedrohte. Mit E. Amtsantritt kam neues Leben in die Verwaltung des Museums. Nicht ohne Kämpfe, bei denen zu seinem Schmerze der Freiherr v. Aufseß sein Gegner war, gelang es ihm, eine Änderung der Satzungen zu bewirken, wobei die Zwecke der Anstalt enger gezogen wurden und damit eine größere Bürgschaft für ihre Erfüllung gegeben ward. Das Schwergewicht legte E. mit Recht auf die Sammlungen und deren übersichtliche, wissenschaftlich korrekte und damit erst der Wissenschaft wirklich dienende Aufstellung. Aus einem allerdings großartigen Raritätenkram entstand nun eine neue, bedeutende wissenschaftliche Anstalt. Was E. mit Aufbietung aller Kraft, unermüdlich vorwärts strebend, in dieser Richtung für das Germanische Museum geleistet hat, kann an dieser Stelle nicht ausführlich dargelegt werden. Nur ein kurzer Überblick sei gestattet. In erster Reihe verstand er es, nicht nur das alte Kartäuserkloster, in dem das Museum untergebracht war, umzubauen, sondern das Augustinerkloster, an dessen Stelle ein Neubau entstand, wurde auf den Grund und Boden des Museums übertragen, an die alten Baulichkeiten wurden neue Flügel angebaut, Höfe mit Glasdächern überdeckt — kurz, es entstand nach und nach zur Aufnahme und Aufstellung der Sammlungen ein ganzes Stadtviertel. Auch der inneren Ausstattung wandte E. sein feinsinniges und kunstverständiges Augenmerk zu, und es wurde für die Anschauung der Wert der Sammlungen noch erhöht durch die stilvolle Ausgestaltung der Räume, in denen sie vereinigt waren. Und diese Sammlungen wuchsen von Tag zu Tag. Mit dem glücklichsten Blick wußte E. kostbare Erwerbungen zu machen, seine täglich wachsende Autorität brachte es fertig, daß sich die weitesten Kreise der Nation für sein Werk interessierten, alte Geschlechter stifteten Abgüsse ihrer Denkmäler, Privateigentum wertvollster Art wurde vertrauensvoll im Museum deponiert und von allen Seiten kamen Geschenke, von denen er auch das Geringfügigste nicht verschmähte und für den großen Zusammenhang des Ganzen an irgend einer Stelle nutzbar zu machen wußte. Von der größten Bedeutung war aber die systematische Anordnung der Sammlungen. Nicht nur das antiquarische Interesse der Gelehrten, die ästhetische Befriedigung der Besucher, sondern vor allem das Bedürfnis derer, die um zu lernen in das Museum kamen, hatte E. dabei im Auge. Für die Hebung des Kunstgewerbes ist auch durch die Art und Weise, wie die Sammlungen des Museums aufgestellt wurden, überaus viel gewonnen worden. Auch für jene, welche die

Sammlungen nicht selbst besichtigen konnten, wurde auf E. Anordnung durch Ausarbeitung vortrefflicher Kataloge gesorgt und in dem Anzeiger des Museums kamen in ebenso charakteristischer als gewissenhafter Wiedergabe, wie auch in den Katalogen, die wichtigsten Stücke der Sammlungen zur Darstellung. Neben dieser gewaltigen Tätigkeit für das Museum war E. auch sonst noch allezeit zu Rat und Tat bereit, wo an sein kunstverständiges Urteil und an seine schöpferische Begabung appelliert wurde. Für zahlreiche Kirchenbauten und -restaurationen hat er Gutachten abgegeben und Pläne entworfen, wohl auch, wie u. a. für das Pflaster des Kölner Domes, vollständige Zeichnungen ausgearbeitet. Er hatte im Laufe der Zeit auf diesem Gebiete sich die Stellung der ersten Autorität Deutschlands errungen. Einer so umfassenden Wirksamkeit war leider auf die Dauer sein Körper nicht gewachsen. Die Folgen der Überarbeitung machten sich empfindlich geltend, die Ärzte ordneten ein längeres Fernhalten von allen Geschäften, einen Winteraufenthalt im Süden an. Die ersehnte Wiederherstellung der Kräfte wollte sich aber nicht einstellen, und so mußte sich denn E. endlich zu seinem großen Schmerz entschließen, sein Amt niederzulegen. Er schlug im Frühling 1892 seinen Wohnsitz in Neustadt a. d. Haardt auf, und die völlige Entfernung von den Geschäften führte in seinem Gesundheitszustand eine entschiedene Besserung herbei. Das Interesse am Germanischen Museum bestimmte ihn indes, da sich die größten Schwierigkeiten bei dem Versuche ergaben, einen Nachfolger zu finden, dem Andrängen des Verwaltungsausschusses folgend, sein Rücktrittsgesuch wieder zurückzunehmen, um die mit der Reichsregierung und der bayrischen Staatsregierung eingeleiteten Verhandlungen, für die Zukunft des Museums einen sicheren Boden zu gewinnen, weiterzuführen. Im Begriffe, an einer zu diesem Zwecke zusammengetretenen Konferenz, wozu er nach Nürnberg gekommen war, teilzunehmen, wurde E. am 10. Oktober 1892 von einem Schlaganfall getroffen und starb nach dreitägigem Ringen seiner zähen Lebenskraft am 13. Oktober abends 5 Uhr. Nahe der Stätte seiner unvergänglichen Wirksamkeit, auf dem Johanniskirchhofe in Nürnberg, hat E. die Stätte der ewigen Ruhe gefunden, inmitten vieler großer Männer der alten Reichsstadt, denen er sich, was Können, Wollen und Vollbringen betrifft, so würdig anschließt. (Karlsruher Zeitung 1892, Nr. 346.) v. Weech.

Hermann Esser

wurde am 19. Januar 1840 zu Köln a. Rh. als Sohn des Justizrats Esser geboren. Nach gründlicher Vorbereitung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt widmete er sich im Jahr 1857 auf der Polytechnischen Schule in Hannover dem Studium der Ingenieurwissenschaft, wandte sich aber schon nach kurzer Zeit nach Karlsruhe, an dessen Polytechnikum die Maschinenbauschule unter Redtenbachers Leitung damals in großer Blüte stand. Nach Beendigung seiner Studien besuchte Esser England, wo die Maschinenindustrie in lebhaftem Aufschwung begriffen war und sich dem jungen Ingenieur reichlich Gelegenheit bot, sich in allen Zweigen der Technik gründlich auszubilden. Esser war in mehreren der ersten Fabriken Englands tätig; dank seiner Leistungen gelang es dem Ausländer rasch, sich Anerkennung zu verschaffen. In seiner Stellung als erster Konstrukteur der Maschinenfabrik von John Hetherington & Sons in Manchester hatte er vielfach Entwürfe für Eisenbahnwerkstätten auszuarbeiten und deren Ausführung zu überwachen. Seine damalige berufliche Stellung brachte ihn auch häufig in Beziehungen zu den bedeutendsten Eisenbahnverwaltungen, wodurch ihm Gelegenheit geboten war, deren technische Einrichtung gründlich kennen zu lernen und so auf diesem Gebiete wertvolle Erfahrungen zu sammeln, die ihm in seinem späteren Berufe von großem Nutzen sein sollten. Im Jahre 1867 trat Esser in den Dienst der badischen Staatseisenbahnen ein, die durch die Inbetriebnahme der Odenwaldbahn Heidelberg—Würzburg ihr Netz erheblich erweitert hatte. Als Maschineningenieur für die Bahnämter Mannheim, Heidelberg und Würzburg war es seine Aufgabe, die Werkstätten der gesamten Strecke zu leiten und den technischen Fahrdienst zu überwachen. Bald hatte er auch während der Kriegsjahre 1870/71, welche an die Leistungsfähigkeit der Odenwaldbahn die größten Anforderungen stellten, reichlich Gelegenheit, in seiner neuen Stellung seine Fähigkeiten im Eisenbahnbetriebe zu erproben. Der Aufenthalt in Heidelberg gestaltete sich für Esser in persönlicher Hinsicht insofern zu einem glücklichen, als er hier in Marie Steinhäuser eine Lebensgefährtin fand, mit der ihn eine außerordentlich glückliche Ehe verband. Nachdem Esser noch im Jahr 1872 zum großherzogl. Bezirksmaschineningenieur ernannt worden war, wurde er bald darauf mit der Leitung der Hauptwerkstätte in Karlsruhe unter Verleihung des Titels Obermaschinenmeister betraut. Diese Anlage war damals in der Entwicklung begriffen; Esser konnte bei dieser

neuen Aufgabe seine reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Eisenbahntechnik verwerten. Der erste Ausbau der Hauptwerkstätte erfolgte nach vorhandenen Plänen, die weitere Ausgestaltung wurde aber unter Essers Leitung nach großen, einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführt. Im Laufe der Jahre schuf er eine Musteranstalt, die auch außerhalb des engeren Vaterlandes bei den Fachgenossen Anerkennung gefunden hat. 1884 erfolgte die Ernennung Essers zum Baurat und 1891 seine Berufung zum maschinentechnischen Kollegialmitglied der Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen. Die Pünktlichkeit, Ruhe und Ordnung, die sich bei der Leitung der Hauptwerkstätte gezeigt hatte, übertrug Esser auch auf das Gebiet seiner neuen Tätigkeit. Er verstand es meisterhaft, den vielseitigen Dienst zu regeln und den weitgehenden Anforderungen, die der Eisenbahnbetrieb im letzten Jahrzehnt stellte, gerecht zu werden. Ein besonderes Augenmerk richtete Esser auf die Verbesserung der Betriebsmittel und auf die Vervollkommnung der Betriebseinrichtungen. Durch Beschaffung neuer Lokomotiven von zweckmäßiger Bauart sowie durch Ausgestaltung und Verbesserung der Betriebswerkstätten wurde den Bedürfnissen des Betriebes in weitgehendem Maße Rechnung getragen. Die Unterhaltung und Neubeschaffung der Dampfboote, der technischen Einrichtungen der Hafenanlagen in Mannheim und deren stetige Vervollkommnung bildeten gleichfalls einen Teil seines umfangreichen Arbeitsgebietes. Besondere Beachtung schenkte Esser der Entwicklung der Elektrotechnik, die er schon frühzeitig dem Eisenbahnbetrieb nutzbar zu machen wußte. Auf dem Gebiete der Telegraphie wurde manche Neuerung eingeführt; der Fernsprecher fand in immer weiterem Maße zur Erleichterung des Betriebes und dessen Vereinfachung Verwendung. Große Aufgaben stellte die Starkstromtechnik. Unter Essers Leitung wurde die elektrische Beleuchtung der Bahnhöfe einheitlich geregelt; die elektrische Kraftübertragung wurde in ausgedehntem Maße für den Werkstättebetrieb und die Hafenanlagen nutzbar gemacht. Die auf diese Weise entstandenen Licht- und Kraftanlagen sind auch weiteren Fachkreisen bekannt geworden; sie legen ein rühmliches Zeugnis dafür ab, daß Esser auch noch im reiferen Mannesalter der Aufgabe gewachsen war, den Wert des Neuen voll und ganz zu erfassen und der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Im Jahre 1894 wurde Esser der Titel Oberbaurat verliehen und zwei Jahre später erfolgte seine Ernennung zum Baudirektor. Das neue Amt brachte vermehrte Arbeit. Leider war es Esser nicht vergönnt, in dieser Stellung

längere Zeit zu wirken. Seine Schaffensfreudigkeit sollte nur zu bald durch die ersten Anzeichen eines Herzleidens eine ernste Trübung erfahren. Eine in Nauheim vorgenommene Kur brachte nur vorübergehende Besserung. Der geschwächte Gesundheitszustand erlaubte es Esser fernerhin auch nicht mehr, an den Beratungen des technischen Ausschusses deutscher Eisenbahnverwaltungen, dessen Mitglieder den gediegenen Charakter des Verstorbenen sowie seine Fachkenntnisse hochschätzen lernten, zu beteiligen. Auch den Sitzungen des Karlsruher Bezirksvereins deutscher Ingenieure, denen er in früheren Jahren gerne beiwohnte, blieb Esser in den letzten Jahren fern. Esser erlag seinem Leiden am 3. April 1898, nachdem er noch am Tage zuvor bis in die späteren Nachmittagstunden in gewohnter Pflichttreue seinen Berufspflichten nachgegangen war und den Abend noch in bester Stimmung verbracht hatte. Ein Herzschlag bereitete dem tatenreichen Leben ein plötzliches Ende. Esser war bei seinen Kollegen als tüchtiger Mitarbeiter geschätzt, seinen Untergebenen war er ein liebevoller Vorgesetzter und treuer Berater. Strenge hielt er auf Ordnung in seinem Geschäftskreis, ohne jedoch in Kleinigkeiten aufzugehen. Von den Mühen und Anstrengungen seines Berufes fand Esser Erholung in dem glücklichen Familienkreis. Sein reger Sinn für die Musik, seine Liebe zur Malerei, in der er sich selbst mit Erfolg versuchte, gab vielfach Anregung zur Anknüpfung eines geselligen Verkehrs in dem behaglichen Heim, das die besten Kreise der Gesellschaft als Vereinigungspunkt betrachteten.

Stahl.

Karl Gustav Fecht,

geboren am 25. Oktober 1813 in Kork als Sohn des Diakonus Eberhard Friedrich Fecht (gest. 1836), besuchte, nachdem er bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre den Unterricht seines Vaters genossen hatte, von Herbst 1827 bis Ostern 1835 das Lyceum in Karlsruhe und die Universitäten Tübingen und Halle. Im Juni 1835 bestand er die theologische Prüfung, wurde noch im gleichen Jahre Vikar in Wittenweier, 1837 in Kork und legte im November des letzteren Jahres eine Prüfung in einzelnen philologischen Fächern ab, worauf er als Lehramtspraktikant an das Lyceum in Heidelberg berufen wurde. 1838 erhielt er die zweite Lehrstelle an der neu errichteten höheren Bürgerschule in Schopfheim, 1843 die vierte mit dem zweiten Diakonat, 1845 die dritte mit dem ersten Diakonat verbundene Lehrstelle an dem Gym-

nasium in Lahr und 1852 den Titel Professor. 1853 wurde ihm die erste Lehr- und Vorstandsstelle an dem Pädagogium, sowie das Diakonat in Lörrach, 1857 auf sein Ansuchen die zweite Lehrstelle an der gleichen Anstalt in Durlach und 1872 die dortige Vorstandsstelle übertragen, welche er bis zu seiner im September 1879 erfolgten Pensionierung bekleidete. Im Jahre 1880 siedelte er nach Karlsruhe über, wo er am 9. Dezember 1891 starb. — Fecht war neben seinen Berufsarbeiten auch literarisch tätig. Außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitungen, Zeitschriften, dem Lahrer Hinkenden Boten u. a. erschienen von ihm „Bilder aus der badischen Revolution“ (1850), „Der südwestliche Schwarzwald und das anstoßende Rheingebiet. Zustände von Land und Volk aus älterer und neuerer Zeit“ (3 Bände. 1858—1861), „Geschichte der Stadt Durlach“ (1869), „Das Kloster Allerheiligen“ (1872; 2. Aufl. 1890), „Geschichte der Familie Fecht nach mündlichen und schriftlichen Quellen“ (verbesserte und vermehrte Auflage 1883), „Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe“ (1887). — (Vgl. Geschichte der Familie Fecht, S. 28 ff. 116.)

Johann Karl Fendrich,

Hauptlehrer an den Musikschulen des Kreises Villingen, wurde am 15. September 1833 in Freiburg geboren. Er war zuerst im Geschäfte seines Vaters als Bierbrauer tätig, besuchte dann 1852/53 das Leipziger Konservatorium, studierte 1855 bei Joseph Strauß in Karlsruhe, 1856 bei Liszt, 1857/58 bei Marx und Dehn. Nach kurzer Tätigkeit im Geschäfte des Vaters studierte er noch bei Lux und wurde darauf Privatlehrer in Basel, Freiburg und Karlsruhe. 1869 wurde er zum Vorstand und Hauptlehrer an den neu gegründeten Musikschulen für Hebung der Musikwerkindustrie im Schwarzwalde ernannt, welche Stellung er bis zu seinem Tode inne hatte. In den ersten Jahren hatte er Meister, Arbeiter und Lehrlinge zugleich zu unterweisen, und es dürfte bei seinem Tode nur wenige Fabrikanten auf dem Schwarzwalde gegeben haben, die nicht seine Schüler waren. Nebenbei besorgte er das Arrangement von Musikstücken für viele Werke, die er meist vor dem Abgang einer gründlichen Prüfung unterzog, wodurch manche Unvollkommenheiten verbessert werden konnten. Sein Pflichteifer hat vielfach verhindert, daß mangelhafte Werke, die diesen Industriezweig in Mißkredit gebracht und dadurch den Verdienst vieler geschädigt hätten, in die Welt hinausgingen.

Fendrich war ein theoretisch durch und durch gebildeter Musiker, dessen Kunst von den Orchestrionfabrikanten voll gewürdigt worden ist. Bei der geringen Zahl von Schülern, welche solche Schulen überhaupt besuchen können, ist seine Tätigkeit zwar fast eine verborgene geblieben, aber dennoch für viele eine Quelle des Segens geworden, da das Aufblühen dieser Geschäfte in den letzten zwei Jahrzehnten großenteils seinem Eifer, seiner Hingabe und Sachkenntnis zu verdanken war. Von seinen Kompositionen, worunter die sinfonischen Dichtungen Sardanapal, Sakuntala, Manfred, Savonarola und die Ouvertüren Francesca da Rimini, Corsar, König Lear sich befinden, ist die Ouverture Zriny die beliebteste geworden; sie wurde auch im Hoftheater in Karlsruhe aufgeführt. Zum 40jährigen Regierungsjubiläum Großherzog Friedrichs (1892) hat Fendrich eine Festouverture geschrieben, die er bei der Aufführung in Karlsruhe persönlich dirigierte. Der anstrengende Beruf in Verbindung mit den harten, langdauernden Schwarzwaldwintern, während welcher Fendrich ohne Unterbrechung zwischen Villingen und Furtwangen für die Schulen in diesen Orten, sowie in Vöhrenbach und Kirnach hin- und herzureisen gezwungen war, haben seine Gesundheit beizeiten untergraben. Nachdem er schon seit einiger Zeit gekränkelt hatte, aber bis zum letzten Augenblicke unermüdlich seinen Berufspflichten nachgekommen war, erlag er am 9. Juli 1893 nachts gegen zwölf Uhr einem Herzschlage. Die zahlreiche Beteiligung bei seinem Leichenbegängnisse legte Zeugnis ab von der Wertschätzung, deren er sich in den weitesten Kreisen erfreute. (Beilage zu Nr. 204 der Karlsruher Zeitung vom 27. Juli 1893.)

Alfred Föhlisch,

fürstlich löwenstein-wertheim-rosenbergischer Domänenrat, wurde am 5. April 1824 in Wertheim als der Sohn des Lyceumsdirektors und Geh. Rats Johann Gottlob Erdmann Föhlisch geboren (vgl. Bad. Biogr. I, 255 f.). Er besuchte das von seinem Vater geleitete Lyceum in Wertheim (1833—1840) und widmete sich dann dem landwirtschaftlichen Beruf. Durch praktische Tätigkeit und den Besuch der Landwirtschaftlichen Akademie zu Hohenberg für denselben entsprechend vorbereitet, trat er im Dezember 1843 in die Dienste des fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, in welchen er über dreißig Jahre lang blieb. Zunächst als Ökonomiepraktikant bei der Domäne Bronnbach a. d. Tauber verwendet, kam er später an verschiedene andere Orte des Odenwalds

und zuletzt (August 1851) als Wirtschaftsinspektor wieder nach Bronnbach zurück. Hier hat er siebenundzwanzig Jahre als Leiter der umfangreichen Gutsverwaltung eine umfassende Tätigkeit entwickelt, so daß der Gutsbetrieb bald den Namen einer Musterwirtschaft auch über die Grenzen des badischen Landes hinaus sich errang. Namentlich war er bestrebt, durch Einführung edlen Zuchtmaterials den einheimischen Viehstand zu verbessern und zeigte hier bahnbrechend für die ganze Gegend, daß die Mittel, welche dazu verwendet werden müssen, wenn sie auch anfangs manchmal erheblich scheinen, bei richtiger Anwendung durch reichen Erfolg belohnt werden. 1864 wurde Föhlisch von seinem Fürsten zum Domänenrat ernannt, 1878 zwang ihn ein hartnäckiges Augenleiden in den Ruhestand zu treten. Seit seinem Ausscheiden aus dem fürstlich löwensteinischen Dienste widmete Föhlisch seine ganze Arbeits- und Willenskraft der sog. Feldbereinigung. Die Wohltaten dieser für das allgemeine Interesse der landbauenden Bevölkerung so wichtigen Verbesserung der Feldeinteilung recht vielen zugänglich zu machen, war sein eifriges Bestreben, bei dem ihm seine reiche landwirtschaftliche Erfahrung sehr zu statten kam. In der Zeit von ungefähr fünfzehn Jahren wurden unter seiner Leitung nicht weniger als vierzig Gemarkungen bereinigt. Föhlisch war auch von Anfang an ein eifriges Mitglied des Landwirtschaftlichen Vereins im Großherzogtum Baden, dessen Vertretung im badischen Hinterlande er lange Jahre führte, und ein vielseitiger und geschätzter Mitarbeiter des Landwirtschaftlichen Wochenblatts. Mitglied des Deutschen Landwirtschaftsrats seit 1885 wurde er 1892 in dieser Eigenschaft als Abgeordneter Badens nach Berlin geschickt. Bald nach seiner Rückkehr im Sommer 1892 fing er an zu kränkeln, am 28. September 1893 erlöste ihn der Tod von langen, schweren Leiden. (Vgl.: Dem Andenken des fürstlich löwenstein-wertheim-rosenbergischen Domänenrates Alfred Föhlisch. Von einem Freunde seiner Familie. Freiburg i. B. 1895.)

Albert Frech

entstammte der Stadt Mannheim, woselbst zur Zeit seiner Geburt — 2. Juni 1826 — sein Vater im Hofhalte der Großherzogin Stephanie bedienstet war. Von seinen Geschwistern ist der im Jahre 1871 als Badearzt in Baden verstorbene Medizinalrat Dr. Karl Frech in weiteren Kreisen bekannt geworden. Derselbe war ein tüchtiger Arzt, hervor-

ragend namentlich auf dem Gebiete der Balneotherapie. Eine bedeutungsvolle Ehrung ist ihm im Jahre 1893 aus Anlaß der Einweihung des Kaiserin Augusta-Bades dadurch zuteil geworden, daß der Großherzog seiner Verdienste um die Entwicklung des Kurorts mit warmen Worten der Anerkennung gedachte. — Aus der Jugendzeit A. Frechs sind bemerkenswerte Vorkommnisse nicht überliefert. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen und ein vierjähriges Universitätsstudium absolviert hatte, wurde er 1849 als Rechtspraktikant rezipiert. Er war über den Rechtspraktikanten noch nicht hinausgediehen, als durch die landesherrliche Verordnung vom 16. Dezember 1853 der Eintritt in die von Frech erstrebte Laufbahn an die Ablegung einer zweiten, der sogenannten Referendärsprüfung geknüpft wurde. Diese abzulegen blieb ihm indessen erspart; auf einen seine Befähigung, seine Kenntnisse und seinen Fleiß in lobenden Worten schildernden Bericht der Kreisregierung wurde er 1854 unter Entbindung von der Prüfung zum Referendär ernannt. Seine Praktikanten- und Referendärszeit verbrachte er in Heidelberg, Neckarbischofsheim, Gengenbach, Wolfach, Konstanz und Triberg. Im Jahre 1854 wurde er dem Bezirksamte Baden als Gehülfe beigegeben, woselbst er 1856 zum Assessor, 1857 bei der Trennung der Verwaltung von der Justiz zum Amtsrichter vorrückte. Nach kurzer Zeit scheint er indes seinen Tag von Damaskus in bezug auf die Berufswahl erlebt zu haben. Er bewarb sich um eine Verwendung in der Verwaltung, welchem Wunsche im Jahre 1861 entsprochen wurde, indem er die Amtsvorstandstelle in Kork übertragen erhielt. Im Jahre 1869 wurde er zum Stadtdirektor in Heidelberg, 1876 zum Ministerialrat und Landeskommissär für die Kreise Mannheim, Heidelberg und Mosbach ernannt. — Frech war als Verwaltungsbeamter eine besonders schätzbare Kraft. Bei glücklicher Begabung, lebhaftem Interesse für alle öffentlichen Angelegenheiten besaß er in seltenem Maße die Gabe eindrucksvoller, begeisternder Rede. Kam ihm schon diese Gabe in seiner Laufbahn sehr zu statten, so erleichterte es nicht minder seinen Weg, daß er im geselligen Verkehr von herzgewinnender Liebenswürdigkeit war, mochte er im Salon oder im Dorfwirtshause sich bewegen. Doch war er weit davon entfernt, etwa bloß ein geschickter Akteur zu sein, der seine Masken nach Belieben wechseln kann; nein, er war eine durch und durch wahre Natur, der jede auf den Schein berechnete Veranstaltung widerstrebte. Wenn er die schwierige Aufgabe löste, überall der gleiche zu sein und doch überall die Herzen zu gewinnen, so lag dies daran, daß aus seinem

Tun und Reden der ganze Zauber einer edeln, von idealem Sinne getragenen Persönlichkeit sprach. Es ist eines der beglückenden Momente des Verwaltungsdienstes, daß seinen Jüngern auf dem Gebiete der Wohlfahrtsbestrebungen ein weites Feld zu schöpferischer Tätigkeit geöffnet ist. Frech wußte diesen Vorzug seines Berufes wohl zu würdigen, manche nützliche Schöpfung in den von ihm verwalteten Bezirken ist an seinen Namen geknüpft. Eine der glücklichsten war die Einführung der Korbflechterei in Grauelsbaum im Amt Kehl. Die fleißigen Bewohner dieses kleinen Dorfes hatten sich Jahrhunderte hindurch fast ausschließlich von Fischerei und Goldwäscherei ernährt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts waren indes diese Erwerbsquellen immer mehr versiegt und es trat Mitte der sechziger Jahre ein Notstand ein, der die Erwägung der Frage nahelegte, ob nicht die ganze, damals noch von 229 Menschen bewohnte Niederlassung aufzulösen sei. Frech, damals Oberamtmann in Kork, suchte diesem Ausgange vorzubeugen, indem er unter Verwendung staatlicher Mittel einen neuen Gewerbebetrieb, eben die Korbflechterei, einführte. Aus kleinem Anfange hat das Unternehmen, dem auch der Großherzog und die Großherzogin ihre Teilnahme wiederholt in wirksamster Weise bekundet haben, lebensvolle Gestaltung gewonnen. In der Gemeinde sind jetzt regelmäßig 70 bis 80 Personen mit Korbflechterei beschäftigt. Die gefertigten Arbeiten finden flotten Absatz. Der Wohlstand hat sich gehoben. Immer mehr verschwinden die baufälligen Hütten, um wohnlichen Neubauten Platz zu machen. — Daß ein Beamter von der Eigenart Frechs in den von ihm verwalteten Bezirken sich des größten Ansehens erfreute, braucht kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Die Bevölkerung sah in ihm nicht nur den würdigen Repräsentanten der Regierung, sie erblickte in ihm auch den Anwalt ihrer Interessen. Aus dieser Anschauung heraus hat ihm ein Wahlbezirk des Kreises Mannheim fünfzehn Jahre hindurch ein Landtagsmandat anvertraut. Während dieser Zeit hat Frech an der gesetzgeberischen Tätigkeit der Zweiten Kammer den rühmlichsten Anteil genommen. Von ihm rühren unter anderem die Berichte über die Gesetzentwürfe betreffend „Die Benützung und Instandhaltung der Gewässer", „Die Revision der Städteordnung", „Die Aufbringung des Gemeindeaufwands in den Städten", „Die Einrichtung der Oberrechnungskammer" her, Arbeiten, die, wenn sie auch den Augen und dem Bewußtsein der Zeitgenossen jetzt etwas entrückt sind, dauernden Wert haben. Eine Vertrauenskundgebung wurde ihm im Kreise Heidelberg auch dadurch zuteil, daß ihn im Jahre 1876

die Diözese Neckargemünd, in den Jahren 1881 und 1886 die Diözese Sinsheim zu ihrem Vertreter in der Generalsynode wählte. Während der letzteren Synode war er Vorsitzender des Finanzausschusses. Auch über den Kreis seiner engeren Freunde hinaus war er unter den Synodalmitgliedern seiner Liebenswürdigkeit und seiner Sachkenntnis wegen hoch geschätzt. — Bis etwa zehn Jahre vor seinem Tode bot Frech ein Bild blühender Gesundheit. Eine fast unzerstörbare Lebenskraft schien ihm innezuwohnen. Spielend ging ihm die Arbeit von der Hand. Ohne jede Spur von Ermüdung konnte er den Pflichten der Repräsentation genügen und in ausgiebigem Maße an der Geselligkeit sich beteiligen. Später stellten sich einzelne körperliche Leiden ein, von denen die sich unaufhaltsam steigernde Schwerhörigkeit ihn am meisten belästigte. Doch war sein Lebensmut noch ungebrochen, als ihn am 19. April 1896 ein Schlaganfall traf, dessen Folgen er zwei Tage später erliegen sollte. Ein imposanter Zug begleitete am 23. April seine Leiche zum Mannheimer Friedhofe. Größer aber noch als die Zahl der Teilnehmer am Leichenzuge war die der Leidtragenden im Lande, die nicht persönlich an der Leichenfeier sich hatten beteiligen können. Alle, die mit ihm je in Berührung gekommen, empfanden sein Scheiden als schmerzlichen Verlust. (Karlsruher Zeitung vom 17. Mai 1896.)

Karl Freudenberg,

Geheimer Kommerzienrat in Weinheim, wurde am 9. Mai 1819 in Hachenburg auf dem Westerwald geboren, wo der Vater Georg Wilhelm, wie schon der Großvater, Landwirt und Gastgeber war. Durch den frühen Tod des Großvaters, durch Kriegsnöte und Erbteilung war die von alters her in Nassau angesehene und vermögende Familie in ihren Verhältnissen zurückgekommen. Dessenungeachtet erhielt Georg Wilhelm F. im Jahre 1811 die Hand der Tochter aus einer der ersten Familien Neuwieds. Die junge Frau paßte aber nicht in die schwierigen ländlichen Verhältnisse, sie hatte andere, namentlich literarische Neigungen. Das vierte aus dieser mit sechs Kindern gesegneten Ehe war Karl F. Die Eindrücke, welche der Knabe im Elternhause empfing — er selbst hat nie darüber gesprochen — müssen tieftraurig gewesen sein. Nicht nur stimmten die Elterncharaktere augenscheinlich sehr wenig zueinander; widrige Geschicke vernichteten auch den noch vorhandenen Wohlstand der Familie, so daß das Familiengut 1828 aufgegeben werden mußte. Der

Vater erhielt eine kleine Beamtenstelle in Weilburg und nahm den erst neunjährigen Karl mit sich. Während die Mutter mit den anderen Kindern noch in Hachenburg weilte, erkrankte der Vater und starb in Weilburg nach wenigen Tagen, den Knaben allein an seinem Sarge zurücklassend. Die Mutter zog mit den Kindern nach dem heimatlichen Neuwied, wo Karl F. bis zu seinem 14. Jahre die höhere Bürgerschule besuchte. Frühzeitig mußten die Kinder bei Verwandten untergebracht werden; Karl F. kam im Jahre 1833 nach Mannheim in die Lehre zu seinem Oheim, dem Lederhändler Samuel. Hier lernte der Knabe zum erstenmal ein freundliches Familienleben, zugleich aber auch strenge Berufsarbeit kennen. Denn leicht hatten es die Lehrlinge zu jener Zeit nicht, und Kämmerchen und Bett mußte er jahrelang mit einem zweiten Lehrling teilen. Allein voll eifrigen Strebens war er nicht nur in seinem Beruf musterhaft fleißig, sondern benutzte auch gewissenhaft seine knapp bemessene Muße zur Vervollständigung seiner Bildung, lernte fremde Sprachen, trieb Geschichte und besuchte eifrig das Theater. Fleiß und äußerste Sparsamkeit brachten ihn dahin, schon als angehender Zwanziger ein Kapital von 6000 Gulden sein Eigen zu nennen. Seine Prinzipale, die Herren Heintze und Samuel, anerkannten seine berufliche Tüchtigkeit, indem sie ihn mit fünfundzwanzig Jahren zu einem Fünftel am Geschäftsgewinn beteiligten. Neben diesem frühen Erfolg in seinem Berufe dankte er seinem durch schmerzliche Jugenderfahrungen befestigten, milden und ernsten Charakter, seinem Vertrauen erweckenden Wesen und gewinnenden Äußern in jenen Jahren sein größtes Lebensglück, die Liebe der treuen Lebensgefährtin Sophie Martenstein aus Worms, die er im Jahre 1844 heimführte. Das Glück, das er im Elternhause so bitter hatte entbehren müssen, wurde ihm in der Ehe mit dieser vortrefflichen Frau in reichstem Maße zuteil. So reich gesegnet seine Arbeit auch war, der größte Segen ist nach dem Zeugnis der Seinigen für ihn und seine nähere und weitere Umgebung doch aus dieser mustergültigen Ehe geflossen. Während der ersten fünf Jahre lebte das junge Paar in Mannheim. Mit der Revolution von 1848 zogen noch einmal schwere Stürme über Karl F. herauf. Infolge des Zusammenbruchs eines anderen Hauses mußte die Firma Heintze & Samuel liquidieren. Aus ihr ging 1849 die neue Firma Heintze & Freudenberg hervor, welche die bereits seit 1830 von der früheren Firma in Weinheim betriebene Gerberei übernahm. Die beiden Gesellschafter zogen dahin und erweiterten mit Hülfe des für damalige Zeiten bedeutenden Kapitals von Freudenbergs

Schwiegervater die Gerberei, indem sie eine Lackledersfabrik damit verbanden. Zu Anfang der fünfziger Jahre wurde Heintzes Sohn Leopold als Teilhaber aufgenommen, der ältere Heintze starb 1861. Das junge Unternehmen blühte so rasch empor, daß schon um 1860 etwa 500 Arbeiter beschäftigt wurden. Bis zum Kriege 1870 war es das einzige größere industrielle Unternehmen in Weinheim, andere siedelten sich dort erst nach 1870 an. Nach dem im Jahre 1875 erfolgten Ableben auch des jüngeren Heintze übernahm Karl Freudenberg unter gleicher Firma das Geschäft zunächst allein, dann traten seine beiden Söhne, die bis dahin im väterlichen Geschäft als Prokuristen tätig gewesen waren, als Teilhaber ein. Im Jahre 1897 endlich wurde die Firma in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt, von deren Leitung sich der alte Herr nunmehr zurückzog. Er hatte die freudige Genugtuung, sein Unternehmen aus kleinen Anfängen in die zweite Stelle unter den deutschen Lederfabriken mit einer Arbeiterzahl von damals 1500 Mann aufrücken zu sehen. Der Umschwung, den die Verhältnisse des Städtchens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhren und der im wesentlichen auf die Unternehmung Karl Fs. zurückzuführen ist, wird am deutlichsten durch das Steigen der Arbeitslöhne gekennzeichnet; im Jahre 1850 betrug dort der Lohn eines Fabrikarbeiters 24 Kreuzer oder 70 Pfennig, im Jahre 1870 war der Lohn schon auf 2,50 Mk. gestiegen, 1890 betrug er 3,50 Mk. Mitunter reichte in den Teuerungsjahren um die Mitte des Jahrhunderts der Tagelohn nicht zum Kaufe eines vierpfündigen Brotes! Aus so traurigen Zuständen brachte die durch einen gut geleiteten industriellen Betrieb geschaffene Arbeitsgelegenheit geradezu Rettung und Erlösung. Mit dem Steigen der Löhne wuchs auch die Lust zur Arbeit, die wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnisse besserten sich, Pflege und Erziehung der Kinder wurde zusehends sorgfältiger. — Karl F. wurde nicht müde, diese Fortschritte zu fördern, wo er konnte. Stets während seines langen Lebens hatte er ein besonderes persönliches, in seinem späteren Alter geradezu väterliches Interesse für seine Arbeiter und deren Familien. Besonders zugetan war er den Kindern. Hatte er doch in seinem geräumigen Hause eine musterhaft geleitete höhere Töchterschule eingerichtet, seinen Hof und Garten der lieben Jugend als willkommenen Spielplatz eingeräumt. Aus seinem Haus und Beruf herauszutreten, in der Öffentlichkeit eine Rolle zu spielen hat Karl Freudenberg nie gestrebt; die einzigen Ehrenämter, die der innerlich

bescheidene Mann bekleidet hat, waren das eines Gemeinderates und das eines Mitgliedes der Handelskammer für den Kreis Mannheim, der er von der Neukonstituierung im Jahre 1879 bis 1896 angehört hat. Doch wußten Landesherr und Regierung den Wert des unermüdlich im stillen tätigen Mannes wohl zu schätzen. Er wurde im Jahre 1873 durch Verleihung des Ritterkreuzes erster Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet und war unter den sieben hervorragenden Kaufleuten und Industriellen, denen im Jahre 1885 erstmals in Baden vom Großherzog der Titel Kommerzienrat verliehen wurde. Ein letzter Höhepunkt in seinem Leben war die Feier der goldenen Hochzeit, die das allgemein hochverehrte Ehepaar im Jahre 1894 in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit begehen durfte und die verschönt wurde durch die aus diesem Anlaß vollzogene Ernennung Karl Fs. zum Geheimen Kommerzienrat. Im Alter von 79 Jahren erlitt er wiederholte Lähmungen, die am 8. August 1898 den Tod herbeiführten. Neben Kindern und Enkeln sah man die Hunderte seiner trauernden Arbeiter die sterbliche Hülle des Patriarchen ins Grab senken unter dem Spruch 1. Mos. 12, 2: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein“. Emminghaus.

Johann Nepomuk Fromherz

wurde am 16. Mai 1801 als Sohn des am vorderösterreichischen Appellationsgericht angestellten Advokaten Joseph Fr. zu Freiburg i. Br. geboren und ist am 15. Dezember 1892 daselbst gestorben. Nach Beendigung des Studiums der Rechte machte er den Vorbereitungsdienst für die Beamtenlaufbahn in Waldkirch, Triberg und Freiburg durch und wurde an letzterem Orte 1829 Assessor beim Dreisamdirektorium, woselbst er sich bei der Durchführung der damaligen neuen Gesetzgebung, der Ablösung der letzten Feudalrechte und der Einführung der Gemeinden in die freisinnige Gemeindeordnung, die Grundlage unserer heutigen Selbstverwaltung, als fleißiger und kenntnisreicher Mitarbeiter bewährte. Er gab sich dieser Aufgabe mit solcher Pflichttreue hin, daß er sich genötigt sah, die auf ihn gefallene Wahl der Universität zu ihrem Vertreter in der Ersten Kammer abzulehnen. Als im Frühjahre 1848 zu Konstanz die deutsche Republik ausgerufen worden war, berief ihn der Minister Bekk, mit dem er, gleicher politischer Gesinnung, von der gemeinsam durchlebten Burschenschaftszeit her befreundet war, an Stelle des dem Aufstand beigetretenen Regierungsdirektors Peter zum Vorstand der

Seekreisregierung. In dieser verantwortungsvollen Stellung gelang es ihm, durch stets leutseliges Entgegenkommen und unermüdlich vermittelnde Tätigkeit den Seekreis ohne besonderes Unglück durch die Stürme der Jahre 1848 und 1849 hindurchzuführen. Als Landeskommissär dem Hauptquartier des Prinzen von Preußen beigegeben, hat er die bürgerliche Ordnung und Ruhe in seinem Kreis wiederhergestellt, so daß er ihn bei der Bereisung des Landes durch Großherzog Leopold bis in die untersten Schichten wohlgeordnet und die Bevölkerung zufrieden und treu ergeben dem Fürsten vorstellen konnte. Durch Titel und Orden und huldvolle Schreiben sprach ihm dieser wiederholt seine Anerkennung aus und berief ihn mehrmals in die Erste Kammer, wo er zu denen zählte, welche die Bestimmungen des Konkordats als zur Zuständigkeit der Gesetzgebung des Staates gehörig beanspruchten, und dann als tätiges Mitglied der Kommissionen an der neuen Gesetzgebung mitarbeitete. Die nach altbadischem Recht dem Staate auch auf kirchenpolitischem Gebiete gebührende Macht hat er in Amt und Presse kräftig zu wahren gesucht. Mit der Auflösung der Kreisregierungen trat er am 1. Oktober 1864 in den Ruhestand und zog sich in seine Vaterstadt Freiburg zurück, wo er in glücklicher Ehe fortan mit seinen Kindern und einer Schar fröhlicher Enkel noch volle 30 Jahre in rüstiger Gesundheit und mannigfacher Tätigkeit verlebte und zumal 1870/71 als Vorstand einer Abteilung des Hülfsvereins den Familien der Landwehrleute und Reservisten seine Fürsorge zuwandte. *

Emil Frommel

wurde am 5. Januar 1828 zu Karlsruhe geboren. Sein Vater, Maler und Kupferstecher von Beruf, war seit 1830 Galeriedirektor daselbst. Vorwiegend künstlerische Interessen gaben Frommels Elternhaus den geistigen Charakter. Dazu traten mit der Zeit immer mehr kirchlich-religiöse, vertreten vor allem durch Emils Mutter. Sie übte den nachhaltigsten Einfluß auf den Knaben, der sich freilich in den Jahren seiner geistigen Entwicklung häufig von ihrer einseitig pietistischen Frömmigkeit abgestoßen fühlte. Er absolvierte das Karlsruher Gymnasium 1846 und studierte auf den Wunsch der Eltern von 1846—1850 in Halle, Erlangen und Heidelberg Theologie. Von heiterem, leichtblütigem Naturell, den freiheitlichen Ideen jener Jahre zugetan, empfänglich für künstlerische Anregungen jeder Art, fiel es dem Jüngling schwer, sich einen

festen theologischen und religiösen Standpunkt zu erringen. Einen Studienfreund, Karl Behm, und die Heidelberger Dozenten Ullmann und Umbreit nennt er selbst seine geistigen Führer in diesen Jahren. Nach bestandenem Examen ward er 1850 ordiniert und als Vikar dem Pfarrer in Alt-Lußheim bei Schwetzingen zugewiesen. Nach etwa einjähriger Unterbrechung, welche Frommel nach Italien führte und ihm nach der Heimkehr ein vorübergehendes Vikariat im Pfarrhause des bekannten Konvertiten A. Henhöfer zu Spöck brachte, kehrte er als Pfarrverwalter an der Seite seiner jungen Frau Amalie, geb. Baehr, nach Alt-Lußheim zurück. Allein schon nach Jahresfrist ward er nach Karlsruhe versetzt, wo er von 1854—1859 als Stadtvikar mit dem Titel Diakonus, 1859—1863 als Pfarrverweser und von 1863—1864 als Stadtpfarrer wirkte. Das Schwergewicht seiner Tätigkeit lag anfangs vorwiegend in der Predigt; seit seiner Ernennung zum Pfarrverweser kam dazu die Seelsorge im östlichen Stadtteil, dem sogenannten „Dörfle". Auch einiger Religionsunterricht am Gymnasium ward ihm übertragen. Zwei Predigtsammlungen, „Die Zehn Gebote" und „Das Vaterunser in Predigten", machten seinen Namen als Prediger damals schon in weiteren Kreisen bekannt. Auch an den kirchlichen Streitigkeiten der fünfziger Jahre hat sich Frommel als Mitarbeiter des positiven „Kirchen- und Volksblattes" an der Seite Beyschlags und Mühlhäußers rege beteiligt. Nicht ohne Schärfe vertrat er das von dem Kirchenregiment Ullmann aufgestellte Programm, auch nach Ullmanns Sturz. In dem auf genauem Studium der Akten beruhenden, wenn auch einseitigen Buche „Aus dem Leben des Dr. Aloysius Henhöfer" suchte Frommel das geschichtliche Recht seiner Position zu erweisen. In den kleineren schriftstellerischen Beiträgen zum „Kirchen- und Volksblatt" betritt Frommel bereits die Bahn des volkstümlichen Erzählers („Aus dem Papierkorb eines geistlichen Herrn"). Das Jahr 1864 brachte Frommel einen Ruf nach Barmen-Wupperfeld, dem er Folge leistete. Nicht ohne durch sein freieres Wesen bei den strenggerichteten Wuppertälern manchen Anstoß zu geben, wirkte er dort nur fünf Jahre, als ihn König Wilhelm im November 1869 als Garnisonspfarrer nach Berlin berief. Der Feldzug von 1870/71 führte ihn mehrere Monate vor und nach Straßburg, wo er in amtlicher Eigenschaft kräftig an der Versöhnung der nationalen Gegensätze mitarbeitete. Volle 25 Jahre hat er dann als Garnisonspfarrer, später mit dem Titel Hofprediger, in Berlin gewirkt. Eine überaus reiche Tätigkeit als Seelsorger und Prediger hat er hier ent-

faltet. Sechzehnmal begleitete er Kaiser Wilhelm I. nach Gastein. Zu allen Kreisen der Bevölkerung trat er in amtliche Beziehung. Seine Predigtweise erfreute sich besonderer Beliebtheit. Von ihr gibt Zeugnis das große Predigtwerk, welches in den letzten Jahren entstand, „Das Evangelium Lucae in Predigten und Homilien ausgelegt". In diesen Berliner Zeitabschnitt fällt auch die Mehrzahl seiner volkstümlichen Schriften, von denen „Der Heinerle von Lindelbronn", „In zwei Jahrhunderten", „Aus der Chronik eines geistlichen Herrn" und „Aus Lenz und Herbst" die wertvollsten sein dürften. Von Kaiser Wilhelm II. beauftragt, in dem schleswig-holsteinschen Ort Plön die beiden ältesten kaiserlichen Prinzen zur Konfirmation vorzubereiten, war Frommel kaum dorthin übergesiedelt, als der Tod, dem ein längeres Leiden vorangegangen war, seinem Leben ein Ende machte; 9. November 1896. Er ist begraben auf dem alten Garnisonfriedhof in Berlin. — Emil Frommels Bedeutung liegt in erster Linie auf dem Gebiet des Persönlichen. Der weltoffene, schönheitsfrohe Sinn des Künstlers verband sich in seinem Wesen aufs glücklichste mit einem schlichten, innigen, mit den Jahren immer weitherziger werdenden Christentum, wozu als weiteres Element ein süddeutscher, volkstümlicher Humor trat, in dem Frommels Originalität begründet lag. So war er wie wenige seiner Zeitgenossen berufen, in christlichem Geiste auf die verschiedenartigsten Kreise und Menschen zu wirken. Dem exklusiven kirchlichen Parteitreiben abhold, wurde er von den entgegengesetzten Richtungen anerkannt und verehrt. Ohne auf einem Kunstgebiet bahnbrechend gewirkt zu haben, konnte ihm doch niemand das Prädikat des Künstlers streitig machen. Das Künstlerische in seinem Wesen, ja selbst in seiner Erscheinung, gewann ihm das Vertrauen auch solcher, die sich an seinem Predigerrock vielleicht würden gestoßen haben. Nur wer Frommel persönlich gekannt hat, kann die wahre Bedeutung des Mannes richtig beurteilen. Hierin ist es begründet, daß Frommels Wert als Theologe und Geistlicher vor allem auf dem Gebiet der Seelsorge zu suchen ist. Hier war er Meister und hat wahrhaft Geniales geleistet. Für jede Not, für jedes Anliegen besaß er das zarteste Verständnis. Unzähligen hat er leiblich und geistlich geholfen, unzählige sich zu bleibendem Dank verpflichtet. Auch seine zahlreichen Schriften sind weniger als literarische Kunstwerke denn als Urkunden und Zeugnisse seiner goldechten Persönlichkeit zu würdigen. Einzelnes ist von einer schriftstellerischen Eigenart, von einer volkstümlichen Kraft und Frische, daß es einen Vergleich mit Hebel aushalten kann und noch eine geraume Zeit vor

Vergessenheit bewahrt bleiben wird. Alles in allem gehört Emil Frommel zu den markantesten Charakterköpfen der neueren evangelischen Kirchengeschichte, und in dem Kreise der um die Gestalt Wilhelms I. versammelten Kirchenmänner wird er neben Kögel und Stöcker immer einen ehrenvollen Platz einnehmen. — I. Quellenverzeichnis zur Biographie: J. Schöttler, Emil Frommel. Schlichte Bilder aus seinem Leben. Biermann-Barmen. C. Kayser, Emil Frommel. Ein Lebensbild. Ev. Schriftenverein-Karlsruhe. Otto H. Frommel, Frommels Lebensbild. Zwei Bände. Berlin 1900/01. Aus dem Frommel-Gedenkwerk. G. Mayer, Emil Frommel als christlicher Volksschriftsteller. Bremen 1898. Th. Kappstein, Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch. Leipzig 1903. II. Emil Frommels Hauptwerke: 1. Selbstbiographisches: Aus der Chronik eines geistlichen Herrn; Aus goldenen Jugendtagen; Aus Lenz und Herbst. 2. Volkstümliche Erzählungen: Der Heinerle von Lindelbronn; In zwei Jahrhunderten; Der Ratschreiber; Dr. Alois Henhöfer, ein süddeutsches Pfarroriginal; Johann Abraham Strauß, ein westfälisches Pfarroriginal; Aus der Hausapotheke; Blätter von allerlei Bäumen; Aus der Sommerfrische; Beim Ampelschein; Allerlei Sang und Klang; Aus allen vier Winden; Nachtschmetterlinge; Ährenlese; Zweierlei Treue; Unterwegs; Treue Herzen; Die Gräfin; Beim Lichtspan; In des Königs Rock; O Straßburg, du wunderschöne Stadt. 3. Vorträge und Abhandlungen: Händel und Bach; Die Kunst im täglichen Leben; Aus dem Leben des Dr. Aloysius Henhöfer. Ein Beitrag zur Geschichte des religiösen Lebens in der evangel. Landeskirche Badens; Festflammen. 4. Reden und Predigten: Die zehn Gebote Gottes in Predigten; Das Gebet des Herrn in Predigten; das Evangelium Lucae in Predigten und Homilien ausgelegt (2 Bände); Aus der Heimat für die Heimat. III. Gesammelte Schriften. 9. Aufl. Berlin 1899. Wiegand & Grieben. Das Frommel-Gedenkwerk. 9 Bände. Berlin 1900. Mittler & Sohn.

Otto Frommel-Karlsruhe.

Max Frommel,

der Bruder Emil Frommels, ward am 15. März 1830 zu Karlsruhe geboren. Er wollte zuerst Künstler werden, kam jedoch unter dem Einfluß seiner Eltern und seines Konfirmators, Pfarrer Herter zu Straßburg, zu dem Entschluß, Theologie zu studieren. Er bezog

nacheinander die Universitäten Halle, Leipzig und Erlangen, die letzteren um ihres lutherischen Charakters willen. Durch die Vorlesungen des Leipziger Professors Harleß war Max Frommel zu einem begeisterten Anhänger des repristinierten Luthertums geworden, dem er fortan mit unentwegter Treue zugetan blieb. 1853 trat er nach bestandenem Examen als Vikar bei der lutherischen Gemeinde in Liegnitz, im April 1854 als Pfarrverweser und bald darauf als Pfarrer zu Reinswald bei Sorau (Niederlausitz) in das geistliche Amt ein. Am 1. Juni 1858 begegnen wir ihm wieder in der badischen Heimat, wo ihn die separierte lutherische Gemeinde in Ispringen bei Pforzheim zu ihrem Pfarrer gewählt hatte. Hier war er während 22 Jahren tätig und mußte neben der eigenen eine Anzahl anderer lutherischer Gemeinden des Großherzogtums pastorieren. Er arbeitete mit an der Loslösung der badischen lutherischen Gemeinden vom Breslauer Oberkirchenkollegium und an der Schaffung einer eigenen Kirchenordnung für die neue, badische lutherische Gemeinde. Sein kirchliches Programm entwickelte er in den beiden Schriften „Über die Zukunft der Kirche" und „Der Kampf der deutschen Freikirche in der Gegenwart und seine Bedeutung für die Zukunft". 1880 wurde er als Konsistorialrat und Generalsuperintendent nach Celle in Hannover berufen, wo er am 6. Januar 1890 starb. — In Max Frommel sind, ähnlich wie bei seinem Bruder Emil, religiöse und künstlerische Anlagen miteinander verbunden. Doch wiegt bei ihm die religiöse weitaus vor. Die starke Betonung des lutherischen Konfessionalismus hatte bei ihm ihren Grund lediglich in religiösen und sittlichen Motiven: Er glaubte im Luthertum sowohl dem Rationalismus als dem Pietismus gegenüber den einzigen Hort eines echten, von falscher Weltflucht ebenso wie von falscher Verweltlichung freien Christentums gefunden zu haben. Seine gedruckten Predigten gehören zu den besten Erzeugnissen der neueren strenggläubigen Predigtliteratur. — Werke: Zeitpredigten, 1873; Pilgerpredigten, 1876; Herzpostille, 3. Aufl. 1887; Hauspostille, 2. Aufl. 1888; Einwärts, Aufwärts, Vorwärts! 5. Aufl. 1889; Charakterbilder zur Charakterbildung, 2. Aufl.

Otto Frommel-Karlsruhe.

Wilhelm Frommel,

Vetter von Max und Emil Frommel, wurde geboren am 30. Juni 1829 zu Pforzheim, wo sein Vater Dekan und Stadtpfarrer war. Er empfing

seine Ausbildung teils auf dem „Salon", einem Knabeninstitut bei Ludwigsburg, teils auf dem Gymnasium zu Karlsruhe. Im Jahre 1848 bezog er die Universität Heidelberg zum Studium der Theologie und Philologie, welche er später mit Erlangen vertauschte. In Heidelberg waren es die Professoren Schoeberlein und Rothe, in Erlangen Delitzsch, Hofmann und E. A. v. Schaden, welchen Wilhelm Frommel nachhaltige Anregungen verdankte. Nach einjährigem Besuch des theologischen Predigerseminars in Heidelberg, dessen Leiter Schenkel war, bestand er im Jahre 1855 die theologische Hauptprüfung. 1853 hatte er bereits das philologische Examen abgelegt. Nach kurzem Vikariat in Leutershausen a. d. Bergstraße wurde Frommel als Diakonatsverweser und Rektor der höheren Bürgerschule nach Gernsbach versetzt. Hier wirkte er in Kirche und Schule, bis er im Jahre 1867 die Stelle eines Professors am Gymnasium in Heidelberg erhielt. Er verblieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1893, in welchem er um seine Pensionierung nachsuchte. Als im Jahre 1880 die vierte Pfarrstelle in Heidelberg vakant wurde, bat die altgläubige Minderheit die liberale Wählerschaft, Frommel auf diese Stelle zu wählen. Trotzdem eine stattliche Anzahl liberaler Gemeindeglieder, darunter die Professoren Bassermann und Bluntschli, für Frommel aufs entschiedenste eintraten, gelang es dem Seminardirektor Schenkel, die Wähler zur Wahl eines liberalen Kandidaten zu bewegen. Frommel hatte nämlich gegen Schenkels „Leben Jesu" einige Zeit vorher mitunterzeichnet. Die zurückgesetzte kirchliche Minorität befriedigte nach diesem Ausfall der Wahl ihre religiösen Bedürfnisse in einer eigens zu diesem Zweck erstellten Kapelle, wo Frommel beinahe zwanzig Jahre hindurch allsonntäglich Gottesdienst abhielt; doch blieb durch Frommels mildes, einer vermittelnden theologischen Richtung zuneigendes, allem äußerlichen Protestieren abgeneigtes Verhalten der Bruch mit der Landeskirche verhütet. Frommel war ein tüchtiger Prediger und verfügte über ausgebreitete Kenntnisse auf den Gebieten der Philologie, Theologie und namentlich der Kunstgeschichte, wovon seine Schrift „Christentum und bildende Kunst" ein schönes Zeugnis ist. Diese Schrift erschien in der bei Winter in Heidelberg verlegten „Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk", welche Frommel mit dem Erlanger Professor Pfaff herausgab zum Zweck der Volksbelehrung im christlichen Sinne. Er starb am 3. Dezember 1896.

Otto Frommel-Karlsruhe.

Karl Egon III. Fürst zu Fürstenberg

wurde als der älteste Sohn des Fürsten Karl Egon II. und dessen Gemahlin Amalie geb. Prinzessin von Baden am 4. März 1820 zu Donaueschingen geboren. Väterlicherseits war er ein Enkel des in der Schlacht bei Liptingen am 25. März 1799 gefallenen österreichischen Feldmarschalleutnants Karl Aloys Fürsten zu Fürstenberg, mütterlicherseits ein Enkel des Großherzogs Karl Friedrich von Baden († 1811, 6. Juni). Unter der liebevollen Obhut ausgezeichneter Eltern und im Kreise froher Geschwister flossen seine Jugendjahre dahin. Mit größter Sorgfalt wachte der Vater, wie über die Erziehung und den Unterricht seiner Kinder überhaupt, so besonders über die Erziehung des Erbprinzen Karl Egon. Von welchen Grundsätzen der Fürst dabei beseelt war, davon zeugen am besten die Worte, welche er im Herbst 1838, als der Sohn im Begriffe war, die Universität Heidelberg zu beziehen, an den erkorenen Begleiter, den badischen Premierleutnant Karl Freiherrn von Marschall, richtete: „Wir verlangen von dem Manne, dem wir die Begleitung unseres Sohnes auf Universitäten anvertrauen, daß er sein physisches und moralisches Wohl stets im Auge habe, seine geistige Bildung nach allen Richtungen hin zu befördern trachte, sein Gemüt für alles Edle immer empfänglicher zu machen sich bestrebe und seine Studien nach dem von uns zu bestimmenden Plan beaufsichtige . . . . Vorzüglich hat er darauf zu achten, daß unser Sohn nur gute Gesellschaft besuche und nur solchen Umgang pflege, wobei reine Sitten und zartes Ehrgefühl walten und Sinn für Gutes und Schönes vorherrschend sei. Ein Hauptaugenmerk ist darauf zu richten, daß die Zeit möglichst gut verwendet werde, die intellektuelle Bildung möglichst rasch — jedoch ohne Nachteil für die Gesundheit und ohne Beeinträchtigung der Gediegenheit des Wissens — vor sich gehe, und endlich jede Gelegenheit benützt werde, Herz und Geist ihrer göttlichen Bestimmung immer näher zu führen." Sechs Semester, von Herbst 1838 bis Herbst 1841, verbrachte Karl Egon zu Heidelberg. Mit großer Gewissenhaftigkeit lag er hier den Studien ob, Erholung suchend in Ausflügen in die herrliche Umgebung und namentlich im Verkehr mit dem Großherzoglichen Hofe in Karlsruhe und dem Hofe der Großherzogin-Witwe Stephanie in Mannheim. Er hörte bei den Professoren Roßhirt, Schlosser, Schweins, Zachariä, Thibaut, Willy, Rau, Morstadt, Zöpfl, Jolly, Röber, Mittermaier und Bronn juristische, nationalökonomische, historische, mathe-

matische und naturwissenschaftliche Vorlesungen. „Mit besonderem Interesse verfolgte ich“, schreibt er am 24. Mai 1840, „die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte bei Zöpfl, der sehr anzuregen weiß und mit großer Anschaulichkeit und Deutlichkeit diesen anziehenden Gegenstand, der so viele Aufschlüsse über die gegenwärtigen Verhältnisse gibt, behandelt. Mein Privatissimum bei Jolly interessiert mich nicht weniger. Seiner Mechanik ließ er eine allgemeine kursorische Wiederholung der Trigonometrie und Logarithmenrechnungen vorangehen und examinierte mich immer am Anfange der Stunde über diese Gegenstände; die nämliche Methode befolgt er auch jetzt noch in der Mechanik, die wir bereits seit einigen Tagen begonnen haben.“ Im Sommer 1840 studierten auch die drei Brüder Viktor, Chlodwig (der spätere Reichskanzler) und Philipp Ernst von Hohenlohe in Heidelberg, mit denen der Prinz von Fürstenberg herzlichen Verkehr unterhielt. Das letzte Jahr 1840/41 studierte auch gleichzeitig Karl Egons jüngerer Bruder Prinz Max daselbst. Nach Absolvierung des akademischen Trienniums in Heidelberg bezog Karl Egon noch auf ein weiteres Jahr, von Herbst 1841—42, die Universität Berlin, wiederum gemeinsam mit seinem Bruder Max. Hier wurden die Prinzen durch das gesellige Leben der Hofkreise sehr in Anspruch genommen, auch Theater und Konzerte wurden fleißig besucht, daneben jedoch die Studien nicht vernachlässigt. Karl Egon hörte bei Hotho Ästhetik, bei von der Hagen deutsche Mythologie, bei Stahl ein „sehr interessantes“ Kolleg über Verfassungen der neuesten Zeit. Auch Ranke, Ritter und der hervorragende Physiker und Chemiker Heinrich Gustav Magnus waren seine Lehrer. Ritters Vorlesungen zogen den Prinzen sehr an, auch mit Alexander von Humboldt stand er in Verkehr. Am 13. Februar 1842 schreibt er an seinen Vater: „Humboldt ist gestern von England zurückgekommen; ich freue mich sehr ihn über die dortigen Festlichkeiten erzählen zu hören“. Nach Rücksprache mit Humboldt geschah es auch, daß die beiden Prinzen in den Osterferien 1842 eine größere Reise nach Dresden, das Karl Egon schon acht Jahre früher einmal besucht hatte, von da nach Oldenburg, Hamburg, Lübeck, Kopenhagen mit einem Abstecher nach Schweden, zurück über Lübeck und Schwerin unternahmen. Am 4. November 1844 führte Karl Egon die Prinzessin Elisabeth Reuß, Tochter des im Jahre 1836 verstorbenen Fürsten Heinrich XIX. Reuß ä. L., an den Traualtar. Die Hochzeit fand zu Greiz statt, worauf dann das junge Paar seinen Wohnsitz zu Donaueschingen (im Karlshof) nahm. In raschem Wechsel folgten

sich hier Freude und Leid, die beide bei dem zartbesaiteten Gemüt, das dem Prinzen eigen war, diesen tief ergriffen. Wie er aber von Jugend auf gewohnt war, alles Gute, das er empfing, mit dankbarem Aufblick zum Himmel anzunehmen, so suchte und fand er auch bei schmerzlichen Erfahrungen in seinem Gottvertrauen Trost und Hülfe, so als ihm sein erstes Kind, ein Töchterchen, wenige Stunden nach der Geburt wieder genommen wurde. Bald darauf sollten die politischen Ereignisse der Jahre 1847—49 ihn nicht bloß seelisch schmerzlich berühren. Um seine Gemahlin, die wiederum der Entbindung entgegensah, den Aufregungen des Tages zu entziehen, sandte er sie im April 1848 nach Schaffhausen, nachdem er, als sich am 24. März d. J. das Gerücht in Donaueschingen verbreitete, eine überaus starke Mordbrennerbande sei im Anzuge und bereits in Wolfach angelangt, sich mit ihr nach Konstanz begeben hatte. Das Gerücht erwies sich glücklicherweise bald als ein blinder Lärm, und so kehrte Karl Egon unverzüglich nach Hause zurück, wo er, da der Vater damals nicht in Donaueschingen anwesend war, die im Interesse der Ordnung zu ergreifenden unaufschieblichsten Maßregeln anzuordnen hatte. Am 12. April 1848 erließen bekanntlich die Führer der revolutionären Bewegung in Baden, Hecker und Struve, einen Aufruf an alle waffenfähigen Männer, sich am 14. April bewaffnet in Donaueschingen einzufinden. Württembergische Truppen kamen jedoch den Freischärlern zuvor und besetzten die Stadt und Umgegend. Eine Rekognoszierung am Morgen des 16. April ergab, daß die im Anzuge befindliche Kolonne sich geteilt habe, Struve gegen Stühlingen, Hecker gegen Bonndorf marschiert sei. Damit war die größte Gefahr für dieses Mal abgewandt. Die Erhebung der irregeleiteten Massen tat dem Herzen des Erbprinzen um so weher, je wohlwollender er dem Volke gegenüberstand: „Wie gerne, teurer Vater", schreibt er anfangs April, „gebe ich meine Unterschrift zu den von dir beschlossenen Konzessionen". Während des 1849er Aufstandes suchte er wiederum so gut einzugreifen, als möglich war. „Vor 8 Tagen", berichtet er am 7. Juli aus Schaffhausen an seinen Vater, „war ich in Bregenz, um Schwarzenberg[1]) die Gefahr vor Augen zu stellen, mit der wir im Oberland bedroht seien; doch er hatte weder direkte noch eventuelle Marschbefehle, auf welch letzteres ich so sehr gehofft hatte,

[1]) Karl Borromäus Philipp Fürst Schwarzenberg war am 20. Juni 1849 zum Kommandeur des Observationskorps in Vorarlberg ernannt.

und so blieb meine Fahrt ohne Erfolg. Eine kleine Macht hätte damals noch den Seekreis vor großem Unheil bewahren können." Vor den Truppen des Prinzen von Preußen (nachmaligen Kaisers Wilhelm I.) und den Reichstruppen unter General von Peucker zog sich nämlich Sigel mit Infanterie, Kavallerie und 16 Geschützen von Freiburg kommend auf Donaueschingen zurück, das er am 5. Juli vormittags erreichte; nicht lange darauf traf, vom Kinzigtal heranziehend, die Willichsche Schar ein. In der Nacht auf den 7. Juli rückten die Insurgenten wieder ab, indem sie mitgehen hießen, was sie an Hofwagen, Pferden, Gewehren, Pistolen, auch Kleidungsstücken und barem Geld im Schlosse vorfanden. (Ein Teil der gestohlenen und geraubten Sachen wurde später im Kanton Schaffhausen durch Vermittlung der Schweizer Behörden wieder beigebracht.) Das 1. Aufgebot der Donaueschinger Bürgerwehr wurde von den Freischärlern gezwungen mit ihnen zu ziehen. Nur wenige Stunden später rückte die Avantgarde des Generals von Peucker in die Stadt ein und erzwang wieder Ruhe und Ordnung. Von Schaffhausen aus, wo sich wiederum seine Familie aufhielt, eilte der Erbprinz Karl Egon herbei, um im Namen seines abwesenden Vaters die Repräsentationspflichten zu üben, als der Prinz von Preußen von Freiburg aus am 2. August in Donaueschingen eintraf und die dort und in der Umgegend liegende mecklenburgische Brigade (3 Bataillone Infanterie, 1 Regiment Kavallerie und eine Batterie) inspizierte. In den folgenden Jahren war Karl Egon mehrfach in Vertretung des Fürsten mit der Erledigung von Geschäften betraut. So war er bereits gut eingeführt, als er durch den Tod des Vaters, der unerwartet schnell zu Ischl am 22. Oktober 1854 erfolgte, an die Spitze des Gesamthauses Fürstenberg berufen wurde. Aus dem reichen väterlichen Besitz erbte er das schwäbische Hausgut, während das böhmische Sekundogeniturfideikommiß Pürglitz nach den Bestimmungen des Hausgesetzes dem jüngeren Bruder Max Egon (geboren zu Donaueschingen 1822 März 29, gestorben zu Lána 1873 Juli 27) zufiel. Bald nach der Übernahme des väterlichen Erbes berief Karl Egon den badischen Geheimen Referendär Prestinari zur Leitung seiner Verwaltung. Sein Dienstantritt erfolgte am 7. Juni 1856. Es war eine glückliche Wahl. In Prestinari trat ein Mann an die Spitze der Beamtenschaft, der mit vollendeter Sachkenntnis durchdringende Verstandesschärfe und einen unbestechlichen Gerechtigkeitssinn verband, auch in der Auswahl seiner Beamten fast durchweg eine glückliche Hand betätigte. So gelang es ihm einen Ver-

waltungsapparat zu organisieren, der vorzüglich funktionierte, und mit kluger Benützung der Zeitverhältnisse, welche einen wirtschaftlichen Aufschwung begünstigten, die Erträgnisse aus den Gütern, namentlich den Waldungen, im Lauf seiner 36jährigen Amtstätigkeit so zu heben, daß die fürstlichen Finanzen auf einen hohen Stand gebracht wurden. Dank der ökonomischen Lage sah sich der Fürst in den Stand gesetzt, nicht allein für katholisch-kirchliche und charitative Zwecke erhebliche Summen spenden, sondern auch seiner Vorliebe für Kunst und Wissenschaft manch dauerndes Denkmal setzen zu können. Zieht man das Fazit aus Karl Egons reicher Tätigkeit, so läßt sich unschwer erkennen, daß in dem, was er zur Förderung der schönen Künste und der Wissenschaften geleistet hat, der Schwerpunkt liegt. Auf seinen zahlreichen Reisen, namentlich nach Italien, erwarb er sich einen feinen Formensinn und ein tiefes Gefühl für die Schönheit klassischer Kunst. Davon zeugt insbesondere die Sammlung seiner Gipsabgüsse, die vorwiegend antike Meisterwerke des Vatikans und des Louvre aufweist. Zahlreich sind die Aufträge von ihm, deren sich Architekten, Bildhauer und Maler erfreuten. Die Gruftkirche in Neidingen, deren Bau noch unter seinem Vater begonnen war, ließ er vollenden und splendid ausschmücken. Große Fürsorge wandte er nicht minder seinem herrlich gelegenen Schlosse Heiligenberg zu, an dem er von Jugend auf mit begreiflicher Vorliebe hing und wo er in den Sommermonaten so gern weilte. Die Wiederherstellung des Ahnensaales, dieses wunderbar schönen Raumes, und der Kapelle wurde so vorzüglich durchgeführt, daß das Auge des Bauherrn aufleuchtete, so oft darauf die Rede kam. In Donaueschingen gründete der Fürst den nach ihm benannten „Karlsbau“, das große Bonarum artium et naturae studio gewidmete Sammlungsgebäude. Mit den naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und Kunstsammlungen trat Karl Egon mit Ausnahme der schon erwähnten Gipsabgüsse im wesentlichen zwar eine väterliche Erbschaft an, allein er wandte ihnen eine so pietätvolle Pflege zu, daß er neben seinem Vater als Gründer genannt werden darf. In dem Karlsbau schuf er den Naturaliensammlungen, den Fundgegenständen, der Gemäldesammlung und der Sammlung der Gipsabgüsse ein schönes, lichtes Heim. Für die Waffensammlung ließ er ein eigenes geschmackvolles Gebäude herrichten und überwies den bedeutenden Sammlungen von Handschriften, Büchern, Kupferstichen und Münzen die durch den Neubau der Domänenkanzlei (Kammer) freigewordenen Räume des ehemaligen Regierungsgebäudes. Die Leitung seines Archivs und der Bib-

liothek übertrug er Gelehrten von Ruf und verpflichtete sich zu ganz besonderem Danke die Geschichtswissenschaft. Durch den Auftrag, die Quellen zur Geschichte seines Hauses und der ehemals Fürstenbergischen Lande zu sammeln, rief er das monumentale Fürstenbergische Urkundenbuch ins Leben. — Eine hervorragende Tätigkeit widmete der Fürst auch dem Verein der deutschen Standesherren, der sich die Wahrung der Standesinteressen zur Aufgabe gesetzt hat. Vom Tage der Gründung des Vereins im Jahre 1864 an bis zu seinem Tode hat der Fürst die Präsidialgeschäfte geführt. Politisch ist Karl Egon nur wenig hervorgetreten; eine vornehm zurückhaltende Natur liebte er es nicht, sich an dem parlamentarischen Getriebe zu beteiligen. Andererseits stand er aber den Vorgängen im öffentlichen Leben keineswegs indifferent gegenüber, verfolgte vielmehr die Entwicklung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse, welche durch die Kriege von 1866 und 1870 und die Kämpfe zwischen den staatlichen und kirchlichen Gewalten namentlich in Baden und Preußen ihr Gepräge erhielten, mit regster Teilnahme. Seine Liebe zum deutschen Vaterlande praktisch zu betätigen, fand er die beste Gelegenheit während des glorreichen Feldzuges von 1870/71. In hochherziger Weise spendete er die Mittel, um im ganzen fürstlichen Standesgebiete die Angehörigen der einberufenen Krieger zu unterstützen, ließ auf seine Kosten in Geisingen ein Reservelazarett herrichten und trat überall helfend ein, um die unvermeidlichen Wunden, die der Krieg schlug, nach Möglichkeit zu lindern. Persönlich stand er den Verwundeten und Erkrankten, welche in dem im fürstlichen Schlosse zu Hüfingen errichteten Reservelazarett untergebracht waren, bei und tröstete und ermutigte sie. Mit hoher Freude begrüßte er die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Dem Kaiser Wilhelm war er seit seiner Berliner Studienzeit in aufrichtiger Verehrung zugetan und auch noch im höheren Alter pflegte er, wofern er nicht anderweitig verhindert war, alljährlich in den Märztagen nach Berlin zu eilen, um dem ersten Träger der Kaiserkrone persönlich seine Glückwünsche darzubringen. Wie zu dem Berliner Hofe, so unterhielt der Fürst auch zu dem Karlsruher, Wiener und Stuttgarter Hof stets die wärmsten Beziehungen. Zeit seines Lebens war Karl Egon ein passionierter Jäger und dieser Lieblingsbeschäftigung ging er auch noch im letzten Winter, der ihm beschieden war, nach, obschon sich schon hin und wieder leise Mahnungen einstellten, daß die Kräfte abnahmen. „Ich gedenke bald zurückzukommen!" Mit diesen Worten verabschiedete er sich, als er am 7. März 1892 in Begleitung

seiner Tochter, der Prinzessin Amalie, von Donaueschingen aus eine Reise nach Paris antrat. Dort erkrankte er bald nach der Ankunft an einer Lungenentzündung, der er am dritten Tage erlag. Am 15. März abends gab er seine Seele in die Hand seines Schöpfers zurück. Die Beisetzung fand am 21. März unter großer Beteiligung von hoch und niedrig in der Gruftkirche zu Neidingen statt. Den Sarg schmückten Helm und Säbel (der Fürst war am 25. Oktober 1839 als Rittmeister in den Verband des badischen Kontingentes aufgenommen und durchlief die höheren Grade; am 2. September 1873 erhielt er in der preußischen Armee den Charakter als General der Kavallerie) und zahlreiche Orden, darunter an erster Stelle der Orden vom Goldenen Vließ. Karl Egon war ein Aristokrat in des Wortes edelster Bedeutung, der die schönste und höchste Pflicht seines hohen Standes stets darin sah, den Armen und Verlassenen dieser Welt nach Kräften im stillen beizustehen. Es soll unvergessen bleiben, wie er über die Unterschiede zwischen Rang und Stand hinwegsehend die Kranken aufsuchte, sich am Bette niederließ und ihnen liebreich zusprach. Hierin offenbarte sich namentlich die hervorstechendste Charaktereigenschaft, seine Herzensgüte, fast möchte man sagen, seine Herzensweichheit. Von seinen Lieben Abschied nehmen und sich trennen, wenn auch nur für kürzere Zeit, fiel ihm von Jugend auf schwer, und leicht füllten sich in solchen Momenten seine Augen mit Tränen. Niederdrückende Schicksalsschläge überwand er nur langsam, und an bitterem Herzeleid hat es ihm wahrlich im Leben nicht gefehlt. Namentlich der Tod der heißgeliebten Frau, die unerwartet zu Berlin am 7. Mai 1861 an den Masern starb, war für ihn ein schwerer Schlag. Er blieb seitdem unvermählt und lebte ganz seinen Kindern, der Prinzessin Amalie und dem einzigen Sohn, dem 1896 verstorbenen Fürsten Karl Egon IV. (Nach Briefen und sonstigem Material im Fürstlichen Archiv. Von Gedrucktem wurde namentlich benutzt Gutmann, Karl Egon III. Fürst zu Fürstenberg in Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 8,1 ff. Dort sind manche Einzelangaben über die Bauten und Kunstaufträge zu finden.)

Georg Tumbült.

Karl Egon IV. Fürst zu Fürstenberg.

Als ganz unerwartet am 15. März 1892 zu Paris Fürst Karl Egon III. zu Fürstenberg starb, verweilte er dort bloß auf der Durchreise an die Riviera, wo er seinen einzigen Sohn besuchen wollte.

Dieser Sohn Karl Egon IV. — außer ihm hatte der entschlafene Fürst nur noch ein lebendes Kind, Prinzessin Amalie, wie überall, so auch auf dieser Reise des Vaters treue Begleiterin — wurde am 25. August 1852 im böhmisch-fürstenbergischen Besitze Kruschowitz geboren. Seine Mutter, Prinzessin Elisabeth Reuß ä. L. verlor der lebhafte, gut veranlagte Knabe schon am 7. Mai 1861. Um so mehr hing das edle Vaterherz an ihm. Unter dessen Obhut leitete ein Genfer, der z. Zt. noch Inhaber einer Privaterziehungsanstalt dort ist, die Erziehung des Prinzen. Trotz aller Vorsicht des Vaters und ängstlicher Obhut des Erziehers war es nicht zu verhüten, daß der lebhafte Knabe ab und zu beinahe das Opfer gefährlicher Unfälle geworden wäre. Im Alter von 10 Jahren z. B. stürzte derselbe oberhalb Baden-Baden gegenüber dem Michaelsberge vom Pferde. Zur Erinnerung an die glückliche Rettung aus dieser Gefahr ließ der Vater auf der Stelle des Unfalls bei Baden das sog. Fürstenbergdenkmal erstellen — eine halbrunde Säulenhalle in griechischem Stil durch den fürstlichen Baurat Diebold und als deren Mittelpunkt die Statue eines Schutzengels durch Bildhauer Franz Xaver Reich in Hüfingen. — Monsieur Gros — so hieß der Genfer Erzieher — teilte sich bis zum Frühling 1867 mit dem Gymnasialprofessor Bär, dem Stadtpfarrer Danner und dem Hofmusikus Körnlein in Donaueschingen in den Unterricht des Prinzen. Geschichte und die damit verwandten Disziplinen entsprachen damals dem jugendlichen Gemüte am meisten. Wie gewöhnlich wurde aber mit dem Empfang der ersten heiligen Kommunion, die am Ostersonntag 1866 gefeiert wurde, solch erster jugendliche Unterricht abgeschlossen. An Stelle des Genfer Hofmeisters trat im Dezember 1867, auf besondere Empfehlung des badischen Oberschulrats Dr. Laubis, der derzeitige Direktor der Konstanzer Oberrealschule J. B. Heim. In dessen Geleit wurden größere und kleinere Reisen unternommen, um deren bildende Einflüsse im Geschäfte der Erziehung wirken zu lassen. Zunächst wurde eine große Reise über Venedig nach Rom, Neapel, Capri, Vesuv, Pompeji, Sorent, Paestum, Pisa, Genua, Riviera, Lyon und an den Genfersee unternommen. Namentlich scheinen die Eindrücke, die von Rom nach zweimaligem und langwöchigem Aufenthalte mitgenommen wurden, recht tiefe gewesen zu sein. Dieser Reise, die im Mai 1868 beendet war, schlossen sich solche in die Schweiz, nach Böhmen und Schlesien (1870), nach Berlin (1871 u. 72), nach Ostende und London (1872) an. Unterricht in dieser Periode erteilten, je nach dem Aufenthaltsorte, Professor Hermann, der später Direktor

in Mülhausen i. E. war, Professor Dr. Schneyder, beide in Donaueschingen, und in Baden-Baden Oberschulrat a. D. Gruber und Professor Finkh. In Bonn wurde namentlich Musik spez. Violinspiel betrieben, das auch in späterer Zeit noch bevorzugt wurde. Zeuge dafür sind die Violinabende, die noch Jahrzehnte später mit Ministerialrat Krems im Donaueschinger Schlosse veranstaltet wurden. Im Herbst 1872 trat der Hofmeister Heim nach fünfjähriger Tätigkeit in den Staatsdienst zurück, blieb jedoch auch dann noch in der Nähe seines fürstlichen Zöglings, als dieser, zum jungen Manne gereift, in Heidelberg auf ein Semester Hörer meist juristischer Dozenten, aber auch Bartschs, Kirchhoffs, v. Treitschkes, Kuno Fischers und in erster Reihe Zöpfls wurde. Als Student verkehrte der Prinz bei dem Corps Saxoborussia, ohne jedoch aktiv zu werden. Wie als Knabe entging Karl Egon auch als Student in Heidelberg beim Reiten einer großen Gefahr. Im Jahre 1874 wurde Heidelberg mit Straßburg gewechselt, von wo aus öfter Ausflüge nach Paris und Nizza unternommen wurden. Zwei Jahre später, vom 23. Dezember 1876 an, führen die Listen des Gardehusarenregiments zu Potsdam den Prinzen zu Fürstenberg als Sekondleutnant à la Suite, vom Juni 1877 an nach bestandenem Offiziersexamen mit einem Patent seiner Charge. Vom November 1881 bis September 1884 bewohnte derselbe — seit 6. Juli 1881 vermählt mit Gräfin Dorothea von Talleyrand-Périgord, der Tochter des verstorbenen Herzogs von Sagan — als Adjutant der 28. Kavalleriebrigade das Fürstenbergische Palais in Karlsruhe; von 1884 an gehörte er als Premierleutnant und von 1886 an als Rittmeister dem 2. Gardedragonerregiment an. Als solcher begleitete er 1888 den außerordentlichen kaiserlichen Gesandten Fürst Hatzfeld-Trachenberg nach Rom, um dem Papste Leo XIII. die Thronbesteigung Kaiser Friedrichs III. anzuzeigen. In ähnlicher Angelegenheit, d. h. gelegentlich der Vermählung des König Alphons XII. war der ritterliche Fürstensohn im Jahre 1878 auch nach Spanien befohlen. — Im Jahre 1893 wurde Karl Egon zu Fürstenberg Major. Ein Jahr zuvor war er mit 40 Lebensjahren in das Erbe seines entschlafenen Vaters eingetreten und zwar in sehr „aktiver" Weise. Monatelang trug er auf seinen, wie er damals sagte, „starken Schultern" die Verwaltungsgeschäfte des großen Fürstentums mit einer Kraft und einem Eifer, die nur Staunen erregen konnten. Aber bald schien dem Fürsten der Wirkungskreis seiner eigenen Verwaltung zu klein. Deshalb und vielleicht auch noch aus anderen Grün-

den ließ er sich im Jahre 1893 bewegen, im 2. badischen Wahlkreise als Reichstagskandidat aufzutreten. Er siegte mit einem mehr von 3327 Stimmen. Aber mit der errungenen Würde kam eine solche Bürde von Aufregungen, Enttäuschungen und Anfeindungen über ihn, daß seine Nerven nicht stark genug waren. Trotzdem blieb er den einmal übernommenen Pflichten treu. Ich erinnere mich, wie er einmal in tiefer Nacht zum Abschied mich besuchte, weil er „mit Morgengrauen seine Erholung opfern und nach Berlin reise müsse". Man nannte ihn selbst auf gegnerischer Seite „der Pünktlichsten Einer". Daß er sich, schon schwer leidend, zu den Reichstagssitzungen tragen ließ, scheint jedenfalls eine wohlbegründete Sage zu sein. Bei alledem übersah Fürst Karl Egon nicht, auch jetzt noch im eigenen Heim wohltätig zu wirken. Seit dem Jahre 1894 wurden die Pächter des Fürstentums durch den Fürsten nicht unwesentlich erleichtert. Die Kosten der Neuherstellungen und Reparaturen, welche einen Jahrespachtzins überschreiten, wurden der Standesherrschaft zugeteilt. Von den Hagelversicherungsprämien übernahm die Pachtherrschaft 20 Prozent. Auf den Ersatz öffentlicher Abgaben (Gemeindeumlagen, Brandversicherungsbeiträge und Abgaben aus dem Unterstützungswohnsitz) wurde verzichtet, die Obstbaumzucht wurde der besonderen Pflege geschulter Leute anvertraut. Im Jahre 1893 wurden zur Linderung der Futternot umfassende Maßregeln in der Art getroffen, daß Kraftfuttermittel zum Halbpreise abgegeben, die andere Hälfte aber unverzinslich vorgeschossen werden sollte, daß Pacht- und Grasgelder nachgelassen oder verzinslich gestundet wurden, während Massenaufkäufer und Spekulanten von den Grasversteigerungen ausgeschlossen wurden. In diese Jahre fiel auch der Umbau des fürstlichen Residenzschlosses in Donaueschingen. Die Erinnerungen der Kindheit ließen es nicht zu, daß Fürst Karl Egon sein Schloß verlege; die Mauern, in denen er eine glückliche Jugend verlebt hatte, mußten stehen bleiben. Aber innerhalb derselben schuf die Kunst ein Heim, dergleichen nur selten eines zu finden ist — so reich an Reiz und Bequemlichkeit! Dem neuen Schlosse bildeten blumenbesäte Beete, durchkreuzt von marmorweißen Wegen, einen trefflichen Vordergrund, der auf einer Seite durch eine neue Danubiagruppe von dem verstorbenen Professor Heer in Karlsruhe begrenzt wurde. Und um über all diese Pracht auch zur Nachtzeit volles Licht zu ergießen, wurde aus dem Gefälle der Wutach durch Wasserkraft aus vielstündiger Entfernung elektrisches Licht gezaubert. Ob Fürst Karl Egon IV. dem Interesse seiner Ahnen für die Wissenschaft fremd

blieb? Offen gestanden war er den Publikationen des Alten weniger hold als neuer Literatur und Historie. Immerhin sind ihm die „Mitteilungen aus dem fürstlichen Archiv" zu verdanken, die würdig an der Seite des fast einzig schönen Fürstenbergischen Urkundenbuches stehen. — In gemeinnützigen Dingen stand der Fürst zu Fürstenberg fast nie in hinterer Reihe. Wie seine Gemahlin mit zu den eifrigsten Stützen des badischen Frauenvereins zählte, so war er selbst den Bestrebungen der Samaritervereine und des Roten Kreuzes allzeit hoch gewogen. In Wohltätigkeit verfolgte er getreu die Wege seines edlen Hauses. Wo es galt, alten Unternehmungen neue Kraft und neues Leben einzuimpfen, blieb er nicht fern. Noch in seinen letzten Zeiten war es z. B. sein Plan, unter den Titeln: „Karl Egons Bergwerk" und „Dorotheengrube" zwei Bergwerkbetriebe wieder zu erwecken, die aus früheren Tagen kaum mehr als sagenhaft bekannt waren. Und Baden-Baden — was es von Fürst Karl Egon IV. erzählt, als dem Regenerator des internationalen Rennens und dem Pfleger deutscher Pferdezucht? Am 12. August 1896 vertauschte Karl Egon IV. seine interimistische Wohnung, die kleine Villa Dolly, mit dem neuen Schlosse. Aber der dort einzog, war ein todkranker Mann. Freilich wenn die Energie des Willens überall zum Siege führen würde — der kranke Fürst würde schnell gesund gewesen sein! Noch nie habe ich einen Menschen gesehen, der sich gegen allen Schmerz und alles Schwächegefühl so gestemmt, der sich und anderen das schlimme Befinden so sehr wie er verheimlicht hätte. Aber umsonst! Am 27. November 1896 ertönte das Trauergeläute im ganzen Fürstentum. Zahllose Kränze verhüllten die irdische Hülle; eine Reihe hoher Orden umgab den Sarg, der von Nizza, der Stadt des Entschlafens, an die Donau überführt wurde. Aber was Leben gibt, das war entflohen! (Aus eigenen Beobachtungen und Mitteilungen Anderer; Notizen aus Akten und Zeitungen.) Martin.

Elise Prinzessin zu Fürstenberg

wurde am 15. März 1819 als erstes Kind des Fürsten Karl Egon II. zu Fürstenberg zu Donaueschingen geboren, war somit die um ein Jahr ältere Schwester des Fürsten Karl Egon III. Unvermählt geblieben, widmete sie sich, namentlich seit dem Tode des Vaters, in treuer Kindesliebe der Pflege ihrer vielfach leidenden Mutter, welche ihren Witwensitz zu Heiligenberg hatte. Die Mutter starb am 14. September

1869 zu Karlsruhe und darauf nahm die Prinzessin Elise ihren ständigen Wohnsitz zu Donaueschingen (im Karlshof). Dem katholischen Glauben von ganzem Herzen ergeben, weihte sie ihre Tätigkeit vorzugsweise den Werken christlicher Barmherzigkeit und spendete von ihren Mitteln freigebig den Armen. In hochherzigster Weise war sie auch jederzeit bereit, katholisch-kirchlichen Zwecken ihre Unterstützung zu leihen. Außer mit ihren Geschwistern stand die Prinzessin Elise namentlich in innigstem Verkehr mit ihrer Cousine (Vaters-Schwester-Tochter) Katharine von Hohenlohe-Waldenburg (in zweiter Ehe vermählt mit dem Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, Witwe seit dem 11. März 1853), der Gründerin der Benediktinerniederlassung in Beuron (gest. am 15. Februar 1893). Oftmals suchte sie diese ihre Freundin in dem stillen Beuron auf, an ihrem regen Geistesleben sich erfreuend und erfrischend und mit ihr das lebhafteste Interesse für die junge Pflanzung teilend. Mit dem ersten Abt und Schöpfer der Beuroner Niederlassung, dem bedeutenden Maurus Wolter, unterhielt auch Prinzessin Elise geistig anregenden Verkehr. Selbst in höherem Alter noch stets rüstig, starb die fürstliche Wohltäterin nach nicht langer Krankheit in der ersten Stunde des 9. April 1897. Die Beisetzung fand am 12. April in der fürstlichen Gruft zu Neidingen statt. Mit Recht konnte der Donaueschinger Stadtpfarrer Dutzi in seiner ergreifenden Trauerrede die Verstorbene als eine anima pia bezeichnen, an der kein Makel war. In Donaueschingen wird ihr Andenken rege erhalten durch die von ihr 1885 gegründete, von Ingenbohler Schwestern geleitete Kleinkinderschule, sowie durch eine Votivkapelle (Pieta), welche sie zum Danke für die Genesung ihres innigst geliebten Bruders, des Fürsten Karl Egon III., aus schwerer Krankheit im Jahre 1883 an der alten Wolterdinger Straße errichten ließ. Georg Tumbült.

Eugen Gageur

war am 3. Dezember 1848 zu Seelbach bei Lahr geboren. Er widmete sich dem Lehrberufe, dem sein Vater angehörte, und bereitete sich späterhin unter recht bedrückenden Verhältnissen, vorwiegend als Autodidakt, während einiger Zeit aber auch bei Stuttgarter Lehrmeistern für den Musikberuf vor und bekleidete die Stelle eines Hülfslehrers in Waldshut, des Organisten in der dortigen Stadtkirche und des Dirigenten der städtischen Musikkapelle. Im Herbst 1874 wurde ihm das Amt des Organisten und Chordirektors an der katholischen Pfarrkirche zu St. Stephan in

Karlsruhe übertragen. Bald darauf erhielt G. auch die Stelle eines Musiklehrers am Lehrerseminar II daselbst. Seine hervorragende Tüchtigkeit und sein großes musikalisches Wissen und Können bewährte G. sowohl in diesen beiden Stellungen als auch als Chormeister des angesehenen Gesangvereins „Liederhalle" in Karlsruhe, den er in vielen Karlsruher Konzerten sowie beim Gesangswettkampfe in Wiesbaden zum Siege führte. Ein sachkundiger Nachruf in dem Jahresbericht des Lehrerseminars II rühmt von G. die Virtuosität im Klavier- und Orgelspiel und die meisterhafte Behandlung des Männergesanges. Sein Musikunterricht wirkte anregend und befruchtend auf ganze Generationen junger badischer Lehrer. Die von ihm komponierten Messen und Chorgesänge werden das Andenken an ihn wach erhalten. Durch seinen liebenswürdigen Charakter und seine geselligen Talente war er, wie bei seinen Kollegen und Schülern und bei den Mitgliedern des unter seiner Leitung stehenden Kirchenchores, so auch in der Sängerschar der „Liederhalle" und in den weitesten Kreisen der badischen Hauptstadt überaus beliebt und hochgeachtet. Seine Verdienste erkannte der Großherzog durch Verleihung des Zähringer Löwenordens an. Von den Folgen eines Schlagflusses, der G. im Januar 1899 betraf, erholte er sich nach einiger Zeit so weit, daß er im Herbst seine gesamte Berufstätigkeit wieder aufzunehmen vermochte. Aber die Besserung war nur scheinbar, er wurde von einem Fußleiden befallen, das rasch einen bösartigen Charakter annahm und ihm lange Qualen bereitete. Er starb am 23. November 1899. Die ergreifende Leichenfeier bewies, wie schwer sein Verlust empfunden wurde. (Biographisches Jahrbuch IV. S. 302/3. Karlsruher Zeitung 1899 Nr. 337.)

v. Weech.

Berthold Gemehl,

geboren am 24. Oktober 1832 zu Bruchsal, trat als Studierender der Jurisprudenz im Jahre 1859, als der Ausbruch des Krieges mit Frankreich drohte, beim badischen Militär ein und wurde nach kurzer Ausbildung noch im Juni des gleichen Jahres zum Leutnant im Leibgrenadierregiment ernannt. Er blieb auch, nachdem die Kriegsgefahr geschwunden war, in der militärischen Laufbahn und machte als Oberleutnant und Regimentsadjutant den kurzen Feldzug von 1866 mit. 1870 erhielt er die Führung der 7. Kompagnie des Leibgrenadierregiments, wurde zum erstenmale in einem kleinen Unternehmen gegen Nuits am 20. November

leicht und in der Schlacht von Nuits selbst am 18. Dezember beim Angriff auf die Ferme la Berchère schwer verwundet. Im Februar 1871 zum Hauptmann befördert, sah er sich durch die Folgen seiner Verwundung genötigt, seinen Abschied aus dem aktiven Heeresdienst zu nehmen. Im Mai 1871 trat er als Adjutant zum Kommando des großherzoglichen Gendarmeriekorps über, wurde 1875 Kommandant des 2. Gendarmeriedistrikts in Freiburg, 1880 Major, 1889 Oberstleutnant und 1890 Oberst und Kommandeur des Gendarmeriekorps. 1894 zum Generalmajor befördert, starb er am 31. März 1897. Ein tüchtiger und pflichtgetreuer Offizier genoß er die hohe Achtung seiner Kameraden im gleichen Maße, wie die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen. (Biographisches Jahrbuch 1898, 283. — Bad. Militärvereinsblatt 1897, 136.)

Christian Wilhelm Gerbel

war am 14. November 1820 geboren als der Sohn jenes vollkommen gleichnamigen Hofrats und Obergerichtsadvokaten Gerbel, der in den Landtagen 1831/39 und 1842/45 zu den Koryphäen der vormärzlichen liberalen badischen Landtagsabgeordneten gehörte. Im Jahre 1845 als Rechtspraktikant rezipiert und nach wenigen Jahren mit dem Schriftverfassungsrecht mit dem Sitz in Mannheim beliehen, trat G. 1852 in den Staatsdienst ein, und zwar in das Richteramt als Assessor beim damaligen Oberamt Heidelberg. Nach der Trennung von Verwaltung und Rechtspflege sehen wir ihn als Amtsrichter in Bühl, wo er reichlichen Arbeitsstoff zu bewältigen hatte. Er waltete seines Amtes dort mit solchem Fleiß, solcher Gründlichkeit und Geschicklichkeit, daß er das Vertrauen und die Anerkennung des ihm vorgesetzten mittelrheinischen Hofgerichts in Bruchsal in vollstem Maße erwarb und in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstführung schon 1861 zum Mitglied dieses Gerichtshofs — zuerst als Hofgerichtsassessor, dann als Hofgerichtsrat — ernannt wurde. Mit frischer Kraft und energischer Arbeitsfreudigkeit erfüllte er die Obliegenheiten seines neuen Berufs in Gemeinschaft mit alten und neuen Freunden. Doch nicht ausschließlich der Rechtspflege wollte er sich widmen, die Entwicklung des großen Vaterlandes und unseres engeren Heimatlandes lag ihm warm am Herzen. Als mit dem im Landtag 1859/60 eingetretenen Umschwung — der sogenannten „neuen Ära“ — das politische Leben wieder erwacht war, schloß G. sich mutig den auf die bundesstaatliche Rekonstruierung Deutschlands unter preußischer Spitze

gerichteten Bestrebungen des Nationalvereins an und beteiligte sich an allen auf den freisinnigen inneren Ausbau unseres Heimatlandes gerichteten Schritten. Als sein Jugendfreund, der damalige Rechtsanwalt Eckhard von Offenburg, der als Vertreter dieser Stadt im Landtage 1861/62 eine hervorragende Stelle eingenommen hatte, nach Erlöschen seines Mandats eine Wiederwahl ablehnte, trat Gerbel in die hiedurch entstandene Lücke ein und gehörte von 1863—70 dem badischen Landtag an, in dem es ihm vergönnt war, an einem ebenso großen, wie schönen Stück deutscher und innerer Landesgeschichte tätigen Anteil zu nehmen. Seine 1871 erfolgte Ernennung zum Mitglied des Appellationssenats des Kreis- und Hofgerichts in Karlsruhe entsprach seinem Wunsche. Bald darauf erfolgte seine Beförderung zum Direktor bei demselben Gericht, bei welchem er in gleicher Eigenschaft auch nach Einführung der Reichsjustizgesetzgebung verblieb. In den 1880er Jahren geriet Gs. bisher rüstige Gesundheit ins Wanken; die mit dem Dienste eines Strafkammer- und Schwurgerichtspräsidenten verbundenen Aufregungen hatten den Zustand seiner Nerven ungünstig beeinflußt. Er sah sich deshalb 1885 veranlaßt diesen Dienst aufzugeben und in das Oberlandesgericht als Mitglied einzutreten, woselbst er zwar zu vieler geistiger Arbeit genötigt war, seinem Körper aber die erforderliche Ruhe und die nötige Erholung von der Arbeit gönnen konnte. Mit unermüdlichem Fleiß und Eifer lag er der Erfüllung seines Berufes ob. Gewissenhafte, gründliche Vorbereitung und elegante, prägnante Kürze in der Ausarbeitung waren die charakteristischen Merkmale seiner Arbeitstätigkeit, die er bei diesem Gerichtshof sieben Jahre lang teils als Mitglied, teils als Stellvertreter des Vorsitzenden entwickelte. Auf Anraten seiner Familie kam er im 72. Lebensjahre und 47. Dienstjahre um Versetzung in den Ruhestand ein, die ihm auf 1. Mai 1892 gewährt wurde. Der freudige Genuß der wohlverdienten Ruhe sollte ihm indes nicht lange beschieden sein. Zwei Tage nach seinem Dienstaustritt erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nie mehr erholte und dessen Folgen er am 24. September 1894 erlag. (Karlsruher Zeitung vom 7. Oktober 1894.)

Konstantin Geres

wurde am 7. März 1824 in Mannheim geboren und widmete sich gleich seinem Vater der militärischen Laufbahn. In den Kriegsjahren 1848/49, 1864 und 1866 stand er unter den badischen Fahnen im

3. Infanterieregiment und bei Beginn des großen Feldzugs gegen Frankreich stellte er sich wieder freiwillig in den Dienst des Vaterlandes. Nach Beendigung des Krieges zog er sich in den Ruhestand nach Freiburg i. Br. zurück und widmete seine Zeit gemeinnützigen Bestrebungen, insbesondere aber schriftstellerischer Tätigkeit. Seine reichen Kenntnisse des alemannischen und pfälzischen Volkstums gaben ihm Stoff zu den humoristischen Erzählungen und Schilderungen, mit denen er zuerst öffentlich hervortrat. Ihnen folgten dann eine große Anzahl lokalgeschichtlicher Publikationen, von denen die meisten in der Zeitschrift des Breisgauvereins „Schauinsland" erschienen sind, dessen erster Vorsitzender er 1880 bis 1890 war. Weniger in der Gediegenheit des Inhalts, als besonders in der poetischen Art der Erzählung liegt der Wert und Reiz seiner schriftstellerischen Arbeiten. Von einem köstlichen Humor zeugen auch seine Lieder, die der Scheffelschen Muse nachgebildet sind. Er starb als Oberstleutnant a. D. am 31. Oktober 1891 zu Freiburg. *

Georg Gerhard

wurde am 12. November 1802 in Friesenheim als Sohn eines Bäckermeisters und Landwirts geboren; er war der älteste von achtzehn Geschwistern. Seine Ausbildung erhielt er auf dem Pädagogium in Lahr und dem Gymnasium zu Offenburg, doch zwangen ihn Familienverhältnisse das letztere zu verlassen, ehe er es ganz absolviert hatte. Er fand dann Stellung bei der Verwaltungs- und Gerichtsbehörde zu Altbreisach, wurde gelegentlich auch bei einer Rheinregulierungskommission beschäftigt und trat später zur freiwilligen Gerichtsbarkeit (dem Rechtspolizei-, beziehungsweise Notariatsache) über. Nachdem er zunächst in Breisach und dann in Rotweil am Kaiserstuhl verwendet worden war, wurde er 1836 bei der ehemaligen Regierung in Freiburg angestellt. Hier fand er als verheirateter Mann neben seinen Dienstgeschäften noch Zeit, die verschiedenen Disziplinen der Rechtswissenschaft an der Universität zu hören und seine juristischen Kenntnisse zu vertiefen. Dies befähigte ihn in der Folgezeit in seinem Fache schriftstellerisch tätig zu sein und er wurde ein fruchtbarer Autor. Während mehreren Jahrzehnten erschienen unter seiner Leitung und überwiegenden Mitarbeit fortlaufend Zeitschriften für das Notariat und die Gemeindeverwaltung, so 1840 und 1841 das „Magazin der Geschäfts- und Gesetzeskunde", 1842 das von ihm neu gegründete „Notariats-Blatt", welches er 1850 wieder übernahm und weiterführte,

von 1844—1885 endlich „Der Bürgermeister“ (1844—1849 unter dem Titel „Archiv für Bürgermeister“), ein Verwaltungsblatt für Gemeinden, das heute noch besteht. Daneben veröffentlichte er eine ganze Reihe von Einzelschriften über die Accisegesetze, die bürgerlichen Standesgesetze, Gebührenordnung u. s. w. Aber auch in anderer Hinsicht erwarb er sich bedeutsame Verdienste sowohl um sein Fach, das Notariat, in dem er vielfach bahnbrechend gewirkt hat, wie auch um den Stand der Gemeindebeamten, namentlich der Ratschreiber. So ging von ihm die Gründung des Ratschreibervereins, sowie der Sterbekasse, einer Hilfskasse für die Hinterbliebenen verstorbener Vereinsmitglieder, aus. Im Jahre 1841 erhielt G. das vormalige Stadtamtsrevisorat und nachherige Gerichtsnotariat (seit 1864) in Karlsruhe übertragen, das er über ein Menschenalter (bis 1872) bekleidete. 1872 wurde er in Anerkennung seiner besonderen Verdienste durch die Verleihung des Titels Regierungsrat ausgezeichnet. G. erreichte ein Alter von beinahe 90 Jahren und starb am 14. Oktober 1892 zu Karlsruhe. (Zur Erinnerung an den Großherzoglichen Regierungsrat Herrn Georg Gerhard, gestorben zu Karlsruhe am 14. Oktober 1892. Freiburg i. B. 1892.) *

Viktoria Gervinus

ist nicht nur die sorgsame Hausfrau des großen Geschichtschreibers der deutschen Dichtung gewesen, die durch behagliche Häuslichkeit die Lebensarbeit ihres Mannes zu erleichtern und zu heben bedacht war, sie hat auch bei feiner Empfänglichkeit für alle Seiten seiner geistigen Interessen eine Seite mit besonderer Stärke und wachsendem Verständnis erfaßt, ihr in tatkräftiger Teilnahme reiche Förderung gegeben und auch nach dem Tode des geliebten Mannes in selbständiger Weise ihre Kräfte gewidmet. Denn indem sich die jungen Eheleute, denen die Kinderfreude zu ihrem tiefen Schmerze versagt blieb, in einer andächtigen Pflege ernster, edler Tonkunst zu innerster Befriedigung zusammenfanden, wurde ihnen Musik in der Tat „der unerschöpfliche Quell unersetzlicher und vielersetzender Genüsse“. —

Gervinus (s. Bad. Biograph., Band I, 290—299) hat uns in seinem „Leben“, das erst nach dem Tode seiner Witwe, aber von ihr mit rührender Pietät in allen Einzelheiten zum Drucke vorbereitet erschien (Leipzig, Engelmann 1893), im letzten Kapitel „die Hausgründung“ selbst erzählt, wie er sich die jugendliche Viktoria Schelver

zur Frau gewonnen. Sie war am 11. Mai 1820 zu Heidelberg als jüngste und dann früh verwaiste Tochter des Professors Schelver geboren, der sich als Entomolog und Botaniker zuerst einen Namen gemacht, auch mit Goethe während dessen botanischer Studien in Briefwechsel gestanden hatte, später aber in spiritistischen Grübeleien untergegangen war. Bald nachdem (Frühjahr 1836) Gervinus Heidelberg verlassen und seine Professur in Göttingen im Kreise der Dahlmann und Grimm angetreten hatte, durfte er am 3. September 1836 bei den Hamburger Verwandten seiner Braut Hochzeit halten und die noch nicht Siebzehnjährige heimführen. Er hatte damals, wohl unter dem Einfluß des Thibautschen Kreises in Heidelberg, schon eine Vorliebe für die ältere italienische Kirchenmusik und für Händel gefaßt; indem jetzt die junge Frau ihre musikalischen Studien wieder aufnahm, suchte er sie für die gleiche Richtung zu gewinnen und forderte sie auf, sich in die Begleitung Händelscher Musik einzuleben und sich zu diesem Zweck in den Messias und das Alexanderfest zu vertiefen. Als dann das junge Paar nach der Katastrophe „der Sieben" Göttingen verlassen mußte und sich nach einiger Zeit in Heidelberg bleibend niederließ, war es Frau G. gerade noch (1839) vergönnt, dem Singverein Thibauts (s. Bad. Biographien II, 348), der kurze Zeit darauf (1840) starb, als eifriges Mitglied beizutreten und dadurch neue Anregung zu finden. Noch stärkere Einwirkung der Händelschen Musik ging für beide von einer Messiasaufführung aus, der sie in der Alberthalle in London beiwohnen durften; von da an erschien es dem begeisterten Paare eine würdige Lebensaufgabe, mit aller Kraft dafür zu wirken, daß Händel wieder in Deutschland „zurückgebürgert" werde, und aus diesem Entschluß ging die Gründung der Händelgesellschaft und die Herausgabe der Händelschen Tonwerke hervor, die ohne ihre treibende Kraft und ohne die großen materiellen Opfer, die sie beide für diese Sache, die ihnen Herzenssache geworden war, unverdrossen brachten, nicht möglich gewesen wäre. Jetzt wurde das genaue Studium Händelscher Werke ihnen gemeinsame Arbeit und gemeinsamer Genuß, und daraus erwuchs der Gedanke, durch ihre Aufführung im eigenen Hause der Einführung und Ausbreitung Händelscher Musik in der Heimat zu dienen. Und nun war es vor allem Frau G., die sich mit feinsinnigem Verständnis und unverwüstlicher Arbeitskraft der Aufgabe unterzog, diese Werke, Chöre und Soli, mit einem kleinen Kreis von stimmbegabten Damen und Herren einzustudieren und ihre Aufführung zu leiten. So wurden durch ein ganzes Jahrzehnt

fast alle, auch die größten Händelschen Oratorien und Psalmen neben einzelnen Werken von Bach und Mozart, Marcello und Allegri zur Aufführung gebracht. Frau G. selbst gebot über ein außergewöhnlich klangvolles Organ (Mezzosopran), das zum Vortrag Händelscher Arien wie geschaffen erschien. Dem Studium Händelscher Musik, besonders aber dem Studium der richtigen Vortragsweise Händelscher Arien war von da ab ein gut Teil ihres Lebens gewidmet. Ihre ursprünglich rein gesanglichen Bestrebungen griffen bald auch auf das Klavierspiel über, das sie zu einem möglichst vokalen auszubilden bemüht war. Anschlag und Tonbindung sollten ein Abbild ausdrucksvollsten Gesanges werden. In dieser Richtung suchte sie sich selbst unablässig zu vervollkommnen in Technik und Geschmack. Zugleich erzog sie sich eine große Zahl begeisterter Schülerinnen in Klavierspiel und Gesang und in sinniger Pflege Händelscher Musik, auch hierin unermüdlich und zu jedem Opfer an Zeit und Arbeit bereit. Auch als sie der größte Verlust ihres Lebens traf und ihr der Gatte mitten aus vollster Schaffenskraft durch einen fast jähen Tod (am 18. März 1871) entrissen wurde, blieb sie der musikalischen Lebensaufgabe getreu und fand in ihr den Trost zu weiterem Leben. Zunächst freilich, als sie aus ihrem tiefen Schmerz sich wieder zu erheben anfing, gedachte sie nur das Andenken des geliebten Mannes zu ehren und vor Verkennung zu schützen. Sie schmückte sein Grab mit dem feinsinnigen Denkmal, wohl dem schönsten des schönen Heidelberger Friedhofs, zu dem Heer nach ihrer Anleitung die Büste des ihm persönlich unbekannten G. geschaffen; sie gab in den „hinterlassenen Schriften" (Wien 1872) die beiden Denkschriften heraus, die die politische Meinung des Verstorbenen erklären und rechtfertigen sollten; sie bereitete mit der gewissenhaften Sorgfalt der liebenden Frau die „Selbstbiographie" zum Drucke vor, von der sie eine besondere sittliche Wirkung auf die Nachwelt erhoffte; sie sammelte die Korrespondenz ihres Mannes, von der sie später den Briefwechsel mit Dahlmann und den Brüdern Grimm gern der Veröffentlichung überließ, und gedachte eine Zeitlang, nach dem Muster des Werkes von Springer über Dahlmann eine ähnliche Darstellung über Gervinus zu geben. Aber dann wendete sie sich wieder der musikalischen Arbeit zu, die nie ganz geruht hatte. Die Herausgabe der Händelschen Oratorientexte, die G. für die große Händelausgabe mit dem feinsten Sinn für musikalische Deklamation übertragen hatte, in einem besonderen Bändchen (Berlin, Duncker 1873) bildete den Übergang. Zwei große Unternehmungen folgten. Ihr Mann hatte die Absicht gehabt, gleichsam

als Beispielsammlung zu seinem Buch über „Händel und Shakespeare“, bei dessen Entstehung er ihrer Hilfe so oft bedurft hatte, einen Band ausgewählter Arien von Händel erscheinen zu lassen unter besonderer Berücksichtigung der wenig bekannten Opern Händels; sie sah sich als Erbin dieses Gedankens an. So entstand ihre Sammlung Händelscher Arien, die — wohl nicht zum Vorteil des ganzen Unternehmens — sieben Bände umfaßte statt des einen, den G. beabsichtigt hatte. Auswahl und Anordnung der einzelnen Gesänge erfolgte im Sinne ihres Mannes nach Gesichtspunkten der verschiedenen Gefühlsinhalte. In der Klavierbegleitung, die sie selbst gestaltete, legte sie mit vollem Bewußtsein mehr Gewicht auf Klangwirkung in Unterstützung der Singstimmen als auf korrekten Satz. Nach Herausgabe dieser sieben Bände, deren Kosten sie wie die der andern von ihr herausgegebenen Werke selbst trug, ließ sie nach langen Vorarbeiten, in denen sie zur Begründung ihrer Ansichten auch anatomische und physiologische Studien nicht scheute, gleichfalls bei Breitkopf und Härtel eine Klavierschule in ihrem Sinne gleichzeitiger Entwicklung von Gesang und Spiel („Naturgemäße Ausbildung in Gesang und Klavierspiel mit einer gewählten Sammlung von Liedern und Klavierstücken, Leipzig 1893“) erscheinen. Auch das letzte Ziel dieser Klavierschule ist nicht hohe instrumentale Technik, sondern gesangsmäßige Ausbildung des Klavierspiels. Mit dieser Arbeit schien die Lebensaufgabe, die sie sich gesteckt hatte, gelöst, aber auch ihre Lebenskraft erschöpft. Leiden verschiedener Art hatten schon seit einigen Jahren die Behaglichkeit ihres Daseins getrübt; ihnen ist sie am 2. Juni 1893 erlegen. Es war bezeichnend für sie, daß sie schon seit Jahren bis in die kleinsten Einzelheiten hinein genau bestimmt hatte, was nach ihrem Tode zu geschehen habe; sie hatte über jedes Stück ihres Besitzes verfügt; der Gedanke war ihr unerträglich, daß etwas durch Versteigerung in gleichgiltige Hände kommen könne; allen, die ihr lieb waren, hatte sie rührende Zeichen der Erinnerung zugewiesen; was vom schriftlichen Nachlaß ihres Mannes von Wert war, hatte sie nebst seiner Marmorbüste und ihren Bildnissen der Bibliothek der Heidelberger Universität vermacht. Aber auch ihr musikalischer Meister war nicht vergessen worden: sie legte ihren Erben auf, daß sie außer den von Gervinus gegebenen Textübertragungen zu den Händelschen Opern Orlando und Sosarme auch den Klavierauszug von Händels Oper Floridante, den sie selbst zusammengestellt hatte, auf ihre Kosten zum Drucke brächten; indem einer ihrer jüngeren Freunde, Julius Keller, die nicht ganz mühelose Durchsicht ihrer

Arbeit übernahm, ist dies 1895 bei ihrem schon genannten Verleger in Leipzig geschehen.

Frau G. war eine Frau von seltenem Wesen; edel, hilfreich und gut, wie der Dichter rühmt von dem, der ein echter Mensch ist. Wer ihr näher treten durfte, überließ sich gern der Wirkung ihres goldenen Gemüts, ihrer wahren Begeisterung für alles Gute und Schöne. Mit dem Andenken an ihren Mann wird sie für immer verknüpft bleiben. Wer aber an den Tonwerken Händels Gefallen und Erhebung findet, soll beide in dankbarer Erinnerung halten. Aug. Thorbecke.

Rudolf Gleichauf.

Zu Hüfingen bei Donaueschingen, dem bescheidenen ehedem fürstlich fürstenbergischen Landstädtchen, welchem eine ganze Reihe beachtenswerter Künstler entsprossen ist, wurde auch der Historienmaler Rudolf Gleichauf am 29. Juli 1826 in kleinen Verhältnissen geboren; die Elemente seiner Bildung verdankte er der dortigen Volksschule oder vielmehr dem damaligen Leiter derselben, dem Oberlehrer Reich, der neben dem Schulunterrichte als geschickter Dilettant Malerei und Bildhauerei trieb und eine von ihm gegründete Zeichenschule leitete. Reich hatte zwei künstlerisch wohlveranlagte Söhne, der eine, Franz Xaver, später tüchtiger Bildhauer, der andere, Lucian, gemütvoller Maler und Poet, in deren Umgang der zehn Jahre jüngere Gleichauf die ersten Anregungen für seine künstlerischen Neigungen empfing. Den ersten Unterricht im Zeichnen erhielt er, nachdem er aus der Volksschule entlassen war, in der Reichschen Zeichenschule; die Grundlagen zu seiner mit Ernst und Ausdauer von ihm angestrebten wissenschaftlichen Ausbildung legte, wie auch bei den Gebrüdern Reich, nicht das nahe, in gutem Ansehen stehende Gymnasium zu Donaueschingen, sondern der fleißig besuchte Privatunterricht bei einem Geistlichen und bei einem Arzte seines Geburtsortes; die vom Vater Reich beobachtete Liebe zur Kunst aber fand reichliche Pflege durch des letzteren Schwager, den Musikdirektor Johann Nepomuk Schelble (s. Bad. Biogr. I, 249), welcher von Frankfurt a. M. aus, wo er als Leiter des bereits 1818 von ihm gegründeten „Cäcilienvereins" wohnte, fast alljährlich von den 30er Jahren ab, im Sommer nach Hüfingen gekommen war, um aus Gesundheitsrücksichten 1836 ganz dahin überzusiedeln. Schelble war im Besitz einer guten Sammlung von Handzeichnungen, Stichen und Lithographien älterer und

neuerer Meister, die er den jungen Leuten gerne zeigte und erklärte; insbesondere waren es Lithographien von Boisserée, die Faustbilder von Peter Cornelius und die bildlichen Darstellungen dieses Meisters aus der Nibelungensage, welche auf die Phantasie des talentvollen Zeichenschülers nachhaltigen Eindruck gemacht hatten. Seine ersten zeichnerischen Versuche waren Illustrationen zu Werken des heimatlichen Dichters Peter Hebel, der mit seinem tiefen Gemüt und mit seiner fröhlichen Art dem heiteren Naturell Gleichaufs ganz besonders zusagte. Sein Lehrer Reich sandte diese Erstlingsleistungen eines Tages an den Historienmaler Julius Schnorr von Karolsfeld in München und hatte die Freude, von demselben für seinen Zögling ein so günstiges Zeugnis zu erlangen, daß diesem der damalige Fürst Karl Egon von Fürstenberg ein Stipendium zur weiteren Ausbildung bewilligte. So bezog Gleichauf im Jahre 1843 die Malerakademie zu München, wurde dort Schnorrs Schüler und folgte drei Jahre später seinem Lehrer nach Dresden. Hier kopierte er in der Galerie zunächst einige ältere Gemälde für seinen hohen Protektor in Donaueschingen; nebenbei versuchte er sich in freien Kompositionen zum „Rattenfänger" und zur „Offenen Tafel" von Goethe, Federzeichnungen, wovon die erstere im großh. Kupferstichkabinett zu Karlsruhe aufbewahrt ist, während die andere vom Kunstverein zu Frankfurt a. M. vervielfältigt wurde. Während der kaum 22 jährige junge Maler in Elbathen vor Raffaels „Madonna di San Sixto" und vor Correggios „Heilige Nacht" in glänzenden Zukunftsträumen sich wiegte, erzitterte in der teuren Heimat — am Mittel- und Oberrhein — die Luft vom Rufe „zu den Waffen"! — Die Revolution von 1848 schritt auf blutigen Spuren durch das Land: in den kunstgeweihten Räumen der Karlsruher Galerie erreichte ihn der Gestellungsbefehl der heimischen Konskriptionsbehörde, welche ihre Mannschaften sammelte zur Bekämpfung des Aufstandes; aber das Los sprach ihn frei von der Nötigung zu einem Kampfe, der seiner Überzeugung so wenig entsprach und gab ihn dem friedlichen Dienst der Musen zurück. Zunächst wandte Gleichauf jetzt seine Schritte nach der alten Kaiserstadt Frankfurt a. M., deren Besuch ihm von Schelble und den Gebrüdern Reich so oft empfohlen worden war; dort standen seinen Studien neben der wohlgeleiteten Städelschen Kunstschule die städtischen Sammlungen offen, deren Schätze sich mit jenen im staatlichen Besitz schon messen konnten. Er kopierte auch hier fleißig die alten Meister; aber bei seinen selbständigen Leistungen zeigte sich schon bald der nachhaltige Einfluß der Münchener

Schule, welche in jenen Tagen eine Führerrolle zu übernehmen begonnen hatte. Mit Cornelius und Schnorr legte Gleichauf bei seinen Studien den Nachdruck auf Schönheit der Silhouette und graziösen Umriß der Figuren und gewann damit die Befähigung zur monumentalen Malerei. Von Moritz von Schwind, zu dessen Kunststil Gleichaufs Schaffen nachgerade in die intimste geistige Verwandtschaft getreten war, eignete der Künstler sich jene überzeugende Klarheit des Gedankens in seinen Bildern, sowie die keusche und liebenswürdige Auffassung an, welche ihm später nicht selten den Vorwurf einer gewissen Weichlichkeit in der Behandlung seiner Vorwürfe zugezogen hat. Daß Gleichauf sich bald nach Vollendung seiner künstlerischen Studien die in künstlerischer Hinsicht unter der Ägide eines kunstsinnigen Fürstenpaares rasch aufblühende badische Residenz zum dauernden, jeweils nur durch Studienreisen zeitweise unterbrochenen Aufenthalt wählte, findet seine Begründung schon in jenen Erstlingsaufträgen zum Schmuck von Monumentalbauten, welche ihm Oberbaudirektor Hübsch wiederholt zuwandte: dahin gehören die innere Ausschmückung des Hoftheaters, ein Teil der Bilder in dessen Loggie, die Figuren am Gewächshause, welche letztere als eine Art Email- oder Majolikamalerei in Tonplatten eingebrannt sind. Auf Moritz von Schwinds Empfehlung durfte er sodann, und zwar in München, den reizenden Kinderkreis in der Trinkhalle zu Baden-Baden malen; dort entstand auch im Auftrage des Fürsten von Fürstenberg ein allegorischer Fries für das großherzogl. Schloß zu Heidelberg, ferner einige Altarbilder für Kirchenbauten von Heinrich Hübsch, während die auf Metallplatten mit Goldgrund gemalten Trachtenmedaillons für die Erfrischungshalle des 1864 umgebauten Freiburger Bahnhofes, sowie die Kartons zu einigen Glasmalereien im Münster zu Bern in Karlsruhe entstanden. — Indem so Gleichaufs poesievolle, ernste und gediegene farben- und gemütsfrohe Kunstweise inner- und außerhalb seiner engeren Heimat von Jahr zu Jahr neue Anerkennung und Würdigung erfuhr, gestalteten sich für den strebsamen Sohn der Baar die künstlerischen und freundschaftlichen Beziehungen zu dem in hellenischem Geiste gereiften Architekten, dem Großherzogl. Oberbaudirektor Dr. Durm, sowie zu dem treuen Hüter des Formenadels in der klassischen Landschaft, zu Maler Karl Klose, zum reichen Segen. Es wird schwer halten ein Werk Durms zu bezeichnen, in welchem nicht Gleichauf ein Teil der malerischen Ausstattung zugefallen wäre. Der Baumeister konnte versichert sein, daß es Gleichauf mit feinem Empfinden verstand, seine Kompositionen harmonisch der

Architektur einzufügen: seiner Hand entstammen so zu Anfang der 70er Jahre das al fresco gemalte Giebelfeld im städtischen Vierordtsbade, welches 20 Jahre später in der Technik wetterbeständiger Mosaikmalerei dauerhaft hergestellt wurde, ferner eine außerordentlich ansprechende Komposition „Dörper Tanzweise“ nach dem gleichbenannten Gedichte in Viktor v. Scheffels „Aventiure“ für die Villa Klose in Thun, endlich vier Allegorien, darstellend Kunst, Wissenschaft, Geschichte u. s. w., im Gebäude der vereinigten Sammlungen. Zeitlich folgten nun rasch aufeinander im Innern der Karlsruher Festhalle zwei schwebende allegorische Figuren am Südende des großen Saales, außen die beiden großen Kompositionen über den Haupteingängen, das Altarbild (Auferstehung Christi) in der Kapelle des neuen Kamposanto daselbst, zwölf allegorische Figuren im Treppenhause des Realgymnasiums, drei Deckenbilder im großen Saale und sechs allegorische Figuren im Treppenhause des Palais Schmieder, heute Palais Prinz Max. Zwischenhinein entstanden im Anschluß an die Schwindschen Bilder zwölf Lünetten im Treppenhause der erweiterten Kunsthalle, sowie allegorische Gestalten im Kupferstichkabinett daselbst, ferner in der Villa Klose zu Thun ein Fries „Heini von Steier“ nach dem Gedichte Scheffels, in der Aula des von Durm wiederhergestellten Universitätsgebäudes zu Heidelberg ein prachtvolles Deckengemälde (die 4 Fakultäten) und 4 Medaillons, endlich ein das Badeleben darstellender Wandfries im Kaiserin-Augustabade zu Baden-Baden. Als Gleichaufs Schwanengesang kann das unvollendete Wandgemälde, Architektur, Plastik und Malerei darstellend, im Nordsaal des Erweiterungsbaues der obenerwähnten Kunsthalle zu Karlsruhe gelten. — Bescheiden, echt und wahr, mäßig im Genuß und abhold, wie jedem Extrem in der politischen und religiösen Überzeugung, so jeder leidenschaftlichen Aufwallung, erfreute sich Rudolf Gleichauf während seines langen Lebens auch einer soliden, durch Modekrankheiten selten getrübten Gesundheit, bis im Herbst 1895 sich eine zunehmende Heiserkeit einstellte, welche ein Jahr später mit Stimmverlust endete; eine Kehlkopfentzündung machte dem Leben des Siebzigjährigen am 15. Oktober 1896 ein jähes Ende. Gleichauf war unverheiratet geblieben; seinen blumengeschmückten Sarg umstanden mit einigen Hinterbliebenen die treuen Freunde in jener heimlichen Friedhofskapelle, von deren Altarwand das Werk des Verblichenen „Die Himmelfahrt Christi“ verklärt im Abendsonnengolde niederblickte; und als der Sarg über der Gruft schwebte, da sang aus dem herbstlichen Laubdickicht des

nahen Fasanengartens ein verspäteter Buchfink sein «Vale amice!» — Rudolf Gleichauf war ein Künstler der sogenannten „alten Schule“, ein gottbegnadeter Bekenner der ewigen Gesetze der Schönheit; seine künstlerischen Grundsätze entstammen einer Zeit, in welcher die Farbe noch wertvoll, die Photographie noch nicht erfunden und der Zeichenstift noch des Malers Freund war. Diese Grundsätze waren unter den Augen seiner großen Lehrer und Vorbilder zu einer harmonischen Ausgeglichenheit gereift, wie man sie selten in einer Künstlernatur begegnet. Gleichauf war kein Genie im landläufigen Sinne des Wortes, welches die wildphantastischen Gefühle einer aufgeregten Nacht in aller Frühe und über Hals und Kopf auf die Leinwand zu bannen verstand; er war auch keiner jener künstlerischen Heißsporne, denen der Respekt vor der eigenen Leistung verbietet, den Pinsel zu einer Korrektur anzusetzen. Rudolf Gleichauf brauchte und nahm sich Zeit; darum tragen seine zahlreichen Werke fast ausnahmslose das Gepräge peinlichster Gewissenhaftigkeit und Selbstkritik in der Zeichnung, sorgfältigst erwogener Klarheit in der Farbengebung und Stimmung und edler Vornehmheit in der Behandlung des Motivs. Wie kein unlauterer Gedanke in seiner frommen Seele Platz greifen konnte, so verletzt in seinen Bildern keine Linie, kein Ton. Gleichauf war aber ein Mann von erschöpfend universeller Bildung; er beherrschte mit überraschender Sicherheit die alte, wie die neuere klassische Literatur und bekundete das lebhafteste Interesse für alles, was nicht nur auf dem Gebiete der Kunst vorging, sondern auch für das, was die große Welt tagtäglich bewegte und erregte. Seine Anschauungen waren klar und besonnen; er vertrat sie mit Ruhe und tiefem sittlichem Ernst; das schloß aber nicht aus, daß er beim heiteren Symposion der liebenswürdigste und anregendste Gesellschafter sein konnte, daß er empfänglich war für Frohlust und Scherz und mit schelmischem Blick nicht selten selbst die Geißel der Satyre zu schwingen verstand. Hervorragend war seine Begabung zu schildern und manchmal ergriff er wohl auch die Feder, welche er flott, wie den Pinsel, zu handhaben wußte. — Von Zeichen fürstlicher Huld schmückten seine Brust das Ritterkreuz II. Klasse des Zähringer-Löwen-Ordens und der herzoglich Sachsen-Weimarsche Falkenorden II. Klasse.

Dr. Cathiau.

Adolf von Glümer

war den 5. Juni 1814 in Lengfeld auf dem Eichsfelde geboren. Mit siebzehn Jahren trat er als Avantageur beim 26. preußischen Infanterieregiment ein, wurde am 14. Juni 1832 zum Sekondleutnant, am 25. April 1848 zum Premierleutnant befördert. Im Jahre 1849 machte er den badischen Feldzug als Adjutant der 2. mobilen Division des II. Rheinkorps unter General Graf Groeben mit. Den 6. Dezember 1851 zum Hauptmann und Kompagniechef ernannt, nahm er im Jahre 1855 an der Generalstabsreise unter Moltke teil und wurde am 22. April 1856 unter Beförderung zum Major im Generalstabe der 11. Division in Breslau zugeteilt und im Januar 1858 zum Generalkommando des VI. Armeekorps in Breslau versetzt. Am 12. März 1859 zum Bataillonskommandeur im 6. Infanterieregiment in Neisse ernannt, wurde er im Juli 1860 Oberstleutnant und im August 1861 Führer des 1. westpreußischen Grenadierregiments Nr. 6 in Posen und im Oktober des gleichen Jahres unter Beförderung zum Obersten Kommandeur dieses Regiments. Im Feldzug 1866 finden wir Glümer als Brigadekommandeur im Detachement von Beyer in Wetzlar und nach dem Kriege als Brigadekommandeur der 32. Infanteriebrigade in Trier. Beim Kriegsausbruch 1870 wurde er zum Generalleutnant und Kommandeur der 13. Division ernannt, an deren Spitze er an dem Gefecht von Saarbrücken und an den Schlachten am 14. (Courcelles) und am 18. August (Gravelotte) teil nahm. Während der Zernierung von Metz schwer erkrankt, konnte Glümer das ihm am 30. September übertragene Kommando der badischen Felddivision erst am 9. Dezember übernehmen. Er befehligte die Division sodann in dem für die badischen Truppen so ruhmvollen Gefechte bei Nuits am 18. Dezember, wo er leicht verwundet wurde, weiter bei Vesoul (5. Januar 1871) und bei Villersexel (9. Januar). In der dreitägigen Schlacht an der Lisaine (15.—17. Januar) stand Glümers Division auf beiden Flügeln der ausgedehnten Verteidigungsstellung verteilt, links bei Montbéliard und rechts bei Chénebier und Chagey; hier an der gefährdesten Stelle griff Glümer namentlich am 16. Januar persönlich ein und trug durch sein ermunterndes Beispiel wesentlich zum Festhalten seiner Truppen und zum glücklichen Ausgange des ruhmreichen Kampfes bei. Nach der Rückkehr der Truppen in die Heimat wurde Glümer Kommandeur der 29. Division in Freiburg und in gleicher Charge am 8. März 1873 Gouverneur von Metz. Am 11. Oktober

1873 erhielt er unter Verleihung des Charakters als General der Infanterie und unter Stellung zur Disposion den erbetenen Abschied. Nach dem Rücktritt aus dem aktiven Dienst nahm Glümer seinen Wohnsitz in Freiburg. Er brachte der aufblühenden Stadt und ihren vielen Instituten das lebhafteste Interesse entgegen, welches ihm die Gemeindeverwaltung im Jahre 1892 durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes lohnte. Auch an den Bestrebungen der beiden Freiburger Militärvereine, denen er als Ehrenmitglied angehörte, nahm er lebhaften Anteil. Glümer starb am 3. Januar 1896, zwei Wochen vor der großen Erinnerungsfeier, die das geeinte Vaterland der Wiederaufrichtung des Reiches weihte und insbesondere das badische Heimatland zum Andenken an die für die heimischen Waffen so ruhmreichen Kämpfe an der Lisaine beging. (Badisches Militär-Vereinsblatt 1896 S. 52 f.; H. Granier im Biographischen Jahrbuch Bd. I. [1897] S. 418—420.)

Amand Goegg

wurde am 7. April 1820 in Renchen geboren. Er studierte an der Universität Heidelberg, an der er sich im Jahre 1840 hatte immatrikulieren lassen, die Kameralwissenschaften und war Kameralpraktikant, als die Revolution in Baden ausbrach, an der er sich alsbald lebhaft beteiligte. Er trat bald unter den Führern der Bewegung in den Vordergrund und unterzeichnete als zweiter Vorsitzender des provisorischen Landesausschusses, dessen erster Vorsitzender Lorenz Brentano war, ein aus Mannheim 8. Januar 1849 datiertes Umlaufschreiben, in welchem ein eingehender Organisationsplan mit einer Einteilung Badens in acht Kreisausschüsse den „erprobten Volksfreunden“ in den einzelnen Orten mit der Einladung zur Bildung von Vereinen mitgeteilt wurde. Häusser nennt ihn einen „eitlen jungen Toren“. Es gelang ihm jedoch in der 1849er Bewegung eine Rolle zu spielen. Bei der Vorberatung der Offenburger Volksversammlung am 12. Mai 1849 erklärte er „alle Verhältnisse drängten auf die Lösung der Lebensfrage: ob Republik oder Monarchie?“ In der Versammlung selbst, am 13. Mai, führte Goegg den Vorsitz und unterzeichnete in ihrem Namen Beschlüsse, deren ultraradikale Forderungen sich auch in einer Republik nicht hätten verwirklichen lassen. Der nächste Tag lieferte die Hauptstadt in die Hände der Revolution und zwang die Regierung, das Land zu verlassen. Goeggs Name stand unter dem Aufruf, in welchem der Landesausschuß am

14. Mai die Übernahme der Regierung und sein politisches Programm verkündete. Noch am gleichen Tage erscheint er mit Brentano, Peter und Eichfeld als Mitglied der Exekutivkommission, welche für ihre Anordnungen unweigerliche Folgeleistung verlangte, wenn im Lande die Ordnung erhalten, Eigentum und Personen geschützt werden sollten. Ihm übertrugen nun seine Genossen die Leitung des badischen Staatshaushalts. Da Schwärmerei, Gutmütigkeit und Ehrlichkeit zur Erfüllung der damit übernommenen Pflichten nicht ausreichten, waren in wenigen Wochen die vorhandenen Mittel aufgezehrt und keine Anstalten getroffen, sie zu ersetzen. Vorerst begnügte er sich, am 19. und 21. Mai hochtrabende Proklamationen an das badische Volk, an die badischen Soldaten und an „Deutschlands Krieger" zu unterzeichnen als Mitglied der „Vollzugsbehörde" des Landesausschusses, welcher außer ihm Brentano, Peter und Eichfeld angehörten. Am 1. Juni wurde er vom „regierenden" Landesausschuß nebst Brentano, Fickler, Peter und Sigel zum Mitglied der provisorischen Regierung ernannt und unterzeichnete mit diesen schon am 3. Juni einen Aufruf, in welchem die Württemberger — allerdings vergebens — aufgefordert wurden, ihre Regierung mit den Waffen zu verjagen. Brentano, Peter und Goegg bildeten weiterhin die eigentliche Spitze der provisorischen Regierung und traten in dieser Eigenschaft der konstituierenden Versammlung gegenüber, welche Brentano am 10. Juni mit einer Rede eröffnete. Der Bericht, den Goegg in der dritten Sitzung über die Finanzlage erstattete, bewies, wenn er noch nötig war, seine Unfähigkeit, das Finanzwesen des Landes zu leiten; die Offenheit, mit welcher er dieses eingestand, ist ein fast rührendes Zeugnis seiner Ehrlichkeit. Aber diese Ehrlichkeit vermochte nicht, die leeren Kassen zu füllen. Bald darauf ging er zur Armee, wo er ebensowenig sich nützlich machen konnte als im Finanzministerium. Er mußte Zeuge der Auflösung des Heeres sein, was ihn allerdings nicht hinderte, am 27. Juni in der konstituierenden Versammlung von Siegen zu erzählen, welche erfochten worden sein sollten. Aber obwohl er wußte, daß gerade das Gegenteil der Fall war, trat er am 2. Juli dem Vorschlag Struves entgegen, das Heer mit dem, was es noch an Vorräten und Waffen besaß, auf Schweizer Gebiet zu führen. Erst als der Aufstand vollständig niedergeworfen war, gab er den Glauben an einen endlichen Sieg seiner Sache auf und rettete sich auf den sicheren Boden der Schweiz. Hier schrieb er seine an Illusionen reiche „Geschichte der badischen Erhebung von 1848—49", die im Jahre 1850

erschien und 1876 eine erweiterte Ausgabe unter dem Titel „Aufschlüsse über die badische Revolution von 1849" erlebte. Wie so viele deutsche Flüchtlinge suchte er sein Fortkommen in Paris und nach seiner Ausweisung von dort im Jahre 1851 in London. Nun warf Goegg sich auf industrielle Unternehmungen. In Genf gründete er eine Spiegelfabrik. Als im Jahre 1861 in Baden eine allgemeine Amnestie erlassen wurde, kehrte Goegg, der sich in der Fremde doch nie recht wohl gefühlt hatte, nach der Heimat zurück und leitete während einiger Zeit in Offenburg eine Glasfabrik. Doch fand sein unsteter Geist keine dauernde Befriedigung in bescheidener Arbeit. Er nahm bald wieder seinen Aufenthalt in der Schweiz, schloß sich dort den sozialistischen Bestrebungen an und erwies sich schließlich als ein Anhänger und Agent von Karl Marx. Alle Utopien fanden an ihm einen begeisterten Parteigänger, so gehörte er 1861 der „Friedens- und Freiheitsliga" an, und vertrat auf dem internationalen Sozialistenkongreß in Basel 1869 eine große Zahl deutscher Arbeitervereine. Endlich wurde Goegg sozialistischer Wanderprediger und durchzog als solcher Deutschland, England, Nord- und Südamerika und Australien, stets auf das tiefste durchdrungen von den Ideen, die er vertrat, ohne zu der Klarheit zu gelangen, die er sein Leben lang vergeblich gesucht hatte. Als sich die Schwächen des Alters störend bemerklich machten, dachte er wieder an die Heimat und schlug nach langen Irrfahrten seinen Wohnsitz in seiner Geburtsstadt Renchen auf. Dort sonnte sich der Greis in der allerdings unbelegten Vorstellung, ein Nachkomme des Christoph von Grimmelshausen zu sein, der als Schultheiß von Renchen den „Simplizissimus" geschrieben hatte. Auch er griff in seinen alten Tagen nochmals zur Feder und veröffentlichte noch zwei Schriften: 1888 „Überseeische Reisen" und 1890 „Zur religiösen und sozialistischen Frage". In beiden teilte er persönliche Erlebnisse und Meinungen mit. Im 78. Lebensjahre entschlief er sanft am 21. Juli 1897. (L. Häusser, Denkwürdigkeiten der badischen Revolution, Heidelberg 1851, und andere Schriften über diese Bewegung. Biograpisches Jahrbuch II, 44, Berlin 1898.) v. Weech.

Theodor Goßweyler

wurde in Karlsruhe am 8. Januar 1842 als Sohn des Zolldirektors Wilhelm Philipp Goßweyler geboren. Er empfing seine Ausbildung auf dem Gymnasium und dem Polytechnikum seiner Vaterstadt und trat nach ab-

gelegter Staatsprüfung für Bauingenieure im Jahre 1863 in den Dienst der badischen Bauverwaltung. Nach einigen Praktikantenjahren bei Eisenbahnbauten in Engen, Stockach, Triberg, Donaueschingen und bei der obersten Behörde in Karlsruhe wurde er wegen seiner hervorragenden Tüchtigkeit schon im Jahre 1871 zum Bahnbauinspektor bei der Großherzoglichen Generaldirektion der Staatseisenbahnen ernannt und in rascher Folge 1881 zum Baurat, 1889 zum Oberbaurat, 1892 zum Baudirektor und Vorstand der technischen Abteilung der Generaldirektion befördert. Dem Prüfungsamt für Staatsingenieure gehörte er seit dem Jahre 1892 als Mitglied an. Seine Tätigkeit umfaßte sämtliche Gebiete des Eisenbahnbauwesens, den Neubau von Eisenbahnen, den Umbau von Bahnhofsanlagen, den Gleisoberbau, die Bahnunterhaltung. Die hohe Ausbildung und der treffliche Zustand des badischen Bahnoberbaues sind vornehmlich seinen Bemühungen zuzuschreiben. Von größeren Bauausführungen, die unter seiner Oberleitung entstanden, seien hier nur die strategische Bahn Graben-Karlsruhe-Rastatt-Rhein, die Bahnlinie Stahringen-Überlingen, die bedeutenden Bahnhofsumbauten in Karlsruhe, Singen, Appenweier, sowie die letzten Erweiterungen des Mannheimer Rheinhafens genannt. Goßweyler war ein Mann von hervorragenden Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Ein ausgezeichneter Ingenieur von scharfem Verstande, weitem Blicke und reicher Erfahrung, ein Mann von allgemeinem Wissen und vielseitigen geistigen Interessen, streng gerecht, gewissenhaft, von feinem Takt und liebenswürdigem Wesen, war er in hohem Maße für das schwierige Amt eines Baudirektors geeignet. Den seiner Obsorge unterstellten Beamten war er ein wohlwollender Vorgesetzter und treuer Berater. Den Bestrebungen der Ingenieure, ihre Stellung zu heben, brachte er die wärmste Teilnahme entgegen, und seine Bemühungen haben zu den erzielten Erfolgen wesentlich beigetragen. Seit 1873 hatte Goßweyler gegen ein schweres, unaufhaltsam wachsendes Brustleiden anzukämpfen, dem er am 4. Dezember 1896 erlag. Mit bewunderungswürdiger Willensstärke hat er dem tückischen Feinde bis zuletzt standgehalten und sein Amt in musterhafter Weise bis zu seinem Tode verwaltet. (Fr. Engesser im Zentralblatt der Bauverwaltung 16 [1896], S. 555 ff.)

Hermann Götz,

Direktor der großherzoglichen Kunstgewerbeschule in Karlsruhe, wurde am 28. September 1848 zu Donaueschingen als Sohn des dortigen

Bezirkstierarztes geboren. Nach der Übersiedelung des Vaters nach Gengenbach im Frühjahr 1850 besuchte er daselbst die Volks- und Fortbildungsschule, sowie die Lateinschule. Schon frühzeitig zeigte der Knabe, angeregt durch seine leider viel zu früh verstorbene, begabte Mutter, große Veranlagung und Lust zum Zeichnen und Malen. Doch konnte der sehnliche Wunsch des Knaben nach künstlerischer Ausbildung vorerst nicht in Erfüllung gehen, da dazu die Mittel bei der langen, schweren Erkrankung des Vaters nicht ausreichten. So trat der noch nicht 14jährige Ostern 1862 bei der Chr. Fried. Müllerschen lithographischen Anstalt in Karlsruhe in die Lehre und vertauschte, da die sitzende Lebensweise ihm nicht zuträglich war, 1864 diesen Beruf mit dem eines Dekorationsmalers. Schon mit 17 Jahren übernahm er selbständig in einem größeren Karlsruher Dekorationsmalergeschäfte die Leitung größerer dekorativer Arbeiten und besuchte 1866 als Gast und Schüler des Professors Adolf Schrödter das Polytechnikum. 1868 diente er als Einjährig-Freiwilliger im Leibgrenadier-Regiment, machte, nachdem er inzwischen wieder das Polytechnikum besucht hatte, im gleichen Regimente den Feldzug 1870/71 mit und wurde für seine Tapferkeit im Gefechte bei Nuits ausgezeichnet. Nach Beendigung des Feldzuges erreichte es 1872 der nun Vierundzwanzigjährige endlich, in die Kunstschule in Karlsruhe eintreten zu können als Schüler des eben erst dorthin berufenen Professors Ferdinand Keller. Tagsüber fleißig seinen künstlerischen Studien obliegend, verdiente er sich die Mittel zu seinem Studium wie zur Unterstützung seines erkrankten Vaters durch Nebenarbeiten und war schon damals in den verschiedensten Gebieten des Kunstgewerbes tätig. Schon mit den ersten von ihm gemalten Bildern erzielte der junge Künstler Erfolge, so mit einem größeren Figurenbilde „Gefecht bei Nuits“, im Besitze des verstorbenen Prinzen Wilhelm von Baden, dem in rascher Folge andere Bilder, wie „Die Einnahme von Dijon“, „Werder und Leszczynski bei Hericourt“, „Elsaß-Lothringen“, „Der erzählende Krieger“, ein großes Gedenkblatt über die Gefechte des 1. badischen Leibgrenadier-Regiments als Geschenk der Offiziere des Regiments an den früheren Kommandeur desselben, Freiherrn von Wechmar, folgten und dem Künstler die Mittel zum Weiterstudium verschafften. 1876 begann der Künstler die Illustrationen, reiche figürliche und ornamentale Titel, Vignetten 2c. zu den Hallbergerschen Prachtausgaben der Werke von Schiller und Goethe und verstand es, mit diesen Arbeiten für den illustrativen Buchschmuck für die damalige Zeit neue und vielbeachtete Wege einzuschlagen. Eine

Reihe von Adressen und Diplomen, wie der gemeinsam mit Viktor von Scheffel herausgegebene Jubiläumsfestgruß zum 50. Geburtstage des Großherzogs von Baden machten den Künstler rasch als Meister auf diesem Gebiete bekannt. 1876—1877 fertigte der Künstler für den Fürsten Karl Egon von Fürstenberg sechs größere Wandbilder für die fürstliche Reitbahn in Donaueschingen, seiner Geburtsstadt, und erwarb sich so die Mittel zu einem längeren Studienaufenthalt in Italien von 1877 bis Sommer 1878. Die Annahme des inzwischen an ihn ergangenen Rufes an die unter Direktor Kachels Leitung stehende Kunstgewerbeschule in Karlsruhe verursachte dem Künstler schweren Kampf, bis er sich mit Rücksicht auf die wegen der steten Kränklichkeit seines Vaters in höherem Maße nötige Unterstützung seiner Eltern zur Übernahme des Lehramtes entschloß. 1881 übernahm er in Gemeinschaft mit Direktor Kachel die Leitung der ersten Kunst- und Kunstgewerbeausstellung in Karlsruhe zur Feier der Silberhochzeit des Großherzogspaares. Eine Menge kunstgewerblicher Arbeiten, die von der reichen Phantasie des Künstlers Zeugnis ablegten, entstand damals und brachte den Künstler in engere Fühlung mit den Handwerkern, die ihn bald darauf zum Vorsitzenden des Gewerbevereins Karlsruhe und zum Leiter des Landesverbandes badischer Gewerbevereine wählten. 1882 wurde er an Stelle des so früh verstorbenen Direktors Kachel zur Leitung der Kunstgewerbeschule berufen, für deren Entwicklung und Ausbau er von da ab unablässig und erfolgreich bemüht war. Dem Oberschulrate gehörte er ebenfalls als außerordentliches Mitglied an. 1885 veranlaßte Götz die Gründung des badischen Kunstgewerbevereins, den er bis zu seinem Tode leitete. Alle größeren Unternehmungen des Vereins, vor allem eine Reihe von Fachausstellungen, welche der Verein veranstaltete, sind von Götz angeregt und stets mit großem Erfolge durchgeführt worden, so die „Deutsche Kunstschmiedeausstellung“ 1887, die „Deutsche Fächerausstellung“ 1892 und zuletzt die „Deutsche Glasmalereiausstellung“. Auch für andere Ausstellungen, so die deutsch-nationale Kunstgewerbeausstellung in München 1888, die Weltausstellungen in Chicago 1893 und Paris 1900 organisierte er erfolgreich die Beteiligung des badischen Kunstgewerbes. 1889 begründete Götz gemeinsam mit dem badischen Kunstgewerbeverein das Kunstgewerbemuseum, das ein Jahr nach dem Einzug in das neue Schulgebäude, für dessen Errichtung er eifrig tätig war, 1890 eröffnet wurde und für das er in wenigen Tagen damals durch namhafte Stiftungen von Freunden und Gönnern die Summe von 30000 Mark als Grund-

stock zusammenbrachte. Schon 1893 hatten die Sammlungen sich so vermehrt, daß Götz den Antrag zu einem großen Erweiterungsbau für die Schule stellen konnte, um Platz für die Sammlungen zu erhalten. Diesen Bau konnte Götz noch mit der von ihm geleiteten deutschen Glasmalereiausstellung 1900 einweihen. Neben dieser so erfolgreichen Arbeit als Direktor der Schule und des Museums wie als Leiter des Kunstgewerbevereins entwickelte Götz eine vielseitige, ungemein fruchtbare künstlerische Tätigkeit, die bei allen öffentlichen Anlässen, den Festen des Landes wie des Herrscherhauses, in Anspruch genommen wurde. Die Errichtung von Ehrenpforten in der Residenz, die Leitung des großen Jubiläumsfestzuges der Stadt Karlsruhe 1896 zum 70. Geburtstage des Großherzogs, die Entwürfe zu zahllosen Ehrengeschenken wie zu den alljährlich vom Großherzog gestifteten Rennpreisen für die Badener und Mannheimer Rennen, die Anfertigung von hunderten von Adressen und Diplomen stammen von seiner Hand. Wir nennen nur die Festgabe des Landesherrn zum Jubiläum der Ruperto Carola in Heidelberg, den Adressenschrein zum 40jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs, den Silberschatz der badischen Städte und Gemeinden zur Vermählung des Erbgroßherzogs, das Tafelsilber zur Hochzeit des Prinzen Maximilian von Baden, die Ehrengabe der Nationalliberalen Partei zum 70. Geburtstag Rudolf von Bennigsens, und an Adressen die des deutschen Künstlervereins in Rom zum Regierungsantritt König Humberts von Italien wie den Ehrenbürgerbrief der größeren badischen Städte zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck. Auch reichere künstlerische Innendekorationen wurden von ihm geleitet, so die erbgroßherzogliche Wohnung im Schlosse, eine Reihe von Innenräumen der Villa Bürklin, der Trausaal des Karlsruher Rathauses; auch eine Reihe öffentlicher Denkmäler wurden nach Götz' Entwürfen ausgeführt. Die meisten dieser Arbeiten hat Götz in verschiedenen Publikationen veröffentlicht, desgleichen die Ergebnisse seiner Studien auf einer 1897 zur Erholung unternommenen mehrmonatlichen Reise nach Oberägypten, Syrien und Palästina in einem reich illustrierten Reisewerke. Zu größeren Gemälden kam der Meister bei dieser vielseitigen Tätigkeit nur selten mehr. Aus seinen späteren Jahren sind noch zu nennen das Altarbild für die Kapelle St. Jakob in Gengenbach, das Bild des Karlsruher Trausaales und ein Gemälde „St. Michael“. Und doch fand Götz, wie er öfters selbst hervorhob, nur in der Malerei seine volle Befriedigung, entsprachen die rein dekorativen und kunstgewerblichen Arbeiten nicht so ganz seinen

eigentlichen Neigungen, die von Anfang an auf die Malerei gerichtet waren. Die Verhältnisse brachten es jedoch mit sich, daß sein erfolgreiches Wirken zum wenigsten auf diesem Gebiete gelegen hat. An äußeren Ehrungen hat es Götz bei seinem rastlosen, arbeitsfreudigen Schaffen nicht gefehlt. Sein Landesherr, dessen Vertrauens er in weitgehendstem Maße sich erfreuen durfte, verlieh ihm die höchsten Auszeichnungen. Seine Majestät der deutsche Kaiser, mehrere deutsche Bundesfürsten, die Könige von Italien und von Schweden und Norwegen bedachten ihn mit hohen Orden. Eine Reihe goldener Medaillen wurden ihm auf internationalen Ausstellungen zuerkannt, viele Vereine und Korporationen ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, seine Vaterstadt zu ihrem Ehrenbürger. Auch in der Familie wurde ihm reiches Glück zuteil, nachdem er sich 1897 mit Elsbeth Heimburger verehelicht hatte. Freilich war dieses Glück nur kurz bemessen. Denn schon als dem ersten Sohn ein Zwillingspärchen, zwei Mädchen folgten, fühlte Götz die ersten Anzeichen der tödlichen Krankheit, die allmählich Herr über ihn wurde. Mit bewundernswerter Energie reiste er, schon schwer krank, von Meran, wo er Heilung von seinen Leiden suchte, im Mai 1901 nach Karlsruhe zurück, um noch selbst die Eröffnung der Glasmalereiausstellung als deren Vorsitzender zu leiten. Doch schon am 28. Juli setzte der unerbittliche Tod seinem arbeitsreichen Leben ein allzufrühes Ende. Sein Schaffen und Wirken als Lehrer wie als Künstler und vor allem als Förderer des heimischen Kunstgewerbes, dessen Führer er war zu einer Zeit, da erst das allgemeine Interesse für dasselbe geweckt werden mußte, es war kein vergebliches. Es hat reiche Früchte gezeitigt und den Namen Hermann Götz weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinaus bekannt gemacht. H.

Franz Grashof,

der Nachfolger Redtenbachers an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe, wurde am 11. Juli 1826 zu Düsseldorf als zweiter Sohn des Oberlehrers Karl Grashof geboren. Bis zum 15. Jahr besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, arbeitete sodann in einer Schlosserwerkstatt und bereitete sich teils durch Privatunterricht, teils durch den Besuch der Gewerbeschule zu Hagen und der Düsseldorfer Realschule auf das Studium des Hüttenfaches vor. Im Oktober 1844 bezog er das von Beuth gegründete Königliche Gewerbeinstitut zu Berlin. Ohne noch seine

Studien abgeschlossen zu haben, diente er 1847 bis 1848 als Einjährig-Freiwilliger beim 7. Jägerbataillon in Düsseldorf, und während dieser Zeit reifte in ihm der Entschluß, sich dem Dienst bei der neu entstehenden preußischen Flotte zu widmen. „Eine alte Jugendidee, die ihn zur See trieb, hatte", wie es in einem Briefe seines Vaters heißt, „durch die Zeitereignisse neue Nahrung gewonnen, und er glaubte als Seeoffizier dem Vaterlande seine Dienste dauernd und angemessen widmen zu können." Da ihm das Kriegsministerium die Bedingung stellte, zuvor einige Reisen als Matrose machen zu müssen, so trat er im März 1849 eine Seereise als Volontär auf dem Hamburger Segelschiff Esmeralda an, welche ihn um Afrika herum nach Bombay, Batavia, Java, Van-Diemensland und Australien führte und — sehr abweichend von dem ursprünglichen Reiseplan — fast 3 Jahre von der Heimat fern hielt, was für ihn um so unwillkommener war, als er bald die schmerzliche Wahrnehmung machte, daß der Beruf des Seemanns seiner Natur weniger zusagte, als er gehofft hatte, und daß er schon seiner Kurzsichtigkeit wegen nicht dazu geeignet sei. Gegen Weihnachten 1851 in die Heimat zurückgekehrt, begab er sich Ostern 1852 wieder nach Berlin, aber nicht um im Hüttenfach weiter zu studieren, sondern um sich für den Lehrberuf in den technischen Fächern vorzubereiten, welchen er inzwischen als den seiner Natur und seiner Begabung am meisten zusagenden erkannt hatte. Damit waren die Jahre des Schwankens und schwerer innerer Kämpfe glücklich überwunden, und bald zeigte sich, daß er nun den richtigen Weg gefunden hatte. Schon im nächsten Jahre wurde er, während er selbst noch studierte, von seinem Lehrer Druckenmüller mit der Abhaltung einer Vorlesung über angewandte Mechanik betraut; auch erging schon zur selben Zeit die Aufforderung an ihn, für das im Erscheinen begriffene Handbuch der Physik von Karsten einen Abschnitt über angewandte Mechanik zu bearbeiten, welcher allerdings aus unbekannten Gründen unvollendet blieb. Im April 1854 legte er die Staatsprüfung für Lehrer an den preußischen Provinzialgewerbeschulen ab, und bereits ein halbes Jahr später wurde ihm eine Lehrstelle für Mathematik und Mechanik am Gewerbeinstitut in Berlin übertragen. Damit beginnt seine glänzende Tätigkeit als Lehrer und als Schriftsteller, deren noch viele seiner Schüler in dankbarer Bewunderung gedenken, und welche seinen Namen weit über Deutschlands Grenzen bekannt und berühmt gemacht hat. Vom 1. Januar 1855 an wurde ihm das Nebenamt als Direktor des Königlichen Aichungsamtes übertragen. Doch bald sollte seine Arbeitskraft noch in

anderer Richtung beansprucht werden. Als am 12. Mai 1856 in Alexisbad im Harz bei Gelegenheit des 10jährigen Stiftungsfestes des Vereins „Hütte“ am Gewerbeinstitut 23 junge Ingenieure, „alte Herren“ des Vereins, zusammentraten, um einen „Verein deutscher Ingenieure“ zu gründen, da war es vorzugsweise die Person Grashofs, sein in so kurzer Zeit schon erworbener wissenschaftlicher Ruf, welcher den Begründern zu ihrer jugendlichen Begeisterung das Vertrauen auf die Durchführbarkeit des Unternehmens gewährte, nachdem Grashof das Amt als Geschäftsführer des Vereins und als Redakteur der neu zu begründenden Zeitschrift übernommen hatte. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Nicht nur in den ersten, den schwierigsten Zeiten hat Grashof in unermüdlicher Arbeit die Zeitschrift zur Geltung gebracht, sondern während eines Zeitraumes von 34 Jahren bildete er den geistigen Mittelpunkt des Vereins. Es ist natürlich nicht Grashofs Verdienst allein, wenn der Verein die Schwelle des 20. Jahrhunderts mit einem Bestand von 15 000 Mitgliedern überschreiten konnte. Aber, wie sehr sich der Verein ihm gegenüber zu Dank verpflichtet fühlte, das hat er bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen, besonders aber nach Grashofs Tode durch die Errichtung eines Denkmals in Karlsruhe und durch die Stiftung der Grashof-Denkmünze. Als im April 1863 Redtenbacher starb, war Grashofs Name, und zwar nicht zum mindesten durch die Vereinszeitschrift, schon so bekannt und geachtet, daß die Technische Hochschule in Karlsruhe es als ein Glück erkennen mußte, ihn zu gewinnen. Im Herbst 1863 begann er seine Vorlesungen, in denen er insbesondere Festigkeitslehre, Hydraulik, Wärmetheorie und andere Kapitel der theoretischen Maschinenlehre behandelte. Neben seiner Lehrtätigkeit entwickelte er auch hier, wenngleich er die Redaktion der Zeitschrift anderen überlassen hatte, eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit. Fünfmal verwaltete er das Amt des Direktors, und eine Reihe von Jahren — 1877 bis 1889 — war er Mitglied der ersten Kammer der badischen Landstände.

Eine vortreffliche Charakteristik Grashofs enthält die Rede seines langjährigen Kollegen Hart bei Gelegenheit der Einweihung des Grashof-Denkmals, die abgedruckt ist in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1896 S. 1499 ff. Einige Sätze mögen hier Platz finden: „Neue Wege weisend, auf seine eigensten Bahnen überleitend, trat Grashof hier als Lehrer, als Führer der studierenden Jugend auf .... Nicht gering waren allerdings die Anforderungen an die Fassungskraft und geistige Anstrengung der Studierenden .... Nicht sowohl rhetorische

Ausschmückung als wunderbare Klarheit, Sicherheit und Präzision des Ausdrucks zeichneten seinen Vortrag in vorteilhaftester Weise aus. Nie konnte sich Grashof entschließen, etwa mit Rücksicht auf minder Begabte, tiefer herabzusteigen; allezeit war er bestrebt, und bei der überwiegenden Mehrzahl ist es ihm gelungen, seine Zuhörer zu sich emporzuziehen .... Grashof war von zwar ernster, aber durchaus idealer Anlage, rastlos arbeitend, nicht Gefährdung der Gesundheit achtend, auch in bewegter Zeit an den idealen Gütern festhaltend, niemals in ruhelosem Jagen nach Besitz, sondern in einer dem Gemeinwohl förderlichen Tätigkeit die höchste Befriedigung und das innere Glück findend. ... Und bei all diesem von nie versagendem Erfolge gekrönten unablässigen Wirken und Schaffen, welch ein liebenswürdiges Gebahren, welch ein bescheidenes Auftreten."

Seit 1882 war Grashof Mitglied der Kaiserlichen Normal-Aichungskommission, seit 1887 Mitglied des Kuratoriums der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt. 1860 wurde er Ehrendoktor der Universität Rostock. 1868 erhielt er einen Ruf nach Aachen, und zweimal suchte ihn die Technische Hochschule München zu gewinnen. 1866 wurde er Hofrat, 1874 Geheimer Hofrat, 1877 Geheimerat 2. Klasse. 1867 erhielt er das Ritterkreuz 1. Klasse, 1885 das Kommandeurkreuz 2. Klasse vom Zähringer Löwen, 1892 den Kronenorden 2. Klasse mit dem Stern. Zahlreiche wissenschaftliche Vereine ernannten ihn zum Ehrenmitglied, unter diesen auch der Naturwissenschaftliche Verein Karlsruhe, in welchem er lange Jahre den Vorsitz führte.

Von seinen literarischen Arbeiten können hier nur die wichtigsten aufgeführt werden. 1866 erschien die Theorie der Elastizität und Festigkeit, 1878 die zweite Auflage, 1870 eine neue Auflage von Redtenbachers Resultaten für den Maschinenbau mit einem neuen Anhang über Resultate der mechanischen Wärmetheorie, 1873 bis 1890 das große dreibändige Hauptwerk, die Theoretische Maschinenlehre. Die Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure enthält in den Bänden I bis XXVIII 42 Aufsätze Grashofs, welche sich zumeist auf angewandte Mechanik und mechanische Wärmetheorie beziehen, zum Teil aber in besonders wertvoller Weise die Organisation des technischen Unterrichtes behandeln.

Am 28. Dezember 1882 wurde Grashof von einem Schlaganfall betroffen, von welchem er sich zwar soweit erholte, daß er seine Tätigkeit wieder aufnehmen konnte; zu der ursprünglichen Arbeitskraft gelangte er aber nicht wieder. Im Jahre 1891 mußte er abermals seine Tätigkeit einstellen, und am 26. Oktober 1893 erlöste ihn der Tod von langen

schweren Leiden. Er hinterließ außer seiner Gattin Henriette, geborenen Nottebohm, mit der er seit 1854 vermählt war, einen Sohn und eine Tochter, während eine zweite Tochter ihm im Tode vorangegangen war. Mit seiner Familie, seinen Freunden und Kollegen betrauerte ihn die deutsche Technik, die in ihm einen ihrer hervorragendsten Führer verloren hatte. Ein Nachruf mit Grashofs Bildnis findet sich im Jahrgang 1893 der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, ein auf seine Seereise näher eingehendes Lebensbild im XV. Band der Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Karlsruhe. E. Brauer.

Marie Gratz

wurde als Tochter des Hofrats und Hofbibliothekars Karl Gratz am 24. Mai 1839 geboren. Frühzeitig zeigte sie eine entschiedene Begabung zum Zeichnen und fand in dem tüchtigen Professor Schick einen trefflichen Lehrer, der das Talent seiner Schülerin in die richtigen Bahnen lenkte und sie in dem Bestreben bestärkte, sich auf dem Gebiete der Porträtmalerei gründlich auszubilden. Während Schick längere Zeit in Paris verweilte, übernahm der hervorragende Maler Canon den Unterricht der jungen Dame, der später auch W. Füßli als hochwillkommener Ratgeber zur Seite stand. Erst im Beginn der 1870er Jahre trat Marie Gratz mit fertigen Werken vor die Öffentlichkeit, und ihre im Karlsruher Kunstverein, später auch in anderen Kunststädten und auf einer Reihe von Kunstausstellungen weiteren Kreisen bekannt gewordenen Bilder gewannen der Künstlerin lebhaften Beifall, viele Freunde und mit der Zeit eine sehr große Zahl von Bestellungen. Sie hatte ein ausgesprochenes Talent, das Charakteristische der Persönlichkeiten, die sie malte, in natürlicher, ungesuchter Weise zur Darstellung zu bringen, und alle ihre Porträts zeichneten sich durch frappante Ähnlichkeit aus. Bei einer vollständigen Beherrschung der Technik und einer sehr glücklichen Behandlung des Kolorits wirkte sie in allen ihren Bildern durch eine wohltuende Harmonie des ganzen Kunstwerkes. Weder eine vordringliche Hervorhebung von Einzelheiten noch eine Vernachlässigung einzelner Teile des Bildes konnten ihr jemals vorgeworfen werden. Vielleicht sind ihr die Frauen im allgemeinen besser gelungen als die Männer, weil ihrer Individualität das Feine, Zarte, Weiche des weiblichen Kopfes näher lag als das Kräftige, Harte, Entschlossene in der Physiognomie des Mannes. Darum wohl war sie auch ganz besonders glücklich in der Wiedergabe

lieblicher Kinder, und wenn sie überhaupt bei den Sitzungen eine nicht leicht zu ermüdende Geduld bewies, so bewährte sich diese Eigenschaft um so vorteilhafter, wenn sie Kinder vor sich hatte. Marie Gratz hat sich durch ihre Kunst in weiten Kreisen eine große Zahl von Verehrern und anhänglichen Freunden fürs Leben gewonnen. Vielen Familien schuf ihr gewandter Pinsel einen wertvollen Trost in schwerem Leid durch ihre ganz besondere Begabung, mit Hülfe von Photographien und den erklärenden und erläuternden Mitteilungen von Familiengliedern und Freunden, lebenswahre Bilder Dahingeschiedener zu schaffen. Die liebevolle Art und Weise, wie sie sich auf Grund solcher Mitteilungen, zuweilen auch persönlicher Erinnerungen in die Eigenart derjenigen zu vertiefen wußte, deren Bild auf die Leinwand zu werfen sie übernommen hatte, ließ sie gerade auf diesem schwierigen Gebiete bedeutende Erfolge erringen. Hier seien von der großen Zahl ihrer Porträts nur einige wenige hervorgehoben: Prinz Ludwig Wilhelm von Baden, Fürst und Fürstin zur Lippe, Fürstin zu Hohenlohe-Langenburg und ihre beiden Prinzessinnen-Töchter, Prinz Heinrich XIX. Reuß und Gemahlin, geborene Prinzessin zu Hohenlohe-Öhringen, Fürstin Dorothee zu Fürstenberg, Geh. Rat v. Regenauer, Flügeladjutant General Frhr. v. Schönau und Freifrau v. Schönau, Frau v. Schmaltz, Finanzminister Ellstätter und Gemahlin — wie gesagt, nur eine kleine Zahl von Beispielen aus der langen Reihe der Werke von Marie Gratz. Einfach und anspruchslos, ihres Könnens wohl bewußt, aber stets bescheiden und immer nach Vervollkommnung strebend, führte Marie Gratz, im Zusammenleben mit ihrer Schwester, ein ruhiges, schönes, friedliches Künstlerdasein. Im Laufe des Jahres 1900 nahm ein Leiden, das sich wohl schon seit längerer Zeit angekündigt hatte, einen ernsten Charakter an, peinliche Schmerzen ertrug sie, von ihrer Schwester liebe- und aufopferungsvoll gepflegt, mit bewundernswerter Geduld und Ergebung, bis ein sanfter Tod sie am 31. Juli 1900 von dieser Welt wegnahm. Ihr Name wird in ihren Werken in ehrenvoller Anerkennung fortleben. (Karlsruher Zeitung 1900 Nr. 218.)

Karl von Grimm

wurde zu Karlsruhe am 2. Februar 1830 geboren. Durch seinen Vater, den Kaufmann Karl Grimm, entstammte er einer Regensburger Familie, die als Senatoren und Geistliche eine Anzahl hochangesehener Mitglieder

zählt; seine Mutter, Karoline, war eine Tochter des zu Karlsruhe im Jahre 1867 verstorbenen Finanzrats Franz Christof Dietz. Seines Vaters frühe beraubt, wuchs Grimm unter der Fürsorge seiner Mutter zu Karlsruhe heran. Er widmete sich der Rechtswissenschaft und ließ sich nach beendetem Studium und glänzend bestandenen Examina als Rechtsanwalt in Pforzheim nieder (1859). Im Jahre 1864 siedelte er nach Mannheim über. Hervorragende juristische Kenntnisse und Fähigkeiten, glänzende advokatorische Talente, unbeugsame Lauterkeit des Charakters und rastloser Fleiß erwarben ihm bald das allgemeine Vertrauen und verschafften seiner Praxis eine ungewöhnliche Ausbreitung. Vom Jahre 1870 an übertrug ihm auch der badische Staat die Führung seiner Rechtsstreitigkeiten als Fiskalanwalt. Von Begeisterung für den nationalen Gedanken und die Einheit des Deutschen Reiches erfüllt, trat Grimm im Jahre 1869 in das öffentliche Leben ein, als ihn die Stadt Mannheim als Abgeordneten in den badischen Landtag entsandte, dem er später auch als Vertreter der Stadt Offenburg angehörte. Bald berief ihn das Vertrauen der Wähler in den deutschen Reichstag, in dem er von 1873 bis 1876 den Wahlkreis Philippsburg vertrat. Der Reichstag war damals mit demjenigen Werke befaßt, dem nächst dem Bürgerlichen Gesetzbuch die größte Bedeutung für die Rechtseinheit des Deutschen Reiches zukommt; es war die Zeit der Beratung der Reichsjustizgesetze. Als Vertreter Badens wurde Grimm in die Reichsjustizkommission berufen, aus deren vielmonatlicher, unausgesetzter Arbeit die Entwürfe zum Gerichtsverfassungsgesetz, zur Civilprozeßordnung und zur Strafprozeßordnung in der Gestalt hervorgingen, in der sie sodann zu Gesetzen erhoben wurden und seither das deutsche Gerichtsverfahren beherrschen. Stets hat ihn der Gedanke mit Stolz erfüllt, daß er berufen war, bei diesem Werke mitzuwirken, und dafür besorgt zu sein, daß die Erfahrungen und Bedürfnisse des badischen Rechtslebens bei der Erlassung dieser Gesetze entsprechend zur Geltung kamen. Als dann an die Bundesstaaten die Aufgabe herantrat, die vom Reiche beschlossene Organisation in einer den heimischen Verhältnissen angepaßten Weise zur Einführung zu bringen, fiel die Wahl des Landesherrn auf ihn als den Mann, der mit dieser Aufgabe zu betrauen sei. Er wurde im Jahre 1876 an die Spitze des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und der Justiz berufen und hat während der nahezu fünf Jahre, welche er sein Portefeuille führte, die gesamte durch die Reichsjustizgesetze gebotene Neuorganisation der badischen Rechtspflege geleitet. Im Jahre 1881 aus dem Staats-

dienst zurückgetreten, beschäftigte sich Grimm zunächst mit Privatstudien. Doch bald trat eine neue nationale Aufgabe an ihn heran. Als im Anfang der achziger Jahre des 19. Jahrhunderts der koloniale Gedanke in Deutschland erwachte, erschien Grimm als einer der ersten Vorkämpfer dieser Idee auf dem Plan. Unbeirrt und unermüdlich hat er in Wort und Schrift durch persönliches und finanzielles Eintreten für die Förderung und Verbreitung der kolonialen Sache gewirkt. Er gehörte zu den Gründern der Gesellschaft für deutsche Kolonisation in Berlin und war einer von den wenigen entschlossenen Männern, welche im Jahre 1884 die Peterssche Expedition in das Hinterland von Zanzibar entsandten und dem Deutschen Reiche Deutsch-Ostafrika erwarben. Er wurde dann Mitglied des Verwaltungsrates der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche sich zur Verwaltung dieses Gebietes gebildet hatte und anderer kolonialen Gesellschaften. Durch zahlreiche Reisen nach Berlin erhielt er sich die stete Fühlung mit der kolonialen Bewegung und den Einfluß auf den Gang der Dinge. In späteren Jahren war er als Mitglied des Kolonialrates auch zur Mitwirkung bei der Tätigkeit der Reichsbehörden auf kolonialem Gebiet berufen. In Karlsruhe war er zuerst Vorstand der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation, dann, als sich diese mit dem Kolonialverein zur Deutschen Kolonialgesellschaft verschmolzen hatte, bis zu seinem Lebensende Vorsitzender dieser Gesellschaft. Sein eifriges Studium der kolonialen Dinge fand auch Ausdruck in der Veröffentlichung einiger Schriften, von denen „Der wirtschaftliche Wert von Ostafrika" und „Berichte namhafter Reisender über Natur und Beschaffenheit von Deutsch-Ostafrika" mit der Gegenwart sich befassen, während ein „Abriß der Kulturgeschichte Ostafrikas" und „Die Pharaonen in Ostafrika" die Frucht geschichtlicher Studien aus der Vergangenheit dieses Neudeutschlands sind. Von seiner sonstigen Wirksamkeit in diesen Jahren seien u. a. genannt seine Stellung im Vorstand des Vereins badischer Lehrerinnen, dem er das Lehrerinnenheim in Lichtental erwerben half, und seine Tätigkeit bei der Verwaltung der Lutherstiftung. Daneben lag sein regsamer und vielseitiger Geist auch Privatarbeiten mannigfacher Art ob. Kunsthistorische Studien bereiteten ihm Freude und Befriedigung. Sein Interesse und seine Pietät für die Erinnerungen der Vergangenheit brachten in ihm die Überzeugung zu Reife, daß solchen Gegenständen historischen Wertes ein gesetzlicher Schutz zuteil werden sollte, und veranlaßten ihn im Jahre 1885 zur Herausgabe eines Schriftchens: „Die Notwendigkeit der Erlassung gesetzlicher Bestimmungen

in Baden zum Schutze und zur Erhaltung der vaterländischen Denkmäler der Kunst und des Altertums". Insbesondere aber war es die Vergangenheit seiner Familie, die ihn beschäftigte, und namentlich zog die Gestalt seines Urgroßoheims, des Encyklopädisten Friedrich Melchior Freiherrn von Grimm, bekannt durch seine diplomatische Tätigkeit in Paris im Auftrag verschiedener deutscher Höfe und freier Städte, seine Correspondance littéraire und seine Beziehungen zu Friedrich dem Großen, Katharina II. von Rußland und anderen Fürsten jener Epoche, sein lebhaftes Interesse auf sich. Über diesen Forschungen entstand auch der Wunsch, den mit dem kinderlosen Baron Grimm ausgestorbenen Adel in seiner Familie wieder aufleben zu sehen, ein Wunsch, den ihm sein Landesherr erfüllte, indem er ihm und seinen Nachkommen den erblichen Adel verlieh. Trotz seiner 68 Jahre war es Grimm vergönnt, bis zuletzt in Frische und Gesundheit seines Lebens sich zu freuen. Am 3. April 1898 war er bei bestem Wohlbefinden, gestärkt und erquickt von einem längern Aufenthalte an der Riviera nach Karlsruhe zurückgekehrt; drei Tage später, am 6. ereilte ihn, unerwartet und ohne jegliche Vorboten, ein sanfter Tod. *

Georg Ferdinand Grosch

wurde am 26. August 1820 zu Bruchsal als Sohn des Dr. Daniel Grosch, Oberland-Chirurgen und praktischen Arzts in Bruchsal, geboren. Die erste Ausbildung erhielt er auf den Gymnasien zu Bruchsal und Heidelberg, worauf er sich auf der Universität Heidelberg dem Studium der Kameralwissenschaft widmete. Auf Grund der mit dem Prädikat „gut" bestandenen Staatsprüfung wurde er sodann im Juni 1843 unter die Zahl der Kameralpraktikanten aufgenommen. Nachdem er nun zunächst in der Finanzverwaltung und zwar von Juni 1843 bis Januar 1845 als erster Gehilfe bei den Domänenverwaltungen Bühl und Bruchsal, von da bis Juni 1846 als Hauptzollamtsassistent beim Hauptzollamt zu Schusterinsel und weiter bis Dezember 1847 als Sekretariatsassistent bei der Hofdomänenkammer beschäftigt gewesen, trat er mit seiner im Dezember 1847 erfolgten Ernennung zum Sekretär bei der Direktion der Main-Neckar-Eisenbahn in den Eisenbahndienst über. Im November 1851 wurde er zum provisorischen Vorstand des Großh. Eisenbahnamts Mannheim und im Juni 1854 mit dem Titel Assessor zum Mitglied der damaligen Direktion der Großh. Verkehrs-

anstalten ernannt. Von diesem Zeitpunkt ab hatte er sich vorzugsweise mit Gütertarifangelegenheiten zu befassen, die ihn auch in vielfache Beziehungen zu auswärtigen Verwaltungen setzten. Im September 1856 wurde er zum Postrat, im Oktober 1866 zum Oberpostrat und mit dem Übergang der Post an das Reich, am 1. Januar 1872, zum Oberregierungsrat bei der nunmehrigen Generaldirektion der Großh. Staatseisenbahnen ernannt. In dieser Eigenschaft wurde er im April 1875 zum badischen Mitglied der Direktion der Main-Neckar-Eisenbahn in Darmstadt bestellt, in welchem Dienst er, im April 1884 noch zum Geheimen Rat 3. Klasse ernannt, bis zu seinem Tode aktiv verblieben ist. Nach längerem schweren Leiden, das ihn aber dennoch dem Dienste nicht entsagen ließ, verschied er am 25. Oktober 1895. Grosch war verheiratet mit der Tochter des Geh. Hofrats Dr. Otto Erdmann, Professors der Chemie an der Universität Leipzig und Vorsitzenden der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Kompagnie, mit der er im September 1856 die immer glücklich gebliebene Ehe eingegangen hatte. Von seinen beiden Kindern ist die Tochter eine bekannte Porträtmalerin. *

Wilhelm Grösser,

Großh. Hofschauspieler zu Karlsruhe 1865 bis 1881, wurde geboren am 10. Dezember 1839 in Braunschweig, wo seine Eltern in hervorragender künstlerischer Stellung, der Vater als Kammersänger, die Mutter als Schauspielerin, tätig waren. Mit seinem 11. Lebensjahre verwaist, sollte der Knabe auf der Braunschweiger Handelsschule zum Kaufmann erzogen werden. Allein frühzeitig regte sich das ererbte Theaterblut, er wandte sich 1857 der Bühne zu und fand am Stadttheater in Göttingen seine erste Unterkunft. Als Sänger in kleineren Barytonpartieen und nebenher auch im Schauspiel tätig, gehörte er in der Folgezeit u. a. den Bühnen in Elberfeld, Braunschweig, Hamburg, dem Wiener Karltheater an, bis ihn ein Engagement am Stadttheater in Köln der Beschäftigung im Fache des jugendlichen Heldenliebhabers zuführte. Der Weggang Fritz Krastels von Karlsruhe an die Wiener Hofburg gab die Veranlassung, daß Eduard Devrient zur Ausfüllung der entstandenen Lücke Wilhelm Grösser an die Karlsruher Hofbühne berief. Er gastierte im Januar 1865 als Don Cesar, Reinhold („Badekurn"), Grignon und Don Carlos und wurde vom 1. Mai desselben Jahres an dem Großh. Hoftheater verpflichtet. Er spielte das gesamte Fach des jugendlichen Lieb-

habers, das sich später nach der Seite des ersten Helden (Egmont, Fiesco, Tellheim ꝛc.) erweiterte, und erwies sich außerdem in zahlreichen Lustspielrollen, sowie in den ersten Jahren seiner Tätigkeit in kleineren Gesangspartieen (Ottokar im „Freischütz") als sehr verwendbarer Künstler. Grösser zeichnete sich durch sprudelndes Temperament, natürliches Feuer und einen gewissen idealen Schwung seiner Persönlichkeit aus, Eigenschaften, die ihn besonders zur Verkörperung Schillerscher Idealgestalten und Shakespearescher Figuren, wie des Percy Heißsporn, befähigten, ohne daß ein sehr scharfes Charakterisierungsvermögen seine verschiedenen Heldengestalten, die alle mehr oder minder die Grundzüge seines eigenen Wesens trugen, streng voneinander geschieden hätte. Im Lustspiel entwickelte er einen natürlichen liebenswürdigen Humor und leistete in den Rollen leichtsinniger junger Ehemänner, desgleichen in humoristischen Dialektrollen (Gottlieb Lauschitz in „Liezes Memoiren") Vortreffliches. Ein tückisches Leiden setzte dem Wirken des strebsamen und beliebten Künstlers ein allzufrühes Ende und zwang ihn, schon 1881 seine schauspielerische Tätigkeit aufzugeben und sich mit der Stellung eines Bibliothekars und Sekretärs im Bureaudienst zu begnügen. Während der Sommermonate leitete Grösser einige Jahre das Kurtheater in Wiesbaden. Im Jahre 1884 mußte er infolge der nunmehr offen hervortretenden Gehirnkrankheit nach der Heilanstalt Illenau übergeführt werden. Hier wurde er von schwerem Leiden am 9. März 1884 durch den Tod erlöst. Ein offener, liebenswürdiger Mensch war mit ihm dahingegangen, dessen freundliche Charakterzüge auch in seinen künstlerischen Leistungen ihr treues und anmutendes Spiegelbild gefunden hatten. E. Kilian.

Ida Grösser-Bost,

Großh. Hofschauspielerin in Karlsruhe 1866 bis 1891, wurde geboren am 21. Februar 1843 zu Hannover, als Tochter des späteren preußischen Hofopernsängers Eduard Bost. Das lebhafte und aufgeweckte Mädchen, in dem das Künstlerblut von väterlicher wie von mütterlicher Seite sich regte, fühlte sich mit starkem Drange zur Bühne hingezogen und tat schon in früher Jugend seine ersten Schritte auf die weltbedeutenden Bretter. Nach verschiedenen Engagements in Kassel, Köln, Prag wurde Ida Bost im Jahre 1864 als jugendliche Naive zum zweitenmale Mitglied des Kölner Stadttheaters. Von hier berief sie Eduard Devrient 1866 zu einem Gastspiel nach Karlsruhe, um sie als Nachfolgerin für die aus-

scheidende Auguste Christen zu gewinnen. Ida Bost betrat die Karlsruher Bühne erstmals am 15. Mai 1866 als „Grille“ und wurde nach einigen weiteren Gastrollen vom 1. Juni d. J. für das Fach der jugendlichen Naiven verpflichtet. Sehr bald eröffnete sich ihrem frischen und ursprünglichen Talente ein ausgedehnter Wirkungskreis. Neben den eigentlichen Lustspielnaiven spielte sie Rollen wie Nerissa im „Kaufmann von Venedig“ und griff mit Melitta in „Sappho“ sogar in das Fach der sentimentalen Liebhaberin über. Ihr Hauptfeld aber blieb das moderne Salonstück, wo sie sich sehr bald dem von Devrient geschaffenen Lustspiel-Ensemble der Karlsruher Bühne als treffliches und sehr vielseitiges Mitglied anpaßte. Mit Anfang der siebziger Jahre ging die Künstlerin, die sich 1871 mit Wilhelm Grösser vermählt hatte, aus dem Fach der jugendlichen Naiven in das der gesetzten Liebhaberinnen über. Sie spielte junge Frauen und Salondamen, daneben Intrigantinnen und Rollen, die dem humoristisch-charakteristischen Fache zugehören. Und abermals trat ihr künstlerisches Wirken in eine neue Phase ein, als durch den Tod von Luise Rönnenkamp 1878 das Fach der komischen Alten erledigt war und im Lauf der folgenden Jahre nun in seinem vollen Umfang auf Ida Grösser überging. Bezeichnend und gewissermaßen typisch für die Entwicklung der Künstlerin, die während der Zeit ihrer Karlsruher Tätigkeit die verschiedensten Fächer durchlaufen mußte, ist die Vorstellung des „Käthchen von Heilbronn“, wo sie der Reihe nach die Titelrolle, später Kunigunde und zuletzt die alte Brigitte spielte. Die größten Triumphe hat Ida Grösser vielleicht in der letzten Phase ihres künstlerischen Wirkens gefeiert. Der Schwerpunkt ihrer Begabung lag schon in ihren jüngeren Jahren auf dem Gebiete des Charakteristischen und Komischen. Ihre Dorine in „Tartüffe“, ihre Franziska in „Minna von Barnhelm“ waren Leistungen, die als vortrefflich gelten durften. Aber erst als die Künstlerin in den Rollenkreis der komischen Alten trat, kam die ausgesprochene humoristische Ader ihres Talentes zum vollen Durchbruch. Neben manchen köstlichen Gestalten, die sie im Genre schwärmerischer alter Jungfern, herrschsüchtiger Schwiegermütter ꝛc. auf dem Gebiete des modernen Lustspiels ins Leben rief, leistete sie namentlich Vorzügliches auf dem Gebiete des Grotesken und der komischen Charge. Es stand der Darstellerin für solche Rollen eine Komik zur Verfügung, die unwiderstehlich wirkte und um so höher zu schätzen war, als ihr künstlerisches Feingefühl sie vor Übertreibung und Überschreitung der Schönheitsgrenze glücklich bewahrte. Ihre Rosine im „Geizigen“,

ihr Fräulein Kiekebusch in den „Schleichhändlern", ihre Madame Freude in den „Unglücklichen", ihre Witwe Bolte in „Max und Moritz" entfesselten wahre Stürme der Heiterkeit; es waren Darstellungen, die jedem, der sie gesehen, unvergeßlich sind. Leider hat ein tückisches Leiden die Gesundheit der Künstlerin in der Vollkraft ihrer Jahre untergraben. Schon seit dem Februar 1890 mußte sie der Ausübung ihres Berufes entsagen, und nur der ganzen Energie und Zähigkeit ihres Wesens vermochte sie es abzuringen, daß sie zu Beginn des Jahres 1891 die geliebte Stätte ihres Wirkens noch einigemal betreten konnte; zum letztenmal am 26. Februar d. J. in der mit äußerst drolliger Komik von ihr gegebenen Rolle der Selma im „Schwert des Damokles". Kurz darauf, am 17. April 1891, erlag sie ihren Leiden, wenige Wochen vor dem Tage, an dem sie das Fest ihrer 25jährigen Zugehörigkeit zu der Karlsruher Bühne hätte feiern können. Diese Bühne verlor in ihr eine hochbegabte und äußerst vielseitige Künstlerin, eine vortreffliche Frau, der die Gabe beschieden war, mit der künstlerischen Tüchtigkeit die Eigenschaften einer ausgezeichneten Gattin und Mutter in harmonischer Weise zu verbinden. E. Kilian.

Florian Gruber

wurde am 1. Dezember 1846 zu Ettlingen geboren. Sein Vater, Lehrer am Schullehrerseminar in Ettlingen, seit 1856 Professor und Vorstand der höheren Bürgerschule in Baden-Baden, 1864 Oberschulrat in Karlsruhe, ein namhafter Pädagoge, der sich in der badischen Lehrerschaft großen Ansehens erfreute, von Geburt der badischen Pfalz angehörig, war mit einer Tochter des Fabrikanten Buhl, aus einer seit langer Zeit in Ettlingen ansäßigen, um die Industrie des Albtales verdienten Familie vermählt. In dem gastlichen Vaterhause empfing Gruber, der das Gymnasium in Baden 1864 absolvierte, um zuerst in Heidelberg, später in Freiburg die Rechte zu studieren, vielfache Anregung auf wissenschaftlichem und politischem Gebiete und nahm in sich die nationale Gesinnung auf, welche den Vater und dessen Freundeskreis beseelte und die er sein ganzes Leben hindurch betätigte. Unter den Lehrern Grubers war es besonders Ludwig Häusser, dessen hinreißende und begeisternde Beredsamkeit während seiner Heidelberger Studentenzeit einen bleibenden Einfluß auf seine politischen Auffassungen ausübte. Während seiner Studentenzeit schloß er Freundschaftsbündnisse, die bis an sein Lebensende stand hielten.

So stark der Trieb zur Geselligkeit in ihm war, so hielt er sich doch, dem elterlichen Einflusse folgend, den üblichen studentischen Vergnügungen mehr als andere fern. Es war dies kein Nachteil für ihn. Er gehörte zu den glücklichen Naturen, bei denen eine Klärung eintritt, auch ohne daß eine Sturm- und Drangperiode vorausgegangen ist. Schon damals lenkte er die Aufmerksamkeit der Kommilitonen auf sich durch Vorzüge, die sich in späteren Jahren noch reicher entwickeln sollten, insbesondere seine hervorragende humoristische Begabung, die Kraft und Plastik seiner Sprache. Charakteristisch für ihn war damals schon seine weitgehende Aufrichtigkeit, die er indes betätigen konnte, ohne ernstlich zu verletzen, da aus seinen Worten, wie aus seinen Taten ehrliches Wollen und hilfsbereiter Sinn hervorleuchteten. Aller Sentimentalität wie aller Streberei war er damals wie später gründlich abhold. In den Jahren 1868 und 1871 bestand Gruber mit Auszeichnung die juristischen Prüfungen, 1869 erwarb er sich die Würde eines Doktors der Rechte. Nachdem er zuerst den praktischen Dienst in der Justiz, nach 2¹/₂ Jahren auch in der Verwaltung (als Amtmann in Bruchsal und Konstanz) kennen gelernt hatte, entschied er sich, seine Kräfte dauernd der Justiz zu widmen im Jahre 1876, in welchem er zum Amtsrichter in Mannheim ernannt wurde. 1879 zum Staatsanwalt am Landgericht Offenburg, 1884 zum ersten Staatsanwalt am Landgerichte Konstanz ernannt, 1890 in gleicher Eigenschaft an das Landgericht Karlsruhe versetzt, erhielt Gruber 1895 die Ernennung zum Direktor des Landgerichts Freiburg. 1899 zum Präsidenten des Landgerichts Konstanz befördert, konnte er sich nur wenige Monate des so bedeutend erweiterten Wirkungskreises erfreuen, aus dem ihn nach kurzer schwerer Krankheit am 16. November 1899 der Tod im Alter von 53 Jahren hinwegnahm. Gruber war ein hervorragender scharfsinniger Jurist, als Staatsanwalt durch überzeugende Beredsamkeit, als Richter durch Klarheit des Urteils, Unabhängigkeit der Gesinnung und einen offenen Blick ausgezeichnet, der nie übersah, daß die Gesetze nicht Theorien zulieb gegeben sind, sondern die Anwendung der Rechtsbegriffe auf die mannigfachen Verhältnisse des Lebens zum Zwecke haben. Er würde ohne Zweifel auch ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter geworden sein. Denn nichts von allem, was im Staatsleben diejenigen beschäftigt, die sich dem öffentlichen Dienste widmen, blieb ihm fremd. Allen Interessen des vielgestaltigen Staatswesens, allem was mit der Pflege der Volkswohlfahrt zusammenhängt, brachte Gruber ein volles Verständnis, eine unbefangene Beurteilung

entgegen. Nicht nur dem Dienste des Staates, einem großen Freundeskreise, sondern auch und in erster Reihe einem überaus harmonischen Familienleben wurde Gruber zu früh entrissen. 1882 hatte er in Offenburg mit der Tochter des Freiherrn Adolf von Neveu die glücklichste Ehe geschlossen, welcher zwei Söhne entstammen. Das Leichenbegängnis Grubers gab zu einer ergreifenden Trauerkundgebung Anlaß. Von nah und fern waren Freunde herbeigeeilt, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Was die Redner am Grabe zu seinem Lobe sagten, es fand lebhaften Widerhall im Herzen der Teilnehmer der Trauerfeier. Alle waren von dem Bewußtsein durchdrungen, einen schweren unersetzlichen Verlust erlitten zu haben. Und es war wohl im Sinne aller gesprochen, wenn einer der Redner seinen Abschiedsgruß in die Worte ausklingen ließ, daß das Bild eines edeln, hilfreichen, gerechten, seinen Idealen treuen Mannes, das der Verstorbene geboten, unzerstörbar bei seinen Freunden fortleben werde, wie unzertrennbar das Band war, das sie im Leben an ihn knüpfte. (Karlsruher Zeitung 1899 Nr. 331, Biograph. Jahrbuch VI, 300/301.)

Karl Gruber,

der Vater des Vorigen, wurde am 31. Januar 1808 in Mannheim geboren. 1825 als Volksschulkandidat rezipiert, wirkte er zunächst an der Musterschule und dem Präparandeninstitut in Rastatt (1825 bis 1833) und kam dann an das Schullehrerseminar in Ettlingen, wo er 1835 zum Hauptlehrer und im folgenden Jahre, indem er gleichzeitig unter die Zahl der wissenschaftlich gebildeten Lehrer aufgenommen wurde, zum Oberlehrer ernannt wurde. 1850 erhielt er die Stelle eines Vorstandes der höheren Bürgerschule in Ettenheim, seit 1855 mit dem Titel Professor; 1856 kam er in gleicher Eigenschaft nach Baden. 1862 trat er zusammen mit Pflüger (vgl. Bad. Biographien II, 134) in den neugegründeten Oberschulrat ein; doch schied er schon nach wenigen Jahren wieder aus demselben aus und wurde auf sein Ansuchen unter Beibehaltung des Titels Oberschulrat wieder mit der Leitung der höheren Bürgerschule in Baden betraut (1868). Im Oktober 1870 trat er in den Ruhestand. Seinen Wohnsitz in Baden behielt er bei; hier ist er am 2. Dezember 1897 hochbetagt aus dem Leben geschieden. — In der verhältnismäßig kurzen Zeit, die Gruber dem Oberschulrat angehörte, hat er sich um die badische Volksschule sehr verdient gemacht; vor allem legte er hohen Wert auf die Heranbildung der Volksschullehrer. Den

Lehrberuf faßte er stets von der idealen Seite auf, dabei war er ein ebenso praktischer, als klarer Kopf, der immer unmittelbar auf das Ziel losstrebte. Wie er im Leben stets wußte, was er wollte, so war er auch in der Schule. Er verstand es, die Lehrer wie die Schüler außerordentlich zu begeistern. Wahrheit, Treue, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, das war sein Wahlspruch. Mit hervorragenden beruflichen Eigenschaften verband er endlich ein liebenswürdiges, vornehmes Wesen. (Badische Landeszeitung vom 7. Dezember 1897.)

Eduard Gulat v. Wellenburg,

Großh. Kammerherr und Geh. Oberregierungsrat, geboren am 10. März 1835, stammte aus einer Karlsruher Beamtenfamilie. Sein Vater war der Geheime Referendär, sein Großvater der badische Justizminister v. Gulat-Wellenburg in Karlsruhe. Nachdem er im Jahre 1853 das Gymnasium in Karlsruhe, wo die berühmtesten badischen Schulmänner Kärcher, Vierordt, Gockel, Süpfle, Maurer, Böckh, Gerstner u. a. seine Lehrer gewesen waren, mit Auszeichnung absolviert hatte, widmete er sich dem Studium der Jurisprudenz auf den Universitäten Heidelberg, Berlin und Freiburg. Die mit vollen Zügen genossenen Freuden des akademischen Lebens haben den mit reichen Mitteln ausgestatteten, heiteren, durch Adel der Geburt und der Gesinnung ausgezeichneten jungen Mann nicht verhindert, auch ernste Studien zu machen, so daß er nach beendeter Studienzeit im Jahre 1858 die erste, im Jahre 1861 die zweite juristische Staatsprüfung und zwar in ganz hervorragender Weise (im ersten Examen als erster, im zweiten als zweiter unter 25 Kandidaten) absolvierte. Nachdem er die Praktikanten- und Referendärjahre bei den Gerichten und Verwaltungsbehörden in Karlsruhe, Bühl, Emmendingen und zuletzt als Dienstverweser für den an das Hofgericht in Bruchsal einberufenen Amtsrichter Baumstark in Durlach verbracht, wurde er bei der Einführung der Stabel-Lameyschen Gerichtsverfassung auf den 1. Oktober 1864 zum Staatsanwalt bei dem neu errichteten Kreisgericht Baden mit dem Range eines Kreisgerichtsassessors ernannt. Im Jahre 1868 zum Range eines Kreisgerichtsrats befördert, wurde er im Jahre 1872 mit Aufhebung des Kreisgerichts Baden als Staatsanwalt nach Karlsruhe versetzt, wo er 1879 bei Einführung der Reichsjustizgesetze zum ersten Staatsanwalt avancierte. Wegen Mißhelligkeiten mit dem damaligen Chef der Justizverwaltung, Ministerialpräsident Grimm, trat

er noch in diesem Jahre aus dem Staatsdienst aus. 1882 unter dem Ministerium Nokk reaktiviert, bekleidete er zunächst bei dem Landgericht Offenburg, von 1887 an bei dem Landgericht Freiburg das Amt des ersten Staatsanwalts mit dem Range eines Oberlandesgerichtsrats, später mit Titel und Rang eines Geheimen Oberregierungsrats bis zum Ende des Jahres 1899, wo er auf Ansuchen unter Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienste in den Ruhestand übertrat. Seine Hoffnung, nun noch einige Jahre der Ruhe in glücklichstem Familienkreise verleben zu dürfen, sollte nicht in Erfüllung gehen. Im Frühjahr 1900 zeigten sich bei dem sonst so rüstigen und kräftigen Manne die Symptome eines heimtückischen Krebsleidens, gegen das er vergeblich in Freiburg, Heidelberg, Wiesbaden und zuletzt in Würzburg Heilung suchte. Nach langen schmerzlichen Leiden, die er mit bewunderungswürdiger Fassung und männlicher Ergebung trug, und trotz der sorgsamsten und aufopferndsten Pflege machte am 4. Februar 1901 ein schmerzloser Tod seinem Leben ein Ende. — In den Jahren 1869 bis 1871 gehörte v. Gulat als Vertreter der Stadt Baden der Zweiten Kammer an. Obwohl er seinem engern und weiteren Vaterlande von ganzem Herzen ergeben war und durch seine Bildung, Kenntnisse, insbesondere durch ein ungewöhnliches Rednertalent zu hervorragender Mitwirkung auch im politischen Leben berufen gewesen wäre, fand er doch an dem politischen Parteileben unserer Tage keine Freude. Er war ein überzeugter Anhänger der monarchischen Staatsverfassung und ebenso ein treuer Sohn seiner Kirche; sein Ideal war das eines harmonischen Zusammenwirkens der weltlichen und geistlichen Autorität. In dem Kampf, der in unsern Tagen zwischen der liberalen Staatsidee und den hierarchischen Zielen der katholischen Kirche entbrannt ist, fand er auf keiner Seite ein Genügen. Ein ebenso entschiedener Gegner des Ultramontanismus als des nach seiner Meinung demokratisch-radikalen Zielen zustrebenden Liberalismus, konnte er sich für keine der Parteien entscheiden. Er erneute deshalb seine Bewerbung um ein Mandat nicht, wenn er auch im Vereine mit gleichgesinnten Freunden, zu denen insbesondere auch der ihm nahe befreundete Botschafter in Konstantinopel, Frhr. v. Marschall, gehörte, für seine konservativen Anschauungen im ganzen Leben politisch tätig blieb. Seine Haupttätigkeit im öffentlichen Leben füllte sein Beruf als Staatsanwalt aus, dem er während seiner nahezu vierzigjährigen Beamtenlaufbahn über dreißig Jahre angehörte und in welchem er mit Recht die Anerkennung nicht nur seiner dienstlichen Vorgesetzten, sondern

auch der Gerichte, des Anwaltsstandes und der weitesten Öffentlichkeit gefunden hat und in welchem er nicht nur eine hervorragende, sondern eine in vielen Richtungen vorbildliche Tätigkeit entwickelte. Ausgestattet mit tüchtigen Kenntnissen und einer ganz ungewöhnlichen Rednergabe, war es nicht nur die äußere rhetorische Seite seines Berufes, in welcher er sich besonders hervortat, sondern es waren seine Charaktereigenschaften, die ihn in seiner Tätigkeit als Staatsanwalt ganz besonders leiteten. Er war ein Mann von edelster, besonnener Gesinnung, durch und durch human und in diesem Sinne edelster Humanität hat er zu Ehren der Justiz das Amt des öffentlichen Anklägers als nobile officium ausgeübt, und noch lange wird bei uns in Baden die Tradition seinem Andenken gerecht werden, indem sie die hervorragende Tätigkeit des Staatsanwalts v. Gulat als Vorbild für die jüngere Generation wach erhält. Mit dieser hervorragenden Eigenschaft des Charakters und Geistes verband v. Gulat im gesellschaftlichen Verkehr die liebenswürdigsten Umgangsformen. Seine hohe poetische Begabung, sein Witz, sein Humor, sein guter und edler Charakter haben ihm in den weitesten Kreisen Anhänglichkeit und Anerkennung verschafft. Er wird in dem Andenken derer, die ihn kannten, als ein Mann von vornehmer Gesinnung, von bestem Charakter, als ein treuer, edler, zuverlässiger Mensch fortleben. (Karlsruher Zeitung vom 17. Februar 1901.)

Albert Gutman

wurde am 19. Januar 1833 in Karlsruhe geboren als Sohn des Hofgerichtsanwalts Julius Gutman und seiner Ehefrau geb. Ottenheimer. Nachdem er das Lyceum seiner Vaterstadt absolviert und seine juristischen Studien auf der Universität Heidelberg, wo er sich auch den Doktorgrad erwarb, vollendet hatte, wurde er am 21. Juni 1855 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen. Eine Reihe von Jahren war Gutman durch Kränklichkeit gehindert, die vorgeschriebene Tätigkeit bei verschiedenen Staatsbehörden auszuüben, so daß er erst am 17. April 1864 das Referendärexamen bestand. Ursprünglich gewillt, Rechtsanwalt zu werden, wurde Gutman am 2. Juni 1868 in den Staatsdienst aufgenommen, und zum Sekretär beim Ministerium des Innern ernannt. In dieser Stellung blieb er, bis er am 2. November 1871 zum Finanzrat bei der Steuerdirektion befördert wurde. In diesem Jahre war er von Januar bis März als Generalsekretär der

Präfektur in Chartres beigegeben, deren Leitung dem Ministerialrat Camill Winter übertragen war. Gegen Ende der 70er Jahre nahm ein Augenleiden, das ihm schon längere Zeit bei Ausübung seiner amtlichen Tätigkeit hinderlich gewesen war, einen so bedenklichen Charakter an, daß er um Enthebung von seinem staatlichen Dienste nachsuchen mußte. Am 31. Januar 1879 wurde Gutman bis zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in den Ruhestand versetzt. Leider sollte diese Wiederherstellung nicht erfolgen. Bald erwies sich sein Augenleiden als unheilbar und er verlor vollständig das Augenlicht. Ein vielseitig gebildeter Mann, mit lebhaftem Interesse für Literatur und Kunst, hatte er schon frühzeitig im Theater und im Konzertsaal ein feines und sicheres Urteil gewonnen, das auch weiteren Kreisen mitzuteilen er sich innerlich gedrängt fühlte und von außen her angeregt wurde. Es war die Blütezeit der Karlsruher Hofbühne unter der unübertrefflichen Leitung von Eduard Devrient, als Gutman begann, im Feuilleton der „Badischen Landeszeitung" das Amt eines ständigen Theaterreferenten zu übernehmen. Da er nicht nur für die Kunst, sondern auch für die Künstler ein feines Verständnis besaß, verstand er es, seinen Berichten einen Charakter zu verleihen, der gleich weit von schulmeisterlicher Zurechtweisung wie von hämischer und nörgelnder Kritik entfernt war. Lange Zeit war sein sachverständiges, unparteiisches und wohlerwogenes Urteil für die Meinung des Karlsruher Publikums geradezu maßgebend. Schon während seiner amtlichen Dienstzeit hatte Gutman sich der Publizistik gewidmet. Seine Korrespondenzen im „Schwäbischen Merkur" und später auch in der „Straßburger Post", die sich durch Kürze und Knappheit auszeichneten, beschäftigen sich mit der badischen Politik wie mit der Kunst seiner Vaterstadt. Seine Nachrichten, namentlich wenn sie Personalien betrafen, galten als durchaus zuverlässig. Hatte er einmal eine etwas voreilige oder ungenaue Mitteilung gemacht, so stand er nicht an, sie alsbald zu berichtigen. Dadurch erhöhte Gutman den Glauben an seine sehr guten Informationen. Ohne ein eigentlicher Parteimann zu sein, bekannte er stets seine nationale und liberale Gesinnung, der er nie untreu wurde. Seine Erblindung nötigte Gutman zur Schreibmaschine seine Zuflucht zu nehmen. Bei ihrer Handhabung und besonders bei den vielen Korrekturen, die hierbei nötig wurden, unterstützte ihn seine Gattin Ida, geborene Kammerer, mit der er sich am 2. März 1880 vermählt hatte. Sie war ihm auch sonst in jeder Lage seines Lebens eine geistig ebenbürtige und an allen seinen Interessen

verständnisvoll teilnehmende Gefährtin, stets in liebevoller und aufopfernder Hingebung bemüht, ihm die Kraft zu ersetzen, deren sein Leiden ihn beraubte. Seinem Landesherrn war Gutman mit treuer Verehrung ergeben, und es war ihm eine freudige Genugtuung, von Großherzog Friedrich am 26. November 1897 durch Verleihung des Titels eines Geheimen Finanzrats ausgezeichnet zu werden. Dem Freundeskreise, den er sich in jungen Jahren erworben hatte und der ihm auch in den Zeiten der schweren Prüfung, die ihm auferlegt war, treu blieb, bewahrte Gutman eine unveränderliche Anhänglichkeit. In lebhafter Konversation nahm er die Eindrücke in sich auf, die zu erblicken seinem Auge versagt war und tauschte gern mit seinen Bekannten die Meinungen über Menschen und Dinge aus mit einer Lebhaftigkeit, die er sich bis in das höhere Alter erhalten hatte. Ihm war ein schöner Tod beschieden. Am 28. Januar 1900 hatte Gutman den Platz in einer Parterreloge des Hoftheaters eingenommen, den er seit vielen Jahren inne hatte. Eine seiner Lieblingsopern, der „Freischütz", wurde gegeben. Freudig lauschte er den Klängen der Ouvertüre, als er ganz plötzlich von einem Unwohlsein befallen wurde. Ehe noch die letzten Takte der ewig jungen Musik Karl Maria von Webers verklungen waren, hatte er schmerzlos seine Seele ausgehaucht. Alle, die den liebenswürdigen und feinsinnigen Mann kannten, bewahren ihm ein treues Gedenken.

v. Weech.

Joseph Gutmann.

Als Sohn einfacher Landleute zu Biengen im Amt Staufen am 18. März 1842 geboren, wandte sich Joseph Gutmann in freier Neigung dem geistlichen Stande zu. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Freiburg, wo Gutmann stets der erste seiner Klasse war, besuchte er in dreijährigem Studium die Universität und löste eine von der theologischen Fakultät gestellte Preisfrage mit bestem Erfolg. Am 1. August 1865 zum Priester geweiht, fand Gutmann seine erste Anstellung am Münster zu Überlingen, zog sich aber bald durch Überanstrengung ein länger dauerndes Leiden zu. Nachdem er einige Zeit eine Hauslehrerstelle bei Baron von Mentzingen bekleidet und hierauf als Pfarrverweser in mehreren kleineren Pfarreien tätig gewesen, wurde er im Jahre 1883 zum Pfarrer der ausgedehnten und beschwerlichen Pfarrei Untersimonswald ernannt, die er sechs Jahre später mit der

unweit Freiburg gelegenen Pfarrei Merzhausen vertauschte. Am 29. September 1891 vom Dom- und Metropolitankapitel Freiburg einstimmig zum Domkapitular erwählt, war Gutmann bis 1894 zugleich Pfarrer der Dompfarrei Freiburg. — Gutmann war ein Mann von außergewöhnlicher Energie und Arbeitskraft. Seine pastorellen Maßregeln waren klar durchdacht und reiflich erwogen und wurden mit zäher Energie ausgeführt. Auch während seiner angestrengten pastorellen Tätigkeit war Gutmann bestrebt, theologisch und allgemein wissenschaftlich sich fortzubilden; durch eine gediegene wissenschaftliche Arbeit und Ablegung der Rigorosa erwarb er sich im Jahre 1885 an der Universität Freiburg den theologischen Doktorgrad. Eine weitgehende Tätigkeit entwickelte er auf socialem Gebiete; insbesondere waren es die katholischen Arbeitervereine, deren Leitung er viele Zeit und Kraft widmete. Seine klare und gründliche Kenntnis der socialen Fragen, sein scharfer Verstand, seine Vertrautheit mit den Bedürfnissen des katholischen Volkes, sein Eifer für das Wohl der Kirche und der Gesellschaft, eine packende Rednergabe machten ihn zum öffentlichen Auftreten in Vereinen und Versammlungen ganz besonders geeignet. Ruhiges Wesen, männlicher Ernst, strenges Pflichtgefühl und kernige Festigkeit zeichneten ihn aus; dabei war er äußerst mild gegen Andersdenkende und so wohltätig gegen Arme, daß er darüber fast seiner selbst vergaß und in der Einfachheit seines Äußeren beinahe zu weit ging. Übergroße Anstrengungen in seiner Berufstätigkeit und Mangel an der nötigen Erholung brachten Gutmann verhältnismäßig frühzeitig ein Leiden, dem er im 59. Lebensjahre am 7. Oktober 1900 erlag. J. Mayer.

Friedrich Gutsch,

Buchdrucker und Lokaldichter, ward zu Karlsruhe am 30. November 1838 als der jüngste Sohn des Buchdruckers Friedrich Gutsch geboren. Nachdem er kurze Zeit das Lyceum und bis zu seiner Konfirmation das Lafontainesche Institut in seiner Vaterstadt besucht hatte, kam er behufs Erlernung des Handwerks zu einem Schreinermeister in die Lehre, mußte aber den Beruf schon nach Jahresfrist aufgeben, da sich bei ihm ein ernstes Augenleiden zu entwickeln begonnen hatte. Erst nach einer glücklich verlaufenen Operation war es ihm möglich, wieder an die Erlernung eines Berufs zu denken; er trat als Buchdruckerlehrling in das väterliche Geschäft ein, um nach Umlauf der Lehrzeit seine weitere Ausbildung, insbe-

sondere auch im Verlagswesen, bei einem Oheim, C. R. Gutsch in Lörrach, zu empfangen. Nach Hause zurückgekehrt, verwertete er die erworbenen Kenntnisse in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder Wilhelm im väterlichen Geschäfte als Teilhaber an dem letzteren. Seine Neigung zur Lokalschriftstellerei veranlaßte ihn im Jahre 1869 die späterhin in weitem Umkreis bekannt gewordenen und von Karlsruhern selbst im fernen Auslande stets mit Vorliebe gelesenen „Karlsruher Nachrichten" zu gründen, ein Blatt, welches zu gewissen Zeiten einen Einfluß, insbesondere auf städtische Angelegenheiten gewann, mit dem die leitenden Faktoren ernstlich zu rechnen hatten. Friedrich Gutsch wollte nichts weiter als dies; er wachte sogar ängstlich darüber, daß sein Blatt, das bezeichnend „Gutscheblättle" genannt wurde, die Grenze des Weichbildes der Stadt nicht überschritt; dabei verstand er es meisterhaft, für diese örtlichen Zwecke hervorragende Mitarbeiter zu interessieren, so daß ihm für Gemeindepolitik, örtliche Kunst, Theater und Unterhaltendes stets Ausgewähltes zur Verfügung stand. Ein vorher hier unbekanntes Gebiet — die Schilderung Altkarlsruher Lebens und Treibens — fand in dem schlichtbescheidenen Blatte eine geradezu vortreffliche Bearbeitung, welche zum großen Teil der verstorbene Architekt Professor Pecher besorgte; von dem ebenfalls verewigten Professor Haingärtner stammten seinerzeit humorvolle Schreibebriefe aus Mannheim, der Rivalin der Residenz; Pecher war auch der Schöpfer jener vielgelesenen brieflichen Expektorationen des „Biermaier und Dintenberger und der Familie Biermaier mit Frau und Tochter Elsa". Selten hing eines Redakteurs Natur und Neigung fester zusammen mit seiner journalistischen Unternehmung. Die wachsende Schwierigkeit, auf der vorgezeichneten Bahn dem Karlsruher Leserkreise immer Neues zu bieten, der bereits in den 80er Jahren immer internationaler geworden war und des Interesses für ein Lokalblatt im eigentlichen Sinn des Wortes ermangelte, dann aber auch die Schwierigkeit, dem Blättchen unter diesen Bedingungen seinen lokalen Charakter zu wahren, veranlaßten den Unternehmer, dasselbe nach fünfundzwanzigjährigem Bestand eingehen zu lassen. Damals starb der Zeitungsschreiber, aber es lebte noch der Poet Gutsch. Schon im Jahre 1876 hatte Friedrich Gutsch ein Bändchen Gedichte „Aus Karlsruhes Volksleben" als Manuskript für seine Freunde drucken lassen; hinzu kam 1889 ein zweites. Der „rheinschwäbische" Dialekt, von welchem das spezifisch Karlsruherische nur eine unwesentliche Abart ist, erscheint, wie schon Vorholz und Eichrodt zeigten, sehr wohl zur Darstellung des Naiv- und

Gemütlich-Komischen geeignet. Friedrich Gutschs Sprache ist nun allerdings streng genommen nicht mehr die alte Karlsruher Volkssprachweise; die hatte sich nur noch auf sehr engem Gebiete erhalten und ist im Laufe der letzten Jahrzehnte im großen und ganzen dem mächtig herandrängenden Einfluß des Bewohnerzustroms aus Norddeutschland gewichen, dem Altkarlsruhe nach gewohnter Sitte eine freundliche Aufnahme zu bereiten verstanden hat. Gutsch hat uns in seinen mundartlichen Versen eine Mischform aus alemannisch-schwäbischen und fränkisch-pfälzischen Elementen überliefert; sie bilden eine hübsche Sammlung Karlsruher Lokalhumors und bergen eine Fülle von kleinen, liebenswürdigen Blüten einer tiefen Empfindung. Viele davon schildern natürlich auch Zustände und Ereignisse, welche einer kommenden Generation wohl überhaupt nicht mehr verständlich sein werden; aber sie sind Zeugnisse einer ursprünglichen, frohen Lebenslaune und eines gesunden Mutterwitzes, welche ihre Wirkung leicht auf Hörer und Leser übertragen. Nachdem in den letzten Lebensjahren, insbesondere seit er sich von seiner publizistischen Tätigkeit verabschiedet hatte, seine Gesundheit durch Erkrankungen wiederholt ernstlich erschüttert worden war, erlag Gutsch am 24. September 1897, nicht ganz 59 Jahre alt, einem schweren Leiden, welches sich rasch entwickelt hatte. Friedrich Gutsch hatte mehrmals sich der Anerkennung seines Landesherrn zu erfreuen; mit Stolz trug er eine Busennadel und später das ihm verliehene Ritterkreuz II. Klasse des Zähringer Löwenordens. Dr. Cathiau.

Karl Haas

ist geboren am 1. Oktober 1835 zu St. Georgen auf dem Schwarzwald, wo sich schon Ende des 17. Jahrhunderts die Uhrmacherei eingebürgert hatte; auch Haas' Großvater war Uhrmacher und sein Vater, der Hirschwirt Philipp Haas, betrieb eine ausgedehnte „Packerei" (Uhrenspedition), mit der eine Einsetzerei verbunden war. Seine beiden ältesten Söhne, den hier genannten Karl und dessen Zwillingsbruder Ludwig, ließ er in der Kaufmannschaft ausbilden, nahm sie dann in sein Geschäft auf und machte sie 1861 zu Teilhabern. In diesem Jahrzehnt vollzog sich eine tiefgreifende Änderung in der Schwarzwälder Uhrenindustrie, die bis dahin als Hausindustrie betrieben worden war. Der gewaltige Aufschwung der nordamerikanischen Uhrenindustrie, deren Erzeugnisse bei niederem Zoll leicht eingeführt werden konnten, bedrohte die Schwarzwälder Uhrenindustrie und damit den Wohlstand des Schwarz-

waldes mit dem Untergang, wenn man sich nicht zu dem fabrikmäßigen Betrieb des Geschäftes verstehen wollte. Karl Haas gehörte zu den Männern, die diese Notwendigkeit erkannten und ungeachtet der wohlgemeinten, aber kurzsichtigen Klagen der Anhänger der Hausindustrie den Schritt zum Fabrikbetrieb wagten. Zusammen mit seinem Bruder Ludwig gründete er 1867 die Uhrenfabrik „Philipp Haas und Söhne", deren Betrieb unter möglichster Schonung der Hausindustrie allmählich erweitert wurde und schließlich die Herstellung aller Arten von Hausuhren umfaßte. Auf dem ausländischen wie dem inländischen Uhrenmarkt führte sich die Firma aufs beste ein und beschäftigte beim Tode von Karl Haas etwa 230 Uhrmacher, Schreiner, Fabrikarbeiter, nebst etwa 50 Heimarbeitern; seitdem hat sie sich noch weiter ausgedehnt. Noch zweimal später hat Karl Haas in ähnlicher Weise sich um die Erhaltung der günstigen Erwerbsverhältnisse seiner Vaterstadt bemüht: als 1886 der energische und begabte Mechaniker J. G. Weißer (Haas' Schwager) mit Hinterlassung nur minderjähriger Kinder starb und die Zukunft seines schon ziemlich ausgedehnten Geschäftes in Frage stand, übernahm er es, wiederum mit seinem Bruder, und brachte es zu hohem Aufschwung. Ebenso war er in hervorragender Weise beteiligt, als es durch die Verhältnisse nötig ward, das altberühmte Emailliertwerk „Gebr. Schultheiß" zur Erhaltung des Geschäfts und der Erwerbsgelegenheit in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Bei dem großen Wissen und Können, über das Karl Haas verfügte, konnte es nicht fehlen, daß er auch für die Interessen der Gemeinde, des Bezirks und des Staates in Anspruch genommen wurde, und nie hat er sich versagt. Zahlreiche öffentliche und Ehrenämter sind ihm im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, der Zeit der Höhe seiner Kraft, übertragen worden; u. a. war er bis zu seinem Ende Mitglied des Eisenbahnrates, des Verwaltungsrates der Generalbrandkasse und des engeren Ausschusses der Versicherungsanstalt Baden, endlich Präsident der Schwarzwälder Handelskammer seit ihrem Bestehen. Kaum etwas wird in dieser Zeit unternommen worden sein, das die wirtschaftlichen Interessen des Schwarzwaldes anging, wobei er nicht mitgewirkt hätte. Ein Lieblingsplan, für dessen Verwirklichung er bis zuletzt viel Zeit und Kraft geopfert hat, war die Verstaatlichung des Feuerversicherungswesens, was ihm viel Anfeindung, aber auch viel Anerkennung und Dankbarkeit eintrug. Mit derselben uneigennützigen Hingebung beteiligte er sich, streng monarchisch, christlich und vaterländisch gesinnt, am politischen Leben; er gehörte der

nationalliberalen Partei an, ohne doch seine vielfach konservativen Anschauungen verleugnen zu können oder zu wollen. Aufgewachsen unter den Augen fleißiger, rechtschaffener, häuslicher und frommer Eltern, hat er sich diese Charaktereigenschaften durch sein ganzes Leben bewahrt. Mehr wortkarg als gesprächig besaß er doch die Gabe klarer und schlichter Rede; durch seine manchmal rücksichtslose, ungescheute Offenheit und Unparteilichkeit wußte er sich sehr in Achtung zu setzen. An seiner rauhen Heimat hing er mit großer Liebe; auch als er anfing, sich vom Geschäfte zurückzuziehen, dachte er an keinen Ortswechsel. Seine Erholung suchte er im Kreis seiner Familie, daheim und in Wald und Feld; für die Wunder der Schöpfung hatte er ein feines Auge; als sachkundiger Liebhaber legte er sich eine Schmetterlingssammlung an, die wohl alle im südlichen Deutschland und in der Schweiz vorkommenden Arten enthält. Von seinem Fürsten ist er 1884 mit dem Ritterkreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen und zu Weihnachten 1899 mit dem I. Klasse ausgezeichnet worden. Am Sonntag, den 28. Januar 1900, fand er sich auf dem Bankett ein, das zur Feier des Geburtstages des Kaisers veranstaltet worden war. Er hatte eine der Ansprachen übernommen und gedachte über die Bedeutung der Flotte und des Kolonialwesens zu reden. Im Begriff seine Absicht auszuführen, wurde er von einem Hirnschlag betroffen, der ihn lähmte, des Bewußtseins beraubte und nach zwei Tagen, am Morgen des 30. Januar, seinen Tod herbeiführte. Karl Haas war zweimal glücklich verheiratet und hatte sieben Kinder. Der väterliche Geschäftsanteil ging auf zwei Söhne über.

Friedrich Mayer.

Ernst Häberle

war der Sohn des Professors der Mathematik an der kgl. Baugewerbeschule in Stuttgart Wilhelm Häberle und wurde am 15. April 1854 geboren. Nach Absolvierung des Realgymnasiums diente Häberle als Einjährig-Freiwilliger und bezog 1873 die Technische Hochschule in Stuttgart, um sich dem Studium der Architektur zu widmen. 1876 bestand er das erste Staatsexamen und wurde dann durch den nachmaligen Münsterbaumeister von Ulm, Prof. Dr. Beyer, in die Bautätigkeit eingeführt. 1879 siedelte er nach Nürnberg über, um unter Oberbaurat Professor A. Gnauth an einer großen Aufgabe zu arbeiten, die die ersten Künstler dieser Zeit beschäftigte, an dem inneren Ausbau des Palais des Freiherrn von Cramer-Klett in München, mit dessen

spezieller Leitung an Ort und Stelle er 1879/80 betraut war. Nach Nürnberg zurückgekehrt, konnte sich Häberle nebenbei der Lehrtätigkeit an der königlichen Kunstgewerbeschule widmen, bis ihn 1882 eine Studienreise für ein halbes Jahr nach Italien führte. Das gleiche Jahr brachte ihm die Anstellung als Kustos am bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg. In diese Zeit fällt eine reiche baukünstlerische Tätigkeit, besonders auf dem Gebiete des inneren Ausbaues und der Ausstellungsbauten; die bayerische Landesgewerbeausstellung in Nürnberg 1882, die Edelmetallausstellung daselbst 1885 und die deutsche Kunstgewerbeausstellung in München 1888 zeigten hervorragende Proben seines schöpferischen Talentes. Seine Aufnahmen und Veröffentlichungen von geistvoller Auffassung, hoher Vollendung und kraftvoller Klarheit trugen wesentlich bei zur Wiederbelebung des deutschen Kunstgewerbes. Seit 1883 war Häberle verheiratet mit Julie Freiin Löffelholz von Kolberg, aus welcher Ehe 5 Kinder entsprangen. Im Jahre 1889 folgte Häberle einem Rufe als Professor an die großherzogliche Baugewerbeschule in Karlsruhe. Neben dem Unterricht in der Baukonstruktionslehre war er hier hauptsächlich tätig als Fachlehrer für die Heranbildung der Gewerbelehrer, auf welchem Gebiete er, unterstützt durch umfassende Erfahrung und außergewöhnliches darstellerisches Talent und nicht zum wenigsten durch die glücklichsten Charaktereigenschaften, die ihm alle Herzen gewannen, ganz Hervorragendes leistete. Zugleich entwickelte er eine große Tätigkeit auf literarischem Gebiete; mit seinem Kollegen Neumeister gab er die „Deutschen Konkurrenzen" und die „Neubauten" (diese im Verlag von Seemann & Cie. in Leipzig) ferner die „Holzarchitektur" und mit seinem Bruder Otto Häberle das Werk „Der innere Ausbau" (letztere 2 Werke im Verlag von Konrad Wittwer, Stuttgart) heraus. Viele Beiträge finden sich zerstreut in der deutschen Bauzeitung, der architektonischen Rundschau, dem Kunstgewerbeblatt und a. a. O. Sein rastloser Fleiß ließ ihm noch Zeit zu Entwürfen auf baukünstlerischem und kunstgewerblichem Gebiet. Noch in voller Gesundheit komponierte er im Auftrage einer Bronzegießerei Aschenurnen, deren eine er mit der Inschrift „media in vita" versah — nicht ahnend, daß dies seine letzte Arbeit sein sollte. Mitten aus dem glücklichsten Familienleben, aus dem schönen Heim, das er sich künstlerisch geschmückt, entriß ihn eine rasch verlaufende Lungenentzündung den Seinen und seinen Freunden. Er starb in Karlsruhe am 30. Dezember 1898. Levy.

Peter Protus Emanuel Habingsreither,

geboren am 11. September 1842 in Weinheim, legte seine Gymnasialstudien in Freiburg zurück und bestand Herbst 1865 die Reifeprüfung mit gutem Erfolg. Von da ab widmete er sich bis Herbst 1868 dem Studium der Theologie auf der Universität Freiburg und wurde nach einjährigem Aufenthalt im Seminar St. Peter am 4. August 1869 zum Priester geweiht. Er fand sofort Verwendung im Kirchendienst als Vikar in Büchenau bei Bruchsal und dann in Hardheim bei Buchen. Im Jahr 1875 trat er in den Schuldienst über, wurde zum geistlichen Lehrer am damaligen Progymnasium (jetzt Gymnasium) in Tauberbischofsheim ernannt und ein Jahr später in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Freiburg versetzt. In demselben Jahre kam er als geistlicher Lehrer an das Lehrerseminar in Ettlingen und wurde hier 1878 zum Professor ernannt. Als solcher wurde er im Herbst 1883 mit der Leitung des Lehrerseminars in Meersburg betraut und im folgenden Jahre zum Direktor daselbst ernannt. Im Jahre 1888 wurde ihm die Direktion des Lehrerseminars in Ettlingen übertragen. 1892 erhielt er das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. Wegen seiner vielfachen schriftstellerischen Leistungen erteilte ihm die theologische Fakultät der Universität Freiburg den Grad des Dr. theol. Im Jahre 1899 begann die bis dahin unerschütterte Gesundheit Habingsreithers zu wanken; es zeigten sich Spuren eines schweren organischen Leidens, das auch während eines längeren Erholungsurlaubs, den er großenteils im Hause eines Jugendfreundes in Freiburg zubrachte, nicht weichen wollte. Daselbst starb er am 5. September 1902 und fand auf dem dortigen Friedhof seine letzte Ruhestätte. — Seine literarische Tätigkeit bewegte sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Theologie, der Philosophie und der Pädagogik. Hierin ist an erster Stelle zu nennen: Lesebuch der katholischen Religion für Mittelschulen und Lehrerseminare. Freiburg, bei Herder. 1. Teil: Die Lehre vom Glauben, 2. Aufl. 1896; 2. Teil: Die Lehre von den Sakramenten, 2. Aufl. 1896; 3. Teil: Die Sittenlehre, 2. Aufl. 1898; 4. Teil: Kirchengeschichte, 2. Aufl. 1894. Sodann: Lehrbuch der Pädagogik für den Gebrauch beim Unterricht an Lehrerseminaren und zum Selbstunterricht. Freiburg, bei Herder 1899. 1. Teil: Allgemeine Unterrichtslehre. 2. Teil: Erziehungslehre. — Die Logik als Hilfswissenschaft der Pädagogik. Als Manuskript gedruckt bei R. Barth in

Ettlingen 1899. Die Psychologie als Hilfswissenschaft der Pädagogik. Als Manuskript gedruckt bei R. Barth in Ettlingen 1899. — Im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, Freiburg bei Herder, sind von Habingsreithers Feder die Artikel über Rabelais, Rousseau und über den Taubstummenunterricht. — Eine größere Abhandlung über Friedrich II. den Hohenstaufen ist nicht zur Vollendung gediehen. — Neben seinen Berufs- und schriftstellerischen Arbeiten widmete sich Habingsreither auch der Pflege der Musik und versuchte sich mit Erfolg in leichteren Kompositionen. — Habingsreither war ein Mann von bedeutender Intelligenz, von unermüdlichem Diensteifer und hervorragender Willenskraft, klar und methodisch im Unterricht und seinen zahlreichen Freunden ein treuer Freund.

Oster.

Karl Hammer

wurde am 6. März 1845 als Sohn eines Kammachers in Nürnberg geboren. Seine künstlerische Laufbahn begann er mit dem Besuche der von Kreling geleiteten Kunstschule. Die erste praktische Tätigkeit bei dem Architekten Berger in München galt der Herstellung der dortigen Liebfrauenkirche und dem Neubau der Kirche in Haidhausen. Hieran reihte sich eine ähnliche Beschäftigung am Dom in Augsburg unter Kreisbaumeister von Stengel. Nach fünf Jahren kehrte Hammer nach Nürnberg zurück, um sich im Atelier der Gebrüder Ritter der Architekturmalerei zu widmen. Einige Jahre später beauftragte der Generalkonservator der preußischen Bau- und Kunstdenkmäler, Geh. Rat v. Quast, den jungen Architekturmaler mit der Ausarbeitung der Pläne für die Berliner Dombaukonkurrenz des Jahres 1868, welche als Meisterstücke aquarellierter Zeichnungen anerkannt wurden. Im folgenden Jahre hielt sich Hammer zum Zwecke des Studiums in Dresden auf, von wo ihn die französische Kriegserklärung nach Nürnberg zurück und unter die Fahne rief. Nach dem Feldzuge weilte Hammer ein Jahr lang auf dem klassischen Boden Italiens. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Kustos an dem neugegründeten bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg, die er acht Jahre bekleidete, wobei er Gelegenheit fand, sich im kunstgewerblichen Zeichnen und Entwerfen auszubilden. Im Jahre 1879 folgte er einem Rufe der badischen Regierung als Professor an die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe. Von den ihm zugeteilten Fächern, Architektur, kunstgewerbliches Zeichnen und Methodik

des Zeichenunterrichts, nahm er das letztgenannte mit in Kauf, weil ihm die beiden andern um so lieber waren. Ganz in seinem Elemente fühlte sich Hammer, als ihm im Jahre 1881 die Leitung der alten Abteilung der Karlsruher Jubiläumsausstellung übertragen wurde. In dieser Aufgabe ging er völlig auf, so daß er alles andere darüber vergaß. Er baute Kapellen und lauschige Zimmer in den kleinen Saal der Karlsruher Festhalle und stattete sie geschickt mit den im ganzen Lande zusammengesuchten Altertümern aus. Er schätzte den Wert der letzteren, half kaufen und verkaufen, war nach allen Seiten Berater und die Seele des historischen Teils. Es war insbesondere diese Ausstellungstätigkeit, die Hammer in der Folgezeit zahlreiche und lohnende Aufträge für Innenausstattung brachte. Im Jahre 1885 berief die bayerische Regierung Hammer als Nachfolger des Oberbaurats Gnauth zum Direktor der Kunstgewerbeschule in Nürnberg. Zwölf Jahre hat er hier erfolgreich gewirkt und es gelang ihm, seiner Schule einen prächtigen Neubau zu verschaffen, der am 1. April 1897 bezogen wurde. Wenige Monate darauf, am 17. Juli, riß ihn der unerbittliche Tod aus den Sorgen und Geschäften heraus, welche mit der Neuordnung der Schule verbunden waren. Ein echter Künstler, Zoll um Zoll, ist mit ihm dahin gegangen. (Badische Landeszeitung vom 30. Juli 1897.)

Adolf Hanser

wurde am 2. August 1858 in Friedrichshafen geboren, besuchte das Gymnasium in Mannheim und die Technische Hochschule in Karlsruhe. Als Mitarbeiter von Wallot war er 1882 bei Ausarbeitung der Konkurrenz für das Reichstagsgebäude beteiligt und arbeitete dann bei v. Hofen in Frankfurt, bis ihn eine halbjährige Studienreise 1883/84 nach Italien führte. Im Herbst 1884 ließ er sich in Mannheim als Privatarchitekt nieder und blieb daselbst, glücklich verheiratet, bis zu seiner Berufung an die großh. Baugewerkschule in Karlsruhe, an welcher er bis 1898 als Professor wirkte. In diesem Jahre erfolgte seine Ernennung zum technischen Referenten der großherzoglichen Ministerien der Finanzen und des Innern, im Jahre 1900 zum Kollegialmitglied im Finanzministerium unter gleichzeitiger Verleihung des Titels eines Oberbaurats. Der großherzoglichen Baudirektion gehörte er als außerordentliches Mitglied an. Seine Tätigkeit in Mannheim erstreckte sich zunächst auf Privatneu- und Umbauten, später auch auf öffentliche Gebäude. Das Wespin-Waisenhaus und die Realschule in Ludwigshafen verdanken

Hanser ihre Entstehung. Auch auf den Erweiterungsbau der Bürklinschen Villa in Karlsruhe erstreckte sich seine Tätigkeit. Das Versorgungsanstaltsgebäude in Karlsruhe zählt zu seinen hervorragendsten Werken, und Bankgebäude in Karlsruhe, Neustadt und Straßburg zeugen beredt von seinem künstlerischen Können und Wissen. Sein reger Eifer für sein Fach betätigte sich durch Teilnahme an zahlreichen Konkurrenzen. Bei der Ausführung der gerade in den letzten Jahren besonders großen Zahl von Staatsgebäuden zeigte sich Hansers Einfluß als Ministerialbeamter in hervorragendster Weise. Mit seinen schönen, monumentalen Entwürfen für das Bezirksamtsgebäude in Mannheim, für die Neubauten des Generallandesarchivs, der Oberrechnungskammer und des Verwaltungsgerichtshofs hat sich Hanser dauernde Denkmale seiner leider nur kurzen Wirksamkeit im Dienst der staatlichen Hochbauverwaltung gesetzt. Auch an den administrativen Aufgaben der Bauverwaltung nahm er regsten Anteil. Ein ausgesprochener Sinn für das Praktische, Zweckmäßige, Wirtschaftliche und eine starke Initiative eigneten ihn vorzüglich für das wichtige verantwortungsvolle Amt, zu dem ihn die Regierung berufen hatte. Durch die freundliche Liebenswürdigkeit seines Wesens, durch verständnisvolles Eingehen auf die Ideen der in der Bezirksverwaltung tätigen Hochbaubeamten war er den letzteren ein wertvolles Bindeglied im Verkehr mit den oberen bauleitenden Behörden, diesen selbst durch die ruhige Objektivität seines Urteils ein hochgeschätzter und schwer zu ersetzender Berater. Mit einem stark entwickelten Pflichtgefühl ausgestattet, versuchte er noch zu einer Zeit tätig zu sein, in welcher die schwere Krankheit, die ihn im Jahre 1900 befallen hatte und die er mit bewunderungswürdiger Festigkeit ertrug, seine körperlichen Kräfte schon nahezu erschöpft hatte. Verschiedene Kuraufenthalte in Bädern und Sanatorien blieben erfolglos. In der Nacht vom 17. zum 18. Oktober 1901 starb Hanser im Alter von 43 Jahren. Ein ganzer Mann, ein hervorragender Künstler und Techniker, ein treuer Vater, ein anhänglicher Freund ist Adolf Hanser dem Leben und einem reichen, schönen Wirkungskreis entrissen worden. Fürwahr ein tragisches Geschick! In der großen Beteiligung an der Beerdigungsfeier gab sich die warme Teilnahme weitester Kreise an diesem Geschick und die Liebe und Anhänglichkeit, die er sich zu erwerben verstanden, in sprechender Weise zu erkennen. Das Andenken an den Menschen und den Künstler Hanser wird unvergessen bleiben. (Karlsruher Zeitung 1901, Nr. 297.) *

Friedrich Hardeck

wurde zu Hildesheim am 28. Januar 1826 als Sohn des dortigen Stadtrichters Joseph Hardeck geboren. Er besuchte das Gymnasium Josephinum in seiner Vaterstadt und bezog 1843 nach vorzüglich bestandener Reifeprüfung die Universität Göttingen, wo er sich insbesondere dem Studium der Philologie und der Mathematik widmete. Nachdem er in diesen Fächern 1846 das hannoversche Staatsexamen abgelegt hatte, begab er sich in das Ausland, um sich in der Kenntnis und im Gebrauche der neueren Sprachen zu vervollkommnen. Zunächst war er zwei Jahre in dem Institut Sillig in Bellerive-Vevey tätig. Von dort ging er als Erzieher des ältesten Sohnes des Herzogs Sforza-Cesarini nach Rom, in dessen Hause er die Bekanntschaft des späteren preußischen Gesandten beim Vatikan, Grafen von Usedom, machte. Er trat zu demselben in nähere Beziehungen, welche für seine spätere Laufbahn nicht ohne Bedeutung bleiben sollten. Vom Jahre 1851 ab verwendete ihn Graf Usedom als Privatsekretär und nahm ihn, als 1854 seine Abberufung von dem Gesandtenposten am Vatikan erfolgte, mit sich nach Berlin. Von hier aus begleitete Hardeck den Grafen in einer politischen Mission, welche ihn nach London und Paris führte. Als Usedom 1859 zum preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt worden war, erfolgte die Anstellung Hardecks als Sekretär und Hilfsarbeiter bei dieser Gesandtschaft. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1863, in welchem ihm die Leitung des 1852 gegründeten badischen statistischen Bureaus übertragen wurde, welchem er bis zu seinem Tode, also mehr als 30 Jahre lang, vorgestanden hat. Seine reiche Begabung, seine hervorragende allgemeine Bildung und seine vielseitigen Sprachkenntnisse ließen es der badischen Regierung wünschenswert erscheinen, ihn noch anderweit zu verwenden. So erfolgte 1866, kurz vor Ausbruch des Krieges, seine Berufung als Legationsrat in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher nahm er bald nach seinem Diensteintritt teil an den Verhandlungen zwischen Baden und Preußen wegen Abschlusses eines Waffenstillstands und den darauf folgenden in Berlin geführten Friedensverhandlungen. 1867 war er bei den schwierigen Verhandlungen der Bundesliquidationskommission in Frankfurt hervorragend tätig. Bei den Verhandlungen, welche dem Eintritt der süddeutschen Staaten in den deutschen Bund und der Wiedererrichtung des Deutschen Reichs

vorangingen, sowie bei den Verhandlungen über die Militärkonvention zwischen Baden und Preußen befand sich Legationsrat Dr. Hardeck als Begleiter des badischen Staatsministers Dr. Jolly und des Ministerial-präsidenten von Freydorf im Oktober und November 1870 und später anläßlich der Friedensverhandlungen mit Frankreich Ende Februar und Anfang März 1871 in Versailles. Als Anfang Juli 1871 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten als besonderes Ministerium aufgehoben und die Bearbeitung der auf die Beziehung Badens zum Reiche bezüglichen Angelegenheiten dem Staatsministerium übertragen wurde, ward Hardeck als vortragender Rat zum Staatsministerium versetzt und entfaltete auch hier, und zwar seit 1883 als vorsitzender Rat, eine umfassende Tätigkeit. Wie schon unmittelbar nach seiner Berufung in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat er auch fortan bei verschiedenen wichtigen Vertragsabschlüssen, namentlich bei Eisenbahnverträgen, mit Eifer und Erfolg mitgewirkt. Seine Tätigkeit wurde durch zahlreiche inländische und ausländische Ordens-auszeichnungen anerkannt. 1884 verlieh ihm der Großherzog die Würde eines Geheimen Rates. Zunehmende körperliche Leiden, namentlich ein Starleiden auf beiden Augen, das wiederholt operative Eingriffe nötig machte, veranlaßten ihn im Jahre 1893 seine Zurruhesetzung in seinem Hauptamte zu erbitten, während er die Leitung des statistischen Bureaus, welche er nach seiner Berufung in das Ministerium fortgeführt hatte, bis zu seinem Tode beibehielt. Seine Leistungen auf dem Gebiete der Statistik, welches ihm ganz besonders an das Herz gewachsen war, bezeugen die zahlreichen Veröffentlichungen, welche während seiner drei Jahrzehnte umfassenden Tätigkeit als Vorstand des statistischen Bureaus erschienen sind. Besonders erwähnenswert sind hier die umfangreichen Einleitungen der „Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden“. Neben diesen seit Mitte der 1850er Jahre erscheinenden „Beiträgen“, welche Hardeck beim Antritt seiner Stellung schon vorfand, und die als Quellenwerk die Ergebnisse größerer, ein-maliger und periodischer Erhebungen, insbesondere der Volkszählungen, in aller Ausführlichkeit darzustellen bestimmt sind, schuf er in den „Statistischen Mitteilungen über das Großherzogtum Baden“, die 1869 ins Leben traten, ein Organ, in dem die Ergebnisse gewisser jährlich wiederkehrender kleinerer Ermittelungen über wirtschaftliche Verhältnisse Aufnahme finden. Noch ein Jahr früher als die Mitteilungen (1868) erschien der erste Jahrgang des „Statistischen Jahrbuchs“, in welchem

seitdem alljährlich ein tunlichst genaues Bild von den hauptsächlichsten, zahlenmäßig erfaßbaren Erscheinungen der Verwaltungseinrichtungen sowie von den physischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen des badischen Volkes und Landes gegeben worden ist. Überhaupt war Hardeck bestrebt, die Ergebnisse der statistischen Arbeit zahlreichen Kreisen nutzbar zu machen. Auch an dem 1885 erschienenen, von der Bielefeldschen Verlagsbuchhandlung in Karlsruhe herausgegebenen Sammelwerke „das Großherzogtum Baden" war er mit einem umfangreichen Beitrage statistischer Natur beteiligt, ebenso an dem dazu gehörigen Ortslexikon. An der Entwickelung der gemeinsamen Statistik des Reichs hat Hardeck lebhaften Anteil genommen. Sowohl bei den Beratungen über die statistischen Unternehmungen des Zollvereins und später des Reichs, wie insbesondere bei den grundlegenden Verhandlungen über die Aufgaben der Reichsstatistik war er in hervorragendem Maße tätig. Auch der internationalen Statistik hat er stets großes Interesse entgegengebracht. Er war ein regelmäßiger Besucher der internationalen statistischen Kongresse, denen er manche Anregung verdankte. Den internationalen statistischen Veröffentlichungen widmete er regelmäßig seine eifrige Mitarbeit. 1886 ernannte ihn das internationale statistische Institut zu seinem Ehrenmitgliede. So hat Hardeck während eines nahezu dreißigjährigen Zeitraums in zwei an und für sich ganz heterogenen amtlichen Stellungen, von denen jede einzelne — zumal in dem Umfange wie Hardeck denselben gerecht wurde — eine volle Manneskraft erforderte, eine staunenswerte Arbeitskraft betätigt und Hervorragendes geleistet. Mit seiner reichen Begabung, seinen umfassenden Kenntnissen und seinem rastlosen Fleiße war ein edler und liebenswürdiger Charakter verbunden, der insbesondere in einer teilnahmsvollen Hilfsbereitschaft für Alle, die in seinen verschiedenen amtlichen Stellungen und in seinem Privatleben ihm näher traten, sich äußerte. Als er am 1. September 1894 nach kurzer aber schwerer Krankheit aus dem Leben schied, vereinigten sich mit seiner Witwe Marie, geborenen Märki, mit der er in glücklichster Ehe verbunden war, und mit seinem einzigen Sohne zahlreiche Freunde und Verehrer, welche ihm über das Grab hinaus ein dankbares und gesegnetes Andenken bewahren werden. (Unter teilweiser Benützung des Nekrologs von Dr. Gustav Lange im „Allgemeinen Statistischen Archiv, IV. Jahrgang, I. Halbband, Seite 378 ff.)

v. Marschall.

Auguste von Hardenberg.

Die am 9. April 1893 zu Karlsruhe verstorbene Freifrau Auguste Luisa Laura von Hardenberg war am 1. August 1809 zu Bonfeld in Württemberg geboren. Sie war die jüngste Tochter des Freiherrn Karl Philipp von Gemmingen-Guttenberg, königl. preußischen Domherrn zu Camin, und dessen Ehefrau Eberhardine Henriette Christiane, geborenen Freiin von Degenfeld-Neuhaus. Die Kinderjahre verlebte Frau von Hardenberg bei ihren Eltern und Geschwistern auf dem Familiengut Bonfeld bis zu ihrem Eintritt in die Erziehungsanstalt des königlichen Katharinenstifts in Stuttgart. Am 14. August 1828 vermählte sie sich mit dem Freiherrn Johannes Friedrich Erasmus von Hardenberg in Meiningen, dem Besitzer der im Herzogtum Sachsen-Altenburg gelegenen Senioratsgüter Schlöben, Rabis und Möckern, mit dem sie in glücklicher Ehe lebte, bis ein frühzeitiger Tod ihr am 27. Februar 1841 den Gatten entriß. Frau von Hardenberg verließ 1842 ihren bisherigen Wohnsitz Meiningen und siedelte mit ihren Kindern nach Karlsruhe über, wo ihre Mutter und eine an den großherzoglichen Oberforstmeister Freiherrn von Gemmingen verheiratete Schwester lebten. Die langjährige aufopfernde Tätigkeit der Frau von Hardenberg in der freiwilligen Armen- und Krankenpflege ist in den Annalen des badischen Frauenvereins verzeichnet, dessen vierter Abteilung sie seit 1865 als Präsidentin vorstand. Besonders hervorragend waren ihre Leistungen während der Kriegsjahre 1866 und 1870/71 bei der Pflege der Kranken und Verwundeten in den Lazaretten und bei der Fürsorge für die im Felde stehenden Truppen. Für ihre Verdienste erhielt sie das badische Erinnerungszeichen, das preußische Verdienstkreuz und die Kriegsdenkmünze für Nichtkombattanten. Die wärmste Anerkennung für ihre unermüdliche und hingebende Wirksamkeit im Dienste der Humanität wurde Frau von Hardenberg sowohl bei Lebzeiten als auch nach ihrem Hinscheiden von seiten der hohen Protektorin des badischen Frauenvereins, der Großherzogin Luise, zu teil. Auf Anordnung derselben fand in der Kapelle des Ludwig-Wilhelm-Krankenheims vor dem Sarge der Entschlafenen eine Trauerfeier statt, welcher der Großherzog und die Großherzogin, sowie die Prinzessin Wilhelm beiwohnten.

*

Wilhelm Harder

wurde am 4. Februar 1856 in Leipzig geboren und starb am 29. November 1899 in Baden-Baden. Nachdem er auf dem Leipziger Thomasgymnasium das Abiturientenexamen bestanden hatte, wandte er sich dem journalistischen Berufe zu. Um sich zum Theaterkritiker gründlich auszubilden, besuchte er ein Jahr lang die Theaterschule in Leipzig, übernahm alsdann die Abfassung der Theaterkritiken für die „Leipziger Nachrichten" und versuchte sich zuerst im Jahre 1874 als Schriftsteller mit der Broschüre: „Silhouetten Leipziger Bühnenkünstler". 1876 siedelte Harder nach Breslau über und war dort während zweier Jahre für das Feuilleton der „Schlesischen Presse" tätig. Dann kehrte er nach Leipzig zurück, wurde erster Redakteur am „Leipziger Intelligenzblatt" und übernahm zum zweitenmale die Theaterkritiken für die „Leipziger Nachrichten". 1883 trat er in die Redaktion der „Gartenlaube" ein. 1884 verheiratete sich Harder mit der Sängerin Fräulein Martha Bielski und kam bald darauf als zweiter Redakteur an die „Karlsruher Zeitung". Der Redaktion dieses Blattes gehörte Harder nahezu zehn Jahre lang an, während des größten Teiles dieser Zeit als leitender Redakteur. Taktvoll, fein und vorsichtig wie er war, zeigte er sich als ganz besonders geeignet zum Redakteur eines amtlichen Blattes, das nach vielen Seiten Rücksichten zu nehmen hat. Diese hat er mit Klugheit und Geschmack jederzeit zu wahren gewußt, ohne seiner politischen Überzeugung, die durchaus national und gemäßigt liberal war, jemals untreu werden zu müssen. Ein Kollege bezeugt in einem Nachruf, daß Harder „der fixe Journalist" war, wenn es sich um den Nachrichtendienst handelte, daß er sich aber vor allem „unter dem Strich" zu Hause fühlte. Seine Feuilletons verrieten vielseitige Bildung und feinen Geschmack, seine Theaterkritiken waren stets von einer wohlwollenden Gesinnung beherrscht, welche Licht und Schatten gerecht verteilte und auch da, wo Tadel unvermeidlich war, jede Gehässigkeit fern hielt. Der feine Humor, der ihm zu Gebote stand, lieh selbst der kritischen Schärfe, wenn sie doch einmal durchklang, einen freundlichen Ton. Seine intimen Beziehungen zum Karlsruher Hoftheater veranlaßten ihn im Jahre 1889 zur Abfassung einer Broschüre über die Hofbühne unter der Leitung des Generalintendanten Gustav zu Putlitz. Auf dieser Bühne wurden zwei seiner dramatischen Dichtungen zum erstenmale dargestellt: der Einakter „Eine halbe Stunde im Pfarrhaus"

den 19. September 1890, das dreiaktige Lustspiel „Im falschen Rollenfach" den 14. Oktober 1892. Beide fanden verdienten Beifall und mehrfache Wiederholungen. Auch in öffentlichen Vorträgen, die er in Karlsruhe, Baden, Konstanz, Pforzheim, Heidelberg, Frankfurt und Dresden hielt über „das Theaterpublikum", den „Lebensweg eines Theaterstückes" und „die Frau auf der Bühne", zeigte er sich als genauer Kenner der die Welt bedeutenden Bretter. Sehr gediegene Leistungen seiner Feder waren „Felix Mottl und die Karlsruher Oper" und „Rudolf Lange, ein Lebensbild" in dem Jahrgang 1898 der „Redenden Künste". Während seines Aufenthaltes in Karlsruhe gelang es seinem Eifer und seinem liebenswürdigen und versöhnlichen Wesen, trotz scharfer Gegensätze unter den Vertretern der Presse, den Schriftsteller- und Journalistenverein zu gründen und er bot alles auf, um den neutralen Boden dieses Vereines im Standes- und Berufsinteresse zu einem Vereinigungspunkte der literarisch tätigen Männer und Frauen der badischen Residenzstadt zu machen. Als Julius Katz die Redaktion der „Karlsruher Zeitung" übernahm, siedelte Harder nach Baden über, wo er 1894 die Leitung des „Badener Wochenblattes" und — nach Richard Pohls Tode — jene des „Badeblattes" übernahm. Auch hier wurden seine vortrefflichen Theaterkritiken sehr beifällig aufgenommen, und besonderen Beifall fanden auch die in verschiedenen Blättern erschienenen anziehenden Berichte über die Naturschönheiten des Oostales und die reichen, geselligen und künstlerischen Darbietungen der alten Bäderstadt. Seiner unermüdlichen Tätigkeit war auf die Dauer seine körperliche Widerstandskraft nicht gewachsen. Ein Gehirnschlag machte dem Leben des erst 43jährigen ein zu frühes Ende. Als Schriftsteller, Kritiker, wie als liebenswürdiger guter Mensch hatte er sich in weiten Kreisen eine angenehme Stellung erworben, die auch seinem Andenken einen dauernden Platz in der Reihe seiner Standesgenossen sichert. (Nekrologe in verschiedenen Blättern.) v. Weech.

Karl Hartfelder

wurde geboren am 25. April 1848 in Karlsruhe. Frühe schon trat der ganze Ernst des Lebens an ihn heran, wie er denn überhaupt alle seine nicht unbedeutenden Erfolge in redlicher, unverdrossener Arbeit dem Leben hat abringen müssen. Obwohl die bescheidenen Mittel des elterlichen Hauses einer auf lange Jahre ausgedehnten, mit erheblichen

finanziellen Opfern verknüpften Studienlaufbahn die ernstesten Hindernisse bereiten mußten, hat doch der talentvolle Knabe mit seiner früh erwachten Energie und seinem eisernen Fleiße die sämtlichen Klassen des Karlsruher Gymnasiums mit ausgezeichneten Ergebnissen durchlaufen. Entschlossen Theologe zu werden, bezog Hartfelder im Jahre 1868 die Universität Heidelberg und später die in Berlin, wo er zugleich orientalische Sprachen studierte. Im Jahre 1872 bestand er die theologische Prüfung und trat, freilich nur für kurze Zeit, in den evangelischen Kirchendienst als Vikar in Eberbach. Die schon auf der Universität nebenbei verfolgten philologischen Studien hatten sein geistiges Interesse so sehr ergriffen, daß er ihnen nicht entsagen mochte. Mehr noch drängte der immer entschiedener hervortretende Wunsch, im Lehrfach und mit der Feder tätig zu sein, ihn wieder zurück zur Universität, so daß nach kurzer Unterbrechung die Studien in Heidelberg wieder aufgenommen wurden. Bis 1875 studierte Hartfelder unter Köchly, Ribbeck und dem ihm auch gemütlich nähergetretenen Archäologen Stark klassische Philologie und Archäologie, worauf er zu Ostern 1875 auch die philologische Staatsprüfung mit derselben Auszeichnung ablegte wie drei Jahre vorher die theologische. Nachdem er als Abschluß seiner Universitätsstudien mit einer Dissertation über Ciceros philosophische Schriften promoviert hatte (De Cicerone Epicureae doctrinae interprete. Caroliruh. 1875), fand er im Herbst 1875 seine erste Verwendung als Lehramtspraktikant am Gymnasium zu Freiburg. Hatte ihn ausgesprochene Vorliebe für die Lehrtätigkeit aus dem Kirchendienst in das Schulamt geführt, so fand Hartfelder denn nun auch in seinem neuen Berufe die vollste Befriedigung. „Ich möchte", so pflegte er öfter zu sagen, „ein guter Lehrer werden" — und er wurde ein sehr guter Lehrer. Durch eine nicht nur nach der wissenschaftlichen, sondern auch nach der pädagogisch-didaktischen Seite hin sorgfältige Vorbildung wohl ausgerüstet, war ihm das Unterrichten eine wirkliche Freude, ein förmliches Lebenselement. Bei aller Strenge in den Anforderungen alles dessen, was der Ernst der Schule, von dem Hartfelder eine sittlich-tiefgegründete Überzeugung hatte, verlangen muß, wußte sein maßvoll und harmonisch gestimmtes Temperament, sein ebenso streng gerechter wie humaner Charakter jenen sichern Takt zu wahren, der bei liebevollem Eingehen in die Sinnesart der Jugend doch hauptsächlich durch die geheimnisvolle Macht der sittlichen Persönlichkeit des Lehrers das Beste wirkt. Umfassendes Wissen, eine seltene Gabe klarer und präziser

Darstellung zeichneten wie seine Schriften, so auch seinen Unterricht aus. Die historischen Fächer, die ihm neben philologischen Stunden vorzugsweise zugewiesen wurden, veranlaßten ihn zu eingehenderen geschichtlichen Studien. Nachdem er erst in einer philologischen Arbeit über „Die Quellen von Ciceros Büchern de divinatione" (Freiburg 1878) die bereits in seiner Promotionsschrift begonnenen Untersuchungen weitergeführt, wandte er sich mit allem Eifer nunmehr dem historischen Gebiet zu. Und Geschichte sollte auch sein eigentliches Arbeitsfeld werden. Obgleich schon definitiv als Professor angestellt (November 1876), besuchte Hartfelder mehrere Semester hindurch das historische Seminar an der Freiburger Universität und unterzog sich auch noch dem historischen Fachexamen. Durch die so gewonnene Vereinigung theologischer, philologischer und historischer Ausbildung erlangte er nicht nur für seinen Lehrberuf eine ungewöhnliche Vielseitigkeit, sondern auch gerade diejenige geistige Ausrüstung, welche zur eindringenderen Erforschung des von ihm später gewählten Zeitalters der Humanisten unerläßlich war. Unzertrennlich mit der Geschichte der Reformation verkettet, erfordert die Darstellung jener gärungsvollen Übergangsepoche vom Mittelalter zur Neuzeit ebenso das wissenschaftliche Rüstzeug des Theologen wie des Philologen und Historikers im weitesten Sinne. Gleich von Anfang an ging dem unermüdlich tätigen jungen Lehrer neben der Schultätigkeit die wissenschaftliche Forschung her. Zunächst waren es lokalgeschichtliche Studien, aus denen eine Reihe kleinerer Abhandlungen über die Geschichte Freiburgs und des Breisgaues hervorging. Sie lenkten die weitere Aufmerksamkeit auf ihn, und Ende 1879 wurde er als Archivrat an das Generallandesarchiv nach Karlsruhe berufen. Kurz vorher hatte er sich durch die Vermählung mit der Tochter des Fabrikanten Näher in Pforzheim ein Heim gegründet, das für seine auch nach der Gemütsrichtung hin reich entwickelte Natur eine Quelle stillen Glückes wurde. Beinahe drei Jahre war Hartfelder im Generallandesarchiv tätig, die er neben seinen beruflichen Arbeiten namentlich zu Studien über den Bauernkrieg verwandte. In mehreren Publikationen erschienen aus seiner Feder urkundliche Beiträge zur Geschichte jener für Baden und Südwestdeutschland so bedeutungsvollen Bewegung. Allmählich wuchs das aus dem Karlsruher, dem Stuttgarter, dem Colmarer und andern Archiven gesammelte Material derart an, daß die vorhandenen Darstellungen jener Zeit einer durchgehenden Revision zu bedürfen schienen. So entstand sein erstes größeres Werk: „Zur

Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland" (Stuttgart 1884). Schon vorher hatte er aber bereits auch jenes wissenschaftliche Gebiet betreten, in welchem sein literarisches Schaffen bald einen festen Mittelpunkt erreichen sollte, das Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. Im Jahre 1881 gab er, angeregt durch die auf der Freiburger Bibliothek liegende Kopie einer Nürnberger Handschrift, „Fünf Bücher Epigramme von Konrad Celtis" heraus, und fortan blieb sein Augenmerk auf umfassende Durcharbeitung jener geistig so bedeutsamen Humanistenzeit gerichtet. Als im Herbst 1882 eine Stelle am Generallandesarchiv aufgehoben wurde, kehrte Hartfelder wieder ins Schulfach zurück, und zwar an das Gymnasium in Heidelberg. Für die Schule war seine Rückkehr ein Gewinn, und die Übersiedelung gerade nach Heidelberg, seinem mehrjährigen Studienaufenthalt mit so mancher kostbaren Erinnerung, söhnte ihn bald mit dem Wechsel aus. Die wertvollen literarischen Schätze Heidelbergs, das einst ein hervorragender Sammelpunkt des heiteren Humanistenvölkchens gewesen, boten mehr als ein anderer Ort Stoff zu wissenschaftlichen Aufgaben, und bald entfaltete Hartfelder neben seinem Schulamte eine umfassende gelehrte Tätigkeit. Vor allem reizte es ihn, den ersten Regungen des Humanismus in den oberrheinischen Landen, an der Heidelberger Hochschule, an dem kurfürstlichen Hofe und in den Heidelberger Klöstern nachzuspüren. In einer langen Reihe von Abhandlungen hat Hartfelder seine quellenmäßig gewonnenen Ergebnisse niedergelegt, indem er sich bald mit den hervorragenden Trägern der humanistischen Bewegung monographisch befaßte („Adam Wernher von Themar" in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 33; „Der Kartäuserprior Gregor Reisch, Verfasser der Margarita philosophica" ebenda N. F. V, S. 170 ff.; „Conrad Celtis und der Heidelberger Humanistenkreis" in Sybels Historischer Zeitschrift, N. F., Bd. 11, S. 15 ff.; „Matthias von Kemnat" in den Forschg. z. deutsch. Geschichte, Bd. 22, S. 329 ff.), oder bunte Bilderreihen der bedeutendern Mitglieder der beiden humanistischen Zentren des heutigen badischen Landes vorführte („Zur Gelehrtengeschichte Heidelbergs am Ende des M.-A." in der Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. VI, S. 141 ff.; „Der humanistische Freundeskreis des Desiderius Erasmus in Konstanz" ebenda N. F. VIII, S. 2 ff.), bald in zusammenhängender Darstellung die humanistische Bewegung in den oberrheinischen Landen nach Ursachen und Wirkungen untersuchte („Heidelberg und der Humanismus" in der Ztschr. f. allg. Gesch. 1885, S. 178 ff., 671 ff.;

„Der Humanismus und die Heidelberger Klöster“ in der Festschrift d. philos. hist. Ver. z. Heidelb. Jubiläum), bald durch Mitteilung urkundlichen Materials einzelne dunkle Partien der Gelehrtengeschichte aufzuhellen bestrebt war („Deutsche Übersetzungen klassischer Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreise“. Heidelb. Gymn.-Progr. 1884; „Eine deutsche Übersetzung von Ciceros Cato aus der Humanistenzeit“ i. d. Germania; „Unedierte Briefe von Rudolf Agricola“ i. Festschrift d. bad. Gymn. z. Heidelb. Jubil. 1886; „Das Katharinenfest der Heidelberger Artistenfakultät“ in den N. Heidelb. Jahrbb. I, S. 1 ff.; „Analekten z. G. d. Humanismus in Südwestdeutschland“ in Geigers Vierteljahrsschrift I, S. 121 ff., 494 ff.). Aus dem weiten Bereiche humanistischen Lebens hatte sich ihm aber mit der Zeit mehr und mehr ein Mann herausgehoben, auf dessen großartige, jene ganze Zeit überragende Bedeutung alle seine Forschungen sich zuletzt konzentrierten, Philipp Melanchthon. Melanchthons feinsinnige und stille Gelehrtennatur traf verwandte Saiten bei Hartfelder. Reichen doch auch, wie er selbst bekannte, die ersten Pläne zu den Melanchthon-Studien zurück bis in seine Studienzeit. Der große Wittenberger Gelehrte ist öfters zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden. Hartfelders Werk (Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae. Berlin 1889. VII. Bd. der von K. Kehrbach herausgegebenen Monumenta Germaniae Paedagogica) unterscheidet sich von allen seinen Vorgängern durch den schon im Titel angedeuteten Vorsatz, Melanchthon nicht nur vom theologischen Standpunkt aus zu begreifen, sondern ihn in den Zusammenhang unseres geistigen Lebens einzufügen und besonders nach seiner pädagogischen Bedeutung als Humanisten und bahnbrechenden Erneuerer des ganzen Unterrichtswesens, weniger als Theologen, zur Darstellung zu bringen. Dies ist ihm durchaus gelungen. Erstaunlicher Fleiß und selbständiges Urteil, Sorgfalt im einzelnen und durchdringende Gedankenarbeit zeichnen das umfangreiche Werk aus; einer der berufensten Kritiker nennt es eine Zierde der Sammlung jener Monumenta. Die Heidelberger Theologische Fakultät verlieh dem Verfasser in Anerkennung der hervorragenden Leistung die theologische Doktorwürde honoris causa. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß ein derartiges, großangelegtes Werk neben der vollen gymnasialen Lehrtätigkeit nur bei einer ungewöhnlichen Arbeitskraft und andauerndstem Fleiße möglich war. Wenn wir noch beifügen, daß Hartfelder im Auftrage der Badischen Historischen Kommission, der er seit 1885 als außerordentliches Mit-

glied angehörte, die Durchforschung und Sichtung einer größeren Zahl von Gemeindearchiven übernommen hatte, daß er neben dem Buche über Melanchthon noch zwei andere größere Werke, den „Briefwechsel des Beatus Rhenanus“ (im Verein mit Horawitz, Leipzig 1886) und „Melanchthoniana Paedagogica“ (Berlin 1892) in einem Zeitraum von wenigen Jahren fertigstellte, daß er ferner neben vielen kleineren Aufsätzen regelmäßig die wissenschaftlichen Jahresberichte über die Literatur auf dem Gebiet der Geschichte der Pädagogik, der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft in J. von Müllers Zeitschrift bearbeitete, so begreift man selbst bei der größten Spannkraft Hartfelders diese seine eminente literarische Fruchtbarkeit nur, wenn man weiß, wie sehr er nicht nur seine Schulferien, sondern auch während der Schulzeit jeden freien Tag, ja jede Stunde, die ihm das Schulamt übrig ließ, der wissenschaftlichen Arbeit widmete. Immer neue, größere Aufgaben stellte sich sein Schaffensdrang. Kaum war das Buch über Melanchthon abgeschlossen, so dachte er daran, auch dem andern großen Zeit- und Geistesgenossen Melanchthons, Erasmus von Rotterdam, in derselben erschöpfenden Weise ein biographisches Denkmal zu setzen. Wiederholt war die schwere Aufgabe versucht, nie aber gelöst worden; auch Hartfelder sollte es nicht beschieden sein. Wohl stand er schon mitten in den Vorarbeiten und sammelte Bausteine um Bausteine zu dem Werke — eine Reise nach Italien, das Ziel langjähriger Sehnsucht, sollte dem durch unausgesetzte Anstrengung der Erholung Bedürftigen frische Eindrücke, neue Anregung geben, auch für die Erasmusstudien vielleicht einigen Gewinn liefern —, da machte ein schweres Leiden seinen Plänen ein rasches Ende. Schon während der mit einem Freunde im März unternommenen Reise, auf welcher Rom, Neapel, Pompeji, Capri berührt wurden, stellten sich Unbehagen und nervöse Schmerzen ein, die bald zu einer solchen Heftigkeit sich steigerten, daß Hartfelder den Aufenthalt in Italien vorzeitig abbrechen mußte und rasch zurückkehrte. Qualvolle Leiden, durch krebsartige Wucherungen im Innern des ganzen Körpers hervorgerufen, warfen ihn aufs Krankenlager und führten zuletzt zu förmlicher Lähmung, bis ihn am 7. Juni 1893 ein sanfter Tod erlöste. Er hatte ein Alter von nur 45 Jahren erreicht. Lange vor der Zeit in der Fülle der Mannesjahre ist er heimgegangen. Wohl war sein Leben Mühe und Arbeit gewesen; aber es war ihm auch vergönnt gewesen, schon zu Lebzeiten eine rückhaltlose Anerkennung seines reinen und hohen Strebens zu ernten. (J. Häußner in der Beilage

zur Karlsruher Zeitung vom 18. Juni 1893. — Weiter vergleiche man die Nekrologe von G. Knod in der „Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins", N. F. VIII, 538—541; von S. Brandt in den „Südwestdeutschen Schulblättern" 10 [1893], 139—142 und in den „Mitt. d. Ges. f. d. Erziehung und Schulgeschichte" 4, XXVII—XXXI; von J. Neff in der „Zeitschrift d. Ges. f. Beförderung d. Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg i. Breisgau und den angrenzenden Landschaften" 11, 47—74 u. a.) *

Gustav Hauser,

Geistlicher Rat und Dompräbendar, wurde am 13. Dezember 1825 zu Eschbach im Bezirksamt Staufen geboren. Der älteste Sohn eines Lehrers, kam er noch als Knabe mit seinen Eltern nach Buchholz im Bezirksamt Waldkirch. Der dortige Pfarrer, Geistlicher Rat Waldmann, entdeckte das Talent des Knaben und erteilte ihm selbst Unterricht in Latein und Musik. Auch auf seinen Charakter übte Waldmann einen sehr günstigen Einfluß. Mit Empfehlungen seines väterlichen Freundes versehen, besuchte er das Lyceum in Freiburg und nach dessen Absolvierung die dortige Universität, wo er Theologie und Philosophie studierte. Im Herbst 1850 in das Priesterseminar aufgenommen, wurde Hauser am 20. August 1851 zum Priester geweiht und feierte seine Primiz in Hecklingen, wo Waldmann inzwischen Pfarrer geworden war. Nachdem er kurze Zeit in Oppenau und St. Trudpert in der Seelsorge verwendet gewesen war, wurde Hauser im Jahre 1853 als geistlicher Lehrer am Lyceum und an der Höheren Bürgerschule in Freiburg angestellt. Seitdem war diese Stadt bis zu seinem Ableben seine Heimat. Hier hat er während 40 Jahren eine stille, aber dennoch überaus wirksame Tätigkeit als Seelsorger und Lehrer ausgeübt. In der Schule hatte Hauser ein sehr umfangreiches Deputat, das er bis zum Jahre 1870 mit großem Eifer und strenger Pflichttreue verwaltete; auch im Universitätsgottesdienst stellte er seinen Mann, indem er mit den anderen geistlichen Lehrern abwechselnd jeden zweiten Sonntag celebrierte und predigte. Als Lehrer war er streng; aber seine Strenge war mit freundlichem Wohlwollen gepaart; besonders im Religionsunterricht verstand er die Gemüter der Schüler zu erwärmen, und seine Vorbereitung zur ersten hl. Kommunion verband ihn aufs engste — mit vielen für das ganze Leben — mit seinen Schülern. Am 6. Oktober 1870 wurde Hauser,

nachdem ihn das Domkapitel nach dem Tode des Domprābendars und langjährigen Domkapellmeisters Leopold Lumpp auf die erledigte Stelle an der Metropolitenkirche berufen hatte, als Domprābendar installiert. In der neuen Würde betätigte sich Hauser insbesondere im Beichtstuhl, dem er einen großen Teil seiner Zeit widmete, sodann durch Erteilung von Unterricht in dem nach Auflösung des Ursulinerinnenklosters gegründeten Institut Waßmer, ferner, indem er, der schon im Konvikt den Gesangsunterricht seiner Kommilitionen geleitet hatte, die Kinder des Waisenhauses singen lehrte. Für Arme und Notleidende hatte er stets eine offene Hand und ließ sich auch durch recht unerfreuliche Erfahrungen nicht in der Ausübung der Werke der Barmherzigkeit irre machen. Der Erzbischof Dr. Roos ehrte Hauser durch Ernennung zum erzbischöflichen Geistlichen Rat. Aber seine Tage waren schon gezählt. Nach kurzer Krankheit starb er am 24. Februar 1893 im Beginne seines 68. Lebensjahres. Die große Teilnahme der Bevölkerung Freiburgs wie vieler Geistlichen, die zum Teil aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, an der Beerdigung und dem Trauergottesdienste bewiesen die Liebe und Verehrung, welche Hauser genoß. Eine politische Tätigkeit hat Hauser niemals entwickelt, noch an dem Parteileben anders als durch persönliche Ausübung seiner staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten teilgenommen. Als „ein Mann des Gebetes und der Arbeit, ein Charakter voll Adel und Seelengüte, ein Priester voll Liebe, Eifer und Opfermut", so wird Hauser am Schlusse eines ausführlichen Nachrufes im „Freiburger Katholischen Kirchenblatt" (37. Jahrgang 1893 Seite 137—140, 153—156 und 169—173) gekennzeichnet. *

Franz Sales Hebting

wurde am 9. Juni 1826 in Vöhrenbach geboren. Sein Vater, der dort eine Weinhandlung betrieb, gehörte einer alteingesessenen Vöhrenbacher Familie an, während seine Mutter der Simonswälder Familie Fackler entstammte. Fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, wuchsen im Hebtingschen Hause auf. Franz Sales war der mittlere unter den Söhnen. Die beiden Brüder Joseph und Karl übernahmen später das väterliche Geschäft, das sie, nachdem es größere Ausdehnung gewonnen hatte, nach Freiburg verlegten. Von ihnen ist namentlich der ältere, Joseph, durch seine Tätigkeit im Landtag und im Reichstag, wie durch sein sonstiges gemeinnütziges Wirken bekannt geworden. Fr. S.

Hebting kam schon in früher Jugend, um zum Eintritt in das Gymnasium vorbereitet zu werden, zu dem Pfarrer Ziehler in Pfohren in Pension. Von dort trat er in das Gymnasium in Konstanz ein, um einige Jahre später, als einer seiner Lehrer an das Progymnasium in Offenburg versetzt wurde, mit diesem nach Offenburg überzusiedeln. Die beiden letzten Klassen des Gymnasiums absolvierte er in Freiburg. Im Spätjahr 1844 bezog er die Universität Freiburg, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen; im Frühjahr 1845 ging er für drei Semester nach Heidelberg. Hier schloß er sich den „Schwaben" an, dem Corps, das damals einer der Sammelpunkte badischer Studenten war. Er wurde ein frischer, flotter, liebenswürdiger Student, der zwar in übersprudelndem Lebensmute das studentische Leben von Grund aus genoß, dabei aber die Kraft besaß, den Zusammenhang mit der Universität als Lehranstalt nicht zu verlieren. Vom Spätjahr 1847 bis zum Spätjahr 1849, der Zeit, in welcher er sein Examen bestand, finden wir ihn in Freiburg. Der Zudrang zum juristischen Studium scheint damals im Verhältnis zur Zahl der für den Juristen erreichbaren Stellen ein ähnlich starker gewesen zu sein wie heute. Es erübrigte den rezipierten Praktikanten nur, während längerer Zeit zu volontieren, wobei sie allerdings in der Wahl der Stellen, bei denen sie volontieren wollten, ziemlich frei gewesen zu sein scheinen. Eine Stelle, die eine große Anziehungskraft übte, war das Oberamt Emmendingen, dessen Vorstand, Oberamtmann Fingado, den Ruf eines überaus wohlwollenden, für seine Untergebenen väterlich besorgten Beamten genoß. Ein größerer Kreis junger Juristen, darunter v. Althaus, Eschborn, Rauch, Schupp, Seybel, Karl v. Stösser, hatten sich anfangs der 50er Jahre hier zusammengefunden. Auch Hebting lenkte seine Schritte im Januar 1850 hierher. Durch die ihm hier gebotene Tätigkeit, wie auch durch die Geselligkeit, an der er regsten Anteil nahm, war er in solchem Maße befriedigt, daß er bis zum Anfang des Jahres 1853 hier verblieb. Bei seinem Abgange stellten ihm die beiden Beamten des Amts ein Zeugnis aus, in dem ihm im wesentlichen die Eigenschaften schon beigelegt wurden, die er im späteren Leben in so hervorragendem Maße betätigte und welche die Grundlage seiner so glücklichen dienstlichen Laufbahn bildeten. Es werden insbesondere sein humaner Sinn, seine Gewandtheit im Verkehr mit der Bevölkerung, die Gründlichkeit seiner Arbeit gerühmt. Von Anfang des Jahres 1853 an volontierte Hebting im Sekretariate des Hofgerichts des Oberrheinkreises, vom

Juli des gleichen Jahres an, nachdem er mittlerweile auf einen seine Leistungen in anerkennendster Weise besprechenden Bericht des Hofgerichtspräsidenten unter Nachsichtserteilung von der Prüfung zum Referendär ernannt worden war, im Sekretariate der Regierung des Oberrheinkreises. Zu Anfang des Jahres 1855 erwirkte er sich einen dreimonatlichen Urlaub zum Besuche der Pariser Weltausstellung. Kaum in Paris angekommen, ereilte ihn im März ein staatlicher Auftrag, dessen Vollzug ihn dann bis Ende des Jahres in Paris festhielt: er wurde dem badischen Kommissär Ministerialrat Dietz zur Aushilfe beigegeben, was ihm u. a. den Vorteil verschaffte, Zutritt zu Festen und Veranstaltungen zu erhalten, die dem Vergnügungsreisenden verschlossen geblieben wären. Nach seiner Rückkehr erhielt er eine Stelle im Sekretariate der Regierung des Unterrheinkreises, die er bis zum April 1858 versah. Von da an war er als Polizeiassessor, später als Amtmann bei dem Bezirksamte Konstanz tätig, bis im August 1860 ihm die ersehnte dienstliche Selbständigkeit durch Ernennung zum Amtsvorstande in Schönau endlich zu Teil wurde. Die fünf Jahre des Schönauer Aufenthalts waren wohl dienstlich die glücklichsten in Hebtings Leben. Er erfuhr hier an sich, wie der ganze Reiz der Verwaltungstätigkeit sich erst in selbständiger dienstlicher Stellung offenbart. Unter einer ihm sympathischen Bevölkerung, dankbaren dienstlichen Aufgaben gegenübergestellt, verbrachte er jene fünf Jahre in regster Arbeit. Schon damals wurde die Oberbehörde auf seine besondere Tüchtigkeit aufmerksam und sprach ihm wiederholt ihre Anerkennung in ehrenden Worten aus. Im Jahre 1865 wurde ihm die Amtsvorstandsstelle in Mosbach übertragen. Sein Diensteintritt dortselbst erfolgte kurze Zeit, nachdem die neue Verwaltungsgesetzgebung mit ihren freiheitlichen Einrichtungen in Kraft getreten war. Nicht überall wurden dieselben mit sympathischen Empfindungen begrüßt. Mancherlei Mißverständnisse knüpften sich auch an die neue Organisation, die zu zerstreuen, das Gesetz ins Leben einzuführen, die damaligen Verwaltungsbeamten als ihre wichtigste Aufgabe betrachten mußten. Es gereichte Hebting, als dem überzeugten Anhänger des politischen Programms, auf dessen Boden die neue Gesetzgebung erwachsen war, zur größten Befriedigung, zur Lösung jener Aufgabe seine ganze Kraft einsetzen zu können. Besonderes Interesse widmete er den Kreisangelegenheiten, an deren Erledigung er als Kreishauptmann des Kreises Mosbach mitzuwirken hatte; insbesondere war er bemüht, mit den Kreisangehörigen auch außerhalb seines Amtsbezirks persönlich in

Fühlung zu treten und ihre Wünsche und Interessen kennen zu lernen. In die Zeit des Mosbacher Aufenthalts fielen die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866, durch welche den Verwaltungsbeamten des Kreises in Bezug auf Naturalverpflegung der Truppen, Beschaffung von Fuhren, Transport Kranker und Verwundeter, Einrichtung von Lazaretten schwierige Aufgaben gestellt wurden, Aufgaben, zu deren Lösung kaum jemand berufener sein konnte als Hebting, dem es ein Herzensbedürfnis war, zu helfen und zu retten. Verschiedene aus jener Zeit erhaltene Kundgebungen lassen erkennen, daß es ihm gelang, jene Aufgaben in wirksamster Weise zu lösen. So sprach ihm die Großherzogin als Protektorin des Badischen Frauenvereins in einem Schreiben vom 8. September 1866 Anerkennung und wärmsten Dank für seine Tätigkeit aus, und auch das Ministerium des Innern erkannte in einem Erlasse vom 11. September 1866 die von ihm „während der Kriegsereignisse bewiesene hingebende Pflichterfüllung“, seine „unermüdliche und ersprießliche Tätigkeit“ an, während die sämtlichen Gemeindevertretungen des Bezirks, die Bezirksrats- und Kreisausschußmitglieder, als er im Jahre 1868 von Mosbach schied, ihm eine Adresse widmeten, in welcher mit warmen Worten seiner Tätigkeit im Kriegsjahre gedacht ist: „Nicht konnte uns entgehen die Tätigkeit, welche Sie im Interesse der Stadt und des Bezirks in den Kriegszeiten entfalteten, nicht die Umsicht, mit der Sie der Not des Einzelnen oder einzelner Gemeinden, ja oft mit persönlichster Aufopferung zu Hilfe kamen rc.“. Mit diesen letzteren Worten war eine Eigenschaft Hebtings berührt, die auch hier nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden darf. Die Umstände hatten es gefügt, daß sich in seiner Hand bedeutende Mittel vereinigt hatten; er machte von ihnen den liberalsten Gebrauch. Insbesondere übte er eine geradezu großartige Freigebigkeit, die ihm um so höher angerechnet werden muß, als er dabei in völlig prunkloser Weise verfuhr, seine Tätigkeit ins Dunkel zu hüllen suchte und das Selbstgefühl der Beschenkten stets in der zartesten Weise zu schonen sich bemühte. Die Jahre 1868 bis 1872 verbrachte Hebting als Amtsvorstand in Pforzheim, die Jahre 1872 bis 1877 in gleicher Eigenschaft in Mannheim. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie unmittelbar nach Beendigung des deutsch-französischen Kriegs ein lebhafter Aufschwung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens sich bemerkbar machte. Ganz besonders zeigte sich dies in unseren städtischen Gemeinwesen. Sie haben wohl noch nie eine Periode rascheren Wachstums erlebt, als sie

ihnen damals beschieden war. Erwuchs schon hierdurch den in Städten tätigen Verwaltungsbeamten eine erhöhte Arbeitslast, so wurde ihre dienstliche Aufgabe noch dadurch erschwert, daß auch die gesetzgeberische Tätigkeit damals eine sehr rege war und insbesondere das heimische Verwaltungsrecht eine wesentliche Umgestaltung erfuhr. Hebting erwies sich allen diesen Schwierigkeiten gewachsen. Schon damals war das öffentliche Urteil über ihn darin einig, daß er eine der Stützen der badischen Verwaltung sei, mit zu den tüchtigsten Verwaltungsbeamten des Landes gehöre. So hoher Beliebtheit er sich aber in allen von ihm verwalteten Bezirken erfreute und so rücksichtsvoll er sich überall lokalen Eigentümlichkeiten anzupassen wußte, so war doch der Schwarzwälder in ihm unaustilgbar. Es bedeutete für ihn daher die Rückkehr in die Heimat, als er im Jahre 1877 auf den Posten eines Landeskommissärs in Freiburg berufen wurde, in dessen Dienstbezirk auch ein Teil des Schwarzwaldes gehört. Nicht als müder Greis kehrte er dahin zurück, sondern im Vollbesitze seiner Kraft, wohl im stande, große Aufgaben zu lösen, wie sie seiner auch in der Tat harrten. Eine besondere Vertrauenskundgebung wurde ihm im Spätjahr 1879 zu teil, als Erbgroßherzog Friedrich seine Residenz für zwei Semester nach Freiburg verlegt hatte. Hebting erhielt damals den Auftrag, den Prinzen, der sein 22. Lebensjahr zurückgelegt hatte, mit den Verwaltungseinrichtungen des Landes bekannt zu machen. Zu diesem Behufe hatte er dreimal in der Woche Vortrag zu erstatten. Mit gewohnter Gewissenhaftigkeit hatte er sich hierfür einen Plan entworfen, der ihm Gelegenheit gab, hierbei nicht nur die geschichtliche Entwicklung der badischen Verwaltung, sondern auch den wesentlichen Inhalt des damals geltenden Verwaltungsrechts darzulegen. Anschließend an diese Vorträge wurden praktische Fälle erörtert, die Geschäftserledigung bei dem Bezirksamte Freiburg in Augenschein genommen, Bezirksrats- und Kreisausschußsitzungen besucht, wie auch Reisen in die Fabrikorte des badischen Oberlandes unternommen, die dem Prinzen einen Einblick in das industrielle Leben ermöglichen sollten. Wie sehr diese Tätigkeit Hebting zur Befriedigung gereichte, mag nachfolgende Stelle eines im Frühjahr 1880 von ihm an den damaligen Minister des Innern, Geh. Rat v. Stößer, gerichteten Schreibens bezeugen: „Der nie ermüdende Eifer, das überaus bescheidene, liebenswürdige Wesen des Prinzen, verbunden mit einer über alles Lob erhabenen Pflichttreue und Wißbegierde, erleichterten mir das ungewohnte Amt eines Lehrers und Führers derart,

daß ich von Tag zu Tag mehr Freude und Befriedigung daran fand."
Die Lehrtätigkeit Hebtings schloß nicht ab, ohne daß ihm von dem Großherzog und dem Erbgroßherzog, wie auch dem Minister des Innern in warmen Worten für seine Bemühungen gedankt wurde. — Die Stellung des Landeskommissärs brachte Hebting in häufige Berührung mit den Amtsvorständen der sechzehn zum Landeskommissärbezirke gehörigen Amtsbezirke. Voll Güte und Hilfsbereitschaft, voll Begeisterung für den gemeinsamen Beruf, ohne jegliche Überhebung und Doppelzüngigkeit, war er das Ideal eines Vorgesetzten. Unter seiner Verwaltung blühten in seinem Dienstbezirke die Amtsvorstandskonferenzen, die sich als ein vorzügliches Mittel der Belehrung für alle Beteiligten erwiesen. Hebting erschien fast regelmäßig bei denselben, und wenn beim Auseinandergehen die Teilnehmer das Bewußtsein mit sich nahmen, daß manches Rätsel sich gelöst habe, so war dies wesentlich sein Verdienst. Bei der Größe des Dienstbezirkes war es ihm nicht möglich, häufig in den einzelnen Amtsbezirken zu verkehren. Fanden aber Beratungen über wichtigere Fragen statt, so war er stets zur Stelle, und es ist in der zehnjährigen Dauer seiner Wirksamkeit in Freiburg wohl kein wichtiges Unternehmen in seinem Dienstbezirke ausgeführt worden, dessen Zustandekommen er nicht durch seinen auf reiche Erfahrung und ein treffendes Urteil gestützten Rat gefördert hätte. — Leider war die Gesundheit Hebtings während seines Freiburger Aufenthaltes keine ungetrübte. Ein Typhus, den er im Jahre 1879 durchgemacht hatte, hinterließ eine Herzaffektion, die manchmal in Besorgnis erregender Weise sich äußerte und — was ihm das Schmerzlichste war — auch seine Arbeitsfähigkeit zeitweilig beeinträchtigte. Es war wohl beabsichtigt ihm eine Erleichterung zu verschaffen, als er im Januar 1887 auf die Landeskommissärstelle in Karlsruhe berufen wurde. Sein Dienstbezirk war hier erheblich kleiner. Daneben war ihm allerdings ein Respiziat im Ministerium zugeteilt — Straßen- und Badanstalten-Sachen —, dessen Versehung ihm erhebliche Arbeit verursachte. Namentlich war das Badanstaltenrespiziat arbeitbelastet durch große Unternehmungen, die damals in Vorbereitung waren. Unter Hebtings Dienstführung wurde insbesondere das Landesbad erbaut, und es wurden die vorbereitenden Verhandlungen über Erbauung des Kaiserin-Augusta-Bades gepflogen. So wuchs auch die Arbeit, die er in Karlsruhe zu bewältigen hatte, allmählich weit über das Maß dessen hinaus, was er bei seiner geschwächten Gesundheit noch zu leisten vermochte. Nach fast einund-

vierzigjähriger Dienstzeit mußte er sich zu Ende des Jahres 1890 entschließen, um seine Zuruhesetzung nachzusuchen, die ihm unter Anerkennung seiner langjährigen, treu geleisteten Dienste und unter Verleihung des Geheimratstitels gewährt wurde. Hebting blieb auch nach seiner Zurruhesetzung in Karlsruhe wohnen. Soweit seine Gesundheit es gestattete, übte er auch nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste noch im Ehrenamte eine gemeinnützige Tätigkeit. Während vier Jahren war er Beirat der Abteilung III des Badischen Frauenvereins (für Krankenpflege), und als im Frühjahr 1897 aus Anlaß der beträchtlichen Wasserschäden, welche das Land betroffen hatten, ein Landeshilfskomitee sich bildete, trat Hebting an dessen Spitze. Welche Arbeitslast hierbei zu bewältigen war, ergibt der umfängliche Bericht, welchen er über die Tätigkeit des Komitees erstattet hat. Alle Vorzüge, die seine Tätigkeit im öffentlichen Dienste zu einer so ersprießlichen gestaltet haben, konnten sich während dieser seiner letzten öffentlichen Funktion noch einmal in vollem Umfange betätigen. Noch Mitte Oktober 1897 war das körperliche Befinden Hebtings ein verhältnismäßig günstiges. Am folgenden 1. November wurde er von einem Schlaganfall betroffen, an dessen Folgen er am 4. November 1897 starb. Ein reiches glückliches Leben hatte mit seinem Tode seinen Abschluß gefunden. Seit August 1859 war Hebting mit Susette Tarusello, der Tochter des ehemaligen Kreiskassiers Tarusello in Mannheim, verheiratet. Dem Bunde, der ihm das beglückendste Familienleben geschaffen hat, entsprossen drei Kinder. (Karlsruher Zeitung vom 7. und 8. Januar 1897).

Adolf Heer,

Professor, Bildhauer und Lehrer an der großherzoglichen Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe, wurde am 13. September 1849 zu Vöhrenbach im Schwarzwald geboren als der Sohn des Bildhauers und Holzschnitzers Joseph Heer, der, einst ein fleißiger Gehilfe Ludwig von Schwanthalers in München, dem Sohne die erste Unterweisung im Modellieren zu geben, in ihm die Freude an der plastischen Kunst zu wecken befähigt war. Erweiterung seiner Schulkenntnisse und Aneiferung zu Selbststudien in der Kultur- und Kunstgeschichte fand er im Umgange mit einem befreundeten Arzte, Dr. Merz, in seiner Vaterstadt. Bald nach seiner Schulentlassung kam der Junge, welcher eine ausgesprochene Begabung für die Bildhauerei bekundete, nach Nürnberg in die Kunst-

gewerbeschule, die unter Meister Krelings Leitung in jenen Tagen sich des unbestrittenen Rufes einer kunstgewerblichen Bildungsstätte ersten Ranges erfreute; dort lag er mit der dem Schwarzwälder eigenen Ausdauer während dreier Jahre ornamentalen, architektonischen und plastischen Studien ob, immerfort darauf bedacht, auch seine theoretischen Kenntnisse zu vertiefen. In richtiger Würdigung der außergewöhnlichen Befähigung seines Schülers riet ihm Kreling, nach Ablauf seiner Studienzeit sich der höheren plastischen Kunst zuzuwenden und zunächst seine praktischen Studien in einem Meisteratelier zu Dresden oder zu Berlin fortzusetzen. Adolf Heer wandte sich der jungen Reichshauptstadt zu, wo er in den Werkstätten Siemerings und Calandrellis Aufnahme fand und nebenbei die Akademie besuchen konnte. Hier war es und zwei Jahre später im Atelier von Adolf Breymann, wo der junge Künstler bei der Mitarbeit an großen Aufgaben, wie sie die nationale Begeisterung insbesondere der plastischen Kunst zu stellen sich angeschickt hatte, die Gesetze jenes klassischen Formenadels sich zu eigen machen lernte, zu welcher er sich für die Folge während seines ganzen Lebens rückhaltlos bekannt hat. Abermals zwei volle Jahre arbeitete Heer bei Breymann, diesem nunmehr leider ebenfalls verstorbenen Schüler Schillings, und half ihm unter anderem an jenen beiden prächtigen Engelsfiguren, welche die Königin von England für das Mausoleum des Prinzen Albert in Windsor bestellt hatte. Während Breymann, der gerade aus Italien heimgekehrt war, begeistert von den künstlerischen Herrlichkeiten jenes Wunderlandes berichtete und in Heer die Sehnsucht nach Italien entzündete, reifte dieser Wunsch mit ungeahnter Raschheit seiner Erfüllung entgegen, indem ihn ein glücklicher Zufall vor seine erste selbständige Aufgabe stellte. Der kunstliebende Fürst Karl Egon III. von Fürstenberg, von dem jüngsten Schmuck des Mausoleums in Windsor unterrichtet, bestellte zwei ähnliche, überlebensgroße Engelsfiguren (Genien des Todes und der Auferstehung) in karrarischem Marmor für die fürstliche Grabkapelle oberhalb Neudingen bei Heer und setzte ihn noch vor Ausführung des Auftrags in den Stand, vier volle Jahre in Italien, zumeist in Rom zuzubringen und seine künstlerische Ausbildung im unmittelbaren Verkehr mit den großen bildnerischen Werken des klassischen Altertums und des Cinquecento zu vollenden. Die genannten beiden Erstlingswerke waren seinerzeit (1877) in Rom öffentlich ausgestellt und trugen ihrem Verfertiger Ehre und Anerkennung seitens des Bestellers, wie seitens vieler ausländischer Künstler (Italiener und Franzosen) ein. Auch die

bekannte Marmorgruppe, welche heute über der Donauquelle seitlich des Schlosses zu Donaueschingen aufgestellt ist, und zwar an der Stelle, wo sich früher Reichs große Sandsteingruppe, „die junge Donau als Kind im Schoße der Baar“ befand, ist ein Werk von Heers Hand aus dieser ersten (römischen) Schaffensperiode des Künstlers: „die Baar deutet ihrer jungen Tochter — der Donau — den Weg in die Ferne.“ Glückstrahlenden Auges erinnerte Heer sich bis in die letzten Tage seines Lebens jenes erfolgreichen Aufenthaltes in Italien; dankerfüllten Herzens schilderte er Erschautes und Erlebtes, gedachte er seines fürstlichen Gönners. Mit einer Berufung als Lehrer und Professor an die in ein Stadium flotter Entwicklung eingetretene Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe verließ Heer das ihm lieb gewordene Land, um mit seiner neuen Stellung in die zweite Schaffensperiode einzutreten. Hier war es in erster Reihe Oberbaudirektor Prof. Dr. Durm, welcher, das künstlerische Geschick des an klassischen Vorbildern erprobten Künstlers würdigend, demselben alsbald größere Aufträge zuwandte: so die mächtigen Atlanten, die lebensgroßen Nischenfiguren und Lukarnangruppen an den Façaden des Durmschen Palais Schmieder (jetzt Palais Prinz Max), die schöne Gruppe über dem nördlichen Portale der Festhalle, ferner zwei eherne Figuren (Wissenschaft und Fama) für die Aula der Universität Heidelberg und die Sandsteinfiguren an der neuen Front des Rathauses daselbst. Gleichzeitig erschien Heer als glücklicher Mitbewerber in einer Konkurrenz für ein Denkmal Viktor von Scheffels in der Residenz; obwohl das Preisgericht seiner Skizze den ersten Preis zuerkannt hatte, überging gleichzeitig das Denkmalkomitee zugunsten eines anderen Projekts diese Entscheidung, und es war ein glücklicher Zufall, daß die Stadt Heidelberg Heer mit der Ausführung des dortigen Denkmals nach dem preisgekrönten Entwurfe beauftragte, sonst wäre die ebenso originelle, als charakteristische Schöpfung vielleicht niemals zur öffentlichen Aufstellung gelangt. Heute schmückt das prächtige Standbild, welches den Dichter als fröhlichen Wanderer auffaßt, die aussichtsreiche Schloßterrasse, welche zu Anfang des 17. Jahrhunderts Salomon de Caus erbaut hat; Statue und Reliefs sind in Bronze, das Piedestal in geschliffenem Granit ausgeführt. In der Konkurrenz zum Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Mannheim erhielt Heer den dritten Preis; der Entwurf stand für den dort beabsichtigten Effekt vielleicht zu sehr unter dem Banne der klassisch-strengen Schulung, die zu verleugnen dem Künstler gegen die Überzeugung gegangen wäre. Nicht viel besser war es ihm bei dem Karlsruher Wettbewerb ergangen.

Als zweiter hatte er sich bereits mit dem Schicksal abgefunden, daß er auf die Ausführung seines Kaisergedankens verzichten müsse, da lenkte ein befürwortendes Urteil des Großherzogs die Wahl des Stadtrats zu seinen Gunsten, und er wurde unter der Bedingung einiger wirkungsvollen Abänderungen mit der Ausführung des Werkes betraut. Mit dem Kaiserdenkmal in Karlsruhe hat sich Heer selbst das schönste Denkmal gesetzt. — Nicht leicht hat auch ein Künstler noch zu seinen Lebzeiten solche Ehrungen erfahren. Sein Name wurde unter den ersten des Deutschen Reiches genannt; man huldigte dem eminenten Können, welchem es gelungen war, dem alten Kaiser, hoch zu Roß, neben seiner natürlichen Bescheidenheit, die hoheitsvolle Haltung des Siegers und Helden, des Trägers der neuen Kaiserkrone zu verleihen, ein Reiterstandbild zu schaffen, so würdig und ergreifend und doch so rührend zugleich, wie es seinesgleichen im Reiche nicht viele geben dürfte. Zu den Ehrenzeichen des Ritterkreuzes des Sachsen-Weimarischen Falken-Ordens und dem Kommandeurkreuze II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verlieh ihm die Gnade Kaiser Wilhelms II. unter den Augen des ehernen Kaisers, anläßlich der Enthüllung des Denkmals am 18. Oktober 1897, eigenhändig den preußischen Kronen-Orden II. Kl. Aber just um diese Zeit bereits zeigten sich bei dem Künstler die ersten besorgniserregenden Andeutungen nicht sowohl einer gewissen Ermüdung von dem jahrelangen angestrengten Schaffen an dem Kaiserbilde, sondern einer schleichenden Erkrankung gegen deren zerstörende Wirkung eine Luftveränderung unumgänglich erschien. Mit schwerem Herzen verließ Heer die Stätte seines Wirkens, sein Atelier, in welchem die letzten der großen dekorativen Arbeiten für das Kaiserin Augusta-Bad in Baden-Baden, sowie für den Erweiterungsbau der Gemäldegalerie zu Karlsruhe, insbesondere aber die Skizze für eine plastische Gruppe am Bezirksamt daselbst der vollendenden Hand des Meisters harrten, verließ er den Freundeskreis in der Residenz, um über die Alpen nach seinem geliebten Rom zu eilen. Kaum dort angelangt, warf ihn ein Malariafieber aufs Krankenlager, von welchem er sich nicht wieder erheben sollte. Mit erschütternder Drastik erzählte er von den ausgestandenen Qualen, wie er anfänglich ab und zu noch die vatikanischen und kapitolinischen Sammlungen besucht habe, um auf andere Gedanken zu kommen, wie ihn dann oft die plastischen Wunderwerke geradezu angewidert hätten und wie er am Ende sich an sonnigen Tagen nur noch von seinem Lager erhoben habe, um sich in einem Restaurant den

quälenden Durst zu stillen. So kam er schwer erkrankt wieder nach Karlsruhe zurück; eine Lungenentzündung von kurzem Verlaufe machte dem zu so schönen Erwartungen erblühten Künstlerleben in der zweiten Morgenstunde des 29. März 1898 ein jähes Ende. — Adolf Heer war nicht verheiratet; an seinem Sarge trauerten seine Geschwister, seine persönlichen Freunde, seine zahlreichen Schüler und die treuen Verehrer seiner Kunst, unter den letzteren Großherzog Friedrich und die übrigen Angehörigen unseres Fürstenhauses. Adolf Heer war zweifellos ein gottbegnadeter Künstler; sein ganzer Studiengang prädestinierte ihn zum Bekenner jener älteren klassischen Richtung, welche die unvergänglichen Wurzeln ihrer Kraft im Nährboden der großen Kulturzentren des Altertums findet. Er mochte sich mit seiner Auffassung von Kunst und Schönheit manchmal recht vereinzelt fühlen; aber er hielt mit der Zähigkeit, die dem Schwarzwälder eigen zu sein pflegt, an seinem Ideale fest und hatte dabei immer den Triumph, daß selbst die Widersacher seiner künstlerischen Anschauungsweise anerkennend, bewundernd vor seinen Schöpfungen standen. Seinen künstlerischen Bestrebungen ward Adolf Heer zu frühe entrissen; lehrend und schaffend hätte er noch Bedeutendes leisten können. Sein Können zauberte vor keiner Aufgabe mehr, und sein Vorbild fesselte die Jünger; denn Adolf Heer verband mit einem offenen, charakterfesten Wesen ein tiefes, reiches Gemüt. Wer ihm nähertrat, den mutete seine treuherzige, biedere Art bald an, sobald das Eis eines gewissen Mißtrauens geschmolzen war; gerade diese letztere Eigenschaft ließ ihn oft rauher und derber erscheinen, als er es in der Tat war. — Eines steht unwandelbar fest: wie er ein ganzer Mann gewesen, von klarem Verstand und raschem Entschluß, so war er auch in seiner Kunst jeder Halbheit abhold, gewissenhaft, streng, entschieden. Mit einem scharfen, formgeübten Blick verband er ein nicht leicht zu beeinflussendes Urteil; fremden Schöpfungen gegenüber war seine künstlerische Kritik oft eine sehr herbe und derbe; rücksichtslos aber kritisierte er seine eigenen Arbeiten. — Heer hat, dank einem gütigen Geschick, viel Schönes hinterlassen; mit seinem schönsten Werke, dem Karlsruher Kaiserdenkmal, wird sein Name unsterblich verbunden bleiben.

Dr. Cathiau.

Franz Heiligenthal,

Geh. Rat, großh. Badearzt in Baden-Baden, war geboren daselbst am 12. November 1835, studierte in Freiburg, Tübingen, Heidelberg, wo er 1859 und 1860 Assistent an der chirurgischen Klinik des Geh. Rats v. Chelius war, bestand 1859 die damals neu eingeführte ärztliche Vorprüfung und im folgenden Jahr das medicinische Staatsexamen. Nachdem er sich in Wien, Paris, London und Berlin praktisch weiter ausgebildet und sodann in Heidelberg promoviert hatte, ließ er sich im Frühjahr 1862 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Während des deutsch-französischen Krieges war er als freiwilliger Arzt zuerst auf dem Schlachtfeld von Wörth und vor Straßburg tätig und begleitete später den badischen Lazarettzug auf mehreren Fahrten. Der Winterstation, die im Jahre 1870 zur Pflege verwundeter und kranker Kriegsteilnehmer in Baden errichtet, und bei der durch den Gebrauch der warmen Quellen sehr günstige Erfolge erzielt wurden, wandte Heiligenthal besonderes Interesse und eifrige Tätigkeit zu. Seine Erfahrungen auf dem Gebiet der Balneotherapie und seine hervorragende fachmännische Befähigung überhaupt veranlaßten die Regierung, ihn nach dem Ableben des Medizinalrats Dr. Frech (1877 provisorisch, 1880 definitiv) zum Badearzt zu ernennen. Als solcher unterzog er sich zunächst der Aufgabe, die innere Einrichtung des Großherzoglichen Friedrichsbads zu vervollständigen, und besuchte zu diesem Zweck die namhaftesten Badanstalten Deutschlands und Österreichs. Zu Anfang der 80er Jahre begab er sich auf Anregung der Großherzogin von Baden und im Auftrag der Regierung nach Stockholm, um an Ort und Stelle die schwedische mechanische Heilgymnastik zu studieren, die in der Folge auch in Baden, als erstem Orte in Deutschland, eingeführt wurde. An der Ausarbeitung der Pläne für das neue Frauenbad (Kaiserin Augusta-Bad) nahm er regen Anteil, ebenso an den Vorarbeiten für die Errichtung des Inhalatoriums. Mit seiner amtlichen Tätigkeit ging eine ausgedehnte und glänzende Privatpraxis Hand in Hand. Die höchsten Kreise schenkten dem scharfblickenden, energischen und gewissenhaften Arzt ihr Vertrauen; insbesondere war es ihm vergönnt, Großherzog Friedrich während seiner schweren Krankheit im Jahr 1881 ärztlichen Beistand zu leisten und ebenso von dem Erbgroßherzog und der Kronprinzessin Viktoria von Schweden wiederholt als Berater zugezogen zu werden. Der Kaiser und die Kaiserin von Brasilien, der Schah von Persien und zahlreiche

andere fürstliche Persönlichkeiten zählten zu seinen Patienten. 1882 wurde er zum Hofrat, 1893 zum Geheimen Hofrat ernannt. Ein Schlaganfall, den er im Jahr 1894 erlitt, zwang ihn, sich vom Dienste und von der ärztlichen Praxis zurückzuziehen. Als Geheimer Rat III. Kl. pensioniert, starb er am 6. Dezember 1897 im Sanatorium Martinsbrunn bei Meran. — Von seinen zahlreichen Schriften seien folgende erwähnt: 1. Die Heilerfolge der Thermen in Baden-Baden bei den in der Winterstation verpflegten Verwundeten und Kranken aus dem letzten Kriege. Baden-Baden 1871. 2. Die Thermen zu Baden-Baden, ihre Anwendung und Erfolge nach den Erfahrungen im dortigen Armenbad. Baden-Baden 1877. 3. Das Friedrichsbad in Baden-Baden. Baden 1878. 4. Geschichte der Stadt Baden und ihrer Bäder. Karlsruhe 1879. 5. Die heißen Quellen in Baden und ihre Verwendung zu Trink- und Badekuren. Baden 1879. 6. Heiligenthal und Frech, Die Heißluft- und Dampfbäder in Baden. Experimentelle Studie. Leipzig 1881. 7. Die Anstalt für mechanische Heilgymnastik ꝛc. 1884. 8. Baden-Baden, das Klima, die heißen Quellen und die Kuranstalten. 1886. 9. Über die Behandlung von Herzkrankheiten durch medico-mechanische Zander-Gymnastik (in Zanders „Grundzüge" ꝛc. Stockholm 1894).

Haape.

Max Heinsheimer,

großh. Oberlandesgerichtsrat, geboren am 14. August 1832 in Bretten, gestorben am 4. Januar 1892 in Karlsruhe, besuchte die Schule in Bretten und das Lyceum in Karlsruhe mit Auszeichnung, studierte von 1851 bis 1855 in Heidelberg, wurde 1855 Rechtspraktikant, 1857 Referendär, 1864 Sekretär bei dem Kreis- und Hofgericht Freiburg, 1865 Kreisgerichtsassessor in Lörrach, 1866 in Mannheim, 1867 Kreisgerichtsrat in Mannheim, 1871 Mitglied des Appellationsrats, 1879 Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe. Heinsheimer war ein hervorragender praktischer Jurist und als Richter durch außerordentliche Arbeitskraft, bedeutendes juristisches Wissen und Klarheit des Urteils gleich ausgezeichnet. Daneben war er wissenschaftlich auf den verschiedensten Rechtsgebieten tätig. Neben einer Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen in juristischen Zeitschriften verfaßte er eine Bearbeitung des badischen Hypothekenrechts, eine Übersetzung der englischen Wechselordnung, eine Untersuchung über die civilrechtliche Verantwortlichkeit der Architekten und Ingenieure nach

französischem und badischem Recht. Auch an den Vorarbeiten für den Entwurf des Bürgerlichen Gesetz-Buchs nahm er lebhaften und ersprießlichen Anteil. Besonders verdient um die badische Rechtssprechung machte er sich als Nachfolger von Puchelt durch die Herausgabe der „Zeitschrift für französisches Civilrecht", die er in mustergültiger Weise redigierte. Auch dem öffentlichen Leben blieb er nicht fremd. Schon im Jahre 1859 stellte er sich vorübergehend als Offizier dem badischen Heere zur Verfügung, und während des großen Krieges war er ein eifriges Mitglied des Mannheimer Unterstützungsvereins. Mehrere Jahre gehörte er in Mannheim der Stadtverordnetenversammlung und dem Kreisausschuß als Mitglied an. Er war ein eifriger Anhänger der nationalliberalen Partei, obwohl er im Parteileben selbst weniger hervortrat.

Weill.

Karl Friedrich Rudolf Heinze

wurde geboren am 10. April 1825 in dem damals koburgischen, ein Jahr darauf an Sachsen-Meiningen gefallenen Städtchen Saalfeld a. d. Saale als Sohn des dortigen Konrektors Dr. phil. et. theol. Karl Heinze. Den ersten Unterricht erhielt er 1832—35 in dem (später aufgehobenen) Lyceum seiner Vaterstadt, dann 1835—39 im väterlichen Hause zu Prießnitz in der Grafschaft Camburg, wohin sein Vater als Pfarrer und Kirchenrat versetzt worden war. Von 1839—43 besuchte er sodann das Gymnasium zu Naumburg, im Winter 1843/44 dasjenige zu Meiningen und bezog 1844 die Universität Leipzig, woselbst er bis 1847 die Rechtswissenschaft studierte. Nach bestandenem ersten Staatsexamen trat er in den Justizdienst des Herzogtums Meiningen und wurde hier, nachdem er 1849 die zweite, 1852 die dritte juristische Prüfung abgelegt und mehrfach bereits provisorisch staatsanwaltschaftliche Funktionen versehen hatte, im Jahre 1853 als Staatsanwalt bei dem Kreisgericht zu Hildburghausen angestellt. Die praktische Erfahrung, die sich Heinze in dieser Stellung auf dem Gebiete des einige Jahre zuvor in den thüringischen Staaten eingeführten öffentlich-mündlichen Anklageverfahrens erworben, führte im Jahre 1856, in welchem auch im Königreich Sachsen das Institut der Staatsanwaltschaft und ein auf den modernen Prinzipien beruhender Strafprozeß ins Leben trat, zu seiner Berufung nach Dresden als Gehilfe und Stellvertreter des Oberstaatsanwalts bei dem kgl. sächsischen Oberappellationsgericht (damals

O. F. Schwarze). In dieser Stellung verblieb er, nachdem er inzwischen (20. April 1857) auch seinen Hausstand begründet hatte durch Vermählung mit Elise von Zastrow, die er auf einer Reise nach Norddeutschland kennen gelernt hatte, bis zum Jahre 1860, wo er seinem Wunsche gemäß als erster Staatsanwalt an das Bezirksgericht Dresden versetzt wurde. Von dieser Zeit ab begann Heinze auch schriftstellerisch tätig zu werden, eine Tätigkeit, die sich zumeist an die großen Aufgaben der Straf- und Strafprozeßgesetzgebung seiner Zeit anschloß und die bald zu großer Ausdehnung gelangen sollte. Neben anderen Fragen, die er in kleineren, zumeist im „Gerichtssaal" erschienenen Aufsätzen behandelte (so: über den Einfluß des Rechtsirrtums im Strafrecht 1861, worin er mit Recht das Bewußtsein der Pflichtwidrigkeit als Voraussetzung für die Bestrafung vorsätzlicher Verbrechen forderte; über unzulässige Ausdehnung der Zeugenpflichten 1862; über einige Kapitalfälle und die 2. Instanz, sowie: zur Physiologie des englischen Beweisrechts 1863; daneben auch einige privat- und staatsrechtliche Arbeiten: über das eheliche Güterrecht in der Pflege, Koburg 1861; die Domänenfrage im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften 1863), — war es hauptsächlich das Problem der Jury, ihre Entwicklung und Gestaltung in England, ihre französisch-deutsche Entstellung, sowie die für Deutschland durch Zurückgehen auf das englische Original und dessen Anpassung an unsere Verhältnisse anzustrebende Reform, die Heinzes Aufmerksamkeit und Studien damals zunächst auf sich zog. Im Jahre 1864 erschienen von ihm „Parallelen zwischen der englischen Jury und dem französisch-deutschen Geschworenengericht" (Beilageheft zum 16. Jahrgang des Gerichtssaals), worin er „aus der Zergliederung des englischen Organismus Material für die Kritik der französischen Stieftochter und das richtige Verständnis der Juryidee im Allgemeinen", damit aber zugleich „Bausteine zur künftigen Schöpfung eines deutschen Geschworenengerichts" zu gewinnen suchte. Bereits vorher hatte er in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" 1862 anonym „Betrachtungen über die Aufgabe und Vorschläge zur Einrichtung eines deutschen Geschworenengerichts" veröffentlicht, um anschaulich zu machen, „zu welchen Nutzanwendungen auf unsere Verhältnisse die Betrachtung der englischen Einrichtungen führt, wenn man Kern und Rinde, Wesen und Zutat gehörig scheidet." Mit seinem Namen und unter dem Titel: „ein deutsches Geschworenengericht, 2. umgearbeitete Ausgabe" gab er diese Schrift dann als besonderes Buch neu heraus (Leipzig 1865). In den

Kreis dieser Studien gehören noch zwei weitere Abhandlungen: der englische Gerichtsorganismus und die Jury (Haimerls Vierteljahrschrift für Rechtswissenschaft 1864), sowie: die Einstimmigkeit des Juryverdikts (Goltdammers Archiv 1865, 66). Das ausgebreitete theoretische und praktische Wissen, die elegante und geistvolle Schreibweise, welche in diesen Arbeiten zu Tage traten, verfehlten nicht, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf den Verfasser zu ziehen, und so wurde derselbe im Jahre 1865 an die früher von Marezoll bekleidete Stelle als ordentlicher Professor für Kriminalrecht und Rechtsphilosophie an die Universität Leipzig berufen. Bei seinem Eintritt in die juristische Fakultät wurde ihm von dieser die juristische Doktorwürde, einige Jahre später vom König von Sachsen der Titel eines Geheimen Hofrats verliehen. Seine Antrittsvorlesung behandelte „das Recht der Untersuchungshaft" (erschienen Leipzig 1865), welcher Arbeit er später zwei historische Untersuchungen über ein verwandtes Thema: die Sicherheitsstellung im römischen (Ger.-Saal 1871), sowie diejenige im germanischen Strafverfahren (Zeitschr. f. Rechtsgeschichte X, 1872) folgen ließ. Bald wurde Heinze von der Universität auch zu ihrem Vertreter in der ersten sächsischen Kammer gewählt, und hier fand er nun Gelegenheit, sich unmittelbar an gesetzgeberischen Arbeiten, insbesondere an denen zur Revision der sächsischen Strafprozeßordnung sowie zur Einführung der Geschworenen- und Schöffengerichte im Königreich Sachsen, wobei er als Referent fungierte, zu beteiligen. Vgl. dazu seinen Aufsatz: „Mitteilungen aus den sächsischen Entwürfen und Kammerverhandlungen über Einführung der Jury und der Schöffengerichte" in Goltdammers Archiv 1868. — Unterdes war im neugegründeten Norddeutschen Bund eine größere Aufgabe, die Herstellung eines einheitlichen deutschen Strafrechts in Angriff genommen worden. Bereits als Vorarbeit hierfür hatte Heinze seinen Aufsatz über Verbrechen gegen fremde Gemeinwesen ꝛc. (Ger.-Saal 1869) bezeichnet. Als dann im gleichen Jahre der Entwurf zu einem Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund selbst erschienen war, erachtete er es alsbald als seine Aufgabe, mit seinem kritischen Urteil zu einer den Anforderungen der Wissenschaft und dem Bedürfnis des Bundes wie der Einzelstaaten entsprechenden Ausgestaltung des nationalen Werkes beizutragen. In seinen „staatsrechtlichen und strafrechtlichen Erörterungen zu dem amtlichen Entwurfe eines St.-G.-Bs. für den Norddeutschen Bund" (Leipzig 1870) wies er insbesondere auf die durch die staatsrechtlichen Verhältnisse des Norddeutschen Bundes bedingten neuen Aufgaben der

Strafgesetzgebung hin, welchen in dem lediglich nach dem Muster der bisherigen einzelstaatlichen Gesetzbücher gearbeiteten Entwurfe nur wenig Rechnung getragen war. Weitere kritische Bedenken äußerte er in der Schrift „zum revidierten Entwurf eines St.-G.-Bs. für den Norddeutschen Bund“ (Leipzig 1870). Aus diesen kritischen Arbeiten erwuchs dann die Monographie „Das Verhältnis des Reichsstrafrechts zu dem Landesstrafrecht“ (Leipzig 1871), auf strafrechtlichem Gebiet wohl die bedeutendste Leistung Heinzes, in welcher er die im Gefolge der Gesetzgebung des Reichs neu aufgetauchte Frage der Grenzregulierung zwischen Reichs- und Landesrecht in gründlicher und scharfsinniger Weise erörterte, derart daß die von ihm aufgestellten Grundsätze langehin für maßgebend erachtet wurden. Denselben Gegenstand bearbeitete er auch für v. Holtzendorffs Handbuch des deutschen Strafrechts (1871); auch kam er später noch einmal in einem im Ger.-Saal 1878 erschienenen Aufsatz darauf zurück. In jenem Holtzendorffschen Sammelwerke aber entstammen außerdem noch die Abschnitte über „Strafrechtstheorieen und Strafrechtsprinzip“, sowie über den „Wegfall der Strafe“ seiner Feder. Die hier dargelegten Ansichten über den Rechtsgrund der Strafe lassen zum Teil noch den Einfluß der Hegelschen Schule erkennen und sind nicht frei von mystischen Elementen; doch erkennt der Verfasser schärfer, als es sonst dort üblich war, das rechtliche Wesen der Strafe in der darin liegenden Rechtsminderung, ohne deren Grund doch, wie es heutzutage wieder vielfach Mode ist, auf lediglich polizeiliche Gesichtspunkte zurückzuführen. Auch sonst verhielt sich Heinze alle Zeit ablehnend gegen Auffassungen und Tendenzen, die darauf zielten, die Strafe zum bloßen Polizeiinstitut herabzudrücken, wie solche später besonders in der 1889 gegründeten „Internationalen kriminalistischen Vereinigung“ hervorgetreten sind. Dieser Zeit gehört endlich noch ein Aufsatz an über „Mittel und Aufgaben unserer Universitätsbibliotheken“ in der Tübinger Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften 1870. — Im Jahre 1870 hatte Heinze eine Berufung an das hanseatische Oberappellationsgericht in Lübeck abgelehnt; dagegen nahm er zwei Jahre später, hauptsächlich infolge von Differenzen, in die er bei Beratung des Universitätsetats in der 1. Kammer mit dem damaligen sächsischen Kultusminister v. Gerber, seinem früheren Leipziger Kollegen, geraten war, einen Ruf an die Universität Tübingen an. Bevor er indes dorthin übersiedelte, wurde er unter Ernennung zum großherzoglich badischen Geheimen Rat als Nachfolger Emil Herrmanns auf den Lehrstuhl für

Strafrecht, Strafprozeß und Kirchenrecht an die Universität Heidelberg berufen. Es gelang ihm, die für Tübingen bereits eingegangene Verbindlichkeit wieder zu lösen, und so ist er denn unter Ablehnung eines 1875 an ihn gelangten Rufes nach Wien 23 Jahre lang, von Ostern 1873 bis zu seinem 1896 erfolgten Tode, als viel und gern gehörter akademischer Lehrer in Heidelberg tätig gewesen. — Schriftstellerisch wandte sich Heinze nun zunächst, veranlaßt durch die im Jahre 1874 dem Reichstag vorgelegten Entwürfe einer St.-P.-O. und eines G.-V.-Gs. für das Deutsche Reich, wieder mehr dem Strafprozesse zu. Als „Beitrag zur Kritik" dieser Entwürfe erschienen von ihm „Strafprozessuale Erörterungen" (Stuttgart 1875), und als Ergänzung hierzu ein Aufsatz in Goltdammers Archiv 1875. Im Anschluß an diese kritischen Studien schrieb er im folgenden Jahre zwei Abhandlungen, die sich mit der Natur und den Grundprinzipien des Strafprozesses überhaupt beschäftigten: „Zur Physiologie des Strafprozesses" (Gerichts-Saal 1876) und „Dispositionsprinzip und Offizialprinzip; Verhandlungsform und Untersuchungsform, insbes. im St.-P." (Goltd. Arch. 1876). Die in Heidelberg neu übernommene Vertretung des Kirchenrechts förderte in demselben Jahre auch eine kirchenrechtliche Arbeit zutage: „Das Lehramt in der kath. Kirche und der päpstliche primatus ordinis" (Grünhuts Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart 1876), worin der päpstlichen Infallibilität eine juristische Konstruktion zu geben versucht wurde. Zum Strafrecht zurück führte dann eine Abhandlung über „Die Straflosigkeit parlamentarischer Rechtsverletzungen und die Aufgabe der Reichsgesetzgebung" (Stuttgart 1879), worin sich der Verfasser in Anlaß eines damals dem Bundesrat vorgelegten Gesetzentwurfs, betr. die Strafgewalt des Reichstags über seine Mitglieder, für Beseitigung der Straflosigkeit wahrheitsgetreuer Berichte über Reichstags- und Landtagsverhandlungen aussprach. Auch die weiteren strafrechtlichen Arbeiten Heinzes waren durch besondere Anlässe hervorgerufen. Für den 4. internationalen Gefängniskongreß zu St. Petersburg verfaßte er ein Gutachten in französischer Sprache über die strafrechtliche Behandlung der Trunkenheit (Rapport: de quelle façon l'ivresse peut être envisagée dans la législation pénale, abgedruckt in den Travaux préparatoires des Kongresses, St. Petersburg 1890), in welchem er, nach einem Überblick über die historische Entwicklung und den gegenwärtigen Rechtszustand, für die Trunkenheit als solche unter gewissen Voraussetzungen besondere Strafbestimmungen forderte, die in

der Trunkenheit begangenen Rechtsverletzungen dagegen auf Grund eingehender Analyse der verschiedenen Trunkenheitsstadien den allgemeinen strafrechtlichen Grundsätzen über Zurechnung und Zurechnungsfähigkeit unterstellte. Die letzte Arbeit seines Lebens endlich war sein Beitrag zu der Festgabe, welche die Mitglieder der Heidelberger Juristenfakultät zum 70. Geburtstag des Großherzogs Friedrich von Baden darzubringen beschlossen hatten: „Universelle und partikuläre Strafrechtspflege" (Heidelberg 1896). Auf Grund einer von ihm aufgestellten Scheidung der Rechtsnormen in sog. partikuläre und sog. universelle, d. h. in solche, die, von den einzelnen Staaten geschaffen, je nur für diese gelten, und solche, die über den einzelnen Staaten und Nationen stehend für die ganze civilisierte Menschheit verbindlich sein sollen, suchte er den Satz zu begründen, daß bei Verletzung solcher universeller Normen alle civilisierten Staaten gleichmäßig zur Bestrafung berufen seien (Prinzip der sog. Weltrechtspflege); wogegen freilich eingewendet werden muß, daß es derartige universelle Normen in Wirklichkeit nicht gibt. Die Adresse an den Verleger auf der eben fertiggestellten Arbeit waren die letzten Zeilen, die er, schon auf dem Sterbelager, mit zitternder Hand niederschrieb; erschienen ist sie erst, nachdem er am 18. Mai 1896 die Augen geschlossen. In seinem Nachlasse fanden sich umfangreiche Vorarbeiten zu einem rechtsphilosophischen Werke, mit dem er sich die letzten Jahrzehnte seines Lebens getragen hatte. — Im Jahre 1883/84 hatte Heinze das Prorektorat der Ruperto-Carola bekleidet; in seiner bei der akademischen Preisverteilung am 22. November gehaltenen Festrede über „Heidelberger Universitätsjubiläen" (erschienen 1884) schilderte er, gewissermaßen als Prolog zu der bevorstehenden 500jährigen Jubelfeier, die früheren Centenarfeiern der Hochschule. — Auch außerhalb seines Berufs hat Heinze zu allen Zeiten den öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere den Interessen des Vaterlandes die lebhafteste Aufmerksamkeit gewidmet und betätigt, wie zahlreiche, zum Teil anonym erschienene Aufsätze in der Augsburger, später Münchener „Allg. Zeitung" sowie in der Wiener „N. Fr. Presse" bezeugen. Er war Mitglied des Heidelberger Bürgerausschusses, des ev. Kirchengemeinderats, der badischen Generalsynode, längere Jahre hindurch auch Vorsitzender der akademischen Krankenhauskommission. Warmen Anteil nahm er vor allem an der Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Der Allgemeine Deutsche Schulverein, zu dessen eifrigsten Freunden er gehörte, ernannte ihn an seinem 70. Geburtstag zu seinem Ehrenmitglied. In Betätigung dieser

patriotischen Gesinnung, mit tapferem Mute der Pflicht gehorchend, die, wie er sagte, über dem Belieben stehe, ergriff er im Jahre 1882 das Wort gegen die Vergewaltigungen, denen er das deutsche Volkstum in Ungarn und Siebenbürgen seitens der dortigen Machthaber ausgesetzt sah. Seine Schrift Hungarica, die er selbst auf dem Titel „eine Anklageschrift" nannte (Freiburg und Tübingen 1882), sollte die Aufmerksamkeit des Mutterlandes auf die dort gefährdeten eigenen Interessen hinlenken und den in ihren Rechten und ihrer Nationalität bedrohten Volksgenossen nach Möglichkeit Erleichterung und Hilfe schaffen. Die ungarische Regierung sah sich zu einer offiziösen Gegenschrift: „Dr. Heinzes Anklageschrift Hungarica im Lichte der Wahrheit" (Preßburg und Leipzig 1882) veranlaßt, durch welche seine Angaben als unrichtig dargetan werden sollten, wogegen dann ein ungenannter Gesinnungsgenosse Heinzes wieder replizierte in der Schrift „Deutsche Wahrheiten und magyarische Entstellungen" (Leipzig 1882). Sachlich ist durch diesen Streit freilich nichts gebessert und nur dies erreicht worden, daß der Mut besonders der Siebenbürger Sachsen, ihre Entschlossenheit, in dem Kampfe um ihr Deutschtum nicht nachzulassen, mächtig gehoben und gestärkt wurde. Von allen Seiten kamen Heinze aus Siebenbürgen Ausdrücke des Dankes und Zeichen der Verehrung entgegen. Der Nachruf, den das Siebenbürgisch-deutsche Tageblatt in der Nummer vom 23. Mai 1896 seinem Andenken widmete, schloß mit den warm empfundenen Worten, die auch den Schluß dieser Lebensskizze bilden mögen: „Die deutsche Wissenschaft hat in ihm einen tüchtigen Gelehrten hohen Rufes verloren, die Wahrheit einen tapferen Verteidiger, wir einen Freund, dessen Name mit unseren harten Kämpfen für unsere Eigenart für immer verbunden bleibt".

R. Loening.

Adolf Helbling

wurde am 15. September 1824 in Buchen geboren, durchlief im Lyceum zu Karlsruhe die Klassen Unterquarta und Unterquinta (älterer Ordnung) und widmete sich sodann dem Baufach. In der polytechnischen Schule besuchte er die vorgeschriebenen Kurse in den mathematischen Klassen und in der Bauschule. Vor Eintritt in diese bestand er das Abiturientenexamen. Demnächst erwarb er sich auf dem Bureau des Professors Eisenlohr (Bad. Biogr. I, 220 ff.) für Hochbauten der badischen Eisenbahn theoretische und praktische Kenntnisse und besuchte hierauf im Winter-

halbjahr 1848/49 die Bauakademie in München. Im September 1850 ward Helbling, nachdem er die Staatsprüfung bestanden hatte, unter die Zahl der Baupraktikanten aufgenommen. Im Jahre 1855 wurde ihm aus dem Fonds für Künste und Wissenschaften eine Unterstützung zu einer Reise nach Italien bewilligt, wozu er im April d. J. einen einjährigen Urlaub erhielt. Nach seiner Rückkehr wurde Helbling als Gehilfe an der Bezirksbauinspektion Karlsruhe beschäftigt und als Bauaufseher bei den Herstellungen an der Schloßkirche und an dem Speichergebäude in Pforzheim verwendet. Im Jahre 1858 wurde Helbling bei der Eisenbahn-Hochbauinspektion unter Leitung des Baurats Küentzle bei dem Bau der Bahn von Durlach nach Mühlacker beschäftigt. Im Jahre 1859 wurde er zum provisorischen Vorstand der Eisenbahn-Hochbauinspektion Karlsruhe ernannt und im Juli 1860 mit Verlegung dieser Inspektion nach Pforzheim dorthin versetzt. Der Direktor des Wasser- und Straßenbaues F. J. Baer (Bad. Biogr. IV, 518) erteilte Helbling im April 1861 das Zeugnis, daß er neben den schönsten Kenntnissen im Baufache einen unermüdlichen Fleiß und Geschäftstüchtigkeit bekundet habe. Im Mai 1861 wurde er nach Heidelberg zur Leitung der dort für die Strecke Heidelberg-Mosbach zu errichtenden Hochbauinspektion versetzt. Im März 1862 wurde Helbling die Staatsdienereigenschaft mit dem Charakter als Bauinspektor verliehen; gleichzeitig erfolgte die definitive Ernennung zum Vorstand der Eisenbahn-Hochbauinspektion Heidelberg, deren Sitz 1863 nach Mosbach verlegt wurde. 1864 erhielt er Urlaub zur Besichtigung der Hochbauten einiger norddeutschen Eisenbahnen auf Staatskosten. Im Oktober 1867 wurde er mit dem Titel Baurat zum technischen Rat bei der Direktion der Verkehrsanstalten ernannt. Im Jahre 1872 erhielt er den Auftrag zur Ausführung des Gebäudes der Generaldirektion der Staatseisenbahnen auf dem Friedrichsplatz in Karlsruhe und des Personenbahnhofes in Mannheim. Helbling war stets ein stiller, etwas verschlossener, bescheidener und anspruchsloser Mann, der sich nie in den Vordergrund drängte. Mit diesen beiden Bauten hat er aber Werke geschaffen, die seinem Namen für immer einen Ehrenplatz unter den badischen Architekten sichern werden. Bei der Neuorganisation der Generaldirektion der Staatseisenbahnen im September 1876 wurde Helbling zum Vorstand der hochbautechnischen Bureaus ernannt. Nachdem er im Mai 1877 durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet worden war, wurde Helbling im Oktober 1878 zum Vorstand der Baudirektion er-

nannt, erhielt 1880 die Ernennung zum Oberbaurat, 1883 zum Baudirektor und wurde im Februar 1887 auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt. Helbling starb in Karlsruhe am 14. August 1897. (Nach den Personalakten im Großherzoglichen Finanzministerium.)

v. Weech.

Gustav Helm,

als Schriftsteller unter dem Namen „Palatinus" bekannt, ist am 16. Juni 1861 als Sohn des Kaufmanns Theodor Helm in Bensheim an der hessischen Bergstraße geboren, woselbst er, wie seine vier Brüder, mit bestem Erfolge das Gymnasium absolvierte. Während drei Brüder Rechtswissenschaft, ein Bruder Philologie studierten, hatte er schon frühe die Absicht, sich dem Priesterstande zu widmen und besuchte zunächst das bischöfliche Seminar in Eichstätt, an welchem damals die Professoren Pruner, Schneid und Stöckl mit großem Erfolge wirkten. Insbesondere die philosophischen Vorträge von Schneid veranlaßten den jungen Studenten zur Nachforschung über verschiedene philosophische Probleme, deren Durcharbeitung im privaten Studium und in gegenseitiger Aussprache mit Lehrern und Kollegen ihm frühzeitig Selbständigkeit und Sicherheit des Denkens verlieh und so die Grundlage zu seiner späteren schriftstellerischen Tätigkeit legte. Das zweite und dritte Studienjahr verbrachte Helm an der Universität Würzburg, wo er sein theologisches Schlußexamen mit Auszeichnung bestand. Hettingers Vorträge in Würzburg, die einen unvergleichlichen Eindruck auf seine Hörer machten, bewirkten bei Helm eine tiefgegründete, innige Liebe zu seiner Kirche, die durch sein ganzes Leben der Mittelpunkt seines Denkens und Handelns war. Im Herbst 1883 bezog Helm das Priesterseminar zu St. Peter bei Freiburg und empfing daselbst 1884 durch Erzbischof Orbin die Priesterweihe. Die erste Anstellung am erzbischöflichen Knabenseminar in Tauberbischofsheim mußte er alsbald wieder aufgeben, da ein schwerer Gelenkrheumatismus, wie ein solcher schon den Studenten in Eichstätt befallen hatte, sich wieder einstellte. In seiner zweiten Stelle als Hauskaplan am St. Vincentiushaus in Karlsruhe fand er Zeit, seine literarische Tätigkeit, die er mit der Schrift „Zur Salzburger Universitätsfrage" glücklich begonnen hatte, wieder aufzunehmen. Es folgten 1885 „Die hohen Schulen im Mittelalter" und 1886 „Heidelberg und seine Universität". Letztere Schrift wurde nicht mehr in Karlsruhe vollendet. Bereits war

Helm als Vikar nach Ziegelhausen bei Heidelberg gekommen, wo er die Schätze der Heidelberger Bibliothek reichlich zu benützen Gelegenheit hatte. Nachdem er zwei Jahre als Vikar und zwei Jahre als Pfarrverweser in Ziegelhausen gewirkt hatte, wurde er auf wiederholtes Bitten der Gemeinde im Jahre 1890 von Großherzog Friedrich zum Pfarrer in Ziegelhausen ernannt und kirchlich investiert. Als Pfarrer hat Helm eine erstaunliche Tätigkeit entfaltet; in fester Stellung, in Kenntnis der Verhältnisse der Gemeinde konnte er alsbald mit Arbeiten und Plänen beginnen, deren Ausführung lange Zeit und schwere Opfer verlangte. Er veranlaßte eine Niederlassung der Niederbronner Schwestern, sorgte für regelmäßige Pflege der Kranken und baute das St. Josephshaus zur Aufnahme der Schwestern und einer von ihm ins Leben gerufenen Kinderschule. Die Kosten des Hauses im Betrage von ungefähr 30000 Mark, die er nicht aus Stiftungen und Fonds schöpfen konnte, brachte er durch eigene private Sammlungen auf, welche er in Baden, insbesondere aber auch in den Rheinlanden und in Westfalen veranstaltete. Auch der verstorbene Prinz Wilhelm von Baden empfing den Pfarrer von Ziegelhausen wiederholt gelegentlich solcher Sammlungen und hat mit ihm jeweils gerne die sozialen Verhältnisse besprochen. In dem Filialorte Petersthal baute Helm das Marienhaus, eröffnete auch hier eine Kinderschule und veranlaßte eine Niederlassung von Niederbronner Schwestern. Schließlich baute er noch in Petersthal ein romanisches Kirchlein mit Überwindung aller Schwierigkeiten, die sich dem Bau entgegenstellten. In seiner Anmut und Lieblichkeit übt das Kirchlein am stillen Waldsaum auf alle Besucher von Petersthal einen wunderbaren Zauber aus. Auch die Kosten dieses Kirchleins mit dem inneren Schmuck im Betrage von ungefähr 50000 Mark hat der Pfarrer lediglich durch private Sammlungen aufgebracht. Seine Verbindungen mit Reichensperger in Köln, Lingers in Aachen, Graf Stolberg in Münster veranlaßten immer weitere Bekanntschaften, die ihm nicht nur hohen geistigen Genuß brachten, sondern auch ausreichende Mittel für seine Bauten eintrugen. Durch sein opfervolles Wirken, durch die Gewalt und Schönheit der Sprache, durch seine hinreißende Beredsamkeit und durch seine ganze ideale Persönlichkeit hatte sich Helm eine ganz seltene, eigenartige Anhänglichkeit und Verehrung bei seinen Pfarrkindern erworben; er war der treue Berater derselben in allen Anliegen, und die Kranken, Armen und Verlassenen hatten keinen besseren Freund als ihren Pfarrer. Neben seiner Wirksamkeit als Seelsorger blieb Helm

fortwährend schriftstellerisch tätig. Monatlich veröffentlichte er in Zeitschriften und Zeitungen Artikel kulturhistorischen und politischen Inhalts. Die Generalversammlungen der deutschen Katholiken besuchte er alljährlich regelmäßig. Windthorst regte in ihm den Gedanken an, die Geschichte der Generalversammlungen der deutschen Katholiken zu schreiben, und August Reichensperger bestärkte und förderte ihn in diesem Vorhaben. Mit Eifer und Liebe widmete er sich dieser Arbeit und ließ 1893 „Die Entstehung der Generalversammlungen und ihre erste grundlegende zu Mainz im Jahre 1848“ erscheinen. Diese Schrift wurde in katholischen Kreisen mit großem Beifall aufgenommen, und 1896 erschien die zweite Auflage derselben. 1897 veröffentlichte Helm „Erinnerungen aus schwerer Zeit, ein Beitrag zur Entwicklung der Schulfrage in Preußen“. Den Auftrag, ein Lebensbild des Philosophen Stöckl, seines ehemaligen Lehrers, zu schreiben, konnte Helm nicht mehr ausführen; ebenso blieben seine Studien über Leben und Wirken des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg unvollendet; reichliches Material hatte er zu dieser Arbeit in der Heimat des Grafen Stolberg gesammelt. Als Schriftsteller zeichnete sich Helm durch eine ruhige, sachliche und vornehme Darstellung aus. Im Winter 1898/99 wurde Helm von einem schweren Typhus mit ernsten Folgekrankheiten heimgesucht; er erholte sich nochmals und konnte im Mai 1900 eine Reise nach Rom machen, welche seine schon erlahmende Kraft neu zu beleben schien; doch der Todeskeim saß ihm bereits im Herzen. Philosophische Fragen über Ewigkeit, Zustand der Seele nach der Trennung vom Leibe beschäftigten ihn im Sommer 1900 viel. Am 14. Oktober 1900 begann eine abermalige schwere Krankheit; die längst gefürchtete Herzhautentzündung brachte ihm vier Monate lang beinahe unerträgliche Schmerzen. Am Morgen des 14. Februar 1901 war das Opfer seines Lebens vollendet, und als das Glöcklein während der heiligen Messe läutete, wurde der Pfarrer des Orts in die Ewigkeit abberufen.

Dr. A. Baumeister.

Karl Helm,

Direktor der Großherzoglich Badischen Amortisationskasse, geboren 27. Juli 1825 zu Neckarwimmersbach (Baden), als Sohn eines Pfarrers, gestorben 3. Dezember 1899 in Karlsruhe. Nach Vollendung seiner Studien wurde Helm 1849 als Kameralpraktikant rezipiert, 1860 zum Domänenver-

walter in Bühl, im gleichen Jahre als kameralistisches Mitglied in den Evangelischen Oberkirchenrat berufen und zum Assessor, 1864 zum Oberkirchenrat ernannt. Im Jahre 1869 wurde er Direktor der Amortisations- und Eisenbahn-Schuldentilgungskasse und hatte diese wichtige, arbeits- und verantwortungsreiche Stelle nahezu ein Vierteljahrhundert inne. Die ausgezeichnete Verwaltung des ihm anvertrauten Postens, die er mit ebenso großer Gewissenhaftigkeit als geschäftlicher Umsicht handhabte, sichert seinem Namen in der Geschichte des badischen Finanzwesens eine ehrenvolle Stelle. Als Mensch genoß Helm durch seine vortrefflichen Charaktereigenschaften und die Humanität seiner Gesinnung die allgemeine Achtung. (Karlsruher Zeitung 1899 Nr. 336.)

v. Weech.

Hermann von Helmholtz.

Hermann Helmholtz wurde am 31. August 1821 in Potsdam als Sohn des Gymnasialoberlehrers August Helmholtz und seiner Frau Karoline, geb. Peime, welche mütterlicherseits aus einer Refugié-Familie Sauvage stammte, geboren. Schon auf dem Gymnasium gab sich seine Neigung zu den Naturwissenschaften zu erkennen, indem er in der Mußezeit die in der Bibliothek seines Vaters vorhandenen Lehrbücher der Physik studierte und mit den einfachsten Hilfsmitteln allerhand Experimente im Hause anstellte. In einfachen und bescheidenen Verhältnissen erzogen, war er genötigt, die Medizin als Brotstudium zu ergreifen und trat im Jahre 1838 in das militärärztliche Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin als Eleve ein. Auf der Universität übte auf ihn insbesondere der berühmte Anatom und Physiologe Johannes Müller einen bestimmenden Einfluß aus. Hier kam er in Berührung mit gleichstrebenden Studiengenossen und Freunden, E. du Bois-Reymond, Ernst Brücke, Karl Ludwig und Rudolph Virchow. Nachdem Helmholtz nach Beendigung seiner Studien fünf Jahre als Militärarzt in Potsdam fungiert hatte, erhielt er im Herbst 1848 eine Anstellung als Lehrer an der Berliner Kunstakademie und wurde infolge seiner hervorragenden Leistungen im Juli 1849 zum außerordentlichen Professor der Physiologie und allgemeinen Pathologie in Königsberg ernannt, woselbst er im Jahre 1852 zum ordentlichen Professor befördert wurde. Vom Herbst 1855 bis zum Herbst 1858 lebte Helmholtz in Bonn als ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie und wurde von dort als Physiologe nach Heidelberg berufen,

wo er bis Ostern 1871 wirkte. Zu diesem Zeitpunkt siedelte er als Professor der Physik nach Berlin über und übernahm im Jahre 1888 die Leitung der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg. Hierselbst schied er am 8. September 1894 aus dem Leben, nachdem sich schon 1893 bei der Rückkehr von einer Reise zur Weltausstellung in Chicago bedrohliche Krankheitserscheinungen bei ihm gezeigt hatten.

Schon vor der Berufung nach Heidelberg hatte Helmholtz eine große Reihe ausgezeichneter Arbeiten veröffentlicht. Seine ersten Untersuchungen bewegten sich auf dem Gebiete der Nerven- und Muskelphysiologie. Aber sehr früh zeigte sich sein in das Wesen der Naturprozesse tief eindringender Geist in der Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, das, erst allmählich anerkannt, eine Umwälzung in den Naturwissenschaften herbeiführen sollte. Dieses Gesetz bedeutet im Prinzip, daß nirgends in der toten oder lebenden Natur Kraft oder, besser gesagt, Energie von selbst entsteht oder vernichtet wird, sondern daß alle Naturerscheinungen auf einer Umwandlung der Energieformen ineinander nach bestimmten Maßverhältnissen beruhen. Dieses Gesetz ist zur Richtschnur aller physikalischen, chemischen und physiologischen Untersuchung geworden. In der Physiologie stürzte es vollends die alte Lehre von der Lebenskraft. Mit einem Schlage wurde der Name Helmholtz berühmt durch die Erfindung des Augenspiegels im Jahre 1851. Dieses Instrument gestattet bekanntlich einen Einblick in das Innere des Augapfels bis zur Netzhaut und ist zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der Augenheilkunde geworden. Vorher, pflegte der bedeutende Augenarzt Graefe zu sagen, waren nicht nur die Kranken, sondern auch Augenärzte blind; denn sie konnten nicht sehen, was in dem erkrankten Auge vorgegangen war. Durch diese Erfindung ist Helmholtz zu einem Wohltäter der Menschheit geworden, und viele Tausende verdanken ihm hierdurch die Wiedergabe der Sehkraft. Andere Arbeiten von Helmholtz, welche er in Königsberg und Bonn vollendete, beschäftigten sich mit der Geschwindigkeit der Nervenprozesse, mit der Dauer und dem Verlauf der Induktionsströme, und dann wandte sich das Interesse von Helmholtz namentlich optischen und akustischen Untersuchungen zu. Es erschienen Arbeiten über eine Theorie der Farbenempfindung, die sich an die ältere Theorie von Th. Young anschloß, nach welcher Helmholtz drei verschiedene Sehnervenfasern für die Empfindung dreier Grundfarben (Rot, Grün, Violett) annahm. Er untersuchte ferner die Akkomodation des Auges, d. h. die Einstellung desselben auf Gegenstände in verschiedener Entfernung, und erklärte die Zunahme der Linsen-

krümmung beim Sehen in die Nähe. Seine akustischen Untersuchungen bezogen sich auf die physikalische Entstehung der Kombinationstöne, und dann ging er dazu über, die Klänge der verschiedenen Instrumente und der menschlichen Stimme und Sprache zu analysieren. Mit solchen Aufgaben beschäftigt, zog Helmholtz im Herbst 1858 in Heidelberg ein, um dort das Lehramt für Physiologie zu übernehmen, das vorher von dem Anatomen Friedrich Arnold bekleidet worden war. Es bestand bis dahin in Heidelberg ein besonderes physiologisches Institut nicht, und es wurde daher für Helmholtz ein provisorisches Institut in einem Gebäude der westlichen Hauptstraße, dem „Riesen", eingerichtet. Inzwischen wurde gegenüber demselben der „Friedrichsbau" errichtet und nach Vollendung desselben das physiologische Institut zugleich mit einer Amtswohnung für den Direktor in dem ersten Stock des Gebäudes untergebracht. Diese Räume wurden später dem physikalischen Institut zugeteilt, nachdem das neue physiologische Institut in der Akademiestraße unter W. Kühne erbaut war. Das Institut bestand damals aus einem Direktorzimmer, an welches zwei zu akustischen und optischen Versuchen bestimmte Zimmer anstießen, aus einem etwas größeren, allgemeinen Arbeitsraume, einem Assistentenzimmer, einer kleinen chemischen Küche und einem bescheidenen Auditorium. In diesen Räumen entfaltete Helmholtz eine emsige und in hohem Maße fruchtbringende Tätigkeit als Forscher und Lehrer. — Seine akustischen Studien faßte Helmholtz im Jahre 1862 in einem Werke „Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik" zusammen, welches epochemachend auf dem Gebiete der physikalischen und physiologischen Akustik, sowie auf dem Gebiete der Musiktheorie gewesen ist. Von diesem Werke sind mehrere Auflagen mit erheblichen Zusätzen und Erweiterungen erschienen. Es ist darin eine umfassende Darstellung des Gegenstandes in gemeinverständlicher Form, zugleich aber auch mit strengeren mathematischen Beweisen in angefügten Beilagen, enthalten. Ausgehend von den Schwingungen der tönenden Körper und der Luft, wird die Zusammensetzung eines Klanges aus einem Grundtone und einer Reihe harmonischer Obertöne bewiesen. Mit Hilfe der von Helmholtz erfundenen Resonatoren kann man jeden Klang in seine einfachen Töne zerlegen. Es läßt sich zeigen, daß die Klangfarbe der verschiedenen musikalischen Instrumente und ebenso der menschlichen Stimme nur auf der Gegenwart verschiedener Obertöne in wechselnder Stärke beruht. Die Vokale der menschlichen Sprache sind nach diesen Untersuchungen nichts anderes als Klänge,

deren Grund- und Obertöne im Kehlkopf erzeugt werden und durch die entsprechenden Formen der Mundhöhle eine Verstärkung durch Resonanz erfahren. Eine befriedigende Theorie der Sprachlaute wird hier zum ersten Male entwickelt. Es kam nun ferner darauf an, den Vorgang des Hörens durch die Mechanik unseres Gehörorgans zu erklären. Auch hierin haben die Untersuchungen von Helmholtz einen wichtigen Fortschritt gebracht. Das Trommelfell und die Gehörknöchelchen wurden als schallleitende Apparate von großer Präzision erkannt, welche durch ihre eigentümliche Gestaltung und Feinheit befähigt sind, Töne und Klänge innerhalb einer weiten Skala in Höhe und Tiefe dem inneren Ohre zuzuführen. Das tiefste Geheimnis waltete aber bis dahin über der Tätigkeit des inneren Ohres, welches man wegen seines komplizierten Baues das „Labyrinth" genannt hatte. Die Helmholtzschen Untersuchungen haben auch hier Licht geschafft. In die Höhlen des Labyrinths, welche mit Flüssigkeit gefüllt sind, versenkt sich der Hörnerv mit seinen feinsten Fasern und steht in der Schnecke in Verbindung mit einem aus Membranen und Zellen zusammengesetzten Organ (Cortisches Organ), welches einer Klaviatur mit Saiten und Tasten ähnlich sieht. Nach der Helmholtzschen Resonanztheorie spielt gewissermaßen der zugeleitete Schall auf dieser Klaviatur wie ein geschickter Klavierspieler vermöge des Gesetzes der Resonanz, indem er diejenigen Tasten anschlägt, welche auf die einzelnen einfachen Töne einer zusammengesetzten Klangmasse abgestimmt sind. Unklar war ferner bis dahin die Ursache der Konsonanz und Dissonanz, der Harmonie und Disharmonie der Töne und Klänge. Helmholtz führte die Dissonanz zurück auf die Entstehung von Schwebungen in der Stärke des Tones, welche auf unser Ohr einen unangenehmen Eindruck der Rauhigkeit machen, ähnlich wie ein flackerndes Licht unserem Auge unbehaglich vorkommt. Die Konsonanz, welche mehr oder weniger frei von solchen Rauhigkeiten in der Empfindung ist, macht auf das Ohr einen wohltuenden Eindruck durch den gleichmäßigen Fluß der kombinierten Wellen, und der Übergang von vollkommener Konsonanz bis zur entstehenden Dissonanz erzeugt die charakteristische Tonempfindung der verschiedenen Zusammenklänge.

Im Jahre 1867 wurde das „Handbuch der physiologischen Optik" abgeschlossen, dessen erste Abteilung schon 1856 erschienen war. In diesem umfassenden Werke ist die ganze Lehre vom Gesichtssinn nach physikalischer und physiologischer Richtung historisch und experimentell in meisterhafter Weise abgehandelt. Man findet darin auch die

wichtigsten Untersuchungen von Helmholtz auf diesem Gebiete dargestellt, welche einen so erheblichen Fortschritt in diesem herbeigeführt haben. Hierzu gehört die Ausmessung des lebenden Auges mit Hilfe des von ihm konstruierten Ophthalmometers, eines Instruments, das auch der Ophthalmologie wichtige Dienste leistet. In der Dioptrik des Auges finden wir die Untersuchungen über Akkommodation des Auges und die Konstruktion des Augenspiegels, die wir schon oben erwähnt haben, vor. Es folgt die Lehre von den Gesichtsempfindungen, welche die spezifische Energie des Sehnerven, auf jede Regung immer nur Lichtempfindung hervorzurufen, die Eigenschaften der Netzhaut behandelt und sich dann vornehmlich mit der Farbenempfindung beschäftigt. Hier ist eine ausführliche Darstellung der sog. Young-Helmholtzschen Farbentheorie gegegeben, die wir schon oben kurz erwähnt haben. Erst hier kommt die richtige Methode der Farbenmischung zur Anwendung gegenüber den bis dahin vielfach benutzten ungenauen Methoden. Es wird auf diese Weise das Gesetz der komplementären Farbenpaare festgestellt und darauf die Lehre von den Grundfarben und ihren entsprechenden farbenempfindlichen Elementen der Netzhaut und Fasern des Sehnerven aufgebaut. Eine große Fülle von Erscheinungen läßt sich nach dieser Theorie zusammenfassen und erklären. Die Farbenblindheit erfährt hierdurch zum ersten Male eine befriedigende Deutung. Es schließen sich daran die Beobachtungen über Nachbilder, über die Kontrasterscheinungen, welche viele Bereicherungen empfangen. Sehr wichtig ist die Bearbeitung der Augenbewegungen in diesem Werke, in welcher die Listingschen Gesetze derselben bewiesen und genau mathematisch abgeleitet werden. Das Sehen mit beiden Augen, die Lehre von den identischen Netzhautstellen und vom Horopter wird mit großer Ausführlichkeit und Gründlichkeit abgehandelt. Einen wichtigen Abschnitt bilden ferner die Untersuchungen über die Tiefenwahrnehmungen des Raumes und das körperliche Sehen. Dies alles gibt die Grundlage für die von Helmholtz vertretene empiristische Theorie des Sehens, nach welcher erst durch die Erfahrung die Wahrnehmung der Außenwelt und die Raumanschauung erworben wird. Alle Stellen der Netzhaut erhalten dadurch gewissermaßen „Lokalzeichen", welche den verschiedenen Stellen des Gesichtsfeldes entsprechen. Beim Sehen mit beiden Augen wird ebenfalls vermöge der Erfahrung durch Kombination der Lokalzeichen und des Gefühls unserer Augenmuskeln die Raumanschauung gewonnen. Diese Vorgänge lassen sich nach Helmholtz nicht aus rein anatomisch-physiologischen Anordnungen der Nervenelemente in der Netzhaut und im Gehirn

allein ableiten, obwohl die Bedingungen hierzu in einer solchen Anordnung gegeben sein können, sondern bedürfen zu ihrem Zustandekommen gewisser rein psychologischer Voraussetzungen. Die nativistische Theorie dagegen sucht, ohne den physiologischen Vorgang der Erfahrung zu Hilfe zu nehmen, die Gesichtswahrnehmungen im Raume durch angeborene Lokalzeichen der Netzhaut nach gegebenen anatomisch-physiologischen Anordnungen zu erklären. Der Streit zwischen diesen beiden Theorien hat sich bis zur Gegenwart fortgesetzt. Außer mit diesen Arbeiten über die Sinne beschäftigte sich Helmholtz aber noch mit Versuchen über Muskel- und Nerventätigkeit in erfolgreicher Weise. Hierhin gehören seine Beobachtungen über das „Muskelgeräusch“ (1862) und den „Muskelton“ (1866), in denen er nachwies, daß bei der Kontraktion sehr schnelle Schwingungen kleinster Teilchen im Muskel stattfinden und daß die Höhe des Muskeltones der Zahl der Reize in der Sekunde entspricht. Bei der willkürlichen Kontraktion sendet hiernach unser Gehirn etwa 16—20 Reize in der Sekunde aus.

Während der Heidelberger Periode trat neben diesen Erfolgen in der Physiologie zugleich bei Helmholtz die beständige Neigung zu physikalischer und mathematischer Untersuchung in glänzender Weise hervor. Schon bei seinem Eintritt in das Heidelberger Lehramt erschien eine mathematisch-physikalische Abhandlung von wunderbarer Vollendung und großer Tragweite, betitelt „Über Integrale der hydrodynamischen Gleichungen, welche den Wirbelbewegungen entsprechen“. Diese Arbeit ist als eine hervorragende Leistung auf dem Felde der analytischen Mechanik anzusehen, offenbar eine Frucht langjährigen Denkens, welches vermutlich schon mit dem Studium der Werke von Euler und Lagrange begonnen hat, die Helmholtz in der Bibliothek der Pepinière (militärärztliche Anstalt in Berlin) vorfand. Euler und Lagrange hatten die mathematischen Gleichungen für das Gleichgewicht und die Bewegung von Flüssigkeiten aufgestellt; aber man konnte mit ihnen nur solche Probleme lösen, bei denen die Reibung keine Rolle spielt. Das Zustandekommen der Wirbelbewegungen in Flüssigkeiten und Gasen kann man aber ohne Reibung nicht erklären. Man beobachtet bekanntlich leicht solche Wirbel, wenn man mit der Spitze eines Löffels in einer trüben Flüssigkeit, z. B. in einer Tasse Kaffee oder einem Teller Suppe, eine schnelle Bewegung ausführt. Wirbel in der Luft kann man sehen, wenn man Ringe von Zigarrenrauch aus dem Munde bläst oder aus der Öffnung eines Papierkästchens herausstößt. Solche Wirbelringe haben die merkwürdigsten

Eigenschaften. Sie verhalten sich wie feste elastische Körper. Sie schreiten mit einer gewissen Geschwindigkeit vorwärts, indem ihre Teilchen immer dieselben bleiben. Zwei hintereinander sich bewegende Wirbelringe wirken in eigentümlicher Weise aufeinander ein, indem der hintere den vorderen einholt, sich zusammenzieht, durch ihn hindurchgeht und sich wieder erweitert, und dieses Spiel wiederholt sich in derselben Weise periodisch. Helmholtz bewies, daß die elektrischen und magnetischen Erscheinungen ganz ähnlichen Gesetzen gehorchen wie die Wirbelbewegungen in Flüssigkeiten. Endlich hat W. Thomson seine Wirbeltheorie der Atome auf diesen Untersuchungen begründet, nach welcher die Atome nichts anderes als unendlich kleine Wirbelringe des Äthers sind. In Heidelberg entstanden im Anschluß hieran noch andere Untersuchungen ähnlicher Art. Dann wendete sich aber Helmholtz mit intensivstem Eifer der Elektrizitätslehre zu, die damals an einem Wendepunkt ihrer Entwicklung stand, nachdem Maxwell eine auf Faradayschen Anschauungen basierende neue Theorie aufgestellt hatte. Diese Arbeiten begannen mit Beobachtungen über elektrische Oscillationen (1869) und setzten sich in zahlreichen theoretischen Abhandlungen fort, die im „Journal für reine und angewandte Mathematik" bis zum Jahre 1874 erschienen. Helmholtz kritisierte in diesen Arbeiten die bis dahin aufgestellten Theorien der Elektrizität und des Magnetismus von Ampère, Fr. Neumann, W. Weber und verglich sie mit der neueren Theorie von Faraday und Maxwell. Schon hieraus ergab sich vieles, was zugunsten der Maxwellschen Theorie sprach, und so bahnten diese Arbeiten den Weg für den großen Fortschritt, welchen später die Entdeckungen von Heinrich Hertz herbeigeführt haben. Nach dieser neueren Lehre ist die Fortbewegung der elektro-magnetischen Kräfte durch den Raum mit der des Lichtes identisch. Helmholtz hat auch während seines Heidelberger Aufenthalts auf dem Gebiete der reinen Mathematik gearbeitet, indem er in einem Aufsatz „Über die Tatsachen, welche der Geometrie zugrunde liegen" (1868) interessante Betrachtungen anstellte. In seinem späteren Vortrage „Die Tatsachen in der Wahrnehmung" hat Helmholtz dieses Thema populärer behandelt. Es wird darin gefolgert, daß die Axiome der Geometrie der Ebene und des dreidimensionalen Raumes nicht, wie Kant meinte, durch transzendentale Anschauung a priori gegeben seien, sondern erst durch Erfahrung erworben werden. Auch wenn der Raum eine Kugelfläche wäre oder eine andere beliebige Gestaltung besäße, würden wir uns in ihm vermöge der Erfahrung durch die Sinne zurechtfinden.

Neben seiner Forschertätigkeit hat Helmholtz in Heidelberg das akademische Lehramt mit Erfolg verwaltet. Er trug daselbst die gesamte Physiologie vor und behandelte die Physiologie der Sinne ausführlicher in einer besonderen Vorlesung. Außerdem hielt er populäre Vorlesungen für Studierende aller Fakultäten über die allgemeinen Ergebnisse der Naturforschung in kosmologischer und anthropologischer Richtung. Er gehörte nicht zu denjenigen akademischen Lehrern, welche durch oratorische Beredsamkeit glänzen; aber sein schlichter und klarer Vortrag verfehlte nicht, auf den Zuhörer einen nachhaltigen Eindruck zu machen, und seine imponierende Persönlichkeit, welche der äußere Ausdruck seiner geistigen Größe war, wirkte mächtig auf den Lernenden ein. Ebenso bedeutend war sein Einfluß auf diejenigen, welche ihm als Schüler im Laboratorium nähertraten. Hier sammelten sich um ihn eine Anzahl jüngerer Physiologen, die unter seiner Anregung arbeiteten, und viele Ophthalmologen des In- und Auslandes kamen nach Heidelberg, um die Beobachtungsmethode der physiologischen Optik dort zu erlernen. Helmholtz besaß ein ungewöhnliches Geschick im Experimentieren und eine unerschöpfliche Gabe von Ideen und Kunstgriffen, wenn es galt, mechanische Probleme zu lösen und Schwierigkeiten zu überwinden. Dabei entstanden unter seinen Händen aus den einfachsten Hilfsmitteln, aus Kork, Glasstäben, Holzbrettchen, Pappschachteln und dergl. die sinnreichsten Apparate. Wer Helmholtz hat experimentieren sehen, wird die Ruhe und Gelassenheit bewundert haben, die ihn dabei beherrschte und die durch keinerlei Mißgeschick erschüttert werden konnte. Das glückliche Temperament Helmholtz', in welchem sich Ernst und heitere Ruhe paarten, machte ihn auch zum geborenen Experimentator. Hauptsächlich bewegten sich die in seinem Laboratorium ausgeführten Arbeiten auf dem Gebiete der physikalischen Physiologie, der Optik, Akustik und Elektrizitätslehre. Hier arbeiteten die Physiologen Wundt, Sig. Exner, Sig. Mayer, J. Bernstein, die pathologischen Anatomen Zahn und Thoma, der Ophthalmologe Knapp und viele jüngere Physiologen, Ophthalmologen, Physiker und Psychologen.

Bei einem Manne von so umfassender Tätigkeit konnte die geistige und physische Umgebung, in der er lebte, nicht ohne Einwirkung sein. Es war ein glücklicher Griff der badischen Regierung, eine Reihe bedeutender Männer der damaligen Zeit an der Alma mater der Neckarstadt zu vereinigen. Hier erfreute sich Helmholtz des wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verkehrs mit den Entdeckern der Spektralanalyse, Bunsen und Kirchhoff. Hier lehrten gleichzeitig der Chemiker Kopp und

in der medizinischen Fakultät die Kliniker Friedreich und Otto Weber. Hier lebten und lehrten auch in anderen Wissenschaften hervorragende Männer wie Häusser, Gervinus und andere. Hier konnte Helmholtz in der heiteren, fröhlichen Natur der Umgebung immer wieder neue Kraft zu unermüdlicher Tätigkeit sammeln. Nicht in der Studierstube, wie er in der Tischrede an seinem 70jährigen Geburtstage sagte, kamen ihm seine besten Ideen, sondern auf Spaziergängen in Feld und Wald. Und wo wäre hierzu ein schönerer Ort zu finden gewesen als in den Bergen und Tälern Alt-Heidelbergs? Aber in der Stille seiner Studierstube, da gediehen die schöpferischen Gedanken zur Reife, welche ihm die herrliche Natur eingegeben, und diese Arbeit vollzog sich nicht ohne mühevolle Anstrengung und unermüdliche Ausdauer. Wer in der damaligen Zeit als Lernender oder Lehrender in Heidelberg weilte, der konnte, am späten Abend aus fröhlichem Kreise heimkehrend, gar oft die Helmholtzsche Studierlampe im Friedrichsbau noch leuchten sehen. Helmholtz nahm in Heidelberg an dem geselligen wissenschaftlichen Leben regen Anteil. Besonders war es der „Naturhistorisch-medizinische Verein“, dem er seine Tätigkeit widmete und dessen jahrelanger Vorsitzender er gewesen ist. Seine zahlreichen Untersuchungen, wie sie eben aus seiner Werkstatt hervorgegangen waren, teilte er hier mit, und so finden wir in den Sitzungsberichten dieses Vereins die ersten Veröffentlichungen sehr vieler Helmholtzscher Arbeiten vor: „Zur Theorie der Zungenpfeifen“ (1861), „Über eine allgemeine Transformationsmethode der Probleme über elektrische Verteilung“ (1861), „Über die Form des Horopters“ (1862), „Über die Bewegungen des menschlichen Auges“ (1863), „Über den Muskelton“ (1866), „Über die Augenbewegungen“ (1865), „Über stereoskopisches Sehen“ (1865), „Über die Eigenschaften des Eises“ (1865), „Über die tatsächlichen Grundlagen der Geometrie“ (1868), „Zur Theorie der stationären Ströme in reibenden Flüssigkeiten“ (1869), „Über die physiologische Wirkung kurzdauernder elektrischer Schläge im Innern von ausgedehnten leitenden Massen“ (1869), „Über elektrische Oscillationen“ (1869), „Über die Schallschwingungen in der Schnecke des Ohres“ (1869), „Über die Gesetze der inkonstanten elektrischen Ströme in körperlich ausgedehnten Leitern“ (1870). Aber nicht nur in den wissenschaftlichen Sitzungen, sondern auch bei festlichen Gelegenheiten erfreute er die Mitglieder des Vereins mit belehrender und anregender Rede. Ebenso beteiligte er sich lebhaft an den Verhandlungen und Diskussionen des Heidelberger Dozentenvereins, in welchem er unter anderem einen gemein-

verständlichen Vortrag „Über den Ursprung und die Bedeutung der geometrischen Axiome“ im Jahre 1870 hielt.

Ein Zeichen der Anerkennung von seiten seiner Kollegen war seine Wahl zum Prorektor der Heidelberger Universität im Jahre 1862. In seiner Prorektoratsrede „Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften“ behandelt er einen an weiten Ausblicken reichen Stoff, an welchem er seine vielseitige Anschauungsweise glänzend darlegt. Er scheidet Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft nur insofern, als erstere sich mit dem wahrnehmbaren Objekt der Außenwelt, letztere mit den Betätigungen des menschlichen Geistes selbst beschäftigt. Die Naturwissenschaften besitzen eine größere Vollendung in der streng wissenschaftlichen Form, die Geisteswissenschaften behandeln dagegen einen reicheren, dem Interesse des Menschen und seinem Gefühle näherliegenden Stoff. Die Naturwissenschaften sind meist imstande, ihre Induktionen bis zu scharf ausgesprochenen Regeln und Gesetzen durchzuführen, während die Geisteswissenschaften es überwiegend mit Urteilen nach psychologischem Taktgefühl zu tun haben. Helmholtz tritt dafür ein, daß den mathematischen Studien als „den Repräsentanten der selbstbewußten logischen Geistestätigkeit“ ein größerer Einfluß in der Schulbildung eingeräumt werde, doch erkennt er hier wie bei anderer Gelegenheit die Wichtigkeit an, welche der Inhalt der klassischen Schriften für die Entwicklung des sittlichen und ästhetischen Gefühls besitzt. Auch in vielen anderen Vorträgen und Reden hat Helmholtz die Resultate seiner Untersuchungen und seiner theoretischen Gedankenarbeit, sowie die bedeutenden Ergebnisse auf dem Gebiete der Naturforschung in leicht verständlicher und vollendeter Form einem großen Publikum zugänglich gemacht. In Heidelberg und in Frankfurt a. M. hielt er 1868 Vorträge über „die neueren Fortschritte in der Theorie des Sehens“, welche in den Preußischen Jahrbüchern erschienen. Praktische Anwendungen der physiologischen Optik gab er in seinen 1871 in Berlin, Köln und Düsseldorf gehaltenen Vorträgen „Optisches über Malerei“. Die philosophische tiefere Begründung der von ihm in seinen Arbeiten über Sinneswahrnehmungen behandelten Probleme erfolgte später (1878) in der zur Stiftungsfeier der Berliner Universität gehaltenen Rede „Die Tatsachen in der Wahrnehmung“. Die Grundlage seiner philosophischen Anschauung bildet durchweg die „empiristische Theorie“ gegenüber der „nativistischen Theorie“, wie sie unter den Physiologen von Johannes Müller und unter den Philosophen von Kant vertreten worden war. Im Jahre 1869 hielt Helmholtz auf

der Naturforscher-Versammlung in Innsbruck eine Rede „Über das Ziel und die Fortschritte der Naturforschung". Er faßt darin das Große und Ganze der Naturwissenschaft klar zusammen und prüft, wie weit es sich dem gesteckten Ziele genähert hat. Das Wesen dieser Wissenschaft ist nach ihm die Auffindung der Gesetze; denn das Gesetz der Erscheinungen finden, heißt, sie begreifen. Bei der Darlegung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft ergreift er die Gelegenheit, den in der Versammlung anwesenden Robert Mayer aus Heilbronn als den Mann zu feiern, welcher dieses grundlegende Naturgesetz zuerst klar erfaßt hat. Kurz vor seinem Fortgang von Heidelberg hielt Helmholtz daselbst einen populären Vortrag „Über die Entstehung des Planetensystems", in welchem er die Kant-Laplacesche Hypothese darlegte und die neueren Berechnungen von William Thomson über die Dichtigkeit des Weltäthers mitteilte. Das gebildete Publikum der Stadt folgte ihm mit gespanntem Interesse und brachte ihm zum Abschied seine Huldigungen dar.

Der große Ruf, welchen Helmholtz auch im Auslande genoß, veranlaßte ihn mehrfach zu Reisen dorthin. Im Jahre 1864 reiste er in den Osterferien nach England, besuchte dort viele bedeutende Leute, Faraday, Tyndall, Stokes, Huxley, Max Müller, Thomson und andere und hielt in der Royal-Society eine „Croonian lecture" über den Horopter und die Augenbewegungen und mehrere populäre Vorträge über die Erhaltung der Kraft und andere Gegenstände in der Royal Institution. Überall war Helmholtz Gegenstand der Verehrung und Bewunderung. Zu Ostern 1866 reiste er auf 14 Tage nach Paris, wo er im Hause des bekannten Orientalisten Julius von Mohl, des Onkels seiner Frau, aufgenommen wurde und den Mathematiker Hermite, den Chemiker St. Claire-Deville, den Physiker Regnault und andere kennen lernte. Im Jahre 1867 besuchte er den ophthalmologischen Kongreß in Paris, woselbst er einen Vortrag über das binokuläre Sehen hielt und sehr gefeiert wurde. Zu seiner Erholung reiste Helmholtz meist in die Alpen und weilte gern an hochgelegenen Orten, wie Engelberg und Pontresina, woselbst ihn die umgebende Gletscherwelt zu manchen interessanten Betrachtungen anregte.

Im Jahre 1849 hatte Helmholtz als junger Professor in Königsberg sich mit Olga von Velten verheiratet, die er in Potsdam während seiner Militärdienstzeit kennen gelernt hatte. Seelische Gleichgestimmtheit und musikalisches Interesse hatten ihn mit dieser anmutigen Frau verbunden, die ihm als treue Gefährtin bis Heidelberg gefolgt war. Doch bald stellten sich daselbst bei ihr Verschlimmerungen eines schon

länger bestehenden Leidens ein, dem sie im Dezember 1859 erlag. Helmholtz verheiratete sich zum zweiten Male im Jahre 1861 und verlebte an der Seite seiner zweiten Gemahlin, geb. Anna von Mohl, Tochter des badischen Bundestagsgesandten Robert von Mohl, den größten Teil seiner Heidelberger Zeit unter glücklichen gesellschaftlichen Verhältnissen. Das Helmholtzsche Haus wurde zu einem Mittelpunkt edlen geselligen Lebens in Heidelberg, und die geistvolle und liebenswürdige Frau verstand es, Freunden und Gästen den Aufenthalt in demselben angenehm zu machen. Helmholtz selbst besaß zwar nicht sog. gesellige Talente, wenigstens waren dieselben unter dem ständigen Einfluß strenger wissenschaftlicher Gedanken nicht zur Ausbildung gelangt; aber sein Interesse für geselliges Leben zeigte sich unverkennbar und kam manchmal in überraschender Weise zum Vorschein. Von jeher hatte er sich für das Theater interessiert, und es wird mancher seiner Gäste erstaunt gewesen sein, ihn bei einem im Hause aufgeführten Lustspiel in einer komischen Rolle auftreten zu sehen. Ausgewählte musikalische Genüsse wurden den Gästen vielfach dargeboten. Neben seinen eindringenden Studien in dem Gebiete der Akustik und Musikwissenschaft war in ihm ein tiefes musikalisches Empfinden lebendig. Er hat es zwar selbst nicht zu einer technischen Fertigkeit auf einem Instrumente gebracht, doch hörte man ihn häufig Bachsche Fugen und andere klassische Kompositionen auf dem von ihm konstruierten Harmonium mit reiner Stimmung exakt spielen.

Zu Ostern 1871 folgte Helmholtz einem Rufe als Professor der Physik an die Berliner Universität, als der Lehrstuhl von Gustav Magnus daselbst freigeworden war. Damit trat Helmholtz endlich auch amtlich in denjenigen Beruf ein, den er sich von vornherein gewünscht hatte. Seine wissenschaftliche Neigung trieb ihn unwiderstehlich zu grundlegender mechanisch-mathematischer Betrachtung der Naturvorgänge. So schied er von dem ihm lieb gewordenen Heidelberg, um in Berlin eine noch umfangreichere Wirksamkeit zu entfalten. Die streng wissenschaftlichen Arbeiten von Helmholtz, die nun folgten, liegen zum größten Teil auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre, die durch die bald folgenden Entdeckungen seines genialen Schülers Heinrich Hertz eine gründliche Umwälzung zugunsten der Maxwellschen Theorie erfuhr. Eine große Reihe von Abhandlungen über diesen Gegenstand sind der Berliner Akademie vorgelegt und erschienen zum Teil ausführlicher in mathematischen und physikalischen Zeitschriften. Unter diesen sind die Arbeiten über die Theorie der Elektrodynamik, über die Konzentrationsströme, über die elektrischen Grenzschichten, über

die Thermodynamik chemischer Vorgänge und über die zyklischen Systeme die bedeutenderen. Dieselben haben einen hervorragenden Einfluß auf den experimentellen und theoretischen Fortschritt der Physik und der physikalischen Chemie, und dadurch auch auf den der Elektrotechnik ausgeübt. Schon lange mit Werner Siemens durch Freundschaft und Wissenschaft auf das engste verbunden, übernahm Helmholtz zu Ostern 1888 die Präsidentschaft der von Siemens gegründeten technischen Reichsanstalt in Charlottenburg. Hier entfaltete er eine für die physikalische und mechanische Technik äußerst segensreiche Tätigkeit, während ihm zur Vollendung seiner eigenen Arbeiten reiche Hilfskräfte zu Gebote standen. — In die Zeit der Berliner Periode fällt eine Anzahl bedeutsamer Reden, die sich nach verschiedenen Richtungen der Wissenschaft und allgemeinerer menschlicher Interessen bewegen. Hervorgehoben seien die Gedächtnisrede auf Gustav Magnus 1871, die am Stiftungstage der militärärztlichen Anstalten gehaltene Rede „Das Denken in der Medizin" 1877, die Rektoratsrede „Über die akademische Freiheit der deutschen Universitäten" 1877, die zur Stiftungsfeier der Berliner Universität 1878 gehaltene Rede „Die Tatsachen in der Wahrnehmung", die auf einer Reise nach England 1881 daselbst in englischer Sprache gehaltene Rede über Faraday, die Rede über Joseph Fraunhofer 1887 und die in der Goethe-Gesellschaft zu Weimar 1892 gehaltene Rede „Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen". An äußeren Ehren und Auszeichnungen von seiten der Regierungen und Behörden hat es dem an Erfolgen so reichen Leben des weltberühmten Mannes nicht gefehlt. Nachdem ihm der erbliche Adel verliehen war, wurde ihm am 12. Oktober 1891, dem Geburtstage Kaiser Friedrichs, der Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikate „Exzellenz" zuerteilt. Zahlreiche Anerkennungen und Huldigungen von nah und fern, aus engeren und weiteren Kreisen Deutschlands und des Auslandes sind ihm zuteil geworden. Nach dem Jubiläum der Universität Heidelberg im Jahre 1886, an welchem er hervorragenden Anteil nahm, wurde ihm daselbst von der ophthalmologischen Gesellschaft die Graefe-Medaille feierlich überreicht. Zu einer großartigen Ovation gestaltete sich die Feier seines 70jährigen Geburtstags am 2. November 1891. Eine große Zahl von Regierungen des In- und Auslandes, von Akademien, Universitäten, Fakultäten, wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften und von städtischen Korporationen beteiligte sich durch Ansprachen und Darbringung von Glückwünschen. Weite Kreise der gesamten gebildeten und wissenschaft-

lichen Welt hatten sich vereinigt zur Überreichung einer von Adolf Hildebrand ausgeführten Büste des Jubilars und zur Stiftung einer Helmholtz-Medaille, welche von seiten der Berliner Akademie der Wissenschaften an ausgezeichnete Gelehrte und Forscher verliehen werden soll. Von hohem Interesse für den Entwicklungsgang seines Geistes und das Wesen seines Charakters sind die bei dieser Gelegenheit von ihm auf Ansprachen gegebenen Antworten und gehaltenen Reden. Aus seiner Tischrede beim Festmahle leuchtet insbesondere die große Selbstlosigkeit seiner Denkart hervor, indem er die Erwartung ausspricht, daß die Preisrichter künftiger Jahrhunderte bei Vergebung der Medaille sich frei von den Rücksichten auf seine zeitliche Persönlichkeit machen würden.

Helmholtz ist bis in sein letztes Lebensjahr in ungetrübter geistiger Frische tätig gewesen. Das Bild seiner irdischen Hülle ist in dem vor der Berliner Universität aufgestellten Denkmal den kommenden Jahrhunderten aufbewahrt. Die Werke seines Geistes aber werden von Generation auf Generation wirken, so lange es eine Wissenschaft gibt.

Julius Bernstein, Halle a. S.

Anna von Helmholtz,

die Gemahlin Hermann von Helmholtz', war in Tübingen am 19. September 1834 als zweite Tochter des berühmten Staatsrechtslehrers Robert von Mohl, der damals Professor an der dortigen Universität war (Bad. Biogr. III, 85), geboren. Eine neue Heimat fand sie in Heidelberg, als ihr Vater im Jahre 1847 einem Ruf an die dortige Universität folgte. Als sie herangewachsen war, lud ihr Onkel, der hervorragende Orientalist Julius Mohl in Paris, sie und ihre ältere Schwester Ida, spätere Frau von Schmidt-Zabièrow, mehrmals zu längerem Besuche ein. Der öftere Aufenthalt in der französischen Hauptstadt wurde in gewisser Beziehung für ihr ferneres Leben entscheidend. Julius Mohl war in kinderloser Ehe mit einer geistreichen Engländerin, Miß Mary Clarke, verheiratet, die schon seit langer Zeit in Frankreich lebte und die intime Freundin von Madame Récamier geworden war. Nach deren Tod wurde sie gewissermaßen die Erbin des berühmten Salons dieser bedeutenden Frau, in welchem die namhaftesten Personen des gelehrten und literarischen Paris verkehrt hatten. Sie fanden sich jetzt bei Madame Mohl ein, und ihre Nichten lernten dort Männer wie Thiers, Ampère, Merimée, Renan kennen. Auch geistvolle Frauen gehörten zu den regel-

mäßigen Gästen, und zwar Männer wie Frauen aller Schattierungen der politischen und literarischen Welt, die sich hier nicht bekämpften, sondern gegenseitig ertragen lernten. Dieser Verkehr und mehrere Reisen nach England, auf denen die Schwestern Mohl ihre Tante begleiten durften, machten es ihnen möglich, die fremden Sprachen, deren Kenntnisse sie sich im elterlichen Hause gründlich angeeignet hatten, bald in der elegantesten Form und vollendeter Fertigkeit zu sprechen, für Anna eine unvergleichliche Schule für eine ferne Zukunft, die sie nicht ahnen konnte. Denn wenn sie nach Heidelberg zurückkehrte, fand sie zwar den eleganten Salon ihrer Eltern, in dem besonders die Mutter, Pauline geb. Becher, Tochter eines kinderreichen Stuttgarter Arztes, aber so vornehm in ihrem Wesen, als entstammte sie der hohen Aristokratie, in vollendeter Weise die Honneurs machte; aber im ganzen war auch die Elite der Professorenwelt, die in der Mitte der 1850er Jahre in Heidelberg lebte, Männer wie v. Vangerow, Bunsen, Häusser, Gervinus, ja sogar der 1848er Parlamentspräsident Heinrich von Gagern, zwar geistvoll und hochgebildet, aber nicht so geartet, daß sie im Salon der Madame Récamier und ihrer Freundin Mohl eine gute Figur gemacht hätten. Es lebten ja wohl auch Ausländer in der Neckarstadt, die im Mohlschen Hause verkehrten und wenigstens dafür sorgten, daß die Haustöchter ihr Französisch und Englisch nicht verlernten; aber im tiefsten Innern gefiel es Fräulein Anna doch wieder recht gut in Heidelberg und im Elternhause. Denn sie hatte nicht nur die harten, scharfen, eckigen Züge des Vaters geerbt, wenn auch etwas abgerundet, so daß sie zu den Heidelberger Schönheiten gerechnet wurde, sondern alle Feinheit der Erziehung und des Pariser Salons hatte glücklicherweise die echt württembergischen Familientugenden der Offenheit, des Freimuts und eines manchmal sogar etwas derben Humors, der, wie seinen Vorfahren, auch dem Professor Robert von Mohl eigen war, nicht verwischen können. Die jungen Studenten, die im Mohlschen Hause eingeführt waren, hatten zwar einen bedeutenden Respekt vor Anna Mohl, wie sie trotz ihrer imponierenden Haltung unter ihnen genannt wurde; aber sie war auch gegen diese immer artig und zuvorkommend, wenn sie auch durch die etwas unbeholfenen Jünglinge noch weniger als durch die berühmten Professoren an den Salon ihrer Tante erinnert wurde. So, wie die Studenten sie mehr aus der Ferne verehrt hatten, waren sie gar nicht besonders erstaunt, als sie, inzwischen junge Doktoren oder Referendare geworden, hörten, daß Fräulein Anna sich mit dem berühmten Natur-

forscher Helmholtz verlobt habe. Den Berühmtesten und Größten hielten sie für Anna Mohl gerade für gut genug. Wie sehr sie recht hatten mit ihrer Meinung, war ihnen eigentlich nicht vollkommen bewußt. Wenn sie es nicht inzwischen anderweitig erfahren hätten, so wären sie darüber in neuester Zeit durch die Briefe von Helmholtz aus diesen Tagen belehrt worden, die Leo Königsberger in seiner großen Helmholtz-Biographie veröffentlicht hat. Helmholtz' Gemahlin Olga, geb. v. Velten, war nach zehnjähriger Ehe, deren durch den Reichtum an Geist und Gemüt der geliebten Frau überaus glückliche Gestaltung seit längerer Zeit durch quälende und bald als unheilbar erkannte Krankheit schwer getrübt worden war, am 28. Dezember 1859 gestorben, wenig mehr als ein Jahr nach der Übersiedlung von Bonn nach Heidelberg, und hatte zwei noch sehr junge Kinder hinterlassen. Helmholtz sah bald ein, daß er sich wieder verheiraten müsse, und seine Wahl fiel auf Anna von Mohl, die ihm schon bald nach seiner Ankunft in Heidelberg als ein sehr aufgewecktes Mädchen aufgefallen war. Im Sommer 1860 hatte er sich ihr genähert, und die Musik hatte sie in nähere Beziehung gebracht. Anna war eine treffliche Klavierspielerin, und Helmholtz liebte die Musik mit tiefem inneren Verständnis. Wenn sein Freund Brücke, dem er die Verlobung anzeigte, ihm darauf schrieb: „Möge das Glück an Dir nachholen, was es Dir schuldig geworden ist", so erfüllte sich dieser Wunsch in der glänzendsten und vollkommensten Weise. Am 16. Mai 1861 fand die Hochzeit statt. Die Schwester seiner ersten Frau, welche diese Verbindung sehr billigte, schrieb darüber lange Jahre nachher: „Helmholtz wählte die Frau, die ganz seinem Bedürfnis entsprach. Sehr bedeutend, talentvoll, mit weitem Blick und hohen Aspirationen, weltgewandt und erzogen in einer Sphäre, welche Intelligenz und Charakter gleichwertig entwickelt hatte, war Anna von Mohl ihm bis an seinen Tod eine bewundernswerte Genossin, war ihr Urteil ihm stets eine Autorität." Frau Anna ihrerseits lernte bald diesen hervorragenden Mann, dem sie nun angehörte, in seiner ganzen geistigen Größe und menschlichen Vornehmheit verstehen; seine imponierende Ruhe wirkte überaus wohltuend auf ihr lebhaftes Temperament. In kleinen Dingen, wie sie das Alltagsleben brachte, setzte sie, nach Frauenart, ihren Willen durch; aber — wie R. Wachsmuth so schön sagt — „im Großen beugte sie sich vor seinem überlegenen Genius". — Schon in Heidelberg machte sie ihr Haus zu einer Stätte, in dem sich Vornehmheit mit Behaglichkeit vereinigte. Da fand Helmholtz die nötige Ruhe und doch eine bewegte

Geselligkeit nach den Stunden angestrengter Arbeit. In Berlin, wohin Helmholtz im Jahre 1871 übersiedelte, um die Professur der Physik zu übernehmen, nahm die häusliche Geselligkeit größeren Umfang an. Als er 1887, Präsident der Physisch-technischen Reichsanstalt geworden, die prächtige Präsidentenwohnung in Charlottenburg bezog, wurde Frau Anna von Helmholtz' Salon vielleicht noch mehr das Stelldichein der ganzen vornehmen und gelehrten Welt der Reichshauptstadt. Der Abschied aus der süddeutschen Heimat, das Losreißen aus den geliebten Jugendverhältnissen, das Scheiden aus dem Kreise ihrer warm ergebenen Freunde war ihr, als sie 1871 Heidelberg verließ — wie ihre Schwester, Frau von Schmidt-Zabièrow schreibt —, sehr schwer geworden, doch hatte sie „in vollem Umfang die Bedeutung dieser Wendung in dem Leben ihres Mannes erfaßt und alle persönlichen Bedenken zum Schweigen gebracht". Sie war in gewisser Beziehung doch die Süddeutsche geblieben. Der Formlosigkeit, die ihr von Heidelberg her nicht fremd war, trat sie in so feiner, aber deutlicher Art entgegen, daß niemand einen Widerspruch gewagt hätte, aber Rang und Stellung imponierten ihr nicht, Geist und Bildung verliehen den Menschen, die sie bei sich sah, erst den Wert, den sie anerkannte. Freunde aus der badischen Heimat fanden ihre Türe stets geöffnet. Während einiger Jahre hatte sie die Freude, ihren Vater, der in den Reichstag gewählt worden war, in Berlin zu sehen, bis er dort in der Nacht vom 4. auf 5. November 1875 sanft aus dem Leben schied. Helmholtz stand seine Gattin als die klarsehende Genossin seiner mächtigen Geistesarbeit zur Seite. Nichts blieb ihr fremd von den großen Problemen, die seinen gewaltigen Geist beschäftigten. Dieses Ehepaar ergänzte sich in seltener Harmonie der Gegensätze. Sein großer Geist tauchte in die tiefsten Tiefen der Forschung hinab und schwebte in ihre höchsten Höhen hinauf, und gerade darum fand er sich dauernd am stärksten von der Frau angezogen, die, mitten in der Realität des Lebens stehend, voll Frische und heiteren Frohsinns, eine tiefgründige Natur war. Auch die Musik war eine der Kräfte, welche Helmholtz und seine Gemahlin gleich mächtig ergriffen. Sie gehörten zu der auserlesenen Gemeinde, die verständnisvoll Richard Wagners Lebenswerk verstand und förderte. Die Kunst zu pflegen, von Kunstwerken umgeben zu sein, war beiden ein Bedürfnis. Die nahe freundschaftliche Beziehung zu Meister Lenbach, dem wir die herrlichen Porträts dieser zwei großen Menschen verdanken, war in einer tiefen Gemeinschaft der Weltanschauung begründet. Frau von Helmholtz hatte auch das Bedürfnis, sich literarisch zu betätigen.

Sie übertrug verschiedene englische Werke in ihr geliebtes Deutsch. Beide Sprachen beherrschte sie so souverän, daß sich die Übersetzung wie ein deutsches Original liest. Besonders große Verbreitung fanden die Tyndallschen Vorträge, an deren Verdeutschung sich die Gattin des Leipziger Physikers Wiedemann beteiligte, und Oliver Lodges Modern Views of Electricity. — Schon im Feldzug 1870/71 hatte sie sich mit Krankenpflege beschäftigt. In Berlin war sie an der Organisation und Leitung des Viktoriahauses beteiligt und erwarb sich große Verdienste um dieses Werk der Nächstenliebe. Durch diese Tätigkeit und durch ihre Beteiligung an der Leitung des Viktoria-Lyceums — denn sie hatte ein lebhaftes Interesse für die Frage der Frauenbildung — kam Frau von Helmholtz in nähere Berührung mit der Kronprinzessin, und bald fühlten sich die in mehrfacher Hinsicht kongenialen Frauen so sehr voneinander angezogen, daß ihre Beziehungen einen freundschaftlichen Charakter gewannen; auch der Kronprinz fühlte sich von der geist- und humorvollen Frau sehr sympathisch berührt. Nicht minder aber schenkten ihr Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta ihre Gunst. Sie gehörte mit ihrem Gemahl zu den Intimen der kronprinzlichen Abendgesellschaften und das Ehepaar Helmholtz fehlte selten bei den Teeabenden der Kaiserin Augusta, denen auch der greise Kaiser anzuwohnen pflegte. — Zur Anwendung ihrer seltenen Eigenschaften als Krankenpflegerin fand Frau von Helmholtz nur zu reiche Gelegenheit im eigenen Hause. Ihre zwei Söhne waren von Geburt an schwach und leidend. Der ältere, Robert, hatte, durch die unermüdliche mütterliche Pflege unterstützt, die gewaltige Energie, seinem gebrechlichen Körper die Fähigkeit zu ernster wissenschaftlicher Arbeit abzuringen. Er hatte seinen „Doktor" gemacht, seine Arbeit „Über die Licht- und Wärmestrahlung verbrennender Gase" war von dem Verein für Gewerbefleiß in Berlin mit dem ausgesetzten Preise von 5000 Mark und einer Medaille gekrönt worden, er betrieb in Bonn und Berlin gemeinsam mit Richarz größere experimentelle Studien, und eben war er zum Assistenten an der Reichsanstalt ernannt worden, als ihn die Körperkräfte verließen; Robert starb am 5. August 1889. Der zweite Sohn Fritz hatte sich unter der rastlosen und erfinderischen Pflege der Mutter körperlich erholt, aber er war zu keiner andauernden geistigen Tätigkeit befähigt. Ein langsames Siechtum zerstörte schließlich auch die körperlichen Kräfte. Er überlebte die Eltern und starb, 33 Jahre alt, auf einem kleinen Besitztum bei Baden, das ihm die liebende Mutter behaglich eingerichtet hatte, am 17. November 1901. — Im Alter zwischen

beiden stand die Tochter Ellen, die frisch und blühend heranwuchs und sich am 10. November 1884 mit Arnold Wilhelm von Siemens, dem ältesten Sohne Werner von Siemens', des langjährigen Freundes von Hermann Helmholtz, vermählte. Ihre Kinder waren die Freude der Großmutter bis in ihre letzten Lebenstage. — Mit dem vorgerückten Alter ihres Gatten machte dessen durch Überanstrengung erschütterte Gesundheit Frau v. Helmholtz ernste Sorge. Stark und tapfer verbarg sie vor ihm, was sie bedrückte. Als er sich im Jahre 1893 entschloß, der Einladung zur Weltausstellung nach Chicago zu folgen, begleitete ihn, wie auf vielen seiner Reisen, seine Frau. Am 6. August erfolgte die Abreise von Berlin. Die Reiseeindrücke sind in einer Reihe von Briefen niedergelegt, welche die lebhafte und geistvolle Frau an ihre Tochter richtete. Man muß sie — in der Königsbergerschen Biographie — lesen, um die Beweglichkeit ihres Geistes, die Schärfe ihrer Beobachtungsgabe ganz zu erfassen. Auf der Rückreise erlitt auf dem Schiffe Helmholtz einen Unfall, von dem er sich nicht wieder völlig erholte. Am 12. Juni 1894 trat eine Gehirnblutung ein. Nach und nach erloschen die Lebenskräfte. Am 8. September nachmittags kam das Ende. Tapfer und besonnen, wie in allen Lebenslagen, stand Frau von Helmholtz ihrem Gatten in den schweren Tagen zur Seite. — Nun aber war auch diese bis dahin unermüdliche Kraft gebrochen. Noch unterzog sie sich der Mühe, eine neue Auflage der Vorträge und Reden ihres Gatten, mit kleinen Änderungen, die er ihr angedeutet hatte, und einigen Umstellungen, die ihr feinsinniges Urteil für gut erachtete, herauszugeben. Sie bezog ein kleines Haus in der Rauchstraße und sah einen Kreis von Bekannten bei sich, auch hier wurde, wie früher, zuweilen gute Musik gemacht. Aber sie war müde und litt auch unter den Beschwerden des nahenden Alters, das man ihrer äußeren Erscheinung nicht ansah. Aus dem Jahre 1895 ist uns durch Lenbachs Meisterhand ein wunderbar wahres und charakteristisches Porträt von Frau Anna von Helmholtz erhalten. Nun hatte sie nur noch Eines vor sich, was sie mächtig erregte: die Enthüllung des Denkmals, das Hermann von Helmholtz im Vorgarten der Berliner Universität errichtet wurde. Sie erfolgte am 6. Juni 1899 in Gegenwart der Kaiserin, des Kronprinzen und, als Vertreter des Kaisers, des Prinzen Heinrich, im Beisein aller Mitglieder der Helmholtzschen Familie und der hervorragendsten Vertreter der Gelehrten- und Künstlerkreise Berlins. Der Kaiser, der verhindert war, der Feier persönlich beizuwohnen, entschuldigte sich in warmen Worten brieflich bei

Frau von Helmholtz. Als die Feier beendet war, sprach sie: „Jetzt ist die letzte große Stunde meines Lebens gekommen, nun habe ich nichts mehr zu tun". — In den letzten Jahren war sie im Sommer und Herbst noch gern gereist, hatte auch die Verwandten in Karlsruhe und in Volasca bei Abbazia besucht, wo sich ihr Schwager Freiherr von Schmidt-Zabièrow niedergelassen hatte. Hierher eilte sie nach kurzem Zusammenleben mit Kindern, Enkeln und Freunden zur Unterstützung ihrer Schwester in den letzten Novembertagen 1899. Sie fand einen Sterbenden. Wenige Tage nach seinem Begräbnis wurde sie selbst krank und starb im Hause ihrer Schwester am 1. Dezember 1899. „Verzeiht mir, daß ich hier sterbe", waren ihre letzten Worte. An der Seite ihres Gemahls, auf dem Sophienkirchhof in Charlottenburg, wurde sie beigesetzt.

Bei einem zusammenfassenden Rückblick auf dieses reiche Leben kann man keine schöneren Worte finden als jene, welche Frau von Schmidt-Zabièrow und der greise Eduard Zeller, ein treuer Freund des Helmholtzschen Hauses, nach ihrem Ableben niederschrieben. Jene schreibt: „Das Bild meiner Schwester ist eine Lichtgestalt, zu der ich in allen Verwicklungen und Schwierigkeiten vertrauensvoll emporblickte. Ihrem sicheren Urteile, ihrem reichen Seelenleben, der Lauterkeit ihrer Gesinnung entströmte jene Kraft, die ihren Einfluß, ihr selbst oft unbewußt, auf ihre Umgebung, auf hoch und niedrig, auf alle, die mit ihr in Berührung kamen, zu allen Zeiten sicherte. So wie die schlichte Arbeiterfrau aus dem Volke Verständnis für die Mühsal ihres Lebens, Trost und Hülfe bei meiner Schwester fand, so schöpften die auf der Höhe des Daseins Wandelnden, gekrönte Fürstinnen, den Sorgen und Anschauungen der Alltäglichkeit weit entrückt, aus der reichen Lebenserfahrung meiner Schwester das Erkennen der Möglichkeiten weitgreifender sozialer Reformen. Mit einem Worte, nichts Menschliches war ihr fremd." — Und Eduard Zeller schreibt an Frau Ellen von Siemens: „Viele Hunderte, und gerade von den geistig und gesellschaftlich Höchststehenden, werden mit Euch trauern um die seltene Frau, der ich unter allen deutschen Frauen der Gegenwart keine zu vergleichen wüßte, um dieses reiche, aus seinen Schätzen nach allen Seiten mit so wohltätiger Freigebigkeit spendende Leben". Es ist ein alter Heidelberger, der so schrieb, der in Heidelberg und in Berlin seit 1862 Frau Anna von Helmholtz nahestand. Wie er wird man in Heidelberg und weithin in Baden der seltenen Frau gedenken, die auch in der Ferne dem Badnerlande treu gesinnt

blieb. (Hermann von Helmholtz von Leo Königsberger. 3 Bände. Braunschweig 1903. — Prof. Dr. R. Wachsmuth in dem Biograph. Jahrbuch. Herausgegeben von A. Bettelheim. IV. Band. Berlin, G. Reimer 1900. S. 144 ff. — R. Braun-Artaria in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899 Nr. 285.) v. Weech.

Hermann Helmle

wurde am 28. Mai 1847 zu Schopfheim geboren und widmete sich nach Absolvierung der Mittelschule dem Forstfache auf dem Polytechnikum zu Karlsruhe. Im Jahre 1869 legte er die Amtsprüfung ab und wurde auf Grund derselben als Forstpraktikant rezipiert. Nach verschiedenen Verwendungen im staatlichen Forstdienste folgte er am 11. Februar 1874 dem an ihn ergangenen Rufe zur Übernahme der Vorstandstelle des markgräflich badischen Forstamts Salem. Hier rechtfertigte er in ganz besonderem Maße das bei der Berufung in ihn gesetzte Vertrauen und leistete nach jeder Richtung hin so Vorzügliches, daß ihm im Spätherbst 1896 die Leitung der Domänenkanzlei der Bodenseefideikommisse in Karlsruhe übertragen wurde, mit welcher Stelle zugleich die Vermögensverwaltung der Prinzessin Wilhelm und des Prinzen Max verbunden war. Den dadurch an ihn herantretenden verschiedenartigen und umfassenden Aufgaben ist er in gewissenhafter Treue mit sicherem Blick und feinem Takt in allen Teilen jederzeit gerecht geworden und hat es verstanden, in hohem Maße sich das Vertrauen des nunmehrigen Fideikommißherren, des Prinzen Max, zu erwerben, der in ihm einen bewährten Berater fand. Helmle verschied in Salem, wohin er sich in Geschäften begeben hatte, am 2. Oktober 1900 plötzlich am Herzschlag. (Karlsruher Zeitung vom 10. Oktober 1900.)

Heinrich Hertz.

Nur vier Jahre gehörte Baden der Mann an, dessen Lebensbild in dieser Sammlung mit kurzen Worten gegeben werden soll. Aber in diesen wenigen Jahren gelang es ihm, sich unter die ersten aller Physiker einzureihen, und diese Zeit sowohl wie der Ort, wo Hertz seine glänzenden Untersuchungen durchgeführt, werden in der Geschichte der Physik immer denkwürdig bleiben. Heinrich Rudolf Hertz war geboren am 22. Februar 1857 als ältester Sohn des Rechtsanwalts, späteren Senators und Vor-

standes der hamburgischen Justizverwaltung, Dr. Gustav Hertz. Seine hervorragende Begabung trat schon in der Schulzeit hervor. Zeichnen und Malen, Arbeiten an Hobel- und Drehbank trieb er mit Erfolg und zur Erholung von den Aufgaben der Schule, in der er sich durch eisernen Fleiß und strenge Gewissenhaftigkeit hervortat. Ein ungewöhnliches Sprachtalent veranlaßte ihn, neben den Schularbeiten Sanskrit und Arabisch zu treiben, und mit solchem Erfolg, daß ihm sein Lehrer ernstlich zuredete, sich den Sprachwissenschaften zuzuwenden. Noch in späteren Jahren konnte er lange Stellen aus dem Homer und den griechischen Tragikern auswendig vortragen. Aber auch in anderen Fächern befähigten ihn sein gutes Gedächtnis, seine scharfe Auffassung und namentlich ein hohes Pflichtgefühl, Ausgezeichnetes zu leisten. Weit überragte er seine Mitschüler in der Mathematik, und selbständig wagte er sich damals schon an schwierigere Probleme der Astronomie und Physik. Bei so vielseitiger Begabung und strenger Selbstkritik mag ihm die Berufswahl nicht leicht geworden sein. Als er zu Ostern 1875 das Johanneum mit dem Reifezeugnis verließ, hatte er sich zunächst für das Ingenieurfach entschieden und arbeitete während des folgenden Jahres als Volontär bei dem Bau der neuen Mainbrücke in Frankfurt. Von Berlin, wo er seiner Militärpflicht im Eisenbahnregiment genügt hatte, wandte er sich im Herbst 1877 nach München mit der Absicht, das im Sommer 1876 in Dresden begonnene Studium seines Faches fortzusetzen. Damals aber war er durch das Lesen eines Buches über Wärmetheorie so mächtig ergriffen und gefesselt worden, daß ihm die Erkenntnis aufging, wie er nicht in dem zunächst erwählten Beruf, sondern nur im Studium der Natur und in der Erforschung ihrer Gesetzmäßigkeiten dauernd Befriedigung finden könne. Mit Zustimmung seines Vaters ließ er sich daher an der Universität als Studierender der Physik immatrikulieren und verblieb dort, obwohl ihm die Verhältnisse nicht ganz zusagten, zwei Semester. Seine beiden letzten Studienjahre verbrachte er in Berlin als Schüler von G. Kirchhoff und namentlich von H. von Helmholtz. Hier begann Hertz die Reihe seiner wissenschaftlichen Untersuchungen mit der Bearbeitung einer von der Fakultät gestellten Frage, ob die bewegte Elektrizität in den Induktionsströmen Trägheit aufweist. Obwohl er nun noch vor einem halben Jahre von der Elektrizitätslehre kaum mehr gewußt, als was er seit seiner Schulzeit noch nicht wieder vergessen hatte, gelang es ihm, in weniger als einem Monat die Schwierigkeiten, die ihm Helmholtz als die hauptsächlichsten bezeichnet hatte, zu überwinden und mit seiner Lösung

den Preis zu erringen. Nach 2½jähriger Assistenz bei H. v. Helmholtz habilitierte er sich auf dessen Rat Ostern 1883 in Kiel mit dem Lehrauftrag für theoretische Physik. Schon in früheren Arbeiten war Hertz in einer wissenschaftlichen Streitfrage tätig gewesen, die, von besonderer Bedeutung für das Fortschreiten der physikalischen Erkenntnis, auch von Helmholtz mehrfach in theoretischen Untersuchungen behandelt und in einer wichtigen Folgerung zum Gegenstand einer Preisaufgabe der Berliner Akademie gewählt worden war. Es war die Frage, ob die elektrischen und magnetischen Kräfte unmittelbare Fernwirkungen sind, oder ob sie bedingt sind durch einen besonderen Zustand des zwischen den elektrisierten und magnetisierten Körpern befindlichen Mediums, sich ohne dessen Betätigung also nicht verbreiten und fortpflanzen können. Im ersten Fall wird die Wirkung irgend einer Änderung überall momentan auftreten, im zweiten bedarf es jedesmal einer endlichen Zeit zur Übertragung. Die zweite Anschauung war hauptsächlich von Faraday im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen aus seinen genialen und originellen Untersuchungen gefolgert und durch viele neu aufgefundene Tatsachen gestützt worden. Dann hatte sie A. Maxwell in eine strengere theoretische Form gebracht und weiter entwickelt. Hiernach ist das Zwischenmedium, durch dessen Zustandsstörung die elektromagnetischen Erscheinungen bedingt sind, vorzugsweise der den ganzen Weltraum erfüllende und alle ponderabelen Körper durchdringende Äther. Gewisse Zustandsstörungen im Äther, die Lichtschwingungen, sind lange bekannt, und ihre große, aber nicht unendliche Fortpflanzungsgeschwindigkeit gemessen, von Maxwell wurde daher auch das Licht als elektromagnetischer Vorgang aufgefaßt und so viele tatsächliche Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität erklärt. Eine andere Folgerung bildete den Gegenstand jener Preisfrage der Berliner Akademie. Hertz hatte zwar ihre Bearbeitung zunächst nicht unternommen, da sein Scharfblick erkannt hatte, daß eine Lösung mit den damals bekannten Hilfsmitteln nicht erreichbar sein würde; aber er behielt die Grundfrage dauernd im Auge und veröffentlichte in Kiel eine theoretische Arbeit, worin eine ganz neue Seite des Streites aufgewiesen wird. Ostern 1885 folgte Hertz, dessen Arbeiten schon allgemeine Beachtung gefunden hatten, einer Berufung als Ordinarius der Physik an die Technische Hochschule zu Karlsruhe. Hier war es nun, wo ihm bei einem Vorlesungsversuche eine Funkenerscheinung den Weg zeigte, auf dem er erst die Lösung der Berliner Preisaufgabe und sehr bald die experimentelle Entscheidung über die Grundfrage finden sollte.

Bei jedem wellenartigen, oscillatorischen Vorgang wird die Störung des Gleichgewichtszustandes in der Zeit einer Schwingung um die Wellenlänge fortgepflanzt. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit ist daher das Verhältnis von Wellenlänge zu Schwingungsdauer, und eine endliche Wellenlänge kann nur bestehen bei einer endlichen Fortpflanzungsgeschwindigkeit. Ende 1886 hatte Hertz eine Methode gefunden, um sehr rasche elektrische Schwingungen von genügender Regelmäßigkeit zu erzeugen. Wenn die Fortpflanzungsgeschwindigkeit dieser Schwingungen endlich war, so war sie jedenfalls sehr groß und vermutlich gleich der Lichtgeschwindigkeit. Nur bei außerordentlich raschen Schwingungen konnte man daher Wellenlängen erwarten von solcher Kleinheit, daß sie sich in beschränkten Räumen der Beobachtung nicht entziehen. In der Tat gelang es Hertz, in der Ausbreitung elektrischer Schwingungen Wellenlängen zu messen und so mit einem Schlag den Streit zugunsten der Faraday-Maxwellschen Theorie zu entscheiben. Die Geschichte und der Gang seiner Entdeckung ist von ihm selbst in der Einleitung zu seinen „Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft" höchst anschaulich und interessant beschrieben. Leider verbietet der Raum hier, auch nur einen Auszug mitzuteilen. Die ungemeine Bedeutung dieser Arbeiten wurde sofort allenthalben anerkannt; viele Kollegen eilten nach Karlsruhe, um die entscheidenden Versuche aus der Anschauung kennen zu lernen und die Genialität des jungen Gelehrten zu bewundern, dem die große Errungenschaft mit so einfachen Hilfsmitteln und in so bescheidenen Räumen gelungen war. In kurzer Zeit wurden überall in den physikalischen Instituten die Hertzschen Versuche wiederholt, Hertzsche Schwingungen waren in aller Mund. Die Krönung des Werkes bildete eine Arbeit vom Dezember 1888 über Strahlen elektrischer Kraft, in der die Wesensgleichheit der elektrischen Wellen mit den Lichtwellen und damit die letzte Konsequenz der Maxwellschen Theorie erwiesen wird.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Hertz bald nach so außerordentlichen Erfolgen von Karlsruhe, wo er sich 1886 durch die Verheiratung mit einer Tochter des Geodäten Dr. M. Doll ein glückliches Familienleben gegründet hatte, wegberufen wurde. Die Universitäten von Berlin, wo Kirchhoff, der Entdecker der Spektralanalyse, und Bonn, wo Clausius, einer der Begründer der mechanischen Wärmetheorie, kurz vorher gestorben waren, daneben auch Göttingen bewarben sich um ihn. Er entschied sich zum Frühjahr 1889 für den ehrenvollen Ruf nach Bonn, wo zwar durch die mehr theoretische Richtung von Clausius das Institut etwas im

Rückstand geblieben war, und ihm mit der Reorganisation und Erweiterung neue Arbeit, dann aber bessere Gelegenheit auch zu experimenteller Forschung in Aussicht stand als anderswo. Noch einige Jahre fruchtbarer Tätigkeit und wachsenden Ruhmes waren Hertz in Bonn vergönnt. Neben eigenen Arbeiten und denen seiner Schüler war ein umfangreicher und zeitraubender Briefwechsel über den Gegenstand seiner Entdeckungen zu führen, teils, um andere mit Rat zu unterstützen, teils, um Einwürfe zu beantworten. Von allen Seiten häuften sich Ehren und Anerkennung auf ihn, die Akademien von Berlin, München, Wien, Göttingen, Rom, Turin und Bologna wählten ihn zum korrespondierenden Mitglied, die Academie des Sciences in Paris verlieh ihm den Preis La Caze, die Akademien in Wien und Turin den Baumgartner- und den Bressa-Preis, von der italienischen Gesellschaft der Wissenschaften und von der Royal Society in London wurden ihm Medaillen zuerkannt. Alle diese und noch viele weitere Ehrungen vermochten seiner anspruchslosen Bescheidenheit keinen Abbruch zu tun, sein Streben fand nur in neuen Fortschritten der Erkenntnis, im Alleinsein mit der Natur, wie er sich einmal ausdrückte, Befriedigung. So wendete er sich in seinem letzten Werke den allgemeinsten und tiefsten Fragen seiner Wissenschaft zu, um in einer neuen Auffassung der Mechanik die Gesamtheit seiner Naturanschauung niederzulegen. War durch seine Entdeckung für die elektromagnetischen Kräfte die Annahme einer unvermittelten Fernewirkung für immer beseitigt, so mußte folgerichtig auch auf anderen Gebieten das Bestehen solcher abstrakten Kräfte geleugnet werden, insbesondere in dem Gebiet der allgemeinen Massenanziehung, wo diese Annahme jahrhundertelang geherrscht und von wo aus sie auch ihren Eingang in die elektromagnetischen Theorien genommen hatte. Die Kräfte, die die Mechanik zu betrachten hat, werden also nicht nur als Ursache von Bewegungen, sondern immer auch als Wirkung angesehen, und wo, wie z. B. bei einer scheinbaren Fernewirkung, die verursachende Bewegung der Beobachtung nicht unmittelbar zugänglich ist, die Hypothese aufgestellt, daß es unsichtbare Massen sind, durch deren verborgene Bewegung die Kräfte veranlaßt werden. Die Klarheit und Folgerichtigkeit des hier in vollendeter mathematischer Form entwickelten Systems der Mechanik lassen nicht ahnen, daß es zum Teil in einer Zeit entstanden ist, wo der Verfasser durch ein qualvolles Leiden schon häufig in Arbeit und Beruf gehindert war. Im Herbst 1892 traten Krankheitserscheinungen auf, die anfänglich als harmloses Zahnleiden betrachtet wurden. Nach einem Aufent-

halt in Oberitalien fühlte er sich im Frühjahr 1893 soweit gekräftigt, daß er während des Sommersemesters seine Vorlesungen halten konnte. Aber kurz nach einer Erholungskur in Reichenhall traten die Anzeichen der schmerzhaften Knochenerkrankung von neuem auf, wiederholte Operationen hatten sie nicht bannen können. Seit November quälten ihn an Heftigkeit mehr und mehr zunehmende Gliederschmerzen und zwangen ihn, am 7. Dezember 1893 seine Vorlesungen zu schließen. In klarer Erkenntnis des unvermeidlich Gewordenen übergab er das Institut der Verwaltung seines Assistenten, sorgte für die Herausgabe seines letzten Werkes und schrieb seinen letzten Willen nieder. Am 1. Januar 1894 trat der erlösende Tod ein. — Tief und allgemein war die Trauer um den Entschlafenen; in dem noch nicht 37jährigen betrauerte die Wissenschaft einen Forscher, aus dessen Wirken sie sich noch die herrlichsten Früchte versprochen hatte. Sein unvergängliches Denkmal sind die drei Bände seiner gesammelten Werke, von denen der erste die Berliner und Kieler Arbeiten, der zweite die meist in Karlsruhe entstandenen Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft und der dritte, sein letztes Vermächtnis, die Prinzipien der Mechanik enthält. „Heinrich Hertz hat sich durch seine Entdeckungen einen bleibenden Ruhm in der Wissenschaft gesichert. Sein Andenken wird aber nicht nur durch seine Arbeiten fortleben, auch seine liebenswürdigen Charaktereigenschaften, seine sich immer gleichbleibende Bescheidenheit, die freudige Anerkennung fremden Verdienstes, die treue Dankbarkeit, die er seinen Lehrern bewahrte, wird allen, die ihn kannten, unvergeßlich sein.“ Das ist das Bild von Hertz, wie es auf die Nachwelt kommen wird, entworfen von seinem großen Lehrer und Freund H. von Helmholtz.

Schleiermacher.

Adolf Hoffmann.

Adolf Julius Friedrich Karl Hoffmann wurde zu Karlsruhe am 25. Dezember 1822 geboren als Sohn des damaligen Premierleutnants, späteren Generalleutnants Friedrich Hoffmann und der Karoline Gmelin, Tochter des als Botaniker bekannten Geh. Rates Dr. Karl Christian Gmelin. Die Mutter verlor der Knabe ein halbes Jahr nach seiner Geburt, und so fiel der Großmutter Gmelin die Sorge für seine Pflege und Erziehung zu. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Karlsruher Lyceum. Als es nach erhaltenem Absolutorium galt, einen Beruf zu

wählen, führten den angehenden Studenten die von seinem Großvater Gmelin auf dem Gebiete der Naturwissenschaften empfangenen Anregungen dem Studium der Medizin zu, welchem er in den Jahren 1841 bis 1846 auf den Universitäten Heidelberg und Berlin oblag, im letzten Jahre als Assistent an der unter Professor Pfeuffers Leitung stehenden medizinischen Klinik in Heidelberg. Nachdem er die Staatsprüfung bestanden und die Doktorwürde erworben hatte, brachte Hoffmann den Winter 1846/47 in Paris zu und war eben im Begriff, seine Studien in Wien fortzusetzen, als er seine Anstellung als Oberarzt in dem damaligen 1. Infanterieregiment in Karlsruhe erhielt und hiermit die militärärztliche Laufbahn betrat. Im August 1848 marschierte er mit einer badischen Brigade nach Schleswig-Holstein. Nach der Rückkehr von da zur Artillerie versetzt, verlebte er in Karlsruhe die stürmischen Maitage des Jahres 1849, während welcher er neben seinem Dienst im Militärspital auch der Karlsruher Bürgerwehr eingereiht war. Bei der Neubildung des badischen Armeekorps wurde Hoffmann nach Konstanz versetzt, kehrte jedoch schon 1851 wieder in die Garnison Karlsruhe zurück. Im Jahre 1852 dem Leib-Grenadierregiment zugeteilt, wurde er 1856 Regimentsarzt im 1. Füsilierbataillon und trat 1857 in das Jägerbataillon über, mit welchem er auf kurze Zeit nach Durlach in Garnison kam. 1865 kehrte er als Regimentsarzt des Feldartillerieregiments nach Karlsruhe zurück. Nachdem er zum Stabsarzt mit Majorsrang befördert, während des Feldzuges von 1866 als Chefarzt des Hauptspitals mit einer Spitalabteilung in Tauberbischofsheim gestanden hatte, wurde er zum Oberstabsarzt des Leibgrenadierregiments ernannt und im Frühjahr 1870 zur Funktion als Divisionsarzt kommandiert. Im Feldzug 1870/71 stand Hoffmann als Chefarzt des Belagerungskorps vor Straßburg, machte nach der Kapitulation der Festung an Stelle des erkrankten Korps-Generalarztes im Stabe des Generals v. Werder die Gefechte von Epinal, am Dignon, bei Nuits und Villersexel und die Schlacht bei Belfort mit und kehrte nach Beendigung des Feldzuges mit der badischen Division in die Heimat zurück. Bei dem Inkrafttreten der Militärkonvention entschloß Hoffmann sich mit schwerem Herzen, der ihm liebgewordenen militärärztlichen Laufbahn zu entsagen. Die Charakterisierung als Generalarzt und das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens mit Schwertern waren die öffentlichen Zeichen der Anerkennung von seiten seines Kriegsherrn, nachdem er schon während des Feldzuges das Eiserne Kreuz II. Klasse, sowie das Ritter-

kreuz des Karl Friedrich-Militärverdienstordens erhalten hatte. Seine reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Pflege und des Transportes der Verwundeten und Kranken im Felde stellte Hoffmann den badischen Vereinen vom Roten Kreuz zur Verfügung als langjähriger Beirat der III. Abteilung des badischen Frauenvereins, als Vorstandsmitglied des Karlsruher Männerhilfsvereins und als dessen Delegierter im Gesamtvorstand des badischen Landeshilfsvereins, in welchem er während mehrerer Jahre den Vorsitz führte. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die Ausarbeitung eines Mobilmachungsplanes für die Angehörigen der freiwilligen Krankenpflege und der Satzungen des freiwilligen Krankenträgerkorps des Karlsruher Männerhilfsvereins. Er nahm aber auch, in die Reihe der praktischen Ärzte zurückgetreten, tätigen Anteil an der Pflege der Interessen seiner Standesgenossen. Schon früher, im Jahre 1869, hatte ihn deren ehrendes Vertrauen in den Ausschuß der Ärzte im Großherzogtum Baden berufen, welchem er durch wiederholte Erwählung während 16 Jahren, zuerst als Schriftführer, dann als Obmann angehörte. Als im Jahre 1873 der Deutsche Ärztevereinsbund gestiftet werden sollte, wurde er als Delegierter zum ersten Ärztetag entsandt und nahm von da an bis zum Jahre 1883 auch an allen folgenden Delegiertenversammlungen Anteil, von 1876 an als Mitglied des Geschäftsausschusses, wobei er sich besonders als Referent in Fragen der deutschen Ärzteordnung betätigte. Mit dem Schluß des Jahres 1884 trat er aus dem Ausschuß der badischen Ärzte zurück, nachdem sein Wunsch, zu einem kräftigen Gedeihen der „Unterstützungskasse für hilfsbedürftige badische Ärzte" mithelfen zu dürfen, in Erfüllung gegangen war. Nur dem Verwaltungsrat der ärztlichen Witwenkasse gehörte er auch weiterhin an. Während vieler Jahre erfreute er sich in lebhaft eingreifender, umfassender Tätigkeit an dem Gedeihen der hauptsächlich auf seine Veranlassung ins Leben gerufenen Karlsruher Ferienkolonien. Regelmäßig besuchte er selbst die jugendlichen Ferienkolonisten in ihren Stationen im Murgtal und begrüßte sie am Bahnhof, wenn sie in blühendem Aussehen nach vierwöchigem Landaufenthalt wieder in die Hauptstadt zurückkehrten. Seit längerer Zeit als Mitglied in dem Verwaltungsrat der Allgemeinen badischen Versorgungsanstalt tätig, wurde Hoffmann im Jahre 1898 an Stelle des verewigten Präsidenten v. Regenauer zu dessen Vorsitzenden gewählt, als welcher er bis in die letzten Wochen seines Lebens die Interessen der von ihm hochgeschätzten gemeinnützigen Anstalt mit liebevollem Eifer pflegte. Noch einmal, am 17. Oktober 1895, berührte ihn ehren-

voll ein Nachklang des öffentlichen Lebens, an dem er in früheren Jahren mit so großer Freude und Aufopferung und mit so reichem Erfolge teilgenommen hatte, als ihm zur Erinnerung an den großen Krieg von seinem Landesherrn, dessen besonderen Vertrauens er sich während seines ganzen Lebens erfreuen durfte, der Stern zum Kommandeurkreuz mit Schwertern des Zähringer Löwenordens verliehen wurde. In seinem ärztlichen Berufe zeichnete Hoffmann sich durch gründliche Kenntnisse, scharfes Urteil, unermüdlichen Pflichteifer und eine wohlwollende Uneigennützigkeit aus. Viele, denen er seine ärztliche Hülfe angedeihen ließ, verehrten ihn gleichzeitig als zuverlässigen, treuen Hausfreund. Wie denn überhaupt die Signatur seines ganzen Wesens in einer nie trügenden Zuverlässigkeit, in einer nie versagenden Hülfsbereitschaft, in einer nie erschütterten Wahrhaftigkeit bestand. In allen Verhältnissen des Lebens bewies er eine durch und durch ehrenhafte und unbeugsame Festigkeit des Charakters. Die hervorragenden Eigenschaften seines Geistes und Herzens traten in besonders hellem Lichte in dem glücklichen Familienleben hervor, das ihm beschieden war, wenn es auch mehrmals durch harte Prüfungen schmerzlich berührt wurde. Im August 1848 hatte er sich mit Elise Deimling, Tochter des damaligen Hofpredigers, vermählt. Nachdem er nach nur einjähriger Ehe seine Gattin und bald darauf die ihm von ihr geschenkte Tochter verloren hatte, vermählte er sich 1852 mit der Schwester seiner ersten Frau, Sophie Deimling, mit der er bis an sein Ende in glücklicher Ehe lebte, welcher ein Sohn und drei Töchter entsprossen sind. Der Schmerz über den jähen Tod seiner zweiten Tochter, dem nach kurzer Zeit auch das Ableben seines hochbetagten Vaters folgte, im Jahre 1879, beugte ihn tief danieder und war der hauptsächlichste Grund, daß er sich von da an immer mehr vom öffentlichen Leben zurückzog. Seit der Mitte der 1890er Jahre begannen seine Kräfte zu wanken, seine ärztliche Tätigkeit mußte immer mehr beschränkt werden, bis nach langer Krankheit des letzten Jahres sein ganz der Pflicht gewidmetes Leben nahe an der Vollendung des 77. Lebensjahres am 27. Oktober 1899 durch einen sanften Tod sein Ende fand. Ihm folgt in sein Grab die Hochachtung und Verehrung aller, die ihn kannten, die Liebe und Dankbarkeit jener, die ihm nähertreten durften. Sein Andenken wird im Segen fortleben in dem Lande, zu dessen besten Männern Adolf Hoffmann gehört hat. (Karlsruh. Zeitung 1899, Nr. 323.)

v. Weech.

August Hofmann,

geboren am 14. September 1824, trat im Frühjahr des Jahres 1842 als Freiwilliger bei dem damaligen Leib-Infanterieregiment, auf Offiziersbeförderung dienend, ein. Im Herbst 1844 wurde er zum Portepeefähnrich ernannt und im Mai des folgenden Jahres zum Leutnant befördert unter Versetzung in das damalige 3. Infanterieregiment. Im März 1847 wurde Hofmann zum Kommandeur der Infanterie-Ingenieurabteilung ernannt und im Sommer 1848 auf Nachsuchen dem nach Schleswig-Holstein bestimmten Bataillon des 3. Regiments zugeteilt, nachdem schon im April seine Beförderung zum Oberleutnant erfolgt war. Nach Wiedereinsetzung der rechtmäßigen Regierung im Jahre 1849 wurde Hofmann zunächst dem Kommandanten in Rastatt zur Verfügung gestellt und alsdann im März 1850 bei Neubildung des badischen Korps zur Pionierkompagnie kommandiert unter gleichzeitiger Übertragung eines Lehrfachs an der Kriegsschule. Von November 1850 bis März 1851 wurde der junge Offizier zur provisorischen Wahrnehmung der Festungsbaugeschäfte in der Bundesfestung Rastatt kommandiert. Im Winter 1856/57 erfolgte während der Schweizer Wirren seine Entsendung nach Konstanz mit besonderem Auftrag und am 13. März des Jahres 1857 seine Ernennung zum charakterisierten Hauptmann, sowie im Oktober desselben Jahres seine Versetzung als etatsmäßiger Hauptmann in den Generalstab. Der 15. Januar 1859 brachte die Ernennung zum Kommandeur der Pionier-Kompagnie, welche 1859 wieder, wie früher, der Artillerie einverleibt wurde. Nach Schluß der Übungen des Jahres 1860 erfolgte auf Ansuchen anfangs 1861 Hofmanns Ernennung zum Hauptmann des Stabes im Feldartillerie-Regiment. In dieser Stellung fungierte er auch als Lehrer an der höheren Offiziersschule und an der Artillerieschule für Offiziere. Bis zum Freiwerden einer Feldbatterie wurde ihm dann im Februar 1864 das Kommando einer Festungsbatterie übertragen. Im Oktober erhielt er eine Feldbatterie, die er auch im Kriege 1866 führte. Im Oktober 1867 wurde Hofmann, nachdem er während des Sommers als Mitglied verschiedener Prüfungskommissionen und der Kommission zur Umarbeitung der Dienstvorschriften fungiert hatte, als Major zum Kommandeur der neu errichteten Pionierabteilung ernannt. Im Frühjahr 1869 begegnen wir ihm als Mitglied der in München tagenden Liquidationskommission. Im Mai 1870 erfolgte seine Beförderung zum Oberstleutnant unter Versetzung in das Leib-Grenadier-

regiment. In diesem machte er als Bataillonskommandeur den Krieg 1870/71 mit und führte dann vom Gefecht bei Nuits ab das Regiment bis zur Rückkehr in die Heimat. Dieser Feldzug brachte dem bewährten Offizier das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse, sowie den Karl Friedrich-Militärverdienstorden ein. Im Juli 1871 wurde Hofmann dem 1. Schlesischen Grenadierregiment Nr. 10 aggregiert, im Juni des nächsten Jahres erfolgte seine Ernennung zum Kommandeur des 4. Oberschlesischen Infanterieregiments Nr. 63, sowie im März 1873 seine Beförderung zum Oberst. Im April 1878 wurde Hofmann zum Generalmajor befördert und im darauffolgenden Monat erfolgte seine Ernennung zum Kommandeur der 17. Infanterie-Brigade. Im Herbst des nächsten Jahres kam er um seine Verabschiedung ein. Im Oktober 1885 erhielt er gelegentlich einer Inspizierung des XIV. Armeekorps durch Kaiser Wilhelm I. den Charakter als Generalleutnant. In den letzten Jahren seines Lebens hat Hofmann sich mit patriotischem Eifer den Gedanken zu eigen gemacht, das Andenken weiland des Prinzen Wilhelm von Baden durch Errichtung eines würdigen Denkmals in der badischen Residenz zu ehren. Mit rüstiger Frische betätigte er sich als Vorstand des Denkmalkomitees. Er scheute keine Mühe, um das edle Werk zu fördern, dessen schönes Gelingen die letzte Freude seines Lebens bilden sollte. Der Tod hat es ihm nicht vergönnt, selbst Zeuge der Enthüllung des Denkmals im Oktober 1901 zu sein; einige Wochen vorher, am 30. September des genannten Jahres, schied er aus dem Leben. (Karlsruher Zeitung vom 4. Oktober 1901.)

Karl Holsten.

Unter den hervorragenden theologischen Lehrern Heidelbergs im neunzehnten Jahrhundert hat wohl keiner ein persönlich wärmeres Andenken hinterlassen als Karl Holsten. Daub, Paulus, Rothe, Schenkel, Hitzig und Hundeshagen sind vielleicht literarisch bekannter geworden, aber in intimer Freundschaft mit den Zuhörern, die alle seine Freunde wurden, ist nur Holsten gestanden. Ein schwerflüssiger Schriftsteller — schon seine eigene Grimmsche Rechtschreibung erschwerte das Lesen seiner Bücher —, war er doch ein glänzender Redner. Ein Lehrer im strengsten Sinne des Worts, der die Studenten einzeln vornahm und sie ihr Neues Testament selbst übersetzen ließ, war er zugleich ihr väterlicher Freund, der auf ihre Charakterentwicklung den heilsamsten Einfluß übte. Ein Mann

von seltener Lauterkeit der Gesinnung, war er von einem kindlich festen Glauben an den Fortschritt der Welt, den Adel der Menschheit, die Zukunft der freien Gesellschaft, ein Fortschrittsmann im besten Sinne des Worts. — Karl Holsten wurde geboren am 31. März 1825 zu Güstrow in Mecklenburg. Sein Vater hatte Jurisprudenz studiert, war aber vor Beendigung seiner Studien als freiwilliger Jäger in die Freiheitskriege gezogen und hatte sich dann als Notar in Güstrow niedergelassen. So vererbten die patriotischen Erinnerungen des Vaters sich auf den Sohn, der in den Schulen seiner Vaterstadt seine erste Bildung erhielt. Da die Mutter mit dem großen Hauswesen viel zu tun hatte, wurde der Kleine schon in seinem dritten Lebensjahr zur Schule geschickt. Träumerisch und in sich gekehrt entwickelte der Knabe sich langsam und hatte in den ersten Schuljahren viel unter der unverständigen und rohen Pädagogik einer wenig zu lobenden Anstalt zu leiden. Der sehnliche Wunsch der frommen und gemütstiefen Mutter war, ihren Karl als Pastor zu sehen, und der Sohn, der mit ganzer Seele an der Mutter hing, lebte sich durch seine Liebe zu ihr gleichfalls in diesen Gedanken ein. Aus der Dumpfheit seiner ersten Schulzeit erwacht, fand er in den oberen Klassen Lehrer, die ihn verstanden und an die er sich mit der vollen Begeisterung seines weichen Knabenherzens anschloß. Von heilsamem Einfluß auf sein ganzes Leben wurde es, daß einer der Apostel der edlen Turnerkunst im Sinne des Turnvaters Jahn an der Anstalt wirkte. Ihm verdankte es Holsten, daß aus dem allzu runden und lang verzärtelten Kinde ein straffer, elastischer, zu allen Leibesübungen geschickter Jüngling und Mann wurde, hart gewöhnt, genügsam und ausdauernd wie wenige. Das deutsche Turnertum jener Jahre war aber mehr als bloße Leibesübung. Der Knabe las Jahns Leben, Seumes Spaziergang nach Syracus, und um diese Helden der Enthaltsamkeit zu erreichen, fing er an, alles Entbehrliche abzuwerfen, und machte in der Bedürfnislosigkeit solche Fortschritte, daß kein Knecht noch Taglöhner ihn in der Härte des Lagers oder Einfachheit der Verpflegung erreichte. Daß er alle Bettstücke außer dem Strohsack entfernte und zum Kopfkissen zwar nicht einen Stein, aber sein Brettspiel erwählte, nennt er selbst eine Torheit; aber er verdankte diesem Sport seinen stahlharten Körper. Die Gewohnheit, mit Sonnenaufgang sich zu erheben und den Tag mit einem gewaltigen Marsch zu beginnen, hat er bis in sein siebzigstes Jahr beibehalten. Dabei nahm er alle jene Grundsätze der Jahnschen Schule in sich auf, die frisch, frei, fromm das Deutschtum

pflegte und die seiner Persönlichkeit jenen Stempel der aufrichtigen und fröhlichen Tapferkeit aufprägten, durch die er überall die Herzen, zumal die der Jugend gewann. Im Jahre 1843 verließ er Rostock, um in Leipzig Theologie und Philologie zu studieren. Bei einem jungen Manne dieser Art gehörten die ersten Semester dem Studentenleben und der Führung der Klinge, und bis in sein Alter freute er sich der schönen Erinnerungen, mit denen diese frohen Tage der Jugendlust zu Leipzig, Berlin und Rostock sein Leben bereichert haben. Die drei theologischen Fakultäten, an denen er studierte, zumal die der Heimat, gehörten alle drei der theologischen Richtung an, der er selbst nachmals nicht angehörte. So scheint sein Beispiel die Erfahrung zu bestätigen, daß sich die theologische Richtung des Mannes oft im Gegensatze zu der Schule feststellt, die der Jüngling durchlaufen. In der Tat wußte Holsten selbst mit Humor davon zu erzählen, mit welchen Glossen er und seine Freunde so manche Auslegungen der Hengstenbergschen Exegese begleiteten und wie wenig Neanders wohlgemeinte Apologetik bei ihnen verfing. Dennoch hat auch er seine entscheidenden Anregungen, wenn auch nicht im theologischen Hörsal, so doch im akademischen Leben erhalten. Seine Studienjahre seit 1843 fielen in die Zeit, in der die jüngere Hegelsche Schule ihre gewaltige Wirkung auf die heranwachsende Generation übte und eine stürmische, mit Geist und Witz gehandhabte Kritik gerade die begabten und lebendigen Naturen in ihre Kreise verstrickte. Der Streit über das Leben Jesu und die christliche Glaubenslehre von David Friedrich Strauß bewegte noch immer die theologische Welt. Die Schriften von Ludwig Feuerbach, die Halleschen Jahrbücher von Arnold Ruge, die Tübinger Jahrbücher von Ferdinand Christian Baur, die Paradoxien und Quertreibereien des jungen Bruno Bauer hatten die philosophischen und theologischen Studien zu einer Arena voll Kampfruf und Staubwirbel gemacht, und Holsten glich sein Leben lang einem edlen Streitroß, das die Ohren spitzt, wenn die Fanfare geblasen wird und gern dabei ist, wo Schwert und Schild aneinander klirren. Eifrig vertiefte sich schon der Berliner Student in das Studium der Hegelschen Philosophie. Namentlich die dreibändige Geschichte der Philosophie aus Hegels Nachlaß war eines seiner Lieblingsbücher, und ihrer Grundanschauung von der Selbstentfaltung der Idee in der Geschichte und dem Hegelschen Begriffe der Entwicklung ist er niemals untreu geworden. Aber die eigentliche Leuchte, die seinem theologischen Schifflein auf der wildbewegten See die Richtung wies, wurde schließlich doch Schleiermacher. So wenig

der tapfere Mann alle Vermittlungen Schleiermachers und dessen Neigung zu vorsichtig ausbeugenden Formeln guthieß, — die Grundprinzipien seiner eigenen Religionsphilosophie stammen aus Schleiermachers Schule. Mit diesen Anregungen, die ihn mehr aufgeregt, als geklärt hatten, kehrte er nach Rostock zurück. Er selbst bekennt, das eigentliche ernste Studium habe für ihn erst in diesen späteren Semestern begonnen. Einem jungen Theologen von seiner Richtung konnten die Wege in der mecklenburgischen Heimat keine leichten Wege sein; aber sein offener, fröhlicher Sinn und eine glückliche Gabe, alle Gegensätze von ihrer humoristischen Seite zu nehmen, erleichterten ihm die Schwierigkeiten, an denen eine schwerere und minder helle Natur gescheitert wäre. Krabbe, Delitzsch, Hofmann, Kliefoth und wie die gestrengen Lehrer und Examinatoren alle hießen, — seiner Liebenswürdigkeit widerstanden sie nicht. Sie wollten ihn sogar festhalten, wo er selbst bedenklich war. „Predigen Sie sich ins Christentum hinein!" sagte ihm Krabbe. Bereits aber war in ihm der forschende und sondernde Geist erwacht, der ihn drängte, die einzelnen Vorstellungen und Lehrbegriffe strenger ins Auge zu fassen und jeden neutestamentlichen Schriftsteller als literarische Individualität zu studieren. So geht eine seiner epochemachenden Untersuchungen über den Begriff der σάρξ im Neuen Testamente in ihren Anfängen bis in die Studienzeit zurück; denn Holsten hatte durch eine Preisaufgabe der theologischen Fakultät zu ihr den ersten Anstoß erhalten. Dann war es Delitzsch, der ihn anwies, das Alte Testament mit der Feder in der Hand zu lesen, um sich über das Verhältnis der Propheten und Psalmisten zum Ritualgesetz eine selbständige Meinung zu bilden, und ihn so darauf leitete, auch die neutestamentlichen Begriffe überall auf ihre alttestamentliche Grundlage anzusehen. Er selbst betont, daß er damals sich gewöhnt habe, jedes Problem auf Grund der Sammlung und Verarbeitung des gesamten tatsächlichen Materials zu lösen und nicht das Material erst nachträglich zur Begründung seiner Ideen, oder, wie er gern sagte, seiner Blaumontagseinfälle beizuziehen. „Nach dem zweiten theologischen Examen", so schreibt Holsten in einer eigenen Aufzeichnung, die sich erhalten hat, „stand nun zur Frage, ob er um eine Pfarre sich bewerben solle. Nun hatte", so heißt es in dieser eigenhändigen Niederschrift, „seit einer Reihe von Jahren das Kliefothsche Regiment in Mecklenburg ein starres Bekenntnisluthertum zur ausschließlichen Herrschaft gebracht und jeden Widerstand dagegen mit der Hülfe der Staatsregierung niedergeschlagen. In der Voraussicht, daß er mit diesem Regimente sofort in Streit ge-

raten und in diesen Streit auch die Gemeinde hineinziehen werde, entsagte er seinem ursprünglichen Lebensideale und trat in den Schuldienst." Auch als im Laufe der nächsten Jahre dem bereits Verheirateten eine der schönsten Pfarreien der Heimat von der Gemeinde angeboten wurde, lehnte er ab, nicht, weil er an seinem Rechte zweifelte oder den Kampf für sich scheute, sondern weil er nicht Unfrieden und Streit in eine Gemeinde tragen wollte, die sich bis dahin des Friedens erfreut hatte. Siebzehn Jahre wirkte er so an dem Gymnasium zu Rostock, von 1853 bis 1870, anfänglich hauptsächlich als Religionslehrer, später auch als Lehrer der deutschen und griechischen Literatur in den Oberklassen. Allen seinen Schülern ist er ein Freund gewesen, und die heilsame Einwirkung seiner Persönlichkeit auf die gemütliche Entwicklung der Knaben erkannten auch solche Eltern an, die seine theologische Richtung ablehnten. Der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur machte ihm, der ihr genauer Kenner und ein ungewöhnlich begabter Rezitator war, große Freude. Er dachte wohl auch an die Herausgabe einer deutschen Grammatik zum Schulgebrauche, eine Arbeit, zu der er durchaus befähigt war und durch die er sich ebenso nützen konnte, wie er mit jeder theologischen Publikation sich nur eine neue Schwierigkeit in den Weg legte. „Aber die Theologie", so schreibt er selbst, „blieb Herrscherin in seinem Gemüte und statt nur allein für die Schule zu arbeiten, verwandte er namentlich die Ferien auf die Bearbeitung theologischer Fragen, deren Lösung ihm seit seiner Studienzeit Herzensbedürfnis geworden war." Wie aber alle seine literarischen Impulse immer zugleich moralische waren, so war seine erste große Publikation, durch die er das Auge der gesamten theologischen Welt auf sich lenkte, ein Ritterdienst, den er einem Toten zu schulden glaubte. Im Jahre 1860 starb Christian Ferdinand Baur, der Theologe, den Holsten von allen lebenden am höchsten stellte und dem er selbst für seine wissenschaftliche Entwicklung am meisten verdankte. Landerer aber sprach in seiner Rede am Grabe des Kollegen, „Baurs ganze Lebensarbeit sei auf Beseitigung des Wunders im Neuen Testamente gerichtet gewesen. Nun habe er aber erklärt, daß die Bekehrung des Paulus weder durch eine historische, noch logische, noch psychologische Analyse zu begreifen sei. Und da er also ein Wunder habe stehen lassen müssen, so habe er damit alle Wunder stehen lassen. Seine Lebensarbeit sei also vergeblich gewesen." Das war nach Holstens eigener Niederschrift der Anlaß zu seinem berühmten Aufsatze: „Die Christusvision des Paulus". Er wollte Landerer zeigen, daß die natür-

liche und psychologische Erklärung der Paulusvision keineswegs unmöglich sei. Gleich bei dieser ersten größeren Studie zeigte sich der Gewinn seines Grundsatzes, jede Frage auf Grund des ganzen Materials zu entscheiden. Der Streit über eine Frage, die von den meisten auf Grund ihrer dogmatischen Prinzipien und ihrer ganzen Weltanschauung entschieden wird, wurde für ihn zu der Frage nach der Christologie des Paulus überhaupt. Um festzustellen: wie hat Paulus den Messias auf dem Wege nach Damaskus geschaut, fragte er: wie hat er ihn in seinen Briefen beschrieben? denn er wird ihn nicht anders beschrieben haben, als er ihn schaute. Dieses Christusbild des Apostels verglich er dann wieder mit den Messiasbildern des Alten Testaments, mit der Lehre vom himmlischen und irdischen Menschen bei Philo, und so wurde der Streit über eine einzelne Tatsache für ihn der Punkt, von dem aus er überhaupt in die paulinische Theologie eindrang. Die Abhandlung erregte das größte Aufsehen und wurde zum Ausgangspunkt einer neuen Phase der kritischen Schule, die mit erneutem Eifer begann, von den vier großen Paulusbriefen her sich nicht nur über die Anschauungen des Apostels, sondern über das apostolische Zeitalter selbst zu unterrichten. Die früheren Lichter waren durch die Straußsche Kritik ausgelöscht, hier aber waren Anhaltspunkte gegeben, an denen weiter tastend man sich im Dunkeln orientierte. Was aber Holstens Auge geschärft und ihn die Kunst gelehrt hatte, im Dunkeln zu sehen, das war sein unermüdlicher Fleiß, der es nicht müde wurde, jeden paulinischen Ausdruck immer und immer wieder zu prüfen, was er enthalte und was er voraussetze. Zunächst machte Holsten von den Ergebnissen seiner ersten Arbeit die Anwendung auf die Erforschung des Glaubensinhalts des Judenchristentums. Aus den Äußerungen des Paulus, zumal im Galaterbrief, konstruierte er sich die Messiasvision des Petrus, die ja gleichfalls durch Paulus bezeugt ist und sodann das ganze judenchristliche Dogma. Nicht aus der Apostelgeschichte, sondern aus den paulinischen Briefen studierte er den Petrinismus. Die neue Arbeit konnte erst 1867 erscheinen, da er nur die kurzen Schulferien für seine theologischen Forschungen zur Verfügung hatte und das Aufrücken in den Unterricht der obersten Klassen vermehrte Schularbeit mit sich brachte. So war es ihm eine Erlösung aus Haft und Banden, daß er Ostern 1870 einen Ruf in die Schweiz erhielt. Der Erziehungsrat der Universität Bern, der die theologische Fakultät lange in positivem Sinne besetzt hatte, nachdem Zellers Berufung in den vierziger Jahren mancherlei Schwierigkeiten bereitet hatte, war durch die Bemühungen des Sohnes

von Jeremias Gotthelf, des einflußreichen Pfarrers Bitzius und der beiden Berner Prediger Langhans für die Berufung Holstens gewonnen worden. Auch die Züricher Theologen Hirzel, Lang, Furrer hatten auf ihn hingewiesen, dessen Abhandlung über die Paulusvision sie als die bedeutendste wissenschaftliche Arbeit der letzten Jahre bezeichneten. Da zur Dotation einer neuen theologischen Stelle keine Mittel zur Verfügung standen, wurde Holsten 1870 zunächst als Lehrer am Gymnasium und als Extraordinarius an der Universität angestellt, trat aber schon im folgenden Jahre als Ordinarius ganz zur theologischen Fakultät über. Die 6 Jahre seines Aufenthalts in der Schweiz hat Holsten stets als eine glückliche und frohe Zeit bezeichnet. Sein frisches und männliches Wesen gefiel den Oberländern. Er hatte etwas Sieghaftes in seiner Erscheinung, dem sich alles von selbst unterordnete. Ein schöner Mann war er, nicht im banalen Sinne des Worts, sondern von ernster Schönheit des fein geschnittenen Profils, des fesselnden Auges und der durchgearbeiteten, streng männlichen Züge. Aber während er frei und frank mitten im Volksleben schwamm und mit seiner herzlichen und aufrichtigen Liebenswürdigkeit überall Freunde fand, hielt er sich streng an seine Lehraufgaben und vermied so die Klippe, an der so viele Deutsche scheiterten; er mischte sich nicht in die Fragen des Kantons. „Ihr habt stets Zwecke", pflegte er seinen neuen Freunden zu sagen, während er, ein Idealist im edelsten Sinne, sich nur für die Ideen interessierte und für die Wahrheit. Wo aber in das Gebiet, das er zu vertreten hatte, die Gegner einen Einbruch machten, da stellte er seinen Mann. So trat er schon im zweiten Jahre seiner Berufung dem Kirchenvorstande der Münstergemeinde, der dem Reformverein zu seinem Festgottesdienste die Kirche mit einer sehr unduldsamen Motivierung verweigerte, in einer Reihe von schneidigen Aufsätzen in den „Zeitstimmen" entgegen, indem er jeden Satz des Präsidenten von Wurstemberger-Steiger zum Thema einer eigenen Abhandlung nahm. Hatten seine wissenschaftlichen Arbeiten sich bis dahin auf das ganze Gebiet der paulinischen Theologie erstreckt, so brachte es seine Lehrpflicht nun mit sich, Semester für Semester sich auch mit den Evangelien zu beschäftigen. Mit gewohntem Fleiß und großem Scharfsinn griff er die vielbehandelten Probleme der Evangelienkritik auf und verfocht hier mit großem Eifer die Meinung von der Priorität des Matthäusevangeliums. Das Ergebnis dieser Forschungen, die wiederum zeigten, mit welcher geistigen Energie er jede Frage ergriff und mit welchem Fleiße er sie bis ins Minutiöse verfolgte, war seine

Schrift über die synoptischen Evangelien, die aber erst 1885 zu Heidelberg erschien. Denn, so wohl er sich auch in der Schweiz fühlte, dem Rufe in die Heimat widerstand er dennoch nicht, nachdem die neue Sonne des Deutschen Reichs so glänzend aufgegangen war. So übernahm er 1876 den Lehrstuhl für Neues Testament an der Universität Heidelberg. Leicht war es nicht gewesen, seine Berufung durchzusetzen, klagte doch selbst Keim über Holstens Radikalismus, der sengend und brennend die neutestamentlichen Gebiete durchstreife. Literarisch sind die Heidelberger Jahre für ihn die Jahre der Ernte, in denen er die gereiften Halme als Garben unter Dach brachte. In dem groß angelegten Werke „Das Evangelium des Paulus" gab er seine Auslegung des Galater- und ersten Korintherbriefs und die der beiden anderen großen Paulinen wurde im Manuskripte nahezu vollendet. In der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie begründete er eingehend seine Kritik der Echtheit des Philipperbriefs. Die synoptischen Studien zeitigten eine Reihe von Aufsätzen über die Grundbegriffe der Bergrede, Reich Gottes, Menschensohn, Gottessohn, durch die er in ähnlicher Weise ein Bild des Selbstbewußtseins Jesu zu zeichnen versuchte, wie er zuvor das Selbstbewußtsein des Apostels genau beschrieben hatte. Wohl konnte den Fachgenossen dabei zuweilen der Zweifel kommen, ob diese strikte Auslegung der griechischen Ausdrücke Geltung habe für den, der nicht Griechisch, sondern Aramäisch geredet hat, doch verlor dieser Einwand viel an seiner Schärfe bei der Gewissenhaftigkeit, mit der der Exeget der hebräischen Grundlage der griechischen Vorstellungen nachgegangen war, und für das Verständnis des griechischen Textes jedenfalls war seine gewissenhafte und tiefgehende Untersuchung von bleibendem Wert. Auch als einer der letzten Vertreter der großen spekulativen Epoche unserer Wissenschaft trat er in Heidelberg auf, indem er über Religionsphilosophie las und einzelne Abhandlungen aus diesem Gebiete veröffentlichte. Erinnerte seine rein deduktive Methode an die Hegelsche Schule, aus der auch einer seiner Vorgänger, Daub, hervorgegangen war, so ist seine Definition der Religion als Gefühl der Abhängigkeit von dem All, das dem Menschen lebenhemmend und lebenfördernd gegenübersteht, im wesentlichen die Schleiermachers. Auch für seine glänzende Prorektoratsrede im Jahre 1887 „Über den Ursprung der Religion" wählte er dieses Thema. So sahen wir ihn bis über sein siebzigstes Lebensjahr hinaus in reger geistiger Arbeit, stets den Kopf voll neuer exegetischer Probleme, stets seinen Paulus in der Hand, den er doch schließlich völlig im Ge-

dächtnis hatte, so daß er weder bei der Vorlesung, noch bei dem Examen eines Textes bedurfte. Das führt denn auf die andere Seite seiner großen Wirksamkeit, auf seine Lehrtätigkeit. Karl Holsten war das Ideal eines Lehrers. Nicht nur, daß er mit zündender Beredsamkeit sprach und die Hörer mit sich fortriß, er wußte vor allem auch, wie man unterrichtet. In seiner langen Schultätigkeit hatte er gelernt, wie man lehrt; er hielt nicht bloß Reden, sondern gab Lektionen; er ging so vor, daß die Vorstellungen auch Zeit hatten, Wurzel zu schlagen, und daß er ein Fundament legte, auf dem er fortbauen konnte. Dabei war in jedem Wort sein ganzes Herz, seine ganze, liebevolle Persönlichkeit. Wenn die Studierenden sich für ihn begeisterten wie für keinen anderen Lehrer, so war es, weil sie wußten, daß er für jeden Teilnahme hatte, der sich ihm anschloß. Er hatte eine seltene Gabe, die Jugend zu verstehen und auch unausgesprochenes Interesse herauszufühlen. So war er auch als Lehrer ein glücklicher Mensch; wo wir anderen oft nur Mittelmäßigkeit und Schläfrigkeit zu sehen vermochten, da sah er eine Jünglingsseele, die mit allen Keimen zum Lichte ringt, und eben dadurch hob er die jungen Leute, daß er sie von seiten ihrer Ideale nahm und nicht von seiten ihrer Schwächen. Das macht, er war selbst ein Idealist, wie es in unserer Zeit nur wenige gegeben hat. Dieses Sehen des Guten war das große Glück seines Lebens. Es war auch ein Teil seiner Erfolge; er wirkte das Gute, weil er an das Gute und Edle in der Menschennatur geglaubt hat. Dieser Optimismus ist das Credo einer abgelaufenen Zeit, und auch insofern ist mit ihm einer der Repräsentanten einer schöneren Epoche des deutschen Lebens geschieden. Nachdem er noch in voller Frische seinen siebzigsten Geburtstag unter großer Teilnahme der Studentenschaft gefeiert, begann er seit 1896 zu kränkeln. Blutarmut und Herzschwäche stimmten ihn trüb. Im Winter 1896 mußte er längere Zeit seine Vorlesungen aussetzen, und am 27. Januar 1897 hatte er den letzten Kampf seines reichen und schönen Lebens vollendet. Die Hauptschriften Holstens sind: Zum Evangelium des Paulus und Petrus. Altes und Neues. Rostock 1868, enthaltend die Christusvision des Paulus und die Genesis des paulinischen Evangeliums und die Bedeutung des Wortes σάρξ im Lehrbegriffe des Paulus. Der Brief an die Philipper 1875. Das Evangelium des Paulus. Berlin 1880. Die drei ursprünglichen, noch ungeschriebenen Evangelien. Zur synoptischen Frage. Karlsruhe 1883. Die synoptischen Evangelien nach der Form ihres Inhalts. Karlsruhe 1885. Hausrath.

Karl Holzherr

wurde am 27. Dezember 1822 zu Rottenburg a. N. geboren. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, sowie das Obergymnasium in Ehingen a. d. Donau und bezog im Herbst 1841 die Universität Tübingen, wo er philosophischen, philologischen und theologischen Studien oblag. Im letzten Jahre seiner Universitätslaufbahn löste er eine von der juristischen Fakultät gestellte Preisaufgabe «De placeto regio». Mit einer Dissertation „Kritik der Schellingschen Naturphilosophie" erwarb er den philosophischen Doktorgrad. 1846 zum katholischen Priester geweiht, wirkte er erst als Vikar in Ludwigsburg und später als Repetent am Wilhelmsstift in Tübingen. Nachdem er 1849 das Professoratsexamen mit gutem Erfolge bestanden, machte er bald darauf mit Staatsunterstützung eine wissenschaftliche Reise, welche ihn nach München, Wien, Prag, Dresden und Berlin führte, wo er bei den Größen der philosophischen und philologischen Wissenschaften fleißig hörte und zu verschiedenen auch in persönliche Beziehungen trat. Nach der Rückkehr übernahm er eine Professur am Obergymnasium in Ellwangen. 1851 folgte er einem Rufe der badischen Regierung an das Lyceum in Rastatt, wo er in den oberen Klassen in Philosophie, Religion, Deutsch, Latein und Geschichte unterrichtete. 1863 wurde er an das Lyceum in Heidelberg versetzt; 1877 trat er in den Ruhestand. — Schon während der Tübinger Repetentenzeit hatte er mehrere größere Aufsätze über theologische und philosophische Materien im Kirchenlexikon und in Zeitschriften veröffentlicht. Während seines Aufenthaltes in Ellwangen erschien von ihm u. a. ein größerer Aufsatz „Über die deutschen Sprachgesellschaften". Als Beilage zu den Jahresberichten des Rastatter Lyceums gab er eine Abhandlung über „Die Philosophie Senecas in ihrem Verhältnis zur stoischen Philosophie und zum Christentum" heraus (1858 und 1859). Nach seiner Zuruhesetzung wandte er sich mit Eifer dem Studium der Geschichte seiner schwäbischen Heimat zu. Drei Monographien: „Die Geschichte der Reichsfreiherren von Ehingen in Rottenburg a. N." Stuttgart 1884, „Die Geschichte der ehemaligen Benediktiner- und Reichsabtei Zwiefalten in Oberschwaben", Stuttgart 1887, und „Zur Vorgeschichte der Stadt Rottenburg a. N.", Stuttgart 1895, sind die Früchte dieser Studien. — Holzherr starb unerwartet rasch an einem Herzschlag am 10. Februar 1895. (Freib. kathol. Kirchenblatt 1895, 147—149; 168—170.)

*

Badische Biographien

V. Teil • 1891—1901

Im Auftrage der Badischen Historischen Kommission

herausgegeben von

Fr. von Weech und A. Krieger

Band II (Seite 321—924)

SEMPER APERTUS

Heidelberg 1906
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 97.

Artur v. Horn

wurde als Sohn eines preußischen Oberstleutnants am 19. Juli 1819 in Neu-Ruppin geboren. Im Kadettenkorps erzogen, wurde er 1836 Portepeefähnrich, 1837 Sekondleutnant im Leibgrenadierregiment Nr. 8. Die Langsamkeit des Vorrückens unter den damaligen Verhältnissen hemmte auch ihn: erst 1852 wurde er zum Premierleutnant, 1856 zum Hauptmann befördert. Sein ernstes Streben, seine früh hervortretende Tüchtigkeit lenkten die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf ihn, und so wurde er 1841—1844 zur allgemeinen Kriegsschule kommandiert. Von 1844—1847 war er Erzieher und Lehrer beim Kadettenkorps, von 1849—1852 gehörte er der trigonometrischen Abteilung an. Besonders bedeutsam wurde für seine Entwicklung, daß er von 1854—1856 zur Erlernung der französischen Sprache nach Paris abkommandiert war. Dieser längere Aufenthalt in der Weltstadt während einer politisch und militärisch ereignisvollen Zeit gewährte ihm reiche Anregung und Belehrung und bot ihm auch die gerne benützte Gelegenheit, seinen vielseitigen Interessen für Wissenschaft und Kunst nachzugehen. Im Jahre 1858 wurde er als Hauptmann zum 3. westfälischen Infanterieregiment Nr. 16 versetzt, 1864 zum Major und bald darauf zum Kommandeur des Füsilierbataillons ernannt. Als solcher machte er den Feldzug von 1866 bei der Elbarmee mit. Sein Bataillon nahm ruhmreichen Anteil an der Schlacht von Königgrätz, wo es unter seinem tapfern und umsichtigen Führer, dem das Pferd unter dem Leibe getötet wurde, bei Problus einen mit weit überlegenen Kräften ausgeführten Angriff der Österreicher und Sachsen erfolgreich zurückschlug.[1] Als Anerkennung für diese Waffentat erhielt v. Horn den Roten Adlerorden mit Schwertern. Bei dem großen Kriege gegen Frankreich war es v. Horn, der 1868 zum Oberstleutnant befördert und dann auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt worden war, nicht vergönnt, mit ins Feld zu ziehen, er wurde aber zum Kommandeur eines Landwehrbesatzungsregiments in Köln ernannt. Nach Beendigung des Krieges wurde er unter Verleihung des Charakters als Oberst wieder zur Disposition gestellt. Von 1872—1875 war er Landwehrbezirkskommandeur in Rastatt, von 1875 bis 1885, in welchem Jahre er seinen Abschied nahm, bekleidete er das

---

[1] Geschichte des Infanterie-Regiments Nr. 16 S. 230 ff.; vgl. Feldzug von 1866, redigiert vom Gr. Generalstab, S. 369 ff.

Landwehrbezirkskommando in Heidelberg, wo er sich bald heimisch fühlte. In diese Zeit fiel die Verlegung des 2. Bataillons des Grenadierregiments Kaiser Wilhelm Nr. 110 nach Heidelberg, und er war der rechte Mann, um das beste Verhältnis zwischen der Garnison und der Stadt und Hochschule herzustellen. v. Horn war eine vornehme, ritterliche Natur, ein vollendeter Ehrenmann ohne Furcht und Tadel, hochgebildet, von einem warmen, lebendigen Interesse für alles Ideale erfüllt. Sein selbständiger, zuverlässiger Charakter erwarb ihm das allgemeine Vertrauen, seine aus einem zart und tief empfindenden Gemüt kommende Liebenswürdigkeit gewann ihm die Herzen aller, die zu ihm in nähere Beziehungen traten. Die Stadt Heidelberg ernannte ihn zum Ehrenbürger, von den Lehrern der Hochschule wurden viele seine treuen Freunde. Für seine zahlreichen Verehrer war es eine besondere Freude, als sich beim Universitätsjubiläum von 1886 die Kunde verbreitete, daß ihm der Charakter als General verliehen worden sei. Das von ihm erbaute Haus, worin neben ihm seine an Geist und Charakter ihm völlig ebenbürtige Gemahlin, eine geborene v. Wissmann waltete, war eine Stätte schönster Gastfreundschaft und edler von dem gewöhnlichen Tagestreiben abgewandter Geselligkeit, die jeder Teilnehmer innerlich bereichert verlassen konnte. Ein reger Sinn für die Wissenschaft hat v. Horn durch sein ganzes Leben begleitet. Schon als junger Offizier hatte er in Berlin sich an einer wissenschaftlichen Vereinigung eifrig beteiligt, in Heidelberg hatte ihm der historisch-philosophische Verein belehrende und fesselnde Vorträge über kriegswissenschaftliche Gegenstände und über den großen Geographen Karl Ritter zu verdanken. Auch als Schriftsteller hat sich v. Horn hohe Verdienste erworben: er hat in mustergültiger Weise die denkwürdige Geschichte des Infanterie-Leibregiments, dem er so lange angehörte, geschildert und für die Mitteilungen des Heidelberger Schloßvereins einen sehr lehrreichen Aufsatz über die Befestigungen des Heidelberger Schlosses verfaßt. Lange war v. Horn eine wahrhaft jugendliche Frische des Körpers und des Geistes erhalten geblieben. Die in den letzten Jahren allmählich hervortretenden Beschwerden ertrug er mit gelassenem Gleichmut, bis am 6. Juni 1893 der Tod diesem edeln Leben ein Ziel setzte. Buhl.

Hermann Freiherr von Hornstein-Hohenstoffeln-Binningen

wurde am 8. Oktober 1843 als der Sohn des Freiherrn Johann Nepomuk von Hornstein und dessen Gemahlin Jourdaine Maria geb. Gräfin Montmorency-Morres zu Binningen im Amt Engen geboren. Einem schwäbischen, seit dem 16. Jahrhundert auch im Hegau angesessenen alten Adelsgeschlechte angehörend, verbrachte er die Jugendjahre bis zum Besuche des Gymnasiums in Konstanz im elterlichen Hause auf dem Lande. Unter dem Einflusse seines an der Wohlfahrt der bäuerlichen Bevölkerung tätigen Anteil nehmenden Vaters, welcher in der eigenen Bewirtschaftung eines Teils seines Grundbesitzes gründliche Kenntnis der Landwirtschaft und ihrer Bedürfnisse sich erworben hatte, entwickelte sich in dem Knaben schon früh Liebe und Interesse für die ländliche Bevölkerung, während er zugleich durch die verwandtschaftlichen Beziehungen seiner hochgebildeten Mutter von den politischen und wirtschaftlichen Schicksalen Irlands und Englands zu hören manche Gelegenheit hatte. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Konstanz bereitete er sich in der Absicht, dereinst die Güter seines Vaters zu übernehmen, durch gewissenhafte Universitätsstudien, von denen sehr eingehende Aufzeichnungen Zeugnis geben und von denen er manche besonders auf dem Gebiete der Nationalökonomie während seines ganzen Lebens fortsetzte, mit der ihm eigenen Energie gründlich vor. Auf den Hochschulen zu Graz, Freiburg und Heidelberg folgte er juristischen und philosophischen Vorlesungen und sammelte sich auf der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim theoretische und praktische Kenntnisse seines Berufes. Er verstand es, auf größeren Reisen in England, Frankreich, Holland und Österreich die landwirtschaftlichen Verhältnisse dieser Länder gründlich kennen zu lernen und die Grundsätze wohlgeführter Betriebe, soweit solche mit den heimischen ähnliche Wirtschaftsbedingungen hatten, sich zu eigen zu machen. Nachdem Hermann von Hornstein noch in der fürstlich hohenzollernschen Forstverwaltung in Sigmaringen praktiziert hatte, rief die beginnende Kränklichkeit seines Vaters den Sohn nach Hause. Von da an hat sich Hermann v. Hornstein bis an sein Lebensende dauernd der praktischen Ausübung der Landwirtschaft gewidmet. Im September 1870 erfolgte seine Vermählung mit Maria Freiin von Hornstein-Bußmannshausen. Aus dieser Ehe sind 9 Kinder entsprossen, von denen ein Söhnchen im Alter von 4 Jahren starb. In den ersten Jahren nach Übernahme der Güter bildete deren rationelle Bewirtschaftung und

Entwicklung den Gegenstand angestrengter und zum Teil durch ungünstige Umstände erschwerter Arbeit. Sein umfassendes theoretisches Wissen wie eine glückliche praktische Veranlagung ermöglichten es von Hornstein bald, durch das Beispiel eigenen Erfolges, wie durch die Bereitwilligkeit durch Rat und Tat zu helfen, auf die Arbeit der kleineren Landwirte der Heimatsgemeinde und der umliegenden Ortschaften bei vielen Gelegenheiten fördernd einzuwirken. Ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle und stolz auf die Jahrhunderte lange mit der Heimat verknüpfte Geschichte seiner Familie, betrachtete er es als eine Pflicht, die er sein ganzes Leben zu erfüllen bestrebt war, seine Kenntnisse in den Dienst insbesondere derjenigen Volkskreise zu stellen, mit denen er durch seine Stellung und seinen Beruf in enger Berührung war, mit der Landbevölkerung. Trotz der größten Einfachheit in seiner persönlichen Lebensweise und der seiner Familie hat er bei wiederholten Gelegenheiten nicht gezögert, auch empfindliche finanzielle Opfer in seiner öffentlichen Tätigkeit zu bringen. Zu einer Zeit als die badische, zum überwiegenden Teil aus kleinen Betrieben bestehende Landwirtschaft sich des Genossenschaftswesens noch kaum bediente, gründete er in Binningen eine Molkereigenossenschaft, deren Wirkung bald zahlreiche Nachahmer in der Gegend fand. Auf seinen Vorschlag bildete sich in der Gemeinde eine Viehversicherung auf Gegenseitigkeit, welche, solange eine allgemeine Viehversicherung noch nicht bestand, dem kleinen Viehbesitzer fühlbare Hilfe brachte. Er führte ferner die Abhaltung von Molkereischulkursen herbei, um hierdurch eine rationelle Behandlung und Verwertung der Milch auch in kleinen Wirtschaftsbetrieben herbeizuführen. Es bildete sich unter seiner Mitwirkung eine Reihe landwirtschaftlicher Konsumvereine. Diese Bestrebungen hatten Freiherrn von Hornstein dazu geführt, an der Entwicklung des landwirtschaftlichen Bezirksvereins, den sein Vater 1832 gegründet hatte, Anteil zu nehmen und für die Veranstaltungen zur Hebung der Landwirtschaft des badischen Oberlandes zu wirken. Durch das Studium ausländischer Verhältnisse und besonders auch durch den regen persönlichen und geschäftlichen Verkehr mit der an den Bezirk Engen angrenzenden Schweiz, deren politische, wie wirtschaftliche Verhältnisse er sehr genau kannte, für eine möglichst umfassende Selbstverwaltnng der Gemeinden und Kreise eingenommen, hat Freiherr von Hornstein seiner Anschauung hierüber zum ersten Male vor einem weiteren Kreise Ausdruck gegeben in einer Broschüre „Die Ursachen der gegenwärtigen Lage der Landwirtschaft und über die Mittel zur

Verbesserung derselben“ im Dezember 1882. Als Mitglied der Kreisversammlung des Kreises Konstanz hat er bis an sein Lebensende deren Aufgaben mit Vorliebe sein Interesse zugewandt und von 1884 bis 1890 als Mitglied des Finanzausschusses, von 1891 an als Mitglied des Sonderausschusses für Hagelversicherung und im Kreisausschusse gewirkt. 1883 wurde er von den Grundherren oberhalb der Murg in die Erste badische Kammer gewählt. Von streng monarchischer Gesinnung und ein überzeugungstreuer Katholik, hatte er sich nie gescheut, seinen Grundsätzen Ausdruck zu geben; doch widerstrebte ihm persönlich jede parteipolitische Wirksamkeit. In der Verhandlung der Ersten badischen Kammer am 26. Mai 1886 bei Beratung des Gesetzentwurfs über Änderung einiger gesetzlicher Bestimmungen über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate gab er seiner Denkweise in folgendem Sinne Ausdruck: er habe bisher überhaupt öffentlichen Verhandlungen über religiöse und kirchenpolitische Dinge vollständig ferngestanden, und es sei heute zum ersten Male, daß er zu einer kirchlichen Frage öffentlich Stellung nehme. Er habe sich bisher auf volkswirtschaftliche und landwirtschaftliche Fragen beschränkt, er spreche ungern auch nur ein einziges Mal über den heute vorliegenden Gegenstand. Es wäre jedoch Feigheit, heute zu schweigen. Als Katholik habe er von jeher den Grundsatz befolgt, sich nie in die Angelegenheiten der evangelischen Kirche zu mischen und, wenn er durch seine Pflicht einmal gezwungen werde, so habe er sich vorgenommen, mit denjenigen zu stimmen, welche der evangelischen Kirche das bewilligen wollen, was die evangelische Kirche zu bedürfen glaube. Da Hornstein eine öffentliche Tätigkeit eigentlich nur auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und der Landwirtschaft hatte widmen wollen, wurde ihm der Entschluß weiter in das parlamentarische Leben einzutreten schwer, als er die ihm seitens der Zentrumspartei angebotene Kandidatur im 2. badischen Reichstags-Wahlkreise 1884 annahm. Er ließ sich hiebei von der Erwartung bestimmen, denjenigen Volksinteressen, deren Wahrung er sich seit Jahren zur Aufgabe gestellt hatte, dienlich sein zu können, trat jedoch niemals in sämtlichen Fragen einer Partei bei. Bei den Verhandlungen des deutschen Reichstags 1885 über den Gesetzentwurf betr. die Abänderung des Zolltarifgesetzes vom 15. Juli 1879 erregten seine Kenntnisse auf dem der Beratung zugrunde liegenden Gebiete Aufsehen. In gleicher Weise nahm er bei Beratung des von dem Abgeordneten Anspach und Genossen eingebrachten Gesetzentwurfs betreffend Abänderung des Zoll-

tarifgesetzes vom 15. Juli 1879 und 23. Juni 1882, ferner an den Zolltarifverhandlungen im Jahre 1891, und so oft Fragen, welche die Landwirtschaft treibende Bevölkerung und auch die in einigen Bezirken seines Wahlkreises heimische Industrie berührten, zur Verhandlung des Reichstags kamen, mit besonderem Eifer teil. Seine rein sachliche Behandlung der wirtschaftlichen Fragen und die unermüdliche Energie, mit welcher von Hornstein seinen Aufgaben als Reichstagsabgeordneter sich hingab, dürfte am besten durch die Tatsache gekennzeichnet werden, daß nach dem heftigen Wahlkampfe im Jahre 1884 von Hornstein im Jahre 1887 wieder mit Einstimmigkeit gewählt wurde. Gleichzeitig hat er in Baden fortgesetzt gearbeitet, und ein wesentlicher Teil der in den badischen Kammern verhandelten Anträge zum Besten der Landwirtschaft wurde von seinem Eintritt in die Kammer an von ihm eingebracht und begründet. Die sich häufenden Geschäfte seiner parlamentarischen wie seiner Tätigkeit als Mitglied des landwirtschaftlichen Bezirks-, Kreis- und Landesvereins, als 2. Präsident der Landeszentralstelle und des badischen Landwirtschaftsrates, als Mitglied des Eisenbahnrates, des Verwaltungsausschusses der Vereinigung der landwirtschaftlichen Genossenschaften zwangen von Hornstein immer mehr, von seiner Heimat fern zu sein. Es war ihm dies bis zum Ende seines Lebens ein empfindliches, fühlbares Opfer. Dies um so mehr, als seine unermüdliche Arbeitskraft und seine geistige Begabung, mit der er auftauchende, namentlich sozialpolitische und landwirtschaftliche Fragen erfaßte, auch im deutschen Landwirtschaftsrate im Verkehr mit den Leitern modern entwickelter, landwirtschaftlicher Betriebe aus anderen deutschen Staaten vielfache Anregung fanden, die Entfernung seines an der Südgrenze Badens gelegenen Grundbesitzes von Karlsruhe und Berlin dem passionierten und ernsten Landwirte die Führung seines Selbstbetriebes aber sehr erschwerte. Es war nach einem an anstrengender Arbeit überreichen Leben, in welchem er in unabhängiger Stellung in erster Linie für die Bedürfnisse der ländlichen Bevölkerung gewirkt und, obwohl keiner Partei angehörend, allmählich Anerkennung und Erfolg gefunden hatte, daß Freiherr von Hornstein, kurz nachdem er im Sommer 1893 für die damals dem Reichstage vorliegende Gesetzesvorlage betreffend die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heers eingetreten und gegen die Parteien des Zentrums und Freisinns in den Reichstag gewählt worden war, am 13. Oktober 1893 im fünfzigsten Lebensjahre seiner Familie entrissen wurde.

H. v. Hornstein.

Julius Jolly.

Unter den deutschen Staatsmännern außerhalb Preußens, die in nationaler Politik eine fruchtbare Tätigkeit entfalteten, und die nicht, wie Karl Mathy, vor der Zeit der Erfüllung vom Schauplatz ihres erfolgreichen Wirkens abberufen wurden, sondern ein mächtiges Gemeinwesen selbst noch erstehen sahen, nimmt Julius Jolly unbestritten die erste Stelle ein. Seitdem ihm beschieden war, seinem Fürsten und seinem Lande in einflußreichem Amte zu dienen, betrachtete er es, um seine eigenen Worte, die er in einer seiner früheren juristischen Schriften gebrauchte, hier in etwas erweitertem Sinne anzuführen, als „seine höchste Aufgabe, Hüter und Pfleger des nationalen Rechtsbewußtseins" zu sein.

Jolly stammt aus einer jener Familien, die einst um ihres reformierten Bekenntnisses willen aus Frankreich flüchten mußten und in Deutschland eine neue Heimat fanden. Die Familie Jolly hatte sich in Mannheim niedergelassen, wo sie seit Anfang des 18. Jahrhunderts nachzuweisen ist. Ein Jean Jolly wird 1711 dort genannt, sein Enkel gleichen Namens starb 1785 als Pfarrer in Mannheim. Dessen Sohn, Louis Jolly, der Vater des Ministers, trat zur Zeit, als die Stadt noch pfalz-bayerisch war, in ein kurfürstliches Regiment ein, in dem er es bis zum Hauptmann brachte. Im Jahre 1808 kam Louis Jolly in Garnison nach dem damals eben bayerisch gewordenen Bamberg, woselbst er sich im folgenden Jahre mit Eleonore Alt, der Tochter des dortigen Archivars, vermählte. 1809 nahm er seinen Abschied und kehrte in die Vaterstadt Mannheim zurück. Im Kaufmannsstande, in den er hier eintrat, hatte er es Jahre lang schwer, sich emporzuarbeiten. Erst allmählich besserten sich seine Verhältnisse, gelangte er auch zu verdientem Ansehen. Er wurde Präsident der neugebildeten Handelskammer und im Jahre 1836 Erster Bürgermeister. Als solcher war er noch in der stürmischen Zeit des Jahres 1848 im Amt. Am 21. Februar 1823 wurde ihm als achtes Kind ein Sohn geboren, Julius August Isaak. Das Vaterhaus, in dem mit der Zeit nicht bloß die Spitzen des Kaufmannsstandes, sondern auch angesehene und bekannte Politiker verkehrten, bot dem heranwachsenden Knaben von früh auf reiche Anregung; kluge Einsicht und geistige Selbständigkeit wurden geweckt. Eine für das ganze Leben dauernde, von Jolly bis in die spätesten Jahre dankbar empfundene Einwirkung übte das Mannheimer Lyceum auf ihn, insbesondere die von echter Humanität getragene Unterrichtsweise des Direktors Nüßlin, der,

wie kein zweiter, von der Schönheit und Erhabenheit klassischer, vorzugsweise griechischer Literatur begeistert, diese Begeisterung auf seine Schüler zu übertragen suchte. Etwas von dem Wirken dieses Lehrers klingt noch in den Worten nach, die Minister Jolly als Chef des badischen Unterrichtswesens bei der Einweihung der Aula des Karlsruher Gymnasiums sprach. Er sagte u. a. damals im Jahre 1874: „Die allgemeine Befähigung und Bereitheit des Geistes, sich jedes ihm gebotenen Stoffes dankend zu bemächtigen, ist das höchste Ziel des Gymnasialunterrichts, und ihm ist die ernste Schulung des Geistes zugleich das Mittel, den Willen, aufgeklärt über die menschlichen Aufgaben, sittlich zu stählen. Das Gymnasium gewährt eine populäre Übersicht über die wichtigsten Wissensgebiete, übt den sich entwickelnden jugendlichen Verstand durch die scharfen Aufgaben der Mathematik, es gewährt ihm und zugleich der ganzen Seele durch das grammatische Studium und die Einführung in die alte klassische Literatur die förderndste und köstlichste Nahrung, welche nach aller menschlichen Erfahrung für die Entwicklung dieser edelsten Kräfte gefunden werden kann.“ Im Jahre 1840 bezog Jolly die Universität Heidelberg, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, und hörte vorzugsweise Vangerow. Nach vier Semestern ging er nach Berlin, wo er mit jugendlicher Empfänglichkeit das Leben der großen, freilich damals noch nicht zur Weltstadt emporgewachsenen preußischen Residenz auf sich wirken ließ. Aber das ernste Studium steht für ihn, von dem ein Mitschüler noch aus der Mannheimer Zeit zu sagen wußte, daß er einen Tag um den andern in allen Fächern gleich sorgfältig vorbereitet gewesen sei, im Mittelpunkt seiner Tätigkeit. Ganz besonders zog ihn Homeyer an, der in ihm zuerst ein lebhaftes Interesse für deutsches Recht weckte. In die Heimat schrieb Jolly: „Mein Studium begeistert mich wahrhaft, ich fühle mich im höchsten Grade glücklich, wenn ich zu irgendeinem weiteren, vielleicht selbst unbedeutenden Verständnis fortgeschritten bin.“ Im Jahre 1845 bestand er die Staatsprüfung mit seltener Auszeichnung. Unmittelbar darauf bewarb er sich mit einer Dissertation „Über das Beweisverfahren nach dem Rechte des Sachsenspiegels“ um die Doktorwürde, die ihm summa cum laude erteilt wurde. Auf kurze Zeit trat er in dem Stadtamte in Mannheim in praktischen Dienst. Hier begegnete er zuerst August Lamey, seinem späteren Chef und Amtsvorgänger im Ministerium des Innern. Doch stand in ihm bereits der Entschluß fest, sich der akademischen Laufbahn zu widmen; in Leipzig, in Bonn suchte er Anknüpfung, entschied sich

aber endlich für Heidelberg. Im Winter 1847 auf 48 hielt er daselbst seine erste Vorlesung. Der künftige Staatsmann begann die Arbeit des Gelehrten in einer Zeit, die der stillen Muße nicht besonders günstig war. Allerlei Anzeichen deuteten bereits auf den herannahenden politischen Sturm; außerdem war Heidelberg unter der Einwirkung von Gervinus eine Zeitlang der Mittelpunkt des erwachenden nationalen Lebens. In den Kreis der Männer, die sich um Gervinus scharten, wurde der junge Privatdozent durch seinen älteren Bruder Philipp eingeführt, der längere Zeit schon an der Universität Heidelberg lehrte. Erst allmählich hatte Julius Jolly den politischen Fragen ein Interesse zugewandt, das sich nunmehr durch den Verkehr mit Gervinus, Schlosser, Häusser und andern lebhaft steigerte. Ebenso fest aber erwuchs ihm die Überzeugung, daß die Bestrebungen des Radikalismus, die sich besonders in seiner Vaterstadt geltend machten, zum Verderben führen müßten. Jolly war vorher einmal zu Struve und dessen Freunden in Beziehung gekommen; aber deren Radikalismus, der ihn ohnehin nur leicht berührt hatte, war seinem ganzen Wesen fremd. In Heidelberg ging ihm auch, wie er später seinem Sohne schrieb, das Verständnis für den Segen auf, „welcher in der Zugehörigkeit zu einem großen Staate liegt". Die national gesinnten Männer trafen sich vielfach in dem Hause des Geheimen Rats Fallenstein, eines Veteranen aus der Armee Blüchers. In ihm lernte Jolly einen Mann von stark ausgeprägtem preußischen Staatsgefühl kennen und verehren. Er sollte ihm bald noch in andrer Weise nähertreten. Die Einwirkung Fallensteins und die Erhebung des Jahres 1849, als, wie Jolly später schrieb, „die frivolste Revolution aller Zeiten" Baden verwüstete, bestärkten ihn in der Erkenntnis, daß „ohne große militärische Tradition und machtvoll historische Erinnerungen ein nationales Staatswesen undenkbar ist". Daß die Zukunft Deutschlands nur im engsten Anschluß an Preußen liege, wurde in dieser Zeit Jollys felsenfeste Überzeugung. Als der Aufstand des Jahres 1849 Heidelberg ergriffen hatte, war die Familie Fallenstein wie viele andere Gegner der Erhebung nach Auerbach an der Bergstraße gegangen. Dorthin folgte auch Jolly. Die Erinnerung an diesen Aufenthalt blieb in ihm für das ganze Leben wach. Die Tage gaben ihm die Gewißheit, daß er im Hause des Geheimerats sein Lebensglück gefunden habe. Zu Anfang des Jahres 1851 verlobte er sich mit Elisabeth Fallenstein, Ende 1852 fand die Hochzeit statt. Nach Niederwerfung des Aufstandes nahm er seine Lehrtätigkeit wieder auf, ohne die politischen Fragen aus dem Auge zu

lassen. Aber die Reaktionszeit der 50er Jahre war einem Manne von Jollys Art wenig günstig. Es kam ja die Periode, in der die Männer einer maßvollen liberalen und nationalen Gesinnung fast noch mehr gemieden wurden als die Demokraten der tollen Jahre. Jolly hatte außerdem in dem bekannten Prozeß für Gervinus Partei ergriffen, er hatte zu den Anhängern der Deutschen Zeitung gehört, dafür blieb er zehn Jahre lang Privatdozent, erst 1857 wurde er außerordentlicher Professor. Manche Aussichten auf eine Berufung an eine außerbadische Universität zeigten sich; aber es glückte nirgends. Und doch hatte er in diesen Jahren eine Reihe von Arbeiten veröffentlicht, die ihn wohl für einen ordentlichen Lehrstuhl legitimieren konnten. Auf die Studien, auf die ihn schon Homeyer hingewiesen hatte, kam er noch einmal zurück; er schrieb für das Deutsche Staatswörterbuch den Artikel „Eike von Repgow", eine Arbeit, die durch patriotische Wärme, aber auch durch eindringende scharfe Beurteilung ausgezeichnet ist. Zahlreicher sind seine Arbeiten aus dem Gebiete des modernen Handels-, Wechsel- und Urheberrechts. Als 24jähriger junger Mann hatte er eine Monographie über „das Recht der Aktiengesellschaften" verfaßt, die von den berufensten Kennern geradezu als bahnbrechend bezeichnet wird. Eine andere Schrift über „Die Lehre vom Nachdruck" wird von einem Kritiker nach Umfang und Inhalt die bedeutendste Leistung der einschlägigen deutschen Literatur genannt. Andere Arbeiten aus dem gleichen Gebiete folgten. Auch die Lehrtätigkeit Jollys gab ihm allen Anspruch auf eine Professur. Sein Vortrag entbehrte freilich des äußeren Schmucks. Er war auch hier „nicht auf den Schein", wie früher einmal Gervinus in einem Empfehlungsschreiben an Dahlmann von ihm schrieb. Aber was er vortrug, war klarer Gedankenarbeit entsprungen, scharfsinnig und exakt und darauf berechnet, die Hörer nicht zum Nachbeten der Worte des Lehrers, sondern zu eigenem Denken zu erziehen. Der Umschwung, der in der inneren badischen Politik im Jahre 1860 erfolgte, sollte auch in Jollys Leben eine folgenreiche Veränderung herbeiführen und ihn endlich an die Stelle bringen, zu der er nach Gesinnung, Befähigung und Charakter berufen war.

Das Konkordat, das das Ministerium Meysenbug-Stengel mit dem römischen Stuhle abgeschlossen hatte, rief im ganzen Großherzogtum eine ungeheuere Aufregung hervor. Zum erstenmal seit dem Ende der Revolutionszeit regte sich das politische Leben wieder. Die Regierung glaubte, der Zustimmung der Stände zu dem Vertrag nicht zu bedürfen, sie legte ihn daher dem Landtage nur zur Kenntnisnahme vor. Die

Zweite Kammer aber richtete mit Dreiviertelmehrheit die Bitte an den Landesherrn, das Konkordat nicht in Wirksamkeit treten zu lassen. Noch ehe die Erste Kammer sich geäußert hatte, beschleunigte das Ministerium selbst seinen Fall. Der Großherzog berief das Ministerium Stabel-Lamey. Aber nicht bloß das Konkordat war beseitigt, mit dem ganzen bisherigen Regierungssystem wurde gebrochen. Das Verlangen nach wahrhaft freisinnigen Reformen und einer nationalen Politik fand in den neuen Männern, denen bald noch Roggenbach und Mathy beitraten, lebhafte Förderung und in der echt konstitutionellen Gesinnung des Landesherrn fürstliche Unterstützung. An Stelle des Konkordats brachte das Ministerium sechs Gesetzentwürfe ein, die das Verhältnis zwischen Staat und Kirche regeln sollten. Der Grundsatz, daß die Kirche in ihren eigentlichen Angelegenheiten volle Selbständigkeit besitze, aber im Staate dem Staate unterworfen sei, war hier im wesentlichen durchgeführt. Diese Vorlagen wurden damals zwar von den freilich nicht sehr zahlreichen Anhängern der Konkordatspolitik aufs lebhafteste bekämpft, als sie Gesetz geworden, von den Organen der katholischen Kirche für unverbindlich erklärt, aber sie haben sich eingelebt und stoßen heute kaum noch auf Widerstand. Jedenfalls hat man sich auch auf gegnerischer Seite mit ihnen abgefunden. Jolly verfolgte die Entwicklung des Kampfes mit gespanntem Interesse, insbesondere hat er den Versuch Lameys, die kirchenpolitische Streitigkeit durch die souveräne Gesetzgebung des Staates beizulegen, mit seinem vollen Beifall begleitet. Er schrieb noch im Jahre 1860 eine Schrift „Die badischen Gesetzentwürfe über die kirchlichen Verhältnisse", in der er mit Befriedigung darlegte, daß „in dem Ganzen der Gesetzentwürfe mit glücklichem Griff die Selbständigkeit und zugleich die entschiedene Unterordnung der Kirchen unter den Staat gleichmäßig bestimmt" seien. Nur wünschte er, daß bei aller Selbständigkeit der christlichen Kirchen ihre Untertanschaft unter den Staat noch schärfer betont und gesichert sei. Daher hatte er gegen Anordnung und Fassung im einzelnen einige Bedenken. Er führte diese in der Schrift näher aus und faßte dann am Schlusse die entwickelten Anschauungen in Gesetzentwürfe zusammen. Ein Exemplar der Schrift sandte Jolly an den Großherzog, der der sorgfältigen Untersuchung Worte der Anerkennung aussprach. In seinem Begleitschreiben an Lamey und Roggenbach erörterte Jolly noch einmal die Gedanken, von denen er sich bei der Abfassung hatte leiten lassen. Es läßt sich nicht leugnen, daß er von seinem Standpunkt aus richtig vorgegangen ist

und einige Punkte schärfer gefaßt hat. Aber wenn er betont, daß für alle Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche die Entscheidung des Richters anzurufen sei, so haben doch die Bedenken Lameys dagegen auch heute ihr volles Gewicht. Jeder Prozeß, ob gewonnen oder verloren, schrieb Lamey, schädige die Regierung; denn unter allen Umständen werde ihr schon aus dem Prozeß selbst ein Vorwurf gemacht. Aber weiter. Jolly schlug z. B. vor, daß jede Übertragung eines Amtes, Dienstes, einer Pfründe, die unter Verletzung der staatlichen Erfordernisse (Staatsbürgerrecht, Unbescholtenheit, allgemeine wissenschaftliche Bildung u. s. f.) erfolge, nichtig sei, und daß der Kirchenbeamte, von dem die Übertragung ausgehe, und derjenige, der sie annehme, mit Gefängnis von vier bis sechs Monaten zu bestrafen sei. Man hat später innerhalb und außerhalb Badens erfahren, bis zu welcher Gluthitze der Streit gedieh, als Priester mit Strafe für Amtshandlungen belegt wurden, deren Ausübung die große Mehrheit der Gläubigen nicht bloß für berechtigt, sondern durch heilige Verpflichtung für geboten hielt. In richtiger und staatsmännischer Erkenntnis hat Lamey diese Entwicklung vorausgesehen und ihr vorzubeugen gesucht. Theoretisch erkannte er die Einwürfe Jollys als zutreffend an; aber das Regieren, sagte er, sei eine Kunst, keine Wissenschaft. Der Theoretiker möge immerhin manches als inkonsequent bezeichnen, wenn es sich nur in der Praxis bewähre. Darum wollte der Minister die Hand nicht ganz aus den kirchlichen Dingen entfernen, auch nicht durch das Strafgesetzbuch wirken. Hier tritt doch auch die Verschiedenheit der beiden Männer zutage. In juristischer Schärfe, in logisch strenger Gedankenarbeit war Jolly dem Minister zweifellos überlegen; aber er hatte doch so gut wie niemals Gelegenheit, sich im praktischen Dienste in Fühlen und Wollen des Volkes einzuleben. Wie ständen vollends heute die Dinge, wenn der dritte Zusatz zum Strafgesetzbuch, den Jolly machte, eingeführt worden wäre? Er lautete: „Der Diener einer Kirche, welcher in Mißbrauch seiner dienstlichen Stellung von den Angehörigen einer anderen Kirche sich das Versprechen geben läßt, die aus einer abzuschließenden Ehe der letzteren erwarteten Kinder sollten in der Kirche des ersten erzogen werden, wird mit Gefängnisstrafen von ein bis drei Monaten, bei einer Wiederholung, oder wenn er das Versprechen sich eidlich bekräftigen ließ, überdies mit Dienstentlassung bestraft." In einer andern Ausstellung hatte freilich Jolly völlig Recht, und die Erfahrung hat seine Ansicht bestätigt. Er verwirft die sogenannte Notcivilehe, die die Gesetze Lameys brachten. „Einer

Gesetzgebung", sagte er, „welche der Kirche Freiheit für ihre Verhältnisse zugesteht, aber in Untertänigkeit unter den Staat, fehlt der Lebensnerv entschlossener Konsequenz, wenn sie vor der obligatorischen Civilehe zurückscheut." „Verkehrt und verderblich" nennt er den Rechtssatz, welcher die kirchliche Trauung als notwendig zur Ehe fordert, er ist aber gewiß, daß die kirchliche Einsegnung mit ganz verschwindenden Ausnahmen aus freier Überzeugung immer gesucht werden würde. Er beruft sich auf das Beispiel Frankreichs, des linken Rheinufers. Im übrigen Deutschland wurde bekanntlich die gleiche Erfahrung gemacht. Grundsätzlich waren immerhin, wie man sieht, die beiden Männer doch nicht so weit voneinander entfernt. Daher konnte Lamey auch ohne weiteres die Widerlegung der Denkschrift, die die Kurie veröffentlicht hatte, Jolly überlassen. Aber auch im Mittelpunkt der Regierung war infolge der durchgreifenden Umgestaltung, die das ganze badische Staatswesen damals erfuhr, eine Kraft wie Jolly höchst willkommen. Roggenbach empfahl ihn längst; mit Lamey verband ihn trotz der Verschiedenheit der Charaktere alte Freundschaft; der Großherzog endlich hatte seine Kenntnisse und seine Gesinnung durch die letzte Schrift schätzen gelernt. So wurde denn Jolly im April des Jahres 1861 zum Regierungsrat im Ministerium des Innern, 1862 zum Ministerialrat ernannt. Er wuchs sehr schnell über die amtliche Stellung hinaus. Die Universität Heidelberg, der er doch nie als ordentliches Mitglied angehört hatte, wählte ihn zu ihrem Vertreter in der Ersten Kammer. Auf dem Fürstentag in Frankfurt aber hatte er zum erstenmal Gelegenheit, in einem wichtigen Augenblick seine Arbeitskraft in den Dienst der nationalen Politik zu stellen, freilich mehr, um zu verhindern, als um aufzubauen. Aber auch das war in jenen verworrenen Verhältnissen nicht zu unterschätzen. Man weiß, daß in der erlauchten Versammlung allein der Großherzog von Baden die Unzulänglichkeit der österreichischen Vorschläge erörterte, die Unmöglichkeit betonte, ohne oder gar gegen Preußen die Lösung der deutschen Frage zu versuchen. Jolly hatte in vertraulichen Briefen, ehe er nach Frankfurt kam, diese neue Phase der Wiener Politik als ein Schmerlingsches Taschenspielerstückchen bezeichnet, woraus, wie zu hoffen sei, eine große Lächerlichkeit entspringen werde. Begreiflich ist, daß der im wesentlichen gleichgesinnte Roggenbach ihn zu seiner Unterstützung nach Frankfurt berief. Dort hatte dann auch Jolly Tag und Nacht zu arbeiten, da nicht bloß der Großherzog, sondern auch Roggenbach durch andere Verpflichtungen in Anspruch genommen waren. Man

darf annehmen, daß insbesondere die letzte Erklärung des Großherzogs, die die Errichtung eines Bundesdirektoriums verwarf, für alle wichtigen Bundesbeschlüsse ein vorgängiges Einverständnis der beiden Großmächte verlangte, eine bloß aus Delegierten gebildete deutsche Volksvertretung abwies, der Feder Jollys entsprungen war. Auf Grund dieser Erklärung stimmte dann auch der Großherzog gegen den ganzen österreichischen Entwurf. Frühe erkannte Jolly die Bedeutung des sich zuspitzenden Konflikts zwischen Preußen und Österreich in voller Klarheit. Er sah, daß es sich dabei nicht mehr bloß um den Besitz von Schleswig-Holstein handelte. „Die Bundesverfassung", schrieb er im Frühjahr 1866, „tat gut, solange sich Preußen einfach von Österreich ins Schlepptau nehmen ließ. Da nur einer, nicht zugleich zwei regieren können, wird mit dem Schwerte entschieden werden, wem schließlich die erste Rolle in Deutschland zufallen soll, ob Österreich oder Preußen." Er beklagt aber auch da schon, wenn Baden gezwungen werden sollte, an der Seite Österreichs und der Mittelstaaten gegen Preußen aufzutreten. Auch in seiner Ansicht über Bismarck vollzieht sich in dieser Zeit ein Umschwung. In der Ersten Kammer unterstützt er den Antrag Bluntschli, daß Baden, wenn es nicht gelingen sollte, den Frieden zu erhalten, neutral bleiben müsse. In der Rede, mit der er für den Antrag eintritt, mißbilligt er zwar noch das Verhalten Bismarcks in der Schleswig-Holsteinschen Frage, aber über die Gesamtpolitik des Ministers äußert er sich doch: „Ich beginne mit dem Bekenntnis, daß ich mit vielen Tausenden in Deutschland mich über diesen Mann lange Zeit sehr getäuscht habe. Mir scheint, daß er ein Mann von ganz eminenter Begabung, von einer ebenso seltenen als schätzenswerten Willenskraft ist. Ich halte ihn für einen großen Patrioten, der mit unbedingtester Hingebung für die Größe seines Staates arbeitet, und für mich wenigstens ist die Macht Preußens von der Größe Deutschlands nicht getrennt zu denken." In letzter Stunde aber, als der badische Kriegsminister einen außerordentlichen Militärkredit verlangte, trat Jolly noch einmal mit der ganzen Wucht seiner Überzeugung für die Neutralität Badens ein. Schwerlich wurde an einer anderen Stelle in Deutschland die Bedeutung der heraufziehenden Ereignisse mit größerer Klarheit dargelegt, wurde dem nationalen Gedanken mit stärkerem patriotischen Feuer Ausdruck gegeben, als in der Rede Jollys am 7. Juni. Der einzige Mann, der wissend die Veränderung vollzog und das Schwergewicht der preußischen Staatsmacht in die Wagschale warf, verbarg doch seine letzten Absichten im tiefsten

Innern. Jolly erklärte es für eine Sünde, das deutsche Volk für das Bundesrecht in den Krieg zu führen. Er sagte: „Es ist moralisch unmöglich, dem Volke zuzumuten: mordet euch gegenseitig, zerstört eure Wohlfahrt, vernichtet eure Bildung für ein Bundesrecht, das nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen gerecht zu werden imstande war, das seit Jahrzehnten von allen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, als ungenügend, als unwürdig eines mächtigen großen Volkes erklärt worden ist.“ Österreich, sagte er weiter, werde und könne, wenn es siege, keinen deutschen Bundesstaat herstellen. Der Sieg Preußens werde zur Einheit Deutschlands und zur politischen Freiheit führen. Das waren Worte, die damals in Süddeutschland insbesondere, wenn wir sie auch heute als den Ausfluß hoher staatsmännischer Erkenntnis und Voraussicht begrüßen werden, unverstanden blieben. Und doch muß man sagen, daß Jolly in jenem Augenblick für eine verlorene Sache kämpfte. Die geographische Lage des Landes, die nur leichtverhüllten Absichten Österreichs und Bayerns auf Baden und vor allem die demagogische und konfessionelle Verhetzung, die bis tief in die Reihen der Armee eingegriffen hatte, machten die Neutralität des Staates unmöglich. Es war ein Glück, daß Männer wie Mathy und Jolly sich in die Bresche warfen, um sich zum Segen und zum Wohle Badens und Deutschlands für die Zukunft zu erhalten, im Sommer 1866 war ihre Politik unausführbar. Lamey hatte doch nicht Unrecht, als er privatim Jolly erklärte, es liege gar nicht mehr in der Macht des Kriegsministers, die verhetzten Soldaten ruhig in der Garnison zu lassen. Es gab ja vielleicht ein Mittel, die Neutralität zu sichern, vor dem auch die Gelüste Bayerns und Österreichs verschwunden wären, nämlich den Schutz Frankreichs anzurufen. In der Tat sondierte die französische Diplomatie leise, ob in Karlsruhe nicht etwa der Boden für eine neue Rheinbundspolitik zu ebnen sei. Dieses Mittel verwarfen aber Mathy wie Jolly, übrigens alle badischen Staatsmänner, ganz abgesehen davon, daß die Zustimmung des Landesherrn zu einer solchen undeutschen Politik niemals zu erlangen gewesen wäre. Jolly zog übrigens die Konsequenz aus seinem Verhalten und kam um seine Entlassung als Ministerialrat ein; am 25. Juni wurde er zum Mitgliede des Verwaltungsgerichtshofes ernannt. Wenige Tage darauf schied auch Mathy aus dem Ministerium. Klein, ganz klein war der Kreis der Männer, die sich in jenen Wochen um Mathy und Jolly scharten und mitten unter den Irrtümern des Tages an ihrer Anschauung festhielten. Aber kaum ein Monat war vergangen, da wurde Mathy

vom Großherzog mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt. Jolly wurde Präsident des Ministeriums des Innern, einstweilen leitete er auch das Justizministerium, bis dieses 1867 von Stabel wieder übernommen wurde.

Es galt nun nach dem Kriege, die Gemüter zu beruhigen und den schlimmsten Verhetzungen zu steuern. Die Ratschläge, die Jolly kurz vor Ausbruch des Kampfes Lamey gegeben hatte, daß gegen die zügellose Presse und die Disziplinlosigkeit einzuschreiten sei, führte er selbst aus. Seine Hauptaufgabe aber erblickte er darin, mitzuwirken, daß Baden seine nationale Pflicht erfülle, damit der Staat, wenn, wie Jolly zu seinem Schmerze empfand, die Aufnahme desselben in den Norddeutschen Bund nicht zu ermöglichen sei, durch die Annahme der preußischen Wehrverfassung, überhaupt durch die engste Fühlung mit dem Norden zum künftigen Eintritt in den nationalen Bundesstaat würdig vorbereitet werde. In einem besonderen Südbunde, dessen Bildung von einflußreichen Kreisen in Württemberg und Bayern betrieben wurde, sah er eine Gefahr für die Einheit und die nationale Unabhängigkeit und suchte ihn nach Kräften zu verhindern. Entschieden trat er für die Erhaltung des Zollvereins ein; die weitere Ausgestaltung desselben schien ihm einen Weg zu bieten, um zur vollen politischen Einheit zu gelangen. Bei der Befürwortung des neuen Zollvertrages in dem Landtage sprach er die nicht bloß für jene Zeit beherzigenswerten Worte: „Ich kann es auch nicht billigen, wenn man ein gemeinsames nationales Werk vom partikularistischen Standpunkt aus kritisiert. Das wahre und eigentliche Opfer, das gebracht werden muß, liegt darin, daß wir darauf verzichten lernen, die großen gemeinsamen Anliegen der Nation nach unserem engen Maßstab zu messen, bei jeder Einzelheit abzuwägen, ob sie speziell für Baden mehr Vorteil oder Nachteil bringt. Der ungeheuere Vorteil ist die nationale Gesamtheit." Neben dem Kriegsminister hatte Jolly die Vorlagen über die allgemeine Wehrpflicht, über die dreijährige Dienstzeit und über die Friedenspräsenz von einem Prozent der Bevölkerung in der Kammer zu vertreten. Die Übernahme zweifellos schwerer Lasten hatte in den Kreisen der Volksvertretung gewisse Bedenken hervorgerufen. Auch die entschiedenen Anhänger nationaler Politik zögerten, zumal da auf die Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund, für die man der Bevölkerung die Opfer leichter glaubte zumuten zu dürfen, seit der bekannten Ablehnung der Anregung Mathys durch Bismarck für die nächste Zeit nicht zu hoffen war. Doch gelang es, nicht am wenigsten durch

die mutige und patriotische Befürwortung Jollys, das Gesetz ohne erhebliche Abschwächung durchzubringen. „Wenn es Deutschland vergönnt ist," sagte der Minister damals, „um den Preis des vorjährigen Krieges mit allem seinem Weh, um den Preis, daß wir auf einige Zeit sehr große, noch viel größere als die jetzt drohenden Militärlasten auf uns zu nehmen haben, den deutschen Nationalstaat zu gründen und zu vollenden, dann dürfen wir uns glücklich preisen, dann wird die Geschichte dereinst nach Jahrhunderten sagen: das deutsche Volk hat von dem 30jährigen Krieg bis in das 19. Jahrhundert viel Elend und Mißgeschick aller Art erlebt; aber das ist durch das unendliche Glück, das ihm in diesem Jahrhundert widerfuhr, ausgeglichen worden." An dem inneren Ausbau des Landes fehlte es in diesen Jahren nicht, Jollys Ministerium war daran in hervorragender Weise beteiligt. Eine Vorlage über die Presse und Vereine, über Ministerverantwortlichkeit wurde vorbereitet und vom Landtage genehmigt; die einschränkende Bestimmung der Verfassung, die für die Wählbarkeit zum Abgeordneten die Bezahlung einer Grund-, Gebäude- oder Gewerbesteuer verlangte, wurde beseitigt. Von besonderer Wichtigkeit wurde die Umgestaltung, die das Unterrichtswesen erfuhr. Im Jahre 1860 war der Grundsatz aufgestellt worden, der öffentliche Unterricht wird vom Staate geleitet. Zur Durchführung dieses Grundgedankens hatte schon das Ministerium Lamey unter eifriger Mitwirkung Jollys als Referenten für die Beaufsichtigung der Elementarschulen die Orts- und Kreisschulräte geschaffen, an Stelle der konfessionellen Zentralbehörde den staatlichen Oberschulrat für Volks- und Mittelschulen gebildet. Das Gesetz des Jahres 1868 nun behielt im allgemeinen den konfessionellen Charakter der Volksschule bei, gestattete aber den Gemeinden, konfessionellgemischte Schulen zu errichten, eine Befugnis, von der viele Gebrauch machten, bis im Jahre 1876 die Einführung der gemischten Schule durch Gesetz bestimmt wurde. Der Lehrplan der Mittelschulen wurde umgestaltet. Es wurde oben erwähnt, wie Jolly in der Jugend durch vortrefflichen Unterricht die klassische, besonders die griechische Literatur schätzen lernte. Es ist demnach begreiflich, daß er als Minister dem Griechischen, in dem er ein ideales Bildungsmittel erkannte, das durch kein anderes zu ersetzen sei, breiteren Raum verschaffte. Ebenso wurde für den Unterricht in der deutschen Geschichte und Literatur gesorgt, aber auch der mathematisch-naturwissenschaftliche auf eine den modernen Anforderungen entsprechende Höhe gebracht. Unter Jollys Verwaltung wurde dann das erste Realgymnasium in Baden ge-

schaffen. Das Ministerium Lamey hatte 1860 auf die Anwesenheit des Staatskommissars bei den theologischen Prüfungen verzichtet, diese den Kirchen allein überlassen, aber behufs Zulassung zu einem Kirchenamte von den Kandidaten der Nachweis einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung vor einer Staatskommission verlangt. Man war damals nicht dazu gekommen, die vorbehaltene Ordnung zu näherer Ausführung zu erlassen. Jolly holte dieses im September 1867 nach. Er ließ sich von dem Gedanken leiten, daß bei dem großen Einfluß, den die Diener der Kirchen auf das Volksleben ausüben, für den Staat die Garantie unabweisbar sei, daß die Geistlichen in dieselbe allgemeine Bildungssphäre eingeführt würden, wie alle höher Gebildeten. Insbesondere hielt er die Forderung für die katholischen Geistlichen für notwendig, um der von ihm als einseitig erkannten Seminarerziehung entgegenzuwirken. Daher wurde eine Prüfung in der lateinischen und griechischen Sprache, dem badischen Kirchenrecht, der Geschichte, Philosophie und deutschen Literatur verlangt. Die evangelischen Kandidaten unterzogen sich dem Examen, den katholischen verbot es die Kurie. Die Folge war, daß die letzteren kein Pfarramt erlangen konnten, die erledigten Stellen nur mit Verwesern besetzt wurden. Hatten schon die unter Lamey erlassenen Schul- und Kirchengesetze heftigen Streit mit der Kurie, im ganzen Lande Aufregung hervorgerufen, so wurde durch das sogenannte Kulturexamen Jollys der Kampf im höchsten Grade gesteigert, der die ganze Amtsdauer dieses Ministers begleitete. Aber Jolly wich um kein Haarbreit von den Forderungen ab, die er zur Aufrechterhaltung der Staatsautorität für notwendig hielt. Es ist ein Irrtum, zu meinen, daß er den Kampf gesucht, oder daß er von der Bedeutung der Kirchen für Geist und Gemüt des Volkes gering gedacht habe. Unbeugsam hielt er jedoch an dem Grundgedanken fest, den er bei seinem Eintritt in das politische Leben ausgesprochen hatte, daß die Kirchen in ihren Angelegenheiten selbständig seien, aber in entschiedener Unterordnung unter dem Staate stehen. Nach Mathys Tode, der am 4. Februar 1868 erfolgte, wurde Jolly vom Großherzog mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt. Er selbst behielt als nunmehriger Staatsminister das Innere bei. v. Freydorf blieb Minister des Auswärtigen und verwaltete auch einstweilen, da Stabel austrat, das Justizministerium, das später Obkircher übernahm, zum Präsidenten des Handelsministeriums wurde v. Dusch, zu dem der Finanzen Ellstätter ernannt. Als Kriegsminister wurde der preußische General v. Beyer berufen. Die zweiundeinhalb

Jahre bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges waren für Jolly, der jetzt an der Spitze der Regierung stand, außerordentlich schwierige. Wie erwähnt, nahm der Kampf mit den kirchlichen Ansprüchen an Schärfe und Ausdehnung zu, auch die Beziehungen zu der liberalen Partei, auf die sich Jolly doch allein stützen wollte und konnte, wurden eine Zeitlang getrübt. Die Fortführung der nationalen Politik, die sein ganzes Sein erfüllte, wurde ihm nicht erleichtert, insbesondere als der Antrag Lasker im norddeutschen Reichstag, den Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund zu beschleunigen, von Bismarck zurückgewiesen werden mußte. Trotz der ablehnenden Haltung des Kanzlers hielt Jolly den Eintritt Badens damals für möglich. Südhessen, meinte er, müsse folgen, auch Württemberg könne und werde sich nicht fernhalten, während er auf den Anschluß Bayerns auf absehbare Zeit nicht rechnete. Aber gerade die erhöhten Leistungen persönlicher und materieller Art, die die allgemeine Wehrpflicht und die längere Dienstzeit erforderten, riefen selbst in den Reihen bisheriger Freunde Bedenken hervor, wozu auch einige persönliche Verstimmungen über die Neubildung des Ministeriums kamen. Denn man hatte die Wiederernennung Lameys oder den Eintritt anderer Parlamentarier erwartet. Indessen führte das Offenburger Programm vom Ende des Jahres 1868 keinen dauernden Bruch mit der liberalen Partei herbei, das volle Einvernehmen wurde auf einer neuen Versammlung in Offenburg im Mai 1869 wiederhergestellt. Der Landtag des Jahres 1869/70 war dann nach zwei Seiten hin ein ungewöhnlich fruchtbarer. Einmal wurde eine Reihe von Gesetzen des Norddeutschen Bundes auch in Baden eingeführt, so die metrische Maß- und Gewichtsordnung, das Gesetz über Kredit- und Vorschußvereine, ebenso wurde, wie in Norddeutschland, die Schuldhaft aufgehoben. Außerdem wurden Staatsverträge mit dem Bunde abgeschlossen, die die gegenseitige Vollstreckbarkeit richterlicher Urteile bezweckten und die militärische Freizügigkeit begründeten. Das Kontingentgesetz, das nur auf zwei Jahre beschlossen worden war, wurde verlängert. War also der Eintritt Badens in die nationale Gemeinschaft auf lange Zeit, wie es damals schien, nicht zu ermöglichen, so arbeitete doch das Ministerium Jolly der Einheit selbständig durch gleichartige Einrichtungen vor, für deren Anregung, Vorbereitung und Durchführung der Staatsminister in erster Linie tätig war. Lamey hatte kurz vorher bei der Verfassungsfeier in Mannheim geäußert: „Wir wollen nicht souverän bleiben, weil wir vor allem deutsch sein wollen“. Solange nun die volle Souveräni-

tät des Einzelstaates noch bestand, konnte sie in deutschem Sinne nicht segensreicher angewandt werden, als es hier in der Gesetzgebung durch das Ministerium Jolly geschah. Aber auch die Entwicklung der spezifisch badischen Angelegenheiten wurde erfolgreich gefördert. Durch eine Reihe von Vorlagen zeigten Jolly und seine Amtsgenossen, daß die Befürchtungen der ersten Offenburger Versammlung, als ob man in eine reaktionäre Politik einlenke oder in übertriebener Nachahmung des preußischen Vorbildes dem Volke ungewohnte und unbeliebte Einrichtungen bringe, unbegründet waren. Höchst einseitig ist es freilich, wie es in späterer Zeit dargestellt wurde, die Verstimmung zwischen Jolly und der liberalen Partei im Jahre 1868 bloß aus gekränktem Ehrgeiz der Führer der letzteren zu erklären. Die Opposition entsprach eben weitverbreiteter Anschauung. In einem ganzen Volke zeitigt ein so gewaltiger Umschwung, wie ihn das Jahr 1866 gebracht hatte, nicht so rasch und gründlich einen Sinneswechsel, wie in einzelnen besonders begabten Persönlichkeiten, die zudem am Steuer stehen und darum die bewegenden Kräfte schärfer erkennen. Es macht den Männern jener Opposition alle Ehre, daß sie das Übertriebene in ihren Befürchtungen nicht bloß einsahen, sondern auch schnell die Verstimmung überwanden, die auf die Dauer nur den Gegnern nationaler Politik zugute kommen mußte, und Jollys Leitung unterstützten. Aber auch er hat alles getan, den Frieden zu beschleunigen und zu befestigen. Die Vorlagen, die er und die übrigen Minister einbrachten, atmeten denn auch einen modernen und wahrhaft fortschrittlichen Geist. Das Wahlrecht zur Zweiten Kammer, das bisher an das Ortsbürgerrecht gebunden war, wurde nunmehr jedem 25jährigen unbescholtenen Badner gegeben. Es ist seitdem allgemein und gleich, an keinen Zensus irgendwelcher Art gebunden, die Abstimmung ist geheim. Nur am indirekten Verfahren hielt Jolly und schließlich auch der Landtag noch fest. Außerdem erlangte die Zweite Kammer das Recht, ihren Präsidenten selbst zu wählen, während bisher der Großherzog aus drei von der Kammer vorgeschlagenen Kandidaten die Ernennung vollzog. Endlich wurde den Ständen das Recht der Initiative in der Gesetzgebung verliehen und auf Grund eines Beschlusses der Zweiten Kammer die Wahlperiode von acht auf vier Jahre herabgesetzt. Bei der Revision der Gemeindeordnung wurde den Bürgern ein größerer Anteil an der Verwaltung eingeräumt, den Gemeinden dem Staate gegenüber ein höheres Maß von Selbständigkeit gegeben. An der Bürgergemeinde hielt man zwar noch fest, schuf aber, der modernen Entwick-

lung entsprechend, die die Freizügigkeit und die Gewerbefreiheit gebracht hatte, das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz, das dem späteren Reichsgesetz zum Muster diente. Für die Pflege des Armenwesens wurde der Armenrat geschaffen. Unter den Stiftungen, deren gesetzliche Neuregelung nicht ohne schweren Kampf gelang, wurde zwischen rein kirchlichen und weltlichen scharf geschieden, und die Verwaltung der letzteren, die im wesentlichen Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecken gewidmet sind, weltlicher Verwaltung überwiesen. Die von dem Ministerium Lamey eingeführte sogenannte Notcivilehe hatte bei der fortdauernden Gegnerschaft des katholischen Klerus die Mißstände hervorgebracht, die Jolly in seiner Kritik der Sechziger-Gesetzgebung vorausgesehen hatte. Dem Übelstande wurde mit einem Schlage abgeholfen, indem Baden 1870 die obligatorische Civilehe und die bürgerliche Standesbuchführung einführte. Mit der gleichen Vorschrift hat somit die Reichsgesetzgebung später für Baden keine Neuerung gebracht. In der von edler Wärme getragenen Thronrede, mit der am 7. April 1870, also gerade ein Jahrzehnt nach der berühmten Osterproklamation, der Landtag geschlossen wurde, sagte der Großherzog, indem er den Ständen aufrichtige Anerkennung und Dank ausdrückte: „Mit stolzer Freudigkeit sehe ich auf die innere Entwicklung meines Landes, welche durch die glücklichen Arbeiten dieses Landtages wesentlich gefördert ist. Ich stütze darauf das Vertrauen, daß mein an politisches Denken und an politische Arbeit gewöhntes Volk bei mir ausharren wird in Erstrebung des höchsten Zieles, der nationalen Einigung Deutschlands." Der fürstliche Dank an die Stände war wohlverdient. Der Minister jedoch, der nicht bloß die Politik geleitet, sondern in aufreibender Tätigkeit die ganze Reformarbeit vorbereitet und gesichert hatte, konnte und durfte ihn ebenso für sich in Anspruch nehmen.

Im April 1868 war Erzbischof v. Vikari hochbetagt gestorben. Die vom Domkapitel eingereichte Liste war derart gestaltet, daß die Regierung von den acht genannten Kandidaten sieben als minder genehm strich und eine neue Liste verlangte. In Freiburg aber weigerte man sich dessen, und der Papst, dem das Kapitel schließlich die Entscheidung überließ, billigte seine Haltung. Jolly bestand jedoch fest auf der Befugnis, auch alle Namen zu streichen, weil sonst das Recht der Ablehnung dem Staate völlig illusorisch gemacht werden könnte. Man brauchte nur acht Kandidaten zu nennen, die der Regierung sämtlich unannehmbar schienen, oder man konnte, wie er meinte, neben zwei minder genehmen sechs aus anderen Gründen unmögliche Männer bezeichnen,

dann hatte man, wenn nach der Auffassung der Kurie mindestens zwei stehen bleiben mußten, die der Regierung eingeräumte Einwirkung tatsächlich aufgehoben. So kam es, daß die Erzdiözese viele Jahre lang durch einen Bistumsverweser verwaltet wurde und erst 1882 in der Person Dr. Orbins wieder einen Bischof erhielt.

Durch den plötzlichen Friedensbruch Frankreichs im Juli 1870 kam Baden als Grenzland in eine überaus schwierige Lage. Die Tage bis zum Ende des Monats waren die peinlichsten, die Jolly je durchgemacht hatte. Denn ihn traf natürlich der Vorwurf, entsetzliches Unheil durch seine „preußische“ Politik über das Land gebracht zu haben, wenn Frankreich seine Drohungen wahr machte und Baden das Schicksal der Pfalz im 17. Jahrhundert bereitete, wogegen vielleicht Württemberg und Bayern verschont blieben. Es war denn doch sehr zu befürchten, daß der Feind, über dessen Schlagfertigkeit man eine viel höhere Vorstellung hatte, als sie verdiente, rasch in Baden einbrechen und die Mobilmachung unmöglich machen werde. Was aber bei einem halbwegs gelungenen Einfall der Franzosen, bei einer Überrumpelung Rastatts und Besetzung Karlsruhes die beiden süddeutschen Königreiche tun würden, war trotz der dort in vielen Kreisen herrschenden ausgezeichneten Stimmung nicht so ganz sicher. Aber das Ministerium hatte alle Vorbereitungen wohl getroffen, Geld war in den Kassen vorhanden, der Billigung der Volksvertretung war man so gewiß, daß man von der Einberufung des Landtags absehen konnte. Dank der trefflichen Maßregeln der letzten Jahre vollzog sich die Mobilmachung pünktlich, am Abend des 16. Juli standen die Regimenter aus Freiburg und Konstanz bereits in Rastatt. Mehr als der Kriegsminister betrieb Jolly aus politischen Gründen die Sprengung der Kehler Brücke, um dadurch dem Lande und den Nachbarn die unerschütterliche Entschlossenheit der Regierung darzutun, daß man trotz der schweren Gefahr an der Seite der Norddeutschen kämpfen werde. Bei den Forderungen des Siegespreises, die dem überwundenen Frankreich aufzuerlegen waren, fielen die Interessen Deutschlands und Badens völlig zusammen. Die Sicherung des Südwestens des Vaterlandes, die durch die Erwerbung Elsaß-Lothringens errungen wurde, befreite Baden endlich von der zweihundertjährigen unmittelbaren Bedrohung seitens Frankreichs. In einer Denkschrift, die Jolly im August vorbereitete und nach Genehmigung durch den Großherzog an Bismarck überschickte, führte er aus, daß die Grenze, soweit es die militärischen Erfolge und die politischen Verhältnisse zuließen,

nach Westen vorzuschieben sei. Eine Verbindung des Elsasses mit Baden wies er zurück, weil der Staat zur Lösung dieser Aufgabe nicht groß genug sei. Trotz dieser unanfechtbaren Behauptung tauchte dieser eigentümliche Plan bekanntlich später wiederholt auf, wurde aber glücklicherweise nicht verwirklicht. Da nach Jollys nicht minder zutreffender Ansicht eine Vergrößerung Bayerns ebenfalls ausgeschlossen war, weil diese nur einen neuen Dualismus geschaffen hätte, so blieb nach seiner Meinung nichts übrig, als das neue Grenzland Preußen einzuverleiben. Außerdem verlangte er in der Denkschrift den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund, wobei die Wiederherstellung der Kaiserwürde die Einigung erleichtern würde, forderte aber eine Stärkung der Zentralgewalt in diplomatischen und militärischen Angelegenheiten. Bismarck beantwortete die Denkschrift mit einer Note, in der er eine Vergrößerung Preußens durch die eroberten Gebiete ablehnte und auf die Bildung eines Reichslandes hinwies. Die gemeinsame Kriegführung werde zur Einheit des Vaterlandes führen, Zwang oder Druck werde aber nicht geübt werden, Baden solle die bayerische Regierung zur Aussprache ihrer Auffassung der Sache bewegen. In Bayern war man indessen nicht besonders eifrig, sich auf Unterhandlungen einzulassen. König Ludwig II. konnte sich wohl einer deutschpatriotischen Aufwallung für den Augenblick hingeben, wie im Juli 1870, und so der nationalen Sache segensreiche Dienste leisten. Aber neben seiner Menschenscheu, die damals bereits hervortrat, war das dynastische Selbstgefühl der ausgeprägteste Zug seines Wesens. Dieses erschwerte es ihm ungemein, auch nur einen kleinen Teil der bayerischen Selbständigkeit aufzugeben. Mit dieser Sinnesart des Königs hatten die bayerischen Staatsmänner zu rechnen, die übrigens auch an sich meist die gleiche Anschauung hegten, wie ihr Herr. Welcher Unterschied in dem Verhalten Jollys und dem der bayerischen Unterhändler! In der Brust des badischen Ministers loderte die echt nationale Gesinnung, in Bayern war die Besorgnis vor dem Verluste der Selbständigkeit das vorwaltende Gefühl. Baden trat für eine Stärkung der Zentralgewalt im Reiche ein. Sonderrechte für Baden, äußerte Jolly später im Landtage, würde er, selbst wenn man sie ihm angeboten hätte, nicht angenommen haben, weil er glaube, daß sie dem Berechtigten mehr schaden als nützen würden. Wie anders Graf Bray, der bayerische Minister, der unter dem 25. November 1870 nach Hause schrieb, als das Abkommen über den Eintritt Bayerns in das neue Deutschland mit Bismarck getroffen war: „Dieses ist der

Anfang des neuen Deutschland und, wenn unsere Entwürfe genehmigt werden, das Ende Altbayerns! Es wäre nutzlos, sich darüber täuschen zu wollen. In München wird man zu wählen haben. Alles dieses hat mehr als einmal meine Nachtruhe gestört. Aber mein Gewissen ist ruhig, was wir tun konnten, ist schon geschehen, und ich habe das Bewußtsein, die feste Überzeugung, daß wir alles erlangt haben, was von staatlicher Selbständigkeit, von bedungenem Sonderrechte und gesicherter Einflußnahme zu erreichen möglich war." Schärfer kann man den Gegensatz nicht ausdrücken. In Baden die helle Freude, daß man die nationale Einheit errungen habe, und nur das Bedauern, daß die Klammern nicht noch fester geworden seien, bei den Bayern Gewissensbisse, daß man auch nur soviel, als geschehen war, für die Einheit hingegeben habe. Als es mit Bayern zunächst nicht vorwärts ging, beschloß Bismarck bekanntlich, mit den andern süddeutschen Staaten abzuschließen, und ließ am 2. Oktober in Karlsruhe eröffnen, daß nunmehr ein Antrag Badens auf Eintritt in den Norddeutschen Bund willkommen sei. Der Antrag erfolgte bereits am nächsten Tage, und am 20. Oktober reisten Jolly und Freydorf nach Versailles, um die Verhandlungen zu führen. Man wurde schnell einig. Die Arbeit der badischen Minister wurde noch dadurch erleichtert, daß Anfang November der Großherzog selbst in Versailles erschien und insbesondere dringend für eine Verschmelzung der badischen Division mit dem preußischen Heere wirkte. Jolly wünschte diese Militärkonvention ebenfalls, sah aber richtig voraus, daß sie, wie er nach Hause schrieb, zunächst in Baden viel böses Blut und ihm die bittersten Feinde machen werde. „Nun, es muß, und wenn ich darüber den Hals breche, getragen werden, in dem Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben." Die Konvention kam zustande, die Mißstimmung, die er befürchtete, war noch lange vorhanden; aber heute, nach einem Menschenalter, wird jeder Einsichtige, wie der Minister damals sagte, die Konvention doch auch als eine Wohltat für die badischen Truppen ansehen. Nachdem das ganze Vertragswerk abgeschlossen war, traf Jolly am 20. November wieder in Karlsruhe ein, erschien aber mit den übrigen süddeutschen Ministern zur Unterzeichnung des Friedens noch einmal in Versailles. Die Briefe, die er während des zweimaligen Aufenthaltes in dem deutschen Hauptquartier an seine Frau richtete, bilden einen köstlichen Beitrag zur Erkenntnis der nationalen Gesinnung, von der dieser Minister beseelt war, aber auch der Innigkeit und Herzlichkeit, die in dem Menschen lebte, dem die Fernestehenden nicht selten

wärmere Gefühle abgesprochen hatten. Ende Dezember — kaum eine Woche dauerten die Verhandlungen — genehmigte der Landtag die Verträge mit dem Norddeutschen Bunde und die Militärkonvention mit Preußen. In seinen Schlußworten in der Zweiten Kammer verband Jolly patriotischen Schwung und Begeisterung mit einem von staatsmännischer Auffassung getragenen geschichtlichen Überblick, der eines mächtigen Eindrucks auf die Hörer nicht entbehrte. Nur wenige Sätze können hier angeführt werden. „In stiller, unermüdeter Arbeit", heißt es, „war unter uns ein nationales Bewußtsein erwachsen von einer Kraft, einem Feuer, einer Reinheit, wie selbst die Besten des Volkes nur in den glücklichsten Tagen zu hoffen, nicht aber unter allen Umständen mit Sicherheit zu erwarten gewagt hatten. Unser Volk war der unermeßlichen Geistesschätze, die es seit der Verwüstung und Verwilderung des dreißigjährigen Krieges gesammelt hatte, sich bewußt geworden und nach bitteren Erfahrungen zu der Erkenntnis gekommen, daß ohne das schützende Dach eines gemeinsamen deutschen Staatswesens wie unser äußeres Gut, so auch der innerste Kern unseres Wesens, unser deutsches Kulturleben, unrettbar dem Verderben preisgegeben sei. Daher die einmütige begeisterte Erhebung des Volkes für das Edelste und Beste, was wir haben ...." „Die Verfassungsverträge sind nicht die glänzende Schöpfung, wie die Phantasie oder das systematische Denken in einem freien Raum sie in kühnen Rissen zu entwerfen vermöchten. Sie tragen vielmehr die Spuren der Rücksichtnahme auf die rauhe Wirklichkeit deutlich an sich. Aber das ist ja deutsche Art, die Wirklichkeit nüchtern zu erkennen und geduldig hinzunehmen, aber auch bildend sie zu veredeln, dem treu in der Brust gehegten Ideal näher und näher zu bringen und an dem Erfolg ausdauernder Arbeit nie zu verzagen."

Nach der Aufrichtung des Reiches, in der Jolly mit beglückender Befriedigung die Krönung seiner Politik erblicken durfte, blieb er noch etwas über fünf Jahre als leitender Minister Badens im Amte. An den Verhandlungen des Bundesrates beteiligte er sich 1871. Sie boten ihm aber nur geringes Interesse, weil ihm die Stellung des Bundesrates gegenüber der preußischen Regierung und vor allem gegenüber dem überragenden Einfluß Bismarcks zu wenig bedeutungsvoll erschien. In den heimischen Angelegenheiten entwickelte er auch in dieser Epoche eine umfassende Tätigkeit. In dem Streit mit der katholischen Kirche, der ohnedies unter dem Eindruck der glorreichen Zeit etwas zurückgetreten war, hatte er 1871 insofern einen Erfolg, als die Kurie in diesem

Jahre den Pfarrern den Eintritt in die Ortsschulräte gestattete, den sie früher verboten hatte. Auch kam es zu Verhandlungen behufs Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles, die indessen scheiterten. Und bald wurde der Kampf hitziger geführt als in den sechziger Jahren. Unter dem Einfluß des preußischen Kulturkampfes und auf das Drängen der großen Mehrheit der Zweiten Kammer legte Jolly kirchenpolitische Gesetzentwürfe vor, die schärfere Maßregeln brachten als die früheren. Die Knaben- und Studentenkonvikte wurden geschlossen, selbst die Verwesung einer Pfarrei von der Ablegung des Kulturexamens abhängig gemacht. Aus der Initiative der Zweiten Kammer ging das Verbot der Missionen durch Ordensmitglieder und der Lehrwirksamkeit derselben hervor. Endlich wurde die rechtliche Stellung der Altkatholiken gesetzlich geregelt. Bei den Verhandlungen des Landtages über diese Vorlagen legte der Minister noch einmal mit nachdrucksvoller Schärfe und Klarheit seine Ansichten über die Bedeutung des Kirchenstreits dar. Er sagte dabei u. a.: „Nicht das ist gegen das religiöse Gewissen der Herren, daß der Geistliche eine Prüfung besteht, gegen ihr angebliches religiöses Gewissen ist nur das, daß der Staat sich die Freiheit nimmt, das Recht kraft seiner eigenen Autorität festzustellen und nötigenfalls auch gegen den Willen der Kirche durchzusetzen. Sie kämpfen nicht für die Religion, sondern für äußere Herrschaft; diese gehört aber nicht der Kirche, sondern dem Staate." Als eine Anerkennung seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete mochte es Jolly auch ansehen, daß Bismarck bei Ausbruch des preußischen Kirchenstreites ihn um Übersendung der badischen Kirchengesetze und eine Darlegung der mit denselben gemachten Erfahrungen bat. In der Denkschrift an den Kanzler verlangte Jolly im Einklang mit seiner bisherigen Anschauung Strafbestimmungen zum Schutze der kirchlichen Staatsgesetze, aber auch weitgehenden Einfluß des Staates auf die Ausbildung des Klerus nach der nationalen und wissenschaftlichen Seite. Es ist bekannt, wie sich die Gesetzgebung Falks in Preußen die badische vielfach zum Muster nahm. Der Kirchenstreit nahm indessen die Tätigkeit Jollys nicht allein in Anspruch. Er setzte schon 1871 eine materielle Besserstellung der Beamten durch. Die erwähnte Umbildung des Lehrplans der Mittelschulen erfolgte, außerordentliche Zuwendungen wurden den Hochschulen gemacht. Für Heidelberg ist besonders die Erbauung eines großen akademischen Krankenhauses zu nennen, wofür sich die medicinische Fakultät später auch dadurch dankbar erwies, daß sie bei dem fünfhundertjährigen Jubiläum der Hochschule Jolly den Doktorgrad verlieh.

Für die größeren Kommunen des Landes wurde durch die Städteordnung eine segensreiche Umgestaltung herbeigeführt, die Einwohnergemeinde trat an die Stelle der Bürgergemeinde, bei zweijährigem Aufenthalte in der Stadt wurden Staats- und Reichsangehörigen die gleichen Befugnisse eingeräumt und durch ein sorgfältig abgestuftes Wahlverfahren auch den größten Gemeinwesen eine von politischen Leidenschaften ungetrübte sachliche Verwaltung gesichert. Weitergehende Forderungen einer durchgreifenden Verfassungsreform, wie z. B. die Einführung einer einjährigen Budgetperiode oder gar die Abschaffung der Ersten Kammer hat Jolly nicht erfüllt. Für einen kleinen Staat, wie Baden, ist eine zweijährige Budgetperiode nicht bloß wünschenswert, sondern mit Rücksicht auf die lange Inanspruchnahme der obersten Beamten bei der jeweiligen Etatsberatung geradezu geboten, wenn man nicht die Verwaltungstätigkeit der leitenden Personen in bedenklicher Weise hemmen oder die Zahl der höheren Beamten erheblich vermehren will. Das Einkammersystem aber hat Jolly in staatsmännischer Voraussicht der Entwicklung des Radikalismus, die in der modernen Zeit nicht aufzuhalten war, wohlweislich abgewiesen. Dagegen kam er in der Umbildung der Oberrechnungskammer den konstitutionellen Forderungen entgegen. Die Einkünfte der Geistlichen bei den Kirchen waren infolge der Veränderung aller Lebensverhältnisse völlig unzulänglich geworden. Jolly suchte dem Mißstand dadurch abzuhelfen, daß er den Geistlichen beider Konfessionen Zulagen im Gesamtbetrage von je 200000 Mark aus Staatsmitteln zuwenden wollte. Das Verlangen einzelner Mitglieder der liberalen Partei, daß die Kirchen ihre Bedürfnisse durch selbständige Besteuerung ihrer Angehörigen zu decken habe, lehnte Jolly ab. Er erklärte, daß die Besteuerung als Zwangsübung eine staatliche Tätigkeit sei, und wenn sie den Kirchen eingeräumt werde, so müßten sie sich vom Staat eine stärkere Überwachung über die Höhe und Umlegung der Steuern gefallen lassen, was mit der behaupteten Trennung der Kirche vom Staat doch noch weniger vereinbar sei als die Zuwendung staatlicher Mittel. Es läßt sich indessen nicht verkennen, daß die Anhänger der Kirchensteuer konsequenter waren, wenn man auch zugeben muß, daß in jenem Augenblick aus verschiedenen Gründen der Rücksichtnahme die Einführung einer solchen Steuer sich noch nicht ausführbar erwies. Eine Zwangsübung gestattet der Staat der Kirche nicht, da es jedem einzelnen freisteht, durch Austritt aus der kirchlichen Gemeinschaft sich der Besteuerung zu entziehen. Die Kirchensteuer, örtliche und allgemeine, wurde bekanntlich

später in Baden eingeführt, Übelstände haben sich nicht gezeigt. Auch die Bedenken, die damals auch von anderer Seite erhoben wurden, daß die Steuer zahlreiche Austritte aus der Kirche zur Folge haben würde, waren, wie die Erfahrung zeigt, nicht berechtigt. Freilich sind durch die Besteuerung die seitdem noch erhöhten Zuschüsse durch den Staat nicht entbehrlich geworden. Die Frage über die Zweckmäßigkeit der Kirchensteuer rief eine erhebliche Meinungsverschiedenheit zwischen Jolly und der liberalen Kammermehrheit hervor, so daß er, um die Vorlage durchzubringen, die Vertrauensfrage stellen mußte. Die Kammer gab zwar nach; aber es zeigte sich schnell, daß die Stellung des Ministers nicht mehr so gefestigt war wie früher. Solche Meinungsverschiedenheit war auch bei der Reform der Oberrechnungskammer zutage getreten, wenn auch bei einem verhältnismäßig untergeordneten Punkte, viel einschneidender aber bei der oben berührten Einführung der konfessionell gemischten Volksschule. Jolly war kein unbedingter Anhänger dieser Neuerung, er gab hierin nur dem Druck der Kammermehrheit nach. Außerdem verhehlte er sich nicht, daß auch der Landesherr sich ungern zur Genehmigung der gemischten Schule entschließe. Aber diese Meinungsverschiedenheiten mit der liberalen Partei haben doch bloß den letzten Anlaß zum Sturze Jollys abgegeben, der Grund lag tiefer. Es heißt, die Zeichen der Zeit verkennen, wenn man der Kammermehrheit allein die Schuld zuschiebt. Stand der Minister noch so fest wie früher, so hätte ihm auch eine noch schärfere Opposition nicht geschadet, wie ja die Erfahrung aus dem Jahre 1868 zur Genüge gezeigt hat. Überdies bedeutete diese Zwistigkeit mit der Mehrheit der Zweiten Kammer durchaus keine systematische Opposition, schließlich setzte Jolly doch in allen wesentlichen Punkten seinen Willen durch. Wenn er auch anfangs die gemischte Schule nicht wünschte, so hat er zwar da nachgegeben, aber dabei doch weitergehende Forderungen ferngehalten. Das Entscheidende war, daß die Zeit des sogenannten Kulturkampfes, wenigstens des eifrig oder hitzig geführten, sich dem Ende zuneigte. Aus Preußen mehrten sich die Anzeichen, daß man dort eine Milderung des Streites, einen Ausgleich wenigstens der schroffsten Gegensätze anstrebte. In Baden hatten die erwähnten schärferen kirchenpolitischen Gesetze zu mannigfacher Bestrafung widerspenstiger Geistlichen geführt; aber dadurch wurde die Aufregung erst recht gesteigert. Die Bestraften, die sich willig pfänden oder ins Gefängnis führen ließen, wurden von ihren Anhängern als Märtyrer betrachtet und gefeiert. Dazu drohte bald ein wirklicher Notstand in der

Seelsorge einzutreten. Es ist begreiflich, daß man an der entscheidenden Stelle sich mit dem Versuche vertraut machte, ob die Kirchenpolitik nicht auf einen anderen Weg zu leiten sei. Damit war aber der Rücktritt Jollys gewiß. Aus den Differenzen mit der Kammermehrheit zog der Landesherr den Schluß, daß nun auch die konstitutionelle Lage einen Ministerwechsel nicht gerade unmöglich mache. Daß Jolly sich der Zustimmung des Großherzogs zu seiner Auffassung und Behandlung wichtiger politischer Fragen nicht mehr völlig zu erfreuen habe, davon hat er selbst den Führern der Kammermehrheit Mitteilung gemacht. Also mag die Kammer auch ihrerseits durch ein nicht immer kluges Verhalten dazu beigetragen haben, daß Jollys Rücktritt gerade in jenem Moment erfolgte, aufgehalten hätte sie ihn sicherlich auch auf eine nur etwas längere Zeit nicht.

Zugleich mit der Genehmigung des Schulgesetzes traf bei Jolly ein Handschreiben des Großherzogs ein, in dem der Landesherr eine Änderung der Leitung des Staatsministeriums für notwendig erklärte, weil die Vorkommnisse in der letzten Session eine Störung der früheren Harmonie der Faktoren der Gesetzgebung ergeben hätte. Jolly kam sofort um seine Entlassung ein, die ihm nach zwei Tagen, am 21. September 1876, erteilt wurde. Kurz darauf wurde er zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt. Damit erhielt er ein Amt, das ihm zwar die Beteiligung an dem politischen Leben insofern einschränkte, als er verfassungsmäßig zur badischen Kammer nicht mehr wählbar war. Dagegen ließ es ihm Muße genug, die Entwicklung des politischen Lebens mit Aufmerksamkeit zu verfolgen und in anderer Weise tätig zu sein. Ein Reichstagsmandat wurde ihm von der liberalen Partei für den IX. badischen Wahlkreis (Pforzheim—Durlach) angetragen, er erlag aber bei der Wahl einer eigentümlichen Parteikonstellation konservativer, ultramontaner und radikaler Gegner. Den Eintritt in das Reichskanzleramt, als Leiter der Finanzabteilung, wozu ihn Bismarck berufen wollte, lehnte er ab. Er vermißte bei dieser Stelle, für die ihm nach seiner Meinung auch die nötigen technischen Kenntnisse abgingen, gegenüber dem Kanzler und dem preußischen Finanzminister die Selbständigkeit, ohne die er sich ein ersprießliches Wirken nicht denken konnte. Bloß fremden Anregungen zu folgen, auch wenn diese von einem Vorgesetzten wie Bismarck ausgingen, war ein Mann von Jollys geistiger Bedeutung nicht geschaffen. So kam er nicht mehr dazu, sich aktiv am öffentlichen Leben zu beteiligen, und wandte sich wieder der schriftstellerischen Behandlung politischer

Fragen zu. Im Jahre 1880 erschien seine Schrift: „Der Reichstag und die Parteien“, in der er zunächst auf den tiefgehenden Unterschied zwischen englischem Parlamentarismus und deutschem konstitutionellen Leben aufmerksam machte. Jolly bestritt die auch damals häufig behauptete relative Bedeutungslosigkeit des Reichstags und entwickelte, daß dieser eine reiche Wirksamkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung entfaltet habe und weiterhin entfalten werde. Von einer Bedeutungslosigkeit der obersten deutschen Volksvertretung konnte man und kann man überhaupt nur sprechen, wenn man ihre Stellung ungeschichtlich und im Grunde verfassungswidrig nach einem undeutschen Maßstabe bemißt. Für englischen Parlamentarismus fehlen in Deutschland so ziemlich alle Vorbedingungen. Die Monarchie, und in erster Linie die der Hohenzollern, ist mit der geschichtlichen ruhmreichen Entwicklung Deutschlands so eng verwachsen, daß das englische Schattenkönigtum, zu dem die Monarchie dort seit der Berufung der landfremden Welfen geworden ist, doch damit nicht verglichen werden kann. Außerdem mangelt uns die durch die Jahrhunderte geförderte politische Erziehung und die Selbstzucht nur zweier großer, stets regierungsfähiger Parteien. Das ist auch Jollys Meinung, dagegen ist nach seiner Ausführung der Reichstag für „Ausbildung und Handhabung des Budgetrechts“ von einschneidender Bedeutung und, wie angedeutet, von tiefgreifendem Einfluß auf die Gesetzgebung. Daher müsse sich das konstitutionelle System in Deutschland eigenartig entwickeln, die Regierung müsse Rücksicht auf die Volksvertretung nehmen, brauche aber bei Meinungsverschiedenheiten nicht zurückzutreten. Nach der Erörterung allgemeinen Inhalts gibt Jolly über Entstehung und Wesen der politischen Parteien in Deutschland eine Schilderung, die in der scharfen Auffassung und klären Darlegung zu dem Besten gehört, was in der gedrängten Kürze über den Gegenstand geschrieben ist. Mit Bedauern sah Jolly, daß der preußische und der badische Staat stückweise die Kirchengesetzgebung abtrugen, die er für Aufrechterhaltung der Staatsautorität unbedingt für nötig gehalten hatte, insbesondere beklagte er die in Baden, wie er meinte, ohne Not erfolgte Beseitigung des Kulturexamens. In dieser Stimmung verfaßte er eine Abhandlung über den preußischen Kulturkampf, die 1882 im Augustheft der Preußischen Jahrbücher veröffentlicht wurde. Nach einer Rückschau auf die Falksche Gesetzgebung führt er u. a. aus, daß mit der wissenschaftlichen Staatsprüfung der Geistlichen ein Schutzmittel des Staates aus der Hand gegeben sei, dessen Verlust, zumal der katholischen Kirche gegenüber, bei

den zurzeit dieselben beherrschenden Tendenzen vielleicht in kurzem bitter beklagt werden wird. Der Student, der werdende Mann, müsse stets vor Augen haben, daß auch der Staat eine über ihm stehende Instanz sei. Weiter gewähre, wenn auch die Gesinnung eines Menschen nicht durch sein Wissen bestimmt werde, doch das Kennen der Schätze unserer Literatur eine gewisse Sicherheit gegen die Gefahren geistiger Dumpfheit und bildungsfeindlicher Borniertheit. Der Staat habe guten Grund zu verlangen, daß die künftigen Geistlichen den Ideenkreis der Faustdichtung, die erhabene Toleranzlehre, wie sie im Nathan oder in der religiösen Erziehung des Menschengeschlechts niedergelegt sei, in sich aufgenommen und erfaßt haben. Jolly erkennt auch, daß dem Minister Falk (und fügen wir hinzu, ihm selbst) die kirchenpolitische Frage eine absolute Principienfrage und von so fundamentaler Bedeutung für den deutschen Staat gewesen sei, daß jeder Wechsel in der Stellungnahme zu derselben für ihn ausgeschlossen gewesen sei, dem Kanzler dagegen sei sie mehr als eine politische Machtfrage erschienen, die je nach verschiedenen Umständen eine verschiedene Betrachtungs- und Behandlungsweise zulasse. Mit der gleichen unbeugsamen Überzeugung, mit der Jolly Anfang der sechziger Jahre seine Ansicht vertreten hatte, erklärte er weiter in dem Aufsatze der Preußischen Jahrbücher, daß das ultramontane System mit unserem Staat so absolut unvereinbar sei, daß ein Kompromiß mit ihm unmöglich sei und praktisch immer nur zur Stärkung des unerbittlichen Gegners führe. Das unmittelbar äußere Objekt des Kampfes sei die Macht, die Wiederbelebung einer uns widerstrebenden, undeutschen, längst vergangenen Jahrhunderten angehörigen Herrschaftsform. Wir hätten alle Ursache, Macht und Herrschaft im Staate zu erhalten, aber auch die nationale geistig-sittliche Bildung, wie sie aus den Ruinen des dreißigjährigen Krieges unter unendlicher Mühe und Hingebung der Besten des Volkes aus beiden Kirchen sich aufgebaut haben. In diesem Sinne sei der Kampf, so viele unreine und frivole Elemente sich eingemischt haben mögen, ein Kulturkampf in der besten Bedeutung des Wortes; zu überwinden sei der Ultramontanismus nur durch die unausgesetzte, geistig-sittliche Arbeit der Nation und des Staates. Der Aufsatz war die letzte Arbeit aus der Feder Jollys. Er zog sich allmählich auf den Kreis liebgewonnener Freunde und in die Familie zurück. Die Gebrechen des Alters begannen sich körperlich stärker fühlbar zu machen. Am 14. Oktober 1891 bereitete ein Herzschlag seinem Leben ein plötzliches Ende; er starb etwas über 68½ Jahre alt. In Jolly ging ein Mann dahin,

auf den Baden und Deutschland stolz sein dürfen; in nationaler Gesinnung, in mannhafter Überzeugungstreue und Charakterfestigkeit, in staatsmännischer Begabung kann das Vaterland ihn zu den Besten seiner Söhne zählen. Es war doch nur eine kurze Spanne Zeit und ein kleiner Wirkungskreis, in dem er zu schaffen berufen war, und doch sind die hohen Gaben seines Geistes zur reichen Entfaltung gekommen, die sich sicherlich auch auf einem größeren Arbeitsgebiet glänzend bewährt hätten.

Baumgarten-Jolly: Staatsminister Jolly. Ein Lebensbild. Tübingen 1897. — Hausrath, Adolf, Zur Erinnerung an Julius Jolly. Leipzig 1899. Dr. Robert Goldschmit.

Ludwig Friedrich Julius Jolly,

der Sohn des Vorigen, wurde am 5. Januar 1856 zu Heidelberg geboren, wo sein Vater damals als Privatdozent an der Universität deutsches Privatrecht lehrte. Er besuchte das Gymnasium in Karlsruhe, wohin der Vater nach seiner Berufung in das Ministerium des Innern übergesiedelt war, vorübergehend auch das Gymnasium in Hamm i. W., und erhielt 1874 in Karlsruhe das Zeugnis der Reife, worauf er sich an den Universitäten Heidelberg, München und Leipzig dem Studium der Rechte widmete. Nach abgelegtem Staatsexamen im Dezember 1880 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen, genoß Jolly die erste praktische Ausbildung bei verschiedenen Gerichts- und Verwaltungsbehörden des Landes, bestand dann im März 1884 die zweite juristische Staatsprüfung als einer der Ersten, wurde bald darauf Amtsanwalt in Karlsruhe, dann Amtsrichter in Pforzheim, 1887 Staatsanwalt in Waldshut, 1889 in Offenburg, 1893 in Mannheim und noch im gleichen Jahre in Karlsruhe. Bei seinen hervorragenden Fähigkeiten für den von ihm gewählten Beruf schien Jolly eine glänzende Beamtenlaufbahn bevorzustehen. Allein sein Sinn war anderswohin gerichtet. Verlockender deuchte ihm die Aufgabe, an der politischen Erziehung seines Volkes mitzuarbeiten, ihm ein treuer Berater zu werden in dem Streit der Meinungen des Tages. Zwar war er zunächst mit Rücksicht auf seine dienstliche Stellung und die eigenartigen Verhältnisse der nationalliberalen Partei, der einzigen, der er sich anschließen konnte, wenngleich er mit ihr in manchen Punkten nicht einverstanden war, nur selten in der Öffentlichkeit hervorgetreten, hatte aber trotzdem schon seit einer Reihe von Jahren die Entwicklung der politischen Verhältnisse eifrig verfolgt

und als Mitarbeiter verschiedener Zeitungen, so insbesondere auch der Kölnischen Zeitung, mit der Feder in der Hand Stellung zu derselben genommen. Seit 1895 trat er in ein näheres Verhältnis zu der Münchener „Allgemeinen Zeitung", in der eine Reihe von Artikeln über Baden von ihm erschien, die weit über die Grenzen des Landes hinaus Beachtung fanden und die publizistische Befähigung ihres Verfassers unwiderleglich erwiesen. Noch in gleichem Jahre 1895 lud der Verlag der Allgemeinen Zeitung, die sich eben zu ihrer Säkularfeier rüstete, Jolly ein, die Oberleitung der Zeitung zu übernehmen; nach kurzem Bedenken sagte er zu. Um die Mitte des folgenden Jahres siedelte er nach München über, nachdem ihm zunächst ein einjähriger Urlaub bewilligt worden war und Großherzog Friedrich ihm bei seinem Scheiden aus dem Staatsdienst den Titel eines Geheimen Regierungsrats verliehen hatte. Mit Eifer gab er sich der ihm neuen Tätigkeit hin, und mit sicherem Blick und rascher Auffassung wußte er in überraschend kurzer Zeit sich die nötige Sach- und Geschäftskenntnis anzueignen, beherrschte er bald auch die technischen und finanziellen Aufgaben, wie sie die Herstellung einer großen Zeitung mit sich bringt. Bald wurde man auch gewahr, daß ein neuer, belebender Geist in der Redaktionsstube seinen Einzug gehalten hatte. In zahlreichen Leitartikeln nahm Jolly zu den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen, die auf der Tagesordnung standen, Stellung: vortrefflich in der Form, gediegen nach ihrem Inhalt, beredte Zeugnisse eines umfassenden Wissens und treffenden Urteils, ragten sie hoch empor aus der Flut der übrigen Produkte der Tagespresse. Ein abgesagter Feind aller einseitigen Interessenpolitik, das Auge stets auf das Gesamtwohl gerichtet, durch Geburt und Erziehung nord- und süddeutsches Wesen in glücklichster Weise in sich vereinigend, wollte er in seiner Zeitung den Reichsgedanken festhalten und pflegen, das gegenseitige Verständnis der deutschen Stämme für ihre Eigenart fördern und eintreten für die Wehrhaftigkeit des Reiches und die hohen Ziele seiner Weltpolitik. Wiederholte Besuche in Berlin eröffneten ihm willkommene Verbindungen in einflußreichen parlamentarischen und staatsmännischen Kreisen; der rege Gedankenaustausch, zu dem sie Anlaß gaben, bot eine Fülle neuer Anregungen und Einblicke. Einem Besuche in Friedrichsruh, bei dem er bis zum späten Abend in lebhaftem Gespräche bei dem großen Kanzler verweilte, bewahrte dieser stets eine freundliche Erinnerung. Als im Sommer 1897 die Flottenvorlage in Sicht war, trat er mit aller Hingebung, deren sein Patriotismus fähig war, in einer Reihe von Artikeln für die seiner

innersten Überzeugung nach unerläßliche Verstärkung der Marine in die Schranken. Zu ihren Gunsten ließ er zugleich gegen das Ende des Jahres in seiner Zeitung eine Umfrage ergehen, die bei allen vaterländisch gesinnten Deutschen die günstigste Aufnahme fand. Aus allen Weltteilen liefen zustimmende und ermunternde Kundgebungen ein; sie bildeten für die Reichsregierung zweifellos eine ebenso willkommene als wertvolle moralische Unterstützung im Kampfe gegen die Opposition und trugen an ihrem Teil gewiß auch zum endgültigen Siege der nationalen Sache im Reichstage bei. Der gesteigerten Arbeit, welche die Enquete durch eine umfangreiche Korrespondenz mit sich brachte, unterzog Jolly sich freudig, in zuversichtlicher Erwartung des Erfolgs. In gleicher Stimmung verfaßte er noch für die Morgennummer vom 20. Februar 1898 einen Leitartikel, in welchem er dem Zentrum die bedenklichen Folgen einer ablehnenden Haltung zu erwägen gab und auf den gesunden Sinn des Volkes hinwies, der in solchen Fragen stets das Richtige zu treffen wisse; er ahnte nicht, daß es die letzten Zeilen waren, die er für die Zeitung schrieb. Sein zarter Körper erwies sich auf die Dauer den Anstrengungen und Aufregungen seines Berufs nicht gewachsen; ein Herzleiden hatte sich unbemerkt eingeschlichen; am frühen Morgen des 20. Februar 1898 setzte ein Schlaganfall vor der Zeit dem hoffnungsvollen Leben ein Ziel. Aufrichtig, tief und allgemein war die Teilnahme an seinem Geschicke; in der Presse aller Parteischattierungen kam es zum Ausdruck, welch unersetzlichen Verlust die gesamte deutsche Journalistik in ihm erlitten, und seine politischen Gegner waren unter den Ersten, welche hierfür beredtes Zeugnis ablegten. Ein Mann von glänzendem Wissen und hoher politischer Begabung, von vornehmer Gesinnung und lauterem Streben, von nie wankender Überzeugungstreue und hingebender Vaterlandsliebe, und bei all dem von einer rührenden Bescheidenheit und Schlichtheit, — ganz dazu geschaffen, dereinst in leitender Stellung ein geistiger Führer seines Volkes zu werden, war mit ihm dahingegangen. (Vgl. den Nekrolog von K. Obser im Biograph. Jahrbuch III (1899) S. 312—316.)

Albana Jörger

wurde am 17. November 1839 in Gengenbach geboren. Sie erhielt ihre Erziehung im Hause des ihr verwandten Professors Alban Stolz in Freiburg, wurde in Straßburg im Jahre 1860 im Mutterhause der

barmherzigen Schwestern eingekleidet, bestand ihr Noviciat im großen Spital zu Colmar und legte 1862 ihre Gelübde ab. Dann kam Schwester Albana in das klinische Hospital nach Freiburg i. Br., wo sie während sechs Jahren unter der Leitung von Professor Kußmaul tätig war. Von da wurde sie als Oberin an das Krankenhaus in Baden versetzt, in welcher Stellung sie besonders während der Kriegsjahre 1870/71 eine ebenso aufopfernde als segensreiche Wirksamkeit ausübte. Nach 17 Jahren ihrer Tätigkeit in Baden wurde Schwester Albana zur Generaloberin der Schwestern vom hl. Vincenz von Paul in Baden gewählt und kehrte in dieser Eigenschaft nach Freiburg zurück, wo sie nun vom Oktober 1884 bis zu ihrem am 15. April 1898 erfolgten Ableben sehr erfolgreich wirkte, eine Reihe von Filialanstalten für Krankenpflege gründete und 62 Stationen behufs der Krankenpflege in kleineren Spitälern des Landes, sowie zur Privatkrankenpflege in größeren und kleineren Landorten ins Leben rief. Ihre Herzensgüte, ihr Wohltätigkeitssinn, ihre Gastfreundschaft und ihre echte Frömmigkeit erwarben ihr Verehrung und Liebe weiter Kreise. Eine unermüdliche Arbeitskraft befähigte sie, den großen Ansprüchen zu genügen, die von allen Seiten an sie herantraten; sie war von einem hervorragenden Organisationstalent unterstützt. Unter den vielen, die nach Schwester Albanas Tode der Ordensgenossenschaft ihre Teilnahme aussprachen, war eine der ersten die Großherzogin Luise von Baden in einem Schreiben, das die ausgezeichneten Eigenschaften der Entschlafenen in vollem Umfang anerkannte. (Biographisches Jahrbuch III, 256.) v. Weech.

Karl Friedrich Wilhelm Issel

wurde geboren am 9. August 1861 in Eppingen als der Sohn des Gerichtsnotars Wilhelm Issel. Er besuchte zuerst das Gymnasium in Mannheim, dann die höhere Bürgerschule in Überlingen, mußte aber bald wegen schwerer Erkrankung jeden weiteren Schulbesuch aufgeben und sich zur Genesung im Auslande aufhalten. Nachdem er einigermaßen hergestellt war, holte er das Versäumte in unglaublich kurzer Zeit mit eisernem Fleiße und mit staunenswertem Erfolge nach. Seit 1882 studierte er auf den Universitäten Straßburg und Heidelberg. Ursprünglich hatte er die Nationalökonomie zum Gegenstand des Studiums gemacht. Die Persönlichkeit und wissenschaftliche Weise des Straßburger Theologen H. Holtzmann führte ihn der Theologie zu, und zwar einer

Theologie, „die bei aller kritischen Energie und Freiheit auch das religiöse Lebenselement einer warm- und weitherzigen Frömmigkeit mit wirksamer kirchlicher Betätigung zu seinem Recht kommen läßt". Ins kirchliche Amt trat Issel im Mai 1887 ein als Vikar in Feuerbach, später kam er nach Eppingen. Eine Zeitlang stand er auch — für einen „Liberalen" ganz ungewöhnlich — im Arbeitsfeld der Inneren Mission in Karlsruhe, für die er in der Folge auch seine liberalen Gesinnungsgenossen zu interessieren wußte. Hier hat er sich jene große Vertrautheit mit den Nöten und Bedürfnissen des Volkslebens, zumal in den großen Städten, erworben. Durch längere Reisen, insbesondere nach Norddeutschland, trat er in nahe persönliche Beziehungen zu bedeutenden Männern, wie Dr. Sulze in Dresden und Friedrich Naumann, die den Jüngling als ebenbürtigen Freund behandelten. Und er verdiente es. In ihm lebte die Unternehmungslust des Jünglings, verbunden mit reicher Manneserfahrung. Schon als Pfarrverweser in Ittersbach hatte er die Umwandlung eines damals wenig bekannten Erbauungsblattes in ein religiöses Sonntagsblatt größeren Stils, die heutige „Kirche", begonnen. Mit unsäglicher Arbeit, begleitet von dem zaghaften Kopfschütteln selbst vieler treuen Freunde, führte er darauf das Unternehmen von Freiburg aus durch, wo er inzwischen Gefängnisgeistlicher geworden war. Gesundheitsrücksichten nötigten ihn 1893, sich auf die stille, aber doch arbeitsreiche Landpfarrei Betberg-Seefelden zurückzuziehen. In bescheidener Stellung blieb er dem badischen Kirchendienste treu, obwohl mehrfach glänzende Berufungen auf auswärtige wichtige Posten an ihn ergingen. Freilich seine Wirksamkeit erstreckte sich weit über Badens Grenze hinaus; zunächst durch die „Kirche", welche sich rasch über ganz Deutschland verbreitete und binnen kurzem 23 000 Abonnenten zählte, sowie durch die Pfennigpredigten „Sonntagsgruß für Gesunde und Kranke". Im Jahre 1897 gründete er den Evangelischen Verlag zu Heidelberg, der für ganz Deutschland eine Zentralstelle zur Herausgabe und Verbreitung religiöser Schriften im Geiste freigerichteter Frömmigkeit werden sollte und durch seine rastlose und geschickte Leitung teilweise auch schon geworden ist. Daneben hörte er nicht auf, an allen wichtigeren Vorgängen auf dem Gebiet der badischen Landeskirche an erster Stelle mitzuarbeiten, wie z. B. an der Gründung des evangelischen Diakonissenhauses in Freiburg und der kirchlich-liberalen Vereinigung Badens. Lesen, Schreiben, Raten, Helfen, Reisen füllte jede Minute des Tages, auch manche Nacht aus. Und daneben versah er mit seltener Treue seinen Pfarrdienst. Nichts

machte seinem Charakter mehr Ehre, als daß er, der Vielgeplagte, auch da in der Stille seine Pflicht voll tat, wo ihn niemand kontrollieren konnte. Er arbeitete eben vor Gott und nicht den Menschen; er arbeitete, wie der Prophet sagt, mit seiner Seele. Aber es war der Arbeit zu viel für ihn, sein schwächlicher Körper war ihr auf die Dauer nicht gewachsen. Im Sommer 1899 erkrankte er an einem alten, nie ganz geheilten Herzleiden. Nach einem Krankenlager von sieben Wochen nahm ihn am 4. Oktober Gottes Hand in Frieden hinweg. — Sein Leben war nur Arbeit gewesen. Und der 90. Psalm sagt, daß ein Leben dann köstlich gewesen ist, wenn es Mühe und Arbeit war. Köstlich war auch die einzige Erholung, die er sich gönnte, sein Familienleben. Am 4. März 1890 hatte er in Helene Finnström, einer Nichte des Generals von Goeben, des bekannten Heerführers aus dem Jahre 1870/71, eine Lebensgefährtin heimgeführt, welche die außerordentliche Begabung ihres Mannes voll würdigte und hoch verehrte und seine zehnjährige Ehe zu einer außerordentlich glücklichen gemacht hat. (Die Kirche, Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt 1899 S. 329 ff. — Vergl. auch Deutsches Protestantenblatt 1899, 366—369. Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 4 (1900) S. 110—112.) *

Franz Ludwig Ulrich Junghanns,

gestorben am 4. August 1897 als Landgerichtsrat zu Offenburg, war geboren am 1. Oktober 1831 zu Mosbach als ältester Sohn des damaligen Amtmanns, späteren Geheimrats und Justizministerialdirektors Dr. Karl Junghanns (vgl. Bad. Biogr. IV. 205 f.) und seiner Gemahlin Klara, geb. v. Prümmer, einer Tochter des Oberjustizrats von Prümmer in Ulm. Schon im Alter von einem Jahre verlor er die Mutter durch den Tod. Von seinem Vater und dessen zweiter Gemahlin sorgfältig erzogen, besuchte er von 1841 bis 1849 das Lyceum in Karlsruhe. Nach dessen Absolvierung studierte er 1849 bis 1853 an den Universitäten Heidelberg und Berlin, legte 1853 die erste, 1856 die zweite juristische Staatsprüfung ab und wurde, nachdem er als Rechtspraktikant und Referendär beim katholischen Oberkirchenrat, beim Amtsgericht Donaueschingen und beim Bezirksamt Breisach praktiziert hatte, 1862 als Amtsrichter in Meßkirch angestellt. Von da kam er 1864 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg, 1869 nach Offenburg, welches fortan sein Wohnsitz blieb. 1871 wurde er zum Oberamtsrichter, 1879 zum Landgerichtsrat ernannt, 1885 mit dem Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen dekoriert.

— Gleich seinem Vater, der 1843 bis 1848 und 1849 bis 1860 Mitglied und in den Landtagen von 1855, 1857 und 1859 Präsident der Zweiten Kammer gewesen war, interessierte sich Franz Junghanns frühzeitig für das politische Leben. Während seines Heidelberger Aufenthalts in dem Kampf der Katholiken gegen die gemischte Schule zuerst hervortretend, nahm er teil an den sogenannten wandernden Kasinos und war bei der „Partie Schwarzwildpret“, welche am 23. Februar 1865 zu Mannheim „ausgehauen“ wurde. Von 1871 bis 1887 vertrat er den Bezirk Tauberbischofsheim in der Zweiten Kammer, wo er sich der katholischen Volkspartei (spätere Fraktion des Zentrums) anschloß und sich als fleißiger Arbeiter und mutiger Vertreter seiner Überzeugung bewährte. Daneben entfaltete er eine unermüdliche Tätigkeit zur Förderung der katholischen Interessen in seiner Heimat Offenburg. Er war mit in erster Reihe beteiligt an der Gründung des katholischen Bürgervereins, des katholischen Vereinshauses, des Vincentiushauses und der Kleinkinderschule. In der zweiten Hälfte der 1870er Jahre verteidigte er auf das nachdrücklichste die Interessen des durch die neue Schul- und Ordensgesetzgebung in seiner Existenz bedrohten Offenburger Frauenklosters und Mädchenpensionats. Auch die katholische Presse unterstützte er und war Aufsichtsratsmitglied der Druckerei- und Zeitungsverlags-Aktiengesellschaft Badenia in Karlsruhe. 1886 aus der Kammer ausgeschieden, wandte er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den Interessen der in immer schwierigere Lage kommenden landwirtschaftlichen Bevölkerung zu und beteiligte sich mit Eifer und Erfolg an der Gründung ländlicher Kreditgenossenschaften. Seinen Rat in juristischen und praktischen Fragen stellte er jederzeit gerne in uneigennützigster Weise zur Verfügung. — Franz Junghanns war ein Mann von umfassender allgemeiner Bildung; auf dem Gebiete der Geschichte und der Völkerkunde besaß er ausgebreitete Kenntnisse. Er liebte die Musik und stimmte in geselligem Kreise gerne ein Volkslied an. Von offenem Charakter, anspruchslos in seinem Wesen, liebenswürdig im Umgang und vornehm in der Denkweise, war er allgemein beliebt und geehrt. Selbst ein entschiedener Katholik, achtete er jede Überzeugung und übte wahre Toleranz. — Vermählt war Franz Junghanns seit dem 4. April 1866 mit Karoline Schulz, Tochter des durch seine politische Stellung gleichfalls bekannt gewordenen Rechtsanwalts Dr. Ludwig Schulz in Heidelberg. Dem glücklichen Bunde entsprossen sechs Kinder, von denen mit der Mutter fünf den Vater überlebten.

Quellen: Familiennachrichten der Familien Sachs, Junghanns und verwandter Familien, herausgegeben von Professor Dr. Joseph Sachs, Baden-Baden, XXI, Februar 1898. — Offenburger Zeitung Nr. 92 vom 5. und Nr. 94 vom 10. August 1897; Ortnauer Bote Nr. 180 vom 5. und Nr. 183 vom 10. August 1897; Badischer Beobachter Nr. 179 vom 10. August 1897; Lahrer Anzeiger für Stadt und Land Nr. 97 vom 19. August 1897. — Persönliche Mitteilungen hinterbliebener Familienangehöriger.

Zehnter.

Leopold Just,

großherzoglich badischer Hofrat und Professor der Botanik an der Karlsruher Technischen Hochschule, war zu Filehne in der Provinz Posen am 27. Mai 1841 geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Thorn absolviert, eine Zeitlang dem Bergfache und von Ostern 1862 ab an der Universität Breslau auch vorübergehend der Medizin sich gewidmet hatte, wählte er, hauptsächlich auf Anregung des berühmten Pflanzenphysiologen Cohn, die Botanik als sein spezielles Fachstudium. Ostern 1865 siedelte er von Breslau nach Zürich über, woselbst die Professoren Heer und Kramer seine Lehrer für Botanik wurden. Schon im Herbst 1866 kehrte er jedoch wieder an die Universität Breslau zurück und promovierte hier im Jahre 1870. Cohn, dessen Privatassistent er eine Zeitlang war, ist der Mann, welcher auf die geistige Entwicklung Justs den größten Einfluß ausgeübt und seiner wissenschaftlichen Richtung die Signatur verliehen hat, mit dem er deshalb auch noch in späteren Jahren stets in regem geistigem Austausch und freundschaftlichem Verkehr geblieben ist. Gemäß der physiologisch-botanischen Richtung seiner wissenschaftlichen Studien und eigenen Forschungen, die er im Jahre 1870 kurze Zeit auch noch in Berlin unter Alexander Brauns und Knys Leitung fortgesetzt hatte, übernahm Just noch in genanntem Jahre die Stelle eines Assistenten am land- und forstwirtschaftlichen Laboratorium des Karlsruher Polytechnikums. Er habilitierte sich 1872 als Privatdozent für Botanik und wurde 1874 zum außerordentlichen Professor für Agrikulturchemie und Pflanzenphysiologie, sowie zum Vorstand des agrikulturchemischen und pflanzenphysiologischen Laboratoriums ernannt. Nach dem Tode Moritz Seuberts (vgl. Bad. Biogr. III. 158f.) erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Botanik und Direktor des Botanischen Instituts. Alsbald nach Übernahme seines neuen Lehramts entfaltete er

nach allen Seiten die lebhafteste Tätigkeit. War er, ein vorzüglicher Redner, schon vorher in kleinem Kreise als anregender Lehrer bekannt, so kamen seine trefflichen Eigenschaften von jetzt ab einem weit größeren Zuhörerkreis zu gute, und seine Vorlesungen und Übungen gehörten zu den best- und ausdauernd besuchten der Hochschule. Auch im Rate der Kollegen erwarb er sich rasch eine einflußreiche und hochangesehene Stellung, und hier war es ganz besonders seine ungewöhnlich vielseitige Allgemeinbildung, sein anregender geistiger Verkehr und sein Streben nach den idealen Zielen geistiger Ausbildung der studierenden Jugend, wodurch er sich hervortat und sich bedeutsame Verdienste um die Karlsruher Hochschule erwarb. Unablässig war er bestrebt, das geistige Niveau des Polytechnikums den Idealen einer wirklichen Hochschule zuzuführen, und wo es deshalb galt das Lehrgebiet zugunsten der Allgemeinbildung zu erweitern, da fand man in Just stets den rührigsten, gewandtesten und treuesten Anwalt. Am erfolgreichsten zeigte sich aber seine Wirksamkeit in der Ausgestaltung des Botanischen Instituts. Als er seine Professur übernahm, war ein eigentliches Institut im Sinne moderner Anstalten überhaupt nicht vorhanden. Fehlte doch dem Botaniker in Karlsruhe damals noch die unerläßlichste Einrichtung, der Garten, und auch die sonstigen Einrichtungen waren völlig unzureichend. Justs ganzes Streben war deshalb von vornherein darauf gerichtet, der Hochschule ein Institut zu schaffen, welches den Schwesteranstalten sich ebenbürtig zur Seite stellen konnte. Die Fürsorge des Großherzogs, welcher für das aufblühende Botanische Institut stets das regste Interesse zeigte, ermöglichte es durch Überlassung eines erheblichen Teils des ehemaligen großherzoglichen Gemüsegartens und durch Errichtung der nötigen baulichen Anlagen, den jetzigen großen und sehr zweckmäßig eingerichteten Botanischen Garten am ehemaligen Durlacher Tor anzulegen. Auch für die innere Einrichtung wurden dank der wirksamen Unterstützung, deren sich dieses Institut auch seitens der Regierung immer zu erfreuen hatte, die nötigen Mittel gewährt. Rastlos arbeitete Just nun an dem inneren Ausbau seines Instituts weiter, und vor allem suchte er dasselbe von jetzt ab neben den Zwecken des Unterrichts und wissenschaftlicher Forschung auch den praktischen Zwecken seiner Mitmenschen dienstbar zu machen. Die zuerst errichtete Samenprüfungsstation wurde allmählich zu einer allgemeinen landwirtschaftlich-botanischen Versuchsanstalt mit ausgedehnten Versuchsfeldern erweitert und ganz besonders im Interesse einzelner landwirtschaftlicher Zweige, so z. B. des Rebbaus, des Stu-

diums spezieller Pflanzenkrankheiten, der Tabakkultur u. a. m. wurden eingehende Untersuchungen angestellt. Auch eine bakteriologische Abteilung wurde errichtet und sämtliche Abteilungen schließlich mit mustergültigen Einrichtungen versehen. Just war vermöge seiner ganzen Natur zu einer ausgedehnten organisatorischen Tätigkeit angelegt. Wenn ihn dieses innerste Wesen seiner Persönlichkeit dazu drängte, an der Erreichung der sich rastlos erweiternden Ziele der wissenschaftlichen Praxis als einer der Ersten mitzuarbeiten, so führte ihn doch ein tiefes Bedürfnis immer wieder auch zur reinen Wissenschaft zurück. In ihr hat er sich ein bleibendes Denkmal seiner geistigen Individualität gesetzt. Seine wissenschaftliche Bedeutung beruht in hervorragender Weise auf einer glücklichen Verbindung von organisatorischem Talent und naturwissenschaftlicher Gelehrsamkeit. Im Jahre 1873 gab er den ersten Band des Botanischen Jahresberichts heraus. Es gelang seinem ausgezeichneten redaktionellen Geschick, für die Bearbeitung der einzelnen Fächer hervorragende Spezialforscher zu gewinnen, und durch die treffliche, übersichtliche Einrichtung des umfangreichen Jahresberichts, die Justs eigenstes Werk ist, gestaltete er denselben zu einem unentbehrlichen literarischen Hilfsmittel ersten Ranges. Später war er eine Zeitlang gleichzeitig mit de Bary Redakteur des gelesensten botanischen Journals, der Botanischen Zeitung. Neben dieser ausgebreiteten redaktionellen Tätigkeit fand er noch Zeit, sich auf dem Gebiet der experimentellen Pflanzenphysiologie zu betätigen. Seine beste Kraft aber wandte er dem landwirtschaftlichen Versuchswesen zu. In stets gleichbleibender Hingebung förderte er dieses Arbeitsgebiet bis zum letzten Tage seines Lebens. Er trug in dieses Versuchswesen fruchtbare Gesichtspunkte hinein und strebte mit nie erlahmender Energie dahin, die für die Praxis bestimmten Feldversuche mit landwirtschaftlichen Kulturpflanzen auf das engste mit der experimentellen physiologischen Botanik zu verknüpfen. Die Resultate, die auf den Versuchsfeldern der landwirtschaftlichen Station zu Karlsruhe gewonnen wurden, fanden stets wegen der Sicherheit ihrer Methode allgemeines Interesse und reiche Anerkennung in den beteiligten Kreisen. Sein besonderes Verdienst war es aber auch, in rechtzeitiger und richtiger Würdigung der Bedürfnisse der rasch vorwärtsdrängenden rationellen Landwirtschaft durch Wort und Tat immer auf die Erreichung derjenigen Ziele hingearbeitet zu haben, die zunächst gewonnen werden mußten, wenn ein weiterer Fortschritt möglich sein sollte. Dadurch, daß es Just gelang, mehrere Assistentenstellen an seinen Instituten zu gründen, wirkte

er ferner in dem Sinne förderlich, daß jüngeren Kräften die Möglichkeit gegeben wurde, sich zu versuchen und zu entfalten. Gern unterstützte er fremde Arbeiten; wissenschaftliche Untersuchungen, die in seinem Laboratorium angestellt wurden, betrachtete er stets mit demselben Interesse, wie seine eigenen. Unermüdlich war Justs Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit. Als schwere Krankheit seine Kraft beugte, waren doch der Mut und die Lust zur Arbeit nicht geschwunden. Die Energie seines auf geistige Betätigung gerichteten Strebens half ihm fort über die Tage der Erschöpfung und der Sorgen um den Zustand seines Körpers. Just erreichte ein Alter von nur wenig über fünfzig Jahren. Nach längerem schweren Leiden starb er am 30. August 1891 zu Baden-Baden. (Beilage zu Nr. 240 der Karlsruher Zeitung vom 31. August 1892.)

Karl Kah

wurde am 27. September 1810 zu Rastatt geboren, wo sein Vater, Bernhard Kah, 1799 zum Assessor beim fürstlichen Hofratskollegium ernannt, seit 1807 als Rat am Hofgericht wirkte. Nach dem Besuch der Lyceen zu Mannheim und Rastatt, wo sein Vater als Rat am Oberhofgericht, daneben zeitweise als Mitglied der Gesetzgebungskommission, später als Direktor des Rastatter Hofgerichts tätig war, bezog Kah Ostern 1829 die Universität Freiburg. 1833 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen, begab er sich auf längere Zeit zu weiterer Ausbildung in die französische Schweiz. Das Jahr 1840 brachte seine erste Anstellung als Assessor beim Landamt in Freiburg. Nach einem Jahrzehnt erfolgte seine Versetzung zum Amt Adelsheim; dann 1852 nach Heidelberg. Hier war und blieb, seinem Wunsche entsprechend, sein Wirkungsgebiet in der von ihm hochgehaltenen, ihm liebgewordenen Stellung als Zivil- und Einzelrichter für die Universitäts- und Fremdenstadt, die während seiner dortigen 40jährigen Amtstätigkeit sich nach allen Seiten veränderte. Als Richter war er, wie die Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1895 (S. 48), welche sein Bild als Titelbild führt, sagt, wegen seiner streng sachlichen Urteile, aber auch wegen seines humanen Benehmens allgemein sehr geschätzt. Bei mehreren Streitigkeiten von größter Tragweite für die Stadt wurde er zum Obmann des Schiedsgerichts bestellt. Sein Bureau wurde von zahlreichen Juristen, die später in die höchsten Stellungen des Staats traten, zu ihrer Ausbildung aufgesucht. In juristischen Kreisen war er durch seine lite-

rarische Tätigkeit wohlbekannt. Seine Ausgaben des Badischen Landrechts waren in fast jedes Juristen Hand. Sein annotiertes Landrecht — eine Arbeit von eisernem Fleiß — sowie seine Rechtsfälle enthielten die Darlegung der badischen civilen Rechtsprechung seit der Einführung des Landrechts (1810) bis 1886. Mit Reichsrecht beschäftigten sich seine Kommentare zur Zivilprozeßordnung, zu dem Preßgesetz, dem Haftpflichtgesetz u. a. 1890 feierte er in außerordentlicher Rüstigkeit sein 50jähriges Dienstjubiläum, aus welchem Anlaß er von der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg zum Dr. juris honoris causa und von der Stadt zum Ehrenbürger ernannt wurde. 1892 trat er in den Ruhestand. Seiner Gemahlin, der jüngsten Tochter des in weitesten Kreisen bekannten Freiburger Verlagsbuchhändlers Bartholom. Herder (vgl. Bad. Biographien III, 52), folgte er im Tode am 22. Februar 1895.

C. Kah.

Wilhelm Kalliwoda,

Hofkapellmeister und Hofpianist, wurde am 19. Juli 1827 als Sohn des fürstlich fürstenbergischen Hofkapellmeisters Johann Wenzel Kalliwoda (vgl. Bad. Biogr. I. 441 f.) zu Donaueschingen geboren; seine Mutter war die bekannte Prager Sängerin Brunetti, mit welcher J. W. Kalliwoda sich am 15. Oktober 1822 verehelicht hatte; wenn er darum schon in jungen Jahren ein hervorragend musikalisches Talent bekundete, so war dies nicht zu verwundern. Er bezog, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, bereits im 17. Lebensjahre (1844) das Konservatorium zu Leipzig, welches damals unter Mendelssohn, Hauptmann und Moscheles in ganz besonderer Blüte stand, und verließ dasselbe nach dreijährigen erfolgreichen Studien mit Auszeichnung. Gerade als der Vater ihn in dem von ihm dirigierten fürstlich fürstenbergischen Hoforchester zu verwenden gedachte, veranlaßten die politischen Stürme des Jahres 1848 den Fürsten zur vorübergehenden Aufhebung dieser Anstalt. Der „alte“ Kalliwoda siedelte nach Karlsruhe über; Wilhelm Kalliwoda ging in die Schweiz, wo er als Musiklehrer in Aarau seine erste selbständige Tätigkeit ausübte; noch im gleichen Jahre konnte er übrigens gleichfalls nach der badischen Residenz kommen, wo ihm Gelegenheit geboten war, als Dirigent des Kirchenchors an der katholischen Stadtkirche wirksam zu sein. Als im August 1852 Eduard Devrient zur Leitung des großherzoglichen Hoftheaters berufen war, führte der ausgezeichnete Josef Strauß — seit bald drei Jahrzehnten — noch immer den Stab am Dirigentenpult der

Hofoper, und als derselbe nach 40jähriger ruhmvoller Tätigkeit um seine Pensionierung nachgesucht hatte, da rückte für ihn der bis dahin an zweiter Stelle als Musikdirektor tätig gewesene Wilhelm Kalliwoda nach elfjähriger Tätigkeit (seit Eröffnung des nach dem Brande neuerbauten Hauses im Jahre 1853) zum Range eines ersten Hofkapellmeisters vor. Kalliwoda hatte sich als vollendeter Klavierspieler und feinsinniger Musiker und Komponist, wie als Dirigent eines tüchtigen gemischten Chorvereins vielseitige Anerkennung zu erringen gewußt und beliebt gemacht. Bei seiner Beförderung an den Platz des ausscheidenden Josef Strauß wurde ihn aber sofort bedeutet, daß in bezug auf die Direktionsberechtigung neu einzustudierender Opern der von Generaldirektor Eduard Devrient aus Rotterdam berufene Hermann Levi ihm gleichgestellt sei. In hohem Grade bescheiden, kam Kalliwoda dem jüngeren, talentvollen Kollegen in jeder Weise freundlich entgegen. War es Wertschätzung für Levis Befähigung, war es das Bewußtsein, daß er den Anforderungen der neueren Komponisten, insbesondere Richard Wagners, an den modernen „feurigen" Kapellmeister sich nicht gewachsen fühlte — genug, sein neidloses Wohlwollen und anderseits die Energie des emporstrebenden Kollegen brachten es bald zuwege, daß Levi im Theater, wie im Konzertsaal dominierte und Kalliwoda, ehe er sich dessen versah, in eine zweite Stellung geriet, die er denn auch bis zum Jahre 1875 innehatte. Neben seiner dienstlichen Tätigkeit entfaltete der bescheidene, fleißige Mann eine ungemein ersprießliche Tätigkeit als Musiklehrer; als solcher wurde ihm die hohe Ehre zuteil, die Großherzogin Luise und die Prinzessin Viktoria, sowie die Prinzessin Marie von Baden unterrichten zu dürfen. Als Klaviervirtuose erfreute sich Wilhelm Kalliwoda großer Anerkennung; mit einer seltenen Klarheit und Feinheit des Vortrags verband er eine hervorragende Technik. Um das Musikleben der Residenz erwarb er sich große Verdienste, indem er einmal den „Philharmonischen Verein" begründete und zur schönsten Blüte brachte, dann aber auch, indem er jederzeit in der uneigennützigsten Weise zur Stelle war, wo es galt, festlichen, insbesondere humanen Veranstaltungen eine musikalische Weihe zu verleihen. Als Komponist machte er sich vorteilhaft bekannt durch die Komposition einer größeren Messe, verschiedener kirchlichen und weltlichen Lieder und seinerzeit sehr beliebter Orchester- und Klavierstücke; er folgte in seiner Kompositionsweise mit Vorliebe der Richtung seines einstigen Lehrers Mendelssohn. Leider erlitt seine vielseitige Tätigkeit bereits im Jahre 1866 infolge eines Nervenfiebers eine störende Unter-

brechung, und es machten sich die Nachwirkungen der schweren Erkrankung lange Zeit auch in einer für seine öffentliche Wirksamkeit sehr störenden Weise fühlbar; gleichwohl wurde seine musikalische Befähigung wenig davon beeinflußt, und Kalliwoda blieb bis zu seiner Auflösung, welche nach sechsmonatlichen schweren, aber mit musterhafter Geduld ertragenen Leiden, am 8. September 1893 erfolgte, der feine Klavierspieler, der gelehrte Kenner der alten Musikliteratur und der liebenswürdige Beurteiler der neuen Erscheinungen, für welche er Freunden gegenüber mehr hatte als ein bedenkliches Kopfschütteln. Dr. Cathiau.

Edmund Kamm

war am 20. Juni 1825 zu Wertheim geboren als der dritte Sohn des damaligen Kreisassessors, späteren Geh. Finanzrats Josef Kamm und dessen Gattin Isabella Veronika, geb. Junghanns, Tochter des Kreisrats Franz Junghanns und Schwester des nachmaligen Justizministerialdirektors Geh. Rat Karl Junghanns. In dem elterlichen Hause (seit 1826 zu Karlsruhe) erhielt E. Kamm unter Leitung des strengen, aber verständigen Vaters und der vielbegabten frommen und feinfühlenden Mutter eine sorgfältige Erziehung. Nach Zurücklegung des Gymnasiums in gleicher Klasse mit Josef Scheffel absolvierte der Jüngling durch bewegte Jahre — vom Oktober 1843 bis 1847 — auf den Universitäten Heidelberg und Jena das Studium der Jurisprudenz. Unter dem 2. November 1848 erlangte er mit der Note „gut" die Rezeption als Rechtspraktikant. Als Hilfsarbeiter bei den Bezirksämtern Rastatt, Waldkirch, Freiburg und beim großherzoglichen Finanzministerium, nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Frankreich wieder zu Karlsruhe als Amtsrevisoratsassistent, seit Januar 1852 als Amtsverweser zu Bühl, dann in Offenburg als Sekretär beim großherzoglichen Hofgericht des Mittelrheinkreises, 1854 als Amtsverweser in Bretten, seit dem 6. Juli 1854 als Referendar, wurden die Praktikantenjahre verbracht. Vom 29. Februar 1855 datiert die erste landesherrliche Anstellung als Amtsassessor in Schönau. Es folgten die Ernennungen unterm 19. Dezember 1857 zum Amtsrichter in Pforzheim, 3. März 1862 als Hofgerichtsassessor in Konstanz, 2. Oktober 1863 als Hofgerichtsrat daselbst, 15. Juli 1864 zum Kreisgerichtsrat in Konstanz, 21. Oktober 1869 zum Appellationsgerichtsrat in Karlsruhe, vom 13. August 1877 zum Oberhofgerichtsrat in Mannheim, vom 8. Mai 1879, mit Wirksamkeit vom 1. Oktober

1879 an, als Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe, vom 18. Februar 1892 zum Landgerichtspräsidenten in Mosbach, 26. September 1893 zum Landgerichtspräsidenten in Konstanz. Durch Staatsministerialentschließung des Großherzogs vom 1. November 1893 wurde er in die Erste Kammer der Ständeversammlung berufen. Er starb am 7. April 1895 in Konstanz. — In seiner juristischen Wirksamkeit bewährte Kamm scharfe und schnelle Urteilskraft bei umfassenden Kenntnissen, die Befähigung innerhalb der Gesetze das materielle Recht zu fördern, einen unermüdlichen Fleiß. Seine Darstellung war kurz und lichtvoll. An seinem Präsidium bewunderte man das Talent, überall klar das Wesentliche hervorzuheben, das Anregende seiner Ausführungen, die rücksichtsvolle Würdigung der verschiedenen Argumente. Seine politischen Grundsätze waren gesicherte. Er fand jedoch in denselben kein Hindernis, aus den scheinbar unversöhnlichen Gegensätzen unter Ablehnung schroffer Einseitigkeiten das Wertvolle aufzunehmen. Freimütigkeit und Loyalität vereinigten sich in ihm ohne Widerspruch. Er fühlte mit dem Volke und war von vollkommener Uneigennützigkeit. So konnten von ihm auch auf politischem Gebiete, entsprechend dem besonderen Vertrauen des Großherzogs, vorzügliche Dienste erwartet werden. Mit Nebenbeschäftigungen war Kamm während seiner Anstellung in Karlsruhe reichlich belastet. Jahrelang gehörte er dem engeren Verwaltungsrate der Allgemeinen badischen Versorgungsanstalt und dem Bürgerausschusse als Mitglied an. Besonderen Dank erwarb er sich als hervorragender Mitarbeiter im Badischen Frauenvereine. Nur auf Schonung seiner Gesundheit war er allzuwenig bedacht. Im privaten Verkehr erfreute die offene, heitere Herzlichkeit. (Beilage zur Karlsruher Zeitung vom 15. Mai 1895.)

Karl Kappes,

am 25. Juli 1825 zu Ettlingen geboren, wurde in bescheidener Häuslichkeit erzogen, und früh schon des Vaters beraubt, erwuchs der Knabe mit zwei Brüdern unter der sorglichen Pflege einer Mutter, die für ihrer Kinder Erziehung alle Opfer brachte. Nach einer Vorbereitung auf der Ettlinger Lateinschule und dem Lyceum zu Rastatt besuchte er das Lyceum zu Freiburg i. B., worauf er nach bestandener Abgangsprüfung die dortige Hochschule bezog. Während der 1844 beginnenden Studienzeit widmete sich der junge Student neben der klassischen Philologie mit nicht minderem Eifer der Philosophie und Mathematik, und

durch sein ganzes Leben bewahrte er den Männern herzliche Dankbarkeit, die für seine geistige Ausbildung vom höchsten Einfluß waren. In erster Linie war es Anselm Feuerbach und neben ihm Anton Baumstark, damals noch zugleich Lyceal- und Universitätslehrer, die den Werdegang von Kappes bestimmten. Aber auch die Einflüsse des Geschichtsschreibers J. H. Schreiber, des Philosophen Jakob Sengler und des Mathematikers Ludwig Öttinger waren nicht vorübergehende, sondern wirkten bis in das Greisenalter nach. Nach dreijährigem Universitätsstudium bestand Karl Kappes ehrenvoll die Staatsprüfung. Seine Lehrtätigkeit begann der junge Praktikant mit einer Wanderzeit, die ihn in raschem Wechsel nach Konstanz, Bruchsal und Durlach führte. Doch schon Ende Februar 1849 sollte dieses unstäte Leben ein Ende haben, indem Kappes eine dauernde Lehrstelle am Lyceum zu Freiburg erhielt, wo ihm dann ein ununterbrochenes Wirken bis zum Jahre 1862 vergönnt war. Seitdem im Jahre 1848 Baumstark ganz zur Universität übergetreten war, wurde dieses Lyceum von Anton Nokk (vgl. Bad. Biogr. II. 111f.) geleitet, in dem Kappes einen Vorgesetzten fand, der sich ihm in allen Lebensfragen, amtlichen wie persönlichen, als väterlicher Freund und Berater erwies, und dem er bis in die letzte Stunde hinein ein Gefühl dankbarer Verehrung widmete. Im Einverständnis mit Nokk geschah es auch, daß Kappes sich 1862 — die Freiburger Verhältnisse waren zwar gut und schön, aber aussichtslos — um eine Stelle am Konstanzer Lyceum bewarb, die er aber, so angenehm der Aufenthalt in der schönen Stadt war, schon im Frühjahr 1866 verließ, um als Nachfolger des nach Bruchsal versetzten Cyriak Duffner die ihm angebotene Stellung als Gymnasiumsdirektor zu Donaueschingen zu übernehmen. Nach siebenjährigem Aufenthalte verließ er die durch ein reges gesellschaftliches und geistiges Leben ausgezeichnete kleine Stadt wieder, um den verantwortungsvolleren Posten als Direktor des Karlsruher Realgymnasiums einzunehmen, das unter seiner festen Hand zu einer blühenden neunklassigen Schule sich auswuchs, die an Bedeutung keinem deutschen Realgymnasium nachsteht. Als Nachfolger von K. A. Mayer widmete Kappes dieser Anstalt über 20 Jahre hindurch seine ganze Kraft und war bis zum letzten Augenblick ein treuer Diener seiner Pflicht, noch auf seinem Posten in den Tagen, da schon eine verhängnisvolle Krankheit ihn erfaßt hatte. Ein Influenzaanfall, der eine beiderseitige Lungenentzündung im Gefolge hatte, machte in wenigen Tagen seinem Leben am 24. Dezember 1893 ein jähes Ende. Die Schule erlitt durch seinen Tod einen schweren Verlust, sie verlor in ihm

einen Vertreter, einen Freund, dessen ganzes Dasein nur von seiner Schularbeit erfüllt war. Wohl war seine Natur wesentlich eine praktische; doch hatte er einen guten Namen unter den pädagogischen Schriftstellern. Neben Ausgaben römischer Klassiker, des Virgil und des Sallust, die vielfach in deutschen Schulen im Gebrauch sind und aus des Verfassers eigenem Unterricht erwuchsen, ist es besonders ein Schulgeschichtsbuch, das, für die elementare Behandlung dieser Wissenschaft bestimmt, eine größere Anzahl Auflagen erlebt hat. In Programmen, nicht minder aber auch in Aufsätzen und Broschüren von mancherlei Art, hat Kappes die Erfahrungen und Resultate seiner mehr als vierzigjährigen Tätigkeit als Lehrer und Erzieher niedergelegt, und wenn wir in seiner Donaueschinger Zeit den Arbeiten zu Virgil, zum lateinischen Wörterbuch eine schätzenswerte Arbeit „Über Naturanschauung bei der studierenden Jugend" zur Seite gehen sehen, wenn der Mann, zu dessen ersten literarischen Arbeiten „Erläuterungen zur Geschichte der römischen Ritter unter den Königen" gehören, vor allem die Interessen der modernen Geschichte, der modernen Sprachen vertreten hat, so ist dies der beste Beweis einer selten zu findenden allumfassenden Geistesbildung, die, während sie stets die einzelnen Teile der Wissenschaften vor Augen hat, doch nie den Zusammenhang des Ganzen aus dem Blick verliert. So suchte er stets auch den Unterricht im notwendigen Austausch zu erhalten mit den Forderungen einer Zeit, von der er wohl wußte, daß sie wie keine andere neubildend ist auf allen Gebieten, und wie er alles Unfertige, Unsichere aus dem Unterricht verbannte, so war er doch nicht gewillt, zäh an dem zu halten, über das hinweg die Entwicklung weiterging. Denn sein Streben ging stets dahin, die Forderungen der Gegenwart mit dem ungestörten Gang der Erziehung und Bildung zu versöhnen, und nicht als ein Wunder an Gelehrsamkeit sollte der Schüler seine Anstalt verlassen, sondern vor allem ausgestattet mit „offenem Auge für Schönheit und Notwendigkeit philosophischer Anschauung und Auffassung". Kappes war vom Gymnasium ausgegangen und wie durch einen Zufall in eine andere Bahn gekommen. Seine Dankbarkeit der Schule gegenüber, der er seine geistigen Grundlagen verdankte, ist nie geschwunden; doch wo er für das Realgymnasium eintrat, da geschah dies stets aus vollster Überzeugung. Er sah dasselbe als etwas durch geschichtliche Notwendigkeit Gewordenes an und suchte seine Interessen nach bestem Wissen und Gewissen zu fördern. Stets hat er es betont, daß auch das Realgymnasium seine Zöglinge wurzeln lassen muß in der altklassischen Kultur und ihrem Geistesleben; doch

betonte er auf der anderen Seite die Unerläßlichkeit innigen Zusammenhangs mit dem geistigen Leben der Gegenwart, für die sein Herz warm schlug. Aber eben diese warme Empfindung für die Gegenwart ließ ihn, den glühenden Patrioten, auch stets die vaterländische Seite aller Erziehung energisch betonen, und die Hunderte, die jährlich zur Kaiserfeier seiner Anstalt strömten, empfanden den nationalen Geist des Mannes vollkommen. Deutsch war er in allen Fasern, und der Echtheit und Gediegenheit dieses Wesens tat es keinen Eintrag, daß er ein Wesen von süddeutsch-derbem und kernigem Charakter war, rauh wohl zuweilen in die Erscheinung tretend und herb in der Verfechtung des Verlangens voller Hingabe an die Pflicht, Schülern wie Lehrern gegenüber. Doch dieser vielfach mißverstandenen Seite seines Charakters stand ein Herz gegenüber, das so warm schlug wie bei irgend einem Menschen. (Beilage zu Nr. 88 der Karlsruher Zeitung vom 1. April 1894.)

Alexander Kaufmann

wurde am 14. Mai 1817 zu Bonn, wo die Familie seit vielen Jahren ansässig und ein Bruder von ihm später Oberbürgermeister war, als Sohn des ehemaligen Maires von Adendorf geboren. Ursprünglich zum Buchhandel bestimmt, wurde er gemeinsam mit den Söhnen des Kurators Rehfues für die Reifeprüfung vorbereitet und bezog 1838 die Universität, um die Rechte zu studieren. Diese seine Studien gelangten jedoch zu keinem richtigen Abschluß, da ihm seine starke Neigung für Geschichte und Literatur sowie seine poetische Begabung eine andere Richtung gaben. Schon als Student gehörte er dem von Simrock und Kinkel gegründeten poetischen „Maikäferbund“ an und lieferte zahlreiche Proben seines dichterischen Könnens. Von 1844 an war er anderthalb Jahre Erzieher des Erbprinzen Karl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. Danach nahm er seine historischen und philologischen Studien wieder auf, als deren erste Frucht 1850 die Simrock und Böhmer gewidmeten anmutigen Mitteilungen über Cäsarius von Heisterbach erschienen. Im Sommer dieses Jahres berief ihn sein voriger Schüler, der nunmehrige Fürst Karl zu Löwenstein, als Archivrat nach Wertheim, wo er dann als treuer, pflichteifriger Beamter des fürstlichen Hauses mehr als 40 Jahre bis an seinen Tod beschäftigt war. Im Jahre 1852 veröffentlichte er die erste Sammlung seiner Gedichte, im folgenden, durch Simrocks „Rheinsagen“ angeregt und des Vorbilds würdig, seine „Mainsagen“. Im

Frühjahr 1857 heiratete er Mathilde Binder, eine Tochter des ehemaligen Bürgermeisters von Nürnberg, als Dichterin und Schriftstellerin unter dem Namen „Amara George“ bekannt, mit der er die poetische Tätigkeit fleißig weitertrieb und mit ihr und Daumer 1858 die „Mythoterpe, ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch“ herausgab. 1862 erschienen seine bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiet der Sagen- und Kulturgeschichte, zunächst die erweiterte und vorzügliche Bearbeitung seiner früheren Schrift über Cäsarius von Heisterbach, sodann die „Quellenangaben und Bemerkungen zu K. Simrocks Rheinsagen und A. Kaufmanns Mainsagen“. Die Sagenforschung hatte damals noch keineswegs die in unserer Zeit gewonnene Schärfe und Sicherheit erlangt. Umsomehr ist Kaufmanns treffendes Urteil und eindringende Gelehrsamkeit zu schätzen, der mit scharfem Blick die Spreu vom Weizen sondert und durch keine landschaftliche Vorliebe sich verleiten ließ, verfälschte Ware als echt in Umlauf zu setzen. 1871 ließ er eine zweite Sammlung Gedichte „Unter den Reben“ drucken, und Musen-Almanache, wie gelehrte Zeitschriften bewarben sich um seine Teilnahme. Den Doktortitel hatte er am 26. August 1857 von der Universität Tübingen erhalten, viele historische Vereine ernannten ihn zum Ehrenmitglied. Seine literarische Tätigkeit erstreckte sich vornehmlich auf die Erforschung und Darstellung der Sagen- und Kulturgeschichte Frankens, worüber er zahlreiche Abhandlungen, besonders im „Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg“ veröffentlichte, sowie auf die Geschichte des Hauses Löwenstein, dessen reichhaltiges, bei seiner Berufung noch ungeordnetes Archiv er durch eine zweckmäßige Einteilung für Amt und Wissenschaft erst recht nutzbar machte. Daneben ordnete er 1869—70 das Dalbergsche Familienarchiv in Aschaffenburg, 1876 das gräflich-Erbachsche Archiv in Erbach. Außer dem Archiv oblag ihm noch zu Wertheim die Bearbeitung der Schulsachen und der dem fürstlichen Hause zahlreich zustehenden Patronatsrechte. 1888 und 1891 erschienen seine „Wunderbaren und denkwürdigen Geschichten aus den Werken des Cäsarius von Heisterbach“, 1892 eine Schrift über den Gartenbau im Mittelalter und während der Renaissance, 1893 eine Bearbeitung des für die Kulturgeschichte des 13. Jahrhunderts so überaus wichtigen Werkes des Thomas Cantipratanus De rerum natura. Eine deutsche Kulturgeschichte des Mittelalters zu schreiben, wozu er wie kaum ein zweiter befähigt gewesen wäre und wozu er die umfassendsten Vorarbeiten gemacht und zahlreiche Manuskripte, wie die eines „Kulturhistorischen

Wörterbuchs" hinterlassen hat, dazu kam er leider nicht. Am 1. Mai 1893 ereilte den allzeit heiteren und liebenswürdigen Menschen, Dichter und Gelehrten der Tod zu Wertheim am Main. *

Adolf Keller,

geboren zu Grünsfeld am 14. März 1813 als Sohn des fürstlich salmschen Justizamtmanns Josef Keller, begann seine militärische Laufbahn im badischen Kadettenkorps und wurde am 9. Juli 1833 zum Leutnant im damaligen 1. Infanterieregiment ernannt. Kommandierungen zur höheren Offiziersschule und zu den ersten Versuchen zur Einführung von gezogenen Handfeuerwaffen, der Wildschen Büchse 1843, seine Verwendung als Bataillons- und Regimentsadjutant zeigen, daß schon in dem jungen Offizier die militärische Tüchtigkeit erkannt wurde. 1844 wurde er im Leib-Infanterieregiment zum Hauptmann ernannt und als solcher 1845 in das 4. Infanterieregiment versetzt. In diesem Regiment, im Bataillon von Porbeck, machte er den Feldzug von 1848/49 in Holstein mit, wo er im Gefecht bei Ulderupp, 6. April 1849, die Feuertaufe erhielt. Während er hier vor dem Feinde stand, spielten sich in der Heimat die traurigen Ereignisse des Frühjahrs 1849 ab, welche ihm so mit erleben zu müssen erspart blieb. Bei der Neuorganisation des Armeekorps verblieb er in seinem bisherigen Bataillon, dem jetzigen 1. Infanteriebataillon, bis er bei der Neuaufstellung der Regimenter im Oktober 1852 in das 2. Füsilier- und von hier wieder 1856 unter Ernennung zum Bataillonskommandeur in das 3. Infanterieregiment versetzt wurde. Am 29. Januar erfolgte seine Beförderung zum Kommandeur des 1. Füsilierbataillons, in welcher Stellung er seine besondere Befähigung für Truppenausbildung zur Geltung zu bringen wußte. Bei Errichtung des 5. Infanterieregiments, 16. Februar 1861, wurde er zum Kommandeur desselben ernannt und am 2. August 1862 zum Oberst befördert. An der Spitze dieses Regiments rückte er im Juni 1866 in das Feld und wenn auch bei den ungünstigen militärisch-politischen Verhältnissen, unter welchen die badischen Truppen damals fochten, der Erfolg im Gefecht den braven Truppen versagt blieb, so bewährte sich doch auf dem Gefechtsfelde bei Hundheim die vortreffliche Disziplin und der kriegerische Geist, welchen Oberst Keller dem Regiment einzupflanzen verstanden hatte. Die Neuorganisation der badischen Division im Jahre 1867 brachte Oberst Keller an die Spitze der neu errichteten 3. Infanteriebrigade, welche sich aus den Re-

gimentern 4 und 5 zusammensetzte und ihren Sitz in Freiburg hatte. Die ernste Friedensarbeit, welche jetzt wieder begann, galt vor allem der Einführung der preußischen Heereseinrichtungen und Truppenausbildungsmethode, welche sich in den Kämpfen von 1866 so glänzend bewährt hatten. Mit der ihm eigenen Tatkraft und mit dem klaren Blick für die durch Einführung der Hinterlader gebotenen neuen taktischen Formen widmete sich Oberst Keller, der schon im Februar 1868 zum General aufrückte, mit dem besten Erfolg der Ausbildung seiner Brigade. Bei der Mobilmachung am 15./16. Juli 1870 wurde die Brigade nach Rastatt berufen, um sich hier auf Kriegsfuß zu setzen, was auch ohne besondere Störung gelang, da der stündlich erwartete französische Angriff von Straßburg aus nicht erfolgte. Am 2. August überschritt General Keller mit der aus dem 3. und 5. Infanterieregiment gebildeten sogenannten 3. kombinierten Brigade bei Maxau den Rhein, womit für ihn eine ebenso wechsel- als bedeutungsvolle kriegerische Tätigkeit begann. Als nach der Schlacht von Wörth, in welcher die badischen Truppen nicht mehr zum Gefecht kamen, die Division zur Einschließung von Straßburg abrückte, wurde Keller beauftragt, die Westseite von Stützheim bis zur Breusch zu besetzen. Mitte August wurde die Brigade auf die Südseite der Festung geschoben und ihr zugleich die Beobachtung des oberen Elsaß übertragen. Sie erhielt zu diesem Zweck eine Verstärkung von 1 Bataillon (Füsilier-Bataillon 6. Inf.-Regts.), 8 Schwadronen und 4 Batterien. Das immer kühnere Auftreten einzelner Franktireursbanden und neuformierter Mobilgarden veranlaßte im September das Oberkommando, die Entsendung einer stärkeren fliegenden Kolonne in das obere Elsaß anzuordnen, mit deren Führung General Keller beauftragt wurde. Mit 4 Bataillonen, 8½ Eskadronen, 3 Batterien und 1 Pionierdetachement — das 3. Regiment blieb vor Straßburg zurück — trat General Keller am 13. September von Benfeld aus den Marsch nach Süden an und erreichte zwischen den Festungen Schlettstadt und Neu-Breisach hindurch am 14. nach leichtem Gefecht mit der Vorhut Colmar, am 16. Mülhausen, wo das bei Neuenburg über den Rhein gesetzte Detachement Bauer zu ihm stieß. Überall wurde die Bevölkerung ohne Widerstand entwaffnet und durch das rasche Vordringen der Kolonnen bis gegen die Schweizer Grenze das badische Oberland von der Besorgnis eines feindlichen Einfalls befreit. Nach der Übergabe von Straßburg übernahm Keller infolge der Erkrankung mehrerer Generale die Führung der badischen Division bei dem Vormarsch über die Vogesen

in der Richtung auf Besançon. In den Gefechten von Rioz, Perouse und Buthier am Ognon, durch welche die Franzosen über diesen Fluß zurückgeworfen wurden, befand sich General Keller wieder an der Spitze seiner Brigade. Es folgten nun der Zug nach Dijon und die aufreibenden, fast täglichen kleineren Kämpfe und Hin- und Herzüge in der Côte d'or, welche nur zeitweilig durch größere Gefechte gegen stärkere feindliche Truppenverbände unterbrochen wurden. An diesen kleinen Zusammenstößen waren die Truppen des Generals Keller vielfach beteiligt. Eine größere Unternehmung fiel ihm zu, als es galt die bei Prenois am 26. November zurückgeworfenen Scharen Garibaldis vollends zu zerstreuen. Er verfolgte die Garibaldianer bis nach Autun, wurde aber auf dem Rückmarsch bei Chateauneuf plötzlich von dem französischen General Cremer in der Flanke angegriffen und war in Gefahr, von Dijon abgeschnitten zu werden. Aber dem Heldenmut der Truppen und der Geistesgegenwart des Führers gelang es, den bedrohlichen Angriff abzuweisen und die Straße nach Dijon wieder freizumachen. Bei dem Abmarsch des XIV. Armeekorps von Dijon am 27. Dezember bildete die Brigade Keller die Nachhut und hatte den Marsch gegen Beunruhigungen von Westen und Süden her zu decken. Am 30. Dezember trat sie bei Gray mit dem Feind in Fühlung und hatte wiederholt kleinere Gefechte zu bestehen, bis sie am 12. Januar in die Stellung vor Belfort einrückte. In der Schlacht von Belfort selbst befehligte General Keller die Reserve, welche General v. Werder zu seiner besonderen Verfügung zurückhielt. Als dann am zweiten Tag die schwache Abteilung des Generals v. Degenfeld Chenebier und Frahier vor der drohenden Umfassung durch drei französische Divisionen räumen mußte und die Lage auf dem rechten Flügel sich höchst kritisch gestaltete, wurde General Keller noch in der Nacht zum 17. mit 8 Bataillonen entsandt, das Gefecht hier wieder herzustellen. Der Überfall von Chenebier in der Frühe des 17. gelang zwar nur teilweise, immerhin hatte der energische Vorstoß auf die französischen Heerführer so einschüchternd gewirkt, daß sie vor weiteren Unternehmungen auf diesen Teil des Schlachtfeldes zurückschreckten und sich mit der Behauptung ihrer Stellung begnügten. Damit war die gefährlichste Krisis für das Werdersche Korps in den dreitägigen schweren Kämpfen an der Lisaine glücklich überwunden, und tief erschüttert trat das französische Heer am folgenden Tag den Rückzug an. An diesem glücklichen Ausgang der Schlacht hatte somit neben der heldenmütigen Tapferkeit aller Truppen General Keller durch seinen ge-

schickt angelegten und entschlossen ausgeführten Vorstoß bei Chenebier in der Frühe des 17. Januar hervorragenden Anteil. Bald nach Beendigung des Krieges in den Ruhestand getreten, nahm Keller seinen Wohnsitz in Freiburg, welche Stadt ihm durch langjährigen dienstlichen Aufenthalt besonders lieb geworden war. Hier starb er als Generalleutnant z. D. am 23. September 1891. — Ein mit besonderer militärischer Begabung ausgestatteter Offizier, ein tüchtiger Truppenführer, ein vortrefflicher, ritterlicher Charakter, hatte er sich die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen, die Hochachtung und besondere Wertschätzung seiner Kameraden und aller, welche ihm näher standen, zu erringen gewußt. (Badisches Militärvereinsblatt 1891, 195 f., 204.)

Friedrich Kiefer.

Unter den Patrioten, die in ernster, hochgerichteter Lebensarbeit für das Wohl unseres engeren Heimatlandes, wie für die nationalen Ziele Deutschlands im öffentlichen Leben standen, und ebenso in Tagen mächtigen Aufschwungs, wie in Zeiten schwankender politischer Stimmungen mit Hingebung, Kraft und Selbstlosigkeit die zu beschreitenden Wege wiesen und bahnten, wird Friedrich Kiefer immer einen Ehrenplatz bewahren.

Geboren im Jahre 1830 am 14. Januar zu Mappach bei Kandern als das einzige Kind des damaligen evangelischen Hauptlehrers Friedrich Kiefer, der später als tüchtiger Schulmann in Heidelberg, Freiburg und Karlsruhe eine hochgeachtete Wirksamkeit übte, erhielt der begabte und lernfreudige Knabe eine sorgfältige Erziehung. Seine Mutter, mit der ihn ein besonders inniges Verhältnis verband, war die Tochter des Oberförsters Näher aus Kandern. Nach dem Besuch des Pädagogiums in Lörrach und des Gymnasiums in Freiburg bezog er im Jahre 1849 die Universität Heidelberg, die damals sowohl in der juristischen Fakultät (Vangerow) als in andern Fächern Namen von höchster Bedeutung aufwies. Schon hier zeigten sich in dem jungen Studenten alle Eigenschaften, die den späteren Mannesjahren das Gepräge gaben: ideales Streben und sittlicher Ernst, gepaart mit Mut und ausdauernder Energie. Beim Corps der „Schwaben“, dem er angehörte, war er ein weithin „renommierter Schläger“, wußte aber als Senior die Mensuren aus dem Niveau roher und öder Paukereien emporzuheben und ihnen einen romantischen Zug von Ritterlichkeit zu

verleihen. Auch später noch, als Ehrenmitglied, vermochte er einen veredelnden Einfluß auf das geistige Leben der Verbindung auszuüben. Ein Zeugnis hierfür findet sich in einem Brief des unlängst verstorbenen Ministers v. Bosse, eines Corpsbruders: „Ich hatte ihm als Student nicht nur nahegestanden, sondern habe ihm für seine vorbildliche Lebensführung und für die kraftvolle Anleitung zu allem Guten, die er uns Jüngeren zuteil werden ließ, durch mein ganzes Leben innige Dankbarkeit und Liebe bewahrt". Von grundlegender Bedeutung aber für die ganze Richtung des späteren Politikers war die befruchtende Einwirkung, die der empfängliche Student selber erhielt von den großen Historikern Schlosser und Häusser, in deren Hörsäle und persönliche Kreise ihn früherwachte Neigung und Begabung für geschichtliches Wissen führten. Nach gutbestandener juristischer Staatsprüfung (1854) und einer kurzen Praktikantenzeit in Heidelberg und Freiburg lernte Kiefer als Referendär in Emmendingen seine Frau, Marie Stuck, kennen, mit der er sich im Jahre 1861 zu glücklicher Ehe verband. Nun folgten vorübergehende Verwendungen in Karlsruhe als Sekretär im Oberschulrat und im Justizministerium, die 1864 mit der Ernennung zum Staatsanwalt beim damaligen Kreis- und Hofgericht Offenburg ihren Abschluß fanden.

Hier in Offenburg erfolgte bald der Eintritt in die politische Arbeit, in Gemeinschaft mit den dort wohnenden älteren Landtagsabgeordneten Eckhard, Gerbel und v. Feder. Es war vor allem die Schulfrage, die sich damals in einem kritischen Entwicklungszustand befand. Die auf diesem Gebiet von der badischen Regierung im Sinne der landesherrlichen Proklamation von 1860 begonnenen Reformen, besonders die Einsetzung des Oberschulrats als oberste Schulbehörde und des Ortsschulrats als Lokalschulbehörde, hatten bei den Ultramontanen gewaltige Entrüstung erregt und zu Demonstrationen im ganzen Land — „wanderndes Kasino" — und einer weitgehenden Erregung der Massen Veranlassung gegeben. Die Enthebung des Geh. Rats Dr. Knies von der Vorstandschaft des neugeschaffenen Oberschulrats erschien als ein Zugeständnis dieser Bewegung gegenüber. Wie sich Kiefer zu diesen Dingen stellte, und in welcher Weise er politisch einsetzte, erfahren wir am bezeichnendsten aus einem Briefe vom November 1865 an den ihm aus der Heidelberger Zeit noch nahestehenden damaligen Ministerialrat Rudolf von Freydorf. Anknüpfend an die Mitteilung seiner Wahl zum Landtagsabgeordneten für Lahr schreibt er: „Ich habe mich zur

Annahme der Wahl entschlossen, da ich — in bescheidenster Würdigung meiner Kraft — jedenfalls durch entschiedene, nach keiner Seite zweifelhafte Haltung in einer Zeit wiederbeginnender Achselträgerei und überflüssiger Loyalitätskundgebungen einiges Gute zu bewirken imstande sein werde. Es wird Eckhard, mir selbst und den andern Freunden nur dann möglich sein, die alte Vertrauensstellung gegenüber dem Ministerium beizubehalten, wenn wir durch Tatsachen — nicht Versicherungen in der Karlsruher Zeitung — überzeugt werden, daß jene Politik der Zaghaftigkeit und unentschlossenen Versöhnlichkeit, deren höchste Spitze die Entlassung von Knies ist und bleibt, aufgegeben und zur realen Durchführung der Grundsätze von 1860 übergegangen werden soll. Andernfalls würden wir nicht zu den vertrauensseligen Freunden, sondern zu den ihren politischen Grundsätzen mehr als den Personen Rechnung tragenden Gegnern gehören. Ich hoffe, daß man — im Hinblick auf die Kreiswahlen und auf die neuesten Wahlen — sich in Karlsruhe der Überzeugung nicht verschließen wird, wie wenig die Pfaffen- und Bureaukratenopposition bedeutet, wenn man vor ihr keine Furcht hat".

Mit solcher Gesinnung tritt Kiefer im Jahre 1865 in die badische Zweite Kammer ein, wo er seine junge Kraft bald als unermüdlich arbeitender Berichterstatter, bald als schlagfertiger Debatter und fortreißender Redner betätigt. Die Art seines Eintretens in die Verhandlungen und die feste und nachdrückliche Haltung, auch dem Regierungstisch gegenüber, ließ sofort erkennen, daß hier nicht ein talentvoller Streber, sondern ein von seiner Aufgabe ernst erfüllter politischer Vorkämpfer sich einführte, mit dessen Zielbewußtsein und geistiger Bedeutung von nun an gerechnet werden mußte. Um ihn, Eckhard und v. Feder scharten sich bald die Gleichstrebenden als geschlossene Fraktion, die mit Bezug auf die zunächst durchzuführenden Reformen des vorerwähnten Regierungsprogramms von 1860 als „Fortschrittspartei" ins Leben trat und aus der später nach Schaffung des Reiches die badische nationalliberale Partei hervorging. Außer den Angelegenheiten der Schule und den Reformbestrebungen auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts waren es besonders die wichtigen Debatten über die von Eckhard beantragte Einführung der Civilehe, welche um diese Zeit das badische Abgeordnetenhaus beschäftigten. Die gewitterartig rasch verlaufenden Ereignisse des Sommers 1866 unterbrachen diese wertvollen Arbeiten, und es traten jetzt die großen nationalen Fragen in den Vordergrund. Nur flüchtig kann hier auf die Wandlungen hingewiesen werden, welche sich seit Auf-

rollung der Schleswig-Holsteinschen Frage im Verhältnis Badens zu Preußen vollzogen und in dem Ministerwechsel Roggenbach-Edelsheim ihren Austrag gefunden hatten. Bei Ausbruch des Krieges 1866 war Baden durch die Lage der Verhältnisse gezwungen, sich den übrigen Mittelstaaten anzuschließen, und die Volksvertretung konnte sich der Zustimmung nicht entziehen. Auch Kiefer, obwohl ihm als altem Gothaer und Nationalvereinler von jeher nur unter Preußens Führung eine Einigung Deutschlands denkbar erschien, hielt dies unter dem frischen Eindruck des preußischen Verfassungskonflikts für geboten. Rasch fielen die Würfel bei Königgrätz, und es folgten für Baden das Ministerium Mathy und der Abschluß des Schutz- und Trutz-Bündnisses mit Preußen am 17. August 1866 durch den Minister des Auswärtigen v. Freydorf.

Über Kiefers Stellung zur deutschen Frage in dieser entscheidenden Krisis gibt ein Brief vom 18. August 1866 an den letztgenannten Minister am besten Aufschluß: „Die heutige Karlsruher Zeitung bringt die Nachricht, daß Ihre Aufgabe in Berlin gelöst sei. Sie wissen, wie es kam, daß wir in den entscheidenden Kammersitzungen vor dem Ausbruch des Krieges in der Aufrechterhaltung der Rechtsstellung des Bundes eine bessere Wahrung der deutschen Interessen erkannt hatten als in der direkten oder indirekten (Neutralität) Förderung der preußischen Politik. Wir glaubten als eine liberale Kammerpartei die Herstellung der verfassungsmäßigen Ordnung in Schleswig-Holstein, die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Bevölkerung als einen Zentralpunkt in den deutschen Wirren erkennen zu müssen, und hofften einen loyalen Fortschritt für die Nation in einer weitgehenden Bundesreform, der Schaffung einer den vollen Machtverhältnissen in Wahrheit entsprechenden Bundeszentralgewalt und in der Berufung eines mit umfassenden Vollmachten ausgestatteten Nationalparlaments. Wir glaubten, eine in Preußen ausbrechende Volksbewegung werde der öffentlichen Meinung des deutschen Volkes jene drängende Gewalt verleihen, vor der im Jahre 1848 die Einzelregierungen zurückwichen. Die Dinge haben einen ganz anderen Verlauf genommen. Immerhin dürfen wir von einem gerechten Beurteiler das Zeugnis verlangen, daß wir ohne Nebenrücksichten nur der nationalen Sache dienen wollten. Aber das gute Bewußtsein, sich von den Umtrieben derer, die für die Hoheit des Habsburgischen Hauses arbeiteten oder von der föderativen Eidgenossenschaft der Zukunft und der Zerstörung der zentralisierten Staatsmächte träumten, ferngehalten zu haben, darf uns dennoch nicht hindern, begangene Mißgriffe ehrlich

einzugestehen. Um so weniger, als dieses Zugeständnis der erste Schritt rüstiger Wiederaufnahme der Arbeit für das redlich gewollte Ziel werden soll. Wir hatten übersehen, wie aus der mit Freiheitsinteressen verwachsenen Auffassung der deutschen Dinge eine viel einfachere, ganz kategorisch angelegte Frage geworden war. Man hatte nur noch zu entscheiden, ob Österreich, ob Preußen, ob man bereit sei, die Fortdauer des Bundes in seiner überlieferten Gestalt, als einer Einrichtung, in welcher Österreich die dynastische Selbstherrlichkeit gegen den Andrang des nationalen Einigungstriebes zu schützen suchte, zu unterstützen, oder aber den revolutionären Versuch Preußens, auf der wetterfesten Grundlage seiner Militärkraft eine Umwälzung der zersplitterten deutschen Gebiete und deren Sammlung zu einem gewaltsam errungenen Einheitsstaate der Nation herbeizuführen. In dieser Einfachheit der Lage hätten wir allerdings richtiger gehandelt, wenn wir die Benützung eines seltenen Momentes zur stürmenden Erringung des Langersehnten dem unabsehbaren Umweg einer loyalen parlamentarischen Entwicklung vorgezogen hätten. Die tiefste Überzeugung, der Sinn für die Freiheits- und Verfassungsrechte, welche mich vor dem revolutionären Gange der preußischen Regierung zurückschrecken ließen, werden stets die unerschütterliche Grundlage meines politischen Lebens bleiben; allein heute dürfen wir uns einer Aufgabe nicht entziehen, vor deren Ernst und Tiefe jede andere Rücksicht zurücktreten muß — der Gründung des deutschen Staates! Die Erringung des Eintritts in den Norddeutschen Bund, die Zusammenschließung in einen deutschen Gesamtstaat muß von nun an das Ziel einer nie mehr ruhenden Tagesarbeit sein. Keine Meinungsverschiedenheit in andern noch so bedeutenden Interessenfragen soll uns fernerhin von denen scheiden, welche in diesem obersten Ziele unsere Freunde und Kampfgenossen sind ..... Zunächst gilt es, der Begründung eines süddeutschen Bundes entschieden entgegenzutreten, weil er die Verstärkung aller sondertümlichen Bestrebungen, das Brutnest der partikularistischen Wünsche für Fürsten und Volk werden müßte".

In dem im Oktober 1866 zu einer kurzen Session einberufenen Landtag sprach die liberale Kammermehrheit mit Kiefer an der Spitze der Regierung gegenüber die Erwartung aus, daß sie den Eintritt der süddeutschen Staaten, besonders Badens, in den Norddeutschen Bund zum Zweck der Wiederherstellung eines Nationalstaates mit aller Entschiedenheit erstrebe. Bald nach dem Schlusse dieses Landtages wurde Kiefer, nachdem Stabel wieder das Ministerium der Justiz übernommen hatte,

als Assessor und im nächsten Jahr 1867 als Rat in das Justizministerium berufen. Als im September dieses Jahres die Stände zu neuer Tagung zusammentraten, schloß er bei der Adreßdebatte eine vom nationalen Geiste getragene Rede mit den Worten: „Freuen wir uns, daß die preußische Politik sich wieder jenes mahnenden Vermächtnisses Friedrichs des Großen an seine Nachfolger «toujours en vedette» und „Alles sey Kraft und Energie“ in so ebenbürtiger Weise erinnert hat. Folgen wir dieser Politik, sie weiß, was sie will, und sie wird für uns alle das Werk vollenden!“ Als Konsequenz des Allianzvertrags mit Preußen, für dessen Annahme Eckhard Berichterstatter war, ergab sich die Pflicht, die badischen Truppen auf gleichem Fuße mit den preußischen zu organisieren. Die hierauf bezügliche Vorlage der Regierung, namentlich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit dreijähriger Dienstzeit verursachte lebhafte Debatten, bei welchen Kiefer beherrschende Sachkenntnis und seine ganze überzeugungsvolle Beredsamkeit einsetzte, um die entgegengestellten Bedenken niederzuschlagen. Wohl wußte er durch eine vertrauliche Mitteilung Mathys damals schon, daß ein baldiger und namentlich ein vereinzelter Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund nicht möglich war, was später durch das bekannte Wort Bismarcks vom „Rahm auf der Milch“ Bestätigung fand; aber nur um so energischer trat er in diesem kritischen Stadium für die militärische Einigung ein. Und sein Appell an die Hochherzigkeit und Opferfähigkeit der Volksvertretung war nicht vergebens. Mit großer Mehrheit wurde die neue Heeresverfassung und die zu ihrer Durchführung erforderliche Steuererhöhung genehmigt. Die im gleichen Landtag (1867/68) außerdem noch zustande gekommenen Gesetze, darunter ein Schulgesetz, ein Vereins- und Preßgesetz, sowie die bekannte Verordnung über die wissenschaftliche Vorbildung und Prüfung der Geistlichen — zeigten, daß die inneren Reformen durch die nationalen Aufgaben nicht beeinträchtigt worden waren. Trotzdem blieb die dankbar anerkennende Stimmung im Volke aus. Infolge der Agitation der ultramontanen und radikalen Demagogie, welche die Mehrbelastung durch die allgemeine Wehrpflicht, die Steuererhöhung und die durch ein schlechtes Erntejahr besonders gedrückte Stimmung im Volk für ihre Zwecke nutzbar zu machen verstand, ergaben die Wahlen zum deutschen Zollparlament einen ungünstigen Ausfall. Die nationalliberalen Führer Lamey, Eckhard und Kiefer unterlagen. Und nun begann für den letzteren, der erkannte, daß es die verlorene Fühlung mit dem Volke wiederzugewinnen galt, eine Zeit

unverdrossener Tätigkeit zu dessen Aufklärung. Die Stimmung jener Tage ruft der Brief eines Gesinnungsgenossen — Oberbürgermeisters Schnetzler — zurück, der mit Bezug auf seine eigene politische Entwickelung aus der großdeutschen Jugendform später an Kiefer schreibt: „Besonders deutlich ist mir noch eine Rede, in der Sie zu Bruchsal im Saal der Fortuna vor einer dichtgedrängten Masse von Landleuten den Glauben an das junge Deutschland predigten. Ich kann nicht sagen, daß ich gerade große Zuneigung für Sie empfunden habe; ich hätte Sie wohl lieber niedergeschlagen, als in den Beifall der Menge mit eingestimmt. Aber ich habe dem gewaltigen unerbittlichen Strom jener glänzenden Rede innerlich nicht widerstehen können, und ich verließ den Saal mit dem deprimierendsten aller Gefühle —, daß nämlich der verhaßte Gegner in vollem Rechte ist. Aus dieser Erkenntnis erwuchs mir auch allmählich das Glück, das neu Gewordene zu lieben."

Diese aufopfernde Agitationstätigkeit, in welcher sich Kiefer zum Volksredner in bestem Sinne des Wortes entwickelt hatte und geradezu — wie einer seiner Freunde, der Abg. Karl Bär, in seiner trefflichen Schrift (Friedrich Kiefer, ein Lebensbild, [Karlsruhe Macklotsche Druckerei 1895] dem diese biographische Darstellung vieles verdankt) es ausdrückt, — „zum Apostel für die Überbrückung der Mainlinie in Baden geworden war", hielten manche für überflüssig. Die vornehm bequeme Art solcher klugen Leute kennzeichnet sich selbst am besten durch den spöttischen Tadel, daß er „im Lande umhergereist sei und das Volk durch Reden und Vorträge zu bekehren gesucht habe, während er doch als Rat im Ministerium an der Esse saß, wo er viel nachdrücklichere Geschosse hätte schmieden können". Das war es ja gerade, was Kiefer von denen unterschied und trennte, welche in einem bureaukratischen Beamten- und Minister-Liberalismus das höchste Heil und „der Weisheit letzten Schluß" erblickten. Und so ist denn hier wohl der Ort, die sog. „Offenburgerei" zu erwähnen. Als nach dem Tode Mathys im Februar 1868 der seitherige Minister des Innern Jolly ohne vorherige Verständigung mit der Kammermehrheit ein neues Ministerium gebildet hatte, welches Kiefer und seinen politischen Freunden, worunter Eckhard, Lamey und Bluntschli, nicht genügende Garantien für eine unveränderte und entschiedene Weiterführung des Begonnenen zu bieten schien, fand in Offenburg eine vertrauliche Besprechung badischer liberaler Landtagsabgeordneter statt. Es wurde hier ein neues Parteiprogramm vereinbart und ein Zirkular zur Neuorganisation der „nationalen und liberalen

Partei Badens" an die Vertrauensmänner im Lande verschickt, worin der Mißstimmung gegen das neue Ministerium Ausdruck verliehen war. Kiefer wurde infolge seiner hervorragenden Teilnahme an dieser „Opposition" seiner Stellung als Ministerialrat enthoben und als Geh. Regierungsrat zur Generaldirektion der Verkehrsanstalten versetzt, worauf er sofort (Dezember 1868) seine Entlassung aus dem Staatsdienst nahm und sich als Rechtsanwalt am Kreisgericht Offenburg niederließ. Es ist über die Ursachen und die Behandlungen dieser Differenzen seiner Zeit viel geredet, vermutet und geschrieben worden. Was Kiefer selbst betrifft, so stammte seine Stellungnahme einzig aus seiner volksmäßig konstitutionellen Auffassung der politischen und parlamentarischen Dinge. Ihm lag nichts so sehr am Herzen, als daß unter der Teilnahme möglichst aller Einsichtigen die öffentlichen Angelegenheiten behandelt würden; er wollte das Verständnis für die politischen Aufgaben im Volke wecken. Aufklärung und Erziehung zur politischen Selbständigkeit und Mitarbeit sind für ihn wichtige Faktoren öffentlichen Wirkens. Eine Stelle aus einem Briefe an v. Freydorf, worin er von Jolly meint: „Er neigte zu jenem Doktrinarismus Roggenbachs, der im Rechtsstaat einen pedantischen Unsinn und nur in einem gewissen rationellen und nach freiheitlichen Zielen strebenden Ministerabsolutismus das richtige Prinzip unserer Zeit erkennen will," dürfte wohl ein Licht auf die damals viel erörterte Frage werfen „Woher die Opposition?" Es kam übrigens bald wieder zu einer Annäherung und sachlichen Verständigung, als die ultramontane Partei als tertius gaudens das Zerwürfnis auszunützen suchte. Diese hatte, von den großdeutschen Demokraten unterstützt, auf Grund des Streites der badischen Regierung mit der Freiburger Kurie über die Prüfung der Geistlichen, ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium, sowie in einem Adressensturm an den Großherzog die Auflösung des Landtags gefordert. In einer neuen Versammlung der liberalen Partei in Offenburg begründete Kiefer eine Gegenadresse an den Großherzog, die zur Folge hatte, daß von dieser Seite den Unterzeichnern gedankt und die klerikal-demokratische Kundgebung abschlägig beschieden wurde. Es ergab sich wieder ein erfreuliches Zusammenwirken von Regierung und liberaler Partei während der Landtagsession 1869/70.

Alle Vorlagen, welche auf diesem fruchtbaren Landtag zur Beratung und Annahme gelangten, worunter besonders die über das allgemeine Wahlrecht, das sog. Stiftungsgesetz, die bürgerliche Standesbe-

amtung und die Einführung der obligatorischen Civilehe hervorzuheben sind, trugen einen entschieden liberalen Charakter. Das badische Reformwerk vollzog sich ohne Stocken, und Kiefer hatte an diesen Arbeiten als Berichterstatter und Redner hervorragenden Anteil. Nur bezüglich der Einführung der unmittelbaren und geheimen Landtags-Wahlen, wofür er, von Eckhard unterstützt, eintrat, konnte sein in demokratischem Geiste gestellter Antrag weder bei der Regierung noch bei der Mehrheit des Hauses und der Partei Zustimmung finden. Die Auffassung dieser Frage in der Rede vom 29. Oktober 1869 ist aber für Kiefers Denkweise und seinen humanen Gerechtigkeitssinn so charakterisierend, daß einige Stellen hier am Platze sein mögen: „Der Vorzug des direkten Wahlsystems ist nicht die Steigerung der Durchschnittshöhe der Intelligenz der Volksvertretung, sondern Erhöhung der politischen Durchschnittsbildung des Volkes. Dieses System setzt die Massen in einer Weise in Bewegung, daß von den gebildeten Klassen, wenn sie den moralischen und politischen Einfluß ausüben auf die unteren Volksschichten, der denkbarerweise ausgeübt werden kann, eine Erwärmung und Aufklärung des ganzen Lebens des Volkes erreicht werden muß, die mir viel höher steht, als die ruhige Verständigkeit der Wahlmännerkollegien. . . . Wir müssen uns, ob wir widerstreben oder nicht, der Mühe der Bearbeitung des Volkes unterziehen. Sonst kommt die Gefahr in anderer Form wieder. Mir ist die Kammer verhältnismäßig am besten zusammengesetzt, welche das treueste Bild der Zustände und Stimmungen des Volkes und Landes darstellt. Es ist wahr, unsere Gegner von der ultramontanen Partei sind im Lande weit stärker als in diesem Hause. Ich halte diese Erscheinung aufrichtig für das Symptom eines ungesunden Zustandes. Sobald wir dieser Partei die direkte Wahl geben, so würden wir plötzlich in der Halbheit unserer politischen Zustände und in der Unfertigkeit der Bildung unserer eigenen Parteiorganisation von diesen nämlichen Gegnern hart bedrängt werden, obschon sich in der Denkweise des ganzen Volkes durchaus nichts geändert hätte. Dies wird während einer gewissen Zeit der Fall sein. Das Geheimnis dieser Kraftentwickelung beruht vor allem in der einheitlichen Energie der katholischen Pfarrer aller Orte und Distrikte. . . . Wenn wir dessenungeachtet einen Teil unserer Waffen geradezu in ihre Hände liefern, indem wir ihnen und ihrer geistlichen Organisation das direkte Wahlrecht gewähren, so wäre das geradezu ein Akt höchster politischer Großmut gegen einen gefährlichen Gegner und nicht bloß eine äußere

Rücksicht des Anstandes. Wir dürfen uns aber rühmen, daß wir ein Recht hätten, diese Großmut zu üben, weil wir vertrauen dürfen auf die Gerechtigkeit und die sieghafte Natur unserer Sache".

Nach Schluß des Landtags nahm Kiefer im Frühjahr 1870 die ihm von der Regierung angebotene Stelle eines Oberstaatsanwalts in Mannheim an, wodurch das wiederhergestellte Vertrauensverhältnis zwischen Regierung und nationalliberaler Partei auch nach außen hin zum Ausdruck kam. Hier, in Mannheim, am Wohnort seines politischen und persönlichen Freundes Lamey, entwickelte er als Leiter der „Badischen Korrespondenz" eine unermüdliche und einflußreiche Tätigkeit, die vor allem der Vorbereitung für die volle nationale Einigung Deutschlands galt. Schneller als zu hoffen war, ward diese durch den im Januar 1870 ausbrechenden glorreichen Krieg gegen Frankreich endlich errungen. Aus den Briefen aus Eduard Laskers Nachlaß (veröffentlicht in Fleischers „Deutscher Revue" 1892) geht klar hervor, wie Kiefer über die Form und Ausgestaltung dieser Einigung dachte. Schon im Anfang des Krieges, am 19. August, schreibt er an den Reichstagsabgeordneten Hölder in Stuttgart: „Wir stimmen darin überein, daß der Erfolg dieses Krieges, welchen die nationale Partei als ihr Programm aufstellt, nur die staatliche Einheit der Nation und ein sichernder Abschluß der Grenze gegen Frankreich, erreicht durch die Zurücknahme des Elsaß und eines entsprechenden Stückes von Lothringen, sein kann. . . . Dieser Erwerb soll nicht zur Verstärkung des Partikularismus, sondern nur der deutschen Zentralgewalt dienen. . . . Es gilt alsdann mit allen Mitteln der Agitation die große Stimmung zu benützen und auf das äußerste zu steigern, welche die wunderbaren, erhebenden Taten des deutschen Heeres in der Seele des Volkes hervorgerufen haben. In der gleichen Zeit wird, wie ich sicher weiß, die badische Kammer berufen werden, und wir werden dann, mit der schärfsten Ausprägung des nationalen Programms, die Forderung unserer Aufnahme in den Bund als eine jetzt jedem deutschen Staat zukommende Berechtigung in amtlicher Weise dem norddeutschen Bundeskanzleramte überreichen. . . . Die in parlamentarischen Kreisen zu Berlin ausgegebene Parole der Gründung eines elsässisch-lothringischen neutralen Staates scheint mir das aberwitzigste Projekt zu sein. . . ." Mit Bezug hierauf schreibt Lasker dann unterm 28. August: „Unbedingter Zustimmung erfreute sich Ihr Brief." In dieser Stimmung verfaßte Kiefer nach Besprechung mit Lamey, Eckhard und Bluntschli Resolutionen für abzuhaltende Ver-

sammlungen und veranstaltete schon am 4. September, also zwei Tage nach der Kapitulation von Sedan, in Mannheim eine große Volkskundgebung, welche feierlich die Herstellung des deutschen Einheitsstaates forderte. Am 6. Dezember, als den Verhandlungen mit Bayern Gefahr drohte, äußerte er sich in einem Brief an Lasker: „Die Situation ist schlecht. Man würde sie aber erheblich verschlechtern, wenn Bayern draußen bliebe. Es müßte und würde sich an Österreich hinwerfen und durch diese Verbindung, wenn auch erst nach einigem Zeitablauf, mit Frankreich in einen innigeren Zusammenhang treten, als mit dem von Preußen geleiteten Deutschland. Die süddeutschen Pfaffen würden diesen Staat als ein Asyl aller schlechten Unternehmungen benutzen. Wir hätten in München einen Zentralort aller antipreußischen Konspirationen zu gewärtigen." Der glückliche Abschluß der Versailler Verträge zwischen dem Norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten zerstreute solche Befürchtungen. Noch im Dezember 1870 wurden diese Verträge von beiden Kammern gutgeheißen, und die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871 krönte die Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches.

Wir verlassen nun die engere badische Heimat, um Kiefers Reichstagstätigkeit zu besprechen. In den ersten Reichstag gewählt (für Lahr-Kenzingen), ging er auf die erste Legislaturperiode 1871—74 nach Berlin und erwies sich hier bald als ein eifriges und einflußreiches Mitglied der nationalliberalen Fraktion, welche bis ans Ende der 70er Jahre die parlamentarische Situation beherrschte. Gleich zu Anfang, im Frühjahr 1871, hatte er Gelegenheit in die Aktion einzutreten. Es handelte sich um die vom Zentrum zur Reichsverfassung beantragten „Grundrechte", welche der Kirche in Deutschland eine schrankenlose Freiheit zu sichern bezweckten. Nach einer Rede des Bischofs von Ketteler beleuchtete Kiefer, auf seine badischen Erfahrungen gestützt, erfolgreich die Tragweite dieser Anträge und deren staatsfeindlichen Hintergrund. Zu einem weiteren Zusammenstoß mit dem Ultramontanismus gaben die Verhandlungen über das Unterrichtswesen in Elsaß-Lothringen Veranlassung, bei welchen er gegenüber dem Mainzer Domkapitular Moufang für die Schule als Staatsanstalt mit viel Glück in die Schranken trat. An der gesetzgeberischen Gestaltung des Verhältnisses der neuerworbenen Grenzlande zum Reich war Kiefer sowohl als Kommissionsmitglied wie im Plenum, neben seinem Freund Lamey, eifrig beteiligt. In den Debatten über die Dotationen für die verdienten Heerführer und Staatsmänner betonte er das Dankesbedürfnis der Nation in dieser

Ehrensache und ergriff die Gelegenheit, gegen die ablehnende Haltung der Fortschrittspartei, welche besonders von Schulze-Delitzsch vertreten wurde, scharfen Vorwurf zu erheben. In der zweiten Session des Reichstages, welche ihr Gepräge hauptsächlich durch die Verhandlungen über das sogenannte Jesuitengesetz erhielt, kennzeichnete Kiefer in der Plenardebatte über den bezüglichen Antrag, unter besonderer Berücksichtigung der durch das vatikanische Konzil geschaffenen Lage, Wesen und Bedeutung des Jesuitenordens eingehend und mit Sachkenntnis, und kam, abweichend vom Kommissionsvotum, zum Schlusse, daß nur ein vollständiges Verbot des Ordens zum Ziele führe. Das im Juli 1872 beschlossene „Jesuitengesetz" hat diesen Gedanken verwirklicht. Infolge schwerer Erkrankung im Frühjahr 1873 konnte Kiefer an der letzten Session der ersten Legislaturperiode nicht mehr teilnehmen; auch bei den Wahlen für die zweite Periode kandidierte er nicht wieder. — Erst 1877—81 finden wir ihn wieder im Reichstag (für Bretten-Sinsheim). Hier fand er eine wesentlich veränderte Lage vor. Sein Streben nach konstitutionellem Ausbau der Reichsverfassung konnte in der Partei keinen rechten Boden finden. Wirtschaftliche, technische und finanzielle Fragen standen im Vordergrunde des Interesses. Weitere gesetzgeberische Maßnahmen im Kulturkampf unterblieben. Die Session von 1878 brachte bedeutsame politische Entscheidungen. Es galt, der Reichsverwaltung eine befriedigendere Organisation zu geben und zugleich die Finanzen des Reiches besser zu fundieren. Die Nationalliberalen und mit ihnen Kiefer hatten die Errichtung selbständiger Reichsministerien verlangt; dem Widerstand Bismarcks und der Bundesregierung gegenüber mußte man sich indes mit dem Stellvertretungsgesetz begnügen. Dem andern Bedürfnis sollte eine Neuordnung der Tabaksteuer abhelfen. Die bezügliche Vorlage stieß indes bei den Nationalliberalen auf starken Widerstand. Hier war es, wo Kiefer mit Wärme für die bedrohten Interessen des Tabaksbaus und der Tabakindustrie in Baden eintrat. Die Vorlage wurde in der Kommission begraben, der Finanzminister Camphausen nahm seine Entlassung, und es wurden nun umfassende statistische Erhebungen angeordnet, auf Grund deren dann im Frühjahr 1879 eine neue Tabaksteuervorlage beraten und zum Gesetz erhoben wurde. Auch in diese Beratung hat Kiefer mit einer hervorragenden Rede eingegriffen, deren Grundgedanke war: der Tabaksbau solle eine ergiebige Finanzquelle sein, aber ohne die vorhandenen Erwerbsverhältnisse zu ruinieren. Eingehend nahm er sich der in der badischen Pfalz

bestehenden Hausindustrie an und befürwortete einen ausreichenden Zollschutz und eine gerechte Nachsteuer für den Tabaksbau.

In die vorausgegangene Session 1878 waren die beiden Attentate von Hödel und Nobiling auf Kaiser Wilhelm gefallen. Der Reichstag, welcher den im Frühjahr vorgelegten Gesetzentwurf zur Abwehr sozialdemokratischer Ausschreitungen ablehnte, war aufgelöst worden. Dem am 9. September 1878 eröffneten neuen Reichstage legte die Regierung das Sozialistengesetz in neuer Fassung vor, um es nunmehr mit großer Mehrheit bewilligt zu erhalten. Mit der Gesamtheit der nationalliberalen Fraktion war Kiefer zwar überzeugt, daß zur Bekämpfung der gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie schärfere Mittel jetzt nicht mehr zu entbehren seien; doch glaubte er es nicht verantworten zu können, ein Gesetz mit so außerordentlichen Vollmachten auf unbegrenzte Dauer zu schaffen. Als sich die Konservativen dem Verlangen einer Beschränkung dieses Gesetzes auf ein 2½jährige Dauer widersetzten und so die Gefahr eines abermaligen Scheiterns der ganzen Maßregel drohte, appellierte Kiefer in der Sitzung vom 16. Oktober 1878 eindringlich an die Konservativen. Die Fristbestimmung wurde bekanntlich angenommen. — Die Session 1879 erhielt ihr Hauptgepräge durch die Zolltarif-Reform. Kiefer stand derselben nicht grundsätzlich entgegen; er war schon damals, wie er sagte, „kein geschworener Freihändler"; allein was ihn, wie die große Mehrheit der Nationalliberalen schließlich bestimmte, gegen das wichtige Gesetz zu stimmen, war die demselben durch das Zentrum eingefügte „Frankensteinische Klausel." Seiner Überzeugung von der verhängnisvollen Tragweite dieser Bestimmung hat er in der Sitzung vom 10. Juli 1879 warmen und beredten Ausdruck gegeben. Hat auch die spätere Entwickelung manche seiner Befürchtungen nicht bestätigt, so hat sich doch das Wort, mit welchem er sich gegen die Väter dieser „Frankensteinischen Klausel" wandte: „Sie erschweren, ja hindern den naturgemäßen Abschluß der Finanzreform, durch welche das Reich in seine Einnahmen von den Einzelstaaten unabhängig gestellt wird", als nur zu wahr erwiesen. Trotz der Schwenkung Bismarcks von den Nationalliberalen zum Zentrum, als deren Konsequenz besonders der Rücktritt des liberalen Kultusministers Falk von Kiefer mit Unmut empfunden worden war, konnte bekanntlich nur mit Hilfe der Nationalliberalen und gegen die Opposition des Zentrums in der 1880er Session die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des Heeres und die Verlängerung des Sozialisten-

gesetzes durchgesetzt werden. Auch bei diesen Aufgaben war Kiefer ein tätiger und einflußreicher Mitarbeiter seiner Partei; ebenso ist seine Teilnahme an den Kommissionsberatungen und an den Plenardebatten über das Wuchergesetz hervorzuheben. Sein letztes rednerisches Auftreten im Reichstag am 11. März 1881 war der maritimen Wehrkraft des Reiches gewidmet. Er beantragte im Verein mit v. Kardoff die Bewilligung einer von der Budgetkommission gestrichenen Panzerfregatte und benutzte den Anlaß, der damaligen Opposition gegenüber die Notwendigkeit des Ausbaus der Flotte zu einer wirksamen Verteidigungsmacht darzulegen. — Kiefers Verhältnis zu der 1880 nach Schluß des Reichstags sich von der nationalliberalen Fraktion loslösenden freihändlerischen Gruppe der „Sezessionisten" blieb persönlich ein freundschaftliches, auch das Programm der früheren Freunde (Lasker, Forkenbeck ꝛc.) war ihm im ganzen nicht unsympathisch; doch konnte er aus taktischen Gründen die Trennung nicht gutheißen, in welcher er mit Bedauern und Sorge eine Schwächung und Kraftzersplitterung für die nationalen Aufgaben erblickte.

Diesen sezessionistischen Unterströmungen, welche Unsicherheit in die alte Wählerschaft brachten, sowie ultramontanen und agrarischen Einflüssen war es zuzuschreiben, daß Kiefer für die neue Legislaturperiode nicht mehr gewählt wurde und daß sein Wahlbezirk von nun an in konservative Hände gelangte. Er blieb darum der Politik des Reiches nicht fern. An dem Heidelberger Parteitag und der „Heidelberger Erklärung" vom 23. März 1884 hatte er regen Anteil. Das staatssozialistische Problem war es, das ihn von nun an besonders beschäftigte. Auf dem am 8. Mai 1884 in Karlsruhe abgehaltenen nationalliberalen Parteitag hielt Kiefer, während das Schicksal des in jenem Zeitpunkte im Reichstage zur Beratung stehenden Unfallversicherungsgesetzes noch zweifelhaft war, eine Rede, welche seine entschlossene Stellungnahme für die damals im Entstehen begriffene große sozialpolitische Gesetzgebung überhaupt kennzeichnet. Nachdem er die grundlegende kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 verlesen hatte, fuhr er fort: „Das sind väterliche Worte, und der sie gesprochen, ist der Sieger von Sadowa und Sedan! . . . Wir sind hierin der fortgeschrittenste Staat in diesem eigentlichen Werke der neuzeitlichen Sozialreform. Es gilt zu versöhnen mit dem Staate, es gilt, die Überzeugung im Arbeiterstand zu erwecken, daß dieser Staat ihre höchsten Interessen nicht bloß in Phrasen und in leeren Worten, sondern in der Tat und in Wahrheit durch gesetzliche Ordnung

fördern will. Unsere Wege sind friedliche Wege. Wir wollen unsern Arbeitern eine heimatliche Stätte bereiten, für die entsprechende Ordnung ihrer Rechte, für die tunlichste Erleichterung ihres Erwerbes und ihres Daseins in Tagen des Unglücks, der Krankheit und des Alters, für den ganzen Segen eines friedlichen Daseins sorgen, soweit das unter Menschen in solchen Verhältnissen möglich ist. . . . Hierin ist allerdings ein gewaltiges, kühnes Programm aufgestellt. Aber die Zeit verlangt eine voraussehende Hilfe, eine entschlossene und mutvolle Leistung, wenn die heutigen Staaten nicht aus eigenem Verschulden sozialen Erschütterungen anheimfallen sollen. Es ist das nicht eine voreilige, etwa aus irgend einer Begierde der Herrschaft entsprungene Tätigkeit, welche der Reichskanzler uns in diesen Reformwerken eröffnet hat. Vielmehr ist diese Initiative aus dem sicheren Blicke eines wahrhaften Staatsmannes entsprungen, welcher, die Reife der Zeiten richtig erkennend, für Gegenwart und Zukunft das Zeitgemäße schaffen will." Und mit Bezug auf das Sozialistengesetz fährt er fort: „Allerdings, wenn wir die Maßnahmen in betreff der Arbeiter nur auf die Repression beschränken wollen, dann würde kein Recht bestehen, ein solches Repressivgesetz zu erhalten. Wenn man aber gleichzeitig alles zur Befriedigung der berechtigten Ansprüche Dienende wohlwollend schafft, dann darf man auch ein Repressivgesetz errichten. . . ."

Nachdem wir so von Kiefers Tätigkeit als Reichstagsmitglied und seinem Verhältnis zu den Fragen des Reichs eine zusammenhängende Skizze gegeben haben, welche wir durch die Darstellung seines gleichzeitigen politischen Wirkens als badischer Landtagsabgeordneter nicht unterbrechen wollten, kehren wir nun wieder in die engere Heimat zurück, um seinen Wegen auch hier zu folgen. Hier in Baden hatte sich seit dem Jahre 1870 die Regierung zu neuen kirchlichen Gesetzen gezwungen gesehen. Die Untersagung der Lehrwirksamkeit religiöser Orden und Missionen, neue, obwohl gegen früher gemilderte Verordnungen über die Staatsprüfung der Geistlichen und namentlich das sogenannte Altkatholikengesetz riefen neue Kämpfe und Debatten hervor, bei denen Kiefer in Kommissionen und im Plenum im Vordertreffen stand, nur unterbrochen durch seine oben schon erwähnte Erkrankung im Jahre 1873. Durch die Weigerung des Bistumverwesers Kübel in Freiburg, die Gesetze über die wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen anzuerkennen und zu befolgen, wurden 1874 Gegenmaßregeln der Regierung gegen die renitenten Geistlichen und gegen Kübel erforderlich, und die definitive

Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhls scheiterte lange an der Weigerung der Kandidaten, den vom Staate verlangten Eid zu leisten. Auch im Landtag 1875—76 traten wegen neuer Novellen zum Schulgesetz (gemischte Schulen betreffend) die kirchenpolitischen Gegensätze scharf hervor. Zugeständnisse, welche die Regierung in dieser Angelegenheit der Freiburger Kurie und der ultramontanen Partei gegenüber machen wollte, fanden nicht den Beifall und die Unterstützung Kiefers und seiner politischen Freunde, wodurch eine gewisse Entfremdung zwischen den Nationalliberalen und Minister Jolly eintrat, welcher zwischen der Kammermehrheit und der nachgiebigen kirchlichen Richtung bei Hof eine schwierige Stellung hatte. Bald nach Schluß des Landtages erfolgte (September 1876) der Rücktritt Jollys und die Bildung eines neuen Ministeriums (Turban). Hier mag — gegenüber einer anderen Darstellung des Verhältnisses Kiefers zu Jolly — ein Brief von Interesse sein, welchen der letztere am Tage nach seinem Scheiden aus dem Amt an Kiefer gerichtet hat. Jolly schreibt: „Über die Motive meines Rücktritts kann ich Ihnen nichts Näheres sagen, und auch die Zukunft wird, wie ich glaube, darüber keine Aufklärung bringen. Ich kann nur sagen, es trat plötzlich eine Wendung der Verhältnisse ein, welche mich nötigte, um meine Entlassung nachzusuchen. Darin aber kann ich die Ausführungen ihres geehrten Schreibens bestätigen, daß ich das Motiv zu meinem Schritte nicht in meinen Beziehungen zur Kammer gefunden habe. Hatte ich auch während der letzten Session mehrfach bei der Kammer nicht die Unterstützung gefunden, welche ich weniger für meine Person als für die von mir vertretene Sache für wünschenswert gehalten hätte, so hielt ich es doch immer für zweifellos, und freue mich, die Annahme durch Sie bestätigt zu finden, daß die große Majorität der Zweiten Kammer mit dem Ganzen der Politik einverstanden war und ist, welche das von mir geleitete Ministerium seit 10 Jahren bis zu seinem letzten Atemzug befolgt hat. . . . Ihre freundliche Beurteilung meiner Wirksamkeit verpflichtet mich zu lebhaftestem Dank, den ich Ihnen aufrichtig und gerne ausspreche. Waren Sie auch, solange ich im Besitze der Macht war, nie ein Schmeichler, so ist es mir doch wohltuend, das darf ich offen bekennen, jetzt nachdem ich aus meiner Stellung geschieden bin, Ihr günstiges Urteil über meine politische Tätigkeit eher verstärkt als abgeschwächt mir entgegentreten zu sehen."

Auf dem Landtag 1877—78 bemühte sich die neue Regierung, zu zeigen, daß kein Systemwechsel eingetreten sei. Bei Gelegenheit des von der Rechten (Lender) im Januar 1878 eingebrachten Initiativantrags auf Abänderung des Examensgesetzes vom Jahre 1874 ist eine Rede Kiefers bemerkenswert, worin er den Abgeordneten und kath. Pfarrer Hansjakob in Schutz nimmt, der seiner eigenen Fraktion entgegengetreten war. (Vergl. Dr. Heinrich Hansjakob. „In der Residenz, Erinnerungen eines bad. Landtagsabgeordneten" Heidelberg 1878). Der betreffende Passus lautete: „Wenn dem Abgeordneten Hansjakob, das erkläre ich heute ausdrücklich, wegen seiner vorhin frei und aus ganz eigener, gewissenhafter Initiative gesprochenen Worte von seiten seiner geistlichen Oberen ein Haar gekrümmt wird, so werde ich nicht zögern, auch für unsern Staat einen Antrag dahin einzubringen, daß künftig die katholischen Priester vom Wahlrecht für unsere Kammer ausgeschlossen werden sollen und ihnen damit die Fähigkeit entzogen werde, fernerhin in der badischen Ständeversammlung als Volksvertreter zu sitzen, weil man ihnen nicht die Freiheit der Überzeugung läßt, deren die Männer nicht entbehren können, welche beraten und beschließen sollen über des Volkes Wohl". Der Schluß dieser Rede war ein eindringliche Mahnung zum Frieden an die ultramontanen Abgeordneten, woraus hervorgeht, wie irrtümlich die vielfach beliebte Einrangierung Kiefers als kulturkämpferischer Heißsporn ist: „Sie sind noch heute in einer schweren Täuschung befangen über die Lage. Ich bedauere das aufrichtig, weil es fernerhin unsern Frieden stört, den wir doch uns Allen und dem ganzen Lande so gerne gönnen möchten. Es schmerzt uns, daß Deutsche im Jahre 1878 auch nur fernerhin noch für möglich halten können, das Deutschland von 1870 werde der Politik der Konkordate anheimfallen oder in den törichten Irrwegen des habsburgischen Österreichs Schutz und Schirm erwarten von den Beratern des römischen Papsttums. . . . Niemand wird Ihnen ansinnen, ihren religiösen Gefühlen für die große durch das Alter und die Einheit des gewaltigen Baues auch dem Nichtkatholiken ehrwürdige römische Kirche zu entsagen — aber Niemand darf Ihnen die Aufgabe erlassen, mit diesen Gefühlen die Treue gegen das Vaterland zu vereinigen. Das kann nicht geschehen, indem Sie den Krieg mit dem Staate begünstigen, der für fremde Herrschsucht geführt wird. Sprechen und handeln Sie für den Frieden! Tun Sie das in erster Reihe im Interesse der katholischen Kirche und des katholischen Volkes, das den Segen dieses Friedens aus Ihren Händen freudig empfangen würde.

Möge lauter als unser Wort Ihr eigenes Gewissen sprechen! Nur der Friede ist in unseren Tagen die Religiosität! Bewähren Sie diese Überzeugung auch von Ihrer Seite — vor allem Sie, die gleichzeitig Priester sind und Volksvertreter!"

In diese Zeit (1879) fällt die Versetzung Kiefers als Landgerichtsdirektor nach Freiburg, wo er in dem Reichstagsabgeordneten Dr. Böttcher einen treuen Freund und politischen Mitkämpfer fand, und zugleich ein Mandatwechsel, indem er von nun an bis zu seinem Tode, zusammen mit Lamey, die Stadt Karlsruhe im badischen Landtage vertrat. Später hat die dankbare Stadt diese ihre hervorragenden Vertreter durch die Aufstellung ihrer Büsten im Rathaussaal geehrt. — Nachdem in den Jahren 1878 und 1879 wichtige Einführungsgesetze zur Reichsjustizreform mit dem Landtag vereinbart worden waren, woran Kiefer sich besonders beteiligt hatte, trat die Regierung 1880 mit langvorbereiteten Vorschlägen über eine Aussöhnung mit der Kurie hervor, wobei namentlich die Staatsprüfung für Geistliche fallen gelassen werden sollte. Die Verhandlungen hierüber führten zu einem von Kiefer veranlaßten Mißtrauensvotum der Kammermehrheit gegen den Minister des Innern, welcher derselben bei den bezüglichen Verhandlungen mit der Kurie die Würde des Staates nicht gehörig gewahrt zu haben schien, und dem bald darauf erfolgenden Rücktritt dieses Ministers. Wenn Kiefer in der Examenfrage sich später nachgiebiger zeigte, so geschah es mit Selbstüberwindung und nur aus rein religiösen Rücksichten, weil ihm der durch das Verbot des Bistumverwesers entstandene Rückgang des katholischen Priesterpersonals als ein Notstand für die Seelsorge, besonders des Landvolkes erschien. Nach einer infolge dieser Verhältnisse eingetretenen Periode der Stockung kam seit 1883 wieder ein frischer Zug in die Gesetzgebung, und es konnte an der Reform der inneren Verwaltung (Städteordnungsrevision, Steuergesetze u. s. w.) rüstig weitergearbeitet werden. Regierung und Nationalliberale gingen wieder Hand in Hand, und die ultramontane Partei erfuhr bei den Wahlen einen bedeutenden Rückgang, so daß sie 1887 auf 9 Sitze zusammengeschmolzen war. — Kiefer war inzwischen im Jahre 1884 zum Präsidenten des Landgerichts in Konstanz ernannt worden. — Bei dem 500jährigen Jubiläum der Universität Heidelberg im Jahre 1886 wurde ihm von der juristischen Fakultät die Würde eines Ehrendoktors verliehen: „Dem bewährten Richter und Rechtskenner, dem glänzenden Kammer- und Volksredner und dem entschlossenen Vorkämpfer des Deutschen Reichs".

Als zu Ende des Jahres 1887 die Regierung abermals eine Kirchenvorlage einbrachte, worin die Zulassung der sogenannten Missionen, das heißt der Mitglieder fremder Orden zur Seelsorgeaushülfe eine Hauptrolle spielte, trat im April 1888 die Mehrheit der Zweiten Kammer mit Kiefer an der Spitze diesem Versuch entgegen, welcher die Auslösung einer klerikalen Agitation gegen andere Konfessionen, namentlich auch gegen die Altkatholiken, mit Recht befürchten ließ. Erst als die bedenkliche Bestimmung durch die Erste Kammer eine Fassung erhalten hatte, welche diese Aushilfe nur auf Notfälle beschränkte, trat auch die Zweite Kammer, um ihre Friedensliebe zu zeigen, der neuen Fassung („Artikel 4") bei. Der Landtag 1889/90 erhielt durch die bei den Budgetberatungen gehaltenen endlosen Deklamationen der ultramontanen Führer über die angebliche Zurücksetzung der römischen Kirche und durch die erforderlichen Entgegnungen von anderer Seite eine etwas monotone Färbung. Von nun an ist, auch nach der Übernahme des Ministeriums des Innern durch den energischen Eisenlohr (1890) ein progressives Anwachsen der ultramontanen Agitation im Lande zu verzeichnen, welche mit Hilfe der Sozialdemokraten und Demokraten bei den Neuwahlen 1891 den Nationalliberalen 14 Mandate zu entreißen und das Zentrum wieder auf 21 Kammermitglieder zu bringen vermochte. Aber unentwegt sehen wir Kiefer auf seinem Posten gegen den ultramontanen Andrang, wenn auch in den letzten Jahren oft Verdrossenheit und Unmut über die gegnerische Kampfesweise und die Schwankungen in der eigenen Partei sich seiner bemächtigen wollten. — Die Landtage 1891/92 und 1893/94 brachten wichtige Verfassungsfragen, bei welchen Kiefer, getreu seiner obenerwähnten Haltung im Jahre 1869, wieder mit Wärme für das direkte Wahlrecht im Zusammenhang mit einer umfassenden Verfassungsrevision eintrat. — Im September 1893 wurde er als Landgerichtspräsident nach Freiburg versetzt. — Die Landtagssession 1893/95 war die letzte, welche er mitmachte. Am 2. September 1895 riß ihn mitten aus seinem arbeitsvollen und reichen Leben ein ebenso jäher wie schöner Tod. Es war bei der 25. Jahresfeier des Sedantages in Freiburg, wo der Fünfundsechzigjährige in jugendlicher Begeisterung die Festrede hielt. Wie ein Mahnruf klangen gerade seine Worte zum sozialen Frieden, als er plötzlich zusammensank, um, nach Hause gebracht, in wenigen Augenblicken zu verscheiden. Es war ein diesem kämpfenden Leben merkwürdig angepaßtes Sterben, dem Fallen des Veteranen unter der Fahne vergleichbar, „wie es Freundeshand ihm nicht schöner und edler hätte

bereiten können". Von dem Eindruck, welchen diese Kunde in politischen Kreisen hervorrief, zeugen die damals erschienenen warmen und ehrenvollen Nachrufe in der Tagespresse Deutschlands. —

In dem vorstehenden Lebensgange konnte Kiefers öffentliches Wirken seit 1870 nur sehr unvollständig und lückenhaft wiedergegeben worden, und es mußte das Hauptgewicht auf die grundlegende Entwickelung seines politischen Charakters gelegt werden, wie sie namentlich in den Jahren 1866 bis 1870 sich vollzog, einer Periode, von der er selber einmal gesagt hatte: „Das ist die Ehrenzeit unserer Partei". Namentlich war es nicht möglich, eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung seiner vielseitigen Arbeit im badischen Landtag zu geben. Hier hat er, als der tätigste und energischste Führer der nationalliberalen Partei, im Plenum, wie in Kommissionen, als Antragsteller, als Berichterstatter, als Mitglied des landständischen Ausschusses, als Erster und Zweiter Vicepräsident in verschiedenen Landtagsperioden, als langjähriger Leiter und Verfasser der „Badischen Korrespondenz", in bewegten Debatten wie in stiller Redaktionsarbeit, dreißig Jahre hindurch eine hingebungsvolle, rastlose und einflußreiche Lebensarbeit geleistet. Bei fast allen wichtigeren Aufgaben der Kammer sehen wir ihn eingreifen. Nicht nur in den schon berührten großen Fragen des nationalen und sozialen Lebens und des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche hat er die politischen Maßnahmen beeinflußt und die Spuren seines Wirkens hinterlassen; er arbeitete auch eifrig mit bei allen die Rechtspflege betreffenden Beratungen, bei den Verhandlungen über Steuern und Eisenbahnen, das Gewerbe- und Genossenschaftswesen, die Verhältnisse der Presse, die Gemeinden, die Oberrechnungskammer, die Aufbesserung der niederen Beamten, das Frauenstudium, die Kinderarbeit in Fabriken, den Karlsruher Rheinhafen ꝛc. Der Reform und dem Ausbau der Landesverfassung war sein Interesse und seine Arbeit unausgesetzt gewidmet. Was ihm aber besonders und immer am Herzen lag, war die geistige und sittliche Wohlfahrt des Volkes, daher vor allem die Pflege der Schule, die Hebung des Lehrerstandes und die Befreiung der Schulverwaltung aus der Bevormundung der Kirche. Daß ein Mann von so ausgeprägter Staatsgesinnung, der auch als Politiker ein echter Protestant war, sehr bald im Landtag wie im Reichstag mit den ultramontanen Bestrebungen aufs schärfste zusammenstoßen mußte, war nur eine notwendige Konsequenz seiner einheitlichen Geistesrichtung. Philosophie und Geschichte, in rastloser Arbeit befragt, zeigten ihm früh

die Richtung, wo der Feind steht. Immer jedoch hat er den „Kulturkampf“ in würdiger Weise geführt, als ein zwar gefürchteter, doch geachteter Gegner; seine Beschlagenheit in der katholischen Kirchengeschichte hat ihm als gutes Rüstzeug hierbei gedient. Eine treffende Charakteristik von Kiefers politischer Bedeutung hatten im Jahre 1878 die „Grenzboten“ gebracht in einer Besprechung der parlamentarischen Verhältnisse Badens, welche mit den Worten schließt: „Kiefer ist eine scharf ausgeprägte prinzipielle Natur. Die große Gewandtheit und Schlagfertigkeit der Rede machen ihn zu einem hervorragenden Parlamentarier, während gleichzeitig sein reines Streben und seine rastlose Tätigkeit ihm innerhalb der eigenen Partei rasch hohes Ansehen erwarben. Diese Partei und ihre Tätigkeit auf dem badischen Landtag ist seit länger als einem Jahrzehnt ohne Kiefer kaum denkbar, namentlich in ihren Kämpfen und ihrer gesetzgeberischen Tätigkeit bezüglich der staatlich-kirchlichen Fragen.“

Eine besondere Seite seines öffentlichen Wirkens kann hier bloß flüchtig berührt werden. Es ist seine Tätigkeit als Mitglied der evangelischen Generalsynode, in welcher er ebenfalls drei Jahrzehnte lang in liberalem Sinne wirkte, auf der Grundlage einer ernsten, philosophisch vertieften Religiosität, welche frei war von Dogmatismus und jeder Spur von Frömmelei. Der historischen Theologie, den Schriften Luthers widmete er das eifrigste Studium. Für den seit dem Systemwechsel von 1878 im protestantischen Preußen vielfach herrschend gewordenen Geist hatte er nichts übrig. — Den Aufgaben seines juristischen Berufes widmete er sich mit der ihm eigenen Treue und Gewissenhaftigkeit, oft unter Hintansetzung der Rücksichten auf seine Gesundheit. — Es würden charakteristische Linien in der Zeichnung dieses Lebensbildes fehlen, wenn wir nicht auch die öffentliche Vortragstätigkeit Kiefers erwähnten, welche gleichsam eine Nebenfrucht seiner politischen und beruflichen Tätigkeit bildete, erwachsen aus seiner Lieblingsbeschäftigung, dem historischen Studium. An dem Gewinn aus solcher Beschäftigung und an dessen Verwertung für die Fragen der Gegenwart wollte er auch seine Mitbürger teilnehmen lassen; so entstanden an verschiedenen Orten seine Abendvorträge, welche mit Vorliebe Männer der Tat, wie Luther, Hutten, Loyola, Cromwell, den Großen Kurfürsten, Friedrich den Großen, Mirabeau, Napoleon I. &c., das Vorbildliche oder Umgestaltende ihres Wirkens zum Mittelpunkt hatten. Wie Kiefer über Bismarck dachte trotz vorübergehender Verstimmung in der Zeit der Schwenkung zum Zentrum

und des Rücktritts Falks, davon zeugt eine Stelle aus seiner Karlsruher Rede vom 8. Mai 1884: „Allerdings steht ein Mann uns gegenüber an der Spitze des Reiches, welcher vor allem ausgestattet ist nicht nur mit der Genialität eines großen Staatsmannes, sondern auch mit jener urwüchsigen Kraft, welche die Fürsten und Diplomaten Europas kennen und fühlen gelernt haben. Haben Sie vielleicht in der Geschichte gelesen, daß Cromwell, der Schöpfer der Größe, Einheit und Macht seines Vaterlandes, zugleich der friedlichste Parlamentarier gewesen ist? Seit Cromwell ist kein Staatsmann mehr erschienen, welcher so groß, so gewaltig den Jahrhunderten die felsenfesten Zeichen seiner Kraft und seines Geistes hinterlassen hat, wie der deutsche Reichskanzler."

In seinem öffentlichen Auftreten besaß Kiefer, bei aller kräftigen Dialektfärbung des Alemannen, eine natürliche Vornehmheit, wie sie nicht gemacht oder angenommen werden kann, sondern nur dem Bewußtsein eines freien, selbstlosen und zielfesten Wollens entspringt. Ein Feind alles engen und ängstlichen bureaukratischen Wesens, hat er immer und überall große und weite Gesichtspunkte gewiesen und verfolgt. Seine ungewöhnliche Beredsamkeit hatte einen überzeugenden Charakter und, wo es galt, einen feurigen und fortreißenden Zug, dessen Wirkung nicht zum wenigsten darauf beruhte, daß er als der unmittelbare vom Moment eingegebene Ausdruck innerer Arbeit vom Hörer empfunden wurde. Es war eine Eigentümlichkeit Kiefers, für seine Reden und Vorträge niemals Konzepte oder Aufzeichnungen zu machen; er hätte mit diesen Hülfsmitteln schlechter gesprochen. Bei den Debatten zeigte er eine Schlagfertigkeit, als stünde er wieder auf der Mensur. Man glaubte in der dabei ausgestreckten Hand den Schläger blitzen zu sehen, und stahlscharf fuhr der unsichtbare auf die Blöße oder Parade des Gegners nieder. In der privaten Unterhaltung konnte er heiter und liebenswürdig plaudern; doch zog er ernstes Gespräch vor und packte dann auch hier seinen Gegenstand fest und gründlich. Wer ihn nicht näher kannte, mochte hierbei vielleicht einen schulmeisterlichen Zug finden, doch war es mehr eine Eigenschaft seines Temperaments, daß er den Gang des Gesprächs zu leiten und vom Unwesentlichen oder ihm unwichtig Scheinenden abzulenken suchte. — In seinem Wesen lag etwas Treuherziges und sorglos Entgegenkommendes; doch konnte er niedriger oder hochmütiger Gesinnung gegenüber auch sehr schroff und abweisend auftreten. Seine Güte, sein Wohlwollen, seine Fürsorge für Untergebene, für Hülfsbedürftige bewies er bei zahlreichen Anlässen. Keine Mühe war

ihm zu viel, wenn er helfen konnte. Feindseligkeit gegen politische Gegner als solche kannte er nicht; zu manchem derselben, bei dem er die gleiche Ehrlichkeit der Gesinnung voraussetzte, die er selber besaß, stand er in persönlich freundlichem Verhältnis. Geradheit, Wahrhaftigkeit, Uneigennützigkeit und Furchtlosigkeit waren Charaktereigenschaften, die in seinem öffentlichen wie privaten Leben stets hervortraten und ihm das feste Gepräge einer schlicht vornehmen und zuverlässigen Männlichkeit verliehen.

Kiefers Familienleben war schön und glücklich. Ein schweres Nervenleiden, das ihn bisweilen heimsuchte und das er mit bewundernswerter Standhaftigkeit ertrug, vermochte dasselbe nur noch inniger zu gestalten. Als treuer Kamerad stand ihm die begabte, lebhafte und charakterfeste Gattin zur Seite; sie hat ihm zwei Kinder geschenkt, einen Sohn, der Arzt in Mannheim ist, und eine Tochter, welche zuerst mit dem bekannten Nationalökonomen und Sozialpolitiker Professor Thun in Freiburg zu kurzer Ehe verbunden war und, frühe verwitwet, sich später mit Major Koch wieder verheiratete. Im Kreis der Familie und der Freunde, in dem nach innen gerichteten Privatleben erschloß sich erst die ganze Persönlichkeit Kiefers. Wer ihm hier nähertreten durfte und seiner dauernden Freundschaft teilhaftig wurde, der fand reiches Gemüt und lebendigen süddeutschen Humor, die der Fernerstehende in dem strengen Politiker mit dem herben Savonarolakopf nicht vermutet hätte. Was er vor allem liebte, was ihm geradezu ein Gemütsbedürfnis war, das war „der Abend zu Hause". Wie freundlich und anregend wußte er den zu gestalten! Immer hatte er ein neues interessantes Buch zur Hand, geschichtlichen, biographischen oder poetischen Inhalts, aus dem vorgelesen und über das gesprochen wurde, da kamen die alten Schätze unserer Literatur zu ihrem Recht, da war es auch seine musikalische Begabung, die manche gute und erhebende Stunde brachte. — Es erscheint wie ein sonderbarer Zufall, ist aber für Kiefers impulsive und idealistische Natur durchaus bezeichnend, daß er kurz vor seinem Gang zur Volksversammlung an jenem Freiburger Sedanstag 1895 sich am Klavier mit den heroischen Klängen des Trauermarsches aus der „Götterdämmerung" die rechte Stimmung holte zu der Festrede, die dann wirklich seine Todesrede werden sollte. Dankbar sollten wir Badener am Sedanstage auch stets des Mannes gedenken, der lange vor 1870 all seine Kraft und Begabung eingesetzt hatte, den deutschen Süden für die große Stunde der nationalen Einigung vorzubereiten

und dem Reiche einzufügen. Das flache Wort „Politik verdirbt den Charakter“ mag für ehrgeizige Streber zutreffen. Für uneigennützige Naturen, wie Friedrich Kiefer, gilt ein anderes: sie drücken umgekehrt der Politik, der sie sich gewidmet, ihren eigenen Charakter, ihren Stempel auf. Man hat in dieser Geltendmachung einer starken Eigenart da und dort einen Tadel gesucht. Mit Unrecht! Er war freilich kein bequemer Mann, nach keiner Richtung hin. Und den Gleichgültigten, den Anpassern und politischen Bremsern wird der ernstlich Wollende und Tätige immer unbequem sein. Wer sich aber ganz und selbstlos einer Lebensaufgabe hingibt, der muß auch naturnotwendig einen starken Einfluß auf andere ausüben, einfach durch die überzeugende und zwingende Kraft, die von solcher Hingabe ausgeht. Das war das ganze Geheimnis der sogenannten „Kieferei“ im badischen Landtag. Von kleinen Fehlern und Schwächen, ohne die keine menschliche Individualität möglich ist, war gewiß auch er nicht frei, aber sein Wesen und Streben war rein. Stetige Arbeit, aufopferungsvolle Hingabe an hohe Ziele, tiefer sittlicher Ernst durchglühten dieses Leben bis zum letzten Hauche. Sein Wirken war ein vorbildliches für Viele. „Er hat“, wie es in einem Nachruf hieß, „den Ehrenschild seines Lebens emporgehalten über alle Verzerrungen und Antastungen des Parteikampfes.“

R. Haaß.

Adolf Knop

wurde geboren am 12. Januar 1828 zu Altenau am Harz als Sohn des Leutnants der englisch-hannöverschen Legion August Knop, späteren Magazinverwalters in Osterode. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Klausthal wandte er sich dem Geometerfache zu und war zwei Jahre in demselben tätig. Aber seine Vorliebe für den Verkehr mit der Natur, welche in früher Zeit durch seinen Großvater, der ein Forstamt verwaltet hatte, und durch seinen Vater, einen eifrigen Jagdfreund, entwickelt worden war, sowie seine wissenschaftlichen Neigungen drängten ihn wo anders hin. Er zog auf die Universität Göttingen und gab sich hier eifrig dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften hin, insbesondere der Chemie, der Mineralogie und Geologie, angeregt und gefördert durch die dortigen hervorragenden Lehrkräfte, wie Wöhler, Hausmann u. a. Auf Empfehlung Wöhlers wurde er im Jahre 1849, erst 21 Jahre alt, als Lehrer für Naturwissenschaften und Mathematik an der Höheren Gewerbeschule in Chemnitz angestellt, wo er mit großer

Hingebung tätig war. Seine Lehrgabe und einige hervorragende geologische Arbeiten bewirkten im Jahre 1857 seine Berufung an die Universität Gießen als außerordentlicher Professor der Mineralogie und Geologie neben Klipstein und seine spätere Ernennung zum ordentlichen Professor. Dort fand er einen auserlesenen Kreis gesinnungs- und geistesverwandter Kollegen, wie Kopp, Heyer, Klebsch u. a., welcher sich zu einem engeren freundschaftlichen und wissenschaftlichen Bunde zusammenschloß. Am 4. Juli 1866 wurde Knop an die Technische Hochschule in Karlsruhe als ordentlicher Professor der Mineralogie und Geologie berufen. 27 Jahre widmete er seine hervorragende Lehrkraft dieser Hochschule. Die Anerkennung seiner Erfolge fand ihren wiederholten Ausdruck im Jahre 1877 durch Verleihung des Titels „Hofrat“, 1884 durch Beförderung zum „Geheimen Hofrat“ u. s. w. An allen wichtigen Beschlüssen des Lehrkörpers, welche die Organisation des Unterrichts und die Verfassung der Hochschule betrafen, nahm Knop einen regen Anteil. Zum Direktor wurde er für das Studienjahr 1874/75 gewählt. Sein Wirkungskreis erweiterte sich im April 1878, indem ihm nach dem Tode des Geheimen Hofrats Dr. Seubert die Vorstandschaft des Großherzoglichen Naturalienkabinetts übertragen wurde, und ihm die Aufgabe erwuchs, die reichen Naturschätze in den stattlichen Sälen des Neubaues der vereinigten Sammlungen in neuer systematischer Ordnung aufzustellen. Gern zeigte er die Sammlung den ihn besuchenden Fachgenossen und durfte sich ihrer uneingeschränkten Anerkennung erfreuen. Seine Lehrtätigkeit entfaltete sich glänzend an seinen wissenschaftlich eindringenden und lebendig schildernden Vorträgen, die durch die Ausbrüche eines unerschöpflichen Humors gewürzt wurden. Seine wissenschaftliche Richtung war vorwiegend die kristallographisch-chemische, und er entwickelte in dem mineralogischen Laboratorium eine ergebnisreiche Tätigkeit in der Untersuchung der Ausbeute seiner Exkursionen und in der theoretischen und praktischen Heranbildung seiner Schüler. Von seiner literarischen Tätigkeit sind außer einer großen Anzahl von Abhandlungen hauptsächlich zu nennen das „System der Anorganographie“ 1876 und „Der Kaiserstuhl im Breisgau“ 1892. Letztere große Studie, das Zusammenfassen der Ergebnisse vieljähriger Arbeit, sollte die Festgabe der Technischen Hochschule zum Jubiläum der 40jährigen Regierung Großherzog Friedrichs begleiten und erschien noch in demselben Jahre. Auch an der naturwissenschaftlichen Vereinstätigkeit beteiligte sich Knop eifrig, besonders an dem Naturwissenschaftlichen Verein in Karlsruhe und

an dem Oberrheinischen Geologischen Verein, welch letzterer seine Entstehung im Jahre 1871 ihm mit verdankt. Im Jahre 1885 entsandte ihn die Großherzogliche Regierung zum internationalen Geologenkongreß nach Berlin. Mehrfache wichtige Aufträge, welche ihm Großherzog Friedrich unmittelbar erteilte, so die Untersuchung der Mineralquellen von Baden-Baden, bekunden das ehrende Vertrauen, dessen er sich bei seinem Landesherrn erfreute. Ein eifriges Mitglied des Karlsruher Männerhilfsvereins, hatte Knop während der Belagerung von Straßburg (1870) auf der Verband- und Erfrischungsstation Brumat Gelegenheit gefunden, eine außerordentlich verdienstliche Tätigkeit zu entfalten. — In Chemnitz hatte Knop im Juli 1856 kurz vor seiner Übersiedelung nach Gießen sich mit Agnes Rompano verheiratet. Aus glücklicher Ehe entsproßten zwei Töchter und ein Sohn. Sein inniges Familienleben erfuhr erst eine betrübende Störung durch den jähen Tod seiner älteren hochbegabten, im blühenden Mädchenalter stehenden Tochter, dann durch den Verlust des Gatten seiner zweiten Tochter. Nach 44jähriger Lehrtätigkeit, davon die letzten 27 Jahre in Karlsruhe, konnte Knop im Gefühle eines Übels, welches seine Lebenskraft schwächte, sein Lehramt nur noch mit Anstrengung weiterführen. Dies nötigte ihn, im Wintersemester 1893/94 einen Stellvertreter anzunehmen und um seine Zuruhesetzung nachzusuchen. Noch hoffte er auf einen ruhigen, freundlichen Lebensabend im Kreise der Seinigen, eine Hoffnung, welche sich nicht erfüllen sollte. Seinem rasch zunehmenden Leiden erlag er am 27. Dezember 1893. Bei seinen Kollegen und Freunden hat er sich durch seine wissenschaftlichen Leistungen, durch sein ideales Streben, welches von einer sittlichen und vaterländischen Gesinnung getragen war, durch seine liebenswürdige, mit wohltätigem Humor erfüllte Umgangsweise und durch seine Treue in der Freundschaft ein bleibendes Andenken gesichert. (Karlsruher Zeitung vom 1. Januar 1894.)

Gustav Adolf Koellreutter,

geboren am 16. Juni 1845 in Sinsheim als der Sohn des dortigen Kaufmanns W. Ch. Koellreutter, war ein hervorragender Vertreter eines besonnenen, gemäßigten Liberalismus in der evangelischen Geistlichkeit Badens. Schon das Haus seines Schwagers Dettmar Alt, worin er nach dem Tode seines Vaters seine Jugend verlebte, noch mehr die von ihm besuchten theologischen Fakultäten von Heidelberg und Jena, bei

denen er, der Burschenschaft angehörend, seine berufliche Ausbildung fand, wiesen ihn in diese Bahnen. Seit seiner Konfirmation durch den Mannheimer E. O. Schellenberg stand in ihm der Entschluß, Theologie zu studieren, fest; doch befaßte er sich von Anfang an nebenher mit geschichtlichen, literarischen, und philosophischen Studien. 1868 ordiniert, diente er der badischen Landeskirche als Vikar in Schefflenz, Müllheim und Karlsruhe. Der Krieg des Jahres 1870 führte ihn als Lazarettgeistlichen ins Feld. Seine eigene Darstellung dieser seiner Tätigkeit (Aus den badischen Feldlazaretten. Tagebuchblätter und Erinnerungen eines Feldgeistlichen. Karlsruhe 1872) läßt in ihrer prunklosen Schlichtheit erkennen, wie ernst und umsichtig der 25jährige Mann seine Aufgabe anfaßte, und wie treu er sie erfüllte. 1872 folgte er einem Rufe der deutschen Camberweller Gemeinde nach London. Hier eröffnete sich ihm eine schwierige, aber äußerst lohnende Wirksamkeit: er wurde, nicht bloß in religiösen Dingen, zum belebenden Mittelpunkt eines angeregten, gebildeten Kreises deutscher Christen. Dort hat er auch die Lebensgefährtin gefunden, Marie de Clermont, die, 1874 ihm angetraut, ihm sechs Kinder gebar. Im Frühjahr 1877 siedelte er wieder auf das Festland über: er ward der Nachfolger Sydows, der Kollege Liscos an der Neuen Kirche in Berlin und blieb dort bis zum Herbst 1880. Mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit arbeitete er sich in seinen neuen, so ganz anders gearteten, schwierigen Wirkungskreis ein. Seine Tätigkeit war eine weitausgreifende und mannigfach gesegnete. Aus dieser Zeit stammen die im dortigen Unionsverein gehaltenen Vorträge „Der moderne Zeitgeist in seiner Abwendung von Christentum und Religion" (Berlin, C. Heymann 1878) und „Reformation und sociale Revolution" (ebenda 1880). Sie bekunden seine ausgebreitete Belesenheit auf dem Gebiete der Geschichte, der Literatur und Philosophie und zeigen, daß auch der vielbeschäftigte Pfarrer eifrig Fühlung hielt mit den geistigen Strömungen seiner Zeit, und daß der ausgesprochene Idealist kein isolierter Träumer und Schwärmer war. Die kirchlichen Verhältnisse von Norddeutschland konnten ihn auf die Dauer nicht befriedigen; mit unwiderstehlicher Gewalt zog den Badener die alte Heimat an sich. Ein im Vergleich zu seinen bisherigen Stellungen bescheidenes Pfarramt dort erschien ihm begehrenswert. So ward er der Nachfolger Helbings als Stadtpfarrer von Freiburg, seit 1886 auch Dekan der Diöcese. Wie er in diesen nicht leichten Stellungen vielseitig, uneigennützig, aufopfernd, taktvoll und zugleich fest gewirkt hat, ein tüchtiger Prediger, geschickter

Lehrer und treuer Seelsorger, das werden die Evangelischen Freiburgs und seine Kollegen nicht leicht vergessen. Zweimal wurde er auch in die Generalsynode des Landes gewählt. In diese Zeit fallen seine Vorträge „Wessenberg und der liberale Katholizismus seiner Zeit“ und „Union und Konfession in der altprotestantischen Kirche“ (Freiburg i. B. 1883), in denen eine feine, unvoreingenommene Geschichtsbetrachtung sich mit klarem, bestimmtem Urteil und durchsichtiger Darstellung verbindet. Allzufrüh und ganz unerwartet, am 13. März 1892, setzte ein schmerzloser Tod dem unermüdlichen, segensreichen Wirken des Mannes ein Ziel, der noch zu Größerem berufen zu sein schien. Die imposante Leichenfeier legte von der allgemeinen und tiefen Verehrung Zeugnis ab, die er sich durch seine in jeder Beziehung ersprießliche Tätigkeit erworben hatte. (G. A. Koellreutter. Erinnerungsblätter für seine Gemeinde. Freiburg i. B., Mohr, 1892.)

Heinrich Bassermann.

Joseph König,

der am 22. Juni 1900 gestorbene Professor der alttestamentlichen Literatur an der Universität Freiburg im Breisgau, wurde am 7. September 1819 zu Hausen a. d. Aach im Hegau geboren. Sein Vater, ein schlichter, vermögender Landwirt, ließ dem sehr geweckten Knaben eine gediegene Erziehung zuteil werden. Körperliche und geistige Vorzüge, insbesondere auch ein tiefes Gemüt, ein Erbstück von seiner Mutter, zeichneten den jungen König aus, der von dem Ortspfarrer J. L. Merk den ersten Lateinunterricht erhielt. Im Jahre 1832 trat König in das Lyceum zu Konstanz ein, das er acht Jahre hindurch, bis Herbst 1840, besuchte, und wo er in jeder Klasse die ersten Preise und in allen Fächern die obersten Noten errang. Schon während dieses Aufenthalts in der alten Bischofsstadt wurde Königs historischer Sinn geweckt, was später entscheidenden Einfluß auf dessen schriftstellerische Tätigkeit haben sollte. Im Oktober 1840 ließ sich König an der Universität Freiburg als Studierender der Theologie und Philologie immatrikulieren. Unter seinen theologischen Lehrern ragten Hug, Hirscher und Staudenmaier, unter den philologischen Baumstark und Wetzer hervor. Von 1843 bis 1844 setzte König je ein Semester seine Studien in Tübingen und München fort. An ersterer Hochschule hörte er vor allem Kuhn und Hefele, in München Döllinger, Görres, Philipps und

andere. Vom 21. November 1844 bis 30. August 1845 bereitete sich König im Seminar zu St. Peter auf die Priesterweihe vor. Dort überfiel den durch übermäßige Studien geschwächten Alumnus ein leichter Blutsturz, den er jedoch bald überwand. Am 30. August 1845 zum Priester ordiniert, wurde König alsbald zum Repetenten am Collegium theologicum zu Freiburg ernannt, dessen Leitung damals (1845 bis 1847) Alban Stolz in Händen hatte. An der Domkirche Freiburgs wirkte der Neupriester ebenfalls kurze Zeit als Kooperator. Am 30. August 1846 unterzog sich König den strengen Prüfungen in der Theologie mit der Dissertation In praecipua quaedam legis Mosaicae capita. Das Doktordiplom ehrte ihn mit der höchsten Note, mit summa cum laude. Die badische Regierung verlieh dem vielversprechenden, jungen Gelehrten ein Reisestipendium, das derselbe dazu verwendete, ein Jahr lang (1846/47) in Wien seine Studien fortzusetzen. Die ausdauernde und angestrengte Arbeit, welcher sich König hier hingab, mag den Grund zu dem hypochondrischen Zuge gelegt haben, der sich später bei dem Gelehrten bemerklich machte. Im Jahre 1847 habilitierte sich König, vortrefflich ausgebildet, in den orientalischen und klassischen Sprachen wie in der Theologie an der Hochschule Freiburg als Privatdozent für die alttestamentlichen Fächer. Im Jahre 1854 wurde König zum außerordentlichen und drei Jahre später, 1857, zum ordentlichen Professor der alttestamentlichen Exegese und Literatur befördert. Einen ehrenvollen Ruf nach München an Stelle Hanebergs im Jahre 1872 lehnte König ab. Vier volle Jahrzehnte (1854—1894) und mit Einschluß der sieben Dozentenjahre 47 Jahre lang hatte derselbe den akademischen Lehrstuhl für die alttestamentliche Wissenschaft inne, bis er am 29. Oktober 1894 in den Ruhestand trat, nachdem er am 5. Juli desselben Jahres unter vielfachen Ehrungen sein 40. Amtsjahr als Professor gefeiert hatte. Am 30. August 1895 beging König sein 50jähriges Priesterjubiläum und am 20. Oktober 1896 den 50. Jahrestag seiner Doktorpromotion. Zweimal, nämlich 1863/64 und 1884/85 bekleidete er die höchste akademische Würde, das Prorektorat. Der Großherzog verlieh ihm 1879 das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen, wozu das Eichenlaub im Jahre 1889 kam, während er beim Ausscheiden aus der akademischen Lehrtätigkeit mit dem Kommandeurkreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet wurde. König war Mitglied der Badischen historischen Kommission und Ehrenmitglied der Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde. Der Erzbischof von Freiburg

ernannte ihn 1889 zum Geistlichen Rate. Die akademischen Vorlesungen Königs umfaßten das Gebiet der alttestamentlichen Einleitung und Exegese, der biblischen Hermeneutik und der semitischen Sprachen, als deren gründlicher Kenner König allgemein und mit Recht galt. Literarisch war König vielseitig tätig; es bleibt aber zu bedauern, daß er gerade auf dem Gebiete, auf dem sein eigentlicher Beruf lag, nicht nach dem Maße seiner Befähigung und seiner reichen Kenntnisse hervortrat, auf dem Gebiete der alttestamentlichen Studien, für welche er eine seltene Ausrüstung besaß, nämlich neben gründlicher Kenntnis der semitischen Sprachen und umfassender theologischer Bildung verstandesscharfes und kritisches Urteil. Hierfür legen Königs einschlägige Schriften vollgültiges Zeugnis ab. Es sind die Schriften „Die Unsterblichkeitsidee im Buche Hiob" (Freiburg 1855), „Die Theologie der Psalmen" (ebenda 1857), eine umfangreiche (528 S. gr. 8⁰) und gehaltvolle Schrift, ferner „Das alttestamentliche Königtum" (ebenda 1863) und „Alter und Entstehung des Pentateuch" (1884). In dasselbe Gebiet schlagen die zahlreichen Artikel und Abhandlungen biblischen Gehalts in Wetzer und Weltes (Freiburger) Kirchenlexikon ein, lauter zuverlässige und geschätzte Arbeiten. Doch von Jugend an zog es König mit Macht zur geschichtlichen Forschung hin, vor allem zur Geschichte der alemannischen und schwäbischen Lande sowie zur Geschichte der Universität Freiburg. Seine Neigung ward in späteren Jahren noch gefördert durch den täglichen Umgang mit Joseph Bader (gestorben 1883), dem bekannten Archivrat und Historiker. Im Jahre 1895 wurde das Freiburger Diözesenarchiv als Organ des kirchlich-historischen Vereins für Geschichte, Altertumskunde und christliche Kunst gegründet. Dreißig Jahre lang stand König an der Spitze jenes Archivs als Leiter und Herausgeber, und 23 umfassende Bände sind unter seiner Redaktion und mit seinen Beiträgen erschienen. Hauptsächlich war es die Geschichte der uralten Kulturstätten Reichenau, St. Gallen, Fulda und anderer, die ihn anzog, und der er seine Feder lieh. Ferner galt sein Interesse der Geschichte der Freiburger Hochschule, die König seit Heinrich Schreiber, dem Geschichtsschreiber der Stadt und Universität Freiburg, wie kein anderer kannte. Er war die lebendige Tradition der Freiburger Hochschule. So verfaßte König mehrere Schriften zur Geschichte der theologischen Fakultät, des Rektorats der Hochschule und andere, auch Beiträge zur Geschichte des Freiburger Münsters. Eine besonders mühselige Arbeit lieferte König in dem Necrologium Friburgense (Freiburg 1885), einer Totenliste des Klerus

der Erzdiözese von ihrer Errichtung 1827 an bis zum Jahre 1887. Auch Beiträge zu den Badischen und Deutschen Biographien besorgte König. Alle geschichtlichen Veröffentlichungen sind sorgfältige Arbeiten und darum willkommene Beiträge zur Badischen Landesgeschichte und zur Badenia sacra (vergl. meinen Nekrolog im Diözesanarchiv, 28. Bd.). Als akademischer Lehrer strebte König nach einer gründlichen, stets sachlichen Darstellung des Erkannten; die Sprache war nüchtern und erschien jugendlichen Hörern zuweilen trocken, weil König nicht in begeisternden Tönen oder in Bildern und fesselndem Wortreichtum sprach; er wollte lehren, schulmäßig lehren und in die Sache einführen. Seinem ganzen Wesen entsprach die schlichte und klare Redeweise mehr als der gehobene Vortrag. Aber weil der Vortragende lehrte und nur lehren wollte, so lernte der Schüler und zog Nutzen aus dessen Vorlesungen. Der Vortrag floß gemessen, bestimmt und klar dahin, prägte den eigentümlichen Charakter der ganzen Persönlichkeit ab. Diese aber machte den Eindruck des Bedächtigen, Gemessenen, des gesetzten Ernstes. Jeder fühlte im Umgange, daß er einer in sich abgeschlossenen und fertigen, kräftigen Individualität gegenüberstehe. An der Überlieferung und dem bewährten Alten zähen Sinnes festhaltend und mißtrauisch gegen Neuerungen, erregte König bei manchen die Meinung, ein Pedant zu sein. Allerdings war er eine konservative Natur und unruhigem Vorandrängen abhold; aber nie verkannte er die Bedürfnisse einer veränderten Zeit, wie er denn für die Vorgänge des Lebens ein offenes Auge besaß. Im Umgange mit Freunden tat sich Königs geselliges, leutseliges Wesen auf und konnte die Gabe eines köstlichen Humors sowie einer nie verletzenden, unnachahmlichen Ironie zur Geltung bringen. Eine cholerische Natur, konnte er auch heftig werden, wo er die Autorität oder die Gerechtigkeit und die Pflicht verletzt sah. Wohl und Wehe der Kirche und des Volkes gingen ihm sehr nahe, obschon er vielen als ein trockener Stubengelehrter erschien; allein König hatte stets ein offenes Auge für die Vorgänge in Staat und Kirche, wenn er auch nie politisch oder kirchenpolitisch auftrat, sondern mit ganzer Seele seinem Berufe und seinen Studien lebte. Im akademischen Lehrkörper nahm er eine angesehene und einflußreiche Stellung ein und galt als Zierde der Universität durch lange Jahre und schwierige Zeitverhältnisse. — König gehörte nach seiner theologischen Richtung der älteren, wir meinen jener Schule an, welche seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts fast an allen deutschen Hochschulen die Herrschaft hatte, die

historisch-kritische, gegen die scholastische Methode sich kehrende Schule. Mit seinem Studienfreunde und späteren Kollegen Wörter (siehe diesen Artikel), der ihn um etwas mehr als ein Jahr überlebte, schloß König die alte badische Fakultät, wie man sie zu nennen pflegte, ab, deren Geschichte nahezu das ganze 19. Jahrhundert einnahm. Ein langes, gehaltvolles Leben, reich an Arbeit und Frucht, und ein makelloser Charakter ging mit König zu Grabe. Wer im Leben ihm nähergestanden, bewahrt das Bild des vortrefflichen Mannes in treuem Gedächtnis und ehrender Erinnerung.

Cornel Krieg.

Johann Heinrich Koopmann,

Historienmaler, wurde geboren im Jahre 1797 zu Altona; seine große Begabung für das Zeichnen war frühzeitig erkannt worden, und er erhielt den ersten Unterricht und die ersten künstlerischen Anregungen in Hamburg. Zu Anfang der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts kam Koopmann nach München, wo er mehrere Jahre studienhalber sich aufhielt; hierauf ging er nach Italien und insbesondere nach Rom. Die großen Werke der Meister des Cinquecento beeinflußten und förderten seine künstlerische Entwickelung. Nachdem er noch die hervorragendsten Kunststätten Deutschlands, Belgiens und Hollands besucht, kehrte er in seine Heimat zurück, wo ihn zu Anfang der 30er Jahre eine ehrende Berufung an das eben neuorganisierte Polytechnikum zu Karlsruhe als Lehrer des Figuren-Zeichnens erwartete. Koopmann siedelte hierher über und übernahm die Stellung mit so gutem Erfolg, daß er schon im Jahre 1833 zum Professor ernannt werden konnte. Es blieb ihm Muße genug zur Ausübung seiner Kunst, vorzugsweise auf dem Gebiete der religiösen Malerei; so entstanden nacheinander eine Verkündigung Mariä und eine Darstellung des hl. Wendelin als Altarblätter in der Kirche zu Forbach, ferner die Einsetzung des Abendmahls, Gethsemane, die Kreuzigung und die Auferstehung an den Emporen der protestanischen Stadtkirche der Residenz, sodann Weihnachtsgedanken und Ostergedanken, sämtliche mit eigentümlich schöner und edler Auffassung der Materien. Von den Ahnenbildern im großh. Schlosse zu Baden-Baden stammen mehrere von Koopmanns Hand. — Sein „Joseph, der den Brüdern die Träume deutet" zeigt bei energischem Kolorit eine etwas übertriebene Darstellungsweise der Nebenfiguren; auch einzelne spätere Zeichnungen, welche von ihm existieren, die christlichen Liedersagen, die christliche Kirche, die Auf-

erstehung u. a. leiden an dieser eigenartigen Übertreibung. Nachdem 1837 der Karlsruher Kunstverein dem Rheinischen Kunstverein beigetreten war, erwies sich Koopmann Jahre lang als einer der fleißigsten Aussteller. Gelegentlich versuchte er sich als Schriftsteller, und zwar über den „evangelischen Kultus", die „evangelische Kunst" und über die „deutschen Malerakademieen". Koopmann war ein Künstler von hervorragender Begabung und idealer Richtung, ein trefflicher und gewissenhafter Lehrer, ein Mann von feiner, weltmännischer Bildung und freundlich-wohlwollenden Umgangsformen. An der Karlsruher polytechnischen Schule wirkte er bis zum Jahre 1870, um dann nach Heidelberg überzusiedeln, wo er, im hohen Alter von 97 Jahren, am 5. April 1894 starb. Dr. Cathiau.

Hermann Kopp

wurde am 30. Oktober 1817 als Sohn des vortrefflichen Arztes Heinrich Kopp zu Hanau geboren und starb nach einem Leben, reich an wissenschaftlichen Taten, als großherzoglich badischer Geheimerat und Professor der Chemie in Heidelberg am 20. Februar 1892. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt in die klassischen Studien eingeführt und von seinem Vater gleichzeitig mit Interesse für die Naturforschung erfüllt, kam er 1835 nach Heidelberg und wurde dort von Gmelin in Chemie, von Muncke in Physik unterrichtet. Sein Scharfsinn ließ ihn bald verstehen, daß die eine dieser Disziplinen nicht leicht ohne die Hilfe der anderen entscheidende Resultate zu erzielen vermag, und diese Erkenntnis wurde so bestimmend für sein ganzes späteres Leben und Wirken, daß man ihn mit vollem Recht als den Begründer der heutigen physikalischen Chemie bezeichnen darf. In dieser Richtung bewegt sich bereits seine Inauguraldissertation «De oxydorum densitatis calculo reperiendae modo», durch welche er am 31. Oktober 1838 in Marburg die Doktorwürde erwarb. Dem Gießener Laboratorium, welches damals unter Liebigs Leitung stand, wandte sich der junge Gelehrte zu, und nirgends hätte er vielseitigere Anregungen finden, nirgends in einen größeren Kreis freundschaftlich verbundener Forscher als hervorragendes Mitglied eintreten können. Aus dieser Zeit stammt die einzige präparative chemische Arbeit Kopps, über die Umwandlung des Äthylmerkaptans in Äthansulfosäure. Seitdem ist er aber der Aufgabe, die er sich selbst gestellt, der Bearbeitung und dem Studium des langen Grenzgebiets

zwischen Chemie und Physik, bis in seine letzte Lebenszeit treu geblieben. Allein seiner ungewöhnlichen Arbeitskraft genügte diese eine Aufgabe nicht. Nachdem sich Kopp 1841 in Gießen habilitiert hatte, suchte er den Stoff seiner Vorlesungen nicht nur auf dem Gebiet der theoretischen Chemie, sondern wandte sich auch, durch seine vielseitige Vorbildung dazu vorzüglich befähigt, der Geschichte der Chemie zu. Hier zeigte sich nun die erste Frucht einer außerordentlichen Energie; denn schon nach zwei Jahren erschien der erste Band seiner „Geschichte der Chemie"; hatte doch „ernstes Eindringen in die Geschichte der verschiedenen Zeitalter und eifrige Benutzung aller ihm sonst zugänglichen Hilfsmittel seine Notizen über diesen wichtigen Gegenstand rasch so vollständig werden lassen, daß er, des Nutzens gewiß, sie geordnet der Öffentlichkeit übergeben konnte". Der vierte und letzte Band jenes noch jetzt klassischen Werkes war schon im Jahre 1847 vollendet, und damit lag eine Leistung vor, mit welcher hinsichtlich gründlicher Quellenforschung und sachkundiger, wie für den Leser leicht übersichtlicher Darlegung der Ergebnisse der verschiedenen Zeitalter und Forscher auch jetzt noch kein anderes Geschichtswerk verglichen werden kann, so sehr sich die Verfasser mancher späteren verdienstlichen Arbeit auf diesem Gebiete bemühten, dem gegebenen Vorbilde nachzustreben. Bis an sein Lebensende war der Verfasser der „Geschichte der Chemie" bemüht, eine Neuausgabe seines Werkes vorzubereiten, und dieser Absicht, wenn sie auch leider nicht verwirklicht worden ist, verdankt die Forschung einige, als selbstständige Werke erschienene Monographien. „Beiträge zur Geschichte der Chemie" wurden 1869 und 1875 in drei Stücken veröffentlicht. Noch bekannter und den Tagesfragen näher stehend ist Kopps „Entwickelung der Chemie in der neueren Zeit", welche 1873 gedruckt wurde und gerade in dem Augenblick abschließt, in dem das natürliche System der chemischen Elemente der Forschung einen neuen und sicheren Anhaltspunkt geben sollte. Ein letztes wichtiges Ergebnis jener Vorstudien für ein umfassendes großes Geschichtswerk sind endlich die beiden Bände, welche die „Alchemie in älterer und neuerer Zeit" behandeln. Der Historiker Kopp vom Jahre 1843 hat bis heute Recht behalten, wenn er in den Schlußbetrachtungen seiner allgemeinen Geschichte der Chemie bemerkt: „So viele Tatsachen sind jetzt fest begründet, so viele theoretische Ansichten nähern sich unzweifelhaft der Wahrheit, wenn auch sie noch nicht in ihrem ganzen Umfange aussprechend, daß in dem theoretischen Teile der Chemie großartige Reformen eintreten können, ohne

daß der Totalzustand der Wissenschaft dadurch wesentlich verändert würde." Solange dieser Zustand ruhiger Entwickelung, der auf einen bereits erreichten hohen Stand der Disziplin schließen läßt, noch andauert, werden auch Kopps geschichtliche Werke einem jeden unentbehrlich sein, der sich nicht nur über den neuesten Stand der Chemie unterrichten, sondern auch an deren Weiterentwickelung tätig mitwirken will. Wie freilich Kopp die Zeit fand und den Schlaf verscheuchte, um so grundlegende und umfassende Quellenforschungen auszuführen — denn der Arbeitstag gehörte stets dem Experimentator, die Nacht wurde dann den Büchern gewidmet — das hat er in seinen letzten Lebenstagen jüngeren Freunden erzählt, stets mit der von ihm wohl begründeten Bitte, es ihm nicht nachzutun. Ein hervorragender und schöner Zug Kopps ist der des unverbrüchlichen Festhaltens an Personen wie Erscheinungen gewesen, die einmal sein berechtigtes Interesse voll erregt hatten. Und so sehen wir denn, wie an seine Dissertation in rascher Folge jene berühmt gewordenen Abhandlungen sich anreihen, in denen er das Abhängigkeitsverhältnis der wichtigsten physikalischen Eigenschaften einer flüssigen oder festen Substanz von ihrer chemischen Zusammensetzung, ihrem atomistischen Aufbau, zum erstenmal feststellt. Zunächst betrachtet er die Verhältnisse, in denen solche Körper sich verbinden, nicht nur in der bereits üblichen Weise ihrem Gewichte, sondern auch ihrem Volumen nach. Er stellt die neuen, uns jetzt so geläufigen Begriffe des spezifischen Volums, Atomvolums und Molekularvolums auf und teilt die Gesetzmäßigkeiten mit, welche durch seine Messungen an diese Begriffe geknüpft werden. Wer auch nur flüchtig von der Bedeutung der mathematischen Reihen gehört hat, wird ahnen können, was es heißt, experimentelle Reihen, bestehend aus langen Folgen ähnlicher Präparate, in die Naturforschung einführen zu wollen. Die Beschaffung solcher Objekte stellt die größten Anforderungen an den Experimentator, und diesen war Kopp, nach einigen noch tastenden Versuchen, in hohem Grade gewachsen. Wie berechtigt das Unternehmen Kopps war, zeigte sich, als bald nach seinen ersten Versuchen der Begriff der homologen Reihen, welcher noch heutzutage der beste Führer durch das Labyrinth der organischen Verbindungen ist, aufgestellt wurde. Dem Studium solcher Reihen, soweit ihm dafür das Material durch zahlreiche befreundete Synthetiker geliefert wurde, widmete sich der Gelehrte seit 1842 vorzugsweise und hat diesen Gegenstand ein volles halbes Jahrhundert hindurch verfolgt. Er fand für homologe Substanzen, daß die spezi-

fischen Volume, d. h. die Räume, welche von den kleinsten Massenteilchen (Molekülen) solcher flüssiger Substanzen erfüllt werden, bei vergleichbaren Temperaturen den Differenzen der Formeln proportional sind. Wenn also zwei homologe Substanzen im System benachbart sind und sich durch die Zusammensetzungsdifferenz CH_2 unterscheiden, so sind auch ihre spezifischen Volume in einer sehr großen Anzahl von Fällen um 22 Einheiten voneinander verschieden. Durch geeignete Kombination seiner Beobachtungen gelang es Kopp, auch das späterhin so wichtig gewordene Atomvolum zu berechnen, wobei er beispielsweise $C = 11$, $H = 5{,}5$, $O = 12{,}2$ Einheiten fand. Allein wie das Sauerstoffatom (O) nicht in allen Verbindungen dieselbe chemische Rolle spielt, so hat es nicht immer das gleiche Atomvolum: in manchen Verbindungen entspricht dasselbe in Übereinstimmung mit seinen chemischen Funktionen vielmehr nur 7,8 Einheiten. Es würde zu weit führen, anzudeuten, wie Kopp die Größe der für unser Begriffsvermögen fast unendlich kleinen Massenteilchen auch noch in anderen Fällen mit gleicher Schärfe ermittelt hat, seine Resultate meist mit einer Vorsicht darlegend, welche vereinzelte neuere Angriffe im voraus widerlegte. Daß er nicht Constanten von stets gleichbleibendem Werthe aufstellte, wußte er selbst ganz genau und maß den von ihm gefundenen Regeln in sachgemäßer Beschränkung auch nur Gültigkeit für Temperaturen von gleicher Dampfelastizität, namentlich für die Siedepunkte der untersuchten Flüssigkeiten, bei. Die Notwendigkeit, dieses letztere zu tun, wurde für Kopp die Veranlassung zur Ausführung einer weiteren umfassenden Untersuchungsreihe, in deren Verlauf er ermittelte, daß und wie auch die Siedepunkte von der chemischen Zusammensetzung abhängen. Es handelte sich dabei um Erscheinungen, mit denen noch jetzt jeder Chemiker bewußt oder unbewußt täglich zu rechnen hat. Die einfachste und am häufigsten auftretende Regelmäßigkeit besteht nach Kopps Messungen darin, daß der Siedepunkt homologer Substanzen in den wichtigsten Körpergruppen, namentlich den Alkoholen, Fettsäuren und Estern sich für die Zusammensetzungsdifferenz CH_2 meistens um etwa 19° unterscheidet; und dieser Regel, für die der Autor volle Genauigkeit niemals behauptet hat, schlossen sich weitere, für den Praktiker ungemein wertvolle Regelmäßigkeiten an, die zwischen Körpergruppen verschiedenster Art existieren. Allerdings fand der gewissenhafte Experimentator selbst schon bald in einigen Reihen homologer Verbindungen eine größere Siedepunktsdifferenz als 19° für die Zusammensetzungsdifferenz CH_2, so bei den Ätherarten, den gesättigten

Kohlenwasserstoffen, den Halogeniden der Alkoholradikale u. s. f.; in wieder anderen Reihen ist die Siedepunktsdifferenz entschieden kleiner als 19°, beispielsweise bei den Anhydriden der Fettsäuren. Dabei machte Kopp darauf aufmerksam, daß sich die Regel selbst und ihre Abweichungen einem allgemeinen gültigen Gesetz erst dann unterordnen dürften, wenn man die Siedepunkte auch für andere Druckkräfte als den mittleren Luftdruck bestimmen kann. Die Erfüllung dieser Vorhersage sollte freilich Kopp nicht mehr in ihrem vollen Umfange erleben; aber vielfachen Nutzen, den seine grundlegenden Unternehmungen in den verschiedensten Richtungen stifteten, durfte er eine geraume Zeit hindurch mit ansehen.

Ein weiteres Gebiet, das durch Kopps Untersuchungen zugänglich wurde, ist dasjenige der Beziehungen zwischen spezifischem Volum und Krystallform, hinsichtlich deren er zeigte, daß isomorphen Substanzen häufig gleiches spezifisches Volum zukommt. In solchen Fällen besitzen also die kleinsten Massenteilchen neben gleicher Form auch gleiche Größe. Von hohem Interesse sind endlich Kopps Untersuchungen über die Volumveränderungen der Körper beim Erwärmen und beim Schmelzen. Die Resultate Kopps auf so vielen Gebieten haben späteren Forschern die Wege geebnet, erstreckten sich jedoch naturgemäß nur auf diejenigen Körper, welche der Fortschritt der Wissenschaft ihm gerade darbot. Chemischer Synthetiker war Kopp, wie schon erwähnt, nicht, und zur Beantwortung neugestellter Probleme etwa neue Körperreihen darzustellen, kam ihm daher auch nicht in den Sinn. Ein Geschichtsschreiber hohen Ranges und der hauptsächliche Begründer einer neuen Forschungsrichtung, der physikalischen Chemie, wurde Kopp schon in den ersten Jahren seiner Laufbahn, er war das eine, wie das andere, weil er sofort hier wesentliche Lücken in seinem Fache wahrnahm. Aber seine Tätigkeit war damit noch lange nicht erschöpft; denn mancherlei unternahm er, wozu sein äußerer Lebensgang ihn veranlaßte. Bereits 1843, zwei Jahre nach seiner Habilitation, wurde er außerordentlicher Professor der Physik und Chemie in Gießen, und als Liebig 1852 nach München übersiedelte, erhielt er zugleich mit Will die Leitung des Gießener Laboratoriums und eine ordentliche Professur. Allein bereits nach einem Jahre zog er sich von der Mitdirektion des Instituts zurück und behielt für seine Lehrtätigkeit nur die theoretischen Fächer. Damit trat die Arbeit im Laboratorium mehr und mehr in den Hintergrund, und schließlich gab er sie neben anderen Aufgaben ganz auf, zu früh für

manches der in Angriff genommenen Probleme. Das Vertrauen, welches Liebig dem jüngeren Kollegen entgegenbrachte, wurde die Ursache, daß nach dem Tode Berzelius' der von diesem herausgegebene Jahresbericht von beiden Gelehrten übernommen wurde und als einflußreichste chemische Zeitschrift, an deren Bearbeitung sich noch eine Reihe tüchtiger Gelehrter beteiligte, vom Jahre 1849 an erschien, unter dem Titel „Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, der Physik, Mineralogie und Geologie". Kopp bearbeitete die Referate über theoretische, anorganische, physikalische Chemie; die Herausgabe leitete er mit Liebig zusammen bis zum Jahre 1857 und nach dessen Rücktritt bis 1862 mit Will. Um diese Zeit ging die Redaktion des großen Werks in andere Hände über; es behielt seine Bedeutung fast bis zu Kopps Tode, wo das gewaltige Anwachsen der berücksichtigten Fächer ein weiteres Zusammenfassen so vieler Interessen unmöglich machte und das Unternehmen ins Stocken geriet, um anderer Berichterstattung in diesen Fächern und auch in der Chemie Platz zu machen. Den Dank seiner chemischen Fachgenossen erwarb sich Kopp in hohem Grade noch dadurch, daß er im Jahre 1851 neben Liebig und Wöhler in die Redaktion der „Annalen der Chemie und Pharmacie" eintrat, in welcher er dann bis zu seinem Tode, also über vier Dezennien, verblieb. Noch einer folgereichen Änderung in Kopps äußerer Lebensstellung, der letzten zugleich in seinem so ruhig dahinfließenden arbeitsreichen Leben, ist hier zu gedenken: der Übersiedlung nach Heidelberg im Jahre 1863. Dort war um jene Zeit der Mittelpunkt der chemischen und physikalischen Studien und deren größte Blütezeit im verflossenen Jahrhundert, und in harmonischem Zusammenwirken mit Männern wie Bunsen, Helmholtz, Kirchhoff, Königsberger, Quincke und anderen, die noch hinzukamen, verbrachte dort Kopp die letzten drei Dezennien seines Lebens. Wie Liebig für die erste Hälfte seiner Laufbahn ausschlaggebend gewesen war, wurde das für die zweite Bunsen und mit diesem, einem der bedeutendsten Experimentatoren aller Zeiten, vereinigte sich Kopp durch seine Fähigkeiten in der glücklichsten Weise, so daß die Chemie wohl nie zwei Lehrer von gleich hoher Bedeutung, vereinigt am gleichen Orte zu gleichem Ziele, gesehen hat. Wie man dieses in der ganzen gebildeten Welt wußte und anerkannte, davon gaben zahlreiche Ehrungen und Rufe, unter diesen der dreimal wiederholte Versuch, Kopp für die Berliner Universität zu gewinnen, beredtes Zeugnis. Neben den schon genannten großen Unternehmungen verdankten noch andere Arbeiten von Bedeutung

ihr Entstehen dem unermüdlichen Fleiße Kopps. In dem dritten Viertel des Jahrhunderts haben die meisten Studierenden ihre Kenntnisse aus Kopps „Lehrbuch der physikalischen und theoretischen Chemie" geschöpft, das einen Band des weitverbreiteten Graham-Ottoschen Lehrbuchs der Chemie bildete, und eine nicht geringere Beliebtheit genoß mit Recht Kopps „Einleitung in die Krystallographie". Aus so zahlreichen Erfolgen geistiger Arbeit muß dem Urheber innere Befriedigung und frohe Stimmung zuteil werden, und dieses war auch bei Kopp der Fall, dessen feiner, aus nie versiegender Quelle hervorbringender Humor bei jeder Gelegenheit hervortrat, selbst als schon die Schatten des Alters begannen sich fühlbar zu machen. In weiteren Kreisen kam Kopps geistvoller Humor zur Geltung, als er in seinem Büchlein «Aurea catena Homeri» Wöhler zu dessen 81. Geburtstag beglückwünschte, und als er in seinen witzigen, für jedermann lesbaren und deshalb auch weit verbreiteten Mitteilungen „Aus der Molekularwelt" beim 70. Geburtstag seines Freundes Bunsen hervortrat. Ein Vortrag im historisch-philosophischen Verein zu Heidelberg wurde Kopp Veranlassung zu einer in Buchform 1879 erschienenen gemeinfaßlichen Darlegung „über Witterungsangaben". Als Beispiel für den eigenartigen Stil des Verfassers, wie er in allen seinen Schriften hervortritt und unschwer mit der oft geübten Übersetzung lateinischer und griechischer Schriften in Zusammenhang gebracht werden kann und zugleich als Probe einer oft humoristischen Schreibweise, sei folgender Satz angeführt: „Nicht daß ein Sturm in einer gewissen Gegend eintreffen wird, sondern daß er gegen diese Gegend heranzieht, läßt sich angeben, und eine rechtzeitige derartige Angabe ist schon recht viel wert. Sie ist eine Warnung in ähnlichem Sinne wie die Benachrichtigung, daß ein übelgesinntes gefährliches Individuum sich einem nähere, welcher, von dem ersten überfallen, Schlimmes zu besorgen hätte; daß das Zusammentreffen jedenfalls eintreten werde, läßt sich nicht behaupten; aber die Benachrichtigung, welche vorsichtig zu sein veranlaßt, wird dadurch nicht wertlos." Man kann sich nun fragen, was etwa Untersuchungen und Vorlesungen über Witterungsangaben oder über Krystallographie mit dem eigentlichen Fache Kopps zu tun gehabt haben, ob hier nicht eine Zersplitterung vorgelegen habe, die vielleicht besser vermieden worden wäre. Die Antwort fällt seitens des sachverständigen Lesers ganz zugunsten des verehrten Forschers aus, dessen wichtigste Lebensaufgabe darin bestand, den Eigenschaften und Wirkungen der Moleküle nachzu-

spüren, und wie das Wetter in letzter Linie eine Folge molekularer Bewegungen ist, so ist auch die Krystallisation eine der am schärfsten meßbaren Wirkungen der sogenannten Molekularkräfte, deren letzte Ursache freilich für Kopp wie für seine großen Zeitgenossen ein Rätsel, das größte und wichtigste der modernen Forschung, geblieben ist. So war die Vielseitigkeit Kopps keineswegs Zersplitterung, vielmehr ein großartiger Versuch, die verschiedenartigsten Erscheinungen auf ihren kausalen Zusammenhang zu untersuchen; als exakter Forscher übte er dabei auch dort stets weise Resignation, wo mancher andere eine vielleicht verfrühte Hypothese aufgestellt hätte, und daß er nie aus dem Bereich der Tatsachen heraustrat, verschafft seinen Leistungen bleibende Bedeutung bei Schülern und Fachgenossen. Für einen Mann, der nur der Arbeit lebt, ist das Verständnis, welches nicht bloß ein anregender Freundeskreis, sondern vor allem seine nächste Umgebung ihm entgegenbringt, von wesentlicher Bedeutung. Kopp war so glücklich, eine liebenswürdige und verständnisvolle Gemahlin, Johanna Tiedemann, eine Nichte des früheren Heidelberger Physiologen, zur Seite zu haben. Diese hochsinnige Frau stand ihrem Manne, den sie verehrte, in guten wie trüben Tagen liebevoll zur Seite und öffnete gerne das trauliche Heim auch den Freunden in gastlicher Weise. Es war ein schönes Familienleben, dem Prüfungen zwar nicht erspart geblieben sind, das sich aber verjüngte, als die einzige Tochter Therese dem ausgezeichneten physiologischen Chemiker Baumann die Hand reichte, und die Enkel das stiller gewordene Haus wieder belebten. Auf Reisen, die Kopp zu der so notwendigen Erholung regelmäßig unternahm, oft in Begleitung Bunsens und anderer Freunde, namentlich auch A. W. v. Hofmanns, fand er stets Kraft zu erneuter Arbeit, bis nach schwerem Kampfe endlich auch diese fast unermüdlich scheinende Hand erlahmen sollte, zur Trauer vieler, vor allen aber des edlen Großmeisters der chemischen Forschung, der in Kopp den Trost seines hohen Alters verlor. F. Krafft.

Friedrich Kössing,

Professor der Universität Freiburg, stammte aus Mimmenhausen bei Salem am Bodensee und war ein Neffe des unten zu nennenden Domkapitulars Josef Kössing. Er war am 15. Februar 1825 geboren und am Lyceum zu Konstanz vorgebildet. Seine theologischen Studien machte er zu Freiburg, wo er 1845 die Hochschule bezog und unter Adalbert Maier,

Hirscher, Staudenmaier und anderen studierte. Er wurde 1849 am 7. September zu St. Peter, an dessen Seminar sein Oheim Regens war, zum Priester geweiht, hierauf Vikar zu Durmersheim, im Jahre 1851 geistlicher Lehrer am Progymnasium zu Donaueschingen, 1853 als solcher an das Lyceum zu Heidelberg versetzt, bis er 1863 als Nachfolger Hirschers als außerordentlicher Professor den Lehrstuhl der Moral in Freiburg übernahm; im Jahre 1869 ward Kössing zum ordentlichen Professor befördert und übernahm außer der Moraltheologie noch die Enzyklopädie der theologischen Wissenschaften. Er starb am 10. Januar 1894 im Alter von 69 Jahren. Das Prorektorat bekleidete Kössing von 1876 auf 1877, und er erhielt in diesem Jahre das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. Im Jahre 1855 hatte er an der Freiburger Hochschule die Würde eines Doctor theologiae erhalten. An Schriften hinterließ Kössing: „Über das Todesjahr des Apostels Jakobus" 1857, «De suprema Christi coena» 1858, „Das christliche Gesetz. Über Jakobus 2, 8—12." Heidelberg 1868. Auch in dieser gehaltvollen Schrift bekundet Kössing wie in jener über das Abendmahl des Herrn seine Begabung für biblische Studien und seine gediegenen exegetischen Kenntnisse, wobei ihm eine gute philologische Vorbildung, Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache sehr zu statten kam. Das Neue Testament war ihm ein vollständig vertrautes Buch. Ebenso gewahrt man schon hier Kössings Bekanntschaft mit St. Augustin. Ferner verfaßte er ein umfangreiches Werk, betitelt: „Der reiche Jüngling im Evangelium, Erörterungen über die Grundlehren der allgemeinen Moral." Freiburg 1868. Der Verfasser behandelt vor allem die Lehre von den evangelischen Räten, vom Gewissen, von der Freiheit, dem Prinzip und Wesen des Guten, der Vollkommenheit u. s. w. auf Grund des biblischen Berichts. Große Belesenheit in der Heiligen Schrift sowie der einschlägigen patristischen, der mittelalterlichen und neueren Literatur, geschulte, exegetische Methode zeichnen auch dieses Werk aus. Die Moralisten schienen jedoch diese Arbeit nicht gebührend zu würdigen. Nachdem er während seines Prorektoratsjahres zwei Programme, von denen das eine die sittliche Freiheit, das andere das Wesen des Universitätsstudiums (beide 1876 erschienen) zum Inhalte hat, veröffentlicht hatte, schloß Kössing sein literarisches Schaffen am Abend seines Lebens mit einer lange vorbereiteten, umfangreichen Schrift, von der jedoch nur der erste Teil erschienen ist: „Über die Wahrheitsliebe. Moraltheologische Abhandlungen. Paderborn 1893." Über dieses schwierige, besonders seit

Augustinus viel behandelte Problem der Moral hat Kössing eindringende Studien gemacht und mit Scharfsinn die hier begegnenden Fragen erörtert. Kössing ging keinem noch so schwierigen Thema der Moral aus dem Wege, ja, er schien gerade die schwierigsten Probleme auszuwählen, um sie einer Lösung entgegenzuführen. Solche Fragen hielten ihn oft auf Jahre hin wie gefesselt, und er scheute keine Mühe und Arbeit, um der Sache auf den Grund zu kommen. Das Studium der Kirchenväter und namentlich das des hl. Augustin, dessen Schriften er völlig in sich aufgenommen hatte, ferner der mittelalterlichen Theologen, der Scholastiker und Mystiker, bildeten Kössings tägliche geistige Nahrung. Eine Vorliebe hatte er für die Mystiker, besonders für St. Bernhard und Johannes Ruysbroek. An Tiefe der Auffassung moraltheologischer Probleme wich Kössing keinem Moralisten der Gegenwart. Leider wurde sein Lehrvortrag wie seine schriftliche Darstellung beeinträchtigt durch den Mangel, daß er für das richtig Erkannte oft schwer das rechte Wort fand; es fehlte ihm die Leichtigkeit und Faßlichkeit, der Fluß der Darstellung. Strenge Gliederung und übersichtliche Anordnung lassen seine größeren Schriften vermissen, weshalb sie nicht die verdiente Anerkennung fanden. Der Grund lag teilweise auch darin, daß Kössing, ein selbständiger Denker, für seine neue Auffassung nicht immer den geeigneten Ausdruck traf. So lenkte er wie in der Erfassung eines Problems, so in der Darstellung seiner Gedanken von dem betretenen Wege der Lehrbücher vielfach ab. Die etwas breite und schwerfällige Darstellung erschwert die Lektüre der Kössingschen Schriften. Daher die geringe Beachtung, welche man denselben schenkte. Und für seine Persönlichkeit war es nicht von Vorteil, daß er, durch widrige Vorkommnisse des kirchenpolitischen Lebens und der Stürme der siebziger Jahre verbittert, einsam des Weges wandelte. Einen Ersatz fand Kössing, abgesehen von seiner Lehrtätigkeit und einem angestrengten und ausdauernden Studium, in der Leitung der Sautier-Steibeltschen Stiftung, welcher er volle 23 Jahre mit großer Hingebung vorstand, wie er auch seinem Lehrberufe mit peinlicher Gewissenhaftigkeit nachkam. In den letzten Lebensjahren erlangte Kössing wieder mehr Anschluß an seine Kollegen, zumal die jüngeren, und jetzt schien sein ganzes Wesen neu aufzuleben. Seine „Ferienstation“ hatte er seit Jahren im Bade Sulzburg bei Badenweiler genommen, wo ich ihn sozusagen am Vorabend seines Todes, im Herbste 1893, zweimal besuchte. Todesahnungen begleiteten ihn längst, und er nahm dieses Mal besonders schweren Abschied von seinem geliebten Ferien-

heim. Er begann seine letzten Vorlesungen im Oktober 1893 und setzte sie fort, als schon ein tödliches Halsleiden ihm große Schmerzen bereitete. Mit bewundernswerter Geduld trug er sein tückisches Leiden, währenddessen er seine Studien, sofern Schmerzen und Schwäche es gestatteten, fortsetzte. Kössing besaß eine ausgeprägte Individualität; viele haben diese nicht verstanden; wer aber in langem Umgange des Mannes Wesen begriffen hatte, zollte ihm Anerkennung und Achtung.

Cornel Krieg.

Joseph Kössing,

Domkapitular zu Freiburg, war geboren zu Mimmenhausen bei Salem am 12. September 1804. Er ist der Oheim des obengenannten Professors Friedrich Kössing. Seine Lycealstudien machte auch Joseph Kössing zu Konstanz und seine Universitätsstudien zu Freiburg. Seine akademische Studienzeit fiel in die Periode des Tiefstandes der Freiburger theologischen Fakultät, an welcher aber ein Mann höchsten Ansehens damals lehrte: Leonhard Hug. Der Morallehrer Wanker war eben gestorben (1824), als der junge Kössing die Hochschule bezog. Dieser wurde am 19. September 1829 zum Priester ordiniert, worauf er die Stelle eines Vikars zu Zell im Wiesental bekleidete. Vier Jahre später, 1833, wurde Kössing als Repetitor am Priesterseminar, welches damals seine Stätte noch zu Freiburg hatte, angestellt und schon zwei Jahre darauf zum Subregens befördert. Bei Verlegung des Seminars in die ehemalige Benediktinerabtei zu St. Peter im Jahre 1843 siedelte Kössing mit dem Seminar dorthin über, dessen Regentie er sofort übernahm. Fast zwanzig Jahre leitete der verhältnismäßig noch junge Mann das Priesterseminar, ein Amt, das tüchtiges theologisches Wissen, Erfahrung im Seelenleben und Menschenkenntnis erfordert. Kössing waltete seines Amtes in vorbildlicher Weise und mit seltenem Geschick. Die einstigen Alumnen, die unter seiner Regentie sich auf ihren Beruf vorbereiteten, sprechen noch heute mit warmer Verehrung und größter Hochschätzung von ihrem Regens, der seine Alumnen einer vortrefflichen Disziplin unterstellte, aber auch wissenschaftlich auszubilden strebte. Erzbischof Hermann v. Vicari ernannte den wohlverdienten Regens im Jahre 1859 zum Geistlichen Rate und im Jahre 1862 zum Domkapitular. Nach dem Tode des Erzbischofs v. Vicari (1868) wollten die Domherren auch Kössing als Kandidaten für den Erzbischöflichen Stuhl in Vorschlag bringen; aber dieser erklärte rundweg, eine solche Wahl niemals an-

zunehmen. Es war zu beklagen; denn Kössing besaß alle Eigenschaften, um der Würde und Bürde des hohen Amtes mit allen Ehren gerecht zu werden. Im Jahre 1879 konnte er sein goldenes Jubeljahr als Priester feiern. Er lebte von da ab zurückgezogen, seinen dienstlichen Obliegenheiten und der wissenschaftlichen Beschäftigung hingegeben, nur mit einem engen Kreise von Freunden, darunter dem bekannten Exegeten A. Maier, verkehrend. Der Tod erlöste den 87jährigen von langen und schweren Leiden. Kössing besaß außerordentliche Geistesgaben, wozu ein energischer Wille kam. Von seinem Scharfsinn und seiner umfassenden Gelehrsamkeit legt das einzige literarische Erzeugnis, das er der Welt schenkte, und welches ihm die Würde eines Doctor theologiae von der Freiburger Hochschule eintrug, Zeugnis ab: „Liturgische Erklärung der hl. Messe". 3. Auflage. Regensburg 1869. Das umfangreiche Werk (XVI und 589 Seiten gr. 8°) wurde von zuständigen Kennern der Liturgie und ihrer Geschichte mit hoher Befriedigung aufgenommen, so von Thalhofer, welcher in dem hervorragenden Bonner Theologischen Literaturblatt (1869, S. 976 ff.) Kössings Werk als das weitaus beste, was die Gegenwart an liturgischen Schriften bietet, bezeichnet, demselben ein „unvergängliches Verdienst" beimißt und es ein „auf liturgischem Gebiete in gewissem Sinne epochemachendes" Werk nennt (vergl. Thalhofers Handbuch der Liturgik. Freiburg 1883, S. 125). Kössings Verdienst beruht vor allem darin, daß er, ohne die dogmatische Seite der Liturgie zu vernachlässigen, die einzelnen Bestandteile derselben kritisch-historisch in ihrem Werden und ihrer allmählichen Entwicklung zu erforschen sucht, so daß sein Werk nach dieser Seite hin ein Muster gründlicher historischer und archäologischer Forschung genannt werden muß. Kössing hatte sich für seine liturgischen Studien eine eigene, wertvolle Bibliothek liturgischer und archäologischer Werke nach und nach angelegt, darunter solche von großer Seltenheit. Neben gründlicher Gelehrsamkeit zeichnete hoher Ernst der Lebensauffassung, verbunden mit Liebenswürdigkeit und Gewandtheit in den Umgangsformen, den ehrwürdigen Mann aus, der vornehm in Gesinnung und Wesen war. Cornel Krieg.

Albert Krafft.

Die weithin bekannte Leder- und Schuhfabrik Gebrüder Krafft in Fahrnau verdankt ihre stets fortschreitende Entwicklung aus kleinen Anfängen zu ihrer jetzigen Bedeutung der rastlosen, zum Teil bahnbrechenden

Wirksamkeit des am 18. September 1899 verstorbenen Fabrikanten Albert Krafft. Derselbe war als jüngster von fünf Söhnen des Weinhändlers Johann Georg Krafft in Fahrnau am 18. Oktober 1836 geboren und verlor schon im Alter von zwei Jahren seinen Vater. Nachdem er die Volksschule in seinem Heimatsorte und die Bürgerschule im benachbarten Schopfheim besucht hatte, begab er sich nach Colombier zur Ausbildung in der französischen Sprache, machte dann seine kaufmännische Lehrzeit in einem englischen Manufakturwarengeschäfte in Burgdorf durch und lernte dort und später in Chaux-de-Fonds den kaufmännischen Betrieb gründlich kennen. Im Alter von 23 Jahren kehrte er in die Heimat zurück. Zwei seiner Brüder, Wilhelm und Karl Friedrich, hatten zuvor schon eine kleine Gerberei, die bereits früher einmal in Betrieb gewesen war, wieder aufgenommen. Sie stellten Kalbleder her für den Export nach Nordamerika und betrieben dann auch die Fabrikation von Sohlleder, Oberleder und Riemenleder. Albert Krafft sollte als dritter den kaufmännischen Teil des Geschäfts übernehmen. Unerwartet rasch starb jedoch schon im Jahre 1860 im Alter von 32 Jahren sein Bruder Wilhelm, der die eigentliche Leitung des Unternehmens in seiner Hand hatte. Von nun an war Albert Krafft der Leiter des gesamten Betriebes. In den ersten Jahren waren nur wenige Gesellen in der Gerberei tätig und wurden noch im Hause selbst beköstigt. Bald nahm jedoch das Geschäft einen bedeutsamen Aufschwung. Im Jahre 1865 wurden zwei Geschäftszweige eingeführt, die bis dahin in Deutschland noch gar nicht oder nur wenig bekannt waren, nämlich die Herstellung von Webervögeln und die Fabrikation von Holzschuhen (Lederschuhe mit Holzsohlen). Erstere wurden damals im Inlande noch in primitivster Weise von Hand hergestellt, daneben waren auch besser konstruierte englische Webervögel in Verwendung. Die Fahrnauer Ware konnte anfangs keinen Absatz finden, da man in Deutschland noch in dem Vorurteil befangen war, nur das englische Fabrikat sei brauchbar. Die Webervögel wurden daher an eine englische Firma im Württembergischen verkauft, von wo sie dann als englisches Fabrikat in den Handel kamen. Die Fabrikation der Holzschuhe geschah zu jener Zeit nur in kleinen Quantitäten im Kinzigtale. Auch dieser Artikel wollte sich anfangs in Deutschland nicht recht einbürgern. Erst nach dem deutsch-französischen Kriege, in welchem die deutschen Truppen an den Franzosen das Tragen von Holzschuhen beobachtet und schätzen gelernt hatten, wurde die Nachfrage nach diesem Artikel in Deutschland groß. — Indem nun auch

noch die Anfertigung von Lederschuhen, und zwar zunächst von Hand, beigezogen wurde, so gewann das Geschäft in wenigen Jahren bereits eine solche Ausdehnung und Leistungsfähigkeit, daß es im Jahre 1866 größere Lieferungen an das badische Armeekorps und im darauffolgenden Jahre an die japanische Armee bewerkstelligen konnte. Als die Preußen in Frankfurt a. M. eingezogen waren und diese Stadt 60000 Paar Stiefel liefern mußte, erhielt die Firma infolge der Rührigkeit ihres Leiters gleichfalls einen Anteil an dieser Lieferung. — Im Jahre 1869 wurde mit der Herstellung von fettgaren Schlagriemen für Webereien begonnen. Dieselben waren ursprünglich von einer württembergischen Firma erfunden, dann nach England hinübergetragen worden und waren von dort wieder auf den deutschen Markt gekommen. Auch die Fabrikation von Treibriemen, die seit Bestehen des Geschäfts betrieben wurde, nahm einen bedeutenden Aufschwung. — Im Jahre 1877 wurde derjenige Geschäftszweig eingeführt, der seitdem die größte Ausdehnung innerhalb des Gesamtbetriebes gewonnen hat, die Herstellung schwerer Arbeitsschuhe auf mechanischem Wege. Der beträchtliche Absatz, den die Fahrnauer Leder- und Schuhwaren in Österreich fanden, veranlaßte Albert Krafft im Jahre 1882 nach Erhöhung der Eingangszölle seitens der österreichisch-ungarischen Regierung, ein Filialgeschäft in Bregenz zu gründen, in dem zeitweise 200 Arbeiter tätig waren, während in Fahrnau selbst durchschnittlich 500 Arbeiter beschäftigt wurden. — Albert Krafft, der stets in persönlichem Verkehr mit seinen Arbeitern stand, schuf und förderte eine Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen, die der Heimatgemeinde zugute kamen. Er sorgte auch für Errichtung von Arbeiterhäusern, von denen eine größere Anzahl in den Besitz von Arbeitern überging. Seine schlichte, anspruchslose und doch markige, willenskräftige und zielbewußte Persönlichkeit war nicht nur von ausschlaggebender Bedeutung für die Entwicklung des Geschäfts, sondern übte auch auf weitere Kreise einen erziehenden und fördernden Einfluß aus. Er bekleidete längere Zeit das Amt eines Bezirksrats und war seit Begründung der Handelskammer in Schopfheim deren stellvertretender Vorsitzender. Sein Landesherr zeichnete ihn im Jahre 1887 durch Verleihung des Ritterkreuzes II. Klasse des Zähringer-Löwen-Ordens und im Jahre 1891 durch die I. Klasse aus. Seit dem Jahre 1861 lebte Krafft, ein treubesorgter Gatte und Familienvater, in glücklicher Ehe mit Emma geb. Pflüger von Schopfheim. Nach langem, schwerem Leiden, das ihn fast ein Jahr lang ans Krankenlager gefesselt hielt,

entschlief er im Alter von 63 Jahren, am 18. September 1899, drei erwachsenen Söhnen die Fortführung seines Geschäfts überlassend.

*

Ernst Friedrich Krafft.

Als Sprosse einer in der oberen Markgrafschaft seit über zwei Jahrhunderten ansässigen Familie wurde Ernst Friedrich Krafft am 18. Mai 1823 in Auggen geboren. Vater und Großvater, der letztere unter dem Namen „der Schaffner" als früherer Sachwalter des in Auggen begüterten Domstifts Basel in weiten Kreisen bekannt, betrieben die Landwirtschaft und insbesondere auch den Weinbau. Die dem Markgräfler eigene Einfachheit der Lebensweise, Sparsamkeit und Fleiß, getragen von einer freien religiösen Lebensauffassung, herrschten in dem Elternhause und prägten sich dem aufgeweckten Sinne des heranreifenden Knaben von frühester Jugend an ein. Nachdem er einige Jahre die Volksschule seiner Heimatgemeinde besucht hatte, kam er zu seinem Großvater mütterlicherseits nach Thumringen, um von dort aus das Pädagogium in Lörrach zu besuchen. Der Großvater hatte die Zeit der französischen Revolution in Frankreich verlebt und wußte von dem, was er gesehen und gehört hatte, seinem Enkel mitzuteilen. Manch Körnchen gereifter Lebenserfahrung, das der Großvater in die Seele des Enkels pflanzte, ist später zu vollendeter Frucht ausgereift. Nach seiner Konfirmation kam Krafft nach Chaux-de-Fonds in das Haus eines Geistlichen, um daselbst die französische Sprache zu erlernen. Daran schloß sich eine 3½ jährige Lehrzeit in einem Baseler Handelshause. Nach dem damals in Bürgerkreisen bestehenden Gebrauche wäre damit die Zeit der Ausbildung abgeschlossen gewesen. Doch sein Wissensdrang trachtete nach höherem Studium, und er war glücklich, als er die Universität Heidelberg beziehen konnte. Es wären hauptsächlich staatsrechtliche, volkswirtschaftliche, historische Studien, denen er sich daselbst widmete. Daneben wurden auch die körperlichen Übungen nicht vergessen, und der vorzügliche Reiter, der er schon damals war, ist er bis an sein Lebensende geblieben. Gern erzählte er von den Heidelberger Semestern, die zu seinen liebsten Jugenderinnerungen gehörten. Im Jahre 1842 nach Hause zurückgekehrt, legte er kräftig und unermüdlich Hand an im elterlichen landwirtschaftlichen Betriebe, pflügte und säte und half bei jeder Arbeit. Daneben besorgte er auch die kaufmännischen Geschäfte

für Vater und Großvater. Die wenige freie Zeit, die ihm übrig blieb, benutzte er fleißig zu seiner weiteren Ausbildung durch die Lektüre; die politischen Verhältnisse der engeren Heimat wie auch des weiteren Vaterlandes verfolgte er damals schon mit großem Interesse. Im Jahre 1851 vermählte er sich mit der einzigen Tochter des Fabrikanten Karl Wilhelm Grether aus Schopfheim. Diese Eheschließung legte den Grund zu einem äußerst glücklichen Lebensbündnis, welchem zwei Söhne und eine Tochter entsprossen sind. Als nach dem Tode von Großvater und Vater der ihm verbliebene Grundbesitz infolge Erbteilung sehr eingeschränkt worden war, sehnte er sich nach einem größeren Wirkungskreise. Eine Aufforderung seines Schwiegervaters, ihn bei der Leitung verschiedener textil-industrieller Betriebe zu unterstützen, war ihm daher willkommen. Zunächst kurze Zeit in Schopfheim tätig, siedelte er im Jahre 1857 nach St. Blasien über, das von nun an sein ständiger Wohnsitz war. Mit Eifer und Geschick ging er an die ihm gestellte Aufgabe der Reorganisierung des veralteten Betriebs der dortigen Baumwollspinnerei, und unverdrossen fing er von vorn an, als das Neugeschaffene im Jahre 1874 ein Raub der Flammen wurde. Seinen Arbeitern war er ein milder und gerechter Herr, dem das Schicksal eines jeden Einzelnen am Herzen lag. Ein patriarchalisches Verhältnis verband ihn mit seinen Arbeitern. Neben der anstrengenden Berufstätigkeit fand er aber auch Zeit, sich mit Eifer und Hingebung öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Er war längere Zeit Vorstand des landwirtschaftlichen Bezirksvereins, und sein eigenstes Werk war die Bezirkssparkasse St. Blasien, deren Leitung er bis zu seinem Tode in Händen behielt. Seine Bemühungen, dem Bezirke St. Blasien zu einem Spitale zu verhelfen, wurden mit Erfolg gekrönt, doch durfte er die Vollendung der Anstalt nicht mehr erleben. Die evangelische Gemeinde St. Blasien verdankt ihm die Einrichtung regelmäßiger Gottesdienste, sowie die Überlassung eines dazu geeigneten, würdigen Raumes. Als im Jahre 1879 Fürst Bismarck sich dem Schutze nationaler Arbeit zugewandt hatte, erging auch an Ernst Friedrich Krafft der Ruf, sich aktiv in den Dienst der Politik durch Übernahme eines Reichstagsmandats zu stellen. Von der nationalliberalen Partei, deren treuer Anhänger er zeitlebens geblieben ist, als Kandidat aufgestellt, wurde er als Vertreter des dritten badischen Reichstagswahlkreises gewählt. Er gehörte dem Reichstag von 1879—1881 und von 1884—1890 an. Von 1883—1891 war er Mitglied der Zweiten badischen Kammer für

den Wahlkreis St. Blasien, Schönau, Neustadt, einige Zeit auch Mitglied des landständischen Ausschusses. Der evangelischen Generalsynode gehörte er im Jahre 1867 an, und für den Landtag 1893/94 war er Mitglied der Ersten badischen Kammer, beide Male von dem Großherzog dazu berufen. In den Plenarsitzungen sprach er selten; wenn er aber einmal das Wort ergriff, so wußte er sich kurz, bestimmt und klar auszudrücken. Er verstand es auch im schriftlichen Verkehr, mit wenig Worten viel zu sagen. Sein Rat galt viel, besonders in volkswirtschaftlichen Fragen. In den Kommissionssitzungen des badischen Landtages war seine Mitarbeit sehr geschätzt, ganz besonders auch dann, wann es galt ausgleichend und versöhnend zu wirken. In hohem Maße durfte er sich der Wertschätzung des Großherzogs und der Großherzogin erfreuen. Ersterer verlieh ihm u. a. das Kommandeurkreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen, sowie den Titel eines Geheimen Kommerzienrats. — Wenn auch eher ernst und in sich gekehrt, so war Krafft doch empfänglich für heitere Eindrücke. Ein gesunder Optimismus ließ ihn die Widerwärtigkeiten des Lebens leicht überwinden. Die Einfachheit der Lebensweise und die Schaffensfreudigkeit, die er von seinen Eltern und Großeltern überkommen hatte, bewahrte er bis in die späteren Lebensjahre, wo es ihm vergönnt war, die Früchte seiner Arbeit zu schauen. Das treueste Bild hat Großherzog Friedrich selbst von ihm entworfen in der Ansprache, welche er am Sterbetage im evangelischen Gottesdienst verlesen ließ. Er sagt darin von ihm: „Er war ein wahres Vorbild der Liebe, die er ohne Ansehen der Person, ohne Unterschied der Konfession allen Menschen widmete, sobald er glaubte, helfen, heilen, aufrichten zu sollen.“ Geistig und körperlich noch jugendlich frisch — hatte er wenige Tage vor seinem Tode doch den täglichen Spazierritt gemacht — wurde er von einer akuten Krankheit ergriffen und ist nach wenigen Tagen, am 10. Juli 1898, derselben erlegen. Seine Gebeine wurden auf dem Friedhofe seiner Heimatgemeinde Auggen beigesetzt. In St. Blasien, dem Orte seines Wirkens, hält ein Denkmal mit wohlgetroffener Büste die Erinnerung an den Mann wach, dessen Leben für viele ein Segen war. *

Eduard von Kraus,

geboren am 9. Oktober 1818 in Neckarbischofsheim als Sohn eines Wundarztes, trat im Jahre 1839 als Konskribierter beim ehemaligen 4. Infanterieregiment in Mannheim in den badischen Militärdienst. Er war

mit innerem Fleiße an seiner Ausbildung tätig und brachte es auf solche Weise und durch die besondere Empfehlung seines Kompaniekommandeurs, Hauptmann Ehehalt, dahin, daß er nach dreijähriger Dienstzeit in die Kriegsschule aufgenommen wurde. Im Jahre 1845 zum Leutnant ernannt, 1848 zum Oberleutnant befördert, wurde Kraus zunächst zum Stabe des 8. deutschen Bundesarmeekorps, das infolge der aufständischen Bewegungen in Süddeutschland aufgestellt wurde, und 1849 zu dem von General v. Peucker befehligten, aus deutschen Bundestruppen gebildeten Neckarkorps zur Bekämpfung der Mairevolution in Baden kommandiert. Auch in seinen späteren Dienstjahren wurde er nur selten in der Front verwendet, sondern in Anerkennung seiner hervorragenden Tüchtigkeit und Brauchbarkeit zur Dienstleitung beim Kriegsministerium und bei der Generaladjutantur, als Lehrer bei den Militärbildungsanstalten, bei Besichtigungen und größeren Truppenübungen verschiedener Kontingente und als Adjutant beim Kommando der Infanterie verwendet. 1856 zum Hauptmann befördert, wurde Kraus 1861 in den Generalstab versetzt, rückte 1864 zum Major vor und wurde bei Ausbruch des 1866er Krieges als Unterchef dem Generalstab des 8. deutschen Bundesarmeekorps zugeteilt. Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, wurde der 1867 zum Oberstleutnant beförderte und 1868 als Bataillonskommandeur zu dem neu errichteten 6. Infanterieregiment versetzte Kraus während der Belagerung von Straßburg mit dem Schutz der in Kehl angelegten Belagerungsbatterien beauftragt. Als Führer des 3. Infanterieregiments nahm er an den zahlreichen Gefechten des 14. Armeekorps, sowie an der Schlacht von Belfort teil und zeichnete sich in ganz hervorragender Weise durch Unerschrockenheit, Besonnenheit und Tatkraft aus. Als Kommandeur des 6. Infanterieregiments wurde Kraus, seit April 1871 Oberst, nach Abschluß der Militärkonvention in die preußische Armee übernommen. 1875 wurde er auf sein Ansuchen mit dem Charakter als Generalmajor zur Disposition gestellt und nahm seinen Wohnsitz in Baden-Baden, wo er am 30. April 1899 starb. Seinen Namen begleitet in der Erinnerung seiner Zeitgenossen und in der Geschichte der badischen Truppen der Ruf eines im Krieg und Frieden bewährten Offiziers, eines guten Deutschen und treuen Badeners. Am 25. Jahrestage der Kaiserproklamation (18. Januar 1896) wurde Kraus der Adel verliehen, wie an dem gleichen Tage allen noch Lebenden, die im Kriege 1870/71 Regimenter geführt hatten. (Bad. Milit.-Vereinsbl. 1899, S. 190). v. Weech.

Franz Xaver Kraus,

dessen Lebensarbeit und fruchtbare Mannesjahre fast ganz dem badischen Lande angehörten, entstammte den Bergen der Mosel, die von Geschichte und Kunst, den beiden leitenden Gedanken seines wissenschaftlichen Wirkens, während beinahe zweier Jahrtausende verklärt worden sind. Der alten wie der neuen Heimat ist seine Liebe bis zum Ende treu geblieben. Für die Vaterstadt bestimmte das Testament insbesondere seine Kunstsammlung, die Rechte an seinen Werken und den ganzen literarischen Nachlaß, der namentlich inhaltreiche Tagebücher und einen für die religiöse und kirchenpolitische Zeitgeschichte äußerst wichtigen Briefwechsel umfaßt. Die kostbare, aus historischen, archäologischen und kunstgeschichtlichen Werken bestehende Bibliothek sowie das Vermögen fielen der Universität Freiburg zur Gründung eines Lehrstuhls und eines Instituts für christliche Archäologie zu. In Trier, wo der Vater Zeichenlehrer des Gymnasiums war, wurde Kraus am 18. September 1840 geboren. Auf den dortigen Schulen legte der ungewöhnlich glänzend und vielseitig begabte Knabe den Grund seiner gelehrten Bildung und entschloß sich dann aus innerstem Herzensbedürfnisse und mit einem religiösen Idealismus, der ihn ungeschwächt durch alle Wechselfälle seines Lebens begleitet hat, zum geistlichen Stande. Nachdem er am trierischen Priesterseminar ein Jahr lang Philosophie studiert hatte, begab er sich im September 1860 nach Nordfrankreich, um in der Familie des Grafen de Francqueville und dann in der des Herrn von St. Quentin bis zum Frühjahr 1862 als Erzieher zu wirken. Dieser Aufenthalt, der ihn auch zeitweilig nach Paris führte, machte ihn nicht nur vertraut mit Frankreichs klassischer Literatur des 17. Jahrhunderts, für die er zeitlebens eine große Vorliebe bewahrte, sondern brachte ihn auch in Berührung mit den damals hochgehenden politisch-kirchlichen Strömungen des französischen Katholizismus. Daneben fand der trotz sehr schwankender Gesundheit eine erstaunliche Tätigkeit entfaltende junge Mann Zeit zu gelehrten Arbeiten, als deren Frucht außer Übersetzungen kleinerer Schriften des Dominikaners Lacordaire und des Jesuiten Ravignan und außer zahlreichen Beiträgen für Zeitschriften die Abhandlung über „Ägidius von Rom“ (Österreichische Vierteljahrsschrift für katholische Theologie 1862), den kurialen Publizisten des 13. Jahrhunderts

und die Entstehung der Bulle Unam sanctam, sowie die philologische Dissertation Observationes criticae in Synesii Cyrenaei epistolas (Regensburg 1863) erschienen. Auf Grund dieser Schriften, besonders der letzteren, verlieh ihm am 31. März 1862 die Freiburger philosophische Fakultät den Doktorgrad (in absentia) «ob insignem eruditionem». Im Frühling 1862 in das Priesterseminar zu Trier eingetreten, vollendete er in zwei Jahren den theologischen Kursus und empfing am 23. März 1864 aus der Hand seines väterlichen Freundes, des Weihbischofs Eberhard, die Priesterweihe. Wegen seines schwer leidenden Zustandes ohne Stellung, besuchte er im Sommer vorübergehend Tübingen, wo er in persönliche Beziehungen zu Kuhn und Hefele trat, den Führern der theologischen Fakultät, die für seine kirchlich-wissenschaftliche Entwicklung von nachhaltigster Bedeutung wurden. Im folgenden Wintersemester bezog er die Universität Freiburg i. Br. und erwarb sich mit abermaligen Studien über Synesius (erschienen in der Tübinger Theologischen Quartalschrift 1865 und 1866) rite den theologischen Doktorhut. Der Sommer 1865 sah ihn als Studiosus der Philologie in Bonn, wo er jedoch nur eine einzige Vorlesung hörte, nämlich über lateinische Grammatik bei Ritschl. Vom Herbst 1865 bis zum Frühling 1872 bekleidete er alsdann die kleine Stelle eines Frühmessers in Pfalzel, dem in der Nähe Triers idyllisch an der Mosel gelegenen Dörfchen, einem ehemaligen Frauenkloster merowingischer Stiftung. Die reichlich zugemessene Muße dieser Jahre wurde zu emsigster Forschung und ausgebreiteter Schriftstellerei benutzt; neben einer hübschen Zahl selbständiger Schriften lieferte er regelmäßige Beiträge für sechs oder sieben Zeitschriften. Diese stille Tätigkeit wurde nur unterbrochen durch wiederholte Studienreisen nach Paris, nach Belgien und im Januar 1870 nach Rom. Kraus ist keines Lehrers Schüler gewesen, auf keinem Gebiete seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Laufbahn: einzig und allein sein Talent, das ebenso stark wie vielseitig und beweglich war, und die unverdrossene Arbeitslust haben ihm den Weg gebahnt und ihn zu dem methodisch durchgebildeten Fachgelehrten gemacht, der in der Kirchengeschichte, der christlichen Archäologie und der Kunsthistorie den Besten ebenbürtig war, ja nach mehr als einer Richtung hin die Wissenschaft einen großen Schritt weitergeführt hat. Die schon in den ersten Jünglingsjahren an den Schätzen der Trierer Stadtbibliothek genährte und durch ein seltenes Gedächtnis unterstützte bewundernswerte Bücherkenntnis, nicht minder aber auch der rasche, geniale Blick und die vielfältigen

persönlichen Beziehungen zu Meistern der Wissenschaft, wie namentlich zu dem Begründer der christlichen Altertumswissenschaft de Rossi, haben ihm den Mangel an schulgerechter Ausbildung mehr als ersetzt. Dem Autodidakten in ihm ist es auch zuzuschreiben, daß sich anfangs ein langes Schwanken und Suchen bemerkbar machte, ehe er das Feld gefunden, auf dem für ihn die Lorbeeren wuchsen. Der überraschend früh und stark hervorbrechende Drang nach literarischem Schaffen, ein Drang, der ihn nie mehr verlassen und gegen Ende seines Lebens sich eher noch gesteigert hat, drückte ihm schon in der Zeit des Lernens die formgewandte Feder in die Hand. Im Jahre 1860 erschien das ins Deutsche übersetzte „Handbuch der geistlichen Beredsamkeit" des Belgiers van Hemel (Regensburg 1860), dem rasch andere Übertragungen aus dem Französischen ascetischen und hagiographischen Inhalts folgten. Daran reihten sich kritische Untersuchungen der patristischen Literatur, wie die Arbeiten über Synesius von Cyrene, den halb hellenischen, halb christlichen Schöngeist und Philosophen des 4. Jahrhunderts, die Arbeiten über den angeblichen „Briefwechsel Pauli mit Seneca" (Tübinger Theologische Quartalschrift 1867) und „Das Martyrium des hl. Ignatius" (ebenda 1873), ferner handschriftliche Studien zur trierischen und rheinischen Geschichte, die meistens im Serapeum und den Bonner Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden gedruckt wurden, wozu auch die Veröffentlichung einer trierischen Schöffengerichtsordnung und die Weistümer des ehemaligen Kurfürstentums Trier gehören, welch letztere er für den sechsten Band der Grimmschen Sammlung beisteuerte. Der erste Band einer Ausgabe der Werke des Thomas von Kempen, seines geistlichen Lieblingsautors, der nie aus seiner Hand kam, ist auch eine Frucht dieser Zeit, so gut wie die Beschäftigung mit pseudo-isidorischen Handschriften, deren Verwertung Hinschius in seiner Ausgabe der falschen Dekretalen ihm verdankte. Selbst dichterische Versuche gingen daneben einher und erblickten auch zum Teil das Licht der Öffentlichkeit (im „Peterspfennig, Album deutscher Dichter und Schriftsteller" von Lang und Wörner, München 1861), wie er denn auch in späten Jahren noch ab und zu die lyrische Leier spannte. Dann aber tritt entschieden die Wendung zur christlichen Archäologie und Kunstgeschichte hervor. Mancherlei Anregungen von außen wirkten frühzeitig zusammen, ihn auf diesen Weg zu leiten. Der kunstübende Vater, die Werkstätten der Maler Lasinsky und Kieffer in Trier, die im Elternhause verkehrenden Kunstkenner und Kunstgelehrten wie der Architekt Schmidt und der

belgische Baron de Roisin schärften Auge und Interesse für die bildende Kunst. In Trier hatte er Umgang mit dem in antiquarischen Dingen als Autorität geltenden und als Entdecker gefeierten Domkapitular von Wilmowsky, später mit Boch in Mettlach und mehr noch mit dem edlen und anregenden Villeroy in Wellerfangen, den beiden verdienstvollen Erneuerern der musivischen Kunst in Deutschland. Vor allem aber ist es die Vaterstadt gewesen, die durch ihren klassischen, immer neue Schätze zutage fördernden Boden, durch ihre berühmten Monumente aus römischer und mittelalterlicher Zeit, durch ihre große geschichtliche und künstlerische Vergangenheit in Verbindung mit einer tiefgewurzelten Heimatliebe des romantisch angehauchten jungen Gelehrten Verständnis und Begeisterung für das Altertum in ihm erweckten. Trierischen Denkmälern sind daher die ersten Versuche gewidmet: so die Besprechung eines verschwundenen ehernen Brunnens in der Abtei St. Maximin und einer spätmittelalterlichen Stickerei aus einem Trierer Frauenkloster (beide in den Bonner Jahrbüchern 1870), so ganz besonders die mit eindringender Schärfe geführte Untersuchung über den heiligen Nagel im Reliquienschatz des Domes („Beiträge zur trierischen Archäologie und Geschichte", 1. Band, Trier 1868). Dieses Buch, das zugleich andere schwierige Fragen aus der Archäologie der Kreuzigung und die Überlieferungsgeschichte des heiligen Rockes behandelt, leitet zugleich auf das allgemeinere Gebiet antiquarischer Forschung über. Es folgten die Schriften über „Die Kunst bei den alten Christen" (Frankfurt 1869), „Die christliche Kunst in ihren frühesten Anfängen" (Leipzig 1872), „Das Spottkruzifix vom Palatin" (Freiburg 1872) und „Über den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem Inhalte und der Bedeutung der römischen Blutampullen" (ebenda 1872). Dem rastlos nach Vertiefung der ihm entgegentretenden wissenschaftlichen Probleme und nach Erweiterung des Horizontes, an dem sie sich bewegen, Strebenden und Ringenden konnte es nicht entgehen, daß eine über dilettantischen Kleinkram sich erhebende Archäologie nur gedeihen mag auf dem breiten Boden der Geschichte, im Zusammenhalte mit der allgemeinen kulturellen und kirchlichen Entwicklung, nur von da aus idealen Inhalt und Bedeutung empfängt. So entschloß er sich zur Abfassung einer Kirchengeschichte, die ihn selbst zu weit ausholenden, nach allen Richtungen gewendeten Studien nötigte. Der erste Teil ward noch in Pfalzel vollendet. Das Werk trägt zwar den Titel „Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende" (Trier 1872—1875), geht aber, was Fülle des verarbeiteten Inhaltes, Berührung kritischer Einzelfragen,

geistvolle Auffassung und Schwung der Sprache betrifft, erheblich über die Grenzen eines Schulbuches hinaus; mit Recht nennt sich die französische Übersetzung einfach «Histoire de l'Église» (trad. par Godet et Verschaffel. 4 vols. Paris 1891—1892). Diese Kirchengeschichte war eine erstaunliche Leistung. So muß man über dieses Werk urteilen, sogar wenn man den geschickten äußeren Aufbau, der dem Lehrbuche von Kurtz entlehnt ist, in Abzug bringt, und wenn man den Umstand außer acht lassen will, daß es aus der Feder eines selbst erst in den Anfängen selbständiger kirchenhistorischer Studien stehenden und fern von großen Bibliotheken arbeitenden 32jährigen Mannes ist. Auch einem gereiften Meister des Faches würde es Ehre gemacht haben, es überragte um ein Bedeutendes alle seine Vorgänger. Für viele Partien war eine umfangreiche Literatur durchgearbeitet worden, ja die unmittelbare Berührung mit den Quellen zu spüren, der weitschichtige und in seiner Eigenart so mannigfaltige Stoff sowohl mit meisterhafter Klarheit als spielender Leichtigkeit behandelt, mit sicherer Hand die großen Entwicklungslinien gezogen, alles von großen einheitlichen Gesichtspunkten beherrscht und — trotz einer gewissen Vorsicht — mit ebenso großer Liebe zur Wahrheit wie zur Kirche geschildert, eingetaucht in die warmen Farben einer tief religiösen Empfindung. Allerdings läßt sich das Buch nicht in allen Teilen freisprechen von einer der augenblicklichen Zeitlage und der persönlichen Stellung des Verfassers zu ihr entsprungenen Tendenz. Es war die Zeit sogleich nach dem vatikanischen Konzil, auf dem eine mächtige Richtung in der katholischen Theologie Deutschlands ihr vollständiges Scheitern erlebt hatte, und es war die Zeit des entbrennenden Kulturkampfes, in dem manche gebildete Katholiken, der Kirche selbst einen großen Teil der Schuld beimessend, eine Folge des innerkirchlichen Sieges vom 18. Juli 1870 und der durch ihn herbeigeführten vermeintlichen Erneuerung mittelalterlicher Machtansprüche erblickten. Zu dieser Auffassung bekannte sich auch Kraus, und in der Darstellung der päpstlichen Kirchenpolitik des Mittelalters und der geistigen Bewegungen innerhalb des neueren Katholizismus kam sie zu offenem Ausdruck. Als er in der zweiten Auflage (1882) noch schroffer seinen Standpunkt hervorkehrte und seiner mißmutigen Stimmung eine geschärfte Betonung gab, wurde er das Ziel langer und heftiger Angriffe. Nicht bloß in wissenschaftlichen Zeitschriften und — wie es der alles in das kirchenpolitische Getümmel ziehende Tageskampf leider mit sich brachte — in der Zeitungspresse wurde bittere, oft ungerecht bittere Kritik geübt, sondern auch eine eigene

Broschüre (J. Schröder, „Der Liberalismus in der Theologie und Geschichte". Trier 1883) unternahm es, in viel zu weitgehender Konsequenzmacherei und leidenschaftlicher Erregung das ganze Buch als unkirchlich zu denunzieren. Auf Verlangen des Papstes, dem Kraus persönlich befriedigende Erklärungen abgab, mußte die zweite Auflage zurückgezogen und ein revidierter Neudruck veranstaltet werden, was die alten Gegner aber durchaus nicht zur Ruhe brachte. Mit der Herausgabe der Kirchengeschichte hatte sich der Benefiziat von Pfalzel zum erstenmal offen auf den kirchlichen Kampfplatz gewagt, den er nicht mehr verlassen sollte. Neu jedoch war diese Stellungnahme bei ihm nicht, ihre Anfänge reichen vielmehr ein Jahrzehnt zurück. Während er als angehender Theologe auf dem Schlosse Saint-Quentin in der Normandie weilte (1861—1862) und mit dürstender Seele und spähendem Auge die um Grundfragen kirchlicher und politischer Art sich bewegenden Kämpfe des katholischen Frankreich beobachtete, feierten die Häupter des liberalen Katholizismus, nachdem die Macht der Tatsachen ihre äußere Aktion gelähmt hatte, ihre glanzvollen literarischen Triumphe. Montalembert hatte soeben (1860) seine Verehrer mit den zwei ersten Bänden der «Moines d'Occident» entzückt. Die mit mächtiger Rhetorik gegebene Schilderung des Mittelalters im Lichte der romantischen Ideale und der katholischen Freiheitlichkeit müssen auf Kraus, dem von der Heimat her die Romantik im Blute lag, tiefen Eindruck gemacht haben; ein großes Stück daraus stellte er als Einleitung an die Spitze des zweiten Teiles seiner Kirchengeschichte. Im Januar 1861 war er in Paris selbst Zeuge bei der feierlichen Aufnahme Lacordaires in die französische Akademie. Aus dem Munde des gefeierten Dominikaners fiel damals das berühmt gewordene Wort: «Je compte vivre et mourir en pénitent catholique et en libéral impénitent». Kraus hat es später gern angeführt, es wurde zum Wahlspruch seines eigenen Lebens. Als Lacordaire im Jahre darauf als stiller Mann im stillen Sorèze die Augen schloß, führte Montalembert den Freunden das politisch-kirchliche Charakterbild dieses edelsten Vorkämpfers der Richtung vor (Le Père Lacordaire 1862); es wirkte wie eine überwältigende Apologie des liberalen Katholizismus. Auf dem Mechelner Katholikenkongreß (1863) sodann wohnte der jugendliche Theologe von Trier den beiden großen Programmreden Montalemberts bei, die mit unbeschreiblichem Enthusiasmus als ein geschichtliches Ereignis von der Partei ausgerufen wurden. Kraus hatte sich schon durch seine Studien über Ägidius Colonna und die Bulle Unam

sanctam von der historischen Seite her mit diesen Fragen befaßt. Daß für ihn jene Abhandlung ein mehr als bloß wissenschaftliches Interesse hatte, geht aus den eigenen Äußerungen hervor: einem Freunde schreibt er am 4. Juni 1861 von seinen „ernsteren, sich am politisch-religiösen Wolkenhimmel spiegelnden Arbeiten". Zu derselben Zeit entspannen sich in Deutschland die Kämpfe zwischen der Tübinger Schule und den Vertretern der Scholastik, Kämpfe, die auf dem spezifisch theologischen Gebiete von ebenso weittragender Bedeutung waren wie jene auf dem kirchenpolitischen: Glauben und Wissen, Natur und Übernatur waren die Gegenstände des Streites. Die Gelehrtenversammlung in München (1863) und die durch sie hervorgerufenen Kampfschriften gaben den Gegensätzen einen noch tieferen Hintergrund und zogen nun auch die historische Schule in sie hinein. Auch diese Kontroversen zwangen den für alle Probleme der vorwärtsdrängenden Geistesbewegung so Empfänglichen in ihren Bannkreis. Seine Stelle war an der Seite des von ihm auch persönlich hochverehrten Kuhn und des dem jungen Historiker gewaltig imponierenden Döllinger. Im Sinne Kuhns schrieb er anonym für die (Wiener) Allgemeine Literaturzeitung eine Kritik des Schäzlerschen Werkes „Natur und Übernatur" (Mainz 1865) und beabsichtigte die Entgegnung des Tübinger Theologen auf dessen Wunsch im (Bonner) Theologischen Literaturblatt anzuzeigen. Anderswo veröffentlichte er unter dem Pseudonym Beatus Rhenanus „eine Reihe dogmatischer und spekulativer Aufsätze, meist in Kuhnschen Angelegenheiten" (Brief an Reusch vom 7. Februar 1866). Er war mit erregter Seele dabei. Einem Freunde, der ihn von dem schlüpfrigen Boden zurückzuhalten suchte, gab er zur Antwort: „Du weißt, daß ich zu viel Charakter und Feuer habe, um wegen der Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten diejenigen im Stiche zu lassen, die ich verehre und liebe. Da Gott mir eine Feder in die Hand gegeben, so will ich sie lieber brechen, als vor dem Übermute und der Bosheit der Borniertheit die Lanze zu senken." (Brief vom 22. August 1864.)

Alle diese Evolutionen waren nur die Schatten und grellen Lichtscheine, die wechselnd das Jahr 1870 voraussandte. Auf dem vatikanischen Konzil ward die Entscheidungsschlacht geschlagen; sie endigte mit der Niederlage jener Richtungen, von denen Kraus das Heil der Zukunft erwartete. Er selbst hatte in die Konzilskämpfe eingegriffen durch die Übersetzung der Schrift „Das bevorstehende allgemeine Konzilium" (Trier 1869) von Bischof Dupanloup, dem Leiter der liberalkatholischen Opposition in Frankreich, und durch die in Gemeinschaft mit

Mosler, dem nachmaligen Zentrumsabgeordneten und Professor am Trierer Seminar, entworfene Koblenzer Laienadresse, die das Zeichen zur Konzilsbewegung in den Rheinlanden gab. In Rom, wo er der Synode eine Denkschrift über die Reform der Reliquienverehrung vorzulegen gedachte, knüpfte er rege Beziehungen zu hervorragenden französischen Gesinnungsgenossen und zu John Acton, dem Vertrauten Döllingers, an, mit ihnen den Triumph der gemeinsamen Sache erhoffend. So traf ihn die Entscheidung des 18. Juli hart und zermalmend in seinen innersten Empfindungen und Überzeugungen. Es war nicht so sehr der Lehrsatz von der päpstlichen Unfehlbarkeit, der ihm ein Anstoß war, als die nunmehr begründete Obmacht derer, die er die „extreme Partei" nannte, „welche die Kirche an den Rand des Abgrundes gezerrt" (Vorrede zum dritten Teil der Kirchengeschichte 1875), die „den redlichen Versuch, an dem Aufbau einer wissenschaftlichen katholischen Theologie zu arbeiten, Kirche und Wissenschaft in Einklang zu bringen" vernichtet und damit „die Arbeit seines Lebens" nutzlos gemacht (Brief an Reusch vom 21. Mai 1872). Daher konnte er sich, während manche seiner ehemaligen Freunde sich von der kirchlichen Einheit lossagten, leicht und aufrichtig mit den dogmatischen Beschlüssen des Vatikanums aussöhnen, was ihm von altkatholischer Seite mit jahrelangen Angriffen und Verdächtigungen vergolten wurde. Indes ließ doch die Katastrophe eine tief verbitterte und pessimistische Stimmung in ihm zurück, die sich nicht nur in dem Lehrbuch der Kirchengeschichte widerspiegelte, sondern ihn auch zeitlebens beherrschte und ihn merkwürdig blind machte gegen den unverkennbaren Aufschwung, den das katholische Geistesleben und die kirchliche Wissenschaft seit den 80er Jahren nahmen. Schon dem Jünglinge ist ein schwermütiger Zug eigen, der gern ein skeptisches Lächeln über die Menge auf seine Lippen treibt. Als Seminarist bereits klagt er: „Ich bin selbst im Gemüte so zerrissen und verbittert, daß nichts mehr auf Erden für mich Reiz besitzt, und alles, was ich für die Welt übrig habe, in einer mehr oder weniger mitleidigen Satire sich auflöst" (Brief vom 20. Okt. 1863). Eine so fein organisierte Psyche, eine so sensible Natur, wie sie Franz Xaver Kraus in seinem zarten, fast immer von Leiden heimgesuchten Körper trug, dabei der mächtig nach Entfaltung und Tätigkeit lechzende Geist und die hohen, der Wirklichkeit so weit entrückten Ideale, die seinem Leben von Anfang an vorschwebten, machen jene Erscheinung erklärlich. Sie machten aber auch ihn, der einst für Freundschaft geschwärmt und sie treusinnig geübt,

früh zu einem einsamen und verschlossenen Manne, der nur selten einem profanen Auge einen Einblick in sein Inneres gestattete und um sein eigenstes Planen und Tun den Schleier dicht gezogen hielt. Daß er bei den Mißgeschicken, die reichlich seinen Pfad umsäumten, nicht tatenloser Trauer anheimfiel, verdankte er seiner Willensenergie von stählerner Härte und Biegsamkeit, und daß Glaube und Gewissen nicht in Zwiespalt auseinanderbrachen, verdankte er der warmen, mystisch angehauchten Religiosität und dem lebendigen Bedürfnisse, am mütterlichen Busen der Kirche zu ruhen. Doch fühlte er sich in Pfalzel, je länger desto mehr, unbefriedigt und unglücklich. Das weniger als bescheidene Amt stand in zu schreiendem Widerspruche mit seinen Fähigkeiten und auch mit den Forderungen, die er nach der äußern Seite an das Leben stellte. Dazu war seine Stellung in der Heimatdiözese unleidlich geworden: in der Umgebung des Bischofs mißtraute man ihm und verfolgte mit Argwohn seine Schritte und die Erzeugnisse seiner Feder. Er war noch Zögling des Seminars, als er sich durch eine mit feinem Sarkasmus gewürzte Tischrede die Gunst seiner Lehrer verscherzte. Dann trat die kritische und in den Augen vieler zu freisinnige Richtung, die Verbindung mit der liberalkatholischen Partei und ihren Organen immer offener bei ihm hervor. Die Studie über den heiligen Nagel hatte in Trier die Traditionsgläubigkeit und den frommen Lokalpatriotismus verletzt. Von Bischof Eberhard, dem warmherzigen Beschützer seiner Jugend, war ihm die Professur der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am Priesterseminar in Aussicht gestellt worden; nun erhielt sie durch feindselige Einflüsse ein anderer. Sein Trachten hatte seit langem auf den Lehrstuhl an einer Universität gestanden, und man muß zugeben, daß dort allein sein Platz war. Ein Mittel, ihn zu erringen, sollte auch die Abfassung des kirchengeschichtlichen Lehrbuchs sein. Schon im Jahre 1864 hatten sich Kuhn und Hefele gewillt gezeigt, ihn in ihre Fakultät aufzunehmen, aber als privatim docens hätte er dort „nur von seinem eigenen Fette leben" müssen. Im Sommer 1870 war er entschlossen, sich in Bonn zu habilitieren. Alles mißlang, er sah „seine akademischen Ideale zwischen den Misthaufen Pfalzels verduften" (Brief vom 10. Dez. 1866). So war es für ihn eine wahre Erlösung, als der Frühling 1872 ihm einen Ruf an die neugegründete Universität Straßburg brachte, der wohl hauptsächlich dem Einflusse des Dompropstes Holzer in Trier zuzuschreiben war. Aber er erhielt nur eine unzureichend besoldete außerordentliche Professur und nur für christliche Kunstgeschichte, während ein ganzer

Theologe in ihm steckte. Mit dem trüben Gefühl, „einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen“ (Brief an Reusch vom 24. März 1872), verließ Kraus die Heimat. Gleichwohl ergriff er mit unverdrossener Freudigkeit und Arbeitslust den neuen Beruf. Seine mannigfaltigen Vorlesungen umfaßten die Kunstgeschichte im weitesten Sinne, und wie methodisch klar und zielbewußt er seine Aufgabe verstand, zeigte die bald veröffentlichte Schrift „Über das Studium der Kunstwissenschaft an deutschen Hochschulen“ (Straßburg 1874). In das schriftstellerische Arbeiten kam unter dem Einflusse des Lehramtes und am Sitze einer ausgezeichneten Bibliothek ein mehr einheitlicher und namentlich ein größerer Zug. Der zweite und dritte Teil der Kirchengeschichte traten ans Licht, ein Band „synchronistischer Tabellen“ (1876) und eine Sammlung „Charakterbilder aus der christlichen Kirchengeschichte“ (1879) wurden hinzugefügt. Die Roma sotterranea erschien, das Werk, dem das Verdienst gebührt, Verständnis und Liebe für die im Lichte überraschender Entdeckungen wieder nahegerückten Altertümer der römischen Urkirche in weiteren Kreisen geweckt zu haben. Die erste Bearbeitung (1873) lehnte sich auf Wunsch des Verlegers noch stark an das gleichnamige englische Buch von Northcote und Brownlow an, die zweite (1879) war selbständiger, durch die Unmittelbarkeit eigener Beobachtungen lebendiger, wenngleich noch immer, wie nicht anders möglich, auf den grundlegenden Arbeiten de Rossis aufgebaut. Einmal eingepflanzt in den Boden des Elsasses und in anregendem Verkehr mit Ludwig Spach, dem feinen Kenner seiner Geschichte und Kunst, begann Kraus auch hier, gleichwie ehemals an der Mosel, sich der einheimischen Kunstforschung zuzuwenden — ein Beweis für die Naturwüchsigkeit seines nicht die gebahnten Wege aufsuchenden und an Bücherweisheit sich nährenden wissenschaftlichen Strebens. Nachdem einige kleinere Untersuchungen und Darstellungen über das Straßburger Münster, das ihm stets als Verkörperung einer großen Zeit mit geheimnisvoller Macht in die Seele geleuchtet hat, die Vorläufer gewesen waren, ging er an das monumentale Unternehmen, „Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen“ zu beschreiben. Wenn auch einige preußische Provinzen bereits ihre enger abgefaßte Denkmälerstatistik besaßen, so hat doch Kraus zum ersten Male und in größerer Art, Beschreibung und Geschichte verwebend, aus den Monumenten wie der Literatur schöpfend, eine wissenschaftliche Kunsttopographie geliefert. Die vier Bände (1877—1892), mögen sie auch infolge des schnellen und mühseligen Arbeitens keineswegs vollkommen sein, sind das Vorbild

für ähnliche Werke über andere deutsche Landschaften geworden. Der Abschluß dieser Jahre verschlingenden Arbeit reicht schon weit in die Freiburger Zeit hinein. In Straßburg blühte dem treu katholisch gebliebenen Priester kein Fortkommen, weshalb er 1878 freudig die Nachfolgerschaft Alzogs an der Breisgauer Hochschule annahm, zumal da sie ihn in die Theologie zurückführte, die ihm noch immer ein wissenschaftliches und ein Herzensbedürfnis war. An bevorzugter Stätte ein geistiger Führer der klerikalen Jugend zu sein, war der Traum seines Lebens gewesen. Kraus vereinigte alle Eigenschaften in sich, die den großen akademischen Lehrer ausmachen. Sein die weitesten Gebiete umspannendes Wissen gebot in gleichem Maße über eine erstaunliche Fülle von Einzelheiten und kleinen, aber charakteristischen Zügen, wie über die durchgreifenden allgemeinen Gedanken, und stand ihm mit spielender Leichtigkeit zur Verfügung, nichts von den Spuren des mühselig Erworbenen an sich tragend. Klarheit und Eleganz des Stiles und die Gabe, alles in die Fluchtlinie spannender Ideen zu rücken, hatte er auch in der mündlichen Rede. Mit dem Schwunge edelster und nie zur Leidenschaftlichkeit gesteigerter Begeisterung konnte es ihm von den Lippen fließen. So ausgeprägt seine persönlichen Ansichten in kirchlichen und wissenschaftlichen Dingen waren, im Hörsaal traten sie ziemlich zurück. Das mag zum Teil Ausfluß kluger Vorsicht gewesen sein, angesichts der Späher, von denen er sich nah und fern umgeben glaubte, fand aber auch seinen Grund in der gewissenhaften Erwägung, daß nicht Kritik die vornehmste Aufgabe des Unterrichtes ist. Trotzdem hat seine Lehrtätigkeit nicht die vollen, ihrerseits weiterzeugenden Früchte getragen, die man hätte erwarten dürfen. Krankheit, Reisen, die stark entwickelte Neigung für die literarische Produktion, die Ablenkung durch das kirchenpolitische Kulissenspiel, für das sein Charakter eine unheilbare Neigung besaß, haben sie je länger desto mehr beeinträchtigt. Schüler im eigentlichsten Sinne hat er kaum hinterlassen, wenn auch die Anregungen, die er auf strebende Geister ausübte, nicht zu unterschätzen sind. Dabei verriet er nicht einmal, wenn er in diesem Punkte aus seiner vornehmen Zurückhaltung heraustrat, immer richtigen Blick und Menschenkenntnis. Das Interesse für Archäologie, altchristliche wie mittelalterliche, und für Kunsthistorie, das durch das Straßburger Amt zu voller Stärke entfacht worden war, hat auch während der Jahre in Freiburg die Oberhand behalten. Bezeichnend ist schon, daß die akademische Antrittsrede des Professors der Kirchengeschichte und Patrologie über „Begriff, Um-

fang, Geschichte der christlichen Archäologie und die Bedeutung der monumentalen Studien für die historische Theologie" (Freiburg 1879) handelte. Sie enthielt ein Programm und eine Encyklopädie dieser Wissenschaft. Als darstellende Arbeit großen Stils schloß sich daran an die „Real-Encyklopädie der christlichen Altertümer" (2 Bde. 4°, Freiburg 1882—1886). Obgleich Kraus sich dabei der Mitwirkung mehrerer Fachgenossen erfreute, war sie doch durch die Zahl der von ihm selbst beabeiteten und gerade der größeren und wichtigern Artikel, durch die Ergänzungen zu andern und durch die maßgebende Redaktionstätigkeit in der Hauptsache sein eigenes Werk. Es zeigte sich, wie sehr er Meister über den weitverzweigten Gegenstand, über die monumentalen so gut wie die schriftlichen Quellen und die Fachliteratur war. Noch mehr würde er als der bedeutendste Vertreter der christlichen Archäologie in Deutschland von Einfluß geworden sein, wenn er seine Absicht, später ein systematisches Handbuch zu schaffen — schon im Jahre 1867 arbeitete er an einer umfassenden Darstellung des Privatlebens der ersten Christen — ausgeführt hätte; die Mängel, die dem Sammelwerk naturgemäß anhafteten, würden dann geschwunden sein. Für die mittelalterliche Kunst holte er weit durch Spezialforschungen aus. In der Reichenau hatte er einen Brennpunkt südwestdeutscher Kunstübung in der Ottonenzeit erkannt. Die vortreffliche Publikation der Miniaturen des hier entstandenen Codex Egberti (1884) und in weiterem Zusammenhange der Miniaturen der Manesseschen Liederhandschrift (1887) und auf der andern Seite die von ihm entdeckten und gewürdigten „Wandgemälde der St. Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau" (1884) sowie die „Wandgemälde der Sylvesterkapelle zu Goldbach am Bodensee" (1902) verbreiteten darüber ein ungeahntes Licht. Sogar bis nach Unteritalien meinte er die Verbindungsfäden ziehen zu können, was zu der Untersuchung über „die Wandgemälde von S. Angelo in Formis" (1893) führte. Nachdem er so das Verständnis durch minutiöse Stilkritik geschärft, nachdem er die anschwellende kunstgeschichtliche Literatur seit Jahren mit eigenem Urteile nachgeprüft und durch häufige Fahrten nach dem Hauptlande der occidentalischen Kunst lebendige Anschauung der Denkmäler gewonnen hatte, begann er die Niederschrift desjenigen Werkes, das für immer als seine Meisterleistung gelten wird. Die „Geschichte der christlichen Kunst" (Freiburg 1896—1900) ist unter ihresgleichen ein Buch geworden ganz für sich. Zusammenfassende Darstellungen der gesamten nachklassischen Kunst gibt es genug, von den

verschiedensten Standpunkten aus entworfen, auf eindringenden Studien beruhend, aber alle geben ausschließlich oder doch fast ausschließlich eine Geschichte der Kunstformen, der Fortschritte in der Technik, der Gestaltungskraft, der Komposition, eine Geschichte des künstlerischen Ausdruckes. Kraus verband damit eine Geschichte der künstlerischen Ideen, nicht bloß der individuellen Gedanken des schaffenden Genius, sondern vor allem der allgemeinen religiösen und geistigen Welt, in der der Künstler geatmet hatte, und deren ästhetischer Interpret er den Zeitgenossen sein wollte. Was die Kirche in ihrem Dogma, ihrem Kultus, ihren poetischen Überlieferungen bot, was der von ihr befruchtete Volksgeist enthielt, was Wiederschein der Kultur des Zeitalters war, erscheint hier als die Seele der Kunst, die der Geschichtschreiber mit dem Aufwande ausgebreiteter Gelehrsamkeit und hochgebildeten Schönheitsgefühles analysiert und nach dem Ausdrucke, den es in der künstlerischen Formensprache gefunden, feinsinnig schildert. Nur ein Mann, der zugleich Kunstforscher, Theologe, Literatur- und Kirchenhistoriker war, konnte eine solche Aufgabe sich stellen und sie bewältigen. In Einzelheiten ist an der „Geschichte der christlichen Kunst“ — es läßt sich nicht leugnen — vieles auszusetzen. Manche Punkte sind weder genug tief noch genug exakt aufgefaßt, die Ergebnisse fremder Forschung nicht immer nach Verdienst gewertet und benutzt, die Literatur oft mehr nur angeführt als ausgeschöpft. Der Kenner merkt nicht selten, daß ganze Abschnitte auf Aufzeichnungen zurückgehen, die einige Jahrzehnte alt sind und nur eine flüchtige Nachtuschung erhalten haben. Dennoch ist das ganze wahr und meisterhaft. Das Werk bricht unvollendet mit der Geschichte der italienischen Frührenaissance ab. Leider, muß man sagen, obschon die Darstellung der nachrafaelischen Epochen schwerlich an Wert den früheren gleichgekommen wäre; denn das sechzehnte und die folgenden Jahrhunderte lagen seinen Studien und Sympathien ferner. Neben den genannten auf einem größeren Schauplatze sich bewegenden Arbeiten wurde die alte Liebe zur lokalen Forschung weiter gepflegt. Die Denkmälerstatistik Elsaß-Lothringens war noch lange nicht zum Abschluß gediehen, als er mit einer nach gleichem Plane angelegten Beschreibung der Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden (6 Bände, 1887 ff.) hervortrat, deren Sorge ihm als großherzoglichem Konservator anvertraut war. Den 1. bis 3. Band sowie den 6. hat er selbst im Verein mit Durm und Wagner fertiggestellt. Nach 20jähriger Vorbereitung, die große persönliche Opfer heischte, erschienen ferner „Die

christlichen Inschriften der Rheinlande" (2 Bände 4°, 1890—1894). Sie gingen auf eine Anregung Ritschls, des großen Bonner Epigraphikers, zurück und sollten das Gegenstück bilden zu Brambachs Codex inscriptionum rhenanarum (1867), der die heidnischen Inschriften enthält. Das monumentale Werk war zugleich der letzte und größte Tribut, den seine Anhänglichkeit der rheinischen Heimat darbot. Auch der Geschichte des badischen Landes widmete er lebhafte und verständnisvolle Teilnahme. Der Badischen Historischen Kommission gehörte er seit ihrer Gründung (1883) als Mitglied an und wohnte den meisten Sitzungen persönlich bei; bedeutsame Unternehmungen wurden auf seinen Antrag in Angriff genommen. Überhaupt wirkte er tatkräftig an manchen wissenschaftlichen Instituten mit: so saß er im Vorstande des Germanischen Museums in Nürnberg, stand Pate bei der Entstehung des deutschen Instituts für Kunstwissenschaft zu Florenz und führte 16 Jahre lang den Vorsitz in der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg. Nimmt man hierzu die stattliche Anzahl kleinerer Arbeiten, die neben den großen einhergingen: Neubearbeitungen der Handbücher seines Vorgängers Alzog, der eigenen Kirchengeschichte, Edition der Briefe Benedikts XIV. an den Kanonikus Peggi (1884 und 1888), Gelegenheitsschriften, Reden, die außerordentlich vielen Beiträge zu Sammelwerken und Zeitschriften und besonders die glänzende Reihe der die verschiedensten Gegenstände berührenden Essays, deren größerer Teil später zu zwei Bänden (1896, 1901) vereinigt wurde — so empfängt man das Bild eines Wirkens, das Bewunderung hervorrufen muß. Es ist kaum zu begreifen, wie der auch durch vielfältige persönliche Beziehungen und einen Briefwechsel, der jährlich an die tausend Nummern aufwies, in Anspruch Genommene eine solche Unsumme von Arbeit dem siechen Körper abnötigen konnte. Die bis zuletzt andauernde Jugendfrische und Spannkraft des Geistes schienen allmächtig zu sein. Dabei darf indes nicht verschwiegen werden, daß der schöpferische Reichtum vielfach zur Flüchtigkeit, die Leichtigkeit des Schreibens zur Hast wurde. Nicht allen Angaben und nicht allen Umständen der berührten Tatsachen und noch weniger allen Zitaten in seinen Schriften darf man trauen. Der gelehrte Apparat bedarf durchweg einer vorsichtigen Nachmusterung. Die Sorgfalt des Druckes machte dem Verfasser geringe Sorge. Diese Schattenseiten, die mehr Schattenseiten der Technik als der Erudition und Quellenmäßigkeit waren, sind teilweise auch zu erklären aus dem Mangel an schulmäßiger Erziehung in der wissenschaftlichen Arbeit und aus dem

allzugroßen Vertrauen des Verfassers auf sein außerordentliches Gedächtnis. Das Erstaunen über die Schaffenskraft und Fruchtbarkeit wächst, wenn man von der geheimen Tätigkeit des Freiburger Professors in der Kirchenpolitik erfährt, über die zu seinen Lebzeiten ab und zu Andeutungen, auch aus seiner eigenen Feder, in die Öffentlichkeit drangen, die aber auch jetzt noch zum allergrößten Teile verhüllt ist. Erst wenn nach 50 Jahren — so ist es im Testament bestimmt — die schriftliche Hinterlassenschaft zugänglich sein wird, läßt sich ein voller Einblick in diese Seite seines Lebens gewinnen. Aber auch jetzt schon kann man mit einiger Sicherheit vielleicht die allgemeinen Richtlinien ziehen. Sehr frühe erwachte in Kraus das lebhafte Interesse für die politische Aktion der Katholiken, die er unter dem Gesichtswinkel der französischen und deutschen Romantik betrachtete. „Schließen wir“, schrieb er im Jahre 1864, „keinen Kompromiß mit der Schlechtigkeit und Charakterlosigkeit. Dieu et mon droit ist die Devise einer berühmten Partei; setzen wir hinzu l'Église et la liberté. Ich überzeuge mich immer mehr davon, daß die gegenwärtige, künstlich fabrizierte Welt aus den Fugen geht und besseren Institutionen Platz macht. Es wird die Zeit kommen, wo unser großer Görres nicht mehr zu sagen brauchte: Die Völker sind nichts mehr.“ (Brief vom 29. Juni.) Dieser demokratische Hauch, der ihm von der Schule Lamennais' und dem Münchener Kreise angeflogen war, ist bald verschwunden und einer gründlichen Abneigung gewichen gegen alles, was nach dem „Trottoir“ aussah. Seine empfindsame Einsiedlernatur, die Neigung, das Leben vorwiegend geistig und ästhetisch zu genießen, verschlossen ihm das Verständnis für die Seele, die in den Massen lebt, und zogen ihn dorthin, wo Bildung und Macht herrschen. Diese Stimmung hat neben der früher berührten Auffassung von den innerkirchlichen Ursachen des „Kulturkampfes“ seine Haltung in den schweren Wirren der 70er Jahre hervorgerufen, die ihn zugleich und endgültig auf das Gebiet der Kirchenpolitik trieben. Kraus fühlte zu tief katholisch, um nicht die Maßnahmen der deutschen Regierungen prinzipiell zu verwerfen und mit aufrichtigem Schmerze den Ereignissen zu folgen. Aber ebenso verurteilte er auch die in die Volksversammlungen hinabsteigende und mit den Mitteln politischer Agitation arbeitende und in der parlamentarischen Zentrumspartei gipfelnde Verteidigungsaktion der Katholiken. Er befürchtete davon eine verderbliche Demokratisierung der Kirche und eine Befestigung der Herrschaft jener Richtung, der er das vatikanische Konzil mit seinen Folgen zuschrieb.

Unermüdlich ist der Gelehrte tätig gewesen, durch Denkschriften und bis zu den höchsten Stellen reichende Einwirkungen den Staat von seiner falschen Frontstellung und der Ungerechtigkeit und der Vergeblichkeit des Ansturmes zu überzeugen und ihn auf die Bahn zu drängen, daß er zwischen Katholiken und Katholiken unterscheide. Die Bemühungen sind umsonst gewesen und mußten es sein: die gewaltige Realität des Kampfes, wie ihn Fürst Bismarck führte, konnten seine idealistischen Berechnungen nicht hemmen. Der Theologe hat es dem eisernen Kanzler nachgetragen und seinen Sturz wie eine Genugtuung empfunden, wenn er nicht noch näheren Anteil daran gehabt hat. Unterdes begleitete er von Anfang an den Gang der Dinge mit seiner scharfen publizistischen Kritik, deren geheime Ablagerungsstätten die Trierische Zeitung, die in Bologna erscheinende Zeitschrift La Riforma und deren Nachfolgerin Chiesa e Stato sowie der Français waren. Eine ebenso geschäftige Tätigkeit, aber auch eine ebenso erfolglose, entfaltete Kraus, als allmählich der Friede zwischen Staat und Kirche angebahnt wurde. In Berlin wie in Rom, an letzterem Orte mit Unterstützung de Rossis, setzten die Bemühungen ein, einen Friedensschluß nach seinen kirchenpolitischen Idealen herbeizuführen und dadurch der von ihm vertretenen kirchlichen Partei die allmähliche Wiedergewinnung des verlorenen Einflusses zu sichern. Auch hiervon sind die literarischen Reflexe in einer italienischen Zeitschrift, deren fleißiger Mitarbeiter er während eines Zeitraumes von 16 Jahren war, in den „Berliner Briefen" der Rassegna nazionale (Florenz 1881 ff.) zu finden. In steigendem Maße suchte und fand Kraus geistige Anlehnung in Italien, die früheren Beziehungen zu französischen Kreisen und auch die weihevolle Verehrung, die er für den Kardinal Newman, den Geistespatriarchen der englischen Kirche, hegte, traten davor zurück. Nachdem er 1870 zum erstenmale den unendlichen Zauber, den die Heimat Dantes, Petrarcas und des „Armen" von Assisi auf eine Seele wie die seinige üben mußte, erfahren hatte, zog er beinahe Jahr um Jahr als „Pilger", wie er sich gerne nannte, über die Alpen, um unter dem milden Himmel die müden Glieder zu erquicken und sich zu sättigen an der Kultur und Kunst des einzigen Landes. Italien liebte er wie seine zweite Heimat und er sprach und schrieb seine Sprache wie die eigene mütterliche. Vor allem auch reizte ihn dort die an großen und für die gesamte Gegenwart des Katholizismus typischen Problemen so reiche Lage der Kirche. Eine innere Geistesverwandtschaft führte ihn zu den Männern, die treu auf dem Grunde ihrer religiösen Über-

zeugungen ausharren wollten, aber die weltliche Herrschaft der Päpste verwarfen und Aussöhnung mit den modernen Ideen der Italia unita predigten, und dauernd verband ihn eine fruchtbare persönliche Freundschaft mit ihnen. Der von ihm aufgestellte Gegensatz des rein religiösen Katholizismus und des politischen, den er in Deutschland zu erkennen geglaubt hatte, fand hier seine ideelle Vertiefung und gestaltete sich zur Lebensdevise seiner letzten Jahre aus. Namentlich waren es die Schüler und Jünger Antonio Rosminis, des heiligmäßigen Philosophen von Stresa, — der Essai, den er ihm widmete (1888), gehört zu dem Wärmsten, das Kraus je geschrieben —, von denen er die mächtigsten Einwirkungen empfing. Von solchen Gedanken erfüllt richtete er nach der Beendigung des Kulturkampfes sein kritisches Augenmerk auf die kirchlichen Ereignisse, nicht nur Italiens und Deutschlands, sondern auch Frankreichs, Belgiens, Englands und Nordamerikas. Vorzugsweise kam ihm dabei die kirchenpolitische Seite, aber diese auch im weitesten Umfange, in Betracht. Dinge und Menschen unerbittlich vor sein Forum fordernd, musterte er in scharfer, überscharfer Prüfung die Gegenwart von seinem Parteistandpunkte aus, nicht selten in langen historischen Rückblicken ihre Genesis aufzeigend. Oft genug war das Urteil sehr persönlich zugespitzt und spiegelte den lang angesammelten Groll des Verfassers wieder. Auch Freunde und Gesinnungsgenossen haben mit ihrem Tadel darüber nicht zurückgehalten. Hauptsächlich waren es die „Kirchenpolitischen Briefe", die er 1895 bis 1899 zu Anfang jeden Monats als „Spektator" in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte, in denen er seiner polemischen Feder freien Lauf ließ. Als von Rom aus diesen Angriffen Einhalt geboten ward, setzte er seine Zeitbetrachtungen in anderer Form an demselben Orte fort, teils mit seinem Namen zeichnend, teils unter dem Pseudonym Gerontius, Flaminio oder ΞΕΝΟΣ, teils anonym. Aber auch andere Organe brachten kritische Beiträge dieser Art, wie die Wiener Neue Freie Presse, die Rassegna nazionale und die Deutsche Rundschau. Kurz vor seinem Tode erschien dann das Buch über „Cavour, Die Erhebung Italiens im 19. Jahrhundert" (Mainz 1902), in dem er die Männer des idealistischen, nichtrevolutionären Risorgimento aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts schilderte, als deren Geisteserben er sich und seine italienischen Freunde betrachtete. Kraus müßte nicht der Gelehrte und Historiker gewesen sein, wenn ihn nicht jene kirchliche Stellungnahme auch zu wissenschaftlichen Arbeiten getrieben hätte, die denselben Zielen dienten. Die monumentale Biographie Dantes

gehört hierher, zu der ihn allerdings auch die Kunststudien führten. Der Doppelcharakter des Buches, das mit der „Kunstgeschichte" den Höhepunkt seines literarischen Schaffens bildet, ist im Titel ausgedrückt: „Dante. Sein Leben und sein Werk; sein Verhältnis zur Kunst uud Politik" (Berlin 1897). Der schicksalsreiche Florentiner war ihm nicht nur der größte Dichter des Katholizismus, von dessen gewaltiger Schöpfung die bildende Kunst auf Jahrhunderte ihre Antriebe empfing, — Luca Signorellis Illustrationen zur Divina Commedia hatte Kraus selbst zum erstenmale herausgegeben (1892) — sondern auch der Kirchenpolitiker großen Stils und der duldende Vertreter seiner eigenen Ideale. Wie das „Göttliche Gedicht" für ihn neben der „Nachfolge Christi" eine Art Erbauungsbuch war, so schaute er zu der gewaltigen Gestalt des mittelalterlichen Poeten in huldigender Verehrung empor. Im Zusammenhang damit plante er eine umfassend angelegte „Geschichte der innerkirchlichen Reformbestrebungen von S. Francesco d'Assisi bis zur Gegenwart". Der Tod hat ihre Ausführung, die zu einem religiösen Glaubensbekenntnisse des Verfassers geworden sein würde, vereitelt. Als eine Vorarbeit dazu ist wohl der tiefeindringende und feine Essai über „Francesco Petrarca in seinem Briefwechsel" (1895—1896) anzusehen. Kraus fühlte sich zu dem bei allem Freisinn von „tränenfeuchter" Religiösität erfüllten Vater des Humanismus durch das Band der Kongenialität hingezogen. Überhaupt hatte die lange und liebevolle Beschäftigung mit der Renaissancekultur, die er wie wenige andere von innen heraus erfaßte, in seinem Wesen ein für immer nachhallendes Echo geweckt, das zum Verständnisse seines publizistischen Wirkens und auch seines persönlichen Charakters von Wichtigkeit ist. Das strenge Urteil über die aus geschichtlicher Not geborene Wirklichkeit in seiner Kirche, der harte Tadel zugunsten ferngeschauter Ideale, die mehr negativ geartete Kritik, der Mangel eines klaren Programms und eigener tatkräftiger Initiative und persönlichen Opfermutes, der mitunter hervorbrechende bittere Sarkasmus der Rede, die kleinen Eitelkeiten des Gelehrten und Schriftstellers — erinnern an manche wohlmeinende Männer jener Epoche und nicht zuletzt an den größten deutschen Humanisten, an Desiderius Erasmus. Die Züge davon sind namentlich in den Spektatorbriefen zu finden. Die romantische Stimmung der Jugend war allmählich verschüttet worden, nur das weiche Gemüt und das warm quellende Glaubensleben brachen immer wieder hervor. Sie haben ihn bis zuletzt nicht verlassen und ihm sowohl unter dem Drucke der schwersten körperlichen Leiden den

gottvertrauenden Mut bewahrt, als auch ihn treu seiner Kirche erhalten, bis ihm rasch und unerwartet die Stunde schlug, die ihn am 28. Dezember 1901 in San Remo an der Riviera hinwegnahm. Aus der ungewöhnlich großen Menge von Nachrufen ist nur weniges von bleibendem Werte; die meisten gelten der kirchlichen Stellung des Toten und brachten das Für und Wider nicht ohne Einseitigkeit und selbst nicht ohne Leidenschaftlichkeit zum Ausdrucke. Zu beachten sind die Nekrologe in der Karlsruher Zeitung 1902, Nr. 3 und 4; in der Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F., Band XVII, S. 162 ff.; im Repertorium f. Kunstwissensch. Band XXV, S. 1 ff.; im Histor. Jahrb. Band XXIII, S. 238 ff.; in der Deutschen Rundschau März 1902, S. 432 ff.; in der Köln. Volkszeitung 1902, Nr. 21, 22, 24, welch letzterer in einigen Punkten als eine Art Ergänzung zu vorstehender Skizze betrachtet werden mag. Die im Namen der theologischen Fakultät zu Freiburg von K. Braig verfaßte Schrift „Zur Erinnerung" an Franz Xaver Kraus" (Freiburg 1902) enthält manche sehr dankenswerte Mitteilungen und zeichnet sich durch pietätvolle Schilderung aus, will aber weder eine genetisch aufgebaute Biographie noch fachmännische Beurteilung bieten. Das Wertvollste in ihr ist das von K. Künstle beigesteuerte Verzeichnis der Schriften von Kraus, das jedoch auch nicht ganz vollständig ist; namentlich sind hinzuzufügen die als 2. Band der Cambridge modern history erschienene Darstellung des medicäischen Roms (1903) und der nach dem Tode Leos XIII. gedruckte Nekrolog auf diesen Papst in der Allg. Zeitung (1903). Hauvillers Buch, Fr. X. Kraus, ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus (Colmar 1904) hat mehreres beigesteuert, das Beachtung verdient, ist aber im übrigen von einem stark ausgeprägten persönlichen Standpunkte aus geschrieben. Briefe von Kraus an Reusch aus den Jahren 1866 bis 1874 sind in der Allg. Zeitung 1902, Beil. Nr. 129 veröffentlicht.

Heinrich Schrörs.

Markus Krauth,

Ordinariatsmitglied zu Freiburg, ist am 26. Dezember 1822 zu Neckarelz geboren als der Sohn des Landwirts Fr. Xaver Krauth und der Magdalena Haller. Er war das dritte von sieben Geschwistern. An der Lateinschule zu Mosbach vorgebildet, besuchte Krauth sieben Jahre lang das Lyceum zu Mannheim, das er am 23. September 1845 mit vorzüglichem Jahres- und einem besonders günstigen Abgangszeugnisse verließ, um an der Universität Freiburg durch drei Jahre Theologie zu

studieren gleichzeitig mit dem etwas jüngeren Friedrich Kössing. Auch als Theologe erwarb sich Krauth vorzügliche Zeugnisse. In seiner Exmatrikel vom 6. September 1848 steht der Vermerk: „war wegen Teilnahme an verbotenen Studentenverbindungen nicht in Untersuchung". In S. Peter bereitete sich Krauth auf die Priesterweihe vor, welche er am 24. August 1849 empfing. Seine erste Anstellung erhielt der angehende Priester als Vikar zu Ettlingen, wo derselbe vom 20. Sept. 1849 bis 9. Juni 1854 wirkte, ein Jahr lang als Pfarrverweser. Überanstrengung nötigte ihn, zumal die Stimmbänder erlahmt waren, Urlaub zu nehmen und in Baden-Baden Heilung zu suchen. Nach längerem Aufenthalte dort wurde Krauth als Hilfsarbeiter an der Erzbischöflichen Kanzlei angestellt, eine Stelle, die er am 27. Dezember 1855 bezog. Nicht lange hernach wurde er zum Sekretär ernannt und schon zwei Jahre später, also 1857, zum Assessor mit Sitz und Stimme im Ordinariatskolleg, denn nicht bloß eine große und ausdauernde Arbeitsamkeit, sondern auch ein sehr gesundes Urteil sowie eine genaue Kenntnis des kanonischen Rechtes zeichnete Krauth aus, so daß er sich bald das volle Vertrauen des greisen Erzbischofs Hermann von Vicari erwarb. Als darum die Großh. Regierung und die Erzbischöfliche Kurie eine Beilegung der zwischen beiden obschwebenden Streitfragen anstrebten, wurde Krauth im Jahre 1857 nach Rom gesandt, um mit Staatsrat K. Felix Brunner, Freiherrn von Berckheim und Oberhofgerichtsrat F. K. Roßhirt die sogenannte Konvention (Konkordat) zwischen der badischen Regierung und der Kurie in die Wege zu leiten. Fast zwei Jahre verlebte Krauth in Rom und trat namentlich mit dem Kardinal Reisach in ein enges Vertrauensverhältnis. Als tüchtigem Kenner des kirchlichen Rechtes fielen Krauth hauptsächlich die Gutachten über das Patronats-, Pfründen- und Stiftungswesen zu. Die fraglichen Gutachten sind Muster klarer und ruhiger Darstellung. An dem Zustandekommen des Konkordates vom 29. Oktober 1859 war derselbe wesentlich beteiligt. Überhaupt besaß Krauth auf diesem Gebiete des kirchlichen Rechtes eine seltene Kenntnis. Mehrere Jahrzehnte hindurch lag ihm die schwierige Aufgabe der Anstellung und Versetzung der Vikare und Pfarrverweser ob. Im Jahre 1867 ernannte ihn der Erzbischof von Vicari zum Offizialatsrat, 1882 verlieh ihm Erzbischof Orbin Amt und Titel eines wirklichen Geistlichen Rates, im Jahre 1886 der Papst den eines Ehrenkämmerers. Wiederholt von der Liste der Kandidaten für das Domkapitel durch die Großherzogliche Regierung gestrichen,

blieb er endlich im Jahre 1891 auf der vorgelegten Liste stehen, wurde auch vom Domkapitel gewählt, verzichtete aber auf die Wahl und an seiner Stelle ward Dr. Gutmann gewählt. Dafür ernannte Erzbischof Roos den hochverdienten Mann zum Ehrendomherrn. Im Jahre 1899 feierte Krauth sein 50jähriges Priesterjubiläum. Er starb am 3. März 1900, nachdem er seit 1896 wegen allgemeiner, durch Überarbeitung verursachter Nervenschwäche von den Kanzleigeschäften sich hatte zurückziehen müssen. Volle 40 Jahre hatte K. der Erzbischöflichen Kanzlei seine ganz erstaunliche Arbeitskraft gewidmet. Kein wichtigeres Ordinariatsgeschäft wurde ohne seinen Rat erledigt; ja, man kann fast sagen: die Erzbischöfliche Kanzlei das war Krauth! Nicht sehr viele Männer hatten Kenntnis von Krauths Arbeitslast. Am 18. Dezember 1855 bezog er seine Wohnung im Mutterhause der Barmherzigen Schwestern zu Freiburg und dort wohnte er bis zu seinem Tode 45 Jahre, während welcher, wenn wir von den letzten vier Lebensjahren absehen, seine Tagesordnung unabänderlich fest stand. Schon ½5 Uhr morgens im Winter wie im Sommer erhob er sich vom Schlafe, arbeitete von 9 bis 12 und gar oft bis 1 Uhr und abermals von 3 bis 8 oder 9 Uhr Tag um Tag auf der Kanzlei unverdrossen. Wenn alle Ordinariatsbeamten längst den Arbeitsplatz verlassen hatten, war Krauth allein noch bei der Arbeit, so lange bis das letzte nötige Geschäft erledigt, der letzte von unzähligen amtlichen Briefen geschrieben war. Trotz alledem war derselbe im Lande verkannt wie wenige und es berührte jeden, der ihn näher kannte, schmerzlich, zu sehen, wie wegen widriger Umstände dem Manne von vielen die Anerkennung versagt wurde, die er in so hohem Maße durch seine hervorragenden Eigenschaften verdiente. Man rechnete Krauth zur „Camarilla“ an der Kurie, zu den „Intransigenten“; dem gegenüber sagen wir im Namen der Gerechtigkeit und Wahrheit mit Nachdruck: man verkannte Krauth! Er war eine durchaus versöhnliche Natur und vorab ein bescheidener Charakter; in hohem Grade wohlwollend und wohltätig und bei seiner außerordentlichen Erfahrung ein besonnener Realpolitiker. Im öffentlichen Leben trat er nie auf, es fehlte ihm die Rednergabe und schon die notwendigste Voraussetzung — die Stimme. Dagegen nahm er in der Diözesanverwaltung durch vier Jahrzehnte eine ganz außerordentliche Stellung ein, war die arbeitssamste, ausdauerndste Stütze dreier Erzbischöfe und des Bistumsverwesers Kübel. Die Schöpfung der Erzbischöflichen Lehranstalt zu Altbreisach (1870—74) und die Erbauung des großartigen

Gymnasialkonviktes zu Freiburg war sein Werk. Für letzteres wie für das Gymnasialkonvikt zu Tauberbischofsheim hat Krauth große Summen teils gesammelt, teils von dem Eigenen beigesteuert; in dem Monumentalbau des Freiburger Gymnasialkonviktes hat er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt. Cornel Krieg.

Theodor Krauth

wurde am 25. September 1850 als Sohn des Schreinermeisters Krauth in Eberbach geboren. Ursprünglich zum Schreiner bestimmt, absolvierte er in der Werkstatt seine Lehre und machte das Gesellenstück. Sein Fleiß und seine Fähigkeiten brachen sich aber eine weitere Bahn; er besuchte das Karlsruher Polytechnikum und trat dann als Architekt bei der Kirchenbauinspektion in Heidelberg in den praktischen Dienst. Hier bot sich ihm ein reiches Feld der Tätigkeit. In seinen freien Stunden übernahm er zahlreiche Entwürfe und deren Ausführung zu Wohngebäuden und gewerblichen Etablissements, auch schuf er Entwürfe für Innendekorationen in Botzen und Meran, sowie für kunstgewerbliche Arbeiten, welche überall den künstlerisch reichveranlagten, feinfühligen Architekten und Kunstverständigen offenbarten. Man wurde auf den durch eisernen Fleiß und höheres Streben sich aus sich selbst heraus entwickelnden Mann aufmerksam und berief ihn am 1. November 1884 als Lehrer an die Baugewerkschule in Karlsruhe, wo er schon am 1. Januar des folgenden Jahres zum Professor ernannt wurde. Pflichteifer, Fähigkeiten, Schaffensfreudigkeit führten ihn nun bald in höhere Stellungen und brachten ihm besondere Auszeichnungen. Vom Juli 1890 ab wurde er mit dem Inspektorat der Gewerbeschulen betraut; auch kam er in den Oberschulrat und dann 1892 als ordentliches Mitglied in den neuerrichteten Gewerbeschulrat, unter gleichzeitiger Ernennung zum Regierungsrat. In dieser Stellung entwickelte Krauth eine ersprießliche Tätigkeit als Mann der Praxis, als feindurchgebildeter Architekt, als erfahrener Schulmann und Kunstverständiger bei der Reorganisation der Gewerbeschulen. Diese verdanken ihm ein reichhaltiges, systematisch durchgeführtes zeichnerisches Vorlagenmaterial, woran es diesen Schulen bisher gefehlt hatte. Man übertrug ihm die Funktion eines Referenten für Bausachen und für den Zeichenunterricht beim Oberschulrat und zeichnete ihn 1894 wegen seiner Verdienste durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen aus. — Als Mann der Praxis sah Krauth die Lücken in der dem Handwerk dienenden Literatur,

welche auszufüllen er rüstig ans Werk ging. Er schrieb und zeichnete zahlreiche Werke, teils für sich allein, teils in Gemeinschaft mit Freunden, Werke, die das Andenken seines Namens auch in Handwerkerkreisen unvergeßlich machen werden. Es entstanden so die „Aufgaben für das praktische Rechnen“ (bisher 4. Auflage), und in Gemeinschaft mit F. S. Meyer „Das Schreinerbuch“ für Bau- und Möbelschreiner, „Das Schlosserbuch“, „Das Zimmermannsbuch“, „Das Steinhauerbuch“, „Der Schlosser der Neuzeit“, Werke, welche zumeist schon mehrere Auflagen erlebt haben und welche auch wegen ihrer hohen Bedeutung zum Teil in fremde Sprachen übersetzt worden sind. Ein unerwartet schneller Tod riß Krauth am 15. August 1900 zu Wattwyl in der Schweiz aus seiner vielseitigen Tätigkeit. Seine Verdienste, seine sich stets gleich bleibende Hülfsbereitschaft und gewinnende Freundlichkeit sichern ihm bei seinen Vorgesetzten, wie Mitarbeitern, Freunden und allen, die ihm näher getreten waren, ein ehrendes und freundliches Andenken. (Badische Gewerbezeitung 1900, 277 f.)

Wilhelm Kühne

wurde geboren den 28. März 1837 zu Hamburg und erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Lüneburg. Er zeigte schon früh eine Neigung zu naturwissenschaftlichen Studien, und eine glückliche Unabhängigkeit seiner äußeren Verhältnisse gestattete ihm, dieser Neigung ungehindert nachzugehen und sich unter der Leitung der bedeutendsten Naturforscher und Biologen seiner Zeit für seine Lebensaufgabe vorzubereiten. Erst 17 Jahre alt, bezog er 1854 die Universität Göttingen, um unter Wöhlers Leitung sich der Chemie zu widmen und bei dem Physiologen Rudolf Wagner zu arbeiten. Für seine spätere Arbeitsrichtung als Physiologe war die Anregung eines so hervorragenden Chemikers wie Wöhler von der größten Bedeutung, indem sie ihn auf die Erforschung der chemischen Vorgänge im Tierkörper hinwies. Schon 1857 ist eine Arbeit von ihm und Hallwachs dem weiteren Ausbau einer Entdeckung Wöhlers auf dem Gebiete des tierischen Stoffwechsels gewidmet. Auf diesem Arbeitsfelde, welchem er sein ganzes späteres Leben hindurch treu blieb, hat Kühne den größten Teil seiner wissenschaftlichen Erfolge erzielt. — Mit 19 Jahren auf Grund einer Dissertation über künstlich erzeugten Diabetes bei Fröschen zum Doktor der Philosophie promoviert (1856), setzte Kühne seine Studien 1857 zunächst in Jena und 1857/58 in Berlin unter Dubois Reymond fort.

Hierauf begab er sich zu einem mehrjährigen Aufenthalt (1859 bis Anfang 1862) nach Paris, wohin ihn besonders die großen Entdeckungen des Physiologen Claude Bernard zogen. Bei diesem vorzüglichen Experimentator, der auch in die chemischen Vorgänge des Lebens tiefe Blicke zu tun verstand, hat Kühne hauptsächlich seine Virtuosität in der experimentellen Physiologie erworben, wie er denn auch dieses seines Lehrers stets mit dankbarer Anhänglichkeit gedacht hat. Schon früh bekundete Kühne seine Meisterschaft in der mikroskopischen Forschung. Eine glänzende Probe davon geben seine schon mit 22 Jahren begonnenen und dann eifrig fortgesetzten Arbeiten über die Endigungsweise der Nerven in den quergestreiften Muskeln. Zwar hatten schon lange Zeit vor ihm verschiedene Beobachter für niedere Tiere mit Bestimmtheit angegeben, daß das Ende der motorischen Nervenfaser mit der Muskelfaser in direkte Berührung trete; diese Angaben konnten sich aber keinen Eingang verschaffen, weil der gleiche Nachweis für höhere Tiere nicht gelingen wollte und weil gerade bei Wirbeltieren die Untersuchungen zu durchaus abweichenden Annahmen über die Endigungsweise der Muskelnerven führten. Da gelang Kühne, zuerst bei Insekten, und dann auch bei Wirbeltieren, der sichere Nachweis, daß die Nervenfaser in das Innere des Muskelschlauches eindringt, und einige Jahre später, in denen dieser Gegenstand inzwischen von zahlreichen anderen Forschern aufgenommen und gefördert worden war, konnte er auch die erste genauere Schilderung der Art und Weise dieser Nervenendigung in der sog. Nervenendplatte folgen lassen. Hierdurch war erst für die experimentell gefundene Tatsache, daß der Reizungsvorgang von der Nervenfaser auf die Muskelfaser übertragen wird, ein Verständnis gewonnen. Bald nachher hat er durch seine berühmt gewordene Beobachtung der freien Bewegung eines mikroskopisch kleinen Würmchens, einer Nematode, im Inneren einer Muskelfaser den Nachweis zu liefern vermocht, daß der Inhalt des Muskelfaserschlauches eine flüssige Beschaffenheit besitzt, was für die noch immer ungelöste Frage vom Zustandekommen der Muskelkontraktion von fundamentaler Bedeutung ist. Nicht minder wichtig sind Kühnes experimentelle Untersuchungen aus dem Gebiete der Muskelphysiologie, durch welche er die Frage, ob die Muskelfaser eine eigene, von der Übertragung durch die Nerven unabhängige Irritabilität besitzt, welche so lange ein Gegenstand des Streites gewesen war, in positivem Sinne entschieden hat. In Wien, wo er nach der Pariser Zeit einen kürzeren Aufenthalt nahm, ist er zu den dortigen hervor-

ragenden Physiologen Ernst Brücke und Karl Ludwig, besonders zu dem ersteren, in nähere Beziehungen getreten. Im Jahre 1861 hatte ihm Virchow eine Assistentenstelle am pathologischen Institut übertragen, an welchem er die Leitung der chemischen Abteilung übernahm. Hierdurch eröffnete sich ihm ein selbständiger Wirkungskreis, in welchem er bald auch eine fruchtbringende Lehrtätigkeit entwickelte. Die nahen Beziehungen zu dem Begründer der Cellularpathologie mußten ihn auf Probleme aus dem Gebiete der Zellenlehre hinlenken. Virchow hatte den großen Schritt getan, die von Schleiden und Schwann begründete Zellenlehre auf die Pathologie zu übertragen und dafür fruchtbar zu machen. Kühne nahm jetzt die in den Elementarorganismen des Körpers, den Zellen, sich abspielenden Lebensvorgänge zum Gegenstand seiner Untersuchung. Die Frucht dieser Studien ist sein Buch über das Protoplasma und die Kontraktilität, das mit einer staunenswerten Fülle von Beobachtungsmaterial die Kontraktilitätserscheinungen im Tier- und Pflanzenreich behandelt und die Bedingungen ihres Auftretens zu ergründen sucht. Charakteristischer Weise bildet einen der wichtigsten Abschnitte desselben wieder eine chemische Untersuchung, der Nachweis einer spontan gerinnenden Substanz in den Muskeln, welche auch die Ursache der Totenstarre abgibt, des von ihm sog. Myosins, eine Untersuchung, durch welche er eine Hypothese Brückes über die Entstehung der Totenstarre bestätigt hat. Seine Vorlesungen über physiologische Chemie wurden von Kühne 1868 zu einem ausgezeichneten Lehrbuch ausgearbeitet, welches den Stoff ganz von der physiologischen Seite aus auffaßt und durch die Klarheit der Darstellung und die Menge der darin niedergelegten Beobachtungen noch heute von Wert ist. Auf dem Gebiete der Pathologie ist Kühne trotz der durch seine Berliner Stellung gegebenen Anregung nur ausnahmsweise als Forscher tätig gewesen. Zu erwähnen ist hier seine Arbeit über die chemische Natur der durch die sog. amyloïde Degeneration der Körperorgane entstehende Substanz, bei deren Isolierung er sich mit dem besten Erfolg der von ihm erfundenen Verdauungsmethode bediente. Er wußte sich weise zu beschränken, auch ließ ihm Virchow in seinen Arbeiten völlig freie Hand. Kühne hat Virchow die große Liberalität nie vergessen, mit der ihm dieser die Mittel des Institutes zu seinen besonderen Forschungen zur Verfügung stellte. So gestaltete sich seine Abteilung mehr zu einem kleinen physiologischen Institute, in welchem unter seiner Leitung alle möglichen mikroskopischen, chemischen und experimentellen Arbeiten, aber vorzugsweise nicht-patho-

logischen Inhaltes, ausgeführt wurden. In dieser Berliner Zeit wurde Kühne der Mittelpunkt eines Kreises jugendlicher Fachgenossen, welche in zwanglosem, geselligem Verkehr ihre wissenschaftlichen Ansichten und Ergebnisse austauschten und an fremder Arbeit Kritik übten. Die abendlichen Zusammenkünfte waren oft durch sprühenden Humor gewürzt, und eine gewisse Exklusivität hielt die Gesellschaft bei aller Formlosigkeit eng zusammen. Viele aus diesem Kreise haben später an Universitäten gewirkt, nicht wenige als hervorragende Forscher und Gelehrte. Von den Heimgegangenen seien aus Kühnes Zeit genannt: Lücke, Radziejewski, K. Hüter, F. Boll, J. Cohnheim, K. Westphal, W. Preyer.

Kühne folgte schon 1868 einem Ruf an die Universität Amsterdam, wo er aber in den gänzlich geänderten Lebensverhältnissen nicht heimisch wurde. Um so mehr mußte er 1871 die Berufung nach Heidelberg als Nachfolger von Helmholtz, an die Universität, an der damals noch Bunsen und Kirchhoff wirkten, als ein Glück empfinden. Das hier ganz nach seinen Angaben eingerichtete physiologische Institut wurde bald eine Stätte regster wissenschaftlicher Arbeit, zu welcher er zahlreiche jüngere Kräfte anzuregen wußte. Zu der Befriedigung an dieser arbeitsreichen und schaffensfrohen Forschertätigkeit kam noch das Glück eines überaus harmonischen Familienlebens, was ihm den Aufenthalt in Heidelberg lieb machte, so daß er dieser Universität trotz wiederholter verlockender Anerbietungen bis an sein Lebensende treu blieb. In der Heidelberger Zeit wurden zunächst die schon in Berlin begonnenen Untersuchungen über die Pankreasverdauung wieder aufgenommen, welche ihn zur Reindarstellung des Fermentes der Bauchspeicheldrüse, von ihm Trypsin genannt, führten und über dessen Wirkung auf die Eiweißkörper näheren Aufschluß gaben. Für die ungeformten Fermente wählte er den neuen Namen Enzyme, um auch durch die Bezeichnung die fermentativ wirkenden chemischen Substanzen von den in gleicher Weise wirksamen niederen Organismen scharf zu trennen. Bald mußten aber diese Untersuchungen eine Weile zurücktreten, da die Entdeckung Bolls, daß die Netzhaut des Auges eine durch Licht ausbleichbare rote Färbung besitzt, welche im Leben fortwährend zersetzt und wieder erneuert wird, Kühne zu einer vier Jahre hindurch fortgesetzten Reihe von Untersuchungen Anlaß gab, welche so recht seine Meisterschaft in der experimentellen Forschung und seine Beherrschung der chemischen und physikalischen Hilfsmittel dartun. Er fand, daß die rote Färbung nicht, wie Boll anfangs annahm, eine Lebenseigenschaft der Netzhaut ist, sondern bei Abschluß des Lichtes nach

dem Tode ebenso wie im Leben erhalten bleibt. Er wies nach, daß sie nicht auf einem Interferenzvorgang beruht, sondern von einem roten Farbstoff, dem Sehpurpur herrührt, dessen schwierige Trennung von den damit durchtränkten Gewebselementen, den Stäbchen der Netzhaut, ihm gelungen ist; er zeigte, daß durch die Einwirkung des Lichtes auf den Sehpurpur den Photographien vergleichbare Bilder äußerer Gegenstände auf der Netzhaut zustande kommen, die trotz ihrer Vergänglichkeit sich objektiv demonstrieren lassen, die sogenannten Optogramme. Er hat damit für die photochemische Theorie der Lichtempfindung eine sichere Basis geschaffen. Seine Hypothese, daß die Zersetzungsprodukte des Sehpurpurs chemisch reizend auf die Endorgane des Sehnerven in der Netzhaut einwirken, macht es verständlich, wie das Licht eine Erregung des Sehnerven bewirken kann, obwohl dieser Nerv gegen die direkte Einwirkung des Lichtes vollkommen unempfindlich ist. Freilich stehen der Annahme dieser Hypothese noch gewisse Bedenken entgegen, weshalb Kühne selbst sie nicht als sicher erwiesen betrachtet hat. Nach Abschluß dieser Arbeiten wendete sich Kühne wieder der Untersuchung der durch das Trypsin erzeugten Spaltungsprodukte der Eiweißkörper zu. Die dabei erlangten Resultate sind, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die Lehre von der Verdauung, von besonderer Bedeutung für die schwierige Aufgabe der Zukunft, die Erforschung der chemischen Konstitution der Eiweißkörper, welche jetzt schon ernstlich in Angriff genommen wird. Zu diesen wissenschaftlichen Untersuchungen kam noch seit 1883 in Gemeinschaft mit C. v. Voit die Mitherausgabe der Zeitschrift für Biologie. In der letzten Zeit seines Lebens hat sich Kühne wieder mit der Kontraktilität des Protoplasmas beschäftigt und namentlich deren Abhängigkeit von der Gegenwart von Sauerstoff in sehr eingehender Weise studiert. So schließt sich das Ende seiner wissenschaftlichen Laufbahn harmonisch den fundamentalen Untersuchungen seiner Jugendzeit an. Die Weiterführung dieser Arbeit wurde unterbrochen durch eine schwere Erkrankung, deren erste Anfänge schon viele Jahre zurücklagen, ohne daß aber bis dahin seine Arbeitsfähigkeit dadurch wesentlich gestört worden war. Vergeblich suchte Kühne in milderem Klima Besserung; er starb, zu früh für die Wissenschaft, am 10. Juni 1900.

Zahlreiche Fragen hat Kühne zur Entscheidung gebracht, in anderen einen Fortschritt angebahnt, der auf lange Zeit hinaus für weitere Forschungen bestimmend sein wird. Erstaunlich ist die Menge einzelner Tatsachen und Erfahrungen, die er in seinen Arbeiten angehäuft hat,

und die als sicherer Besitzstand in die Wissenschaft übergegangen sind. Die Zuverlässigkeit seiner Beobachtungen und die Gewissenhaftigkeit seiner Untersuchung, auch in nebensächlichen Einzelnheiten, waren so groß, daß ihm Irrtümer in seiner langen wissenschaftlichen Laufbahn kaum vorgekommen sind. Seine Wahrheitsliebe war auch das Motiv, das ihn an Gegnern scharfe, zuweilen vernichtende Kritik üben ließ, wenn er sie auf unrichtigen Wegen fand, oder wenn sie berechtigten Ansprüchen zu nahetraten. Kühne war eine künstlerisch angelegte Natur; diese Anlage hat ihn aber nie dazu verführt, gewagten Spekulationen Raum zu geben oder aus den gefundenen Tatsachen mehr ableiten zu wollen, als wozu sie berechtigten. Sie war für ihn nur die Quelle, aus der er immer neue und unerschöpfliche Hilfsmittel herzuleiten vermochte zur Bewältigung der Aufgaben, welche er sich gesetzt hatte. Darum wird auch seinen Arbeiten über manche heute geltende Ansichten hinaus ein dauernder Wert verbleiben. Als Lehrer verstand es Kühne, seine Zuhörer durch lebhaften und inhaltreichen Vortrag zu fesseln und zu wissenschaftlichem Denken anzuregen. Er sprach schnell und brachte eine Menge von Tatsachen, so daß der Anfänger zuweilen Mühe hatte zu folgen. Um so mehr wurde derjenige, dem es um die Sache ernst war, für seine Aufmerksamkeit durch den Inhalt der sorgfältig ausgearbeiteten und durch zahlreiche Versuche erläuterten Vorlesungen belohnt. Im Laboratorium war Kühne unermüdlich, denen, welche tiefer in seine Wissenschaft eindringen wollten, die Wege dazu zu zeigen und zu ebnen. Kühne war ein Freund der Geselligkeit, dem es Bedürfnis war, den Inhalt seines reichen Geisteslebens anderen mitzuteilen. Von großer persönlicher Liebenswürdigkeit, bekundete er in seiner geistvollen Unterhaltung ebensowohl ein sicheres Urteil in Sachen der Wissenschaft, wie ein reges Interesse und Verständnis für alle bedeutenden Erscheinungen in Literatur und Kunst. Ein hervorragender Biologe, ein glänzender, an Erfolgen reicher akademischer Lehrer, ein warmherziger, für alles Große und Schöne begeisterter Mensch, so wird Kühne in der Erinnerung seiner Freunde fortleben. Die Wissenschaft, welche ihm so vieles verdankt, wird sein Andenken in Ehren halten.

Nekrologe: v. Uexküll, Münchener med. Wochenschr. 1900; C. v. Voit, Zeitschr. f. Biologie, 1900; F. Hofmeister, Berichte der deutschen chem. Gesellschaft, 1901. Leber.

Benedikt Kürner

gehörte dem Karlsruher Hoftheater als Sänger und Schauspieler über 30 Jahre, von 1859 bis 1890, an. Er wurde geboren am 26. Juni 1837 zu St. Peter bei Freiburg. Ursprünglich zum Studium der katholischen Theologie bestimmt, entschloß er sich, veranlaßt durch seine schönen stimmlichen Mittel, nachdem er in Karlsruhe im Leibgrenadierregiment seiner Militärpflicht genügt hatte, die künstlerische Laufbahn einzuschlagen. Er erhielt seine künstlerische Ausbildung durch den trefflichen Baritonisten Oberhoffer und machte seinen ersten theatralischen Versuch am 12. Mai 1859 als Rudolph der Harras in Rossinis „Tell". Im September desselben Jahres wurde er von Eduard Devrient für zweite und dritte Tenorpartien kontraktlich dem Karlsruher Hoftheater verpflichtet. Im Lauf der folgenden Jahre wurde ihm neben zahlreichen kleineren Rollen auch ein Teil der lyrischen Tenorpartien, u. a. die des Gomez im „Nachtlager von Granada" und die des Max im „Freischütz" zugewiesen. In das richtige Fahrwasser und zur vollen Entfaltung seiner künstlerischen Kräfte gelangte Kürner erst dann, als ihm mit dem Rücktritt von Eberius 1867 das Tenorbuffo-Fach, aus dem er schon bis dahin zahlreiche Rollen bekleidet hatte, in seinem ganzen Umfange zufiel. Durch sein natürliches und temperamentvolles Spiel, durch seinen frischen, urwüchsigen und aus dem Herzen kommenden Humor, durch seine musikalische Sicherheit wurde er im Laufe der Jahre zu einem ausgezeichneten Vertreter dieses Faches und hat namentlich in Lortzingschen Figuren, in Peter Iwanow, Veit, Peter („Die beiden Schützen"), Ritter Adelhof und zahlreichen anderen Partien Gestalten geschaffen, durch die er sich, zum großen Teil in gemeinsamem Wirken mit dem unvergeßlichen Baßbuffo Karl Speigler, einen dauernden Ehrenplatz in dem Gedächtnis des Karlsruher Theaterpublikums erworben hat. In der ersten Vorstellung der „Meistersinger von Nürnberg" in der badischen Residenz am 5. Februar 1869 wurde Kürner der erste Beckmesser der Karlsruher Bühne, eine Rolle, mit der er große und berechtigte Erfolge in den nächsten beiden Jahrzehnten gefeiert hat. Durch die außerordentliche und höchst originelle Komik, womit er die Gestalt des Stadtschreibers ausstattete, durfte er sich schauspielerisch den hervorragendsten Vertretern der Rolle an die Seite stellen und ward mit Recht dazu erlesen, 1888 auch in Bayreuth die Partie zu verkörpern. Neben seinen gesanglichen Leistungen war Kürner auch im Schauspiel in Rollen aller Art tätig und erwies sich namentlich in derbkomischen und Bauernrollen

als sehr verwendbares Mitglied der Karlsruher Kunstgenossenschaft. Eine köstliche Gestalt schuf er mit dem Lindenwirt in „Dorf und Stadt", wo ihm wie in manchen ähnlichen Rollen die Beherrschung seines heimatlichen Dialektes, dessen Anklänge sonst leicht störten, sehr zu statten kam. Mit Beginn der 80er Jahre wurde Kürner mit der Regie der Oper betraut, die er zusammen mit August Harlacher bis zum Schluß seiner künstlerischen Tätigkeit führte. Ein zunehmendes körperliches Leiden zwang ihn, mit dem Nov. 1890 in den Ruhestand zu treten; er starb zu Karlsruhe am 13. Sept. 1891.

E. Kilian.

August Lamey.

Der Staatsmann, mit dessen Namen die Erinnerung an die glänzendste Epoche des badischen Liberalismus verknüpft ist, entstammt einer Familie elsässischen, vielleicht französischen Ursprungs. „Unser Geschlechtsname scheint nicht deutschen, sondern wälschen Ursprungs zu sein. Da nur die hohen vogesischen Gebirge das Münster- oder Gregoriental von Lothringen scheiden, so war es leicht möglich, daß vor alten Zeiten ein Lothringer namens Lamy sich darin niedergelassen und von den deutschen Einwohnern, wo das y wie ei ausgesprochen wird, Lamey genannt worden ist." So schreibt in seinen Lebenserinnerungen der kurpfälzische Hofrat und Sekretär der Akademie der Wissenschaften Andreas Lamey, der, als Sohn eines ehrsamen Küfermeisters und Landwirts zu Münster im Elsaß geboren, im Jahre 1763 von Straßburg nach Mannheim berufen worden ist und dort eine vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet hat. Des Andreas ältester Sohn Ernst, Jurist und Journalist, gab das in französischer Sprache erscheinende «Journal de Mannheim» heraus, siedelte aber nach dem Anfall der rechtsrheinischen Pfalz an Baden nach Karlsruhe über, wo ihm die Redaktion der badischen Staatszeitung übertragen und der Titel eines Rates verliehen ward. Als sein dritter Sohn ist August Lamey am 27. Juli 1816 in Karlsruhe geboren. Schon 1822 starb der Vater, die Witwe mit fünf Kindern in bedrängter Lage zurücklassend. Aber Frau Rat Lamey zählte zu den Frauen, die nach Goethes Spruch für die trefflichsten gehalten werden, weil sie den Kindern den Vater zu ersetzen imstande sind. Einem Gnadenakt des Großherzogs war es zu danken, daß ihr die Redaktion der Staatszeitung belassen wurde, und sie wußte den geschäftlichen Anforderungen wie der Sorge für ihr Hauswesen gerecht zu werden. Der Umsicht und Tatkraft der durch Geist und Gemüt ausgezeichneten Frau gelang es, den drei Söhnen

eine ihrer Begabung entsprechende Ausbildung zuteil werden zu lassen. Ein humaner und toleranter Geist beseelte das Haus, wo die beiden Töchter im katholischen Glauben der Mutter erzogen wurden, während die Söhne dem protestantischen Vater folgten. Nach Absolvierung des Lyceums seiner Vaterstadt studierte August Lamey in Bonn, München und Heidelberg die Rechtswissenschaft; Walter, Bethmann-Hollweg in Bonn, Hermann in München, Thibaut, Mittermaier und Morstadt in Heidelberg sind unter den Lehrern zu nennen, die auf ihn Einfluß gewannen. Nach vorzüglich bestandenem Staatsexamen trat Lamey im Sommer 1840 in die praktische Laufbahn des Staatsdienstes ein. Er arbeitete bei verschiedenen Ämtern und erlangte 1842 das Schriftverfassungsrecht in gerichtlichen und Verwaltungssachen, das er unter Leitung des ausgezeichneten Obergerichtsadvokaten Bertheau in Mannheim ausübte. Im Jahre 1843 raffte ein jäher Tod seinen älteren Bruder, den hochbegabten Hektor Lamey (Bad. Biogr. II, 5), der bereits Ministerialrat im Justizministerium geworden war, im Alter von erst 34 Jahren dahin; um der tieftrauernden Mutter tröstend zur Seite zu sein, nahm Lamey seinen Wohnsitz wieder in Karlsruhe und wurde 1844 hier als Stadtamtsassessor angestellt. Zwei Jahre darauf wurde er an das Stadtamt Mannheim versetzt, wo er außer den Geschäften der Kriminaljustiz auch die Funktion des Zensors wahrzunehmen hatte, ein Amt, das ihm begreiflicherweise wenig Freude bereitete, gelegentlich wohl auch einen Tadel der gestrengen Vorgesetzten eintrug und dessen Fatalitäten er später in launiger Weise geschildert hat. Sein Gesuch um Enthebung von dem leidigen Amte erledigte sich durch seine Beförderung zum Hofgerichtsassessor in Mannheim, die im Dezember 1846 erfolgte; später wurde er zugleich zum Staatsanwaltssubstituten beim Hofgericht und Oberhofgericht ernannt. Im tollen Jahre 1848 begann Lamey seine politische Laufbahn, als Abgeordneter seiner Vaterstadt Karlsruhe trat er am 1. Mai 1848 in die Zweite Kammer ein. Die innerpolitische Lage war, seitdem Bekk Ende 1846 die Leitung des Ministeriums des Innern übernommen, gegen früher eine andere geworden: die gereizte Oppositionsstimmung, die in der Blittersdorffschen Ära die ganze Kammer beherrschte, und die daraus hervorgegangene Entfremdung zwischen Regierung und Volksvertretung war gewichen und zum erstenmal seit geraumer Zeit fand sich in dem Landtag, der im Herbst 1847 zusammengetreten war, wieder eine regierungsfreundliche Mehrheit. Dieser konstitutionell gesinnten, dem Ministerium ergebenen und darum von der revolutionären Partei bitter

gehaßten Mehrheit gehörte auch Lamey an. Bald gelangte der kenntnisreiche und talentvolle junge Abgeordnete auch neben den angesehenen älteren Politikern zur Geltung, und als die Radikalen nach Ablehnung ihres durch Häussers Bericht gebührend gekennzeichneten Antrags auf „Kammerauflösung und Einberufung einer verfassunggebenden Versammlung" im Februar und März 1849 ausgetreten waren, nahm Lamey mit Häusser eine führende Stellung ein. Unbeirrt durch die revolutionären Schilderhebungen, die zweimal im Laufe weniger Monate das Land erschüttert hatten, bemühten sich Regierung und Kammer, die Gesetzgebung im Sinne der „Märzerrungenschaften" d. h. mit weitestgehender Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Demokratie zu reformieren und zur Durchführung der im Januar 1849 verkündeten „Grundrechte" die erforderlichen neuen Gesetze zu schaffen. Lamey nahm an diesen legislativen Arbeiten regen Anteil; er erstattete u. a. Bericht über eine neue Kreisorganisation — eine Vorlage, die den bureaukratischen Verwaltungsapparat vereinfachen, durch Heranziehung bürgerlicher Elemente volkstümlicher gestalten und zugleich mit neuzuschaffenden Selbstverwaltungskörpern in Verbindung bringen wollte, die also — wenn auch noch nicht in ausgereifter Gestalt — schon alle die Grundgedanken enthielt, welche fünfzehn Jahre später Lameys Verwaltungsorganisation verwirklichen sollte. Der Entwurf wurde eingehend durchberaten, auch als Gesetz, die Einrichtung und den Geschäftskreis der Verwaltungsbehörden betreffend, am 10. April 1849 verkündet, ist aber nie in Wirksamkeit getreten. Einer Anregung in dem erwähnten Lameyschen Berichte Folge gebend, legte die Regierung auch einen Gesetzentwurf über „Errichtung eines selbständigen Verwaltungsgerichtshofes" vor; von dessen Beratung wurde jedoch, wie Lamey selbst als Berichterstatter vorschlug, Umgang genommen, da inzwischen die deutschen Grundrechte in Artikel 9 verfügt hatten, daß „die Verwaltungsrechtspflege aufhöre" und es unangemessen schien, eine Behörde neu zu schaffen, die mindestens ihrem Namen nach mit den Grundrechten in Widerstreit stand. Am 27. April 1849 interpellierte Lamey die Regierung in betreff der deutschen Verfassungsfrage und gab ihr hierdurch Gelegenheit, den von den Radikalen ausgestreuten, eine Regierungsnote vom 11. April mißdeutenden Verdächtigungen gegenüber neuerdings zu erklären, daß sie die von der Nationalversammlung beschlossene Reichsverfassung und Oberhauptswahl unbedingt anerkenne. Am folgenden Tage beschloß dann die Kammer auf Häussers Bericht, der Regierung zur Durchführung der deutschen

Reichsverfassung ihre freudigste und bereitwilligste Unterstützung zuzusichern; am gleichen 28. April freilich war durch die endgültige Absage Preußens das Scheitern des Verfassungswerkes zur Gewißheit geworden. In den nun folgenden Wochen des Aufstandes finden wir Lamey bei der Flüchtlingskolonie in Auerbach an der Bergstraße, wo verschiedene Heidelberger Professoren und Beamte, darunter Häusser und Scheffel, weilten und ein trinkfroher Humor über die Kümmernisse der Zeiten hinweghalf. In Erinnerung an ihr Zusammensein in jenem lustigen Auerbacher Exil hat Scheffel in dem bekannten Sendschreiben, das er später von Säckingen aus an „den Engeren" in Heidelberg ergehen ließ, auch dem „Reichsburger Lamey" einen Hochachtungsschluck gewidmet. — An den Landtagsverhandlungen von 1850 und 1851 nahm Lamey noch teil, ohne sonderlich mehr hervorzutreten; die Zeit der beginnenden Reaktion war nicht dazu angetan, eine rechte Freude an parlamentarischer Tätigkeit aufkommen zu lassen und Lamey schied 1852 aus der Kammer aus, um sich nunmehr ganz seiner Berufstätigkeit zu widmen. Er war inzwischen — im September 1849 — auch aus dem Staatsdienste ausgetreten und hatte sich als Advokat und Prokurator beim Hofgericht des Oberrheinkreises in Freiburg niedergelassen. Die freie Betätigung in der unabhängigen Stellung des Rechtsanwaltes mochte ihm mehr zusagen, als die Gebundenheit des Staatsdienstes; zum Entschlusse, diesen zu verlassen, hatte ihn aber wohl hauptsächlich der Wunsch bestimmt, seine Braut, Marie Dürr von Karlsruhe, heimzuführen und seinen Hausstand auf eine solidere Basis zu gründen, als sie die mageren Bezüge eines Hofgerichtsassessors gewährten. In Freiburg lagen die Verhältnisse insofern günstig, als dort mehrere Advokaten und Schriftverfasser wegen Beteiligung an der Revolution flüchtig gegangen waren und sich somit für den Neuzugelassenen ein reiches Feld der Tätigkeit eröffnete. Lamey hatte den Schmerz, im ersten Jahre der Ehe seine junge Frau zu verlieren; im Herbst 1852 schloß er eine zweite Ehe mit Marie Dykerhoff, Tochter des Oberingenieurs Dykerhoff in Mannheim, mit der er fortan in glücklichster und innigster Harmonie verbunden blieb. In seinem Beruf als Anwalt hatte Lamey erfreulichen Erfolg. Er besaß nicht nur eine gediegene juristische Bildung, sondern auch ein lebendiges Gerechtigkeitsgefühl, das ihn innerlich erfüllte und von dem er sich auch in seiner Wirksamkeit als Sachverwalter leiten ließ; temperamentvoll und mit Wärme nahm er sich der Sache seiner Klienten an und im öffentlich-mündlichen Prozeßverfahren konnte sich seine Rednergabe glänzend ent-

falten. So gewann er Anerkennung und Vertrauen der Richter und des rechtsuchenden Publikums, und nach kurzem galt er als der angesehenste und beliebteste Anwalt Freiburgs. Als Verteidiger stand er in manchem Hochverratsprozeß den Angeklagten zur Seite; so scharf er einst das Demagogentum verurteilt hatte, und so entschieden er als Abgeordneter den Wortführern des Umsturzes entgegengetreten war, so wenig billigte er die rigorose Verfolgung, mit der die Reaktion gegen die einzelnen mißleiteten Teilnehmer der Aufstandsbewegung vorging; für die Erschütterungen von 1848 und 1849 waren nach Lameys Meinung die öffentlichen Zustände verantwortlich zu machen, aus denen sie hervorgegangen waren, und nicht in gehässigen Ausnahmemaßregeln, sondern in der schleunigen Rückkehr zu geordneten Verhältnissen sah er das Mittel, den erkrankten Volkskörper wieder gesunden zu lassen. — Ein illüstrer Angeklagter nahm 1854 Lameys Schutz und Beistand in Anspruch: der Erzbischof Hermann v. Vicari in Freiburg. Seit einigen Jahren lagen Staat und Kirche miteinander im Streit. Im neuerrichteten Großherzogtum Baden war, wie in den übrigen süd- und mitteldeutschen Staaten das staatskirchliche System, das im josefinischen Geiste des 18. Jahrhunderts die Kirche gleichsam als eine den staatlichen Zwecken dienstbare Polizeianstalt behandelte, verwirklicht worden, und das Kirchenkonstitutionsedikt von 1807 hatte „die Grundzüge festgesetzt, aus welchen die Bande der Einigkeit zwischen Kirche und Staat hervorgehen". Die nach Bildung der oberrheinischen Kirchenprovinz im Einvernehmen sämtlicher beteiligten Regierungen erlassenen Anordnungen von 1830 hatten dieses System aufs neue bekräftigt, indem sie die staatliche Genehmigung aller allgemeinen kirchlichen Anordnungen (das Plazet), die Besetzung der Pfründen durch die Regierung kraft landesherrlichen Patronats, die Staatsfürsorge für die Ausbildung der Geistlichen, eine weitgehende Mitwirkung des Staates bei der Verwaltung des Kirchenvermögens und den Rekurs wegen Mißbrauchs der geistlichen Gewalt aufrecht erhielten. Die Kirche hatte diese Abhängigkeit, wenn auch nicht ohne Einspruch, ertragen — nur durch den Konflikt, der in den vierziger Jahren über die gemischten Ehen entstand, waren die friedlichen Beziehungen zwischen Staat und Kirche vorübergehend gestört worden. Nach 1848 hielt jedoch die Kirche, die es an Bemühung, das Volk in die Bahnen des staatlichen Gehorsams zurückzulenken, nicht hatte fehlen lassen, die Zeit für gekommen, sich ihrerseits von der Bevormundung durch die Staatsgewalt zu befreien. Wie die Würzburger Konferenz der deutschen Bischöfe mit Be-

rufung auf Artikel 5 der Grundrechte in einem umfassenden Programm über die Stellung der Kirche zum Staate die Restitution der kirchlichen Rechte und Freiheiten gefordert hatte, so verlangte nun auch der oberrheinische Episkopat in einer den Regierungen übergebenen Denkschrift vom März 1851 die Beseitigung aller die Kirchenfreiheit beschränkenden Gesetze. Wieder einigten sich die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz über ein gleichmäßiges Vorgehen, welches indessen nicht in den inzwischen beseitigten Frankfurter Grundrechten, sondern in der früheren Gesetzgebung seine Basis finden sollte. Demgemäß gewährte in Baden die landesherrliche Verordnung vom 1. März 1853 einige Zugeständnisse, die jedoch die Kirche nicht befriedigten. Der Erzbischof von Freiburg ging nun mit der tatsächlichen Ausübung der von ihm beanspruchten Befugnisse vor, besetzte eigenmächtig Pfründen, unterließ zur Prüfung der Kandidaten für das Seminar, wie die Verordnung vom 1. März 1853 vorschrieb, einen staatlichen Kommissär zuzuziehen, und verlangte von der zur Handhabung des Kirchenregiments bestellten Staatsbehörde, dem katholischen Oberkirchenrate, daß er bei seiner Amtsführung den Anordnungen des geistlichen Oberhirten Gehorsam leiste und alle Forderungen des Episkopats nach Kräften unterstütze. Die Regierung trat diesen Übergriffen entgegen durch die Verordnung vom 7. November 1853, wonach keine Verfügung des Erzbischofs ohne Genehmigung des gleichzeitig ernannten landesherrlichen Spezialkommissärs verkündet und vollzogen werden sollte, — worauf der Erzbischof mit der Exkommunikation der Mitglieder des katholischen Oberkirchenrats und des Spezialkommissärs antwortete. Jetzt verschärfte sich der Konflikt, indem die Regierung gegen die Priester, welche die Exkommunikationsdekrete und den diese rechtfertigenden Hirtenbrief von der Kanzel verkündeten, wie überhaupt gegen alle, die den erzbischöflichen Anordnungen der Verordnung vom 7. November zuwider Folge leisteten, mit Verhaftungen und Strafen einschritt, während der Erzbischof seinerseits die Priester, die anders handelten, zur Verantwortung zog. Es war unausbleiblich, daß der Streit sich schließlich auch auf das Kirchenvermögen erstreckte. Mit Erlassen vom 27. März und 18. April 1854 sperrte die Regierung den vom Erzbischof eigenmächtig ernannten Pfarrern und Pfarrverwesern Pfründeinkommen und Gehalte und entzog den Pfarrern die Aufsicht über die Verwaltung des örtlichen Kirchenvermögens, indem die kirchlichen Verrechner angehalten wurden, nur noch die unmittelbar durch die Staatsbehörden an sie erlassenen Weisungen anzunehmen und zu voll-

ziehen. Sofort erließ der Erzbischof ein Rundschreiben, worin er der Staatsgewalt das Recht bestritt, das katholische Kirchen- und Stiftungsvermögen unter die Verfügung der weltlichen Macht zu bringen, und den Stiftungsvorständen und Rechnern bei eigener Haftbarkeit verbot, Weisungen weltlicher Stellen über dieses Vermögen zu vollziehen. Wegen dieses Rundschreibens vom 11. Mai, das von allen Kanzeln verkündet wurde, glaubte die Regierung den Erzbischof dem Strafrichter überantworten zu sollen und ließ ein Kriminalverfahren gegen ihn einleiten, in dessen Verlauf eine Haussuchung im erzbischöflichen Palais vorgenommen und der greise Kirchenfürst während einiger Tage in Haft gehalten wurde. Daß der Erzbischof den Protestanten Lamey zum Verteidiger wählte, war ein ehrenvolles Zeugnis nicht nur des Ansehens, das Lamey als Rechtsanwalt genoß, sondern auch des Vertrauens auf seine vorurteilsfreie und unabhängige Gesinnung. Die Verteidigungsschrift, die Lamey beim Hofgericht Freiburg einreichte, ist später im Druck erschienen und von katholischer Seite zugunsten des Konkordats verwertet worden. Sie enthielt in der Tat einzelne Sätze, auf welche nachmals die Konkordatsfreunde sich berufen konnten — mit nicht minderem Rechte aber lassen sich die Grundgedanken der Lameyschen Kirchengesetzgebung aus jenen Sätzen herauslesen. Es ist die Sprache eines Staatsmannes, welche diese Advokatenschrift redet, indem sie die kleinlich-bureaukratische Art, wie das Ministerium Wechmar-Rüdt den Kirchenstreit geführt, einer überlegenen Kritik unterzieht. Nachdem Lamey einleitend darauf hingewiesen, wie die Aufgabe der Verteidigung dadurch erschwert sei, daß sie die leidenschaftlich erregte öffentliche Meinung gegen sich und diese durch Verurteilung des Angeklagten den Richterspruch vorweggenommen habe, legte er dar, daß der ganze Streit ein staatsrechtlicher und nicht mit dem dürftigsten und zugleich gefährlichsten Mittel — durch Polizeigewalt und Bestrafung — zu lösen sei. Das staats- und völkerrechtlich anerkannte kirchliche Regierungsrecht des Bischofs sei von der Staatsgewalt unabhängig und nur dem staatlichen Oberaufsichtsrecht unterworfen, im Falle des Konflikts der kirchlichen und weltlichen Gewalt sei ein Gericht zur Entscheidung nicht vorhanden, insbesondere gebe es keine Strafgesetze, welche Gewaltsüberschreitungen der Kirche mit Strafe bedrohen. Die auf § 631 a und c des Strafgesetzbuches gegründete Anklage beschuldige den Erzbischof, „mittelst Verbreitung vervielfältigter Schriften durch Entstellung der Wahrheit und durch Erdichtung zum Haß und zur Verachtung gegen die Staatsregierung aufgereizt und zum Ungehorsam

gegen die Gesetze aufgefordert zu haben". Es gebreche aber an sämtlichen Merkmalen dieses Tatbestandes. Wenn das erzbischöfliche Rundschreiben behaupte, daß die Regierung durch ihre Erlasse vom 27. März und 18. April in das Eigentums- und Verwaltungsrecht der katholischen Kirche am Kirchenvermögen eingegriffen habe, so entspreche dies der Wahrheit; der Erzbischof habe gehandelt in der Meinung, seinen Pflichten der Kirchenregierung zu genügen und nicht in der Absicht der Aufreizung, wie denn überhaupt die Handlungen der obersten — kirchlichen wie weltlichen — Gewalten auf Unterstellung der bona fides Anspruch machen dürften; gegenüber Anordnungen, welche, wie die bezeichneten Regierungserlasse, willkürlich Eigentumsbeschränkungen enthalten, bestehe keine Gehorsamspflicht, übrigens habe das Rundschreiben die Rechner nur auf ihre kirchliche Verpflichtung, nach den Weisungen des Erzbischofs zu handeln, und auf ihre civilrechtliche Verantwortlichkeit hingewiesen; es sei endlich, bescheiden gesagt, eine Verkehrtheit, den öffentlich-rechtlichen Akt der Verkündung einer Verordnung der Verbreitung einer Flugschrift gleichzusetzen. Die Gerichte werden es hiernach, sagt am Schlusse die Verteidigungsschrift, der großherzoglichen Staatsregierung zu überlassen haben, ihren Konflikt mit der Kirche selber auszutragen und sich ihre Rechte zu wahren. Der von Lamey beantragten Freisprechung bedurfte es indessen in der Folge nicht, denn der Prozeß wurde von der Regierung niedergeschlagen, nachdem sie inzwischen, um dem unleidlich gewordenen Streit ein Ende zu machen, Verhandlungen mit Rom angeknüpft hatte. Ihre Verordnung vom 7. November 1853 und andere Kampfmaßregeln hatte die Regierung schon vorher zurückgenommen. Bedeutete hiernach der vorläufige Ausgang des mit wenig Geschick geführten Kampfes sicher keinen Sieg der Regierung, so stellte immerhin das im August 1854 mit der Kurie vereinbarte Interim den Zustand vor dem Streit im wesentlichen wieder her; die endgültige Ordnung der Dinge blieb den Abmachungen mit dem römischen Stuhle vorbehalten. — Die Verteidigung des Erzbischofs hatte Lameys Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht. Als im Frühjahr 1856 durch den Tod des Hofrats A. Mayer die Lehrkanzel des badischen Landrechts und des Civilprozesses an der Universität Freiburg erledigt wurde, schlug die juristische Fakultät Lamey als dessen Nachfolger vor. Es war dort hergebracht, diesen Lehrstuhl mit einem praktischen Juristen zu besetzen; das Fakultätsgutachten bemerkte noch, „es würde mit Lamey kein unbekannter Mann der Universität hinzugefügt werden und das Vertrauen der Studierenden ihm

ohne Zweifel im vollen Maße entgegenkommen". Lamey war gern bereit, dieser Berufung Folge zu leisten und die aufreibende Tätigkeit eines vielbeschäftigten Anwalts mit der beschaulicheren des akademischen Lehrers zu vertauschen. So wurde er im April 1856 zum ordentlichen Professor ernannt; zugleich verlieh ihm die Universität die Doktorwürde «ob insignem juris scientiam et in foro et in comitiis facunde probatam». Außer den schon genannten Disziplinen hatte Lamey auch Strafprozeß vorzutragen und mit den Vorlesungen, die sich auf gemeines und badisches Prozeßrecht erstreckten, praktische Übungen zu verbinden. Er las 12 bis 16 Stunden wöchentlich, freilich nach der damaligen Frequenz der Universität Freiburg nur vor wenigen und fast ausschließlich landesangehörigen Zuhörern. Die Jahre seiner Professur zählte Lamey stets zu den glücklichsten seines Lebens. Alle Verhältnisse waren dazu angetan, seine Frohnatur sich behaglich entfalten zu lassen. Der stille Gelehrtenberuf gewährte ihm Befriedigung, der gemütlichen Dreisamstadt mit ihrer reizvollen Umgebung war er besonders zugetan, daheim hatte er die Freude, eine Schar blühender Kinder heranwachsen zu sehen, und zu dem häuslichen Glück gesellte sich ein geistig angeregter Verkehr mit einem Kreise engbefreundeter Familien; es waren insbesondere von Professoren der Anatom Rudolf Mayer und der Mineraloge Fischer, ferner die Hofgerichtsräte Eimer und Hillern und die Advokaten Näf und Huetlin, die zu den Freunden des Hauses Lamey zählten. Aber das Jahr 1859 rief Lamey auf den politischen Schauplatz zurück; er wurde wieder und zwar jetzt vom neunten Ämterwahlbezirk (Lörrach) in die Zweite Kammer gewählt und glaubte sich diesem Mandat nicht entziehen zu dürfen. Eine Zeit lebhafter politischer Bewegung war angebrochen, allenthalben in Deutschland regte sich neues Leben, und man begann nach dem Druck der Reaktion, die zehn Jahre lang auf den Gemütern gelastet hatte, wieder aufzuatmen. Der Thronwechsel in Preußen hatte weitgehende liberale Hoffnungen erweckt, der italienische Krieg die nationalen Empfindungen wachgerufen und die Forderung der Einigung Deutschlands neu belebt. Wie das 1849 gescheiterte Werk der deutschen Bundesreform wieder aufzunehmen und zu vollbringen sei, das war die große Frage, um deren Lösung sich fortan in leidenschaftlichem Meinungsstreit die Geister bemühten. In Baden aber hatte sich zugleich eine innere Krisis vorbereitet. Die vor fünf Jahren eingeleiteten und seit 1856 von dem Ministerium Meysenbug-Stengel gepflogenen Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle hatten zum Abschluß der Konvention vom 28. Juni

1859 geführt, die samt der päpstlichen Bestätigungsbulle vom 22. September am 5. Dezember 1859 im Regierungsblatt verkündet wurde. Die Konvention beruhte auf den gleichen Grundlagen, wie das nach österreichischem Muster zugeschnittene württembergische Konkordat von 1857; sie beseitigte das Staatskirchentum und gewährte der katholischen Kirche im vollsten Maße die von ihr beanspruchte Unabhängigkeit. Einer gerechten Würdigung der ganzen Aktion muß das Urteil, das die Gegner von damals über die Konvention fällten, in mancher Hinsicht als einseitig und übertrieben erscheinen. Daß die Regierung überhaupt den Weg der Verständigung mit dem päpstlichen Stuhle beschritten hatte, war nach all den „Irrungen" mit dem katholischen Oberhirten des Landes und nachdem Württemberg auf diesem Wege vorangegangen war, erklärlich genug. Auch hatte diesem Vorgehen die Billigung der Landstände keineswegs gefehlt: noch auf dem letzten Landtag (von 1857) hatten beide Kammern in ihren Dankadressen auf die Thronrede der Hoffnung Ausdruck gegeben, „daß die Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle zu einem baldigen, dem Wohle des Staates wie der Kirche entsprechenden Ergebnisse führen werden". Das Ergebnis, wie es in der Konvention vorlag, entsprach nun freilich nicht den gehegten Erwartungen und den Anschauungen derer, welche die öffentliche Meinung bestimmten. Wenn zwar die Konvention die Kirche von der staatlichen Bevormundung befreite, ihr Freiheit und Autonomie gewährte, so entsprach dies allerdings, wie Minister v. Stengel in der Kammerdebatte hervorhob, „dem vorurteilsfreien und gerechten Geiste der Zeit". Allein die Konvention begnügte sich keineswegs damit, das Plazet und die Beschwerde wegen Mißbrauchs der geistlichen Amtsgewalt zu beseitigen, die Heranbildung des Klerus völlig in die Hand des Erzbischofs zu legen, ihm den Religionsunterricht an allen öffentlichen Schulen zu unterstellen und bei der Verwaltung des kirchlichen Vermögens und der Stiftungen den Hauptanteil der Kirche einzuräumen: — sie erstreckte überdies die kirchliche Jurisdiktion auf Gebiete, die unbedingt zum Bereich der staatlichen Gesetzgebung und Rechtspflege gehören. So wurde die Gerichtsbarkeit in Ehesachen ausschließlich dem geistlichen Richter zugewiesen; mit den kirchlichen Gesetzen sollte das weltliche Eherecht dergestalt in Einklang gebracht werden, daß ferner „auch bürgerlich nur diejenige Ehe als gültig erscheine, welche dies nach kirchlichen Gesetzen ist". Die Konvention stellte Sätze auf, die den Anschein erweckten, als ob der Staat gleichsam als ein ihm bewilligtes Privilegium aus den Händen der souveränen Kirche

empfange, was ihm von Rechts wegen gebührt: „mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse" willigte der Heilige Stuhl dazu ein, daß die rein weltlichen Rechtssachen der Geistlichen, die Streitigkeiten über civilrechtliche Ansprüche und Lasten der Kirchen und Pfründen, ferner Verbrechen und Vergehen der Kleriker gegen die Strafgesetze des Großherzogtums vor den weltlichen Gerichten verhandelt und abgeurteilt werden sollten. Bedenken mußte das Vertragswerk auch insofern erwecken, als es der theologischen Fakultät der Universität Freiburg nur noch einen provisorischen Charakter beließ und ein erzbischöfliches Seminar an deren Stelle zu setzen gedachte; noch bedenklicher war die von der Regierung in ihrer Schlußnote zur Konvention erteilte Zusicherung, den Beschwerden des Erzbischofs gegen Lehrer der Universität, die in ihren Lehrvorträgen mit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre in Widerstreit geraten sollten, „jede tunliche Rücksicht zu gewähren". Bei diesen weitgehenden Zugeständnissen und der vielfach unklaren und mehrdeutigen Fassung der einzelnen Bestimmungen war die Besorgnis nicht abzuweisen, daß mit dem Vertragswerk nicht ein Friedensinstrument, sondern vielmehr eine Quelle neuer und unaufhörlicher Konflikte geschaffen worden sei — wie sich ja auch tatsächlich sofort bei den ersten Schritten zur Einleitung des Vollzugs Meinungsverschiedenheiten zwischen Regierung und Kurie ergaben. Die landständische Zustimmung hatte die Regierung nur „zur Änderung der der Vereinbarung entgegenstehenden Gesetzesbestimmungen" vorbehalten, während im übrigen die Konvention nach Artikel 23 sofort in Wirksamkeit trat. Ein unglücklicherer Einführungsmodus konnte nicht gewählt werden. Denn in welchen Teilen die Konvention aktuelles Recht darstellte, in welchen ihre Geltung noch suspendiert war, blieb hiernach im unklaren; zudem bildete doch die Konvention ein unteilbares Ganze, indem die vom einen und andern Vertragsteil gemachten Zugeständnisse sich wechselseitig bedingten und der päpstliche Stuhl gerade auf die, eine Änderung der staatlichen Gesetzgebung erfordernde Abmachung über die geistliche Ehegerichtsbarkeit entscheidendes Gewicht gelegt hatte. So war es nicht überraschend, daß sich in liberalen Kreisen entschiedener Widerspruch gegen die Konvention erhob. Man sah in dem Machtzuwachs, den sie der katholischen Kirche brachte, eine Gefahr für den konfessionellen Frieden und die ganze Kultur; der Protestantismus, dessen beredte Wortführer Häusser, Schenkel, Zittel am 28. November auf der Durlacher Konferenz den Kampf gegen das Konkordat eröffneten, fürchtete für die der evangelischen Kirche verfassungsmäßig garantierte Gleichberechtigung;

die nichttheologischen Professoren der Universität Freiburg traten für Erhaltung des ungeschmälerten Bestandes und der Grundverfassung der Hochschule, für Lehrfreiheit und voraussetzungslose Wissenschaft in einem Promemoria ein, welchem die sich speziell bedroht fühlenden protestantischen Professoren noch eine besondere Denkschrift im gleichen Sinne folgen ließen — beide Denkschriften trugen auch Lameys Unterschrift — und während auf Veranstaltung der katholischen Geistlichkeit dem Großherzog mit tausenden von Unterschriften bedeckte Dankadressen überreicht wurden, entwickelte sich eine Bewegung gegen das Konkordat, die immer weitere Volkskreise ergriff und sich in erregten Versammlungen, Flugschriften, Gegenadressen und Petitionen kund gab. Dem Landtag, der am 22. November zusammengetreten war, legte die Regierung die Konvention lediglich zur Kenntnisnahme vor. Die mit Prüfung der Vorlage betraute Kommission der Zweiten Kammer erhob staatsrechtliche Einwendungen; sie erachtete, daß das Vertragswerk ohne ständische Zustimmung weder für die Regierung noch für das Land rechtsverbindlich habe abgeschlossen werden können, und beantragte, durch eine Adresse den Großherzog um Außerkraftsetzung der Verordnung vom 5. Dezember 1859 zu bitten. Vergebens bekämpften in der zweitägigen Debatte vom 29. und 30. März 1860 die Minister v. Meysenbug und v. Stengel diesen Antrag, den sie als einen unstatthaften Eingriff in die Rechte der Krone bezeichneten, da dem Großherzog allein als dem Träger der Staatsgewalt der Abschluß von Staatsverträgen und die Ausübung des Aufsichtsrechtes über die katholische Kirche zukomme und die Ordnung der kirchenpolitischen Verhältnisse nach Verfassung, Herkommen und Natur der Sache überhaupt der ständischen Einwirkung entzogen sei: ihre Deduktionen über das formale Recht der Regierung vermochten den Unwillen des Hauses über den Inhalt der Konvention nicht zu beschwichtigen. Lamey griff erst am zweiten Verhandlungstage als letzter Redner der Opposition in die Debatte ein. Auf den Gang der badischen Kirchenpolitik seit Anfang des Jahrhunderts einen Rückblick werfend, zeigte er, wie in den Kämpfen mit der Kirche die Kammer stets einmütig für die Regierung eingestanden sei und ihr nun zugemutet werde, mit lauter Stimme auch ihre Niederlage zu bekräftigen. Im Geiste seiner Zeit habe Karl Friedrich durch das Konstitutionsedikt von 1807 die Stellung der Kirche im Staate geregelt; dieses Edikt — nicht die Verordnungen von 1830 und 1853, auf welche die Regierung sich berief und die nichts prinzipiell vom Edikt Abweichendes enthielten — sei ein Grundgesetz, eine magna charta des Landes, und

dem hierdurch geschaffenen Rechtszustande widerspreche die Konvention, die aus der bevormundeten Kirche nicht nur eine freie, sondern eine souveräne Kirche mache. Gewiß sei es an der Zeit, das bureaukratische System, und zwar nicht nur der Kirche gegenüber, sondern auch in anderen Dingen fallen zu lassen, der Weg aber, auf dem dies zu geschehen habe, sei der, nach der Idee der Frankfurter Grundrechte Kirche und Staat, soweit nach den historischen Verhältnissen möglich, in die ihrem Wesen entsprechende Sonderstellung zu bringen. An dem Recht der Stände mitzusprechen, ändere die Vertragsform nichts; ein Staatsvertrag, der das Land binde, habe die Natur eines Gesetzes; nach seinem Inhalt bestimme sich, welche Faktoren den Vertrag abzuschließen berechtigt sind. Durch den Vorbehalt in Artikel 23 der Konvention, der eine Kontroverse enthalte, sei dem Recht der Landstände keineswegs Genüge geschehen. Werde die Verwerfung des Konkordats vielleicht zu einem neuen Konflikt mit der Kirche führen, so habe er, Lamey, andrerseits auch nicht die Überzeugung, daß durch die Übereinkunft der Friede mit Rom dauernd geschlossen sei; keinesfalls könne diese Erwägung hindern, die Sache so zu ordnen, „wie wir es unserem Gewissen, unserer Verfassung und für das Wohl des Landes am angemessensten halten". Mit dieser großzügigen, alle Gesichtspunkte der Opposition zusammenfassenden und programmatischen Rede war der Konvention ihr Urteil gesprochen. Die Kammer beschloß mit 45 gegen 15 Stimmen nach dem Antrag ihrer Kommission, und ohne das Votum der Ersten Kammer abzuwarten, traf der Großherzog die Entscheidung, die nach konstitutioneller Gepflogenheit aus der Lage sich ergab. Am 2. April 1860 erhielten die Minister v. Meysenbug und v. Stengel ihre Entlassung, und an ihrer Stelle wurden die Führer der parlamentarischen Opposition zu obersten Beratern der Krone berufen. Oberhofrichter Stabel, der als Mitglied der Ersten Kammer eine Denkschrift („Grundlagen zu einem Kommissionsberichte") gegen die Konvention verfaßt hatte, wurde mit der Leitung des Justizministeriums und vorläufig auch der auswärtigen Angelegenheiten, Lamey mit der Leitung des Ministeriums des Innern betraut. Wenige Tage darauf trat auch der Finanzminister Regenauer zurück und Vogelmann an seine Stelle. Unbeschreiblichen Jubel rief im Lande diese Wendung der Dinge hervor, welche ein vom Ministerium Meysenbug-Stengel unmittelbar vor seinem Sturze erlassenes Rundschreiben an die Amtsvorstände nicht hatte erwarten lassen, mit Begeisterung wurde insbesondere die Berufung des volkstümlichen Lamey ins Ministerium

begrüßt und die berühmte Osterproklamation des Großherzogs vom 7. April 1860, die eine neue Ära „der gesetzlichen Freiheit“ verhieß, fand vertrauens- und hoffnungsfreudigen Widerhall. Ungesäumt schritt das neue Ministerium zur Lösung seiner nächsten und dringlichsten Aufgabe, indem es die in der Proklamation verheißene gesetzliche Ordnung der Rechtsstellung der Kirchen vorbereitete. Sogleich bei seinem Amtsantritt gab Lamey in einem Rundschreiben an die Ämter die beruhigende Zusicherung, die Staatsregierung sei in vollem Maß in die Verpflichtung eingetreten, den anerkannten Kirchen eine freie und selbständige Stellung zu gewähren und daher für die katholische Kirche durch die Beseitigung der Konvention kein Anlaß zu Besorgnissen gegeben. Als gleichwohl der Erzbischof in einer Vorstellung an den Großherzog und überdies in einem vertraulichen Rundschreiben an den Klerus für die Konvention die doppelte Eigenschaft eines promulgierten Kirchengesetzes und eines die Kontrahenten bindenden Vertrags, den einseitig aufzuheben die Regierung nicht berechtigt sei, in Anspruch nahm, wies Lamey dieses Vorgehen als der Stellung eines Untertanen unangemessen zurück, versprach aber im übrigen, dem päpstlichen Stuhle eine befriedigende Darlegung der Verhältnisse zu geben. Am 15. Mai — also post festum — verhandelte nun auch noch die Erste Kammer über die vom andern Hause in betreff der Konvention beschlossene Adresse und trat in ihrer Mehrheit dem Standpunkt der neuen Regierung bei. Wenige Tage später — am 22. Mai 1860 — legte die Regierung den Gesetzentwurf „über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate“ nebst einigen ergänzenden Gesetzentwürfen der Zweiten Kammer vor. Es war hier nicht unternommen, durch Aufstellung eines bloßen Prinzips, wie es die preußische Verfassung getan, das Verhältnis von Staat und Kirche zu regulieren, sondern die Vorlage wollte alle Beziehungen zwischen beiden Mächten im einzelnen ordnen, die Selbständigkeit der Kirche mit den unveräußerlichen Hoheitsrechten des Staates vereinigend. Es liegt schon hierin ausgesprochen, daß keineswegs beabsichtigt war, die historischen Wechselbeziehungen zwischen Staat und Kirche vollständig zu lösen; wohl aber sollten, ohne die für beide Teile gleichwichtige Verbindung des Staates mit der Kirche aufzugeben, zur Verhütung von Konflikten die Berührungspunkte gemindert, die beiderseitigen Wirkungssphären schärfer abgegrenzt und gesichert werden. Auf diesem von Lamey schon früher ausgesprochenen Grundgedanken bauten sich die einzelnen Sätze der Vorlage auf: die beiden christlichen Kirchen werden im Vollgenuß

der öffentlich-rechtlichen Stellung, die sie zufolge der geschichtlichen Entwicklung im Staate erlangt haben, auch fernerhin belassen, es wird ihnen das Recht öffentlicher, den Schutz der Strafgesetzgebung genießender Korporationen zuerkannt und das Recht der öffentlichen Gottesverehrung gewährleistet. Beide christlichen Kirchengemeinschaften verwalten in Zukunft ihre Angelegenheiten frei und selbständig. Das Konstitutionsedikt vom 14. Mai 1807 wird aufgehoben, in ihrem eigenen Gebiete genießen die Kirchen eine von staatlichen Einsichtsnahmen, Genehmigungen und Erlaubnissen unabhängige Bewegungsfreiheit. Andrerseits muß der Staat seine eigene Rechtssphäre wahren. Durch Schaffung der Notcivilehe wird Vorkehr getroffen, daß für jede nach den Staatsgesetzen zulässige Ehe eine rechtliche Form der Eingehung gewährt ist, während es im übrigen bei der Versehung der bürgerlichen Standesbeamtung durch kirchliche Organe bewenden soll. Im Sinne voller Bekenntnisfreiheit, welche die Bindung der konfessionellen Erziehung durch vorausbestimmte Normen nicht zuläßt, wird die Bestimmung des Bekenntnisses der Kinder dem Vater zugewiesen. Die Leitung des öffentlichen und die Beaufsichtigung des privaten Unterrichtswesens wird — unbeschadet des Rechts der Kirchen, den Religionsunterricht zu überwachen und zu besorgen — als staatliche Aufgabe in Anspruch genommen. Aus der Selbständigkeit der Kirchen folgt ihr Recht, die Kirchenämter künftig selbst nach ihren eigenen Satzungen zu verleihen; verzichtet somit der Staat auf das bisher beanspruchte allgemeine landesherrliche Patronat, so muß er sich doch gegen Mißbrauch der Rechtsstellung, die den Kirchen und ihren Dienern eingeräumt ist, sichern; die Zulassung zu einem Kirchenamt wird daher an gewisse Erforderniſſe, insbesondere den Nachweis einer allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung geknüpft, außerdem durch einige Repressivbestimmungen strafendes Einschreiten gegen Mißbrauch des geistlichen Amtes ermöglicht. Die Verwaltung des Kirchenvermögens wird der gemeinsamen Leitung der Kirche und des Staates unterstellt. Keine kirchliche Anordnung, die in bürgerliche oder staatsbürgerliche Verhältnisse eingreift, kann ohne Genehmigung des Staates rechtliche Geltung in Anspruch nehmen oder vollzogen werden. Statt des Placet wird im übrigen nur gefordert, daß alle kirchlichen Verordnungen gleichzeitig mit der Verkündigung der Staatsregierung mitgeteilt werden. Nur mit Genehmigung der letzteren dürfen religiöse Orden eingeführt werden. Dies war der wesentliche Inhalt der Gesetzentwürfe, durch die den berechtigten Forderungen der Kirche Genüge geleistet und zugleich dem Staate das-

jenige Maß der Einflußnahme auf kirchliche Dinge gesichert werden sollte, welches schon in der Konvention vorbehalten war. Eine vollständige und konsequente Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche ließen die Entwürfe allerdings vermissen, wie dies Jolly, damals Professor in Heidelberg, in einer von ihm veröffentlichten kritischen Besprechung derselben hervorhob; aber Lamey kam es darauf an, nicht sowohl den Forderungen principieller Folgerichtigkeit, als vielmehr den praktischen Bedürfnissen zu genügen und im Interesse des Friedens die neuen Gesetze dem Inhalt der gescheiterten Konvention möglichst nahezubringen. Dem Vorschlag Jollys, durch ein System von Strafvorschriften die Grenzregulierung zu sichern und so alle Kollisionen zwischen Staat und Kirche der richterlichen Entscheidung zu unterstellen, war Lamey entschieden abgeneigt, und daß er dabei von einem richtigen Instinkte geleitet war, hat später der Erfolg der preußischen Maigesetze und der diesen nachgebildeten badischen Kulturkampfgesetzgebung genugsam bewiesen. Lamey vertraute gleichwohl, als der Erzbischof seine schlechthin ablehnende Haltung durch eine Denkschrift gegen die Gesetzentwürfe kundgegeben hatte, die Abfassung einer nicht officiellen Erwiderung Jollys Feder an, und die darauf erschienene „Beleuchtung der Denkschrift rc." konnte in bezug auf die Stimmung des Landes feststellen: nie sei einer Regierung mit offenerem Vertrauen entgegengekommen, und selten seien wichtige Gesetzentwürfe so allgemein, wie die in Frage stehenden, gebilligt worden. Die Kammern erteilten denn auch den Entwürfen ihre Zustimmung; eine der wenigen Änderungen, welche die Zweite Kammer vornahm, betraf die Genehmigung zur Einführung religiöser Orden, die unbedingt widerruflich gemacht wurde, während Lamey den Widerruf nur „wegen Verletzung der Bedingungen der Zulassung des Ordens" hatte eintreten lassen wollen. In seinem Schluß- und Dankesworte ließ sich Lamey über die unerfreuliche Wahrnehmung aus, daß überall die Frage nach der Konfession in den Vordergrund trete und man sich nicht mehr achte um der sittlichen Würde willen, sondern wegen des Glaubens. „Ich glaube nicht," sagte er, „daß es in der Natur unseres sonst gutherzigen und die Menschenrechte achtenden Volkes liegt, daß dem so sein müsse. Nicht als ob ich der Meinung wäre, es solle jeder Konfessionsunterschied verschmolzen werden, aber der Überzeugung bin ich, daß gegenseitige Achtung unter den verschiedenen Konfessionen bestehen kann und es weder vor göttlichem noch sittlichem Rechte eine berechtigte Frage im Verkehr ist, was jemand glaubt, um seine Achtung hiernach zu bemessen." Und er richtete die

Mahnung an die Volksvertreter, im Sinne religiöser Duldung zu wirken und Aufklärung über den wahren Sinn der Gesetze im Volke zu verbreiten. Am 9. Oktober 1860 wurden die für die fernere kirchenpolitische Entwicklung Badens grundlegenden Gesetze verkündet und gleichzeitig wurde die Verordnung über das Konkordat förmlich außer Kraft gesetzt. Demnächst gelang es, über diejenigen Gegenstände, die im Rahmen des Gesetzes durch Vereinbarung mit der Kirchengewalt zu ordnen waren, sich mit der Kurie zu verständigen. Über die Feststellung der Pfarrpfründen, für die ein landesfürstliches Präsentationsrecht d. h. ein im kanonischen Recht begründetes landesherrliches Patronat zu beanspruchen war, hatte man schon seit Jahren verhandelt. Lamey legte Wert darauf, die im Patronatsrecht gegebene Möglichkeit der staatlichen Einwirkung auf den Klerus nicht aus der Hand zu geben, wie auch bei Besetzung der streitig gebliebenen Pfründen — der sogenannten Ternapfarreien — der Regierung eine gewisse Mitwirkung zu sichern, ließ sich indessen doch dazu herbei, auf 99 der in der Konvention anerkannten Patronatspfarreien zu verzichten, die somit der freien Verleihung des Erzbischofs weiter zugewiesen wurden. Hiernach konnte durch die landesherrliche Verordnung vom 20. November 1861 die Pfründenbesetzung und ferner durch eine Verordnung gleichen Datums die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens unter Errichtung einer von Staat und Kirche gemeinschaftlich bestellten Aufsichtsbehörde, des katholischen Oberstiftungsrats, geregelt werden, und der Erzbischof war in der Lage, im Januar 1862 nach Rom zu berichten, daß er hiermit die Durchführung der meisten Bestimmungen der Konvention im Geiste der kirchlichen Freiheit erreicht zu haben hoffe. — Eine durchgreifende Neugestaltung erfuhren infolge des Kirchengesetzes die Verhältnisse der evangelisch-protestantischen Landeskirche. Der evangelische Oberkirchenrat erhielt den Charakter einer rein kirchlichen Behörde und wurde unmittelbar dem Großherzog als oberstem Landesbischof unterstellt; sodann gab sich die Kirche eine neue, auf Durchführung des Gemeinde- und Synodalprincips beruhende Verfassung, die am 5. September 1861 verkündet wurde. — Aus diesen organisatorischen Änderungen wie überhaupt aus der veränderten Rechtsstellung der Kirchen ergab sich ohne weiteres die Notwendigkeit, Leitung und Beaufsichtigung des Unterrichtswesens neuzuordnen. Den staatlichen Charakter des Unterrichtswesens hatte man zwar grundsätzlich schon bisher nicht verkannt, aber doch waren die wichtigsten Funktionen der Unterrichtsverwaltung in die Hand kirchlicher Organe gelegt und die

konfessionelle Trennung bis in die obere Leitung des Schulwesens durchgeführt — ein Zustand, der nach den Prinzipien der Gesetzgebung von 1860, wenn anders die staatliche Leitung des Unterrichtswesens zur Wahrheit werden sollte, augenscheinlich nicht mehr haltbar war. Es erfolgte nun am 12. August 1862 die Errichtung des Oberschulrats. Bisher waren die beiden Oberkirchenräte, ein jeder für die seinem Bekenntnis angehörigen Schulen, der Oberrat der Israeliten für die jüdischen, die Oberschulkonferenz für die gemischten, der Oberstudienrat endlich für die Mittelschulen Oberschulbehörde gewesen. Auf den Oberschulrat, der als neue Zentralmittelstelle dem Ministerium des Innern unterstellt wurde, gingen alle das Schulwesen betreffenden Aufgaben der genannten Behörden über. Die Neuorganisation bedeutete also einerseits die Beseitigung der konfessionellen Trennung in der Oberschulbehörde, andrerseits eine höchst zweckmäßige Konzentration des Geschäftskreises und die Abstellung all der Hemmungen und Nachteile, die mit der Verteilung der Geschäfte auf eine Mehrzahl von Behörden unausbleiblich verknüpft waren. Den obersten Kirchenbehörden wurde vorbehalten, Vertreter zu bezeichnen, welche der Oberschulrat bei Beratungen über Fragen des religiösen Unterrichts und über dessen Verbindung mit dem Lehrplan zuziehen soll. Das erzbischöfliche Ordinariat sowohl als der evangelische Oberkirchenrat waren zwar der Meinung, daß mit dieser letzteren Bestimmung den Ansprüchen der Kirchen aus § 12 des Kirchengesetzes keineswegs genügt sei, Lamey lehnte jedoch alle Vorschläge einer weitergreifenden kirchlichen Einmischung in die Geschäfte des Oberschulrats entschieden ab. Zum Oberschulratsdirektor wurde der hervorragende Nationalökonom Karl Knies, bisher Professor in Freiburg, ernannt; unter seiner Leitung trat nun die neue Oberschulbehörde an die Aufgabe heran, eine umfassende Reform der gesamten Schulgesetzgebung vorzubereiten. Im Mai 1863 unterbreitete Knies dem Präsidenten des Ministeriums des Innern eine ausführliche Darlegung der Grundsätze, nach denen die Reorganisation der Schule durchzuführen sei; 44 Thesen, die in knappen Sätzen die Ergebnisse der Erörterung zusammenfaßten, waren dem Berichte beigefügt. Im Übergang zur Leitung und Beaufsichtigung der Volksschule durch einfache Staatsstellen sah die Denkschrift das Ergebnis einer ganz allgemeinen geschichtlichen Entwicklung in dem neueren Volksleben, welche mit den Universitäten begonnen habe und mit der Volksschule nun abschließe und der sich für die Dauer kein einzelner Staat werde entziehen können. Es handle sich auch für die Volksschule

um die Emanzipation der Laienwelt mit ihrem erweiterten und freien Unterrichtsbedürfnis für weltliche Lehrgegenstände von der Leitung und Bestimmung ihres Bildungsganges durch Beamtete der Kirche, die in den veränderten und vorgeschrittenen Lebensverhältnissen der früher berechtigten Stellung nicht mehr gewachsen, sondern berufen seien, sich auf ihre arbeitsteilig zu leistende Aufgabe der Pflege des religiösen Unterrichts und Lebens zu konzentrieren. Der bisher auf Kosten der übrigen Lehrgegenstände gepflegte Religionsunterricht sei zwar auf sein richtiges Maß zurückzuführen, nach wie vor aber bei der hohen Bedeutung dieses Unterrichtszweigs für die Volksschule den obligatorischen Lehrgegenständen anzureihen; auch habe der Staat der Kirche bei der ihr obliegenden Besorgung des Religionsunterrichts dadurch zu Hilfe zu kommen, daß er hierfür auch die Lehrer zur Verfügung stelle und vorbilde. An der Konfessionalität der Volksschule solle festgehalten werden. Knies lehnte nicht nur die „Kommunalschule" d. h. die Volksschule ohne Religionsunterricht ab — die, wie er meinte, allerdings das mögliche Produkt einer fortgesetzten Fehde der Kirche gegen die staatlich geleitete Volksschule sein könne —, sondern sprach sich auch entschieden gegen die zwangsweise Einführung der gemischten Schule aus. Wo und solange die Bevölkerung selbst konfessionell getrennte Schulen für ihre Kinder behalten wolle, müsse man diese fortbestehen lassen; auch dürfe in Orten, die eine gemischte Schule haben, keinem Teile der Bevölkerung verwehrt sein, für sich und aus eigenen Mitteln eine Konfessionsschule zu errichten. Andrerseits sei es, da mit den überkommenen Zuständen für viele Gemeinden finanzielle Erschwerungen und auch offenbare Ungerechtigkeiten verbunden seien, dem freien Willen der Bevölkerung in ihrer Mehrheit anheimzugeben, die Konfessionsschulen durch Errichtung einer gemischten Volksschule zu ersetzen. Diese, von eindringender Kenntnis der Bedürfnisse des Volksschulwesens zeugenden und höchst maßvollen Kniesschen Vorschläge ließ die Regierung veröffentlichen und stellte sie damit zur Diskussion. Der Erfolg war allerdings ein unerwarteter: die geplante Schulreform rief eine Aufregung und Agitation hervor, in der der ganze verhaltene Groll über das Scheitern des Konkordats sich nachträglich entladen zu wollen schien. In der katholischen Presse und in Versammlungen der Geistlichen erscholl der Weheruf über die bevorstehende Entchristlichung der Schule, in Pamphleten, die sogar den Schulkindern eingehändigt wurden, suchte man den Urheber der Vorschläge persönlich zu diskreditieren; Denkschriften des Erzbischofs und des Kuratklerus legten

die Unrechtmäßigkeit und Verderblichkeit der Staatsomnipotenz über die Schule dar und verlangten die Mitwirkung der Kirche bei der Schulreform, und auch in protestantisch-kirchlichen Kreisen konnte man sich der Besorgnis nicht entschlagen, daß in dieser Reform für den christlichen Geist der Schule keine Bürgschaft mehr gegeben sei. Am 21. April 1864 fand Lamey bei der Budgetberatung Anlaß, sich in der Zweiten Kammer über den Stand der Frage auszusprechen; er führte unter lebhafter Zustimmung des Hauses bittere Klage über die Agitation, die von allen Kanzeln des Landes herunter gegen die Schulreform betrieben werde, über die Aufregung des konfessionellen Fanatismus, über den Mißbrauch der den Kirchen gewährten Selbständigkeit und die feindselige Haltung des Kirchenregiments, gegen das die Regierung sich schließlich genötigt sehen werde, den Kriegszustand zu proklamieren. In dieser Rede fiel auch das dem Minister so sehr verübelte Wort von den „Gimpeln, die sich durch die tagtäglich ausgestreuten Unwahrheiten täuschen lassen und dann in Aktenstücken des Kirchenregiments geschrieben stehen“. Im Juni 1864 brachte nun die Regierung einen Gesetzentwurf „über die Aufsichtsbehörden für die Volksschulen“ beim Landtag ein. Die Neuordnung der gesamten Verhältnisse des Volksschulwesens erforderte, namentlich wegen der beabsichtigten Besserstellung der Volksschullehrer und der damit verknüpften Staat und Gemeinden berührenden finanziellen Fragen noch umfassende und zeitraubende Vorarbeiten; man mußte sich daher dazu entschließen, die Reform stückweise durchzuführen und zunächst das Unverschiebliche zu erledigen. Es handelte sich um die mittlere und untere Schulaufsicht, die nach der bestehenden Organisation (von 1834) im wesentlichen in den Händen geistlicher Bezirksschulvisitatoren und der Ortspfarrer lag. Die Vorlage übertrug die örtliche Schulpflege einem Ortsschulrat, in dem alle bei der Volkserziehung beteiligten Elemente — Staat, Kirche, Gemeinde und Familie — gebührende Vertretung finden sollten. Der Ortspfarrer insbesondere war zum Eintritt in den Ortsschulrat berechtigt, dessen Vorsitzender von der Regierung zu bestimmen war; das Familieninteresse kam durch die von den verheirateten und verwitweten Männern der Schulgemeinde zu wählenden Mitglieder zur Geltung. Die Bezirksschulvisitatoren wurden durch Kreisschulräte — weltliche Berufsbeamte — ersetzt, das Amt also seines konfessionellen und nebengeschäftlichen Charakters entkleidet. Den Kirchen wurde die Überwachung des Religionsunterrichts durch eigene Aufsichtsbeamte vorbehalten, die jedoch ihre Verfügungen durch Vermittlung der oberen Schulbehörden erlassen sollen.

Die Kommissionsberichte beider Kammern (von Häusser und Rothe erstattet) stimmten der Vorlage rückhaltlos zu; beide wiesen darauf hin, daß die Kirche den Ruhm, die Volksschule gegründet zu haben, doch nur in sehr beschränktem Maße beanspruchen könne, daß vielmehr der Staat der eigentliche Begründer und Vater der Volksschule und daher ein historisches Recht der Kirche auf deren Leitung keineswegs anzuerkennen sei. In der mehrtägigen Kammerdebatte äußerte ein Redner die — auch später noch manchmal gehörte — Ansicht, es liege eine sonderbare Inkonsequenz darin, daß die Regierung die oberste Schulbehörde — den Oberschulrat — durch eine Verordnung geschaffen, bei Organisierung der mittleren und unteren Schulbehörden aber den Gesetzesweg beschritten habe; worauf ihm Lamey bemerkte, daß — abgesehen von der im Gesetz enthaltenen Strafbestimmung — die Errichtung einer aus Berufsbeamten gebildeten Behörde und eines zum Teil aus Wahlen hervorgehenden Organs der Selbstverwaltung zweierlei Dinge seien und daß überdies politische Rücksichten es verboten, irgendwelche Zweifel an der Rechtsbeständigkeit der neuen Einrichtung aufkommen zu lassen. Ihre Absicht, auch künftig den Ortspfarrer regelmäßig zum Vorsitzenden der Ortsschulbehörde zu ernennen, hatte die Regierung von vornherein ausgesprochen; die Kommission der Zweiten Kammer fand, „wenn die Regierung nach allen schmerzlichen Erfahrungen sich die Objektivität der Stimmung so sehr gewahrt habe, so sei das mehr, als von vielen Seiten erwartet worden sei; man könne nur wünschen, daß dies so überaus maßvolle Vorgehen der Regierung so verstanden und gewürdigt werde, wie es dasselbe verdiene". Dieser Hoffnung entsprach nun freilich der Hirtenbrief nicht, den der Erzbischof gegen das am 29. Juli 1864 verkündete Gesetz ergehen ließ und worin er Eltern und Geistlichkeit ermahnte, sich jeder Beteiligung an der Durchführung des Gesetzes zu entschlagen. Lamey antwortete am 11. August mit einem entrüsteten Erlaß, der das Hirtenschreiben „unwahrer Angaben, entstellter Mitteilungen und jeden Grundes entbehrender Übertreibungen" beschuldigte und es als einen Versuch bezeichnete, „die Katholiken des Landes über Sinn und Tragweite eines in der Ausführung begriffenen Gesetzes durch Vorspiegelung von Gefahren für ihre Religion zu täuschen". Gegen diese Vorwürfe legte wiederum der Erzbischof feierliche Verwahrung ein, der Kuratklerus trat mit Beschwerdeschriften für den gekränkten Oberhirten ein — Anzeichen genug, daß die Durchführung des neuen Gesetzes nicht ohne Kampf vonstatten gehen werde. — Erfreulicher, weil von allseitiger Zustimmung

begleitet, war die Reformtätigkeit, welche die Regierung der neuen Ära auf den übrigen Gebieten des Staatslebens entfaltete. Die Amnestie vom 7. August 1862 tilgte die letzten Straffolgen des Aufstandes von 1849, gewährte endgültige Verzeihung und ließ manchen Flüchtling in die Heimat zurückkehren. Demnächst waren auf wirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiete wichtige gesetzgeberische Aufgaben zu lösen, von denen ein nicht geringer Teil Lameys Ressort zufiel. Die Erstarkung der Großindustrie, die Ausbildung der Verkehrsmittel und die damit Hand in Hand gehende Entwicklung von Handel und Wandel hatten die Unhaltbarkeit des auf dem sechsten Konstitutionsedikt von 1808 beruhenden Zunftzwangs und Konzessionssystems zur allgemeinen Überzeugung werden lassen; mit dem Gewerbegesetz vom 20. September 1862 vollzog jetzt Baden den Übergang zur Gewerbefreiheit. Freizügigkeit hatte bisher nur in äußerst beschränktem Maße — mehr dem Namen als der Sache nach — bestanden; das Gesetz vom 4. Oktober 1862 über Niederlassung und Aufenthalt machte sie nunmehr zu einem Grundrecht aller Bewohner des Staatsgebietes. Einige Erleichterungen der Eheschließung brachte ein zweites, am gleichen Tage erlassenes Gesetz, die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten ein drittes. Durch letzteres Gesetz wurde die von Karl Friedrich eingeleitete Emanzipation der Juden vollendet und zum Abschluß gebracht. Noch immer waren die Juden, obgleich sie seit 1849 politisch gleiche Rechte wie die Christen besaßen, in gemeindebürgerlicher Hinsicht wesentlichen Beschränkungen unterworfen geblieben; die Gemeindegesetzgebung von 1831 hatte ihnen nur die Stellung von „Schutzbürgern“, d. h. Gemeindebürgern minderen Rechts ohne Stimm- und Wahlfähigkeit, gegönnt und das Recht, in jeder Gemeinde des Landes die bürgerliche Aufnahme verlangen zu können, versagt. Auf die Erlangung völliger Gleichberechtigung waren seit Jahrzehnten die Bemühungen der Israeliten gerichtet; sie zu gewähren, erschien nicht nur vom Standpunkte der Humanität und Civilisation als ein Gebot der Gerechtigkeit, sondern auch als unabweisbare Konsequenz des verfassungsmäßigen Grundsatzes, daß die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte unabhängig sei von der Konfession, und der Zeitpunkt, diesen letzten Schritt zu tun, war mit dem Augenblicke, wo man Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, ohne die Juden davon auszuschließen, einführte, natürlich gegeben. Dennoch segelte die Regierung in dieser Frage, wie Lamey sich ausdrückte, „nicht mit dem vollen Wind der Popularität“; es war gegen die Vorlage eine ziemlich starke Petitionsbewegung ins Werk gesetzt worden. Lamey trat

jedoch der Behauptung der Petenten, daß die jüdische Bevölkerung für die ihr zugedachte Wohltat noch nicht reif sei, mit solcher Entschiedenheit entgegen, daß die auch in der Zweiten Kammer selbst laut gewordenen Bedenken schließlich verstummten und die Vorlage einstimmig gutgeheißen wurde. Durch umsichtige Übergangsbestimmungen trug das Gesetz dafür Sorge, daß in bezug auf Almendgenuß und Armenfürsorge die Interessen der christlichen Gemeindebürger nicht allzu empfindlich beeinträchtigt wurden. Die Judenschaft des Landes hat dieser Tat Lameys stets ein dankbares Gedächtnis bewahrt. — Die bedeutsamste Schöpfung Lameys war die Neuorganisation der inneren Verwaltung. Noch bestand im wesentlichen — wenn auch mit einigen im Laufe der Zeit bewirkten Vereinfachungen und Verbesserungen — die durch das Organisationsedikt vom 26. November 1809 geschaffene Einrichtung der Verwaltung: alle öffentliche Tätigkeit war in der Hand besoldeter Beamter zentralisiert, gegen Mißbrauch und Willkür sollte eine weitgreifende Kontrolle der vorgesetzten Behörden, eine Stufenfolge zahlreicher Instanzen für Beschwerden und Rekurse und die kollegialische Behandlung der Geschäfte in den höheren Instanzen Garantie gewähren. Diese streng zentralisierende Ordnung der Verwaltung mochte zu einer Zeit, wo es vor allem darauf ankam, die ungleichartigen Bestandteile des neugebildeten Staatswesens zu einem Ganzen zu verschmelzen, vortreffliche Dienste geleistet haben, sie paßte aber nicht mehr zu den öffentlichen Zuständen eines Landes, dessen Bevölkerung durch ein reges Verfassungsleben und eine freisinnige Gemeindeordnung zur Selbstbetätigung in öffentlichen Angelegenheiten erzogen worden war. Über die Umständlichkeit und Schwerfälligkeit des bureaukratischen Verwaltungsapparats, über die aufdringliche Vielregiererei und die Schreibseligkeit der Behörden, über ihren dem Leben entfremdeten Formalismus bestand schon lange Klage, und aus der Schilderung der badischen Bureaukratie, die Häusser in seinen Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution entworfen hat, mag man entnehmen, wie stark das Bedürfnis war, die Verwaltung mit einem neuen Geiste zu erfüllen. Das Gesetz vom 5. Oktober 1863 über die Organisation der inneren Verwaltung leistete diesem Bedürfnis Genüge, indem es, anknüpfend an die Vorarbeit von 1849, den Grundsatz der Selbstverwaltung in zweifacher Weise zur Durchführung brachte. Es sonderte von der eigentlichen Staatsverwaltung die Interessenverwaltung und überwies diese zur eigenen Besorgung korporativen Kreisverbänden, deren Wirkungskreis zunächst mehr nur fakultativ bestimmt wurde und

auf deren Tätigkeit der Staat — von der im Interesse des Staatsganzen auszuübenden Aufsicht abgesehen — lediglich anregend und fördernd einzuwirken hat. Sodann aber wurde das Volk auch zur Teilnahme an den eigentlichen Geschäften der Staatsverwaltung herangezogen: dem staatlichen Verwaltungsbeamten wurde der Bezirksrat beigegeben, ein Kollegium, in dem die tüchtigsten, durch Einsicht und Gemeinsinn ausgezeichneten Männer des Bezirks zur Mitwirkung bei der Erledigung gewisser staatlicher Geschäfte berufen sind. Wurden so die den bürgerlichen Elementen eigenen Kenntnisse und Erfahrungen für die Verwaltung nutzbar gemacht, so war ihre Mitwirkung zugleich geeignet, das Vertrauen in die Rechtlichkeit und Unparteilichkeit der Amtsführung der Staatsbehörde zu stärken. Weiterhin schuf das Gesetz die Verwaltungsrechtspflege mit dem Bezirksrat als erster und dem volle richterliche Unabhängigkeit besitzenden Verwaltungsgerichtshof als zweiter und letzter Instanz. Die Kreisregierungen, die eine Mittelinstanz zwischen den Ämtern und dem Ministerium gebildet hatten, wurden aufgehoben, ein Teil ihrer Geschäfte einer neuen Zentralmittelstelle, dem Verwaltungshof, zugewiesen und nebstdem, um dem Ministerium den stetigen und unmittelbaren Einblick in die öffentlichen Zustände zu sichern, das Institut der Landeskommissäre geschaffen, die als Mitglieder des Ministeriums mit der unmittelbaren Aufsicht über die Amts- und Kreisverwaltung in dem ihnen zugewiesenen Landesbezirke, wo sie auch ihren Wohnsitz nehmen, betraut sind — Beamte, die, wie Bluntschli, der Berichterstatter der Ersten Kammer, meinte, einigermaßen an die alten Sendboten Kaiser Karls des Großen erinnern. Die Beseitigung der Mittelinstanz, die bei der Größe des Landes entbehrlich war, vereinfachte den Geschäftsgang und ermöglichte zugleich der Regierung eine konzentriertere und eindringlichere, weil nicht durch Zwischenglieder gehemmte oder abgeschwächte Einwirkung auf den Gang der Verwaltung. Im Jahre 1849 hatte man außerdem noch eine beträchtliche Verminderung der Zahl der Bezirksämter geplant; hiervon wurde jetzt abgesehen der Vorzüge halber, die eine aus der Nähe geübte, auf genauer Kenntnis der Verhältnisse und unmittelbarer Anschauung beruhende Verwaltung besitzt, und auch um die lokalen Interessen zu schonen. Als eine geniale Schöpfung bezeichnete der Kommissionsbericht der Ersten Kammer den Entwurf der neuen Organisation; wenn deren Einführung auch keineswegs gefahrlos erscheine, so sei doch das Wagnis zu unternehmen und der Plan der Regierung auszuführen. Eine nunmehr 40jährige Erfahrung hat dieses

Urteil bestätigt; das Neugeschaffene hat sich als gesund und lebenskräftig erwiesen, was bei der Einführung als Wagnis erscheinen mochte, ist heute sicheres, der Regierung wie den Regierten gleich wertvolles Besitztum geworden. — Hand in Hand mit der Verwaltungsreform ging die Neuordnung des Polizeistrafrechts und des Polizeistrafverfahrens. Nach den Anschauungen des alten Polizeistaates war die Befugnis, polizeiliche Strafvorschriften zu erlassen, ebenso wie die Verhängung der Strafen als unmittelbarer Ausfluß der polizeilichen Amtsgewalt zu betrachten. Die Normen des Polizeistrafrechts beruhten daher nur zum kleinsten Teile auf Gesetzen, in der Mehrzahl auf Verordnungen höherer und niederer Behörden, deren Zuständigkeit überdies keineswegs bestimmt und klar abgegrenzt war. Es war ein verworrener und grundsätzlich ungeordneter Zustand, der zu Willkür und Übergriffen der Polizeiverwaltung reichlich Gelegenheit bot und mit dem verfassungsmäßigen Prinzip, welches für allgemeine, die Freiheit und das Eigentum der Bürger betreffende Anordnungen Gesetzesform forderte, schlecht harmonierte. Hier schaffte nun das Polizeistrafgesetzbuch vom 31. Oktober 1863 Wandel, indem es den Grundsatz aufstellte, daß wie kriminelle, so auch polizeiliche Strafen nur auf Grund einer gesetzlichen Strafandrohung verhängt werden dürfen. Gebote und Verbote allgemeiner und dauernder Art sprach das Gesetz selber aus — insoweit bildete es eine, wenn auch nicht vollständige Kodifikation der geltenden Vorschriften —, im übrigen beschränkte es sich darauf, den Strafrahmen aufzustellen, innerhalb dessen den als zuständig bezeichneten Behörden vorbehalten blieb unter autonomischer Mitwirkung des engeren Kreises der Beteiligten über Verhältnisse von wechselndem oder örtlichem Charakter polizeiliche Vorschriften zu erlassen. Folgerichtig wurde sodann die Aburteilung der Polizeiübertretungen an die Gerichte überwiesen, während den Polizeibehörden die Funktionen des Staatsanwalts und des Untersuchungsrichters in Polizeistrafsachen vorbehalten blieben. Die von der Strafverfolgung unabhängige polizeiliche Exekutive, d. h. die auf Erhaltung und Wiederherstellung rechts- und ordnungsmäßiger Zustände gerichtete Tätigkeit, wurde nebstdem im Polizeistrafgesetzbuch als eine selbständige Befugnis der Polizeigewalt anerkannt und mit den erforderlichen Rechtsschranken umgeben. Gleichzeitig mit dieser Umgestaltung der inneren und Polizeiverwaltung, nämlich am 1. Oktober 1864, trat auch die von Stabel geschaffene Justizreform — eine neue Gerichtsverfassung, bürgerliche und Strafprozeßordnung — in Kraft. Volle Durchführung des Grundsatzes

der Mündlichkeit und Öffentlichkeit in Civil- und Strafsachen, kollegiale Erstinstanzgerichte für die wichtigeren Civilsachen, Beteiligung des Laienelements bei der Rechtsprechung im Schöffen- und Schwurgericht charakterisierten diese Gerichtsorganisation, die in vieler Hinsicht nachmals der Reichsgesetzgebung von 1877 zum Vorbild gedient hat. Die 1857 mit Errichtung der Amtsgerichte begonnene Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung war nunmehr vollständig durchgeführt. Daß auch der gesamte Beamtenkörper tiefgreifende Veränderungen erfahren mußte, lag in der Natur der Dinge; ältere Elemente, die sich in das neue Wesen nicht mehr zu finden wußten, schieden aus, junge Kräfte stellten sich in den Dienst — ein frischer, fortschrittsfreudiger Zug belebte die Staatstätigkeit in Justiz und Verwaltung. — Der Landtag, der im Sommer 1864 das Schulaufsichtsgesetz gutgeheißen hatte, kam in der Folge noch mehrfach in die Lage, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, da erst beim Vollzug des Gesetzes der Schulstreit sich mit ganzer Heftigkeit entwickelte. Im September begannen die Ortsschulratswahlen. Der Erzbischof, durch Zustimmungsschreiben zahlreicher deutscher Bischöfe und die sympathische Kundgebung einer in Würzburg tagenden Versammlung katholischer Vereine in seiner ablehnenden Haltung bestärkt, verbot den Geistlichen nicht nur den Eintritt in den Ortsschulrat, sondern jeglichen geschäftlichen Verkehr mit den staatlichen Schulbehörden überhaupt. Die ultramontane Presse suchte zugleich die Bildung der Ortsschulräte zu vereiteln, indem sie alle treuen Katholiken zur Wahlenthaltung aufforderte, die Gewählten von der Annahme der Wahl, die zum Eintritt gesetzlich Verpflichteten vom Eintritt abzuhalten suchte. Alle Maßregeln, welche die Regierung ergriff, um das Gesetz zum Vollzug zu bringen, wurden heftig angefeindet und als rechtswidrig dargestellt. Aber auch auf protestantischer Seite fehlte es nicht an lebhafter Opposition. Natürlich hatte daran das vom Großherzog als Landesbischof bestellte Kirchenregiment keinen Teil; vielmehr erklärte der evangelische Oberkirchenrat, wenn er auch nicht mit allen Bestimmungen des neuen Schulgesetzes einverstanden sei, so könne ihn dies nicht abhalten, die von der Kirche auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts zu erfüllenden Aufgaben auch ferner in der jetzt gesetzlich festgestellten Form zu betätigen, und er ermahnte die Geistlichen, sich der Förderung des Volksschulwesens mit nicht geringerer Liebe und Hingebung als bisher zu widmen und sich ihren Pflichten als Mitglieder der Ortsschulräte mit Eifer zu unterziehen. Die Geistlichkeit positiver Richtung teilte

jedoch diesen Standpunkt ihrer Oberbehörde nicht, sondern bekundete die entschiedenste Abneigung gegen die nach ihrer Ansicht den religiösen Charakter der Schule gefährdende und darum verderbliche Neuerung. In seinen Betrachtungen über „die Stellung der Geistlichen im neuen Ortsschulrat" wollte das Evangelische Kirchen- und Volksblatt zwar nicht aus dem Gebot „Gott mehr zu gehorchen als den Menschen" das Recht und die Pflicht der Geistlichen ableiten, den Eintritt in den Ortsschulrat zu verweigern, wohl aber wurde den Geistlichen nachdrücklich empfohlen, nachdem man „die bescheidensten Ansprüche der Kirche mißachtet und sie mit ihren wohlerworbenen Rechten zur Schule hinausgesetzgebert habe", nicht den Vorsitz im Ortsschulrat zu übernehmen und sich damit „zum Lastträger für die örtliche Schulaufsicht herzugeben". In der Tat mußte der evangelische Oberkirchenrat verschiedenen Geistlichen, die diesen Rat befolgt hatten, hierüber Vorstellungen machen und sie zur Einsicht bringen, daß die Ablehnung des Vorsitzes nur den Einfluß des Pfarrers auf die Schule beeinträchtige. Das Organ der Bekenntnistreuen aber fuhr fort, soweit die damals seine Spalten füllende Polemik gegen des Seminardirektors Schenkel „Charakterbild Jesu" hierfür noch Raum ließ, das Schulaufsichtsgesetz zu bekämpfen, wobei es der Oberkirchenbehörde Schwäche und übergroße Vertrauensseligkeit vorwarf und die gegen das Gesetz sich richtenden Kampfsmaßregeln der Katholischen mit Befriedigung registrierte. Dessenungeachtet wurden die Ortsschulräte fast allenthalben konstituiert, nur in 89 Schulgemeinden war Ende 1864 eine Wahl noch nicht zustande gekommen. Die Regierung ließ dabei allerdings auch die sogenannten „Minoritätswahlen" gelten, das heißt Wahlen mit Beteiligung von weniger als der Hälfte der Wahlberechtigten, sofern nur mindestens drei Wähler gewählt hatten; bei Erfolglosigkeit auch eines zweiten Wahlversuchs ließ sie statt der zu wählenden Mitglieder des Ortsschulrats die entsprechende Anzahl durch die Bezirksämter auf die Dauer eines Jahres ernennen und gegen die, welche die Annahme einer solchen Ernennung ablehnten, die im Gesetz wegen unbegründeter Ablehnung der Wahl angedrohte Strafe zur Anwendung bringen. Die katholischen Gegner, durch die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen nicht entmutigt, organisierten nun einen Massensturm von Adressen und Deputationen, die an den Landesherrn das Ansinnen stellten, das verhaßte Gesetz „aus eigener Machtvollkommenheit" zu beseitigen; gleichzeitig wurde die Agitation durch die „wandernden Kasinos" ins Werk gesetzt. Auf den Vortrag des Staatsministeriums lehnte der Großherzog mit Kabinettreskript vom 27. Januar

1865 den ferneren Empfang solcher Deputationen ab und überließ dem Minister des Innern, die Petenten über die Unstatthaftigkeit des verlangten provisorischen Gesetzes zu belehren und auf den konstitutionell vorgezeichneten Weg zu verweisen. Lamey entledigte sich dieses Auftrags durch einen Runderlaß an die Bezirksämter vom 20. Februar 1865, worin er Ziele und Tragweite des Gesetzes nochmals eindringlich auseinandersetzte. „Die Regierung", heißt es da am Schlusse, „hat die vertrauensvolle Zuversicht, daß die Erfahrung auch die jetzigen Gegner des Gesetzes von dessen Wahrheit und Gerechtigkeit überzeugen werde, und daß unter dem Schutz desselben die Schule blühen wird als eine Pflanzstätte verständiger Bildung und religiöser Frömmigkeit." Inzwischen nahm die von Heidelberg aus eingeleitete Kasinobewegung ihren die Leidenschaften der Menge erregenden Fortgang, bei einer Wanderversammlung in Mannheim kam es am 23. Februar zu skandalösen Auftritten, schließlich mußte die Regierung, um weitere Exzesse zu verhüten, die Abhaltung von Kasinos polizeilich untersagen. Jetzt endlich wendeten sich, „um alle gesetzlichen Mittel zu erschöpfen", die Beschwerdeführer an den Landtag. Über 400 Petitionen mit nahezu 37000, zumeist durch die Pfarrer eingesammelten Unterschriften, welche gesetzliche Regelung des Volksschulwesens „auf Grund der Mitleitung von seiten der Kirche" oder Gewährung vollständiger Unterrichtsfreiheit verlangten, gingen bei den Kammern ein. Nach der Art, wie diese Massenpetition erweislich zustande gekommen war, mußte indessen billig bezweifelt werden, daß die Unterzeichner den Inhalt der Petition überall auch nur gekannt, geschweige denn in allen Punkten erwogen und gebilligt hatten. Beide Kammern gingen über den Petitionen zur Tagesordnung über; bei den Verhandlungen trat die Mäßigung, die sich Lamey in dem ganzen Streite bewahrt hatte, in helles Licht, er mußte sich sogar gegen den Vorwurf verteidigen, daß die Regierung sich durch ihre Haltung gegenüber einer vom Ordinariat den Ortsgeistlichen und erzbischöflichen Schulinspektoren erteilten Instruktion den Schein der Schwäche zugezogen habe. Mit einer völligen Niederlage der Gegner des Schulaufsichtsgesetzes endigten ihre letzten Aktionen in diesem so grundlos geführten Streite, die sich in der Ersten Kammer abspielten und direkt auf den Sturz des Ministeriums zielten. Als im Dezember 1865 bei einer Debatte über die Gesamtpolitik der Regierung Freiherr v. Andlaw darüber klagte, daß man beim Vollzug des Schulgesetzes mit Strafen vorgegangen sei und dadurch dem Gewissen der Katholiken Zwang angetan habe, tat Lamey den be-

kannten Ausspruch: „das Gesetz sei das öffentliche, das wahre Gewissen des Landes, und wer daneben und darüber hinaus ein Privatgewissen besitzen wolle, müsse eben zahlen". Der Bischof v. Ketteler in Mainz schrieb darauf eine Broschüre „Ist das Gesetz das öffentliche Gewissen?" und Fürst Karl zu Löwenstein interpellierte am 17. März 1866 das Staatsministerium darüber, welchen Standpunkt es zu dieser Äußerung einnehme. Der Interpellant fragte, „ob das Ministerium auf der Basis des christlichen Staates, der das göttliche Gesetz über sich anerkennt, oder auf dem Standpunkt des Herrn Staatsrats Lamey stehe, welcher von Christus und Gott nichts wissen will?" Stabel lehnte die Beantwortung der Interpellation ab, da eine Anfrage über irgend eine bestimmte Amtshandlung darin nicht zu finden und auf Ausforschung der Gedanken und Gesinnungen, wie solche Aufgabe der heiligen Inquisition gewesen, das Interpellationsrecht nicht auszudehnen sei. Lamey meinte — auf Kettelers Broschüre zielend —, die christliche Ruhe des Interpellanten sei nur dadurch getrübt worden, daß er dem Pamphletentum allzu sehr Glauben geschenkt habe, und der Kammerpräsident, Prinz Wilhelm, bezeichnete jene Streitschrift als „ein so antibadisches Pamphlet, daß die Identifizierung derselben mit der Ansicht des hohen Hauses ihm als Landesverrat erscheinen würde". Am 21. April stellte und begründete sodann Freiherr v. Andlaw in einer Motion den Antrag, durch eine Adresse an S. K. H. den Großherzog gegen den Präsidenten des Ministeriums des Innern wegen Amtsmißbrauchs und Verfassungsbruchs Beschwerde zu führen. Dieser Verbrechen hatte nach der Ansicht des Antragstellers der Minister sich dadurch schuldig gemacht, daß er beim Vollzug des Schulaufsichtsgesetzes Zwang geübt und die Wahlenthaltung unbotmäßiger Gemeinderäte, sowie die Nichtannahme der Wahl oder Ernennung zum Ortsschulrat hatte bestrafen lassen. Die Akten über 356 solche Straffälle waren auf dem Tisch des Hauses niedergelegt; von diesen Fällen waren aber überhaupt nur 14 Fälle im Rekurswege an das Ministerium gelangt und dort mit Milde erledigt worden. Von Stabel, der das Staatsministerium mit dem angegriffenen Kollegen für solidarisch erklärte, und einigen Rednern des Hauses unterstützt, hatte Lamey keine Mühe, das Verfahren der Regierung zu rechtfertigen; den in der Anklage enthaltenen Vorwurf der mala fides wies er mit Empörung zurück, so daß der Motionssteller schließlich kleinlaut nur noch von persönlicher Befangenheit des Ministers sprach, den unredlicher Absichten zu zeihen ihm ferngelegen habe. Bluntschli bezeichnete hiernach

die Motion als „Humbug", und die Kammer lehnte die Verweisung des Antrags an eine Kommission und damit dessen Inbetrachtnahme überhaupt ab. War dieser Beschluß nur mit 11 gegen 8 Stimmen gefaßt worden, so bereitete dafür die Zweite Kammer dem so schwer angegriffenen Minister volle Genugtuung: am 25. April erklärte sie auf Kirsners Antrag einstimmig zu Protokoll, daß sie in den zum Vollzug des Schulaufsichtsgesetzes durch Lamey ergriffenen Maßregeln nur eine pflichtgemäße Erfüllung seiner amtlichen Aufgabe erkenne. Am Abend des gleichen Tages brachten Tausende der Einwohnerschaft Karlsruhes und der Nachbarorte dem Minister einen Fackelzug; die öffentliche Meinung fällte damit, wie Lamey in seiner Ansprache an den Festzug sagte, über den Angeklagten ihr feierliches Verdikt, und der Wahrspruch lautete: „Nicht schuldig!" Vertrauenskundgebungen kamen ihm in zahlreichen Ehrenadressen aus allen Teilen des Landes zu und eine am 29. April in Heidelberg veranstaltete Volksversammlung widmete dem Minister — sein in der Ersten Kammer gesprochenes Wort in die Tat umsetzend — „statt der Dornenkrone, die ihm die Gegner zu bereiten gedachten", einen silbernen Lorbeerkranz. — Inzwischen hatte die Regierung die Vorarbeiten für die umfassende Neuregelung des Volksschulwesens zum Abschluß gebracht und auf der Grundlage der Kniesschen Thesen, also unter prinzipieller Festhaltung der Konfessionalität der Volksschule, den Entwurf eines Elementarunterrichtsgesetzes aufgestellt, der namentlich auch den Lehrern die dringend nötige materielle Besserstellung bringen sollte. Es hatte nicht geringe Mühe gekostet, dieses Ziel zu erreichen; denn das Einvernehmen zwischen Knies und Jolly, der 1861 ins Ministerium eingetreten war und das Referat über das Schulwesen hatte, war nicht das beste, und häufig hatte Lamey vermittelnd eingreifen müssen, um die Meinungsverschiedenheiten und Reibungen zwischen dem Ministerialreferenten und dem Oberschulratsdirektor zu begleichen. Im Januar 1866 wurde der Gesetzentwurf von Vertretern der Regierung und der oberen Kirchenbehörden gemeinsam durchberaten, und die Konferenz gelangte in allen wesentlichen Punkten zur Einigung. Das Ordinariat versagte zwar einigen Zugeständnissen seines Kommissärs die Anerkennung, erklärte aber doch am 8. März unter grundsätzlicher Wahrung seines in der erzbischöflichen Denkschrift von 1863 dargelegten Standpunktes, es wolle die Lösung der noch bestehenden prinzipiellen Schwierigkeiten einer geeigneteren Zeit vorbehalten und auf einen modus vivendi eingehen, welcher der Kirche ermögliche, wenigstens in praktischer Beziehung ihre

Pflicht zu erfüllen. Unter einigen — von der Regierung demnächst in der Hauptsache zugestandenen — Bedingungen versprach hiernach das Ordinariat, „die Geistlichen zu der ihnen gesetzlich zugewiesenen Mitbeteiligung anzuhalten“. So konnte die Regierung, als sie im April 1866 den Gesetzentwurf dem Landtag vorlegte, die Erwartung aussprechen, daß beide Kirchen zum Vollzug des Gesetzes in loyaler Weise mitwirken würden. Indessen diese, wie eine Reihe anderer Gesetzesvorlagen gelangte zunächst nicht zur Verabschiedung, da die kriegerischen Ereignisse von 1866 den Landtagsarbeiten ein jähes Ende bereiteten. Es war ein tragisch zu nennendes Verhängnis, daß in dem Entscheidungskampfe, durch den die deutsche Frage ihre Lösung finden sollte, Baden Partei gegen den Staat ergreifen mußte, auf den es seine nationalen Hoffnungen gebaut hatte und mit welchem es überdies durch enge dynastische Beziehungen verbunden war. Die Bundesreform auf jede Weise zu fördern, hatte die badische Regierung seit Beginn der 60er Jahre unter lebhafter Zustimmung der Landstände sich unausgesetzt bemüht; die ausgesprochenen Bestrebungen ihrer Politik waren, seit Roggenbach im Mai 1861 das Ministerium des Auswärtigen übernommen, auf Verwirklichung des kleindeutschen Gedankens, Herstellung eines engeren deutschen Bundesstaates unter preußischer Führung, gerichtet. Dieser Gesamtrichtung seiner Politik entsprach auch die Haltung Badens in der Zollvereinskrisis, die der zwischen Preußen und Frankreich 1862 abgeschlossene Handelsvertrag hervorgerufen hatte, und auf dem Frankfurter Fürstentag von 1863. Aber der preußische Verfassungskonflikt, der nicht dazu angetan war, der norddeutschen Großmacht und ihrem Leiter Sympathien und Vertrauen der süddeutschen Liberalen zu erwerben, bewirkte eine Wandlung der öffentlichen Meinung. Noch mehr hatte der Verlauf der schleswig-holsteinschen Angelegenheit die Hinneigung zu Preußen erkalten lassen. Baden, das von vornherein für das Recht des Augustenburgers energisch eingetreten war, sah den Erfolg seiner Bemühungen durch die preußische Politik vereitelt, über deren letzte Ziele herrschte Dunkel, die besten Patrioten begannen im Glauben an den nationalen Beruf Preußens irre zu werden, und die Sympathien für Österreich, die bei der süddeutschen Bevölkerung stets lebendig geblieben waren, traten wieder stärker hervor. Roggenbachs Rücktritt, der im Oktober 1865 erfolgte, und die Ernennung Edelsheims zu seinem Nachfolger kennzeichneten die Situation. Zwischen Roggenbach und Lamey hatte ein gewisser Gegensatz bestanden, der zunächst in der Verschiedenheit ihrer Individualitäten und ihrer Methode,

die Geschäfte zu behandeln, seinen Grund haben mochte, da mit der geistreich-unsteten Art des Aristokraten das gut bürgerliche, besonnene, in der Form etwas nonchalante Wesen Lameys sich nicht gut vertrug; in Fragen der Kirchenpolitik und insbesondere über die Behandlung des Schulwesens hatten auch mancherlei sachliche Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden Männern obgewaltet. Doch hatte Lamey dem von der badischen Politik in der deutschen Frage verfolgten Programm mit voller Überzeugung angehangen; die nationale Verbindung mit Österreich wollte er dabei — wie dies ja auch im Rahmen jenes Programms lag — aufrechterhalten sehen; eine Vorherrschaft Österreichs in Deutschland wünschte er nicht und konnte er nicht wünschen der Rückwirkung halber, die sie auf die liberale innere, insbesondere die Kirchenpolitik des Landes hätte üben müssen. Als seit Frühjahr 1866 der Gang der Ereignisse den Krieg in Sicht stellte, machte Baden im Verein mit den anderen Mittelstaaten vergebliche Anstrengungen, den offenen Bruch zwischen den beiden Großmächten zu verhüten und den Frieden aufrechtzuerhalten. Beim Eintritt der Krisis aber war die Haltung Badens durch die ganze politische Konstellation gegeben: das formale Bundesrecht war auf seiten Österreichs; neutral zu bleiben, erschien der Mehrheit der Berater des Großherzogs, zu der auch Lamey zählte, nach der Lage des Landes und bei der Stimmung der Bevölkerung, wie der Truppen, als unausführbar. Am 21. Juni eröffnete Lamey der Zweiten Kammer die Vertagung des Landtags; der Schmerz über den bevorstehenden Bruderkrieg und sein verletztes Rechtsgefühl gaben ihm dabei herbe Worte ein gegen die Macht, deren „unselige Interessenpolitik“ er für den Ausbruch des Kampfes verantwortlich machte. Als die Entscheidung gefallen war, erbaten die Mitglieder des Staatsministeriums ihre Entlassung; am 23. Juli wurde Edelsheim, am 27. Juli Stabel, Lamey und Vogelmann in den Ruhestand versetzt; Mathy wurde Staatsminister und übernahm die Ministerien der Finanzen und des Handels, v. Freydorf das Auswärtige und vorläufig auch die Justiz, Jolly das Innere, während Kriegsminister Ludwig und Nüßlin auf ihren Posten verblieben. Während Stabel schon zu Anfang des Jahres 1867 als Justizminister reaktiviert wurde, kehrte Lamey nicht mehr ins Ministerium zurück. In tiefer Verstimmung schied er, auf der Höhe der Schaffenskraft stehend, aus dem Amte, um die Weiterführung der von ihm so erfolgreich unternommenen inneren Reformen anderen Händen zu überlassen, und aufrichtig bedauerte das Land den Rücktritt des Ministers, der sich einer

so außerordentlichen Beliebtheit und Volkstümlichkeit erfreut hatte. Lamey siedelte nach Mannheim über, wo er fortan seinen Wohnsitz behielt. Zu gemeinnütziger Betätigung bot sich ihm dort mannigfache Gelegenheit. Mit besonderer Liebe widmete er sich den Angelegenheiten der Kreisverwaltung; im Jahre 1868 übernahm er den Vorsitz im Kreisausschuß Mannheim und leitete von da an die Geschäfte des Kreises ununterbrochen bis an sein Lebensende, um die Förderung und Weiterentwicklung der Institution eifrig bemüht und mancherlei schaffend, was den übrigen Kreisen als Vorbild zur Nachahmung diente. Auch dem Stadtverordnetenkollegium von Mannheim gehörte er in den 70er Jahren an. In der Muße, die ihm vergönnt war, regte sich auch sein vom Vater ererbtes journalistisches Talent. Er wurde ständiger Mitarbeiter des Mannheimer Verkündigers, eines nach 1866 gegründeten Blättchens, für das er während einer Reihe von Jahren den täglichen Leitartikel schrieb. „Kurze Betrachtungen über die Erscheinungen der Zeit, anständig im Ton, leicht verständlich und belehrend, zum Nachdenken auffordernd", sollten im politischen Teil der Zeitung geboten werden, und Lameys Artikel erfüllten in unübertrefflicher Weise dieses Programm. Eine von Wissen und Erfahrung gesättigte Lebensweisheit, hoher sittlicher Ernst und zugleich ein köstlicher Humor sprachen aus diesen kurzen Aufsätzen, die, meist mit einer drastischen Überschrift versehen, sich über große und kleine Tagesereignisse wie über die schwierigsten staatsrechtlichen und sozialen Probleme in der Sprache des gesunden Menschenverstandes verbreiteten. Der gern gelesene Lamey-Artikel gewann dem kleinen Blatt, das in der deutschen Frage eine entschieden nationale Haltung vertrat, einen ausgedehnteren Abonnentenkreis, so daß in der Folge der Herausgeber — übrigens gegen Lameys Wunsch — glaubte, der Zeitung ein stattlicheres Gewand geben zu müssen und sie in größerem Format erscheinen ließ. Inzwischen hatte Lamey zur Verwirklichung der politischen Gedanken, für die er journalistisch eintrat, auch als Mitglied der Volksvertretung das Seine beigetragen. Bei Eröffnung des Landtags im Februar 1867 hatte Lamey als Abgeordneter von Lörrach seinen Sitz in der Zweiten Kammer wieder eingenommen. Die wichtigsten Vorlagen dieser Tagung waren die Entwürfe eines Wehr- und eines Kontingentgesetzes. Um den Anschluß Badens an den norddeutschen Bund, den die Thronrede als das von der Regierung unentwegt festgehaltene und anzustrebende Ziel bezeichnet hatte, vorzubereiten und zu ermöglichen, war vor allem geboten, die badische Wehrverfassung nach

dem Vorbild der preußischen umzugestalten und dem heimischen Heere die dem norddeutschen entsprechende Stärke und Organisation zu geben. Die Regierung beantragte demgemäß Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit dreijähriger Dienstzeit, Reserve- und Landwehrpflicht, Abschaffung der Stellvertretung und einer Kriegsstärke des Heeres von höchstens 2, einer Friedensstärke von 1 % der Bevölkerung. Lamey erstattete über diese Vorlagen Bericht. Bei Besprechung des Wehrgesetzentwurfs charakterisierte er in vorzüglicher Weise die neue Wehrverfassung im Vergleich einerseits mit dem bisherigen auf der Kriegsverfassung des früheren deutschen Bundes und dem Konskriptionsgesetz von 1825 beruhenden Wehrsystem und gegenüber einer (nach Schweizer Art organisierten) Volkswehreinrichtung andrerseits, indem er zugleich den Glauben an die Wohlfeilheit des letzteren Systems mit schlagenden Gründen widerlegte. Der Bericht über das Kontingentsgesetz gab ihm Anlaß zu Betrachtungen über die deutsche Frage und die gesamte politische Weltlage, in denen er seine rückhaltlose Zustimmung zur Regierungspolitik bekundete. Den Gedanken der Gründung eines Südbundes weist er entschieden zurück, da der — zwar auch neben dem Allianzvertrag mit Preußen wohl denkbare — Südbund das nationale Einigungsbedürfnis nicht befriedige, das Gefühl dieses Bedürfnisses vielmehr zu dämpfen geeignet sei und die Gefahr in sich berge, dem Auslande gegen die nationalen Interessen Deutschlands dienstbar zu werden. „Große Wandlungen im nationalen Leben der Völker", sagt im weiteren der Bericht, „vollziehen sich nicht ohne schwere Krisen, da dem Neuen der Widerspruch des historisch Gewordenen sich entgegensetzt. So haben auch die Vorgänge der letzten beiden Jahre zunächst von der deutschen Bevölkerung nicht allerwärts die gleiche Würdigung gefunden. Vielfach werden sie beklagt, vielfach werden ihrer Weiterentwicklung Hindernisse bereitet. Aber diese Veränderungen haben sich bereits in einer so mächtigen Gestalt vollzogen, daß für politische Bestrebungen innerhalb der deutschen Nation selbst kaum mehr als ein vernünftiger Zielpunkt gedacht werden könnte, die Zertrümmerung dieser Gestaltung zu versuchen, um die deutsche Einheit auf einem anderen Wege zu erreichen. Der Aufgabe, die Mainlinie zu beseitigen und die Einheit der großen, in freier Selbstbestimmung stehenden Teile Deutschlands zu vollziehen, wird das deutsche Volk sicher Genüge tun. Ist es auch bis jetzt nur Baden, welches die rasche Beseitigung der Mainlinie für wichtiger hält als die Formen und Bedingungen, unter denen sie verschwinden soll, — darin ist man allerwärts

einig, daß die deutsche Nation das Recht der freien Selbstbestimmung besitzt und daß jeder Drohung des Auslandes gegenüber dieses Recht und seine Folgen mit geeinigter Kraft verteidigt und jede fremde Einmischung nötigenfalls mit den Waffen zurückgewiesen werden muß." Im Hinblick auf die politischen Traditionen der übrigen europäischen Staaten, zumal die nationale Empfindlichkeit Frankreichs kommt hiernach der Bericht zum Schluß, daß die Weiterentwicklung der Neugestaltung Deutschlands unter allen Umständen eine feste und entschlossene Haltung und ein sie unterstützendes, bedeutendes Kräfteaufgebot nötig mache. Aus politischen und moralischen Gründen werde deshalb Süddeutschland und insbesondere Baden sich in seinen militärischen Leistungen Norddeutschland gleichzustellen haben, — nicht um einer rechtlichen Verpflichtung aus den Allianzverträgen mit Preußen, sondern um einem Gebot staatlichen Selbstgefühls Genüge zu tun. Denn „das politische Gewicht Süddeutschlands und die möglichst günstigen Bedingungen seiner innigen Vereinigung mit dem Norden dürften wesentlich damit zusammenhängen, daß es sich nicht als der ärmliche Schützling des Nordens, der unter diesem Schutze an Wehrkraft und Geld spart, darstellt, sondern als ebenbürtiger Bundesgenosse, wenn nicht in realer Macht, so doch in verhältnismäßiger Leistung." Um die Last des Landes etwas zu erleichtern, ermäßigte indessen die Kommission — unbeschadet der Friedenspräsenz von 1 % der Bevölkerung — die Zahl der jährlich auszuhebenden Rekruten und beschränkte, damit bei der Ungewißheit der Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund künftigen Landtagen freie Hand für ihre Bewilligungen gewahrt bleibe, die Geltungsdauer des Gesetzes auf 3 Jahre, die dann vom Plenum auf 2 Jahre herabgesetzt wurden. In dieser Fassung kam das Gesetz zu stande, dem übrigens die Volksstimmung keineswegs sehr günstig und das auch bei den Landständen starken Bedenken begegnet war. — Die noch unter Lamey vorbereiteten, 1866 unerledigt gebliebenen Gesetzentwürfe über Vereine und Versammlungen, Presse, Ministerverantwortlichkeit und über den Elementarunterricht kamen nun gleichfalls zur Verabschiedung. Das letztere wichtige Gesetz, welches das Schulaufsichtsgesetz von 1864 in sich aufnahm, bildete fortan die Rechtsgrundlage des badischen Volksschulwesens. Dem Schulstreit machte es freilich zunächst immer noch kein Ende die Regierungsvorlage hatte durch die Kammern einige nicht sehr wesentliche, aber der Kirche mißfällige Änderungen erfahren, der Erzbischof legte daher neuerdings Verwahrung gegen das Gesetz ein und die katholischen Geistlichen blieben nach wie vor dem Ortsschulrat fern. Erst

1871 gab die Kirchenbehörde ihren Widerstand auf, da sie eingesehen hatte, daß ihr Streiken nur die kirchlichen Interessen selber schädige. Gleich nach Schluß des Landtags — am 18. Februar 1868 — fanden die Wahlen zum Zollparlament statt; Lamey kandidierte im 14. und 8. Wahlkreis, unterlag aber in beiden dem ultramontanen Gegner; auch seine Parteifreunde Eckhard und Kiefer hatten das gleiche Schicksal, — eine kaum zweckmäßige Taktik der Parteileitung hatte die besten Männer in den unsichersten Bezirken aufgestellt. Wenig glücklich war auch die Kampagne, welche die liberale Partei in der Folge gegen das im Februar 1868 nach dem Tode des Staatsministers Mathy neugebildete Kabinett Jolly unternahm. Die neue Ministerliste, welche die Namen von Männern enthielt, die politisch noch nicht hervorgetreten waren, und die parlamentarischen Führer überging, hatte allgemein überrascht und in den Kreisen der liberalen Partei arg verstimmt. Am 8. November berieten 14 Mitglieder der Partei in Offenburg über die Lage; ein vertrauliches Rundschreiben, das sodann an die Mehrzahl der Abgeordneten versendet wurde, erklärte, das frühere Vertrauensverhältnis zwischen der liberalen Partei und der Regierung bestehe nicht mehr, nachdem gegen den konstitutionellen Geist in den letzten Tagen der Landtagssitzung eine Neubildung des Ministeriums ohne Benehmen mit der Kammermehrheit vollzogen worden sei, es gelte für die Zukunft gegenüber der Regierung, in welcher die Partei ihre Anschauungen nicht mehr nach jeder Richtung hin vertreten finde, eine selbständige und tatkräftige Haltung einzunehmen. Das dem Rundschreiben beigefügte Programm forderte tunlichste Sparsamkeit in den Militärausgaben, ferner (mit Bezug auf den Fall Pierson, dessen Berufung in die theologische Fakultät der Universität Heidelberg die Regierung abgelehnt hatte) eine freisinnige, die Tendenzen des preußischen Kultusministeriums vermeidende Kirchen- und Schulpolitik, Reorganisation der Kammern und Revision der Gemeindegesetzgebung. Ein offiziöser Artikel der Karlsruher Zeitung wies die gegen die Regierung erhobenen Vorwürfe zurück und führte aus, daß in Wirklichkeit weder in bezug auf die Ziele der nationalen, noch der inneren Politik zwischen der Regierung und den Verfassern des Programms erhebliche Meinungsverschiedenheiten vorhanden seien; „woher also“, so schloß die halbamtliche Darlegung, „die Opposition?“ Eine im Dezember erschienene anonyme Flugschrift, welche die gleiche Frage als Titel führte und als deren Verfasser ohne Widerspruch Lamey mit Bluntschli und Kiefer bezeichnet wurde, unternahm es, die Beschwerden der Offenburger

des näheren zu begründen, worauf wiederum die Regierung sofort in der Karlsruher Zeitung mit einer ausführlichen Rechtfertigung ihres Verhaltens antwortete. Sie war in der Tat in der Lage, die erhobenen Vorwürfe zu entkräften, und in der öffentlichen Meinung befestigte sich wieder das Vertrauen, daß eine Gefährdung des Liberalismus von der neuen Regierung nicht zu besorgen sei. Auf das Bedenkliche der liberalen Opposition mußten auch andere Kundgebungen aufmerksam machen und eine „von freigesinnter, katholischer Seite" veröffentlichte Flugschrift mit dem Titel „Woher die neue Offenburger Opposition? Und wohin?" gab der unverhohlenen Genugtuung über den häuslichen Zwist im liberalen Lager, sowie darüber Ausdruck, „daß die frühere ministerielle Kammermajorität, jetzt neue, selbständige (wie sie sagt) nationalliberale Partei in manchen Punkten der Tagespolitik der Ansicht der Katholiken sich beträchtlich genähert habe"; in Aufrufen und Adressen bekämpfte die von der katholischen Volkspartei im Verein mit Demokraten und Großdeutschen gebildete „Wahlreformliga", und zwar unter Berufung auf die Offenburger, die Regierungspolitik. Unter dem Eindruck dieser Vorgänge machten auch die liberalen Führer ihren Frieden mit der Regierung. Die Offenburger Versammlung vom 23. Mai 1869, an der über 2000 Liberale, darunter fast alle Abgeordneten der Partei, teilnahmen, brachte einen vollständigen Ausgleich; man beschloß, die nationale und innere Politik der Regierung auch fernerhin zu unterstützen, und gab dieser Gesinnung durch eine Adresse an den Großherzog Ausdruck, welche auch die nach Ansicht der Partei anzustrebenden Reformziele bezeichnete; eine gleichzeitig gefaßte Resolution betraf die Parteiorganisation. So hatte die Offenburger Bewegung immerhin einen festeren Zusammenschluß der liberalen Partei herbeigeführt. Sie war aber auch insofern nicht resultatlos, als verschiedene von den Offenburgern angeregte Reformen auf dem Landtag von 1869/70 zur Verwirklichung gelangten. Es war eine arbeitsreiche Tagung, in der eine Reihe wichtiger Gesetze, so das Stiftungsgesetz, das Gesetz über die öffentliche Armenpflege, das Gesetz über die bürgerliche Standesbeamtung, welches die obligatorische Civilehe einführte, geschaffen wurden. Durch zwei die Verfassung abändernde Gesetze wurde das politische Wahlrecht, das bisher an das Ortsbürgerrecht gebunden war,. nunmehr auf das Staatsbürgerrecht gegründet, geheime Abstimmung eingeführt, die Dauer der Abgeordnetenmandate abgekürzt, den Ständen das Recht der Initiative und der Zweiten Kammer die freie Wahl ihres Präsidenten eingeräumt. Einer durchgreifenden Revision

wurde ferner die Gemeindeordnung unterzogen, indem die direkte Wahl der Gemeindebeamten den Gemeindebürgern übertragen, die staatliche Bestätigung des Bürgermeisters beseitigt und dessen Amtsdauer von 9 auf 6 Jahre verkürzt, überhaupt die Selbständigkeit der Gemeinden gegenüber der Staatsaufsicht gestärkt wurde. Lamey nahm an den Arbeiten dieses Landtags hervorragenden Anteil; seine patriotische Haltung ließ keinerlei Spuren einer persönlichen Verstimmung mehr erkennen. Der Sitte des Hauses gemäß einer Pietätspflicht genügend, widmete er dem im März 1869 verstorbenen Welker einen Nachruf, ihn feiernd als unverzagten Kämpfer für die konstitutionelle Monarchie und als edlen Menschen von kindlichem Gemüt und reinem, fleckenlosem Charakter. Langanhaltender Beifall des Hauses begleitete die Rede, in der Lamey als Berichterstatter der Adreßkommission dem von den vier Vertretern der katholischen Volkspartei aufgestellten Adreßentwurf und ihren Südbund-Tendenzen entgegentrat. „Und wenn Sie auch einmal die Majorität bekommen", rief er ihnen zu, „es hilft Sie alles nichts, und ich will Ihnen sagen, warum: weil die Alten mit ihrem Haß gegen Preußen und ihrem Zopfe der Gewohnheit absterben und weil heraufkommt ein neues Geschlecht, die Jugend, die lebt unter dem, was sie sieht und hört, und ihre geographischen Kenntnisse werden bald so reif sein, daß sie sich sagt: da, wo die 30 Millionen Deutsche sind, da gehören auch die anderen 8 Millionen hin. Der Jugend gebührt die Zukunft, und ihr wird ein einiges, freies Deutschland sich eröffnen!" Das Kontingentgesetz vom 12. Februar 1868 wurde auf weitere 2 Jahre verlängert; die Opposition hatte versucht, die Herabsetzung der Friedensstärke von 14000 auf 10500 Mann und die Verkürzung der Präsenz auf 2 Jahre zu erreichen, und es war wesentlich das Verdienst des Berichterstatters Lamey, daß die Regierungsvorlage unverändert angenommen wurde. „Wir wollen uns", sagte Lamey, „an das anlehnen, was in so eminenter Weise seine Stärke bewiesen hat. Wir wollen 14000 Mann, weil die Staaten, denen wir uns national anzuschließen bestrebt sind, dieses Verhältnis haben und weil wir nicht Deutschlands elende, jammervolle Bettelleute sein und uns nicht ohne Gegenleistung schützen lassen wollen." Dem eindringenden Verständnis aller Fragen der Militärorganisation, welches Lamey bei Behandlung dieses Gegenstandes wie auch bei der Berichterstattung über das Budget des Kriegsministeriums wiederum an den Tag legte, zollte der Kriegsminister General v. Beyer seine volle Bewunderung. Bei Beratung der Verfassungsgesetze sprach sich Lamey auch

über das direkte Landtagswahlrecht aus, das ein Teil der Liberalen und die katholische Volkspartei forderte. Er meinte, es handle sich hier um eine Formsache, die den inneren Wert nicht habe, daß sie Begeisterung verdienen könnte. Die direkte Wahl verbürge so wenig als die indirekte, daß der Wille der Mehrheit im Volke durch die Wahlen zum Ausdruck gelange und daß die Einsichtsvollsten und Tüchtigsten gewählt werden. Um den Mehrheitswillen genau zum Ausdruck zu bringen, müßte nicht in Bezirken, sondern durch das ganze Land hindurch gewählt werden, und in Ländern mit direktem Wahlrecht könne man die Klage hören, daß die tüchtigsten Männer vom öffentlichen Leben sich zurückziehen, weil ihre Natur für die Erfordernisse dieses Wahlverfahrens nicht angelegt sei. Er habe im übrigen zwar Neigung zur direkten Wahl, da durch sie das Verhältnis des Abgeordneten zur Wählerschaft sich lebendiger gestalte, wolle sich aber dessenungeachtet von seinen Freunden, die für die indirekte Wahl stimmen, nicht trennen. Es bestimme ihn dabei auch die politische Erwägung, daß nach dem Maße des Einflusses auf die Bevölkerung, der einerseits der Regierung, andrerseits der katholischen Kirche zu Gebote stehe, bei Einräumung des direkten Wahlrechts die Waffen ungleich verteilt seien. Sei es auch im allgemeinen nicht ratsam, daß eine Partei zu lange unangefochten am Ruder bleibe, so werde er doch stets dagegen ankämpfen, daß eine Partei, die zufolge ihres Prinzips nicht als eine rein staatliche angesehen werden könne, die Mehrheit im Hause erlange und behaupte. — Auch eine sozialpolitische Vorlage beschäftigte diesen Landtag, nämlich ein Gesetzentwurf über die Beschäftigung von Kindern in Fabriken, bestimmt, die sehr dürftigen Arbeiterschutzbestimmungen der Gewerbeordnung von 1862 zu ergänzen; diese Vorlage, über die Lamey gleichfalls Bericht erstattete, schuf bereits die Einrichtung der Fabrikinspektion, allerdings zunächst nur mit ehrenamtlichem Charakter. Im Frühjahr 1870 schied Lamey aus der Kammer aus; auch den Wiedereintritt in den Staatsdienst lehnte er, als ihm Jolly die Stelle des Oberhofgerichtspräsidenten anbot, ab, da er sich in bezug auf seine politische Wirksamkeit keine Fesseln anlegen lassen wollte. Rasch erfüllte sich nun die Zeit, auf welche die Thronrede beim Schlusse des so erfolgreichen Landtags ihren hoffenden Ausblick gerichtet hatte. Mit dem ganzen Enthusiasmus, dessen er fähig war, nahm Lamey die Großtaten der deutschen Heere und die Gründung des Deutschen Reiches auf, und als er im 11. badischen Wahlkreise (Mannheim) zum Mitglied des ersten deutschen Reichstags gewählt wurde, folgte er freudig diesem Rufe.

Im Reichstag wurde ihm die Ehre zuteil, über den Gesetzentwurf, betreffend die Vereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem Deutschen Reiche Bericht zu erstatten. Es handelte sich um Ordnung der staatsrechtlichen Stellung der neuerworbenen Gebiete; ein zweifaches Provisorium war in Aussicht genommen, indem bis zur Einführung der Reichsverfassung (1. Januar 1874) im Reichslande die Gesetzgebung vom Kaiser mit Zustimmung des Bundesrats und nach diesem Zeitpunkte bis zu anderweiter Regelung vom Reiche ausgeübt werden sollte. Lamey billigte zwar diese vorsichtige und behutsame Art des Vorgehens, trat aber andrerseits entschieden dafür ein, daß Elsaß-Lothringen nicht zu einem „Reichsvogteilande" gemacht werden solle und daß diesen Gebieten eine Landesverfassung, eine zur Mitwirkung bei der inneren Gesetzgebung berufene Landesvertretung, wie sie in den anderen deutschen Staaten besteht, auf die Dauer ohne Ungerechtigkeit nicht vorenthalten werden könne. Eine Politik des Zuwartens sei geboten, bis in den sich jetzt noch schroff gegenüberstehenden Ansichten über die Konstituierung von Elsaß-Lothringen eine Klärung erfolgt und in der Gesinnung und im Denken der Bevölkerung dort ein solcher Wandel eingetreten sei, der gestatte, dem Reichsland die Selbständigkeit in Landesangelegenheiten einzuräumen. Aber Lamey vertraute darauf, daß es nicht langer Zeit bedürfe, Elsaß-Lothringen — „dieses Land, das ihm vor vielen besonders wert und lieb war" — wieder deutsch zu machen. Das Beste hierzu zu tun, sei indessen nicht sowohl Aufgabe der gesetzgebenden Faktoren, als einer treuen und ehrlichen Verwaltung, die den deutschen Geist nicht nach der Schablone des Nordens, sondern nach seiner Eigenart und seinem besonderen Charakter im Süden zu pflegen und auszuprägen bestrebt sei. Namentlich tue not, die Kommunalverwaltung, das Schulwesen und die kirchlichen Verhältnisse, zumal die der protestantischen Kirche, im Geiste der Freiheit, den Elsaß-Lothringen von lange her kenne, zu ordnen. Reichsland solle das Land heißen als gemeinsamer Pflegling der gesamten deutschen Nation. Als nach langwierigen Debatten die Annahme der Vorlage in dritter Lesung gesichert war, gab ein Redner der Genugtuung des Hauses darüber Ausdruck, daß gerade der Abgeordnete Lamey, der wie kein anderer dazu berufen gewesen, mit solcher Hingebung und mit so gutem Erfolg die Berichterstattung bei diesem für das Vaterland so wichtigen Gesetze übernommen habe, und in seinem Dankesworte gedachte Lamey selbst der Tradition seiner Familie, deren Name im Elsaß stets mit den Bestrebungen, das Deutschtum dort zu erhalten, verknüpft ge-

wesen sei. Eine umfangreiche und mühevolle Arbeit fiel Lamey in der dritten Session mit der Berichterstattung über den Entwurf eines Militärstrafgesetzbuchs für das Deutsche Reich zu; 26 Sitzungen verwendete die Kommission, in der Moltke den Vorsitz führte, auf die Bewältigung ihrer Aufgabe; sie war mit Erfolg bemüht, mit ihren Änderungsvorschlägen sich insbesondere in bezug auf das System der Freiheitsstrafen den Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuchs möglichst zu nähern, durch Einschränkung der militärischen Strafarten auf die dem Militärverband angehörigen Personen das bürgerliche Interesse mit dem militärischen in Einklang zu bringen und im übrigen zahlreiche Bestimmungen zu mildern. Bei der Beratung des aus der Initiative des Reichstags hervorgegangenen Gesetzentwurfs über die Errichtung eines Reichseisenbahnamtes brachten die Badener die Beschwerde vor, daß die Reichseisenbahnverwaltung mit niedrigen Tarifen auf Reichskosten den badischen Bahnen Konkurrenz mache; wenn diese Beschwerde vom Reichskanzler zunächst eine ziemlich schroffe Zurückweisung erfuhr, so hatten doch im übrigen die Anträge der Badener den Erfolg, daß der Entwurf zu der Form, in der er Gesetzeskraft erlangte, umgestaltet wurde; Lamey insbesondere hatte betont, daß die neue Behörde bei Ausübung der — neben Inspektion und Aufsicht — ihr zugedachten verwaltungsrichterlichen Funktionen vom Reichskanzler unabhängig zu stellen sei, er hielt aber überhaupt mit der Ansicht nicht zurück, daß das Reichseisenbahnamt die glänzenden Erwartungen der Antragsteller nicht werde verwirklichen können — worin ihm die Erfahrung der Folgezeit Recht gegeben hat. Auch bei der Gestaltung mancher anderen Gesetze, die der erste Reichstag geschaffen hat, kam Lameys Einfluß zur Geltung; so ist im Reichsbeamtengesetz die Zulassung der Cession der Gehaltsansprüche, soweit sie der Beschlagnahme unterliegen, auf Lameys Antrag zurückzuführen. In den Debatten über das Jesuitengesetz von 1872 trat Lamey nicht hervor; bei den vorhergegangenen Verhandlungen über die den Jesuitenorden betreffenden Petitionen hatte er den Antrag gestellt, nicht nur die Errichtung von Niederlassungen, sondern auch die Ausübung jeglicher Geistlichen- und Lehrtätigkeit den Ordensmitgliedern zu verbieten, sein Standpunkt in der Frage war damit genugsam gekennzeichnet. Mit Befriedigung konnte Lamey beim Ablauf seines Mandats auf seine Wirksamkeit im Reichstag zurückblicken. Er hatte in der Partei und im Hause eine angesehene und einflußreiche Stellung eingenommen; Bismarck und Moltke, mit denen Lamey in mannigfachen persönlichen Verkehr getreten war, schätzten den süddeutschen

Staatsmann hoch, insbesondere der Kanzler hegte Sympathie für die schlichte Tüchtigkeit seines Wesens und meinte gelegentlich, er hätte recht gern 1866 auch mit Lamey den Frieden abgeschlossen. Doch hatte Lameys Gesundheit während des Berliner Aufenthaltes gelitten; abgespannt und angegriffen von der angestrengten Arbeit und von der ungewohnten, ihm keineswegs zusagenden Lebensweise in der Großstadt, kehrte er von der letzten Session nach Hause zurück und konnte sich daher zur Wiederannahme eines Mandats nicht entschließen. In der Heimat boten die politischen Verhältnisse ein nicht in jeder Hinsicht erfreuliches Bild. Teils dem eigenen Antrieb folgend, teils gedrängt von der liberalen Partei, hatte die Regierung eine Reihe von Maßnahmen ergriffen, die auf seiten der katholischen Kirche und ihrer Anhänger der schärfsten Opposition begegneten. Auf die Einführung des sogenannten Kulturexamens und das Verbot der Missionen und der Lehrwirksamkeit von Ordensmitgliedern folgten das Altkatholikengesetz und das Gesetz vom 19. Februar 1874, welches das Kirchengesetz von 1860 im Geiste der herrschenden Kulturkampftendenzen abänderte und ergänzte. Der Konflikt, in dem Staat und Kirche miteinander lagen, gab an Erbitterung und Heftigkeit dem gleichzeitigen preußischen Kirchenstreit nichts nach; der zunächst zutage tretende Erfolg war die zunehmende Stärke der katholischen Kammerfraktion, die es bei den Wahlen zum Landtag von 1875/76 bereits auf 14 Sitze brachte. Es war unter diesen Umständen heilsam, daß in der Leitung der liberalen Partei, die bisher unter der Führung Kiefers gestanden hatte, Lameys mäßigender Einfluß wieder mehr zur Geltung kam; ihm ist es wohl auch zuzuschreiben, daß das Wahlprogramm der Partei von 1875 auf die von Kiefer geforderten tiefgreifenden Verfassungsänderungen, wie Abschaffung der Ersten Kammer, einjährige Budgetperioden und dergleichen sich nicht einließ. Als Abgeordneter der Stadt Freiburg trat Lamey wieder in die Zweite Kammer ein, die ihn am 11. April 1876 nach Kirsners Rücktritt zum Präsidenten wählte; Lamey bekleidete dieses Ehrenamt fortan bis zu seinem Ausscheiden aus dem Landtag. Zwei Gegenstände waren es vornehmlich, über die die Regierung Mühe hatte, sich mit dem Landtag zu einigen, die Pfarrdotation und die gesetzliche Einführung der gemischten Volksschule. Die Mehrheit der Zweiten Kammer neigte der Ansicht zu, daß die Aufbesserung der Pfarrer aus Staatsmitteln mit den allgemeinen Grundgedanken des Kirchengesetzes von 1860 nicht übereinstimme, diesem vielmehr einzig die Einführung von Kirchensteuern entspreche; sie wollte

daher den Regierungsvorschlag lediglich als einen interimistischen Notbehelf betrachtet wissen und beschränkte die Geltungsdauer des Gesetzes auf 6 Jahre. Der Regierungsentwurf hatte mit Rücksicht auf das Verhalten der katholischen Geistlichkeit verlangt, daß der einzelne Geistliche, um des Staatszuschusses teilhaftig zu werden, sich durch schriftlichen Revers zum Gehorsam gegen die Staatsgesetze verpflichte. Die Kammer fand dieses Verlangen den protestantischen Pfarrern gegenüber, die nie den mindesten Anlaß dazu gegeben hatten, unbillig und für die katholischen Geistlichen bei den Disziplinarverhältnissen der katholischen Kirche unausführbar; der Revers wurde daher nur dem katholischen Teil und zwar der oberen Kirchenbehörde selber auferlegt, während eine analoge Bestimmung für die protestantische Kirche schon durch die Stellung des landesbischöflichen Oberhauptes dieser Kirche ausgeschlossen war. Übrigens hatte auch in dieser Form der Revers, da er die Dotation für den katholischen Teil illusorisch machte, nicht die Billigung Lameys; er hätte, wie er später sagte, die größte Lust gehabt, wegen dieses Reverses gegen das Gesetz zu stimmen. Eine Novelle zum Elementarunterrichtsgesetz hob die konfessionelle Trennung der Volksschulen auf und übertrug im Zusammenhang damit die örtliche Schulaufsicht den Gemeinderäten, während die Ortsschulräte wegfielen. Mit dieser Vorlage kam die Regierung einem Verlangen nach, das die Zweite Kammer auf dem vorigen Landtag gestellt hatte; man wollte die Schullast der Gemeinden erleichtern, den mit der Abstimmung der Konfessionsgemeinden über Einführung der gemischten Schule verbundenen aufregenden Parteikämpfen ein Ende machen und überhaupt die konfessionellen Gegensätze abschwächen. Es war weniger die praktische Tragweite der Vorlage — nur die Schulen in 153 Gemeinden wurden unmittelbar durch die neuen Bestimmungen betroffen — als das darin ausgesprochene Prinzip, das ihr Bedeutung verlieh. Immerhin enthielt der Regierungsentwurf einige dem Konfessionsverhältnis und der Sorge für den Religionsunterricht der konfessionellen Minderheit Rechnung tragende Bestimmungen, die nun von der Kammermehrheit als prinzipwidrig bekämpft und zum Teil auch trotz des lebhaften Widerspruchs der Regierung beseitigt wurden. Nach dem Standpunkt, den Lamey als Minister in der Frage eingenommen hatte, und überhaupt bei seiner allem Doktrinarismus abgeneigten Anschauungsweise ist kaum zu denken, daß er diese Haltung seiner Partei vollständig gebilligt habe. Nach Jollys Rücktritt, der nach Schluß des Landtags im Herbst 1876 erfolgte, bot das neue Ministerium Turban-Stösser Lamey die

durch den Tod Mohls erledigte Stelle des Präsidenten der Oberrechnungs-kammer an; wiederum lehnte er ab, da ihm dieses Amt den völligen Verzicht auf seine parlamentarische Wirksamkeit auferlegt hätte. Der Regierungswechsel bedeutete einen Wendepunkt der badischen Kirchen-politik. Der Kulturkampf hatte sich zu einer Intensität und Ausdehnung gesteigert, die den allgemeinen Volksinteressen abträglich sein mußte; das neue Kabinett betrachtete es daher als seine Aufgabe, allmählich wieder bessere Beziehungen zwischen Staat und Kirche herzustellen; „von Fall zu Fall“ gedachte Minister Stößer zur Verständigung mit der Kurie zu gelangen. Den brennendsten Punkt des Konflikts bildete die Frage der Staatsprüfung der Geistlichen. Das Kirchengesetz von 1860 hatte für die Zulassung zu einem Kirchenamt den „Nachweis einer allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung“ erfordert, die Bestimmung des Umfangs und der Art dieses Nachweises aber der Verordnung überlassen. Lamey hatte es dabei bewenden lassen; unter seinem Nachfolger Jolly aber war die Verordnung vom 6. September 1867 ergangen, die bestimmte, daß der gedachte Nachweis durch eine nach beendigtem Universitätsstudium vor einer staatlichen Prüfungskommission abzulegende Prüfung in den alten Sprachen, Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur zu er-bringen sei. Das Gesetz vom 19. Februar 1874 sanktionierte diese Einrichtung und verschärfte sie noch wesentlich dadurch, daß es nicht nur die Zulassung zu einem Kirchenamt, sondern überhaupt die öffentliche Ausübung kirchlicher Funktionen von der Ablegung des staatlichen Examens abhängig machte; den vor Verkündung des Gesetzes kirchlich geprüften oder zu Priestern geweihten Theologen war jedoch bis auf weiteres die Ausübung kirchlicher Funktionen gestattet und in bezug auf ihre Zulassung zu Kirchenämtern die Dispensierung der darum Nachsuchenden von der durch die Verordnung von 1867 geforderten Staatsprüfung vorgesehen. Das erzbischöfliche Ordinariat hatte gegen alle diese Maßnahmen nicht nur Protest eingelegt, sondern den Geistlichen geradezu untersagt, sich der Staatsprüfung zu unterziehen oder um Dispens nachzusuchen. Fast ausnahmslos gehorchten die Kleriker diesem Verbot. Hatte man also vermeint, die Gesinnung und Geistesrichtung des katholischen Klerus durch Beeinflussung seines Studienganges allmählich „nationalisieren“ zu können, so verfehlte das Gesetz völlig sein Ziel, da dessen positive Durchführung an dem Widerstand der Kirche scheiterte. Es hatte keinen andern Erfolg, als daß einerseits die evangelischen Theologen sich der lästigen Staats-prüfung unterziehen mußten, andrerseits aber bei der katholischen Seel-

sorge nachgerade ein wahrer Notstand hervorgerufen wurde, indem es an Geistlichen zur Besetzung der in zunehmender Zahl erledigten Pfründen und zur Ernennung von Pfarrverwesern fehlte, der widerwärtigen Strafverfolgungen der Neupriester wegen Ausübung geistlicher Funktionen ganz zu geschweigen. Hier galt es vor allem, Wandel zu schaffen, zumal man seit 1878 auch in Preußen bestrebt war, mit Rom seinen Frieden zu machen. Zwar trat noch auf dem Landtag von 1878 Minister Stösser dem Antrag Lenders, das 1874er Gesetz zu revidieren, ziemlich schroff entgegen; im Januar 1880 brachte jedoch die Regierung bei der Zweiten Kammer einen Gesetzentwurf ein, welcher als Nachweis der allgemein-wissenschaftlichen Vorbildung auch die theologische Fachprüfung gelten lassen wollte, sofern der Prüfung ein staatlicher Kommissär angewohnt und dieser den Kandidaten nicht beanstandet habe. Der Regierungsvorschlag wollte also nur ein Surrogat der — im übrigen aufrechterhaltenen — Staatsprüfung schaffen, das Gesetz von 1874 nicht abändern, sondern nur ergänzen, so daß bei hervortretenden Schwierigkeiten oder Differenzen stets wieder darauf zurückgegriffen werden könne. Die Motive betonten, daß die gleiche Einrichtung, die auch in Württemberg bestehe, in Baden schon durch die — allerdings unvollzogen gebliebene — Verordnung vom 1. März 1853 vorgesehen gewesen sei. Die Kommission der Zweiten Kammer, deren Vorsitzender und Berichterstatter Lamey war, beantragte die Ablehnung des Gesetzentwurfs. In seinem Bericht bekannte Lamey, daß er stets ein Gegner der besonderen Staatsprüfung der Geistlichen gewesen sei, wenn er auch das bischöfliche Verbot als einen beklagenswerten und grundlos geschehenen Mißgriff erachte. Das Gesetz von 1860 habe nicht beabsichtigt, von den Geistlichen einen strengeren und lästigeren Nachweis der allgemein-wissenschaftlichen Vorbildung zu fordern als von den Kandidaten anderer wissenschaftlichen Berufsfächer, vielmehr die Maturitätsprüfung und den Besuch dreier philosophischer Kollegien wie bei den Juristen, Medizinern 2c., so auch bei den Theologen für genügend erachtet. Für den Staat seien die Prüfungsverordnungen weder notwendig noch wünschenswert gewesen, für die Kirchen unbillig und belästigend. Gegen den neuen Vorschlag der Regierung sei prinzipiell einzuwenden, daß die theologische Fachprüfung als eine rein kirchliche Angelegenheit völlig den Kirchen überlassen bleiben müsse. Der Vorschlag berge überdies den Keim neuer Konflikte in sich und die Anwesenheit des nicht einmal zur ergänzenden Fragestellung berechtigten staatlichen Prüfungskommissärs sei keineswegs

geeignet, die Staatssouveränität der Kirche gegenüber sichtbar zu dokumentieren und den jungen Theologen zum Bewußtsein zu bringen. Die Kommission hatte hiernach beschlossen, einen durchaus prinzipiellen Standpunkt einzunehmen und auf jegliche besondere Staatsprüfung der Theologen schlechtweg zu verzichten. Eine Amendierung des Gesetzentwurfs in diesem Sinne hielt sie jedoch insolange nicht für angängig, als nicht „die Vollziehbarkeit des Gesetzes von 1874 durch Zurückziehung der bischöflichen Verbote in Sicherheit gestellt sei". Der Lameysche Bericht gab der Sache eine gänzlich unerwartete Wendung: das Ordinariat nahm seine Examensverbote zurück, und die Regierung beeilte sich, nach Zurückziehung ihres ersten Entwurfs einen zweiten einzubringen, der dem Standpunkt der Kommission entsprach und dem dann beide Kammern zustimmten. So war es der staatsmännischen Einsicht Lameys und der außerordentlichen Autorität, die er genoß, gelungen, dem leidigen Examensstreit ein Ende zu bereiten. Diesen Ausgang der von der Regierung eingeleiteten Aktion hatte man in der Tat nicht vorhersehen können, da doch als einflußreichste Mitglieder der Mehrheitspartei in der Kammer noch dieselben Männer saßen, die vor wenig Jahren das Kulturexamen mit den verschärften Bestimmungen des Kampfgesetzes sanktioniert hatten. Lamey selbst stellte bei der Verhandlung über den zweiten Entwurf seinen Freunden das Zeugnis aus, daß sie weiter in ihrer Aufopferung gegangen seien, als er von vornherein geglaubt habe. „Ich habe nicht geglaubt, daß ich sie dazu bringen würde, auf diesen einfachen prinzipiellen Standpunkt zurückzugehen, sondern besorgte, daß sie sonst noch irgendeine Art von Prüfung würden beibehalten wollen; denn es lag nahe, eine gewisse Konsequenz mit den früheren Vorgängen festzuhalten, und das will man nun meinen Freunden übelnehmen. Sind denn die Stände Leute, die, wenn von seiten der Regierung im Jahre 1878 noch mit der größten Energie die Unmöglichkeit des Zurückgehens vor gänzlicher Unterwerfung der Kurie erklärt wurde, 2 Jahre später gerade zum Gegenteil ja sagen müssen, ohne daß sie auch nur gewisse Bedingungen, ein gewisses eigenes Interesse zu wahren berechtigt wären?" Diese Worte lassen es auch einigermaßen verstehen, weshalb Lamey als Vorbedingung der Gesetzesänderung die Zurücknahme der bischöflichen Verbote gefordert hatte. Gegen dieses Verlangen ist mit Recht geltend gemacht worden, daß Bedürfnis und Wohlfahrt des Volkes ohne Rücksicht auf das Verhalten des Bischofs Leitstern des Gesetzgebers sein mußte und daß die Anerkennung eines Gesetzes, die im Hinblick auf dessen

Abschaffung geleistet wurde, der Staatsautorität doch nur eine scheinbare, formelle Genugtuung bieten konnte. Wie dem aber auch sei, das erzielte Endresultat war ein Friedenswerk, über das auch diejenigen sich freuen konnten, welche die zunehmend feindselige und schließlich zum förmlichen Mißtrauensvotum führende Haltung der Kammermehrheit gegen den Minister Stößer nicht billigten. — Bei der Reichstagswahl von 1881 kandidierte Lamey nochmals im 11. Wahlkreis (Mannheim), unterlag aber in der Stichwahl dem demokratischen Gegenkandidaten, ein Mißerfolg, der ihm für seine Person wenig Verstimmung bereitete. So blieb seine politische Wirksamkeit ganz dem badischen Landtag gewidmet, wo er seit 1878 wieder seine Vaterstadt Karlsruhe, der er sein erstes Mandat verdankt hatte, vertrat. Über einige wichtigere Gesetzesvorlagen übernahm er noch die Berichterstattung, so unter anderem über das Etatgesetz von 1882, da er vermöge seiner reichen amtlichen und parlamentarischen Erfahrung in Fragen des Staatshaushaltsrechtes hervorragende Sachkenntnis besaß, und über das Hinterbliebenenfürsorgegesetz von 1884, welches, obgleich ein alle Staatsbediensteten umfassendes Beamtengesetz bereits in Aussicht genommen war, doch zuvor noch der Kategorie der ohne Staatsdienereigenschaft Angestellten die nicht länger für verschieblich erachtete angemessene Witwen- und Waisenversorgung gewährte. Auch sonst, wenn ein Gegenstand der Verhandlung ihm bedeutsam erschien oder besonders am Herzen lag, verließ Lamey den Präsidentenstuhl und griff in die Debatte ein. Als es sich im Jahre 1882 darum handelte, die Geltung des Pfarrdotationsgesetzes von 1876 unter Beseitigung des ominösen Reverses um weitere 5 Jahre zu verlängern, hatte die Minderheit der Kommission aus Gründen der Parität eine namhafte Erhöhung der den katholischen Geistlichen zuzuwendenden Aufbesserungen beantragt; als guter Kenner der Verhältnisse der protestantischen Kirche unterließ Lamey nicht, die vergleichenden Berechnungen der Antragsteller zu berichtigen, er verwarf überhaupt eine äußere Parität in dem Sinne, daß jeder Religionsteil gleichviel bekomme, da nur das Maß des Bedürfnisses entscheidend sein könne. Mit Wärme trat Lamey, als auf dem gleichen Landtag der Abgeordnete Röttinger und andere die Aufhebung der Kreisverfassung beantragten, für diese Institution, die er als seine eigenste Schöpfung betrachtete, ein. Weder die Klagen über die für die Kreiseinteilung wenig geeignete geographische Figur des Landes und über die Kostspieligkeit und Kompliziertheit des Apparats ließ er gelten — dabei übrigens einräumend, daß der Wahlmodus zur Kreisversammlung

vereinfacht werden könne — noch die Behauptung, daß die Städte gegenüber den Landgemeinden prägraviert oder daß bureaukratische Einflüsse in der Kreisverwaltung zu spüren seien. Den Grund der Unpopularität, der die Kreisverfassung da und dort verfallen war, sah er nicht in dem Wesen der Institution, sondern darin, daß man die Kreise mit beträchtlichen Aufwendungen für Aufgaben, die ihnen an sich fremd seien, nämlich für die Landstraßen und das Landarmenwesen, belastet habe. Die Kammer trat dieser Auffassung bei, und das Straßengesetz von 1884 entlastete infolgedessen die Kreisverbände von jeglicher Teilnahme am Landstraßenaufwand und stattete sie zur Unterhaltung der ihnen nunmehr zugewiesenen Kreisstraßen mit Staatszuschüssen aus; die Funktionen der Landarmenverbände wurden zwar nicht, wie die Kammer gewünscht hatte, dem Staate übertragen, wohl aber den Kreisverbänden zur Bestreitung des Landarmenaufwands ausreichende Bauschsummen aus der Staatskasse zur Verfügung gestellt. Lamey zeigte sich im übrigen stets als Anhänger einer vorsichtigen und sparsamen Finanzpolitik und wendete allen Staatshaushaltsfragen sein besonderes Interesse zu. Die starke Zunahme der Eisenbahnschuld gab ihm am 21. März 1886 Anlaß, im Sinne einer mehr zurückhaltenden Eisenbahnbaupolitik ein Mahnwort an das Haus zu richten. Die Eisenbahnschuldentilgungskasse, meinte er, verdiene ihren Namen gar nicht mehr, sie sei vielmehr jetzt eigentlich eine Eisenbahnschuldenvermehrungskasse. Es erschien ihm darum an der Zeit, „einmal durch Zahlen nachzuweisen, wie unsere Eisenbahnangelegenheiten ständen, damit nicht fortwährend neue törichte Hoffnungen erweckt würden, deren Erfüllung das Land einem starken Defizit entgegenführen müsse". Daß der Staatszuschuß zur Privatbahn Zell-Todtnau nicht auf die Eisenbahnschuldentilgungskasse, sondern auf die Amortisationskasse übernommen und so als Last des allgemeinen Staatshaushalts behandelt wurde, bezeichnete er als einen Lichtpunkt. Er empfahl bei dieser Gelegenheit, die bis dahin gesondert vorgelegten drei Eisenbahnbudgets zu vereinigen, weil nur so ein klarer Einblick in die Finanzlage ermöglicht werde, welcher Anregung die Regierung auch in der Folge entsprach. Auch als im Jahre 1888 die Regierung beantragte, die aus der Reichsbranntweinsteuer gewonnenen Überschüsse zur Erhöhung der Staatsdotation der Eisenbahnschuldentilgungskasse zu verwenden, ergriff Lamey das Wort, um diesen Vorschlag gegen den von der katholischen Volkspartei angeregten Gedanken einer Steuerermäßigung zu verteidigen. Seine letzte größere Rede in der Kammer galt der Klosterfrage. Auf

dem Landtag von 1892 hatte die Zentrumsfraktion eine Abänderung des Artikels 11 des Kirchengesetzes von 1860 in der Richtung beantragt, daß die Einführung religiöser Orden einer Genehmigung der Regierung nicht mehr bedürfe, sondern ihr nur noch anzuzeigen sei; desgleichen wurde die Aufhebung des Missionsverbotes von 1872 verlangt. Gegen diesen Antrag, für den auch die demokratische und die sozialdemokratische Partei sich erklärt hatte, wendete sich Lamey, um „die Integrität des Gesetzes von 1860 zu verteidigen, wie er dies seinerzeit beim Examengesetz unter Belobigung der ultramontanen Presse getan habe". Er führte aus, daß dieses Gesetz im Punkte der Klöster einerseits durchaus mit der Konvention von 1859 im Einklang stehe, was von der Kurie nie ernstlich bestritten worden sei, andrerseits auch keinerlei Ausnahmerecht geschaffen habe, vielmehr werde von den Antragstellern ein Privilegium für die Klöster verlangt, indem man diese in Ansehung der Korporationsrechte, deren sie bedürfen, von der staatlichen Verleihung unabhängig stellen wolle. Ganz verkehrt sei es, auf das Kloster den Vereinsbegriff anzuwenden; ein Kloster sei mit einem Verein so wenig zu vergleichen als eine Familie, es sei vielmehr ein eigenartiger, mit anderen Klosterorganismen zusammenhängender, mit Straf- und Zwangsgewalt gegen seine Mitglieder ausgestatteter Organismus. Im übrigen sei er, Redner, kein so großer Feind der Klöster; bei Kapuzinern habe er schon recht vergnügte Stunden zugebracht, habe auch gegen die Benediktiner nichts einzuwenden. Wie die Kreuzzüge seien indes die Klöster Erzeugnisse der religiösen Exaltation vergangener Zeiten; eben darum, weil die Klöster nicht mehr zeitgemäß seien und es nicht mehr werden, seien sie auch nicht mehr so sehr zu fürchten. Das Gesetz von 1860 schließe die Zulassung von Klöstern in Baden nicht aus; sie stehe bei der Regierung, an diese möge man sich wenden. Lehnte Lamey hiernach den ersten Teil des Antrags ab, so hatte er gegen die Aufhebung des Missionsverbots (die 1894 auch erfolgt ist) keine grundsätzlichen Bedenken. Es folgte eine in feindseligem Tone gehaltene Entgegnung des Zentrumsführers Wacker, die der Debatte eine Schärfe und Gereiztheit verlieh, zu der die jovialen Auslassungen Lameys keinen Anlaß geboten hatten. Schließlich wurde der Antrag mit geringer Mehrheit abgelehnt. Beim Schluß dieser Tagung, am 21. Juni 1892, verabschiedete sich Lamey von dem Hause, dem er 32 Jahre lang angehört hatte. Wohl durfte der Fünfundsiebzigjährige sagen, sein Alter berechtige ihn zu dem Wunsche, die wenigen Jahre, die ihm noch geschenkt sein könnten, sich

selber zu leben; zur Stärkung dieses Wunsches mag aber auch die veränderte politische Konstellation, wie sie zumal nach den letzten Wahlen in den Parteiverhältnissen des Hauses zutage getreten war, wesentlich beigetragen haben. In der politischen Wirksamkeit Lameys, die hiermit abschloß, haben die Beziehungen zwischen Staat und Kirche eine hervorragende Rolle gespielt: er hat aber den kirchlichen Dingen nicht nur die Aufmerksamkeit des Politikers zugewendet, sondern auch am innerkirchlichen Leben regen Anteil genommen. Lag auch die Betätigung äußerlicher Frömmigkeit nicht in seinen Gepflogenheiten, so widmete er doch der Sache der evangelischen Kirche, der er mit Treue anhing, stets ein warmes Interesse. An den Beratungen über die neue Kirchenverfassung, die im März und April 1861 vom evangelischen Oberkirchenrat in Gegenwart des Großherzogs gepflogen wurden, nahm Lamey als Minister des Innern persönlich teil; er war Abgeordneter auf 8 Generalsynoden, wurde 1882 als Nachfolger Bluntschlis zum Präsidenten der Versammlung gewählt und bekleidete dieses Amt auch 1886 und 1891; auf der Generalsynode von 1894 fungierte er noch als Alterspräsident. In der ganzen Zeit von 1867 bis 1894 war er auch Mitglied des Generalsynodalausschusses. Stets in freisinnigem, versöhnlichem Geiste wirkend, hat Lamey zum friedlichen Verlauf und ersprießlichen Erfolg der Synodalverhandlungen wesentlich beigetragen. Bei den Arbeiten der 1881 und 1882 tätigen Kommission für Abfassung des neuen Gesangbuchs, an denen Lamey sich aufs lebhafteste beteiligte, konnte er auch die anmutige poetische Gabe, die er besaß, verwerten. — Dem solchergestalt vielseitigen Wirken des Mannes fehlte auch die äußere Anerkennung nicht. Beim 25jährigen Regierungsjubiläum verlieh ihm der Großherzog den Charakter als Geheimerat I. Klasse und das Großkreuz des Zähringer Löwen-Ordens. Die goldene Kette fügte der Landesherr hinzu, als am 5. Mai 1890 das 25jährige Bestehen der Kreisverfassung gefeiert wurde; die von den Kreisausschüssen veranstaltete Festversammlung in Freiburg ehrte Lamey durch Ernennung zum Präsidenten und Überreichung eines silbernen Lorbeerkranzes, und der Großherzog, der dem Festakt anwohnte, feierte ihn als „den treuen Kämpfer in schwerer Zeit". Schon im Jahre 1864 hatte die Stadt Freiburg, 1866 Mannheim Lamey den Ehrenbürgerbrief verliehen, letztere Stadt dabei dessen gedenkend, „daß schon sein in Gott ruhender Großvater eine wissenschaftliche Zierde Mannheims, der rheinischen Pfalz, des Vaterlandes gewesen"; ein gleiches tat 1893 seine Vaterstadt Karlsruhe. Noch mancherlei sonstige Ehrungen,

Vertrauens- und Sympathiebeweise waren ihm im Laufe der Jahre zuteil geworden, und so mochte Lamey es leicht verschmerzen, daß die Universität Heidelberg, als sie beim 1886er Jubiläum die badischen Staatsmänner mit Ehrenpromotionen bedachte, ihn vergessen hatte. Bei Lameys Ausscheiden aus der politischen Tätigkeit verlieh ihm der Großherzog den Berthold-Orden, durch Übersendung der Auszeichnung am Geburtstage Karl Friedrichs in sinniger Weise zum Ausdruck bringend, daß er auch die Wirksamkeit des Gefeierten als vom Geiste seines unvergeßlichen Ahnen geweiht betrachte, und die nationalliberale Partei veranstaltete zu Ehren Lameys in Mannheim im Dezember 1893 ein glänzendes Festmahl. Es war, wie er dort sagte, ein warmer, lichter Sonnenglanz, den all diese Beweise ehrender Anerkennung über den Feierabend seines Lebens verbreiteten. War dies auch kein Feierabend der absoluten Ruhe — denn nach wie vor wollte Lamey mit den ihm verbliebenen Kräften der Allgemeinheit dienen —, so konnte er doch nunmehr frei von den Fesseln steter, anstrengender Arbeit seiner Familie leben. Hier, im Kreise der Seinen, hat er zeitlebens das schönste und innigste Glück gefunden. Wohl keiner, der das trauliche, inmitten eines herrlichen Gartens gelegene Lameysche Haus in Mannheim betreten, hat sich dem Zauber dieses von freiem Behagen erfüllten, echt bürgerlichen Heims entziehen können. Hier waltete in unerschöpflicher Herzensgüte Lameys noch als Matrone anmutige Gattin, die treffliche, in Sinnes- und Denkungsart dem Gatten gleichgestimmte Frau, die als unzertrennliche Gefährtin auch die Strapazen der Landtagskampagnen regelmäßig mit ihm geteilt hat und darum in weiteren Kreisen gekannt und verehrt war. Seinen Kindern ist Lamey der liebevollste Vater gewesen, treubesorgt um ihr Wohlergehen und doch ihrer Entwicklung und Selbstbestimmung freiesten Spielraum gewährend. Er erlebte die Freude, sämtliche Söhne und Töchter ihren eigenen Hausstand gründen und sich von einer Schar blühender Enkel umgeben zu sehen, deren häufiger und stets willkommener Besuch das stillgewordene Haus der Alten belebte. Seit Ende der 60er Jahre pflegte Lamey die Sommer- und Herbstmonate regelmäßig in Oberstdorf im Allgäu zuzubringen, wo dann Kinder und Enkel sich um die Eltern versammelten. In einem einfachen Bauernhause wurde Quartier genommen und eigene Haushaltung geführt; tagsüber bewegte sich jung und alt im Freien, eifrig nach der Natur zeichnend und malend, der Vater Lamey selbst mit zierlich und sauber ausgeführten Landschaftsbildern seine Skizzenbücher füllend; am Abend saß man bei

bayrischem Bier in fröhlicher Tafelrunde, die gern im Chor einstimmte, wenn einer Schnadahüpfln oder sonstige lustige Weisen zum Besten gab. Gekräftigt und verjüngt pflegte Lamey stets aus den Allgäuer Bergen zurückzukehren. Eine schwere Krankheit hatte er nie durchgemacht, besaß aber doch keine sehr kräftige Körperkonstitution, sondern war zu Erkältungen sehr geneigt und litt viel an Bronchialkatarrhen. Im Winter 1894 wurde er von heftiger Influenza befallen, von der er sich nicht mehr erholte. Vergeblich suchte er im Sommer 1895 Genesung in Badenweiler und dann nochmals in dem geliebten Oberstdorf; seine Kräfte nahmen rasch ab, und er verschied sanft in der Nacht vom 13./14. Januar 1896, wenige Monate vor seinem 80. Geburtstag. In der Halle des Krematoriums zu Heidelberg, dessen Flammen die Reste Lameys seinem Wunsche gemäß übergeben wurden, hielt Professor Bassermann eine des Toten würdige Trauerrede, und der treue Freund und Parteigenosse Eckhard widmete ihm einen ergreifenden Nachruf. — „Dem starken und milden, schlichten und gerechten Manne“ — mit diesen Worten hat die Adresse, welche namens der dankbaren Judenschaft Badens der israelitische Oberrat 1893 Lamey widmete, sein Charakterbild treffend gezeichnet. Mit glänzender Begabung und Leichtigkeit des Schaffens verband er ein weiches Gemüt, ein gewinnend anspruchsloses und liebenswürdiges Wesen und einen unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn. Nicht nur der Kopf, auch Herz und Gemüt hat bei allem seinem Tun stets mitgesprochen; darin wurzelte seine Stärke, daraus entsprangen wohl aber auch manche Fehler, die er als Politiker begangen hat. Seine Reden wirkten nicht sowohl durch Klarheit und Sorgfalt der Disposition, als durch die Unmittelbarkeit der Gedankenentwicklung und die plastische Kraft des Ausdrucks, aber auch durch den hinreißenden Schwung, zu dem sie sich nach Zeit und Anlaß steigern konnten. Manche seiner Aussprüche, wie der vom Privatgewissen, für das man zahlen muß, oder vom zehnten Schoppen, den der patriotische Steuerzahler der wachsenden Militärlasten halber sich versagen soll, oder vom staatlichen Prüfungskommissär, der, vom Regierungsschemel heruntergenommen, wie ein kleiner Junge aussieht, — haben als geflügelte Worte Kurs erlangt, sind ihm freilich auch zu seinem Verdruß von Gegnern bei passenden und unpassenden Gelegenheiten vorgehalten worden. Die Art, wie er als Kammerpräsident die Verhandlungen leitete, hatte etwas Patriarchalisches; seine Amtsbefugnisse über die Grenzen der formalen Leitung ausdehnend, griff er mitunter durch sachliche Berich-

tigungen oder joviale Zwischenbemerkungen in die Debatte ein, ertrug aber seinerseits auf dem Präsidentenstuhl keinen Widerspruch; — respektvoll ließ ihn das Haus in seiner Art seines Amtes walten. Wohl allen, die ihn im Rondellsaale gesehen und gehört haben, hat sich das ehrwürdige Bild des Mannes mit der hohen, etwas gebeugten Gestalt, dem langen weißen Haar und den aus den bleichen Gesichtszügen hervorleuchtenden dunkeln Augen unauslöschlich eingeprägt. Nach des Tages Arbeit liebte es Lamey, des Abends mit Freunden beim Glase zu plaudern; oft hat dann sein sprudelnder Humor die Kammerkollegen noch in später Sitzung festgehalten; die Karlsruher Bärengesellschaft hatte ihre Blütezeit erlebt, als der Minister Lamey allabendlich in ihren Räumen weilte. Von manchen ist ihm diese Freude an zwang- und harmloser Geselligkeit verdacht worden; man hat ihm eine gewisse Lässigkeit, den Mangel an Stetigkeit und Ausdauer in der Arbeit vorgeworfen. Es genügt, die Summe der ganzen reichen Lebensarbeit des Mannes zu ziehen, um diese Vorwürfe zurückzuweisen. Die wohlfeile Kritik, die tadelt, daß Lamey immer nur „ruck- und stoßweise, nach Gelegenheit" seine Reformarbeiten vorgenommen habe, rechnet nicht mit den Schwierigkeiten und Hemmungen, die Lamey zu überwinden hatte, und vergißt, daß gerade die allmählich und schrittweise vollzogenen Reformen am festesten und dauerhaftesten im Volke Wurzel schlagen. Daß Lamey eine großzügige Art des Schaffens besaß und die Ausführung im Detail gern seinen Mit- und Hilfsarbeitern überließ, gereicht ihm zum Ruhm und nicht zum Tadel; als Vorstand des Mannheimer Kreisausschusses hat er übrigens gezeigt, daß er auch im kleinen zu arbeiten verstand. In Lamey wohnte die intuitive Kraft der ganzen Reform der 60er Jahre, er war der geniale Staatsmann, unter dessen Führung die Wandlung Badens aus dem alten Willkür- und Polizeistaat in den modernen Rechtsstaat sich vollzogen hat, und mit Stolz durfte er aussprechen, daß die Zeit von 1860 bis 1866 die glücklichste Periode unseres Heimatlandes gewesen sei. Als wahrhaft liberaler Mann und Patriot, als glänzendste Verkörperung süddeutsch-badischen Wesens war er zugleich der volkstümlichste Minister, den Baden je besessen hat. So wird sein Andenken im Gedächtnis unseres Volkes fortleben.

F. Lewald.

Karl Peter Friedrich Landfried

wurde den 9. Oktober 1813 zu Heidelberg geboren. Sein Vater, Philipp Jakob Landfried, hatte kurz vorher die Firma P. J. Landfried gegründet, die der Sohn zu so hoher Blüte bringen sollte. Schon frühzeitig nahm ihn der Vater in die kaufmännische Lehre; bereits mit dem 13. Jahre war er in dem Geschäft für Landesprodukte tätig und legte damit den Grund für seine außerordentliche Kenntnis der landwirtschaftlichen Produktion und ihrer Verwertung. Nachdem er in Frankfurt und Bremen, den großen Tabakplätzen von Süd- und Norddeutschland, seinen kaufmännischen Blick erweitert und seine Ausbildung vollendet hatte, trat er im Jahre 1839 in das väterliche Geschäft ein. Schon seit 1820 hatte sein Vater mit der Tabak- und Ölfabrikation begonnen, und als er nun anfangs der vierziger Jahre die Domänengebäude zu Rauenberg bei Wiesloch kaufte, da bürgerte der junge Landfried mit seinem Bruder Jakob und mit Fabrikant Wilhelm Reiß die Zigarrenfabrikation in diesen Gegenden ein. Damit war der armen Bevölkerung der ganzen Umgegend lohnender und bleibender Verdienst gegeben. Vor allen Dingen aber kam der bis dahin wenig beachtete und geachtete Pfälzer Tabak im Handel zu Ansehen und Bedeutung, die sich im Lauf der Jahre immer mehr steigerte. Landfried war der erste, der vom Jahre 1850 an Pfälzer Zigarren nach Nord- und Südamerika exportierte; so verschaffte er dem Pfälzer Tabak eine bis dahin ungekannte Verwendung und bedeutend höhere Preise. Und so bekam die Zigarrenfabrikation in der Pfalz eine große und rasche Zunahme. Trotzdem er im Jahre 1858 von einer schweren Augenkrankheit ergriffen wurde, die zu vollständiger Erblindung führte, leitete er doch nach wie vor seine immer wachsende Fabrik, deren gedeihliche Weiterentwicklung er mit regster Anteilnahme begleitete, auch nachdem er im Jahre 1868 sein Geschäft seinen Söhnen überlassen hatte. Kein Tag verging, ohne daß er sich genau über alle Vorgänge in der Fabrik und im Produktenhandel Vortrag halten ließ, wenn er nicht selbst nachsehen konnte, bis ihn Anfang Dezember 1894 die Krankheit erfaßte, die am 15. Dezember 1894 seinem segensreichen Leben ein Ziel setzte. Als Mensch, Bürger und Geschäftsmann hatte er sich durch seine menschenfreundliche, wohlwollende Gesinnung, die sich besonders in der väterlichen Fürsorge für Angestellte seiner Fabrik und seine Arbeiter äußerte, durch sein anspruchloses Wesen, dem die harm-

lose, herzerquickende Heiterkeit eines lauteren Gemütes so viele schöne Züge gab, durch reiche Kenntnisse im Beruf und strenge Rechtlichkeit, hohe Achtung und Beliebtheit in weiten Kreisen des Landes erworben. Die von seinen Kindern ihm gesetzte Grabschrift entspricht seinem Wesen:

Sein schlichter Sinn, sein biedres Wort,
In treuen Herzen lebt es fort.

(Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1894.)

Gernandt.

Heinrich Lang,

geboren am 20. Dezember 1824 in Neckargemünd, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung an der Höheren Bürgerschule in Heidelberg, besuchte hierauf die Polytechnische Schule (heutige Technische Hochschule) in Karlsruhe und, nachdem er die Prüfung für die dritte mathematische Klasse bestanden, die vier Jahreskurse der Bauschule. In dieser Zeit legte er am Lyceum zu Karlsruhe die für das Staatsexamen notwendige Gymnasialprüfung ab. Seinem aufstrebenden Talente hatte er es zu verdanken, daß er am 1. November 1846 zum Hilfslehrer für bestimmte Zeit an der Bauschule des Polytechnikums ernannt wurde, und seiner Begabung für das Baufach verdankte er in der Folge eine Stellung auf dem Bureau Fr. Eisenlohrs, dessen Stern damals im Aufsteigen begriffen war (vgl. Bad. Biograph. I, 220—223). Ein junges frisches Leben durchwehte zu jener Zeit das baukünstlerische Schaffen im badischen Lande; Eisenlohr mit seinen poesievoll aufgefaßten Bahnbauten, Hübsch mit seinen großen, monumentalen Werken in der Residenzstadt Karlsruhe, mit seinen Kirchenbauten im Lande, mit seiner groß und frei aufgefaßten Restauration des Speyrer Domes zogen viele Jünger der Baukunst an, riefen die Nacheiferung wach, waren den Lernenden ein leuchtendes Vorbild, während ihnen selbst Gelegenheit geboten war, ihr reiches Wissen und Können zu Nutz und Frommen ihrer Schüler zu verwerten. Nach ordnungsmäßig bestandener Staatsprüfung wurde L. am 12. Januar 1850 als Baupraktikant recipiert, und am 16. Juli 1850 sehen wir ihn seinen alten Wirkungskreis zunächst als Hilfslehrer an der Bauschule auf Widerruf wieder aufsuchen und mit solchem Erfolge ausfüllen, daß er am 20. März 1852 zum Hilfslehrer ernannt und ihm am 29. Juni 1855 der Charakter als Professor verliehen wurde. Segensreich wirkte er hier, vorzugsweise den konstruktiven Teil der Architektur behandelnd, in den unteren Klassen

der Bauschule, und keiner seiner vielen Schüler entbehrte je seines guten Rates. Er verstand zu erwecken, anzuspornen und zu ermuntern und zum Ausharren zu ermahnen, mit guten Worten sein Ziel stets erreichend. Am 27. Mai 1868 wurde Lang zum Baurat ernannt, am 23. Oktober 1878 zum Oberbaurat und im April 1880 übernahm er nach Hochstetters Tode (vgl. Bad. Biogr. IV, 187 f.) die Vorstandschaft der Bauschule, welche er bis an das Ende seiner reichen, tätigen Laufbahn beibehielt. In seiner Eigenschaft als akademischer Lehrer wurde er durch das Vertrauen seiner Kollegen 1870/71 zum erstenmal, 1878/79 zum zweitenmal und für das Studienjahr 1893/94 zum drittenmal als Direktor der Technischen Hochschule erwählt. Neben seiner Tätigkeit am Polytechnikum versah er aber noch in früheren Jahren das Amt eines Gewerbeschulrates, das eines Ortsschulrates und seit 1868 den verantwortungsvollen Dienst als außerordentliches Mitglied der Baudirektion und stand zeitweilig bei Erkrankungen oder bei Beurlaubungen des Vorstandes dieser Behörde vor. Von Kaiser Wilhelm I. wurde Lang am 1. Oktober 1880 zum außerordentlichen Mitglied der Akademie des Bauwesens in Berlin ernannt, während er nach dem Tode Fischers zum korrespondierenden Mitglied des Britischen Architektenvereins für Baden gewählt wurde. Seine Verdienste um das städtische Gemeinwesen wurden durch die Wahl zum Stadtverordneten gewürdigt, ein Amt, das er seit Jahren bekleidete und dessen erste Annahme mit den Anfängen des Aufblühens der Stadt Karlsruhe innig verknüpft ist. Eine hervorragende Stelle nahm er aber auch als ausführender Architekt ein, und seine zahlreichen Bauten im ganzen Lande legen Zeugnis ab von seinem baukünstlerischen Schaffen und Können. Auf dem Gebiete des Schulbauwesens entfaltete er seine hauptsächliche Tätigkeit, bei der er sowohl der hygienischen als der künstlerischen Seite erfolgreich Rechnung zu tragen verstand. Er hat das früher übliche nüchterne Wesen bei der Ausgestaltung dieser Gebäudeklasse verdrängt und auch den Schwesterkünsten, der Malerei und Skulptur, den ihnen zukommenden Raum gegönnt. So suchte er auch auf die Gemüter der heranwachsenden Jugend erzieherisch und veredelnd einzuwirken. Eine stattliche Anzahl von Werken, unter denen nur die vielen Karlsruher Schulbauten, die Gebäude der Bürgerschulen u. s. w. in Freiburg, Ettenheim, Ettlingen und Durlach erwähnt seien, verdankt ihre Entstehung seiner Meisterschaft. Neben diesen sind aber auch noch verschiedene Institutsbauten der Universitäten in Freiburg und Heidelberg zu nennen, die mit gleich

großem Geschicke ausgeführt sind, und auch die Technische Hochschule in Karlsruhe verdankt seinem Genius einzelne Bauten. An diese Bauten reiht sich eine stattliche Anzahl von Geschäftshäusern, Hotels, Wohnhäusern und Villen an, von denen die bedeutendsten das Kaufhaus Model in Karlsruhe und das Viktoria-Hotel in Baden sind. Auch die Türme der protestantischen Kirche der letztgenannten Stadt sind unter Benützung Eisenlohrscher Skizzen sein Werk. Der schaffensfrohe Meister ließ es aber bei dieser praktischen Tätigkeit allein nicht bewenden, er beteiligte sich mit Erfolg an Konkurrenzen und trat auch als Fachschriftsteller auf. Als solcher erwarb er sich mit der Herausgabe der Baukonstruktionslehre von Breymann große Verdienste und einen schönen Erfolg, andere Arbeiten sind in verschiedenen Fachzeitschriften zerstreut. Seinen Gesichtskreis erweiterte er durch Kunstreisen in Deutschland, Frankreich, England und Italien und seinen Blick hielt er stets offen, und nicht leicht entging ihm eine bemerkenswerte Erscheinung auf künstlerischem und kunstwissenschaftlichem Gebiete. Er war empfänglich für alles Gute und Schöne, begabt und mit einem warmfühlenden Herzen für das Wohl und Wehe seiner Fachgenossen versehen; der badische Staat verlor an ihm einen treuen Diener, seine Kollegen den liebenswürdigsten, besten Freund und die studierende Jugend den vortrefflichsten Lehrer. Er starb am 4. September 1893. (Karlsruher Zeitung vom 7. September 1893.)

Johann Georg Längin,

evangelischer Stadtpfarrer in Karlsruhe, ist am 31. Oktober 1827 in Buggingen im Markgräfler Land als der Sohn des dortigen Kronenwirtes geboren. Er besuchte die höhere Bürgerschule in Müllheim und das Lyceum in Karlsruhe und bezog als Studierender der Theologie die Universitäten Heidelberg und Halle. 1852 trat er in das geistliche Amt ein und nach verschiedenen Vikariaten in Theningen, Thiengen, Schopfheim, Grenzach und Gölshausen wurde er 1854 Pfarrer in Schiltach im Schwarzwald. 1864 wurde er Garnisonspfarrer in Karlsruhe und ein Jahr darauf als Stadtpfarrer von der Gemeinde Karlsruhe gewählt. Längin ist eine typische Erscheinung jenes idealistischen Sinnes, der durch die tonangebenden Geister unserer ästhetischen, philosophischen und theologischen Literatur am Anfang des Jahrhunderts und durch die erhöhte allgemeine Stimmung infolge der Befreiungskriege in das nationale Leben kam; er war der Idealist mit dem hochstrebenden Sinn und dem

warmen für alles Schöne und Große, sei es im religiösen Leben oder in Literatur und Kunst, sei es auf dem Gebiete der Erkenntnis oder im politischen Leben, bis ins Alter jugendlich begeisterten Herzen; der Theolog, der mit einem warmen religiösen Empfinden die Begeisterung des 18. Jahrhunderts für Fortschritt und Aufklärung, mit der poetischen Stimmung der romantischen Periode den nüchternen Rationalismus des alemannischen Stammes, dem er angehörte, vereinigt hat; er war der Patriot, in dem Deutschlands Sehnsucht nach Einheit und Freiheit und die grenzenlose Freude über das erreichte Ziel sich verkörpert hat; er war endlich der Mensch, der, weil er alles mit gehobener Stimmung empfand, zum Dichter wurde. Als idealistisch empfindender Gemütsmensch hat er nicht immer die Erfolge gefunden, die praktischen Naturen zufallen; als ungemein ehrliche, überzeugungstreue Natur, die keine Diplomatie und keine Opportunität kennt, hat er mancherlei Reibungen in seinem Leben zu bestehen gehabt. Er hat, einst besonders durch Bunsens „Zeichen der Zeit“ und „Gott in der Geschichte“ für eine Gestaltung der Kirche im Geiste der Zeit begeistert, der sogenannten liberalen Richtung in Theologie und Kirche mit Überzeugung angehört und war ein treues Mitglied des Protestantenvereins. Seine Aufgeschlossenheit auch für das außerkirchliche Geistesleben und seine poetische Begabung haben ihn in vielfache Berührung mit Vertretern der Literatur und der Kunst gebracht und ihm die Tore Karlsruhes geöffnet; sein wissenschaftliches Streben und seine ehrliche Überzeugungstreue, die ihm die Achtung seiner Amtsbrüder erworben, hatten die Wirkung, daß er vom Jahre 1873 bis 1886 Leiter des badischen Predigervereins war und 1867 von der Diözese Bretten, 1881 vom Großherzog, 1891 und 92 von der Diözese Oberheidelberg (gleichzeitig auch Müllheim) in die Generalsynode gewählt wurde. Seine früheste literarische Tätigkeit ist die poetische. Sie ist überwiegend ein Ausdruck seiner gehobenen patriotischen Gemütsstimmung von den Zeiten der Reaktion an in den 50er Jahren bis in die Zeit des geeinigten Deutschen Reiches. Die erste Sammlung Gedichte erschien 1858, 1861 erschien „Aus unserer Zeit“. Von ihm gesammelte „Lieder aus den deutschen Freiheitskämpfen“ wurden 1870 an die ausziehenden badischen Truppen verteilt. „Die Schlacht bei Belfort“, „Die Elsässische Sonette“ zur Eröffnungsfeier der Straßburger Universität 1872, „Zur Bismarckfeier“, drei Lieder 1885, „Erinnerung an Kaiser Friedrich, Lied im Volkston“ 1889 und dann die zusammenfassende Sammlung „Vierzig Jahre Kämpfen und Hoffen, religiös-patriotische Gedichte“

1892 sind Äußerungen eines tiefen nationalen Empfindens, während der Sonettenkranz „Zum Lutherjubiläum, den preußischen Konsistorialräten und ihren Geistesgenossen gewidmet“ 1883 schon scharf in die religiösen Kämpfe der Zeit eingreift. Zwei alemannische Gedichte finden sich bei J. B. Trenkle, „Die alemannische Dichtung seit Hebel“, Tauberbischofsheim bei J. Lang 1881. Eine von ihm zum Vortrag in der Kirche gedichtete Hochzeitshymne wurde von Vinz. Lachner komponiert. Mit dem historischen Trauerspiel „Marc Aurel“ 1882 und dem 1884 folgenden „Valeria“ betrat Längin vorübergehend auch das dramatische Gebiet. Ein inniges Geistesverhältnis verband ihn von Jugend an mit seinem heimatlichen Dichter Hebel. Als Knabe konnte er eine große Zahl Hebelscher Gedichte auswendig und gehörte als Mann zu den besten Hebelkennern. Nachdem er 1873 einen Versuch gemacht hatte, die aus dem Schulunterricht verdrängte Hebelsche biblische Geschichte in neuer Bearbeitung wieder populär zu machen, verfaßte er in der Ausgabe von Hebels Werken Stuttgart 1873 den Lebensabriß des Dichters und ließ 1875 ein eingehendes Lebensbild Hebels und 1882 „aus Hebels ungedruckten Papieren“ (vom Großherzog ihm zur Benutzung überlassen) „Nachträge zu seinen Werken, Beiträge zu seiner Charakteristik“ folgen. Alle Jahre hielt Längin an Hebels Geburtstag am Denkmal des Dichters im Karlsruher Schloßgarten vor einer versammelten Hebelgemeinde eine kleine Gedächtnisfeier ab. Auch dem heimatlichen Dichter Scheffel, mit dem Längin befreundet war, hat er in einer Rede zur Einweihung des Rippoldsauer Scheffeldenkmals eine Erinnerung gewidmet. Seine theologische Arbeit steht vorzugsweise im Dienst einer rationalen, vom Geiste Schleiermachers und der Hegelschen Philosophie beeinflußten Auffassung des Christentums. Tief überzeugt von dem Wert einer wissenschaftlich geklärten Denkweise, wendet er sich in seiner literarischen Tätigkeit je länger je mehr gegen die von ihm vom Jahre 1850 an datierten Bestrebungen auf Verdunkelung unseres geistigen Besitzstandes. „Ein Blick in das Zeitalter der Orthodoxie“ (1873) bietet eine Charakteristik der lutherischen Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts, „Der Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart im Zusammenhang mit Religion und Christentum“ (1887) eine umfassende Darstellung des von den Kirchen beider Konfessionen beförderten Aberglaubens, ein aus der Überzeugung geschriebener Mahnruf, daß „unsrer Kultur die größte Gefahr nicht vom wirklichen Unglauben, sondern vom Aber- und Afterglauben drohe, der von jeher den Unglauben und die Religionsverachtung im

Gefolge hatte". Im gleichen Jahre veranlaßte ihn ein heftiger Angriff auf seinen Kollegen Brückner wegen eines Vortrags über die biblischen Wunder und auf die liberale Theologie überhaupt zu einer Verteidigungsschrift „Christentum, Orthodoxie und wissenschaftliche Bibelforschung. Ein offenes Wort über die wichtigsten Fragen des Glaubens, der protestantischen Gemeinde in Karlsruhe zur Prüfung vorgelegt", in der ihm besonders der Nachweis am Herzen liegt, daß die liberale Theologie nicht die Willkür des Einzelnen, sondern ein Erzeugnis der ganzen wissenschaftlichen Entwicklung ist. Ein Werk von umfassenden Studien und dauerndem Werte ist „Religion und Hexenprozeß. Zur Würdigung des 400jährigen Jubiläums der Hexenbulle und des Hexenhammers sowie der neuesten katholischen Geschichtsschreibung auf diesem Gebiet" 1888. Das Studium des Hexenwesens führte ihn weiter zu einer Untersuchung des ihm zu Grunde liegenden Teufelsglaubens und veranlaßte 1890 die Schrift: „Die biblischen Vorstellungen vom Teufel und ihr religiöser Wert", in welcher er den Nachweis anstrebt, daß der Teufelsglaube, erst dem späteren Judentum angehörig, zwar als Volksglauben im Neuen Testament vorhanden ist, aber einen religiösen Wert nicht beanspruchen kann. Riefen diese Schriften in konservativen Kreisen schon lebhafte Gegenäußerungen hervor, so wurde Längins Eintritt in den durch das Auftreten des Oberstleutnants von Egidy hervorgerufenen literarischen Streit der Anlaß einer stürmisch bewegten Zeit in seinem Leben. Als dieser in seinen „Ernsten Gedanken" sich gegen die Hauptdogmen der kirchlichen Tradition und für Rückkehr zu dem einfachen ethischen Christentum der Bergpredigt aussprach, begrüßte Längin dieses Laienzeugnis für die auch von ihm geteilte religiöse Überzeugung mit Freude und schrieb zum Schutze derselben gegenüber den von theologischer Seite gegen Egidy, nach Längins Überzeugung mit ungerechtfertigter Geringschätzung unternommenen Angriffen die lebhaft geschriebene Schrift „M. von Egidys kirchliche Reformgedanken und seine theologischen Gegner, Streiflichter auf den königl. sächsischen Protestantismus und die Orthodoxie der Gegenwart" (1891). Die starken Angriffe gegen seine Person, die dieser Schrift folgten, veranlaßten ihn zu der Verteidigungsschrift „Berechtigung und Notwendigkeit der liberalen Geistlichen in der Kirche. Eine Abwehr orthodoxer Anmaßung", deren erregter Ton den Gegnern in der Form manche Blöße bot; zugleich gab er eine Materialiensammlung „zur Charakteristik der kirchlich konservativen Partei in Baden" heraus. Die Gegner stellten an den Oberkirchenrat

die Bitte um Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen Längin, ein Verlangen, das die Behörde auf Grund der in Baden bestehenden Lehrordnung ablehnte, dem Angegriffenen aber wenigstens ein peinliches Verhör vor dem Oberkirchenrat und einen Verweis zuzog. Es war ein Kampf, der sein Gemütsleben stark in Anspruch nahm, der ihn aber so wenig entmutigte, daß er zu einer Arbeit früherer Jahre im Alter wieder zurückkehrte, nämlich zu den Studien über das Leben Jesu und zu einem neuen Versuche, dieses Leben vom Gesichtspunkt einer rein menschlichen Entwicklung zu begreifen. Im Jahre 1866 hatte er einen Vortrag „Über die sittliche Entwicklung Jesu" in erweiterter Form herausgegeben, der mehrere Auflagen erlebt hat; jetzt behandelte er den Gegenstand in einer neuen Fassung, „Der Christus der Geschichte und sein Christentum" I. Abt. 1897, II. Abt. nach seinem Tode 1898 von Gattin und Sohn herausgegeben. Das veränderte Interesse der Gemeinde und der Theologie hat der lebendig und volkstümlich geschriebenen Schrift nicht den gleichen Erfolg gewährt wie der früheren. Aufgaben, die den Humanitätsbestrebungen der Zeit angehörten, beschäftigten Längin lebhaft, so die Verbreitung der Kindergärten nach dem Fröbelschen System, die Frauenfrage in ihren verschiedenen Beziehungen und das Karlsruher Mädchengymnasium, an dem er lehrte. Im Jahre 1897 trat er 70 Jahre alt in den Ruhestand, zum Schlusse von seiner Gemeinde, die seine ehrliche Überzeugungstreue schätzen gelernt hatte, hoch gefeiert. Am 13. September desselben Jahres erlag er in Freiburg einem Schlaganfall. Die glücklichsten Familienverhältnisse begleiteten ihn durchs Leben. Er war mit Eugenie Bilharz, Tochter eines fürstlich Sigmaringischen Hofkammerrats, die er 1866 als Schülerin der Maler Schirmer und Gude kennen gelernt hatte, verehlicht. Sein einziger Sohn Dr. Theodor Längin ist zurzeit Bibliothekar an der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe. — Vgl. Prot. Monatshefte, herausg. von Dr. Websky 1897. Das Verzeichnis der badischen Literatur pro 1897 in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Brückner in den Prot. Flugblättern 1897. Zeitbilder. Beilage zur Pfälzischen Presse (mit Bild) 1897. Der Rheinländische Hausfreund. Tauberbischofsheim 1899. Nippold, Das deutsche Christuslied im 19. Jahrhundert 1903.

P. W. Hönig.

Wilhelm Lauter

wurde am 11. Februar 1821 in Lahr geboren; sein Vater war Diakonus am Pädagogium in Lahr und später Pfarrer in Ötlingen. Der Sohn besuchte zunächst das Pädagogium in Lörrach; später nach dem Tode seines Vaters siedelte die aus der Witwe, dem Sohne und der Tochter bestehende Familie, welche in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebte, nach Karlsruhe über. Wilhelm Lauter besuchte das Lyceum und vom Herbst 1839 an während vier Jahren die Universität Heidelberg, wo er sich dem Studium der Finanzwissenschaft hingab. Nach rühmlichst bestandener Staatsprüfung wurde er im Jahre 1843 als Kameralpraktikant aufgenommen; sodann besuchte er noch einige Zeit die landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim, um sich noch mehr mit dem ihm besonders sympathischen Studium der Landwirtschaft vertraut zu machen. Vom Jahre 1845 an wurde Lauter bei der Großh. Domänenverwaltung Karlsruhe als Kameralpraktikant verwendet und im Jahre 1848 als Großh. Wiesenbaumeister in Karlsruhe angestellt. Lauter verblieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1857. In diesem Jahre schied er aus dem Staatsdienst aus, er wurde Leiter der Gesellschaft für Tabakproduktion und -handel und zugleich Vertreter der Diskonto-Gesellschaft in Berlin. Am 30. Juni 1870 wurde Lauter zum Oberbürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe gewählt, nach Einführung der Städteordnung wurde diese Wahl 1875 erneuert und 1884 nochmals wiederholt und zwar erfolgte in allen Fällen die Wahl einstimmig. In dieser Stellung verblieb Lauter, bis er im Jahre 1892 seiner reichen Tätigkeit durch einen unerwarteten Tod entrissen wurde. Die Tätigkeit Lauters als Oberbürgermeister beruht auf einer ganz bestimmten Auffassung, welche Lauter von dem Charakter und der voraussichtlichen Entwicklung der Stadt Karlsruhe und von den daraus sich ergebenden, der Gemeindeverwaltung gestellten Aufgaben hatte. Lauter war überzeugt, daß die Stadt aus einer mittleren Beamten- und Residenzstadt zu einer wirklichen Großstadt sich ausbilden müsse, und vertraute mit völliger Zuversicht darauf, daß die betreffende Umwandlung sich in gesunder Weise vollziehen und als Ergebnis derselben Karlsruhe eine selbständige wirtschaftlich hervorragende Stellung erringen und sich als die wahre Hauptstadt des Landes, als dessen geistigen und wirtschaftlichen Mittelpunkt erweisen werde. Von diesem allgemeinen Gesichtspunkt aus vollzog sich unter seiner Leitung während seiner 22jährigen Dienstzeit eine völlige

Umwandlung des gesamten Gemeindelebens. Nach seiner Meinung war in erster Reihe eine gesunde Gestaltung des Volks- und Mittelschulwesens dringend notwendig; denn daß Karlsruhe eine Schulstadt werde, schien ihm aus dem Grunde notwendig, weil er eine geistige Entwicklung und eine gesicherte Stellung der Stadt nur auf Grund einer in weiten Schichten der Bevölkerung verbreiteten, das gewöhnliche Maß übersteigenden Schulbildung für möglich hielt. Aus dieser Überzeugung entwickelte sich die Ausbildung und Gliederung des Volksschulwesens und die Herstellung zahlreicher Neubauten von Volksschulen in einer weithin als mustergültig anerkannten Ausführung, die reiche Gestaltung des städtischen Mittelschulwesens, insbesondere die Gründung des Realgymnasiums, der Real- und Oberrealschule, sowie der höheren Mädchenschule und weiter die Ausgestaltung der schon seit längerer Zeit vorhandenen Gewerbeschule. Auf das wirksamste wurde er hierbei durch seinen späteren Dienstnachfolger, Bürgermeister Schnetzler, unterstützt, wie es überhaupt als eine hervorragende Eigenschaft Lauters bezeichnet werden muß, daß er stets die rechten Männer an den rechten Platz zu stellen wußte und ihnen ungehindert volle Geltendmachung ihrer Individualität gestattete. In zweiter Reihe waren die gesundheitlichen Verhältnisse der Stadt zu regeln und diejenigen Einrichtungen zu treffen, welche nach den neuern Grundsätzen der Hygiene notwendig erschienen; in dieser Beziehung war bis dahin noch wenig geschehen. Hier ist zunächst das städtische Wasserwerk zu erwähnen, welches an Stelle der für die damalige Ausdehnung der Stadt völlig ungenügend gewordenen Durlacher Wasserleitung trat; die Ausführung erfolgte unter Benützung des Grundwasserstromes, welcher sich in dem kiesigen Untergrund des Rheintales bewegt und, von dem aus dem benachbarten durchlässigen Gebirge herabsickernden Wasser genährt, der Stadt eine für jede noch so bedeutende Vermehrung der Bevölkerungszahl durchaus genügende Wassermenge bietet. Als ganz ausschließlich den Gedanken Lauters entsprungen ist die Anlage des Hochreservoirs in Gestalt eines künstlichen Berges zu erwähnen, ein Gedanke, welcher vielfach von technischer Seite als unausführbar bezeichnet, von Lauter aber unbeirrt durchgeführt wurde; heute wird die Überzeugung, daß Lauters Ansicht richtig war, nicht mehr bestritten, und niemand wird den „Lauterberg" mehr missen wollen. Von der größten Wichtigkeit war sodann die Durchführung der Kanalisation; bis jetzt fehlte in dieser Beziehung jede allgemein durchgeführte Einrichtung und es waren infolgedessen die Zustände allmählich un-

erträglich und für die Gesundheitsverhältnisse der Stadt geradezu gefährlich geworden. Die Kanalisation wurde unter Benutzung des Landgrabens als Hauptsammelkanal mit einem Aufwand von mehreren Millionen durchgeführt; sie nimmt die Abwasser der ganzen Stadt auf und leitet dieselben in den Rhein. Hierbei wurde die Einrichtung derart getroffen, daß auch die Einleitung der Fäkalien in den Landgraben bezw. den Rhein erfolgen kann, ein Ziel, dessen Erreichung Lauter nicht mehr erleben sollte, dessen Verwirklichung aber in allernächster Zeit zu erwarten sein dürfte. Die technische Ausführung erfolgte durch Stadtbaurat Schück. Als weitere Maßregel von sanitärer Bedeutung sind die Erbauung des Vierordtbades, sowie die erweiterte Einrichtung des städtischen Rheinbades in Maxau zu erwähnen. Gleichzeitig der Besserung der sanitären Verhältnisse und der Hebung gewerblicher Tätigkeit diente die Erbauung des Schlacht- und Viehhofes. Einerseits sollte einem auf viel zu kleine Verhältnisse berechneten, den Erfordernissen der Hygiene in keiner Weise mehr entsprechenden Zustand durch Herstellung eines der Größe der Stadt für absehbare Zeit genügenden, mit allen notwendigen Einrichtungen versehenen Schlachthauses ein Ende bereitet, andererseits durch Errichtung des Viehhofes der Viehhandel, welcher bis dahin auf die in der Nähe befindlichen kleineren Städte beschränkt war, hierhergezogen werden. Ein reges Interesse brachte Lauter der Entwicklung der Verkehrsverhältnisse entgegen. Die Erbauung der Bahnlinie Karlsruhe—Heilbronn, sowie die Lokalbahn Spöck—Karlsruhe—Durmersheim sind wesentlich seiner unermüdlichen Energie zu verdanken; ebenso erfolgte die Schaffung der Straßenbahn auf sein Betreiben. Seinen lebhaftesten Wunsch, die Erbauung eines Rheinkanals und Herstellung eines Karlsruher Hafens, sollte Lauter nicht mehr erfüllt sehen; seine wiederholten Bemühungen zur Erreichung dieser Ziele hatten aber wenigstens den Erfolg, daß die ursprünglich dem Plane ungünstig gesinnten einflußreichen Kreise demselben geneigt wurden, und es so dem Amtsnachfolger Lauters möglich wurde, die in dieser Beziehung lange gehegten Wünsche verwirklichen zu können. Als die charakteristischste Schöpfung Lauters — für sich allein geeignet, seinen Namen unvergeßlich zu machen — erscheint der Stadtgarten und die städtische Festhalle. Die großartige Anlage sollte für die Bewohner Karlsruhes ein Mittelpunkt werden zur Pflege von Gewerbe, Kunst und Wissenschaft durch Veranstaltung großer Ausstellungen, großer künstlerischer Darstellungen und großer Versammlungen wissenschaftlicher Art;

sie sollte dienen körperlicher und geistiger Erholung durch Veranstaltung von Volkskonzerten, Bällen und dergleichen; sie sollte schließlich die Möglichkeit bieten, große festliche Veranstaltungen für das ganze Land abzuhalten, und so bei den Angehörigen des ganzen Landes das Bewußtsein begründen, daß sie in der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe den wirklichen Mittelpunkt des Landes und den naturgemäßen Vereinigungsplatz für alle Bewohner desselben suchen müßten und finden könnten. Der Stadtgarten nebst Festhalle, ein Terrain von etwa 1500 Ar umfassend, wurde im Jahr 1877 ins Leben gerufen und später mehrfach, insbesondere durch Herstellung des schon erwähnten Lauterberges vergrößert; er hat die von Lauter gehegten Erwartungen in weitestem Maße erfüllt und ist ein wichtiger und unentbehrlicher Faktor für das öffentliche Leben der Stadt Karlsruhe und des ganzen Landes geworden. Wenn man die kurz berührten zahlreichen Schöpfungen Lauters betrachtet, so muß man staunen über die Vielseitigkeit seiner Begabung, und wenn man sich erinnert, in welch einfachen, nahezu beschränkten Verhältnissen die Stadt sich befand, als Lauter deren Leitung übernahm, und wie stetig und rasch sie sich unter seiner Leitung entwickelte, so muß man anerkennen, daß Lauter mit richtigem Sinne erkannte, wessen die Stadt zu ihrem Aufblühen bedurfte, und daß er seine Gedanken in rastloser Energie durchführte. Als Lauter im Jahre 1870 die Leitung der Stadtverwaltung übernahm, zählte Karlsruhe 36000 Einwohner, im Jahre 1892 waren es deren 78000; die Steuerkapitalien betrugen:

	1870:	1891:
Grund- und Häusersteuerkapital	13748823	80272260
Gewerbesteuerkapital	9057125	50375100
Kapitalsteuer bezw. Kapitalrentensteuerkapital	37163060	203250060

Diese Zahlen kennzeichnen deutlicher als Worte die Entwicklung der städtischen Verhältnisse unter Lauters Leitung. — Lauter zeichnete sich in seinem Privatleben durch einfache Schlichtheit und wohltuende Liebenswürdigkeit gegen jedermann aus; er war zweimal verheiratet, in erster Ehe mit Wilhelmine, geborenen Erhardt, welche zwei Söhnen das Leben gab, und in zweiter Ehe mit Anna, geborenen Wilser, welche nach noch nicht zweijähriger Dauer der Ehe den Verlust ihres Gatten betrauern mußte. Als Lauter am 10. April 1892 aus diesem Leben schied, trauerte mit den Hinterbliebenen die ganze Einwohnerschaft am Sarge des Mannes, welcher 22 Jahre lang die Geschicke der Stadt mit sicherer Hand geleitet und sie in völlig neue Verhältnisse über-

geführt hatte. Lauters Wirken wird unvergessen bleiben und sein Name in der Geschichte der Stadt Karlsruhe stets eine hervorragende Stellung einnehmen als der eines Mannes, der die Bedürfnisse seiner Zeit mit klarem Blick erkannte und mit seltener Energie zu befriedigen verstand.

Boeckh.

Johannes Leferenz

wurde am 23. März 1836 zu Lampertheim bei Worms als ältester Sohn eines Landwirts geboren. Während er den Unterricht an der Volksschule seines Geburtsortes besuchte, erhielt er von dem dortigen Geistlichen lateinischen und französischen Sprachunterricht. Im Jahre 1855 trat er freiwillig als Hornist in das Ingenieurkorps zu Darmstadt ein. Nachdem er daneben neun Jahre lang Schüler der dortigen Offizierschule gewesen, machte er als Feldwebel das Brückenbaumeister- und Hochbaumeisterexamen. Die folgenden Jahre zeigen ihn nun an den verschiedensten Orten Süddeutschlands als Ingenieur tätig. Er baute mehrere Bahnstrecken, unter anderm: Rosengarten-Hofheim-Biblis, Augsburg-Ingolstadt, sowie Teile der unteren und oberen Donautalbahn. 1879 zog er nach Heidelberg und dort hat er sich durch seine Unternehmungen große Verdienste um die Entwicklung der Stadt erworben. So rief er im Jahre 1885 die Heidelberger Pferdebahn ins Leben, die unter seiner kundigen Leitung in mustergültiger Weise betrieben wurde, bis die Verwaltung in die Hände einer Aktiengesellschaft überging, deren Direktor er ward. 1891 projektierte und baute Leferenz sein zweites für Heidelberg sehr bedeutungsvolles Werk, die Bergbahn vom Kornmarkt über das Schloß zur Molkenkur, die, im Anfang so sehr bekämpft, jetzt wohl kaum noch Gegner hat, nachdem erwiesen ist, daß sie das Landschaftsbild in keiner Weise zerstört. Auch muß man den rastlos tätigen Mann als geistigen Gründer der Straßendampfbahn nach Weinheim ansehen, wenn er auch die Konzession zum Bau der Süddeutschen Eisenbahngesellschaft abgetreten hat. So war sein reges Streben der Hebung und Erleichterung des Verkehrs in und nach Heidelberg alle Zeit zugewandt. Schon beschäftigte er sich mit dem Projekt, die Pferdebahn in eine elektrische Straßenbahn umzuwandeln (was im Herbst 1902 zur Ausführung kam), da raffte ihn der Tod mitten aus seinen Plänen und Entwürfen hinweg. Er erlag am 5. September 1895 einem Nierenleiden, an dem er schon längere Zeit krank gewesen. (Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1895.) Gernandt.

Ludwig Leiner,

Apotheker, Natur- und Altertumsforscher und Konservator des von ihm begründeten Rosgarten-Museums in Konstanz, wurde daselbst am 22. Februar 1830, als der einzige Sohn des dortigen Apothekers und Stadtrats Franz Xaver Leiner geboren. Die Familie, welche zu Anfang des 16. Jahrhunderts aus St. Gallen eingewandert war und in jenen fernen Tagen durch Kaiser Karl V., wie durch Rudolf II. Ehrungen erfahren hatte, schenkte der Stadt Konstanz drei Stadtvögte (Bürgermeister) und befindet sich bis heute im Besitz jenes altertümlichen Patriziergebäudes zum „Malhaus“ am oberen Markt, in welchem 1183 von Friedrich Barbarossa der lombardische Friede geschlossen, 1417 von Kaiser Sigismund der Nürnberger Burggraf Friedrich von Zollern mit der Mark Brandenburg belehnt wurde. — Ludwig Leiner kam, nachdem er bis zu seinem 14. Lebensjahre das Lyceum seiner Geburtsstadt besucht hatte, zu seinem Vater in die Lehre, um hierauf eine Reihe von Jahren bei Apotheker Fr. X. Baur in Ichenheim und in der Sachsschen Hofapotheke zu Karlsruhe als Apothekergehilfe zu arbeiten. Seine Studien, welche er in den Jahren 1851/52 in München machte, schloß er im Mai des letzteren Jahres mit einem vorzüglich bestandenen Staatsexamen. 1853 übernahm er die väterliche Apotheke, nachdem er sich mit der Tochter seines ehemaligen Prinzipals, Thekla Baur, verheiratet hatte. Einerseits unausgesetzt damit beschäftigt, die Einrichtungen seines Geschäftes den Anforderungen der vorangeschrittenen pharmazeutischen Technik entsprechend zu verbessern und zu erweitern, wußte er sich andererseits bald auch auf fachwissenschaftlichem Gebiete einen geachteten Namen zu verschaffen. Bekannt sind seine Beiträge zur Döllschen Flora von Baden und seine gemeinschaftlich mit Jack und Stitzenberger herausgegebene Sammlung der Kryptogamen von Baden (1857). Seit 1861 war er korrespondierendes Mitglied der Regensburger Botanischen Gesellschaft, seit 1864 Mitglied des badischen Apotheker-Ausschusses und seit 1872 Mitglied des Verwaltungsrates des Deutschen Apothekervereins und dessen Archivverwalter. Wie er bis an sein Lebensende seinem eigentlichen Berufe treu geblieben, bezeugt ein im Besitz seines Sohnes befindliches, mit vortrefflichen Federzeichnungen eigner Hand ausgestattetes umfangreiches Manuskript: „Bild und System der Pharmazie“. Leiner war nämlich, beiläufig gesagt, auch ein hervorragend tüchtiger Zeichner und Illustrator, Kenner und Nachahmer alter Schriften; manch schönes Ehrendiplom des Konstanzer

Magistrats entstammt seiner kunstfertigen Hand. — Als nun, seit Mitte der 50er Jahre, im Schaffhausener Gebiet und an den Ufern des Bodensees immer reichere Pfahlbaufunde gemacht wurden, da war es Ludwig Leiner, der, selbst Sammler, mit seinen gründlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen bald hier, bald dort zur Lösung prähistorischer Fragen herangezogen wurde. Weitere Anregungen empfing der fleißige Forscher durch den im September 1864 zu Konstanz tagenden Deutschen Geschichts- und Altertumsverein, sowie durch die 1868 erfolgte Gründung des Vereins für Geschichte des Bodensees. Seit 1864 Stadtrat war ihm ferner mancherlei Gelegenheit gegeben, sich um die Pflege und Erhaltung städtischer Baudenkmäler und damit um die Verschönerung der Vaterstadt große und dauernde Verdienste zu erwerben; ihm verdankt denn auch seit jener Zeit Konstanz die Begründung eines städtischen Altertums-Museums, des von dem Ort der Ausstellung sogenannten „Rosgarten-Museums“ in der Augustinerstraße (altes Zunfthaus zum „Rosgarten“), dessen Erweiterung durch Zukauf und Neubau in den 90er Jahren Leiner noch zu erleben die Freude hatte. Dort sammelte er, was Natur und Funde, was Glück und Zufall und gelegentlicher Kauf ihm zuführte; nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordnet und bezeichnet, bildet diese Sammlung prähistorischer, römischer und mittelalterlicher, ethnologischer, naturwissenschaftlicher und künstlerischer Schaustücke heute eine vielbesuchte und von den Forschern hochgeschätzte Sehenswürdigkeit, die schönste Erinnerung an ihren unermüdlichen Schöpfer, den man nicht ohne Grund in den schweren Tagen des modernen Ansturmes gegen Altertümliches in den Städten — „das historische Gewissen von Konstanz“ genannt hat. Ludwig Leiner war auch auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft bis zu seinem Lebensende vielfach schriftstellerisch tätig; interessante Berichte aus seiner Feder sind in den Schriften des „Vereins für Geschichte des Bodensees“ und anderwärts zerstreut. Seine Führer durch Konstanz und durch das Rosgarten-Museum werden dauernden Wert haben. War der unermüdlich strebsame Mann von einem halben Dutzend wissenschaftlicher Vereine zum Ehrenmitglied ernannt worden, so blieb er auch von seinem Landesfürsten nicht unbeachtet; er besaß das Ritterkreuz I. Klasse mit Eichenlaub des Ordens vom Zähringer Löwen, sowie die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und war zu seinem 70. Geburtstage zum Hofrat ernannt worden. Nachdem ihm die treue Lebensgefährtin bereits 1895 im Tode vorausgegangen, erlag der im übrigen körperlich noch rüstige Greis am

2. April 1901 einer Lungenentzündung. Die Stadt Konstanz, welche ihrem vielseitigen Ratsmitgliede so manche dauernde Einrichtung auf allen Gebieten der Gemeindepflege verdankt, veranstaltete dem Heimgegangenen auf städtische Kosten eine öffentliche Trauerkundgebung und wird, wie alle, die ihm im Leben näher treten durften, seinen vielen Verdiensten ein treues Gedächtnis bewahren. Dr. Cathiau.

Hermann Levi

wurde am 7. November 1839 in Gießen als Sohn des Oberrabbiners geboren, der sich nicht nur in seiner Gemeinde, sondern in allen Kreisen der Einwohnerschaft und weit über das Weichbild Gießens hinaus im hessischen Lande großen Ansehens erfreute und in glücklicher Lebensfreude das höchste Greisenalter erreichte. Der begabte Knabe, bei dem sich schon frühe ein bedeutendes musikalisches Talent zeigte, wurde im dreizehnten Jahre nach Mannheim geschickt, um im Hause dortiger Verwandten seine weitere Ausbildung zu erhalten. Er besuchte das Gymnasium und erhielt von Hofkapellmeister Vincenz Lachner Unterricht in der Musik, für die er hervorragendes Talent und lebhafte Neigung zeigte. Von diesem ausgezeichneten Künstler und Lehrer trefflich vorbereitet, besuchte Levi während der Jahre 1855 bis 1858 das Konservatorium in Leipzig, wo Hauptmann und Rietz sich besonders für ihn interessierten. Von Leipzig ging er nach Paris, wo er seine technische Befähigung besonders im Klavierspiel zu hoher Vollkommenheit ausbildete. Erst zwanzig Jahre alt, sehen wir Levi als Musikdirektor in Saarbrücken. Von da berief ihn sein Lehrer Lachner 1861 an das Hoftheater nach Mannheim, wo er den erkrankten zweiten Kapellmeister vertrat. Eine bessere Schule in der Leitung der Oper als jene dieses berühmten Dirigenten konnte er nicht finden. Sein Ruf drang auch in andere Kreise. Noch im gleichen Jahre trat er als erster Kapellmeister in Rotterdam in eine bedeutsame Tätigkeit. Schon 1864 verließ er die holländische Stadt, deren Operninstitut unter ihm zu hoher Blüte gedieh, und trat an das Hoftheater in Karlsruhe über, das unter Eduard Devrient in einem Jahrzehnt eine der ersten Kunststätten Deutschlands geworden war. Acht Jahre wirkte er hier als Kapellmeister und erhob das Musikleben der badischen Haupt- und Residenzstadt zu großer Bedeutung. Oper und Konzert erreichten durch die Genialität, die Vielseitigkeit und den Fleiß Hermann Levis eine Vollendung, die nur an wenigen großen Theatern ebenbürtige

Leistungen zeitigte. Er war ein Künstler von Gottes Gnaden, dem seine geistige Bedeutung den Weg zum tiefsten Verständnis jedes Tondichters in seiner Eigenart den Weg bahnte. Als Dirigent übte er einen faszinierenden Einfluß auf alle aus, die seine Tatkraft beherrschte. Aber „weniger mit dem Dirigentenstab" — sagt A. Ettlinger von ihm — „als mit dem Ausdruck seiner leuchtenden Augen, aus denen die Seele des Werkes sprach, hielt er Orchester und Sänger in zwingendem Bann". Jedes Kunstwerk, dessen Aufführung er leitete, wurde zur unübertrefflichen Wiedergabe der Individualität seines Schöpfers. Mit gleicher Hingebung widmete er sich der Einstudierung großer Orchesterwerke, weihevoller Oratorien, bedeutender Opern der sogenannten klassischen wie der neueren und neuesten Zeit und der Werke der Kammermusik. Eine vollendetere Aufführung der Matthäuspassion von Joh. Seb. Bach, der beiden Iphigenien oder der Armida von Gluck, des Joseph von Mehul, des Figaro oder des Fidelio konnte man schwerlich hören als jene unter Levis Leitung. Die Symphonien von Haydn, Mozart, Beethoven, Schumann gehörten zu den bedeutendsten Leistungen des von ihm geführten Orchesters. Brahms hat er in Süddeutschland erst zur Popularität verholfen. Das „Deutsche Requiem", das „Triumphlied", die Symphonien, Quartette, Gesänge dieses bedeutenden Komponisten, mit dem er in engster Freundschaft verbunden war, hat Levi in Karlsruhe eingebürgert. Mehr als einmal war Brahms bei ihrer Aufführung in der badischen Hauptstadt anwesend. Schon in Rotterdam hatte die erste Aufführung des Lohengrin unter Levis Leitung Aufsehen erregt. Die erste Aufführung der Meistersinger in Karlsruhe im Jahre 1869 brachte ihn in nähere Beziehungen zu Richard Wagner, und von da an blieb er dem Meister und später Frau Cosima und dem Hause Wahnfried enge verbunden. Die Aufführungen der Festspiele in Bayreuth unter seiner Direktion gehörten zu den hervorragendsten und weihevollsten Darbietungen dieser Kunststätte. Wagner selbst hatte ihn 1881 als Dirigenten des Parsifal erwählt. Damals gehörte Levi Karlsruhe schon seit geraumer Zeit nicht mehr an. Im Jahre 1872 hatte ihn Freiherr von Perfall nach München entführt. Bald stand er auch hier an der Spitze des musikalischen Lebens. Ein so kompetenter Richter wie Ernst von Possart sagt von ihm: „Wie Lachner und Bülow vor ihm, so hat auch er es verstanden, im Laufe zweier Dezennien den Darbietungen der Oper und des Konzertsaales durch seine bezwingende Individualität ein glänzendes Gepräge zu verleihen". — Er sollte kein hohes Alter

erreichen. Den Anstrengungen seines Berufes, einer rastlosen geistigen Tätigkeit, die keine Rücksicht auf die naturgemäße Zeiteinteilung nahm, die Nacht zum Tag umwandelte, erlag auch die Widerstandsfähigkeit eines starken Körpers. Er mußte seiner Wirksamkeit am Dirigentenpult entsagen, als er noch nicht das sechste Jahrzehnt seines reichen Lebens vollendet hatte. Ein glückliches Geschick schien ihm in einer spät geschlossenen Ehe noch einen harmonisch friedlichen Lebensabend zu schenken. Noch beschäftigte ihn die Bearbeitung Mozartscher Opern, eine Zusammenstellung der Novellen und Märchen, die Goethe gelegentlich in seine Dichtungen verflochten hatte. Dann wuchsen seine Leiden, die Kräfte nahmen ab. Am 13. Mai 1900 entschlief er sanft in München. — Trotz dem größeren Glanz der Münchener Wirksamkeit und der Bayreuther Triumphe war doch vielleicht die Karlsruher Zeit die schönste in Levis Leben. Der Verkehr mit Künstlern und Gelehrten, besonders auch in dem von Eduard Devrient geleiteten „Literarischen Verein“, eine intime Freundschaft, die ihn zu einem kleinen Kreise sympathischer Menschen gesellte, entschädigte ihn wohl für den Mangel mächtigerer Anregungen und geselliger Genüsse, wie sie eine Großstadt bietet. Er hat Karlsruhe und denen, die ihm hier näherstanden, bis an sein Ende eine treue Gesinnung bewahrt. Aber auch Levi bleibt in Karlsruhe unvergessen. Stets wird der große Kreis, der sich zu seiner Abschiedsfeier versammelte, dieses schönen Abends gedenken, und die Kunde davon verdient, späteren Geschlechtern von Kunstfreunden überliefert zu werden. Beethovens von Levi unvergleichlich dirigierte neunte Symphonie und die Uraufführung des „Triumphliedes“ von Brahms, das der Meister selbst dirigierte und in dem Stockhausen das Tenorsolo sang, eröffnete sie im Hoftheater. Einem festlichen Mahle im „Erbprinzen“ folgte heiterer Tanz der jüngeren Festgenossen. Brahms und Clara Schumann verschmähten es nicht, vierhändig Brahmssche Walzer zu spielen. Diese sind nun auch längst heimgegangen. Aber wie ihrer gedenken die Überlebenden in treuer Liebe und Verehrung Hermann Levis. — Vgl. den Nekrolog von A. Ettlinger in Band V des Bettelheimschen Biographischen Jahrbuchs Seite 113 ff. und Hermann Levi. Erinnerungen von Ernst von Possart. München 1901.

v. Weech.

Jakob Lindau

wurde am 10. Mai 1833 in Heidelberg geboren. Der Einfluß frommer katholischer Eltern war für seine streng kirchliche Richtung maßgebend, welche sich zuerst im Jahre 1864 in der Öffentlichkeit äußerte, als er gegen die Schulgesetzgebung der badischen Regierung eine lebhafte Agitation zu organisieren unternahm. Ein von ihm verfaßtes Flugblatt hatte zur Folge, daß bei den Wahlen zum Ortsschulrat, der auf Grund des neuen Gesetzes einzusetzenden Lokalschulbehörde, in Heidelberg nur 264 Katholiken an der Wahlurne erschienen. Sein nächstes politisches Unternehmen war die Gründung der sogenannten „wandernden Kasinos", Volksversammlungen, die an verschiedenen Orten des Großherzogtums zusammentraten, um durch Resolutionen, durch Adressen und Abordnungen an den Großherzog die Mißstimmung zum Ausdruck zu bringen, welche in den streng katholischen Kreisen gegen die liberale Schulgesetzgebung herrschte. Diese Versammlungen riefen begreiflicherweise den Widerspruch der Anhänger der Schulgesetzgebung und der gesamten liberalen Richtung in der badischen Gesetzgebung und Verwaltung hervor, und den „wandernden Kasinos" traten da und dort, am heftigsten wohl in Mannheim am 23. Februar 1865, sehr energische und von Gewalttätigkeiten der Volksmassen begleitete Proteste entgegen. Die Ruhestörungen, zu denen es an mehreren Orten kam, veranlaßten die Regierung die Kasinos zu verbieten. Durch dieses Auftreten war Lindau in weiteren Kreisen bekannt geworden und wurde 1867 als erster und einziger Abgeordneter der als „katholische Volkspartei" in die politischen Bewegungen eingreifenden streng kirchlichen Katholiken Badens in die Zweite Kammer gewählt, wo ihm 1869 Baumstark, Bissing, Lender und Roßhirt als Parteigenossen zur Seite traten und mit ihm vereint die liberale Regierung und Kammermehrheit bekämpften. 1871 entsagte Lindau vorübergehend der Wirksamkeit in der badischen Kammer, um 1875 noch einmal ein Mandat anzunehmen. 1868 hatte er dem Zollparlament angehört als Vertreter des Wahlbezirks Achern, der ihn 1891 auch in den Reichstag wählte. In Heidelberg war er einer der Gründer des „Pfälzer Boten", eines der streitbarsten Zentrumsblätter. Ein Konflikt mit den Heidelberger Altkatholiken, wobei Lindau aus der diesen von der Regierung eingeräumten Heiliggeistkirche die der Marianischen Sodalität gehörende Orgel entfernen ließ und an eine benachbarte römisch-katholische Kirche verkaufte, führte ihn im Frühling 1875 vor die Schranken der

Mannheimer Strafkammer, die ihn zu einer Gefängnisstrafe von zwei Monaten verurteilte. Seine eifrige Tätigkeit für die Sache des Zentrums beeinträchtigte nicht seine Wirksamkeit in der Leitung des von seinem Vater ererbten Geschäftes, in die er sich mit seinem Bruder teilte, bis 1890 zunehmende Kränklichkeit ihn zwang, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen. Er starb zu Heidelberg am 15. August 1898. — Vgl. „Sterne und Blumen", Jahrgang 1898, Nr. 38.

Ludwig Wilhelm Löhlein

stammte aus Gernsbach, wo er als jüngstes Kind des damaligen Bürgermeisters Friedrich Löhlein und seiner Ehefrau Wilhelmine, geborenen Wallraff, am 17. März 1837 das Licht der Welt erblickte. Als zehnjähriger Knabe folgte er seinem älteren Bruder nach Heidelberg, um dort in das Lyceum einzutreten, das er auch absolvierte, nachdem er zwischenhinein ein Jahr eine Klasse in Karlsruhe besucht hatte und hier konfirmiert worden war. Kaum hatte der lebhafte Jüngling das 17. Lebensjahr überschritten, als er mit dem Zeugnis der Reife zur Hochschule entlassen wurde. Zunächst widmete er sich in Heidelberg, dann in Freiburg dem Studium der Medizin. Während des Krimkrieges faßte er den kühnen Entschluß, in den Kriegerstand zu treten, und diente in der englischen Fremdenlegion bis zum Abschluß des Kampfes. Mit reichen Anschauungen und Erfahrungen zurückgekehrt, beschäftigte er sich längere Zeit mit Unterricht, dessen Erteilung eine glückliche Begabung für das Lehren erkennen ließ. Inzwischen hatte er das Alter der Militärpflicht erreicht, die er mit dem Eintritt in das Karlsruher Jägerbataillon zu erfüllen begann. Durch den nachmals bei Straßburg gefallenen Ingenieurhauptmann Kirchgeßner vorbereitet, bestand er 1859 seine Offiziersprüfung und wurde zum Leutnant im Jägerbataillon ernannt, in welchem er nach dem 1866er Feldzug zum Oberleutnant befördert wurde. Bei der Überleitung der militärischen Verhältnisse in die späteren Zustände vielfach mit der Feder tätig, ward er beim Ausbruch des großen Krieges an die Spitze der 1. Kompagnie des 1. Badischen Leibgrenadierregiments gestellt, die er mit anerkannter Gewandtheit führte. Während der Belagerung von Straßburg wunderbar behütet, als eine Kugel sein Notizbuch im Waffenrock durchbohrte, und beim Einzug in die eroberte Festung mit dem stolzen Spruch am Tore der Citadelle (nec pluribus impar) beteiligt, zog er — zum Hauptmann ernannt —

getragen vom Vertrauen der höheren Offiziere, wie von der Liebe der Gleichstehenden und der Verehrung der Untergebenen, über die Vogesen und focht in einer Reihe von Kämpfen, zumal bei Raon L'Etappe, am Ognon, bei Dijon und Nuits mit Tapferkeit und Geistesgegenwart. In dem blutigen Gefecht von Nuits am 18. Dezember 1870 wurde der junge Hauptmann durch eine feindliche Kugel kampfunfähig gemacht und mußte mit anderen schwerverwundeten Kameraden nach Dijon gebracht werden, wo er in einem Privatlazarett Pflege fand. Während er dort lag, wurde Dijon von den Deutschen aufgegeben und von den Franzosen wieder besetzt, und der Verwundete war ein Gefangener. „Verwundet und gefangen" nannte er deshalb die gern gelesene Erzählung, welche seine Schicksale auf dem Hintergrunde der großen Ereignisse des Feldzugs schildert. Mit einer Anzahl Kameraden, die gleich ihm in Feindeshand gefallen waren, unter manchen Gefahren über die Schweiz in die Heimat zurückgekehrt, wurde er durch eine Kur in Baden-Baden, auf welche längere Ruhe folgte, soweit hergestellt, daß er daran denken konnte, wieder tätig zu sein. Da ihm aber infolge seiner Verwundung — der linke Oberschenkel war durchschossen — nicht mehr möglich war, ein Pferd zu besteigen, begann er mit der Feder allein zu arbeiten und schrieb unter den Augen des Generals v. Werder sein Werk „Die Operationen des Korps des Generals von Werder (Berlin 1874)", welches vielfach, namentlich auch von Kaiser Wilhelm I., anerkannt ward. Auf diese Arbeit folgten zahlreiche Darstellungen über das Leben und Wirken höherer badischer Offiziere, welche er für die beiden ersten Bände der Badischen Biographien lieferte. Nebenher liefen kleinere Arbeiten militärwissenschaftlicher Natur, unter denen „24 Stunden im Feld" am meisten Beachtung gefunden hat. Bald aber, nachdem er als Militär 1873 in den Ruhestand getreten war, wandte sich seine Arbeitskraft nach einer anderen Seite, indem er die Blätter des badischen Frauenvereins und das Mititärvereinswochenblatt begründen half und durch das Vertrauen der badischen Regierung in die Verwaltung der großherzoglichen Strafanstalten gezogen wurde. Nach Einführung in dieses Gebiet durch den Direktor des Männerzuchthauses in Bruchsal, Geh.-Rat Dr. Ekert, wurde ihm die Filiale Kislau übertragen, welche er später mit der Verwaltung des Landesgefängnisses und der Weiberstrafanstalt in Bruchsal (1878) vertauschte. In dieser Stellung 1881 zum Direktor ernannt, entfaltete er eine eingehende und erfolgreiche Tätigkeit, die ihm nur noch wenig Muße für Studien und für Übernahme der Ehrenämter als

Stadtrat wie als Beirat des Gymnasiums zu Bruchsal übrig ließ. Während dieser arbeitsreichen Zeit begann seine Gesundheit ins Wanken zu geraten, es bildete sich unter oft peinvollen Beschwerden ein Herzleiden aus, das dem tatkräftigen Wesen des Mannes Beschränkungen auferlegte. Die Beschwerden steigerten sich zuletzt in dem Maße, daß er gegen Ende 1889 um Versetzung in den Ruhestand bitten mußte, der ihm unter Allerhöchster Anerkennung seines Wirkens und unter Verleihung des Charakters als Regierungsrat gewährt wurde. Er verließ Bruchsal, um nach Karlsruhe überzusiedeln, wo er trotz seiner Leiden sich dem mit Begeisterung gepflegten Kriegerverein wieder widmete, bis ihm die Kräfte für öffentliches Wirken versagten. Aber in der Stille des Krankenzimmers ruhte sein regsamer Geist nicht, und mehrere Schriften, die das Kriegswesen betreffen, wie „Der Grenadiertag in Karlsruhe“ und über das Militärjubiläum Großherzog Friedrichs, flossen aus seiner Feder. Seine letzte größere Arbeit war für die Feier des Sieges von Nuits bestimmt, welche ein kleines Drama aus der Leutnantszeit nebst Prolog und Epilog bot, sowie auch einen neuen badischen Landesgesang, der nach der Melodie eines alten badischen Präsentiermarsches von seinem geliebten Regiment im Theater wirkungsvoll gesungen wurde. In den letzten Tagen beschloß eine kleine Geschichte, die eine Mutter ihren Kindern über die Vermählung unseres Landesherrn im Märchenton erzählt, sein schriftstellerisches Wirken, mit dem er noch einmal seine unauslöschliche Treue gegen seinen Landesherrn kundgab. Damit entsank die Feder seiner Hand, und ein wiederholter Anfall setzte in der Frühe des 16. April 1892 seinem irdischen Wirken das Ziel. Er hinterließ eine Witwe und sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter. (Beilage zu Nr. 113 der Karlsruher Zeitung vom 24. April 1892. — K. Fr. Müller im Badischen Militärvereinsblatt 1892, 106 f., 114 f.)

Wilhelm Lübke,

berühmter Kunstgelehrter, -schriftsteller und -lehrer (1826—1893). Als das älteste von sieben Kindern eines braven katholischen Volksschullehrers ist Wilhelm Lübke am 17. Januar 1826 zu Dortmund geboren, das damals noch ein rein ländliches Gepräge zeigte. Den ersten Unterricht leitete der Vater, die ersten Kunsteindrücke boten die mittelalterlichen Bauten der einst stark befestigten Stadt, insbesondere die ehemalige Dominikanerkirche mit dem anstoßenden Kloster, das den Lehrern und

Geistlichen der katholischen Gemeinde als Wohnsitz eingeräumt war, und dessen Hallen und Gänge dem Knaben als Tummelplatz dienten. Mit dem 12. Jahre in die Quarta des Gymnasiums aufgenommen, widmete er sich mit Eifer den klassischen Studien und legte jene feste Grundlage humanistischer Bildung, die seinem Wirken bis ans Ende ein bestimmtes Gepräge aufgedrückt hat. Ostern 1845 zur Universität entlassen, wandte er sich zunächst nach Bonn, wo er in erster Linie Philologie studierte, daneben aber auch philosophische und kunstgeschichtliche Kollegien hörte, letztere bei Gottfried Kinkel. Die Vorträge dieses von dichterischer Begeisterung erfüllten, damals noch sehr jugendlichen Dozenten, der als erster unter den deutschen Kunstgelehrten sich einen Lehrstuhl in der philosophischen Fakultät zu erobern gewußt hat, sollten von größtem Einfluß auf die weitere Entwicklung des für alles Große und Schöne begeisterten Jünglings werden. Eine Anzahl Freundschaften, die damals geschlossen wurden, so besonders mit Andreas Simons und Hermann Kestner aus Hannover, und die für das ganze Leben vorgehalten haben, bestärkten seine kunstgeschichtlichen Neigungen, während die kunstreiche engere und weitere Umgebung der Musenstadt Studienmaterial in Fülle bot. Als Lübke nach drei Bonner Semestern im Herbst 1846 an die Berliner Universität übersiedelte, war somit die Wendung im stillen bereits vorbereitet, die ihn bald aus dem philologischen Lager auf das kunsthistorische Gebiet hinüberführen sollte. Von entscheidendem Einfluß hierauf war die Bekanntschaft mit Friedrich Eggers, dem kunstbegeisterten Mecklenburger, und dem Schweizer Jakob Burckhardt, der damals bei Kugler in Berlin dessen Handbuch der Kunstgeschichte und Geschichte der Malerei in zweiter Auflage umarbeitete. Die freundschaftlichen und Studien-Beziehungen zu diesen beiden Zierden der deutschen Kunstforschung sind von Lübke stets mit besonderer Innigkeit gepflegt worden. Da die äußeren Verhältnisse eine gesicherte Karriere dringend wünschenswert erscheinen ließen, entschloß sich Lübke, nachdem die Stürme der Märztage vorübergerauscht waren, im Herbst 1848 zur Absolvierung des philologischen Staatsexamens und trat darauf, mit der facultas docendi versehen, sein Probejahr am Werderschen Gymnasium an. Wie vorauszusehen, konnte die einförmige Lehrtätigkeit dem nach freier Entfaltung seiner Kräfte ringenden Geiste des jungen Gelehrten keine Befriedigung gewähren, und so sehen wir ihn bald, ledig aller Fesseln, seine literarische Tätigkeit als Kunstschriftsteller beginnen in Verbindung mit häufigen Reisen in die mitteldeutschen alten Kunstzentren, größtenteils in

Kestners Gesellschaft. Die „Briefe von W. Lübke an H. Kestner aus den Jahren 1846—1859" (Karlsruhe 1895) geben ein anschauliches Bild dieser freundschaftlichen Beziehungen. Das unter Eggers Leitung seit 1850 erscheinende Deutsche Kunstblatt enthält die ersten Kunstkritiken Lübkes, die bald die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregten und auch nähere Beziehungen zu Kugler, dem Mittelpunkt der kunstwissenschaftlichen Bestrebungen jener Zeit, herbeiführten. Damals entstand auch in Verbindung mit einem alten Bonner Freunde der Plan einer systematischen Durchforschung der Kunstschätze seines engeren Heimatlandes Westfalen, und nach zweijähriger mühevoller Arbeit kam im Jahre 1853 das Werk zustande, das seinen Ruf als Kunsthistoriker begründete und den beiden Meistern Kugler und Schnaase gewidmet ist. Unter Berücksichtigung der damaligen Reise- und Forschungsverhältnisse, der geringen zu Gebote stehenden Hilfsmittel und der minimalen Kosten, die aufgewendet wurden, ist Lübkes Werk „Die mittelalterliche Kunst in Westfalen" (Leipzig 1853) heute noch als eine kunstgeschichtliche Tat ersten Ranges zu betrachten. Eine kleine Schrift „Vorschule zum Studium der Kirchenbaukunst des Mittelalters" (Dortmund 1852) war nebenher erschienen und hat in erweiterter Form, nachdem sie in Seemannschen Verlag übergegangen, als „Vorschule für das Studium der christlichen Kunst des Mittelalters" mehrere Auflagen erlebt. Weit mehr aber als diese Erstlingsarbeiten schlug ein neues literarisches Unternehmen ein, das den Namen seines Urhebers populär gemacht und insofern auch eine bedeutsame Rolle gespielt hat, als es das erste mit Holzschnitten illustrierte Werk dieser Art war. Es ist dies seine „Geschichte der Architektur", die zunächst im Graulschen Verlag erschien, dann in den Seemannschen überging und es hier zu einem halben Dutzend Auflagen gebracht hat.

Nach einem längeren Besuche der Kunststadt Dresden und einer Reise nach Österreich im Jahre 1856, an die sich der Besuch der süddeutschen Hauptstädte anschloß, erhielt Lübke im Jahre 1857 eine Anstellung als Lehrer der Architekturgeschichte an der Berliner Bauakademie und begann damit die Dozentenlaufbahn, der er sich bis ans Ende seiner Tage mit besonderer Liebe und Hingebung gewidmet hat. Keine ordentliche Professur, sondern nur ein bescheiden dotierter Lehrauftrag führte Lübke auf das Katheder, das durch Wilhelm Stiers frühzeitigen Tod verwaist war; bald jedoch scheint die gesicherte Stellung seinen Entschluß zur Gründung eines Hausstandes zur Reife gebracht zu haben. Am 30. Dezember 1857 verband er sich mit Mathilde Eichler, verwit-

weten Sanitätsrat Bennewitz, die ihm bis zu ihrem Tode nicht nur eine treue Lebensgefährtin, sondern auch eine verständnisvolle und emsige Mitarbeiterin an seinem Lebenswerk gewesen ist. Herbst und Winter 1858/1859 sahen das junge Paar im Verein mit Karl von Lützow den Kunst- und Naturschätzen Italiens gegenüber, zu Beginn des Sommersemesters nahm Lübke, bereichert und erfrischt von der Reise, seine Lehrtätigkeit in Berlin wieder auf, die aber bereits im folgenden Jahre durch die ehrenvolle Berufung als ordentlicher Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnikum zu Zürich ihren Abschluß fand. Kurz vorher war der „Grundriß der Kunstgeschichte" (Stuttgart 1860) erschienen, ein Werk, das in 25 Jahren zehn Auflagen erleben und in zahlreichen Übersetzungen über die ganze Erde Verbreitung finden sollte. Tausende und Abertausende haben aus diesem im besten Sinn populären Buche ihre ersten kunstgeschichtlichen Anregungen geschöpft, verdanken ihm Verständnis und Genuß der Kunstwerke. Nach einer längeren Studienreise durch Frankreich, diesmal in Begleitung Schnaases, siedelte Lübke zu Ostern 1860 nach seinem neuen Wirkungskreise über. Neben Fr. Vischer und Joh. Scherr, neben Semper und Stadler, Zeuner und Reuleaux entfaltete Lübke hier in enger Verbindung mit den Universitätslehrern und Hörern eine höchst anregende und angeregte Lehrtätigkeit. Das Hauptwerk dieser Jahre war die „Geschichte der Plastik", die 1863 in Leipzig erschien, neben zahlreichen Aufsätzen und kleineren Arbeiten auf Spezialgebieten der Kunst und des Kunstgewerbes. Seine letzte Arbeit in Zürich war die Herausgabe des Tagebuches der italienischen Reise eines Freundes, des so früh verstorbenen Architekten Max Nohl.

Nach fünfjährigem Aufenthalt in der Schweiz kehrte Lübke im Jahre 1866 nach Deutschland zurück — er hatte eben sein vierzigstes Jahr vollendet —, um den Lehrstuhl der Kunstgeschichte an der Stuttgarter Hochschule zu besteigen. Während seiner zwanzigjährigen Tätigkeit in dieser neuen Stellung, die die Meisterjahre im Leben Lübkes darstellen und ihn auf der Höhe seiner Schaffenskraft und seines Ruhmes zeigen, war es ihm beschieden, neben einer umfassenden Lehrtätigkeit an der technischen Hochschule einige Werke zum Abschluß zu bringen, für welche die Vorarbeiten bis auf die Berliner Zeit zurückreichen. Es sind dies seine „Geschichte der Renaissance in Frankreich", welche den letzten Band von Kuglers „Geschichte der Baukunst" bildet und acht Jahre nach dem Hinscheiden dieses Altmeisters bei Ebner und Seubert (Stuttgart 1868) erschienen ist, sodann eine

seiner bedeutendsten Leistungen: die „Geschichte der Renaissance in Deutschland“ (ebenda 1873). Wie so oft, erscheint Lübke auch hier als Pfadfinder in einem bisher unerforschten Gebiete, erfolgreich bemüht, der nach dem großen Kriege in Deutschland herrschenden Vorliebe für die deutsche Kunst des XVI. Jahrhunderts eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Ebenso sein drittes Stuttgarter Werk: „Geschichte der italienischen Malerei“ (ebenda 1878), in der er die Resultate der weitverzweigten deutschen und ausländischen kunstgeschichtlichen Forschung auf diesem Gebiete mit den Ergebnissen eigner Anschauung und selbständiger Kritik aufs glücklichste zu verbinden gewußt hat. Die populäre Darstellungsweise in diesen Arbeiten trug nicht wenig dazu bei, ihnen eine schnelle Verbreitung in allen Schichten des Volkes zu verschaffen und den Namen Lübke zu einem der populärsten im weiten Reiche der deutschen Literatur zu machen. Denselben populären Zwecken diente auch das Illustrationswerk: „Denkmäler der Kunst“, das im Verein mit Lützow herausgegeben wurde und durch sein reiches Anschauungsmaterial von großem Einflusse auf die Kunsterziehung unseres Volkes geworden ist. Von allen Seiten als Kunstrichter und Mentor in Anspruch genommen, als einer der ersten Kritiker in Fachzeitschriften und öffentlichen Blättern geschätzt und gesucht, ein stets hilfsbereiter Förderer aller künstlerischen Bestrebungen nicht nur in seinem engeren neuen Heimatlande, sondern wo immer es galt, der Kunst und den künstlerischen Bestrebungen mit Wort und Tat zu dienen, im intimen Verkehr mit einem erleuchteten Fürstenpaar und von einem zahlreichen Freundeskreise umgeben, hat Lübke in Stuttgart zwanzig schaffensfrohe und segensreiche Jahre verlebt, mitunter freilich schon beschattet von dem Leiden, das seit seiner Übersiedlung nach Karlsruhe im Jahre 1885 sich in stets zunehmender Weise geltend machte und gegen das er fortan alljährlich bei den Heilquellen Karlsbads seine Zuflucht nahm.

In gleicher Stellung wie in Stuttgart, als Lehrer an der Technischen Hochschule, daneben aber auch als Direktor der Großherzoglichen Kunsthalle, hat Lübke in diesem neuen Wirkungskreise, seines Alters und Leidens ungeachtet, mit rastlosem Eifer seine literarische Tätigkeit fortgesetzt. Gewissermaßen als Abschiedsgruß an das ihm lieb gewordene Schwabenland erschienen 1885 seine „Bunte Bilder aus Schwaben“, denen zwei Jahre darauf „Vermischte Aufsätze“ folgten, und 1889 sein letztes bedeutendes Werk: „Geschichte der deutschen Kunst“, eine vortreffliche, übersichtliche Schilderung des deutschen Kunst-

lebens von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage, in darstellerischer Hinsicht vielleicht das bedeutendste und reichste Werk seines Lebens. Die Großherzogliche Kunsthalle hatte in Lübke zum erstenmal einen Kunstgelehrten als Leiter erhalten, und wenn auch bei der damaligen Raumbeschränkung seiner organisatorischen Tätigkeit enge Grenzen gezogen waren, so dankt ihm die Bildergalerie u. a. doch die Erwerbung der herrlichen ersten Komposition des Feuerbachschen „Gastmahl des Plato" und eine wissenschaftliche Umarbeitung des Kataloges, die manchen Schatz der Sammlung in die richtige Beleuchtung brachte. Seine letzten Publikationen waren ein Band gesammelter Studien und Kritiken unter dem Titel „Altes und Neues" (Breslau 1891), der vierte derartige Sammelband, den er herausgegeben hat, und seine „Lebenserinnerungen" (Berlin 1891), denen der erste Teil dieser Biographie entnommen ist. Hier lernen wir den strebsamen, begeisterten und unermüdlichen Jünger der Kunstwissenschaften auch als liebenswerten, edlen und vorurteilsfreien Menschen kennen und erhalten zugleich einen lehrreichen Einblick in die Entwicklung der kunstgeschichtlichen Studien in Deutschland, die mit Lübkes Namen für alle Zeiten eng verbunden bleiben wird.

Lübke starb am 5. April 1893, siebenundsechzigjährig; sein Leichnam wurde auf dem Karlsruher Friedhof zur Ruhe gebettet. — Über Lübkes Bedeutung als Kunstschriftsteller und Forscher kann gerechtermaßen nur eine Meinung herrschen. Nicht als ein bahnbrechendes Genie, aber als ein hochbegabter, fleißiger Arbeiter hat er den Boden beackert, auf den ihn Neigung und innerer Beruf schon früh hingestellt hatten, gewissenhaft hat er mit dem reichen ihm anvertrauten Gut gewuchert zum Heile der Wissenschaft, zu deren Begründern er gehört. Der Schwerpunkt seines Wirkens aber liegt in der Einwirkung, die seine populäre, allem Gelehrtenkram abholde Darstellungsweise bis tief in das deutsche Volk hinein ausgeübt hat und voraussichtlich noch für lange Zeit ausüben wird.

v. Oechelhaeuser.

Hans Luggin,

geboren 1863 in Klagenfurt in Kärnthen, widmete sich dem Studium der Physik auf den Universitäten in Wien und in Straßburg und später an der deutschen Universität in Prag, wo er 1888 den philosophischen Doktorgrad erwarb. Von 1888 bis 1896 beschäftigte er sich in Wien, Graz und Stockholm mit physikalischen Studien; 1896 siedelte er nach Karlsruhe

über und entfaltete hier seit dem Herbst 1897 eine rege Lehrtätigkeit auf den Grenzgebieten der Chemie und Physik, der theoretischen Elektrochemie und der physikalischen Chemie. Doch war ihm nur eine kurze Wirksamkeit beschieden. Schon nach zwei Jahren, am 5. Dezember 1899, schied der hoffnungsvolle junge Gelehrte nach monatelangem Leiden in seiner Vaterstadt Klagenfurt aus dem Leben. — In seinem wissenschaftlichen Wirken bekundete Luggin einen eindringenden Scharfsinn und eine seltene Gründlichkeit, und die Resultate seiner Forscherarbeit werden ein wertvoller Besitz der Wissenschaft in jenen schwierigen theoretischen Disziplinen bleiben, in denen er sich mit ebensoviel Hingabe wie Ausdauer betätigte. Seine frühesten Untersuchungen richteten sich wesentlich auf die Verteilung der elektrischen Kräfte im elektrischen Lichtbogen. Dann wandte er sich in Graz zu dem Studium der capillarelektrischen Kräfte. Bewegliche Metalle, wie wir solche im Quecksilber bei gewöhnlicher Temperatur, im geschmolzenen Blei und Zinn bei einigen hundert Grad kennen, wechseln in engen Steigröhren ihren Stand, wenn sie, mit Salzlösungen oder geschmolzenen Salzen überschichtet, der Wirkung elektrischer Ströme unterworfen werden. Die Kräfte, die hier tätig sind, zu erkennen, ist von einschneidender Wichtigkeit für die Deutung zahlreicher Erscheinungen, die über den Rahmen wissenschaftlichen Forschungsinteresses hinaus auch für die technische Elektrochemie mannigfaltige Bedeutung besitzen. Es gelang Luggin, in überzeugender Weise die Schwierigkeiten darzulegen, denen jede der geltenden Theorien in diesem Erscheinungsgebiete begegnet. Ihre Überwindung hat ihn bis in seine letzten Tage beschäftigt, ohne daß ihm vergönnt gewesen wäre, sie vor seinem Ende zu erreichen. Seine schönsten Resultate hat Luggin in der Aufklärung des photographischen Prozesses erzielt, durch den wir auf Bromsilberplatten latente, entwickelungsfähige Bilder der Gegenstände gewinnen, auf welche der photographische Apparat gerichtet wird. Durch ein eigenartiges, elektrisches Meßverfahren gelang es ihm, die Wirkungen quantitativ zu verfolgen, welche das Licht auf die empfindliche Platte übt. Er konnte die jedem Photographen bekannte Erscheinung erklären, daß überstarke Belichtung die Bildbildung wieder zurückgehen läßt, und für das Entstehen farbiger Bilder auf Chlorsilberschichten die Richtung dartun, in der die physikalische Deutung zu suchen ist. Die Schriften, in denen Luggin seine Forschungen niedergelegt hat, finden sich zerstreut in den Berichten der Wiener Akademie (A), in Exners Repertorium der Physik (B), in der Zeitschrift für Physikalische Chemie (C), in Wiedemanns

Annalen der Physik (D), im Bihang der schwedischen Akademie der Wissenschaften (E) und in der Zeitschrift für Elektrochemie (F). Eine kurze mehr populäre Darstellung über den Wassergasprozeß findet sich im Journal für Gasbeleuchtung und Wasserversorgung (G). Über seine photoelektrischen Arbeiten hat er in Eders Jahrbuch selbst kurze Referate mitgeteilt. Die Abhandlungen betreffen folgende Gegenstände: 1. Eine einfache Methode zur Vergleichung magnetischer Felder (B). 2. Versuche und Bemerkungen über den galvanischen Lichtbogen (B). 3. Über die Art der Elektrizitätsleitung im Lichtbogen (B). 4. Über das Potential der Metalle bei sehr kurz dauernder Berührung (A). 5. Über die capillarelektrischen Erscheinungen (C). 6. Über die Polarisationserscheinungen an dünnen Metallmembranen (D). 7. Zwei weitere Versuche über die Polarisation dünner Metallmembranen (D). 8. Über eine lichtempfindliche Elektrode (C). 9. Über die photoelektrischen Erscheinungen und den photographischen Prozeß (C). 10. Über die photoelektrischen Erscheinungen (E). Teil I und II. 11. Über die capillarelektrischen Erscheinung (F). 12. Ein Beitrag zur Theorie des Wassergasprozesses (G). — (Karlsruher Zeitung Nr. 345 vom 14. Dezember 1899.)

Heinrich Maas

wurde in Hemsbach am 1. April 1826 von jüdischen Eltern geboren. Mit 16 Wochen verlor er seinen Vater und wurde in der Folge zunächst in Rohrbach bei Sinsheim, wohin sich seine Mutter an einen Pferdehändler wieder verheiratet hatte, dann bei seinen Großeltern in Hemsbach erzogen. Dem Einfluß des evangelischen Geistlichen Heinrich Bender, Rektors des Benderschen Knabeninstituts zu Weinheim, ist es zuzuschreiben, daß der gut veranlagte Knabe den Studien zugeführt wurde. Er absolvierte das Bendersche Institut (Progymnasium), dann das Lyceum zu Mannheim, wurde daselbst 1846 als einer der Ersten der obersten Klasse vom mündlichen Abiturientenexamen befreit und mit glänzenden Zeugnissen zur Hochschule entlassen. Nun begann er in Heidelberg seine juristischen Studien und setzte dieselben in Berlin fort. Da er einen ihn befriedigenden Religionsunterricht nicht erhalten hatte, so suchte er zunächst bei den pantheistischen Philosophen in Berlin, und als deren Theorien seinem scharfen Denkvermögen nicht genügten, in theologischen Vorlesungen Neanders und Hengstenbergs Aufschluß über die Probleme des Daseins. Im April 1850 wurde er Rechtspraktikant. Sein juristisches

Doktordiplom ist von der Universität Jena am 13. Januar 1851 ausgestellt. Er praktizierte in Sinsheim, Mannheim, Waldshut, vom Februar bis Mai 1852 in Waldkirch. Hier machte er die Bekanntschaft eines tüchtigen katholischen Priesters, des Kaplans Fliegauf, der auf sein Verlangen ihm Religionsunterricht erteilte. Im Mai 1852 ließ sich Maas zu Isenheim im Elsaß durch die Taufe in die katholische Kirche aufnehmen, ein Schritt, der ihm auf Jahre hinaus das Herz seiner überaus geliebten Mutter entfremdete und auch sonst Anfeindungen zuzog. Im gleichen Monat als besoldeter Praktikant beim Amtsgericht zu Freiburg angestellt, zog der befähigte junge Beamte durch seine angestrengte Tätigkeit und den bekannt gewordenen Erfolg der von ihm glücklich geführten Untersuchungen die Aufmerksamkeit des (selbst juristisch gebildeten) Erzbischofs Hermann von Vicari auf sich, der mit Rücksicht auf die schwebenden kirchenpolitischen Fragen eine tüchtige juristische Kraft zu gewinnen suchte. Im August 1852 machte der Erzbischof dem Dr. Maas den Antrag, in seine Dienste zu treten. Allein Maas lehnte angesichts der äußerst prekären Stellung der damaligen erzbischöflichen Beamten ab. Erst auf eine förmliche Bitte des greisen Kirchenfürsten entschloß er sich, trotz guter Aussichten im Staatsdienst, dem Rufe Folge zu leisten und die unsichere Stelle eines „provisorischen Hilfssekretärs" im Ordinariat einzunehmen. 1853 wurde er Ordinariatssekretär, ein Jahr darauf Kanzleidirektor, d. h. Aufsichtsbeamter über die Kanzlei des Ordinariates. Die Verhältnisse lagen so, daß der Eintritt in den Kirchendienst ein wahres Opfer bedeutete. Das Schwergewicht der Stellung des Dr. Maas lag nun aber nicht in dem Amte als Kanzleidirektor, sondern in der Besorgung der juristischen Geschäfte der Kirchenregierung und des später unter der Bezeichnung „Offizialat" eingerichteten erzbischöflichen Diözesangerichtes (woher der Titel Offizialatsrat). Naturgemäß fiel dem rechtskundigen Berater des Erzbischofs ein hervorragender Anteil an den Bemühungen des letzteren zu, der Kirche in Baden die „Freiheit und Selbständigkeit in Ordnung ihrer Angelegenheiten" zu erringen, welche erst 1860 von der Staatsgesetzgebung prinzipiell anerkannt worden ist, ohne indessen jemals zu voller praktischer Verwirklichung zu gelangen. Genaueste Kenntnis des kirchlichen wie des staatlichen Rechtes, rastloser Fleiß und große Gewandtheit in der Arbeit befähigten Dr. Maas, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und durch mehr als vierzig Jahre unter drei Erzbischöfen und zwei Erzbistumsverwesern zu erhalten. Neben der vielfachen Inanspruchnahme durch die kleineren Alltagsgeschäfte

galt es, in den verwickeltsten Fragen umfassende Rechtsgutachten und sonstige wichtige Aktenstücke auf Grund eingehender Quellenstudien auszuarbeiten, in gründlichen Erörterungen im Ordinariate zu vertreten, öfters auch publizistisch den Standpunkt der Kirchenregierung zu verfechten. Namentlich in den 1850er Jahren und in der Zeit des späteren „Kulturkampfes" reichten die Tage nicht und mußten die Nächte zu einem großen Teil dieser aufreibenden Arbeit geopfert werden. Den ganzen Zusammenhang und Inhalt dieser auf 43 aktive Dienstjahre sich erstreckenden Tätigkeit darstellen, hieße die kirchenpolitische Geschichte der Erzdiözese im letzten halben Jahrhundert schreiben. Im Rahmen einer kurzen Lebensskizze ist es kaum möglich, die Hauptgegenstände derselben aufzuzählen. In diesem Zeitraume ist eben kaum eine für die rechtliche Stellung der Erzdiözese bedeutsame Maßregel zu verzeichnen, an welcher Maas nicht irgendwie in hervorragender Weise beteiligt gewesen wäre. Damit will nicht gesagt sein, daß er alles gemacht und allem sein Gepräge aufgedrückt hätte. Man hat ihn oft als den spiritus rector der Kirchenbehörde hingestellt, dessen Einfluß sich allerdings in den letzten Jahren vermindert habe. Indessen vertrat Maas stets nur den Geist des kirchlichen Dogmas und Rechts und erstrebte ein verständnisvolles Zusammenwirken der beiden von Gott gesetzten Gewalten. Er war durchdrungen von der Überzeugung, daß nur eine freie Kirche zum Segen des Staates in der Gesellschaft wirken könne. Zu einer Zeit, wo das volle Verständnis für die kirchlichen Prinzipien sogar im Domkapitel teilweise fehlte und der Erzbischof mit Hilfe seines juristischen Beraters sich einer Opposition von Domherren zu erwehren und seine oberhirtliche Stellung zu erkämpfen hatte, mußte die Person der Verfechter der kirchlichen Grundsätze mehr in den Vordergrund treten. Nachdem aber das ganze Domkapitel das richtige Verhältnis zum Erzbischof gefunden hatte und so die von Maas vertretenen Anschauungen nicht mehr von denen anderer Ordinariatsmitglieder abwichen, trat auch seine Person scheinbar in den Hintergrund, ohne daß im Schoße der Kirchenbehörde sein erfahrener Rat jemals geringer geachtet wurde als früher. Indem Maas in seiner „Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden" (Freiburg 1891) die Schicksale der Erzdiözese während seiner amtlichen Tätigkeit darstellte, hat er sonach auch die Geschichte der letzteren geschrieben. Von besonders großen Leistungen seien hier nur erwähnt seine Bemühungen in den Jahren 1854 ff. in dem Kampfe um das Kirchenvermögen, 1857/58 die Bearbeitung des weit-

schichtigen (zwei Foliobände füllenden) kirchlichen Materials über die Besetzung der Pfründen, grundlegende Gutachten zur Vorbereitung der Konkordatsverhandlungen (über die Besetzung der Pfründen, die Verwaltung und Rechtsvertretung der katholischen Stiftungen, die Leitung der Schulen, die Ehejurisdiktion, die Ausstattung des Bistums und der Pfarreien), die Verteidigung des Konkordats gegen die Durlacher Konferenz, die Begutachtung der nach Preisgabe der Konvention eingebrachten Gesetzentwürfe, die Verhandlungen und Vereinbarungen mit dem Staate auf Grund der Gesetzgebung vom Jahr 1860, namentlich die praktische Regelung des Pfründebesetzungswesens und der Verwaltung des Kirchenvermögens, weiterhin die Kämpfe in Sachen des Einspruchsrechtes der Regierung gegen Pfründebewerber, des kirchlichen Einflusses auf die Schule, des Stiftungsrechtes, der Frauenklöster, des Missionsverbotes (1872), des Altkatholikengesetzes, der Erziehung des Klerus, der staatlichen Examensverordnung für die Geistlichen, dazwischen die Koadjutor- und Domdekansfrage (1868), die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles (1868ff., 1882, 1886); sodann 1879 persönliche erfolgreiche Verhandlungen in Wien und Rom wegen einer Verständigung in der Examensfrage. In zahlreichen Flugschriften (u. a. 1853 „Katholiken paßt auf!"), größeren und kleineren Artikeln in der Tagespresse, in Aufsätzen der „Historisch-politischen Blätter" und namentlich des „Archivs für katholisches Kirchenrecht" nahm Maas publizistisch zu den Fragen Stellung, welche ihn dienstlich beschäftigten. Besonders erwähnt sei hier die große und bedeutende Abhandlung „Über das Rechtssubjekt, die Vertretung, Verwaltung und Verwendung des Kirchen-, Schul- und Stiftungsvermögens rc." im IV. und V. Band der ersten Folge des (damals noch von Moy de Sons redigierten) Archivs für katholisches Kirchenrecht (1860). Selbständig erschien außer der erwähnten „Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden" sein Buch „Zum Frieden zwischen Staat und Kirche" (Freiburg 1880). Ersteres Werk ist durchaus quellenmäßig und in der Tat „ein redlicher Versuch nach möglichster Unparteilichkeit", ausgezeichnet „durch reiches Wissen, gründliche Sachkenntnis in allen einschlägigen Fragen und durch Ausnützung wertvoller Quellen". (Vgl. Dr. K. Brunner, Die Pflege der Heimatgeschichte in Baden, Karlsruhe 1901, S. 32, der allerdings dem Werke „naturgemäß ein stark persönliches Urteil aufgeprägt" findet, was wohl richtiger heißen sollte, daß Maas naturgemäß die kirchenpolitischen Kämpfe im Lichte des kirchlichen Rechtsstandpunktes behandelt, sich aber wohl des

Mottos bewußt blieb, das er auf das Titelblatt setzte: «Primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat, ne quid veri non audeat».) Über die Schrift „Zum Frieden zwischen Staat und Kirche" hatte er die Freude, eine beifällige Zuschrift von Hinschius zu erhalten. Das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (2. Auflage) verdankt ihm einige sehr wertvolle kanonistische Artikel. Die Ausarbeitung seiner „Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden" mit dem geistigen Wiederdurchleben all der Sorgen, Aufregungen und Kämpfe seiner langen Amtsführung blieb nicht ohne Rückschlag auf sein Befinden. Nachdem er am 31. Dezember 1891 noch unter großen kirchlichen Ehrungen sein 40jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, erlitt er im August 1893 einen leichten Schlaganfall, der sich im August und an Allerheiligen 1895 wiederholte. Bei dem letzten Anfall verlor er die Sprache; am 12. November 1895 erlag er dessen Folgen. (Nekrolog in Nr. 45 des Freiburger Katholischen Kirchenblattes 1895.) Seine 1853 in der Kirche des Stifts Neuburg bei Heidelberg unter dem Segen des Bischofs v. Weis von Speier abgeschlossene Ehe mit Marie Prollius, welche aus einer altlutherischen Berliner Offiziersfamilie stammte und zur katholischen Kirche konvertiert hatte, blieb kinderlos. Maas war persönlich eine schlichte Natur von anspruchsloser Liebenswürdigkeit und großer Wohltätigkeit. Von Fernstehenden ist er wegen seiner kirchenpolitischen Tätigkeit gar oft für eine politische Kampfesnatur gehalten worden. Allein schon die Tatsache seines ungezwungenen gesellschaftlichen Verkehrs mit Angehörigen aller Richtungen und Konfessionen (auch Altkatholiken) widerlegt diese Meinung. Seine Stellungnahme im öffentlichen Leben entsprang einzig und allein wohlgefestigter kirchlicher Gesinnung und ernstem Pflichtbewußtsein. Bei seiner milden Herzensstimmung empfand er es schmerzlich, daß er bisweilen geradezu persönlichem Hasse begegnete, nur weil er einen Standpunkt vertrat, der nicht allseitig verstanden wurde, während er selbst von engherziger, liebloser Beurteilung Andersdenkender weit entfernt war. Er hatte aber auch vielfach die Genugtuung, bei persönlicher Bekanntschaft die Vorurteile gegen seine Person rasch schwinden zu sehen. Das katholische Deutschland wird ihm als einem Vorkämpfer für die richtige Stellung der Kirche stets zu Dank verpflichtet bleiben. E. Kreuzer.

Jakob Malsch

wurde am 19. Januar 1809 in Karlsruhe geboren. Die ärmlichen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, gestatteten ihm nicht, wie er es wünschte, den Beruf eines Volksschullehrers zu ergreifen, er mußte vielmehr, um frühzeitig etwas verdienen zu können, als Lehrling in die G. Braunsche Hofbuchdruckerei eintreten, wo er seine Lehrzeit während der damals vorgeschriebenen Zeitdauer durchmachte. Nachdem er freigesprochen war, wanderte er, wie es Sitte war, durch einen großen Teil von Deutschland, um nach vollendeter Wanderschaft als Setzer, zuerst in der Herderschen Druckerei in Freiburg und dann wieder bei Braun in Karlsruhe tätig zu sein. Im Jahre 1831 war er Faktor der Hasperschen Buchdruckerei, in welcher der „Zeitgeist" gedruckt wurde, eine Zeitung von ausgesprochen liberaler Tendenz, die denn auch mit der Zensur in fortwährender Fehde lag, bis sie im Jahre 1834 den Kampf aufgab und ihr mühseliges Dasein abschloß. Die Tätigkeit in dieser Druckerei brachte den strebsamen jungen Mann, der rastlos an seiner Fortbildung arbeitete, mit dem damaligen Kameralpraktikanten Karl Mathy, dem späteren Staatsminister, welcher die Redaktion des „Zeitgeist" leitete, in enge Berührung, aus welcher eine treue Freundschaft, die den Wechsel der Zeiten überdauerte, erwuchs. 1839 sah Malsch sich in den Stand gesetzt, mit dem Buchdrucker Joh. Georg Vogel unter der Firma „Malsch und Vogel" eine Druckerei in Karlsruhe zu gründen, die er bis zu dessen Tode 1866 mit diesem und von 1874 an mit dessen Sohne Christian Vogel betrieb. Neben seiner gedeihlichen Tätigkeit nahm Malsch, den das Vertrauen seiner Mitbürger in den Gemeinderat gewählt hatte, auch an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt lebhaften Anteil, seit dem Monat Mai 1848 als einer der drei Vertreter Karlsruhes in der Zweiten Kammer des Landtags, wozu er mit 38 von 71 Stimmen gewählt worden war. Er gehörte der Zweiten Kammer bis 1851 an. Bei den Kammerverhandlungen, bei denen es nicht an beredten Mitgliedern gebrach, trat Malsch weder als Redner, noch als Berichterstatter in den Vordergrund, wohl aber traf er bei den Abstimmungen, geleitet von einem nie versagenden, ruhig erwägenden Urteil, stets das Richtige im Interesse des Landes und seiner Vaterstadt. Nur zwei Monate nach seiner Wahl zum Abgeordneten wurde Malsch mit 97 von 131 Stimmen zum Oberbürgermeister von Karlsruhe erwählt. Seine Wahl bedeutete einen Sieg des gemäßigten Liberalismus

über die auch in den Gemeindebehörden vertretene radikale Partei und war von großer Wichtigkeit für die Gestaltung der Verhältnisse, als im Jahre 1849 die Revolution ausbrach und durch die in Karlsruhe siegreiche Militärmeuterei auch die Bürger und Einwohner der Hauptstadt in Mitleidenschaft zog. In der sehr schwierigen Lage, in welche dabei die Gemeindebehörde sich versetzt sah, verstand es Malsch meisterhaft, ohne die Treue gegen den Großherzog auch nur einen Augenblick zu verletzen, sich mit den revolutionären Machthabern so zu stellen, wie es die Interessen der Stadt und ihrer Bewohner verlangten. Der aus der Bürgerschaft hervorgegangenen Bürgerwehr gehörte er nicht nur als Mitglied an, sondern er trat auch in dem Kampfe, den sie in der Nacht vom 13./14. Mai bei der Verteidigung des Zeughauses zu bestehen hatte, ebenso wie später in ihren verschiedenen Konflikten mit der provisorischen Regierung mit der größten Entschiedenheit auf, um ihr die Erfüllung ihrer Verpflichtungen möglich zu machen und sie in der Geltendmachung der ihr durch ein Gesetz von 1848 eingeräumten Rechte zu schützen. Nach Niederwerfung des Aufstandes war Malsch der erste, der — nicht ohne Gefahr für Freiheit und Leben — dem Prinzen von Preußen entgegeneilte, um dessen von der Karlsruher Bürgerschaft wohl verdiente Berücksichtigung ihrer eigenartigen Lage zu erwirken. Sein Schritt war von Erfolg begleitet, der Prinz bewies ihm und der Stadt alsbald die wohlwollendste Gesinnung, die auch der Großherzog Leopold nach seiner Rückkehr an den Tag legte. Wie er den Radikalen mit ruhiger Entschiedenheit entgegengetreten war, so machte Malsch nunmehr auch der mit großer Schärfe auftretenden Reaktion gegenüber seinen Einfluß geltend und vermittelte mit gutem Ergebnis zwischen Behörden und Bürgern im wohlverstandenen Interesse der Gesamtheit. Nach jedem Ablauf seiner Wahlperiode von neuem zum Oberbürgermeister gewählt, hatte er dieses Amt bis zum Jahre 1870 inne, in welchem er freiwillig zurücktrat. Das hohe Vertrauen, welches ihm Großherzog Friedrich und dessen Regierung entgegenbrachte, fand seinen Ausdruck u. a. in seiner Ernennung zum Mitglied der Ersten Kammer des Landtags, welcher er von 1869 bis 1878 angehörte. Niemand hätte dem hochgewachsenen, stattlichen Manne mit den klugen und ernsten Gesichtszügen, der sich in dem vornehmen und gelehrten Kreise seiner neuen Kollegen mit größter Sicherheit bewegte, angesehen, aus welch bescheidenen Anfängen er sich zu Ansehen und Wohlstand emporgearbeitet hatte. Seine Leitung der städtischen Verwaltung zeichnete sich durch eine in den wirtschaftlichen

Verhältnissen jener Zeit sehr wohl begründete Sparsamkeit aus. Daß sie nicht aus Mangel an Um- und Voraussicht, noch aus Engherzigkeit entsprang, beweist der Umstand, daß aus der Zeit seiner Verwaltung drei sehr wohl rentierende und für die Stadt bedeutsame Unternehmungen herrühren, die Erbauung einer Eisenbahn an den Rhein nach Maxau, die Herstellung des Wasserwerkes und die Übernahme des Gaswerkes durch die Stadt. Nach seinem Rücktritt von der Stelle des Oberbürgermeisters gehörte Malsch noch einige Zeit dem Bürgerausschusse an, aber bald zog er sich völlig in das Privatleben zurück. An den Geschäften der Druckerei nahm er bis in seine letzten Lebensjahre noch eifrigen und sachkundigen Anteil. Er starb im 88. Lebensjahre am 12. Dezember 1896. Durch seine selbstlose und erfolgreiche Tätigkeit hat er dafür gesorgt, daß, wie er die Verehrung seiner Mitbürger genoß, sein Andenken in Segen fortleben wird auch bei den kommenden Geschlechtern seiner Vaterstadt. (Biographisches Jahrbuch I, 1897, S. 396.) v. Weech.

Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein

war am 10. März 1806 zu Karlsruhe geboren als Sohn des damaligen Präsidenten des markgräflichen Hofratskollegiums und späteren großherzoglichen Staatsministers Freiherrn Karl von Marschall (vgl. Badische Biographien II, 39—42) und seiner Gemahlin Wilhelmine, geb. von Reck. Den Knaben traf das Unglück, seinen Vater sehr früh, schon im Jahre 1817, durch den Tod zu verlieren. Die in recht schwierigen Verhältnissen zurückgebliebene Mutter, eine durch Geist und Charakter hervorragende Frau, hat sodann ganz der Erziehung ihrer Kinder, dreier Söhne und einer Tochter, gelebt, an denen es sich bewährte, daß eine in glücklichem Familienleben, aber bescheidenen äußeren Verhältnissen verlebte Jugend die beste Vorschule für den Ernst des Lebens bildet. Besonders nahe stand Adolf von Marschall schon als Knabe, wie auch das ganze Leben hindurch, seinem ältesten Bruder August, demselben, der später als langjähriger großherzoglicher Gesandter am Bundestag und als Präsident des Oberhofgerichts bekannt geworden ist und drei Jahre vor dem jüngeren Bruder aus dem Leben abberufen wurde (s. Bad. Biogr. IV, 265 ff.), nachdem den vorher meist getrennt gewesenen Brüdern noch im Alter das Glück vergönnt gewesen war, in Freiburg, wohin beide sich zurückgezogen hatten, die lange entbehrte nähere brüderliche Gemeinschaft zu genießen. Während der Jahre

1813—1817 hat Adolf von Marschall das Lyceum in Stuttgart, wo der Vater damals badischer Gesandter war, von 1817—1824 dasjenige in Karlsruhe besucht, hernach in Gemeinschaft mit seinem schon genannten Bruder die Universitäten in Heidelberg und Göttingen bezogen, um Staats- und Finanzwissenschaft zu studieren. In Heidelberg hörte er insbesondere die Vorlesungen des berühmten Pandektisten Thibaut und des Nationalökonomen Rau; die angenehmsten dem Studium gewidmeten Stunden verdankte er nach seiner eigenen Aussage den Vorträgen des Historikers Schlosser, dessen er auch im späten Alter noch gern gedachte. Im Jahre 1828 wurde er nach mit dem Prädikat „vorzüglich befähigt" bestandener Prüfung in den großherzoglichen Staatsdienst als Kameralpraktikant aufgenommen. Nachdem er die ersten Monate seiner Dienstzeit bei der Domänenverwaltung in Freiburg gearbeitet, hat er dann — mit der kurzen Unterbrechung der Revolutionszeit — 25 Jahre in verschiedenen, allmählich aufsteigenden Stellungen des Staatsdienstes in Karlsruhe zugebracht. Während der ersten Jahre im Finanzministerium verwendet, wurde Marschall 1833 als Assessor in das Ministerium des Innern berufen, in welchem er 1837 zum Ministerialrat aufstieg und bis zum Jahre 1844 verblieb. Der lange Zeit an der Spitze dieses Ministeriums stehende Staatsminister Winter (s. Bad. Biogr. II, 493 bis 510) gewährte Marschall, der längere Zeit sein Sekretär war, und dessen ungewöhnliche Fähigkeiten er erkannte, sein besonderes Wohlwollen; es darf angenommen werden, daß auch durch ihn die Aufmerksamkeit des Großherzogs Leopold auf den tüchtigen jungen Beamten gelenkt wurde. Zuerst zeigte sich die gute Stellung, die Marschall sich schon früh erworben hatte, in der Tatsache, daß er im Jahre 1837 mit den Vorarbeiten eines Gesetzentwurfs zur Anlegung einer Eisenbahn von Mannheim nach Basel betraut und im Februar 1838 zum Regierungskommissär bei der in dieser Angelegenheit berufenen außerordentlichen Ständeversammlung ernannt wurde. Der Bau und die Ausstattung der neuen Linie, der damals längsten in Deutschland, gelangen sehr gut. Unzweifelhaft mit Rücksicht auf seine in der Eisenbahnangelegenheit bewährte technische Befähigung wurde Marschall im Jahre 1844 zum Direktor der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues ernannt. Er hat bis zum Ausbruch der Revolution von 1849 diesem wichtigen Verwaltungszweig, dessen hohe Leistungen von jeher einen besonderen Ruhmestitel des badischen Staates bildeten, vorgestanden. Daß er der Stellung völlig gewachsen war und daß unter seiner Leitung beachtenswerte Fortschritte

im badischen Wasser- und Straßenbau gemacht wurden, ist allgemein, namentlich auch von den ihm unterstellten technischen Beamten anerkannt worden. Insbesondere sind der Schutz der Rheinufer und die musterhafte Regulierung der Schwarzwaldwässer in der Rheinebene wesentlich durch ihn gefördert worden. Während der Landtagsperiode 1847—49 vertrat er auch die Universität Freiburg in der Ersten Kammer. In die Zeit dieses wichtigen und fröhlichen Schaffens an Werken der öffentlichen Wohlfahrt, in welchem Marschall sich besonders wohl fühlte und an das er bis an sein Lebensende gerne zurückdachte, fällt seine im Jahre 1846 erfolgte Vermählung mit seiner Cousine Marie von Marschall, Tochter des schon 1834 verstorbenen herzoglich nassauischen Staatsministers Freiherrn Ernst von Marschall, die in 45jähriger glücklicher Ehe ihm zwei Söhne und eine Tochter geschenkt und ihn überlebt hat. Das Glück des jungen Hausstandes und der friedlichen Arbeit wurde bald jäh gestört durch den Ausbruch der Revolution von 1849. Marschall gehörte zu den zahlreichen Beamten, die, sobald die Empörer sich der Landeshauptstadt bemächtigt hatten, in das Ausland gingen, um nicht gezwungen zu werden, den revolutionären Gewalten Dienste zu leisten. Er brachte mit seiner Familie die Monate April bis Anfang Juni in dem elsässischen Städtchen Lauterburg zu, wohin eine ganze Anzahl badischer Beamter und Offiziere geflüchtet war. Hier erreichte ihn in den ersten Tagen des Juni ein aus Ehrenbreitstein vom 31. Mai datiertes Handschreiben des Großherzogs Leopold, das ihn aufforderte, sich unverzüglich auf geeignetem Wege zu seinem Landesherrn zu begeben, da derselbe „seine Dienste in Anspruch zu nehmen im Fall sei". Durch die weiten Umwege in noch eisenbahnlosen Gegenden aufgehalten, langte Marschall erst Mitte des Monats Juni in Mainz an, wohin der Großherzog sich inzwischen begeben hatte. Der Dienst, welchen sein Landesherr von ihm beanspruchte, war die Übernahme des Ministeriums des Innern, gewiß in jenem Augenblick die denkbar schwierigste Stellung. War es doch vorzugsweise die Aufgabe des Ministers des Innern, in dem soeben erst mit Waffengewalt von den Freischärlern gesäuberten Lande die großherzoglichen Behörden wiederherzustellen und durch ein zugleich festes und vorsichtiges Verfahren die Autorität der rechtmäßigen Gewalt neu zu begründen, bei scharfem Vorgehen gegen die Verführer die verführten Massen in milder Weise wieder auf den rechten Weg zu bringen. Es darf gesagt werden, daß diese Aufgabe durch Marschall tatsächlich gelöst worden ist, nachdem er am 20. Juni in Mainz zum

Präsidenten des Ministeriums des Innern und zum Staatsrat ernannt worden war und bald darauf, mit dem Großherzog nach Karlsruhe zurückgekehrt, die Geschäfte übernommen hatte. Wohl waren manche strenge Maßregeln unvermeidlich; wenn aber Baden in dem Zeitraum nach der Revolution von einem schroffen und einseitigen Reaktionsregiment, wie es damals in so vielen deutschen Staaten herrschte, bewahrt geblieben ist, so verdankt es das unzweifelhaft in erster Linie der milden und großmütigen Denkweise seiner Großherzoge Leopold und Friedrich, daneben aber auch dem in versöhnlicher Gesinnung mit ihnen harmonierenden Vorstand des Ministeriums des Innern. Großen Wert legte der letztere noch in späteren Jahren auf den Umstand, daß auf seinen Rat die Auflösung der Kammer vermieden und nur für einzelne durch ihre Beteiligung an der Revolution unmöglich gewordene Mitglieder Neuwahlen anberaumt wurden; es wurde hierdurch einerseits dem ruhebedürftigen Lande die in jenem Moment gefährliche Aufregung allgemeiner Wahlen erspart, andererseits manchen durch die Schrecken des Aufstandes belehrten Kammermitgliedern die Möglichkeit geboten, ihre früheren kompromittierenden Handlungen durch ein verständiges Verhalten wieder gut zu machen. Marschall verblieb in seiner schwierigen Stellung bis zum Juni 1853, in welchem er derselben enthoben wurde und in den zeitweiligen Ruhestand trat. Anlaß seines Ausscheidens waren Meinungsverschiedenheiten, die bezüglich des Konfliktes der Regierung mit der Freiburger Kurie innerhalb des Ministeriums entstanden waren. Jedoch verblieb er nicht lange im Ruhestand, da Großherzog Friedrich, der die ungewöhnlichen Fähigkeiten Marschalls während dessen Geschäftsführung im Ministerium des Innern kennen und schätzen gelernt hatte, denselben im Mai 1856 zum Gesandten am Berliner Hof ernannte. Sein erstes Geschäft in dem neuen Amt bestand in der Führung der die Vermählung des Großherzogs mit der Prinzessin Luise von Preußen vorbereitenden Verhandlungen. Dieselben brachten ihn in neue Berührung mit dem als Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee im Jahre 1849 ihm bereits näher getretenen Prinzen von Preußen, späteren Kaiser Wilhelm I., und seiner hohen Gemahlin, sowie mit der Prinzessin-Braut. Das Vertrauen und die Huld dieser erlauchten Persönlichkeiten ist ihm von jener Zeit an stets ungetrübt erhalten geblieben. Große und für die Zukunft Deutschlands hochbedeutsame Ereignisse hat Marschall in Berlin, in einer für genaue Beobachtung bevorzugten Stellung, miterlebt, die Krankheit und den Tod König Friedrich Wilhelms IV., die Regentschaft des Prinzen

von Preußen mit der sogenannten neuen Ära, die Anfänge des Ministeriums Bismarck und des Verfassungskonfliktes, zuletzt noch den dänischen Krieg von 1864. Es ist selbstverständlich, daß ein Mann von seiner geistigen Regsamkeit von dem Leben in einem großen politischen Mittelpunkt, inmitten weltbewegender Ereignisse reiche geistige Förderung erfuhr, trotzdem er als Süddeutscher in dem Berlin jener Tage sich niemals ganz wohl gefühlt hat. Das reiche wissenschaftliche Leben Berlins bot dem bis in sein Alter lernbegierigen Mann mancherlei Anregung und Anknüpfung; so verkehrte er vielfach mit Alexander von Humboldt, dem Philologen Böckh, dem Botaniker Braun und anderen bedeutenden Gelehrten. Von Interesse waren ihm auch die wiederholten Aufenthalte in Dresden und Hannover, an welchen Höfen er gleichzeitig akkreditiert war; namentlich hat er lebenslänglich die gewonnenen persönlichen Beziehungen zum König Johann von Sachsen mit dankbarer Pietät hochgehalten. Eine Anfang 1863 im Auftrage seines Landesherrn anläßlich der Vermählung des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm von Baden nach Petersburg unternommene Reise gewährte ihm gleichfalls hohes Interesse. Im Mai 1864 erbat Marschall seinen Abschied aus dem Staatsdienst, den er in ehrenvollster Weise unter Verleihung der Würde als Wirklicher Geheimer Rat erhielt. Mangel an Übereinstimmung in wichtigen politischen Fragen mit dem damaligen Präsidenten des Ministeriums des Auswärtigen, Freiherrn von Roggenbach, darf als der Beweggrund für diesen Schritt bezeichnet werden. Er zog mit seiner Familie nach Freiburg im Breisgau, wo er nunmehr dauernd seinen Wohnsitz behielt. Die großen politischen Umwälzungen, welche bald nach seinem Rücktritt vom öffentlichen Leben eintraten, haben auch ihn, der so viele der im Vordergrund der Ereignisse stehenden Persönlichkeiten genau kannte, lebhaft beschäftigt. Er gehörte zu denjenigen, welche mit der Politik, die Deutschlands Einigung herbeigeführt hat, aus Gewissensbedenken nicht einverstanden waren, deren Ergebnis aber, die endlich erfolgte Einigung des Gesamtvaterlandes, dankbar hinnahmen. Erleichtert wurde ihm dies durch seine hohe Verehrung für das erste Oberhaupt des neuen Reiches, den großen Kaiser Wilhelm I., der seinerseits mit der ihn auszeichnenden Treue gegen alle Menschen, die ihm einmal nähergetreten waren, Marschall stets seine gütige Gesinnung bewahrte. Letzterem war in seinem hohen Alter noch eine ihn beglückende persönliche Begegnung mit dem verehrten Monarchen vorbehalten, da ihm im Jahre 1881 bei der Feier des silbernen Hochzeitsfestes seines Landesherrn der Ehrendienst bei dem

Kaiser übertragen wurde. Auch der Großherzog und die Großherzogin haben Marschall bis zu seinem Lebensende ihre gnädige Gesinnung bewahrt und vielfach zu erkennen gegeben, nicht nur durch öffentliche Auszeichnungen, sondern auch durch häufige Gnadenerweisungen ganz persönlicher Natur, die zur Verschönerung seines Lebensabends wesentlich beigetragen haben. Seine andauernde Teilnahme am öffentlichen Leben hat Marschall durch Publikation mehrerer kleiner Schriften erwiesen. Seiner Überzeugung gemäß, daß die Familie und nächst derselben die Gemeinde die Grundpfeiler aller sozialen und politischen Gemeinschaft seien, hatte er ernsthafte Bedenken gegen die Reichsgesetze über die Aufhebung aller Beschränkungen der Eheschließung und über den Unterstützungswohnsitz, welche nach seiner Auffassung diese Grundlagen gefährdeten; er hat diesen Bedenken Ausdruck verliehen in den bei Herder in Freiburg erschienenen Flugschriften über „Eheschließung und Unterstützungswohnsitz“ und über „Wohltätigkeit und Armengesetzgebung“. Mit zunehmendem Alter trat das Interesse an religiösen und philosophischen Fragen, die ihn stets lebhaft beschäftigt hatten, mehr und mehr in den Vordergrund. Seine Anschauungen auf diesen Gebieten, die auf einer warmen christlichen Herzensfrömmigkeit und auf dem besonnenen und gereiften Denken eines langen Lebens beruhten, hat er niedergelegt in einer zuerst im Jahre 1883 bei H. Reuther in Berlin anonym erschienenen Schrift „Religiöse Weltanschauung eines hochbetagten Laien“. Die dritte 1891 erschienene vermehrte Auflage trägt den Namen des Verfassers. Wenn so der hochbetagte Mann, dem volle Klarheit des Geistes erhalten blieb, bis in sein höchstes Alter hinein unermüdlich geistig tätig war, so ist es ihm anderseits auch vergönnt gewesen, die Ruhe und die Mußestunden des Alters ungetrübt zu genießen in einem beglückenden Familienleben und inmitten eines wertvollen Freundeskreises, den das gereifte Urteil, das warme Herz und die selbstlose Bescheidenheit des ehrwürdigen Greises anzog und fesselte. Seit längeren Jahren pflegte er die Sommermonate auf einem von ihm erworbenen Gut in Unteribental im Schwarzwald zu verbringen. Hier ist er — nachdem erst während der letzten Monate seines Lebens die Beschwerden des hohen Alters sich in erheblichem Maß geltend gemacht hatten —, am 11. September 1891 an den Folgen einer Lungenentzündung entschlafen. Das badische Land verlor in ihm einen seiner besten Männer, dessen Andenken ein gesegnetes bleiben wird. (Beilage zur Karlsruher Zeitung vom 17. Oktober 1891.)

Felix Maurer

war am 28. Januar 1825 in Karlsruhe geboren, wurde 1846 Kameralpraktikant, 1853 Sekretär bei der damaligen Regierung des Mittelrheinkreises, 1854 beim Evangelischen Oberkirchenrat, 1858 Hauptamtkontrolleur in Mannheim, 1859 Hauptamtsverwalter daselbst, 1860 Finanzrat bei der Zolldirektion und 1870 Ministerialrat im Finanzministerium. 1874 trat er aus dem Staatsdienst aus, um die Leitung der Salzwerke in Wyhlen zu übernehmen, wurde indes schon 1876 wieder in den Staatsdienst aufgenommen und zum Geh. Finanzrat und Kollegialmitglied der Oberrechnungskammer, 1887 zum Geh. Referendär und 1893 zum Geh. Oberfinanzrat ernannt. Während des deutsch-französischen Krieges war Maurer in hervorragender Weise bei der Leitung der freiwilligen Krankenpflege tätig. Ein überaus pflichttreuer und im Dienste unermüdlich tätiger Beamter, genoß Maurer die Hochachtung aller Kreise, mit denen er im Verkehr stand, und die aufrichtige Verehrung und Liebe jener, die dem anspruchlosen und wohlwollenden Manne nähertreten durften. Er starb am 27. Juli 1893. (Karlsruher Zeitung, 1893, Nr. 207.)

Karl August Mayer

wurde am 8. Juli 1808 zu Eisenberg in der Rheinpfalz, wo sein Vater die Gienanthsche Eisenhütte leitete, geboren. Beide Eltern waren Pfälzer, und das bewegliche Element und die Frohnatur wurde Mayer als Erbe, besonders der Mutter, in die Wiege gelegt. Seine Knabenjahre brachte er auf dem Hundsrück mitten im Waldrevier zu; denn sein Vater übernahm 1810 die Leitung der Asbacher Hütte im Regierungsbezirk Trier (damals Département de la Sarre), die den Gebrüdern Stumm gehörte. Hier faßte in seiner Seele die Liebe zur Natur und zum Wandern festen Boden. So empfand er den Übertritt ins Gymnasium zu Kreuznach in seinem elften Lebensjahre, nachdem er bis dahin von Hauslehrern unterrichtet worden war, fast als eine Beraubung der Freiheit und gewöhnte sich nur langsam an das Schulleben. Das Gymnasium zu Kreuznach stand damals unter der Leitung des als Schulmann und Patriot hervorragenden Direktors Eilers, neben dem Abraham Voß, Sohn von Joh. Heinrich Voß, auf den Knaben Einfluß gewann. Schon frühzeitig entwickelte sich seine Meisterschaft im deutschen Stil, aber auch seine Abneigung gegen die damals alles überwuchernde

grammatische Behandlungsweise der klassischen Sprachen und Autoren. Auf Ostern 1827 erhielt Mayer das Reifezeugnis und begann in Heidelberg mit großem Eifer philologische, literarhistorische und historische Studien. Creuzer, K. Fr. Hermann und vor allem Schlosser zogen ihn hier in ihren Bann. Seiner deutschpatriotischen Richtung entsprechend, schloß er sich der Burschenschaft an. Im Frühjahr 1830 bezog er dann für ein Semester die Universität Bonn, wo er Welcker, Löbell, Diez, Niebuhr hörte, und vom Herbst 1830 an hörte er in Berlin die Vorlesungen Böckhs, Hegels, Raumers, Im. Bekkers und Ritters. Der Ausbruch der Cholera im Sommer 1831 beschleunigte seine Abreise von Berlin nach Ablauf seiner Studienzeit. — Da er sich dem Lehrfach widmen wollte und schon damals die Bedeutung der Realschulen für das moderne Leben ahnte, beschloß er, sich für die modernen Sprachen auszubilden und begab sich auf ein Jahr nach Lausanne zum Studium der französischen Sprache. Im Begriff von da wieder nach Hause zu reisen, eröffnete sich ihm die Aussicht, durch Übernahme einer Hauslehrerstelle in Neapel Italien zu sehen, und rasch entschlossen ergriff er die Gelegenheit und verweilte zwei Jahre in der angenehmsten Tätigkeit in einer deutschen Familie in Neapel. Die literarische Frucht dieses Aufenthaltes ist das zweibändige Werk „Neapel und die Neapolitaner", das noch jetzt von hervorragender Bedeutung für die Kenntnis des neapolitanischen Volkscharakters ist. Auf dem Heimweg nach Deutschland besuchte Mayer Rom, Florenz und Venedig. Im Juli 1835 bestand er in Bonn sein Staatsexamen und trat im Frühjahr 1836 als Probekandidat in das Lehrerkollegium der damals blühenden Realschule zu Elberfeld, an der er schon im Herbst seine erste Anstellung erhielt. Hier erwarb er sich den philosophischen Doktorgrad auf Grund einer Abhandlung über den Einfluß Goethes auf die deutsche Literatur. Im Frühjahr 1838 siedelte er an die Realschule zu Aachen über, und 1839 folgte er einem Rufe an das Gymnasium und die Militärschule in Oldenburg. Hier trat er in einen lebhaft bewegten literarischen Kreis, in dem Adolf Stahr und Julius von Mosen hervorragten, und auch Mayer begann hier fleißig die Feder zu rühren. Neben der Abfassung seines Werkes über Neapel, das 1840 und 1842 erschien, bearbeitete er eine lange Reihe historisch-literarischer Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften Aufnahme fanden. Schwabs und Chamissos Musenalmanach brachten seine lyrischen Gedichte und novellistische Beiträge. In dem Jahre 1853 trat Mayer eine durch Tausch mit dem auch als Schriftsteller bekannten

Professor A. Laun erlangte Lehrstelle an der Höheren Bürgerschule in Mannheim an. So sehr er sich in der nordischen Heimat eingewöhnt hatte, trieb ihn doch sein Herz nach Süden, seit sein Vater Heidelberg zum Ruhesitz gewählt hatte. Dahin zogen ihn auch die Beziehungen seiner Frau; denn er hatte sich im Jahre 1841 mit der Tochter des berühmten Professors der Chemie Leopold Gmelin verheiratet, die ihm die glücklichste Häuslichkeit bereitete und ihn mit einem Sohn und einer Tochter beschenkte. An der Höheren Bürgerschule zu Mannheim, der er bald als ältester Professor angehörte, unterrichtete er im Deutschen und Französischen und bald darauf auch in Geschichte in den oberen Klassen mit großem Erfolge. Seine besondere Befähigung für den Geschichtsunterricht bezeugte auch seine zweibändige „Deutsche Geschichte für das deutsche Volk“ (1857 und 1858), die durch die Wärme der Darstellung und den Nachdruck, der auf der Zeit der Befreiungskriege ruht, unter den populären Darstellungen der deutschen Geschichte noch immer eine hervorragende Stelle einnimmt. Als im Beginn der 1860er Jahre die Stadt Karlsruhe eine lang verzögerte Aufgabe, die Errichtung einer Höheren Bügerschule, in Angriff nahm, erhielt Professor K. A. Mayer den Auftrag, als Vorstand diese Anstalt zu begründen. Sie trat im Herbst 1863 als siebenklassige Höhere Bürgerschule mit Lateinunterricht ins Leben und füllte sich alsbald mit Schülern. Von Anfang an hatte Mayer als Ziel die Schöpfung eines Realgymnasiums ins Auge gefaßt und begann alsbald die Agitation dafür. Als die Schülerzahl überraschend schnell anwuchs, wurden schon 1864, dem Wunsche Mayers wie dem Bedürfnis entsprechend, die vier unteren Klassen in zwei Abteilungen geschieden, von denen die eine Lateinunterricht erhielt, die andere nur moderne Unterrichtsmittel benützte. Die drei oberen Klassen waren bestimmt, zum Realgymnasium ausgebaut zu werden, und schon im Herbst 1868 gelang es Mayer durch das Entgegenkommen der Stadt und der Staatsbehörde, die siebenklassige Höhere Bürgerschule zum achtklassigen Realgymnasium auszubauen, das bald die Berechtigung erhielt, zum Staatsdienst in allen technischen Fächern vorzubereiten. Sein eigentliches Endziel, ein dem humanistischen Gymnasium ebenbürtiges Realgymnasium mit neun Jahreskursen ins Leben zu rufen, erreichte Mayer nicht mehr im Schuldienste; aber er erlebte noch dessen Verwirklichung im Jahre 1878, als er bereits in den Ruhestand getreten war. Auf sein Ansuchen wurde Mayer, der im Schuldienst 65 Jahre alt geworden war, unter Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste auf Ostern 1873

in den Ruhestand versetzt. Beim Austritt aus dem Amte wurde ihm wohlverdiente Ehrung zuteil von seiten der staatlichen und städtischen Behörden, ganz besonders aber auch von seinem Lehrerkollegium und seinen Schülern, die ihm ein treues Andenken bewahren. Wenn Karl August Mayer im 65. Lebensjahre sich schulmüde fühlte, so besaß er doch noch rüstige Kraft, um sich der gewonnenen Mußezeit zu erfreuen. Es war ihm noch ein schöner Lebensabend von 21 Jahren beschieden. Er griff rührig wieder zur Feder und erfreute sich und Andere durch Vollendung von vier größeren Romanen und einigen Novellen. Alle diese Kinder seines poetischen Geistes atmen warme, vaterländische Gesinnung, zeichnen sich aus durch tüchtige Charakteristik und anmutige von Humor durchwürzte Darstellung, ein Abbild seines echt pfälzischen Naturells. Diese glücklichen Eigenschaften erwarben ihm auch viele Freunde und Bekannte und er, der auch heitere Geselligkeit liebte, war eines der rührigsten Mitglieder des „Literarischen Vereins", in dem sich, namentlich in den 1870er Jahren, die am geistigen Leben der Zeit reger teilnehmenden Elemente der Residenzstadt zusammenfanden, an dessen Stelle später, als die Interessen sich zersplitterten, eine Reihe neuer Vereinigungen trat. — Sein letztes Lebensjahrzehnt, in dem er dem Greisenalter seinen Tribut bezahlen mußte, verlebte Mayer mit seiner treuen Lebensgefährtin im Kreise seiner Enkelkinder, die seinen Lebensabend erheiterten. Er starb am 16. Oktober 1894. — Vgl. Karlsruher Zeitung 1895, Nr. 106, Beilage (daraus abgedruckt im XII. Jahrgang (1895) der Südwestdeutschen Schulblätter, S. 35 ff.) und fünfter Jahresbericht des Realgymnasiums zn Karlsruhe für 1872/1873. *

Albert Mays

wurde am 31. März 1818 in Heidelberg geboren. Er widmete sich dem Studium der Rechte und trat dann zur Advokatur über. Als gesuchter und vielbeschäftigter Anwalt war er viele Jahre in seiner Vaterstadt tätig, bis er sich im Jahre 1880 von der Ausübung seines Berufes zurückzog. Ein begeisterter Freund Heidelbergs, betätigte er einen regen Sinn für die Erforschung von dessen Geschichte und trug redlich das Seinige dazu bei, das Lob dieser Stadt und ihrer herrlichen Umgebung weit in die Lande hinaus zu verbreiten. Schon frühe erkannte die Bürgerschaft seiner Vaterstadt dies Bestreben an, indem sie ihm eine Reihe von Ehrenstellen übertrug. Viele Jahre gehörte er der

Gemeindevertretung, zuerst als Mitglied des engeren Ausschusses, dann des Gemeinderats und nach Einführung der Städteordnung des Stadtrats an. Seine Stelle als Stadtrat legte er im Jahre 1881 nieder, worauf er zum Stadtverordneten gewählt wurde und bis zu seinem Tode dem Bürgerausschusse als ein eifriges und pflichttreues Mitglied angehörte. Als die Kreisverfassung im Jahre 1865 ins Leben trat, ward er gewählter Vertreter der Stadt Heidelberg und Mitglied des Kreisausschusses während einiger Jahre. Lange Zeit, von 1871 bis 1889, war er einer der beiden Landtagsabgeordneten Heidelbergs; bei den Wahlen im letztgenannten Jahre lehnte er eine Wiederwahl ab. Mit ganz besonderer Lust und Liebe betrieb Mays pfälzische Altertumskunde. Seiner Anregung hauptsächlich war die Erwerbung der ehemals gräflich Graimbergschen Sammlung durch die Stadt zu verdanken und ihre Umwandlung in die städtische Kunst- und Altertümersammlung auf dem Schlosse, die zu erweitern und zu vervollständigen er unablässig bemüht war. Er selbst stiftete hierzu eine große Zahl wertvoller Beiträge aus seiner eigenen umfangreichen Sammlung, die nach seinem Tode vollständig in den Besitz der Stadt überging. Im Katalog der städtischen Sammlung hat er eine allenthalben rühmlich anerkannte Musterarbeit geliefert (Erklärendes Verzeichnis der vormals Gräflich von Graimbergschen, jetzt städtischen Kunst- und Altertümersammlung zur Geschichte Heidelbergs und der Pfalz im Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses. Zweite vermehrte Auflage. Festgabe zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg 1886. Heidelberg). Auch anderweitig war er im Interesse Heidelbergs und seiner Geschichte literarisch tätig. So veröffentlichte er u. a. im Jahre 1877 als Festschrift zur feierlichen Einweihung der neuen Brücke zwischen Heidelberg und Neuenheim am 7. Oktober des genannten Jahres eine Arbeit über „Die Brücken und Fähren über den Neckar bei Heidelberg von der ältesten bis auf die neueste Zeit", im Jubiläumsjahre der Universität Heidelberg (1886) als weitere Festgabe die Schrift „Heidelberg, gefeiert von Dichtern und Denkern seit fünf Jahrhunderten" und im Jahre 1887 endlich eine Abhandlung über „Das Grabmal des deutschen Königs (römischen Kaisers) Ruprecht von der Pfalz und seiner Gemahlin Elisabeth von Hohenzollern in der Heiliggeistkirche in Heidelberg". In den Jahren 1890—1893 hat er außerdem gemeinsam mit Karl Christ im Auftrag des Stadtrats und der Kommission für die Geschichte der Stadt Heidelberg die beiden ersten Bände des „Neuen Archivs für die Geschichte der Stadt Heidelberg

und der rheinischen Pfalz" herausgegeben. Mit Joseph Victor Scheffel, welcher wie Mays in den fünfziger und sechziger Jahren der Gesellschaft des sogenannten „Engeren" in Heidelberg angehört hatte, eng befreundet, ruhte und rastete Mays nicht, bis dem dahingeschiedenen Dichter in der Stadt, die er so warm und begeistert besungen hatte, ein Denkmal errichtet wurde. Bei der Feier der Denkmalsenthüllung wurde Mays zum Ehrenbürger der Stadt Heidelberg ernannt. Mays starb am 7. Juli 1893. Die Beerdigung fand unter zahlreicher Beteiligung aus allen Kreisen der Bevölkerung, der Behörden und der Universität am 9. Juli statt. (Chronik der Stadt Heidelberg für 1893, S. 53 f.)

Eduard Meier.

Am 30. August 1893 starb in Karlsruhe der Geheime Hofrat Dr. Eduard Meier, in nahezu vollendetem 79. Lebensjahre, nachdem er noch wenige Tage vorher, trotz schwerer körperlicher Leiden, mit gewohnter selbstverleugnender Gewissenhaftigkeit seinem ärztlichen Berufe nachgekommen war. Geboren am 22. September 1814 in Karlsruhe als Sohn des Generalstabsarztes Wilhelm Meier (s. Bad. Biogr. II, 71 ff.), bezog Meier nach Absolvierung des Lyceums daselbst die Universität Heidelberg und widmete sich dem Studium der Medizin, welche Wissenschaft er in Theorie und Praxis bis zu seinem Ende hochhielt. Nach wohlbestandener Staatsprüfung in der gesamten Heilkunde ließ er sich 1837 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, woselbst er auch vom Jahre 1840—1848 als Militärarzt angestellt war. — Im Laufe der Zeit wurde er zum Medizinalrat (1859), später zum Geheimen Hofrat (1887) ernannt und durch Ordensverleihungen ausgezeichnet. Während eines Zeitraums von 56 Jahren entfaltete Meier in seiner Vaterstadt eine ausgedehnte segensreiche ärztliche Wirksamkeit; schon in frühen Jahren hatte er sich einer ausgebreiteten Klientel in allen Schichten der Bevölkerung zu erfreuen, bei welcher er hochgeschätzt seines Amtes als tüchtiger Hausarzt und treuer Familienberater waltete; körperliche Leiden nötigten ihn in den letzten Jahren, den Kreis seiner Klientel einzuschränken, um wenigstens den ihm seit Jahrzehnten als Berater und Helfer vertrauenden näher stehenden Familien auch ferner auf das Gewissenhafteste zur Seite stehen zu können. Der ärztliche Stand, insbesondere die Karlsruher Ärzte, verlor durch Eduard Meiers Heimgang einen wohlwollenden, liebenswürdigen älteren Kollegen, das ärztliche Vereinswesen einen

Mitbegründer und eifrigen Pfleger, was er als vieljähriger Vorsitzender des früheren Durlacher ärztlichen Vereins und nachher bei Gründung der Gesellschaft der Karlsruher Ärzte als deren erster, ebenfalls vieljähriger Vorsitzender in ersprießlicher Weise betätigte. (Badische Landeszeitung 1893, Nr. 204. Ärztliche Mitteilungen 1893, Seite 137.)

Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Wer mitten in der Vollkraft des Lebens aus erfolgreichem Wirken gerissen wird, dem sieht die Erinnerung mit besonderer Wehmut nach; noch tiefere Teilnahme muß das Los dessen wecken, dem in gleichem Alter seelisches Leiden die geistige Arbeitskraft durchschnitt, während sich das körperliche Leben noch jahrelang fortsetzte. So hat ein unerbittliches Schicksal die Tätigkeit des Historikers Karl Mendelssohn-Bartholdy, des hochbegabten ältesten Kindes von Felix Mendelssohn, gerade in dem Augenblicke gelähmt, als sie zu der größten Leistungsfähigkeit ansetzte. — Am 7. Februar 1838 in Leipzig geboren, hatte Karl Mendelssohn noch den vollen Sonnenschein des häuslichen Glückes seiner Eltern empfinden dürfen; er war ein neunjähriger Knabe, als die ganze gebildete Welt an dem frühen Grabe seines Vaters (4. November 1847) trauerte; den Verlust seiner feinfühligen Mutter, Cäcilie, geborenen Jeanrenaud, die am 25. September 1853 in Frankfurt starb, konnte der reifende Jüngling schon voll erfassen und verstehn. Die Brüder seiner Eltern und die Großmutter mütterlicherseits nahmen sich neben und nach der Mutter seiner Erziehung und Ausbildung an in der sorgfältigen und gewissenhaften Weise, wie sie in ihren Familien seit lange feste Überlieferung war; so wurde ihm, während er das französische Gymnasium in Berlin besuchte, der Sinn für alles Schöne und Große fast unbewußt geöffnet, zugleich seine musikalische Begabung und die Empfänglichkeit für alle Werke der Kunst geweckt; fast spielend wurden ihm dabei die modernen Fremdsprachen geläufig, deren Kenntnis ihm später in seinen historischen Studien so gute Dienste leisten sollte. Wohl vorbereitet durch die humanistische Schule und getragen von den großen Erinnerungen seiner Familie, die er mehr und mehr als einen Sporn zu besonderen eigenen Leistungen ansah, wurde er Ostern 1857 zu der selbständigeren Arbeit der Universität entlassen. Den Übergang in das neue Leben bildete eine mit einem Schulfreund unternommene Reise nach Italien, an die sich bei der Heimkehr die erste der großen Alpenbesteigungen

anschloß, denen er später mit zunehmender Vorliebe und wachsender Sicherheit wiederholt seine Ferien widmete. Der junge Student wandte sich nach Heidelberg, das ihm dann ein vertrauter und lieber Ort geworden ist, mit dem ihn die wichtigsten Entscheidungen seiner kommenden Jahre verbanden. Zunächst zog ihn das studentische Leben in seine frohen Kreise: er trat der Burschenschaft (Allemannia), die eben wiedererstanden war, bei und wurde ihr eifriges und getreues Mitglied, das nach einiger Zeit ihre Geschäfte mit Geschick zu leiten, ihre Interessen auch gern mit der Klinge erfolgreich zu vertreten verstand. Doch fesselte ihn das lebhafte Treiben der akademischen Jugend nicht so, daß er darüber seine Studien vergessen hätte; seine elastische Natur wußte beiden gerecht zu werden und verlor das Ziel, das sich ihm immer klarer gestaltete, nicht aus den Augen. Er hatte sich zu der juristischen Fakultät bekannt, obwohl sein Sinn schon darauf gerichtet war, das Studium der Rechte nur als einen Durchgang zum Studium der Geschichte anzusehen, das ihm Lebensaufgabe werden sollte. Er hätte auch nach seiner geistigen Natur keine bessere Vorbereitung für die Historie finden können als durch die Jurisprudenz und keinen besseren Ort den Geist des römischen Rechts schulend auf sich wirken zu lassen als Heidelberg, wo damals Vangerow auf dem Höhepunkt seines Lehrens stand. Aber bald traten neben die juristischen Vorlesungen die geschichtlichen, die er bei Ludwig Häusser hörte, in den Vordergrund seines Interesses und übten auch auf ihn die gewaltige Wirkung aus, der sich keiner entziehen konnte und mochte, der in jenen Jahren das Glück hatte, diese Schule sittlicher und vaterländischer Erziehung zu besuchen. Und gleichzeitig knüpfte sich, durch die Familie Fallenstein, die ihm von mütterlicher Seite nahe verwandt war, vermittelt, die Beziehung zu Gervinus, die seiner historischen Arbeit Stoff und Richtung geben sollte. Gervinus war damals mit der Ausarbeitung seiner großartig angelegten Geschichte des 19. Jahrhunderts beschäftigt; er liebte es, Studenten, die sich dem Studium der Geschichte zuwenden wollten, zu den Vorarbeiten zu seinem Werke heranzuziehn, indem er ihnen die Aufgabe stellte, zuverlässige Auszüge aus fremdsprachlichen Quellenschriften nach bestimmten Gesichtspunkten zu machen und sich dabei vor allem in der nicht immer leichten Kunst zu üben, das Nebensächliche vom Hauptsächlichen zu trennen oder auch den entscheidenden Gang eines Ereignisses bloßzulegen. Er bot Mendelssohn an, ihn so bei der äußerst umfangreichen und schwierigen Vorarbeit zu der Darstellung des griechischen Freitheitskampfes

und der Begründung des Königreichs Griechenland zu unterstützen. Dieser sagte mit Freuden zu: die Ehre, für den großen Historiker arbeiten zu dürfen, lockte ihn zunächst, wie ihn, der schon von der Schule her die Griechen im Herzen trug, der Stoff, den er bearbeiten sollte, anzog. Er eilte, seine juristischen Studien damit abzuschließen, daß er die Doktorwürde erwarb (Juli 1859) und gegen die Heidelberger Gewohnheit zu der mündlichen Prüfung noch eine gelehrte Abhandlung, «De monitione canonica» (Heidelberg 1860), hinzufügte. Und so sehr fesselte ihn die neue historische Aufgabe, daß er sich mit Eifer in die neugriechische Sprache hineinarbeitete und sogar, während er in Berlin 1860/1861 sein Freiwilligenjahr abdiente, neben den anstrengenden Mühen des Dienstes noch Zeit und Kraft fand, neugriechische Geschichtswerke auszuziehn und sich selbst mit schwierigen Mundarten der Neuhellenen zu befassen. Auch in Göttingen, wo er im Winter 1861/1862 an den Übungen des historischen Seminars, das Georg Waitz leitete, teilnahm, setzte er diese Studien fort und brachte sie, soweit sie ihm übertragen waren, zum Abschluß. Doch ließ ihn der Stoff, für den dann der 5. und 6. Band des Werkes von Gervinus wieder allgemeineres Interesse geweckt hatte, nicht mehr los; wie Hermann Baumgarten, durch Vorarbeiten, die er für die Geschichte der Losreißung der spanischen Kolonien in Amerika Gervinus lieferte, auf die neueste Geschichte Spaniens geführt wurde — ein Umstand, dem wir seine treffliche dreibändige Geschichte Spaniens verdanken —, so wurde Mendelssohn durch das gleiche Verhältnis für die Geschichte Griechenlands gewonnen, der er dann seine beste Lebenskraft gewidmet hat. Aus ihr wählte er zunächst den Gegenstand seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit: „Das Leben des Grafen Kapodistrias", das Gervinus nur kurz hatte behandeln können, und das eine eindringende Untersuchung wohl verlangte. Trotz der Vorstudien, die er bereits gemacht hatte, kostete es ihm noch Zeit und Mühe, den überreichen Stoff zu sammeln und sich auch ungedruckte Quellen zu eröffnen. Was er auf den Bibliotheken von London und München nicht gefunden hatte, das bot sich ihm auf wiederholten Fahrten in Korfu und Athen, wohin ihn seine erste griechische Reise gerade in dem Augenblick führte, als nach der übereilten Vertreibung König Ottos die Griechen nach einem neuen Herrscher aussahen und kurze Zeit auch Prinz Wilhelm von Baden, für den Mendelssohn Stimmung zu machen suchte, unter den Thronkandidaten genannt wurde. Das Erstlingswerk, das so in zweijähriger angestrengter Arbeit

entstand, fand günstige Aufnahme: Gervinus, dem er es in dankbarer Verehrung widmete, war überrascht über die Reife der Leistung; die Kritik rühmte in gleichem Maße Methode und Sprache; die philosophische Fakultät der Heidelberger Universität verlieh ihm (Sommer 1864) auf Grund dieser Arbeit („Graf Johann Kapodistrias", Berlin, Mittler, 1864) die venia legendi, nachdem er vorher noch die Würde eines Doktors der Philosophie erworben hatte; Buchhändler Hirzel aber bot ihm nicht lange nachher an, für sein großes Sammelwerk „Staatengeschichte der neuesten Zeit" die Darstellung der Geschichte Griechenlands zu übernehmen. — Damit trat Mendelssohn in einen neuen Abschnitt seines Lebens: er stand am Anfang der Laufbahn, die er sich gewünscht hatte, und durfte sich schon von dem Gefühl heben lassen, daß er sich in vielversprechender Weise in den neuen Kreis eingeführt habe. Er ist auffallend rasch in seiner Stellung vorwärtsgekommen: 1864 hatte er sich habilitiert, 1867 wurde ihm der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen, 1868 berief ihn das badische Ministerium als ordentlichen Professor der neueren Geschichte nach Freiburg i. B. Gerade, als er sich anschickte Heidelberg zu verlassen, hatte sein Leben auch nach einer anderen Seite hin eine entscheidende Wendung erfahren. Er gewann die Liebe einer jungen Mannheimerin, Bertha Eißenhardt, die er am 6. März 1869 heimführte, und damit schienen ihm alle Wünsche, die er für sich hegte, erfüllt. Nun erst meinte er die Kraft zur Lösung der höchsten Aufgaben in sich zu tragen. Da traf ihn (am 30. März 1870) ein Schicksalsschlag, der ihn um das Gleichgewicht seines Lebens zu bringen drohte. Er verlor die geliebte Frau, nachdem sie ihm eine Tochter geschenkt hatte. Licht und Freudigkeit schienen ihm mit ihr aus seinem Leben genommen; nur die warme Fürsorge seiner Schwiegermutter, die Liebe zu seinem Kinde und die angestrengteste wissenschaftliche Arbeit hielten ihn aufrecht. Er vollendete den ersten Band seiner griechischen Geschichte (1871) und suchte im Frühjahr 1872 auf einer vierten Reise nach Griechenland Ruhe im Gemüt, frische Anschauung von Land und Leuten und neue Aufschlüsse für die Fortführung seines Werkes zu finden. Reich an wertvollen Eindrücken und innerlich gestärkt, kehrte er in die Heimat zurück. Und als er bald darauf einen zweiten Ehebund (mit Fräulein von Merkel aus Karlsruhe) schloß, vertrauten alle, die ihm nahestanden, daß sein Leben wieder in heiterem Glücke sich ebnen werde. Da zeigten sich nervöse Erregungen, die ärztlicher Rat durch Aufgabe seiner Lehrtätigkeit zu heben hoffte. Es waren die nur zu bald

erkannten Vorboten einer schweren seelischen Erkrankung, die ihn Frühjahr 1874 zwang, die Kreise des Lebens zu verlassen. Nur wohl der, dem ähnliches Leid sich auf das Leben gelegt hat, kann den Schmerz seiner Familie verstehen, die ertragen mußte, wie er in langem Siechtum, das hie und da einmal die Hoffnung auf Besserung noch aufflackern ließ, dahinlebte, bis ihn in Brugg in der Schweiz am 23. Februar 1897 ein sanfter Tod erlöst hat; auf dem Kirchhof in Karlsruhe wurde er zur letzten Ruhe bestattet. — Karl Mendelssohn hat wenig über 12 Jahre wissenschaftlich gearbeitet und ist nicht ganz so lange als akademischer Lehrer tätig gewesen. Doch hat er sich in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit durch eine stattliche Reihe wertvoller historischer Arbeiten einen geachteten Namen in seiner Wissenschaft erworben und dadurch die wohlbegründete Erwartung noch bedeutenderer Leistungen geweckt. Die Stoffe, die der Forscher und der Lehrer wählten, waren der gleichen Zeit, dem Ausgang des 18. und dem 19. Jahrhundert, für die griechische Geschichte auch dem Altertum entnommen. Seine Vorlesungen, denen er stets ein sorgfältig ausgearbeitetes und nach dem Stand der Forschung umgestaltetes Heft zugrunde legte, und die in Heidelberg nach Häussers Tode (1867) und mehr noch in Freiburg eine zunehmende Zahl von Zuhörern anzogen, erstreckten sich in allmählich vermehrter Stundenzahl über Geschichte der französischen Revolution und des Kaiserreichs, über allgemeine, dann auch speziell deutsche und vor allem über griechische Geschichte des 19. Jahrhunderts, hie und da auch über griechische Geschichte des Altertums. In seinen Übungen, denen er besonderen Fleiß zuwandte, griff er mit Vorliebe auf altgriechische Schriftsteller zurück; er behandelte in ihnen mehrfach Thukydides, Polybius und mit Vorliebe Aristophanes, später auch Streitfragen aus der neuesten Geschichte. Eine Wirkung aber auf große Massen zu üben durch die Kraft des gesprochenen Worts oder den rhetorischen Schwung des Vortrags oder gar in packender Improvisation, die dem vollständig beherrschten und wiederholt durchdachten Stoff die zündende Form des Augenblicks zu geben versteht, die Zuhörer hinzureißen, wie er es bei seinem Lehrer Häusser bewundert hatte, war ihm von Natur nicht gegeben, so sehr er auch diesem Vorbilde nachzustreben bemüht war. Zunächst schien es doch, als ob er mehr zum Geschichtsschreiber als zum Geschichtslehrer berufen sei. Wie schon sein „Kapodistrias“ gezeigt hatte, besaß er einen ungewöhnlichen Sinn für Schönheit der sprachlichen Form; schon in diesem ersten Werk wußte er zu fesseln durch die Kunst der Darstellung, wie durch feine Charakteristik und durch die Fähigkeit, in den vielfach verschlungenen

Fäden diplomatischer Verhandlungen, die in allen Fragen der griechisch-orientalischen Politik ihr besonderes Spiel treiben, den roten Faden bloßzulegen, der den Weg der entscheidenden Entwicklung bezeichnet. Als er Dozent geworden war, liebte er es eine geraume Zeit hindurch, in den Heidelberger Jahrbüchern, die längst ihre literarische Bedeutung verloren hatten, verschiedenartige historische Werke anzuzeigen, nicht um sich in wissenschaftlichen Kreisen bemerklich zu machen, sondern mehr um sich in der Arbeit zu üben, solche Anzeigen zu kleinen, in sich abgeschlossenen Aufsätzen auszugestalten und sich so in der Kunst des Essays zu bilden. Die Arbeiten, die dann etwas später in der Sybelschen Zeitschrift, in den Preußischen Jahrbüchern, im „Neuen Deutschen Reich" und in anderen Zeitschriften erschienen sind, hatten schon selbständige Bedeutung und bezeugten den raschen Fortschritt seiner Leistungen; sie bezogen sich meistens auf schwierige Einzelfragen der neugriechischen Geschichte und gewannen dadurch noch an Bedeutung, daß sich ihm indessen auf persönliche Verwendung des Grafen Beust die Wiener Ministerialarchive geöffnet hatten, zu derselben Zeit, da endlich die Siegel von dem Werke von Prokesch-Osten über die Erhebung Griechenlands fielen und die so lang unter Verschluß gehaltene Darstellung eines bestunterrichteten Augenzeugen Gemeingut wurde. Mendelssohn benutzte aber den Zutritt zu den Archiven, um noch nach anderer Seite Aufklärung zu suchen; er forschte der Tätigkeit von Friedrich Gentz in Österreich nach und dem Verlauf des Rastatter Kongresses, vor allem der Ermordung der französischen Gesandten, die dessen blutigen Abschluß bildet. Aus der Beschäftigung mit Gentz, dessen Persönlichkeit ihn wie ein zu lösendes Problem mächtig anzog, ging seine geistvollste Arbeit hervor (Fr. Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Österreichs im 19. Jahrhundert, Leipzig, Hirzel 1867), die auch nach der grundlegenden Darstellung von Haym ihren besonderen Wert beanspruchen konnte und den überlegenen Genossen Metternichs nicht als Gegenstand moralischer Kritik, sondern psychologischer Analyse faßte. Indem er damals in Wien den Briefwechsel von Gentz mit Pilat, dem Redakteur des offiziellen „Österreichischen Beobachters", käuflich erwarb, konnte er ihn mit seinen offenherzigen Aussprachen als fortlaufenden Beleg zu der gegebenen Charakterschilderung folgen lassen. Später schlossen sich zur Erkenntnis der Reaktion in Preußen zwei andere Briefwechsel (des preußischen Staatsministers von Nagler mit einem Staatsbeamten, Leipzig 1869, und des preußischen Generals und Gesandten von Rochow, Frankfurt 1874), die er mit Kelchner herausgab, an. Die Arbeit über den Rastatter

Kongreß hielt er in seinem Pulte zurück, das sie auch später nicht verlassen hat; nur über den Gesandtenmord sprach er sich in einem glänzend geschriebenen Vortrage (gedruckt bei F. Bassermann, Heidelberg 1869) aus, in dem er die Urheber der blutigen Tat bei den Franzosen selbst finden wollte und so eine längst aufgegebene Vermutung wieder aufnahm, die er gegen einen Angriff mit fast leidenschaftlichem Eifer zu verteidigen suchte. Im übrigen galt seine Hauptarbeit der griechischen Geschichte. In unermüdlicher Ausdauer verschaffte er sich die Herrschaft, wie er sich wohl rühmen durfte, über die fast unübersehbare Literatur, die ihn zu allen Kulturvölkern Europas führte, von denen jede sich eines besonderen Anteils an den griechischen Ereignissen rühmen will. Ohne die Aufschlüsse, die ihm die Wiener und Berliner Archive brachten, wäre es ihm kaum möglich gewesen, klarer und richtiger als alle seine Vorgänger zu urteilen. Dabei ließ er sich leiten von einem maßvollen Philhellenismus, der von jeder romantischen Überschwenglichkeit und Einbildung frei war; er war überzeugt von der Naturnotwendigkeit der griechischen Erhebung und zweifelte nicht, daß sich die griechische Nation zu gedeihlichen staatlichen Verhältnissen noch durcharbeiten werde. Es gelang ihm, ihre Geschichte zu erzählen bis zum Eintritt König Ottos in die selbständige Regierung. Da zwang ihm die tückische Krankheit, die ihn vor dem Tode dem Leben entzog, die Feder aus der Hand; das groß angelegte Werk, das zu seiner Vollendung nach der ganzen Anlage noch zweier Bände bedurft hätte, sollte ein Torso bleiben. Aber dieser Torso wird unzweifelhaft für alle, die sich mit der Geschichte des Südostens Europas beschäftigen, den Namen Karl Mendelssohns lebendig erhalten. Wer aber von seinem persönlichen Wesen eine Vorstellung gewinnen will, der möge die kleine Schrift „Goethe und Felix Mendelssohn" (Leipzig 1871) zur Hand nehmen, die ihm wie ein liebliches Blümchen am Heerweg der Wissenschaft erwachsen ist. Sie verrät die gewinnende Liebenswürdigkeit und den feinen Sinn seines Wesens, die seine Freunde entzückten und für ihre wehmütige Erinnerung sein liebes Bild immer wieder mit den wärmsten Farben beleben und schmücken.

Aug. Thorbecke.

Georg Meyer.

Geboren zu Detmold am 21. Februar 1841 als einziger Sohn des dortigen Oberbürgermeisters, verlor Georg Meyer im Alter von kaum zwei Jahren die Mutter und wurde von dem besorgten Vater bis in sein

achtes Jahr wie ein schwächliches Kind gehütet. Von da angefangen, entwickelte er sich jedoch zum kräftigen Knaben, und hatte auch späterhin, bis an sein Ende, niemals über körperliche Leiden zu klagen gehabt. Schon als Schüler offenbarte er seine selbständige, unabhängige Gesinnung, indem er gegen die in den fünfziger Jahren auch das lippische Ländchen beherrschende kirchliche und politische Reaktion auftrat, und nicht geringes Aufsehen erregte er, als er, kaum zum Jüngling herangewachsen, im Verein mit gleichgesinnten Altersgenossen den Heidelberger Katechismus, der der widerstrebenden Bevölkerung aufgedrungen werden sollte, feierlich verbrannte. Nachdem er im März 1860 das Maturitätsexamen bestanden hatte, bezog er zu Ostern desselben Jahres die Universität Jena, erfüllt von nationalen und freiheitlichen Idealen, die damals das deutsche Volk im Innersten ergriffen. Daß er in jener bewegten Epoche, die um die endgültige Gestaltung der deutschen Verhältnisse rang, groß geworden war, hat später dem gereiften Manne seinen unauslöschlichen Stempel aufgeprägt. Der deutsche Gesamtstaat und der Ausbau seiner Institutionen ist politisch und wissenschaftlich die große geschichtliche Aufgabe geworden, in deren Dienst Meyer fortan die besten Kräfte seines Lebens stellte. Schon als Gymnasiast burschenschaftlichen Tendenzen huldigend, trat er in Jena den Germanen bei. In der Burschenschaft fand er zuerst Gelegenheit, seine politischen Überzeugungen energisch zu betätigen und ward seinen Kommilitonen Ansporn und Vorbild zu mannhaftem patriotischem Handeln. Dankbares und treues Erinnern haben ihm die Genossen seiner Jugendjahre bis über das Grab hinaus bewahrt. Mit großem Fleiße lag er in Jena nicht nur den juristischen Fachstudien ob, die er bei Leist, Hahn, Michelsen und Daub begann, sondern strebte auch nach umfassender geschichtlicher Bildung, zu der ihm Adolf Schmidt Wegweiser ward, und die Persönlichkeit Kuno Fischers gewährte ihm auch Anregung zu philosophischen Studien. Nach drei Semestern verließ er Jena, um zunächst ein Jahr in Heidelberg zu studieren, wo er Vangerow, Mittermaier, Renaud, Zöpfl und Goldschmidt hörte. Das Wintersemester 1862/1863 verbrachte er in Göttingen und bestand sodann am 2. März 1863 zu Heidelberg das juristische Doktorexamen summa cum laude. Nach weiteren Studien in Berlin legte er im Juni 1863 die juristische Staatsprüfung in Detmold ab und trat hierauf in die juristische Praxis seines Heimatstaates, indem er in Detmold und Schöttmar als Auditor tätig war. Nach einigen Jahren jedoch — 1866 — wurde er Hilfsarbeiter am statistischen Bureau in Jena unter Hildebrands Leitung, in welcher

Eigenschaft er einige Abhandlungen über Bevölkerungsstatistik veröffentlichte. Trotz eines energisch auf unmittelbare Wirksamkeit im praktischen Leben gerichteten Zuges seiner Natur entschloß er sich nunmehr, die akademische Laufbahn zu betreten, und habilitierte sich zu Marburg am 21. Dezember 1867 auf Grund einer Dissertation über das Expropriationsrecht im römischen Reiche, die einen Abschnitt eines größeren Werkes über das Recht der Expropriation bildet, das, kurz nachher erschienen, Meyer sofort eine sehr geachtete Stelle in der Wissenschaft verschaffte. Wenige Monate später veröffentlichte er als einer der Ersten eine der neuen Gestaltung der durch die Ereignisse des Jahres 1866 von Grund aus veränderten staatsrechtlichen Verhältnisse Deutschlands gewidmete Schrift, die „Grundzüge des norddeutschen Bundesrechtes". Um das Wesen der modernen konstitutionellen und parlamentarischen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen, unternahm er sodann 1869/1870 eine längere Studienreise nach England. Er ist denn auch einer der besten deutschen Kenner des englischen Parlamentarismus und der eigentümlichen Gestaltung der englischen Lokalverwaltung geworden. Die Entscheidungsschlachten von 1870 fanden auch ihn auf dem Kriegsschauplatze, zu seinem heißen Bedauern trotz aller darauf zielenden Anstrengungen nicht als Kombattanten, wohl aber als Überbringer von Liebesgaben, die er mehrmals unter höchster persönlicher Gefahr dem in Friedenszeiten in Marburg stationierten Jägerbataillon zuführte. Nach der Aufrichtung des Reiches wendete er sich, wiederum als einer der Ersten, der wissenschaftlichen Erforschung von dessen staatsrechtlichem Bau zu, als deren Ergebnis er 1872 „Staatsrechtliche Erörterungen über die deutsche Reichsverfassung" veröffentlichte. Hier tritt zum erstenmale, die richtige Mitte zwischen Extremen findend, die später noch von anderen hervorragenden Autoritäten des deutschen Staatsrechtes verfochtene Lehre hervor, die dem Reiche als dem deutschen Gesamtstaat ausschließlich die Souveränität, den Gliedstaaten aber den Charakter von nichtsouveränen Staaten zuspricht. In demselben Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor in Marburg ernannt, in welcher Stellung er drei Jahre wirkte. Während dieser Zeit (1873) führte er Ernestine Schotten, Tochter des Marburger Universitätssyndikus Schotten heim, mit der er in glücklichster Ehe lebte und in deren Armen er sein Leben ausgehaucht hat. Die Universität Jena berief ihn 1875 als Ordinarius, und bald erlangte er dort sowohl in der akademischen Körperschaft als im ganzen Lande hohes Ansehen. Die Universität wählte ihn zum ständigen Mitgliede der Verwaltungsdepu-

tation, wodurch er bedeutenden Einfluß auf alle akademischen Geschäfte gewann, die Stadt Weimar entsandte ihn 1878 in den Landtag des Großherzogtums. Im Sommersemester 1879 fungierte er als Prorektor und brachte in dieser Eigenschaft dem Kaiserpaare die Glückwünsche der thüringischen Hochschule zur Feier der Goldenen Hochzeit dar. Im Oktober 1881 wurde er von dem Wahlkreis Jena-Neustadt in den Reichstag entsendet, dem er bis 1890 als eines der hervorragendsten Mitglieder der nationalliberalen Partei angehörte. An vielen Gesetzen hat er in den Kommissionen mitgearbeitet, bei manchen als Berichterstatter im Plenum fungiert. So hat das Gesetz über die Schutzgebiete durch ihn im Verein mit Hänel seine endgültige Fassung erhalten. An Sachlichkeit, Unparteilichkeit, Beherrschung des Stoffes und wirksamer phrasenloser Beredsamkeit soll er nach kompetenten Zeugen kaum seinesgleichen gefunden haben. Wenn er das Wort ergriff, gelang es ihm stets, die gespannte Aufmerksamkeit des Hauses in Anspruch zu nehmen und als geschickter und schlagfertiger parlamentarischer Kämpfer hat er Achtung und Beachtung sämtlicher Parteien gefunden. Häufig wurde ihm das Amt eines Schriftführers zuteil. In dieser Eigenschaft erlebte er einmal eine weihevolle Stunde, deren er sich später mit Vorliebe zu erinnern pflegte: als Bismarck am 6. Februar 1888 jene gewaltige, in den berühmten Ausruf von deutscher Gottesfurcht ausklingende Rede hielt, da saß Meyer an erhöhter Stelle unweit des Reichskanzlers und konnte die beispiellose Wirkung der zündenden Worte, die sich auf den Gesichtern der atemlos Lauschenden ausprägte, wie der Redner selbst genießen. Trotz der großen praktischen Tätigkeit, die Meyer in Jena, Weimar und Berlin entfaltete, hatte er bei seiner erstaunlichen Arbeitskraft dennoch Muße gefunden, eine ausgedehnte literarische Wirksamkeit zu entfalten. Seine beiden Hauptwerke, das Lehrbuch des deutschen Staatsrechtes und das zweibändige Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechtes, sind (jenes 1878, dieses 1883—1885) während seiner Jenenser Zeit in erster Auflage erschienen, ebenso seine Schrift über die staatsrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete (1888), der erste und gelungenste Versuch wissenschaftlicher Darstellung des deutschen Kolonialrechtes. Außerdem legten zahlreiche Monographien, Artikel in Sammelwerken, Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften und Kritiken Zeugnis ab von seiner rastlosen Schaffenslust und Schaffenskraft. Aus ihnen seien namentlich „Der Anteil der Reichsorgane an der Reichsgesetzgebung“ aus der Jenenser Festschrift für Gneist 1889, die Darstellung des sachsen-weimarischen Staatsrechts

in Marquardsens Handbuch, die Aufsätze über Grundbegriffe, Wesen und Aufgabe der Verwaltungslehre, sowie über Behördenorganisation der Verwaltung des Innern in Schönbergs Handbuch der politischen Ökonomie und der Artikel über den Begriff des Gesetzes und die rechtliche Natur des Staatshaushaltetats in Grünhuts Zeitschrift (Band VIII) hervorgehoben. Während seiner Wirksamkeit in Jena hat Meyer Berufungen der preußischen Regierung nach Marburg und Breslau abgelehnt, auch das Anerbieten der thüringischen Regierungen, neben seiner Professur eine Oberlandesgerichtsratsstelle in Jena zu versehen, hat er nicht angenommen. Als er jedoch nach dem Tode Hermann Schulzes einen Ruf nach Heidelberg auf den Lehrstuhl des deutschen Staats- und Verwaltungsrechtes sowie der deutschen Rechtsgeschichte erhielt, da entschloß er sich, das ihm lieb gewordene Jena mit der Neckarstadt, wo sich ihm ein viel größerer akademischer Wirkungskreis eröffnete, zu vertauschen. In Heidelberg wurde ihm denn auch bald ein sehr bedeutender Lehrerfolg zuteil, der sich im Laufe der Jahre immer mehr steigerte. Nicht bloß die Fächer seines Lehrauftrages, auch Kirchenrecht, Grundzüge des deutschen Privatrechtes, Völkerrecht und Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen zog er in den Kreis seiner Vorlesungen, die alle gut, manche sogar glänzend besucht waren. Seine beruflichen Pflichten ließen ihm hinfort, zumal er nunmehr viel weiter von Berlin entfernt war als in Jena, die fernere Mitgliedschaft am Reichstage nicht mit seiner akademischen Stellung vereinbar erscheinen. Doch kam er durch das Ausscheiden aus dem Reichstag keineswegs in die Lage, einer weitgreifenden politischen Tätigkeit entsagen zu müssen. Vielmehr trat er mit an die Spitze der badischen Nationalliberalen und blieb außerdem Mitglied des Zentralausschusses der Partei. Die Universität wählte ihn bereits 1891 zu ihrem Vertreter in der badischen Ersten Kammer und diesen wichtigsten Vertrauensposten hatte er, zweimal wiedergewählt, bis zu seinem Tode inne. Er war eines der arbeitsamsten Mitglieder der Kammer und manchem Gesetze aus dieser Zeit — so dem über Ortsstraßen und Baufluchtlinien und dem Enteignungsgesetze — hat er seinen Stempel aufzudrücken gewußt. Als Vorstand des nationalliberalen Vereins in Heidelberg wirkte er im engeren Kreise, namentlich bei den Wahlen, mit großer Hingebung und entsprechendem Erfolge. Seine Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, seine Einsicht und Opferwilligkeit, seine uneigennützige Sachlichkeit, sein großes Geschick in der Leitung öffentlicher Angelegenheiten haben ihm noch eine ganze Reihe öffentlicher

Funktionen zugeführt, denen er aus reinem Pflichtgefühl in der trefflichsten Weise oblag. So ward er z. B. Mitglied des Bezirksrates, des Bürgerausschusses, des Kirchengemeinderates, sowie Vorsitzender des Beirates des Gymnasiums, der Juristischen Gesellschaft und der Museumsgesellschaft. Im Jahre 1897 wurde er vom großen Senate der Universität einstimmig zum Prorektor gewählt, welches Amt er in der sachkundigsten und gewandtesten Form verwaltete und in dem er der Universität schwerwiegende Dienste zu leisten in der Lage war. Sein öffentliches Wirken wurde auch von der Regierung gebührend gewürdigt, und mehrmals ist er, zuletzt durch Ernennung zum Geheimen Rate, ausgezeichnet worden. Auch in Heidelberg erlitt die wissenschaftliche Tätigkeit Meyers trotz der gesteigerten Arbeitslast keine Unterbrechung. Sein beliebtes Lehrbuch des Staatsrechts wurde, die Fortschritte der Gesetzgebung und Wissenschaft eingehend berücksichtigend, zuletzt (1899) zum fünftenmale aufgelegt, während das Lehrbuch des Verwaltungsrechtes 1893/1894 eine zweite Auflage erfuhr. Eine Anzahl gründlicher Gutachten, die er für Regierungen, Standesherren und öffentliche Anstalten verfaßte und die zum Teil im Drucke erschienen sind, hat auf die richterliche Entscheidung wichtiger Rechtsfragen bestimmenden Einfluß gehabt. In den mit dem Verfasser dieser Zeilen herausgegebenen staats- und völkerrechtlichen Abhandlungen veröffentlichte er ein Heft über den Staat und die erworbenen Rechte (1895), im Handwörterbuch der Staatswissenschaften mehrere Artikel, darunter den umfangreichen über die deutsche Gewerbegesetzgebung. Inmitten der angestrengtesten Zeit seiner letzten Lebensjahre hat er endlich noch Muße gefunden, das große und umfassende Werk über das parlamentarische Wahlrecht zu schreiben, das, von seiner Hand fast gänzlich vollendet und vor kurzem (1901) im Buchhandel erschienen, nochmals beredtes Zeugnis von der wissenschaftlichen Art und Leistungsfähigkeit des Autors ablegte. Unerwartet, ohne jedes Anzeichen des nahenden Endes wurde Meyer in der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1900 seinem reichen, vielgestaltigen und fruchtbringenden Wirken durch einen Schlaganfall entrissen. Die Trauer um ihn war eine allgemeine, alle Schichten der Bevölkerung ergreifende und weit über die Stadt hinaus reichende. Regierung und Landtag entsendeten hervorragende Vertreter, um dem hochverdienten Manne die letzte Ehre zu erweisen. Hatte Meyer durch seine vortrefflichen Charaktereigenschaften sich zahlreiche Freunde und Verehrer erworben, so ist ihm bleibendes Andenken durch sein Wirken als Politiker und Gelehrter gesichert. Auf

dem Gebiete der Politik zählte er zu den seltenen Männern, die sich von den Anfängen ihres öffentlichen Auftretens an bis zum letzten Atemzuge unverrückbar gleich geblieben sind. Ein mächtiges, nach außen achtunggebietendes, nach innen die gemeinsamen Interessen des deutschen Volkes schirmendes und förderndes Reich, Wahrung des bundesstaatlichen Charakters des Vaterlandes, gleich entfernt von eigensüchtigem Partikularismus der Bundesglieder und jedem dem sondertümlichen Leben der Einzelstaaten feindlichen Unitarismus, blieb ihm oberste politische Idee. In sozialer Hinsicht huldigte er der Anerkennung weitgehender Selbsttätigkeit des Bürgers von seiten des Staates. Überzeugt von der wachsenden Notwendigkeit der Ausprägung der sozialen Solidarität in allen öffentlichen Einrichtungen, wollte er polizeilichen Zwang nur dort nicht missen, wo ohne ihn das erwünschte Resultat nicht zu erreichen wäre. So hielt er z. B. eine korporative Organisation des Handwerks für höchst ersprießlich; doch sollte sie auf freiem Zusammenschluß der Beteiligten, nicht auf staatlichem Zwang beruhen. Für den Staat forderte er eine starke, aber in feste Rechtsschranken gebannte Gewalt, die bei aller fortschreitenden Fürsorge für das Gemeinwohl an der von ihr selbst geschützten Rechtssphäre der einzelnen ihre Grenze findet. Allem Doktrinarismus feind, verstand er in wirtschaftlichen Fragen mit den wechselnden Bedürfnissen des Volkslebens zu rechnen und wußte damit auch zwischen extremen freihändlerischen und schutzzöllnerischen Ansichten die rechte Mitte zu finden. Als Gelehrter zählt Meyer zu den Männern, die an dem Aufbau der neuen deutschen Staatsrechtswissenschaft bedeutenden Anteil genommen haben. Das Grundprinzip dieser Disziplin, strenge Trennung des Juristischen vom Politischen, hat er in all seinen Werken mit großer Folgerichtigkeit durchgeführt. Politische Parteiphrasen, wie sie in jüngster Zeit, scheinbar erloschene Traditionen wieder belebend, sich staatsrechtlich nennende Werke in widerlicher Weise verunzieren, wird man bei ihm vergeblich suchen, trotzdem er im Leben die Prinzipien seiner Partei so energisch zu verfechten verstand. Seine Lehrbücher sind zweifellos die besten Werke dieser Art, die die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Sie behandeln das Reichsrecht und das Recht sämtlicher Bundesstaaten als eine Einheit und zeichnen sich durch eine unerreichte stoffliche Fülle aus, die das ganze ungeheuere Material der modernen Gesetzgebung in der umfassendsten Weise in sich aufgenommen hat. In Kenntnis und Berücksichtigung der gesamten Partikulargesetzgebung kommt ihnen kein zusammenfassendes

wissenschaftliches Werk auch nur annähernd gleich. Die Darstellung ist stets klar und präzis, das Wichtigste hervorhebend und die Literatur in weitem Umfange berücksichtigend. Während Meyer eingehende theoretische Erörterungen in seinen zahlreichen monographischen Arbeiten vorgenommen hat, gibt er in seinen Lehrbüchern überwiegend Resultate und weist auch die Polemik in enge Schranken. Doch wird man überall auch über Dasein und Bedeutung von Kontroversen gründlich orientiert. Sein hinterlassenes Werk hat ihn auch als politischen Schriftsteller kennen gelehrt. Je weniger wissenschaftliche Leistungen auf diesem von so vielen Unberufenen gepflegten Gebiete hervortreten, um so mehr ist es dankbar anzuerkennen, daß Meyer in diesem seinem Vermächtnis den Weg weist, auf dem wichtige praktische Probleme des Staatslebens unbeirrt von den Leidenschaften des Tages und der Menge gemäß den Prinzipien objektiver Erkenntnis zu erörtern und zu lösen sind.

Georg Jellinek.

Franz Mittermaier

wurde als jüngster Sohn des Professors Karl Joseph Anton Mittermaier (vgl. Bad. Biogr. II, 80—87) am 6. Februar 1826 in Heidelberg geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in der Volksschule und trat mit neun Jahren in das Heidelberger Gymnasium ein. Die damalige Art des Unterrichts in dieser Anstalt ließ manches zu wünschen übrig, jedoch zeichneten sich die Lehrer durch liebevolle Behandlung der Schüler aus. Die Bildung des Gemütes und die Liebe zum Lernen wurde durch ein inniges Familienleben der Eltern und Geschwister mächtig gefördert. Die Erziehung war eine streng sittliche; beide Eltern regten die Kinder zu allem Guten und Edlen an, zugleich aber auch zu vollkommen freier Selbstentwicklung, damit sie durch eigene Kraft sich für das Leben stärkten, um alle Schicksalsschläge mit Mut und Ausdauer ertragen zu können. Von welcher Bedeutung diese Erziehung gerade auch für Franz Mittermaier wurde, zeigte sich in seinem Leben. Im damaligen Gymnasium wurde auf Mathematik und Naturwissenschaften nur wenig Wert gelegt; die Liebe zu letzteren wurde dafür gerade durch seinen Vater angeregt, welcher neben seiner juristischen Wissenschaft eine besondere Liebe für alle Zweige der Naturwissenschaft hegte. Der Vater war es auch, welcher besonders die Neigung zu den neueren Sprachen einflößte und damit zugleich die große Liebe zu Reisen. Die körperliche Ausbildung wurde nach allen

Richtungen gefördert, auch die Fähigkeiten für einzelne Handwerke wurden eifrig gepflegt. Bei der geistigen Begabung des Jünglings mehrten sich die Kenntnisse in Literatur und allgemeiner Bildung; eine schon in der Jugend sich kundgebende Rednergabe nebst liebenswürdigem Humor machten ihn in allen geselligen Kreisen zum Liebling. Sein freier Blick für alle Fragen der Menschheit, des Volkes, des Staates und der Religion wurde mächtig genährt durch die zahlreichen bedeutenden Männer, welche mit seinem Vater so vielfach in dessen Stellung als Universitätslehrer und in dessen öffentlicher mannigfachen Tätigkeit zusammenkamen. So vergingen in jugendlicher Begeisterung für jeden Fortschritt die Studentenjahre, in welchen Mittermaier bei der damaligen Studentenbewegung in Heidelberg und München 1844—1847 eine hervorragende Rolle einnahm. Nach rühmlich abgelegter juristischer Staatsprüfung und erlangter Doktorwürde in Heidelberg im Winter 1847/48 bereitete sich Mittermaier zum Praktizieren auf dem Amtsgericht in Heidelberg vor. Da ergriff ihn, nachdem er schon seit einiger Zeit an katarrhalischen Erscheinungen gelitten hatte, ein schweres Lungenleiden, von dem nur jahrelange Pflege und sorgfältige ärztliche Behandlung Besserung und Heilung bringen sollten. Die drei folgenden Sommer wurden auf dem Rigi, die dazwischenliegenden Winter in Pisa und in Rom verbracht; das Lungenleiden schritt jedoch, wenn auch langsam, unaufhaltsam weiter. Die Jahre 1851—54 lebte Mittermaier dann auf der Insel Madeira, von seinem Bruder Karl, der Arzt war, begleitet. Hier gelang es allmählich, alle krankhaften Erscheinungen zum Schweigen zu bringen, so daß 1854 die Rückkehr in die Heimat erfolgen konnte. Welcher Beruf sollte aber nun ergriffen werden? Am zweckmäßigsten in gesundheitlicher Hinsicht erschien die Landwirtschaft. Mit Freude und Energie widmete Mittermaier sich der praktischen Tätigkeit auf dem bei Heidelberg liegenden Grenzhof; er arbeitete da mit Liebe ununterbrochen zwei volle Jahre; so sehr hatte sich seine Gesundheit wieder gekräftigt, daß er alle anstrengenden Strapazen ohne Schaden ertrug. Aus dieser Zeit rühren seine reichen Kenntnisse über Landwirtschaft und soziale Fragen überhaupt her. Sie veranlaßten ihn zur Mitarbeit in dem landwirtschaftlichen Verein, sowie zur Mitbegründung des wichtigen Vorschußvereins in Heidelberg. So sehr auch die landwirtschaftliche Tätigkeit ihm zusagte, so zog ihn doch der innere Drang noch mehr zur schriftstellerischen Arbeit; auch wirkte die innige Liebe zu den bejahrten Eltern mit, welche der tatkräftigen Hilfe des Sohnes bedurften; so siedelte er wieder ganz nach Heidel-

berg über. Von nun an lebte er in voller Arbeitskraft für die Wissenschaft und die Familie. 1861 vermählte er sich mit der Schwester der Frau seines Bruders. Sein tiefes Gemüt fand in dem glücklichen Familienleben wahre Befriedigung; vier körperlich und geistig tüchtige Kinder verschönerten die Ehe. In diese Jahre fallen verschiedene Arbeiten, so die Übersetzung des bedeutenden Werkes des Amerikaners Professor Bieber in Newyork: Über bürgerliche Freiheit und Selbstverwaltung, Heidelberg bei J. Mohr, mit wertvollen Anmerkungen über deutsche Verhältnisse seitens des Übersetzers. — Von 1863 an bis zu seinem Tode war Mittermaier ständiger Mitarbeiter an Goldschmidts Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht, wozu ihn auch seine reichen Sprachkenntnisse befähigten. Goldschmidt sagt in dem Mittermaier gewidmeten Nachrufe in Band 39 seiner Zeitschrift: „Dr. Mittermaier hat während des ganzen Zeitraumes nahezu das ganze außerdeutsche Gesetzesmaterial, insbesondere das englische, französische, italienische, belgische und die in spanischer und portugiesischer Sprache abgefaßten Gesetzeswerke in mustergültiger Vollständigkeit wie Genauigkeit dem Leser der Zeitschrift vorgeführt. Seine umfassende und sichere Sprachkenntnis, seine gründliche historische, staatswissenschaftliche und juristische Bildung, seine philologische Sorgfalt prägen seinen fortlaufenden Übersichten und Berichten bei aller äußeren Anspruchslosigkeit den Stempel der Vollendung auf; sie sind in deutschen und außerdeutschen Zeitschriften vielfach nachgeahmt, schwerlich aber je erreicht worden." — Eine hervorragende Stellung nahm Mittermaier in dem deutschen Schützenwesen ein. Nicht nur gründete er 1860 den Heidelberger Schützenverein, sondern er war auch Mitbegründer des großen deutschen Schützenbundes und trug zur kräftigen Entwicklung desselben bei. In der Gemeindeverwaltung Heidelbergs war er nach Bluntschlis Tode viele Jahre Vorstandsmitglied der Stadtverordneten; aus dieser Zeit stammt eine Reihe wichtiger juristischer Berichte von ihm über schwebende Fragen in der Gemeinde. Einen sehr eingehenden Bericht lieferte er als entschiedener Gegner des Oktrois, welches er ebenso wie sein Vater unentwegt im Bürgerausschuß bekämpfte. Als es sich 1869 in Heidelberg darum handelte, ob anstatt der bisherigen Konfessionsschulen die gemischte Schule eingerichtet werden sollte, war es Mittermaier, welcher durch seine Rede in der katholischen Kapelle die katholischen Mitbürger dahin brachte, daß auch sie für die gemischte Schule stimmten. — Im Jahre 1886 fand bei der 500jährigen Jubiläumsfeier der Universität ein großer historischer Festzug statt; zum

geistigen Leiter desselben wurde Mittermaier gewählt, ein Beweis, in welcher Achtung und Anerkennung er bei seinen Mitbürgern stand. Als bescheidene Gabe zu dieser Feier verfaßten er und sein Bruder Karl eine Schrift über das Leben und Wirken ihres Vaters Karl Joseph Anton; die Abschnitte über denselben als Lehrer und Schriftsteller, über seine vergleichende Rechtswissenschaft und seine Stellung als Präsident der Badischen Kammer stammen allein aus der Feder Franz Mittermaiers. Nach vorstehendem läßt sich unschwer die politische Richtung von Mittermaier erkennen; er gehörte der deutschen Volkspartei an mit begeisterter Liebe für die Freiheit und Einheit des ganzen Vaterlandes. Er war, wie so viele andere, großdeutsch gesinnt, hatte aber dennoch die Überzeugung, daß die Entwicklung Deutschlands nur gefördert werden könne, wenn Preußen als der größte deutsche Staat an die Spitze träte. In seiner religiösen Ansicht gehörte Mittermaier zu denjenigen, welche eine Orthodoxie, von welcher Konfession solche aufgestellt werden mag, auf das entschiedenste verwerfen; seine Religion beruhte auf einem Vernunftglauben. Seine Ansicht über Unsterblichkeit ist in vielen Stellen seines ausführlichen Tagebuches, welches er von den Studentenjahren an bis zu seinem Ende schrieb, klar ausgesprochen; er hielt fest an einer über das Erdenleben hinausgreifenden individuellen geistigen Fortentwicklung. In den letzten Lebensjahren zog sich Mittermaier vom öffentlichen Leben zurück; er lebte nur seiner Familie und der Wissenschaft. Als großer Freund seines Gartens half er eines Tages dem Gärtner einen alten, vielen Staub beherbergenden Efeustamm von der Mauer zu entfernen; die folgende Nacht befiel ihn ein heftiger Bronchialkrupp in beiden Lungen mit außerordentlichen Blutungen während der nächsten Tage; nach einigen Monaten, am 11. April 1891, wurde er, ein Mann der edelsten Gesinnung, der reichsten Kenntnisse und vielseitigen Wirkens, im Alter von 65 Jahren den Seinigen durch den Tod entrissen.

K. Mittermaier.

Eduard Moll.

Von 1870—1891, 21 Jahre lang, war Eduard Moll Bürgermeister von Mannheim. Seine Amtstätigkeit fällt in eine der wichtigsten Entwicklungsperioden dieser Stadt. Bei seinem Dienstantritt hatte Mannheim rund 40000 Einwohner, im Jahre seines Rücktritts war diese Zahl aufs doppelte gestiegen, zehn Jahre später über 140000

hinausgewachsen. In diesen paar Zahlen drückt sich der gewaltige, großstädtische Aufschwung aus, den die Handels- und Industriemetropole am Rhein und Neckar in den drei Jahrzehnten nach dem großen Kriege genommen hat. Molls Wirksamkeit fiel in die ersten Stadien dieses Aufschwungs. Er hat die Anfänge dieser Entwicklung geleitet und gefördert, solange seine Kräfte es erlaubten. Als er fühlte, daß diese gegenüber dem Übermaß der Arbeit und der sich drängenden Aufgaben nicht mehr ausreichten, daß die neuen Aufgaben neue Männer erforderten, überließ er diesen die Zügel des städtischen Regiments. Er hat viel für Mannheim getan, und Mannheim weiß ihm unauslöschlichen Dank dafür. — Mannheim war nicht seine Vaterstadt, aber es wurde seine zweite Heimat; Mannheim widmete er fast sein ganzes arbeitsreiches Leben. Er war Norddeutscher, stammte aus Westfalen. In Osnabrück wurde er am 9. März 1814 geboren, aus Osnabrück stammte auch seine Gattin, die zehn Jahre nach ihm (1824) geborene und vier Jahre nach ihm (1900) gestorbene Alwine Lodtmann. Moll ergriff den kaufmännischen Beruf und zog als junger Kaufmann in die Stadt der Kaufleute ein, deren Bürgermeister er drei Jahrzehnte später werden sollte. Am 16. Juli 1844 wurde er als Bürger in Mannheim aufgenommen. Kurze Zeit darauf finden wir ihn bereits am öffentlichen Leben der neuen Heimat beteiligt. Heinr. v. Feders Geschichte der Stadt Mannheim reicht bekanntlich nur bis zum Jahre 1849, aber trotzdem hat sie Gelegenheit, an drei Stellen der Tätigkeit Molls zu gedenken. Einmal im Not- und Teuerungsjahr 1846/47, wo Molls Name in einem Wohltätigkeitskomitee auftritt, das eine rege Tätigkeit im Dienst der Menschenliebe entfaltete. Zeit seines Lebens schlug sein Herz warm für die Armen und war auf Linderung ihrer Not bedacht. Zwei weitere Zeugnisse für sein lebhaftes Interesse am öffentlichen Leben gehören dem sturmbewegten Jahre 1849 an. Bei der Bildung eines vaterländischen Vereins wurde er in das leitende Komitee gewählt, und als im Frühsommer 1849 von Mannheimer Bürgern ein Aufruf zur Bildung eines neuen vaterländischen Vereins erging, stand auch Molls Name bei den Unterschriften. — Bald sah sich der praktische, erfahrene und gewissenhafte Mann zur Teilnahme an der städtischen Verwaltung berufen. Im Jahre 1861 wurde er in den großen Bürgerausschuß gewählt, und als am 21. Oktober 1864 vom großen Ausschuß sieben neue Mitglieder des Gemeinderats für sechsjährige Amtsdauer zu wählen waren, befand sich auch Moll unter den Gewählten. Genau sechs Jahre

später, am 22. Oktober 1870, wurde er zum Ersten Bürgermeister gewählt. Seine Kandidatur gegen den bisherigen Bürgermeister Ludwig Achenbach (1861—1870, †1879) begegnete mancherlei Anfeindungen, besonders seitens des Handwerkerstandes; denn man erwartete von ihm einseitige Vertretung der Kaufmanns- und Handelsinteressen. Diese Befürchtung lag nahe, war doch Moll 1866—1867 Vizepräsident und 1868—1870 Präsident der Handelskammer (so nannte sich der Vorstand der Handelsgenossenschaft, die vor dem Inkrafttreten des Handelskammergesetzes vom 11. Dezember 1878 eine freie Vereinigung war); aber sie bestätigte sich nicht, denn Moll hielt sich während seiner Amtstätigkeit von jeder Einseitigkeit frei und wußte sich das Vertrauen seiner Mitbürger zu erringen. Seine erste Wahl im Oktober 1870 war auf Grund des damaligen neuen Gemeindegesetzes durch die Gemeindebürger erfolgt. Moll erhielt 1025, Achenbach 505 Stimmen. Am 24. Juni 1875 fand eine neue Bürgermeisterwahl statt, diesmal auf Grund der Städteordnung von 1874 durch den Bürgerausschuß. Von 99 Stimmen fielen 73 auf Moll, 24 weiße Zettel wurden abgegeben. Moll war auf neun Jahre zum Oberbürgermeister der Stadt Mannheim gewählt. Nach Ablauf dieser Amtsdauer wurde er am 7. Januar 1885 zum drittenmal an die Spitze der städtischen Verwaltung berufen — ein schöner Vertrauensbeweis für den pflichteifrigen Mann, der sich nun allseitiger Sympathie erfreute. Als er diese dritte Wahl annahm, durch die ihm auf weitere neun Jahre das Amt des Oberbürgermeisters der Stadt Mannheim übertragen wurde, behielt er sich unter Hinweis auf sein vorgerücktes Alter — er hatte sein 70. Lebensjahr bereits zurückgelegt — ausdrücklich das Recht jederzeitigen Rücktritts vor. Lange schon bedeckte der Schnee des Alters sein Haupt, aber Geist und Körper waren frisch geblieben, und seine Rüstigkeit erlaubte ihm, tatkräftig für das Wohl des seiner Leitung anvertrauten Gemeinwesens weiterzuarbeiten. Am 3. November 1890 feierte er sein 20jähriges Bürgermeisterjubiläum. Die wenigsten unter denen, die ihm damals ihre Glückwünsche darbrachten, ahnten wohl, wie bald er die ihm liebgewordene Tätigkeit im Rathause aufgeben werde. Immer weiter wurde der Kreis der Aufgaben, vor die sich das mächtig aufstrebende Gemeinwesen gestellt sah, immer komplizierter der Verwaltungsorganismus, immer größer die Arbeitslast und die Verantwortung des leitenden Mannes. Als Moll in sein 78. Lebensjahr getreten war, durfte er nach so vielen arbeitsvollen Jahren wohl dem Wunsche nach einem ruhigen Lebensabend, fern von der Geschäfte

Last, frei von der Ämter Bürde, Ausdruck geben, und am 10. August 1891 teilte er dem Stadtrat seinen Entschluß mit, das Scepter der Stadt aus den Händen geben zu wollen: man möge es einer jüngeren, arbeitsfrischeren Kraft anvertrauen, einem Manne, der für die tausendfältigen Aufgaben der vielverzweigten städtischen Verwaltung durch sein Studium und seine bisherige Wirksamkeit vorgebildet sei, der mit den persönlichen Eigenschaften, die ein so schwieriger Posten erfordert, Lebenskenntnis und praktische Erfahrung vereinige. Mit lebhaftem Bedauern nahmen die städtischen Kollegien von Molls Rücktritt Kenntnis; aber sie mußten die Berechtigung seiner Gründe anerkennen. In Würdigung seiner hervorragenden Verdienste um die Stadt verlieh ihm der Bürgerausschuß mit einstimmigem Beschluß vom 23. Oktober — 21 Jahre nach seiner ersten Bürgermeisterwahl — das Ehrenbürgerrecht der Stadt Mannheim. Wenige Tage später, am 9. November 1891, erfolgte die Amtsübergabe an seinen Nachfolger, den heute noch im Amt befindlichen Oberbürgermeister Otto Beck, vorher Großh. Amtsvorstand und Oberamtmann in Rastatt. Zu Ehren des scheidenden Stadtoberhauptes fand am 9. Dezember 1891 ein Bürgerbankett im Saalbau statt, wobei der Präsident der Handelskammer, der um Mannheims kommerzielles und industrielles Emporblühen hochverdiente Geh. Kommerzienrat Philipp Diffené als Obmann des Stadtverordnetenvorstandes, mit den wärmsten Worten des Dankes und der Anerkennung Molls Verdienste feierte. — Noch ein Jahrfünft lang durfte Moll die wohlverdiente Ruhe des Alters genießen und konnte am 9. März 1894 seinen 80. Geburtstag feiern, der in den Beginn einer Epoche rapiden Aufschwungs des einst von ihm geleiteten Gemeinwesens fiel. Am 16. Oktober — der Oktober war einer der wichtigsten Monate in seinem Leben — des Jahres 1896 starb er, über 82 Jahre alt, nach längerem Leiden. Die Beerdigung fand unter Teilnahme der ganzen Bürgerschaft statt; in harmonischster Weise kam dabei zum Ausdruck, wieviel Liebe und Verehrung ihm entgegengebracht wurde. Ein weiteres Zeichen der Liebe und Verehrung war das Grabdenkmal (Bronzebüste), das ihm die dankbare Stadtgemeinde errichtete. Am 29. März 1900 folgte ihm seine Gattin, mit der er im Mai 1897 das Fest der goldenen Hochzeit hätte feiern können, wenn ihm ein weiteres Lebensjahr vergönnt gewesen wäre, in den Tod nach. Aus ihrer glücklichen Ehe stammen zwei Töchter, von denen die eine als Malerin mit Erfolg das Gebiet der Kunst betreten hat. — Moll war ein Mann von praktischem Geist, von seltener Pflichttreue und

Arbeitsfreudigkeit, von großer Herzensgüte und idealer Gesinnung, von vorbildlicher Humanität und edelster Toleranz, ein treuer Anhänger der protestantischen Kirche. Seine Amtstätigkeit fiel, wie bereits angedeutet worden ist, in eine für unsere Städte, besonders auch für Mannheim hochwichtige Periode. Der wirtschaftliche Aufschwung, der allenthalben nach dem großen Kriege einsetzte und im Zusammenhang mit einer in alle Lebensverhältnisse eingreifenden gesetzgeberischen Tätigkeit die Städte zu ungeahnter Größe und Kraftentwicklung emporblühen ließ, stellte die Stadtverwaltungen zugleich auch vor eine Fülle neuer, großer Aufgaben zum Teil schwierigster Art. Es ist staunenswert, wie sich Moll, der einfache Kaufmann, in die komplizierten Fragen kommunaler Verwaltung einarbeitete, wie er sich in diesem vielverästelten Gebiete zurechtfand. Mit planvoller Überlegung, vorsichtig und bedächtig ging er zu Werk. Vieles wurde in glücklichster Weise gelöst, manches auch der kraftvollen Initiative späterer Jahre überlassen. Unter Molls Verwaltung wurden dem Ausbau der Stadt neue Wege gewiesen durch die Planlegung der Schwetzinger und Neckarvorstadt, die Durchführung der vielfach noch mit Resten der alten Stadtbefestigung verschlossenen Stadtstraßen, die Anlage neuer Straßen, wie z. B. der Ringstraße und der sogenannten Zufahrtsstraßen zum Bahnhof, die Beseitigung des Stadtgrabens u. s. w. In dieselbe Zeit fällt die Organisation des Stadtbauamts, die Übernahme und der Neubau des Gaswerks, die planmäßige Verschönerung der Stadt durch gärtnerische Anlagen. Mit der Errichtung einer Abfuhranstalt, mit dem (1884 nach langen Verhandlungen begonnenen) Bau einer Wasserleitung, mit der 1889 beschlossenen Errichtung eines neuen Viehhofs und dem in Molls vorletztem Amtsjahr, 1890, in Angriff genommenen Kanalisationswerk wurden hygienische Maßnahmen von weittragender Bedeutung für Mannheim getroffen. Bereits in den Anfang seiner Amtstätigkeit fiel die Durchführung der Armenpflege im Sinne des Gesetzes von 1870, die Durchführung der Städteordnung, die Organisation der gemischten Volksschule u. a. Die Volksschule, für die er jederzeit ein besonders warmes Interesse an den Tag legte, verdankt ihm außerordentlich viel, und in Erinnerung an diese Verdienste hat die Stadtgemeinde ein im Jahre 1900 eingeweihtes großes Volksschulgebäude Mollschule genannt. Besondere Verdienste erwarb sich Moll schon vor seiner bürgermeisteramtlichen Tätigkeit um die freiwillige Feuerwehr, deren Mitbegründer, Sekretär und erster Adjutant er gewesen. Moll war Teilhaber der jetzt unter der Firma Helmreich & Komp. in

Wieblingen bei Heidelberg domizilierten Drahtstiften- und Springfedern-fabrik (früher Moll, Helmreich & Komp.) und viele Jahre hindurch belgischer Konsul. Seiner Stellung als Vizepräsident und Präsident der Mannheimer Handelskammer wurde bereits gedacht; er war außerdem Mitglied des deutschen Handelstags und des badischen Eisenbahnrats. Der Zweiten Kammer der badischen Landstände gehörte er vor seiner Bürgermeisterwahl mehrere Wahlperioden hindurch als Abgeordneter an. (Zu vergleichen die Artikel bei seinem Rücktritt und die Nekrologe in den Mannheimer Zeitungen.) Walter.

Wilhelm Möricke

wurde am 26. Juni 1861 auf dem väterlichen Gute Hohenbuch in Württemberg geboren. Er besuchte die Vorschule und das Gymnasium von Stuttgart, später dasjenige von Hall, wo er seine Maturitätsprüfung ablegte. Nach zurückgelegtem Militärjahre studierte er in München, Leipzig und Freiberg i. S., an welchen Hochschulen er sich insbesondere bei Zittel, Gümbel, Credner, Zirkel und Stelzner eine möglichst vielseitige Ausbildung in Mineralogie, Geologie und Paläontologie zu verschaffen suchte. Daneben erwarb er sich auf wiederholten Reisen in Deutschland, der Schweiz, Tirol, Böhmen und Ungarn ausgedehnte geologische und auch bergmännische Kenntnisse. Am Schlusse seiner Universitätsstudien promovierte er in München mit einer paläontologischen Arbeit (Nr. 1). In den Jahren 1889—1890 unternahm er eine erste größere Reise in die chilenische Kordillere, auf der er hauptsächlich das Verhältnis der massigen Gesteine des Gebirges zu den Sedimenten, sowie den Zusammenhang zwischen dem Auftreten der Erzgänge und den Eruptivgesteinen studierte. Zurückgekehrt, veröffentlichte er einige Arbeiten über diese Probleme (Nr. 2, 3, 4 u. 7), sowie, nach seiner Niederlassung in Freiburg im Jahre 1891, mehrere Untersuchungen über das Fossilmaterial aus Jura, Kreide und Tertiär Chiles, das von ihm selbst und von Professor Steinmann (Freiburg) in der Kordillere gesammelt worden war (Nr. 6, 8, 9). Im Sommer 1895 kehrte er noch ein zweites Mal — diesmal mit Unterstützung des Humboldt-Stipendiums der Berliner Akademie — nach Südamerika zurück, um die Fragen über das gesetzmäßige Auftreten der Erzgänge noch näher zu studieren. Die Ergebnisse dieser zweiten Forschungsreise sind zunächst in den Berliner Akademieberichten (Nr. 10), sodann in abschließender Weise in seiner Habilitations-

schrift (Nr. 11) niedergelegt, mit der er im Juni 1897 die Venia legendi der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. B. erlangte. Leider sollte es ihm nicht vergönnt sein, seine Lehrtätigkeit an dieser Hochschule auszuüben. Schon im Sommer 1897 machten sich die Anzeichen eines Gehirnleidens bemerklich. Er kehrte, von heftigem Kopfschmerz befallen und zu jeder andauernden geistigen Arbeit unfähig, mit Ende des Sommersemesters zu seiner Familie nach Stuttgart zurück, wo sich sein Leiden, zu dem der Grund wohl auf seinen Reisen gelegt worden ist, immer mehr verschlimmerte, bis ihn am 9. November 1897 ein rascher Tod erlöste. — Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind: 1) 1889. Die Crustazeen der Stramberger Schichten (Paläontographica, Supplement II, 6. — Paläontologische Mitteilungen III, 2, p. 45, 72, Taf. 6). Promotionsschrift. — 2) 1891. Das Eruptivgebiet des S. Cristóbal bei Santiago, Chile (Tschermaks Mitteilungen XII, p. 143—155). — 3) 1891. Einige Beobachtungen über chilenische Erzlagerstätten und ihre Beziehungen zu Eruptivgesteinen (ebenda XII, p. 186—198). — 4) 1892. Vergleichende Studien über Eruptivgesteine und Erzführung in Chile und Ungarn (Berichte Naturf. Gesellsch. Freiburg VI, p. 121—133). — 5) 1893. Über große Enargitkristalle aus Chile (XXVI. Bericht des Oberrhein. Geol. Vereins, p. 50—51). — 6) 1894. Versteinerungen des Lias und Unter-Oolith von Chile (Beiträge zur Geologie und Paläontologie von Südamerika, herausgeg. v. Steinmann, II. — Neues Jahrb. f. Min. ꝛc., Beilage — Band IX, p. 1—100, Taf. 1—6). — 7) 1895. Über edle Silbererzgänge in Verbindung mit basischen Eruptivgesteinen (Zeitschr. f. prakt. Geologie, 1895, p. 4—10). — 8) 1895. Die Gastropoden und Bivalven der Quiriquinaschichten (Beiträge zur Geologie und Paläontologie von Südamerika, herausgeg. v. Steinmann, III. — N. J. f. Min. ꝛc., Beilage — Band X, p. 95—114, Taf. 7). — 9) 1896. Versteinerungen der Tertiärformation in Chile (ebenda IV. — N. J. f. Min. ꝛc., Beilage — Band X, p. 548—612, Taf. 11—13). — 10) 1896. Geologisch-petrographische Studien in den chilenischen Anden (Sitzungsber. kgl. preuß. Akad. d. Wissensch. XLIV, 1161—1174). — 11) 1897. Die Gold-, Silber- und Kupfererzlagerstätten in Chile und ihre Abhängigkeit von Eruptivgesteinen (Berichte Naturf. Gesellsch. Freiburg X, p. 152—200). Habilitationsschrift. — Nekrolog von G. Steinmann in den Jahresheften des Vereins f. vaterländische Naturkunde in Württemberg 54 (1898), XXIV—XXXVII. Steinmann.

Max Otto Mühlmann

wurde am 28. März 1847 in Thanhof bei Zwickau als Sohn eines Rittergutsbesitzers geboren. Seine Schulzeit verbrachte er an der Zwickauer Realschule, wo er das Reifezeugnis zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst erhielt. Dann widmete er sich dem kaufmännischen Beruf, der ihn nach der Lehrzeit in Zwickau für längere Zeit zur weiteren Ausbildung nach Manchester und später nach Brüssel führte. 1869 nahm er an der Kösterschen Bank in Heidelberg eine Stellung als Kassier an, und nachdem er kurze Zeit Teilhaber eines Droguengeschäftes gewesen war, trat er im Jahre 1874 in das blühende Geschäft seines Schwiegervaters Genz, des Besitzers der Heidelberger Herrenmühle. Diese Fabrik entwickelte sich unter seiner tüchtigen Leitung so stetig weiter, daß sie kurz vor seinem Tode in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, in deren Aufsichtsrat er den Vorsitz führte. Neben seiner angestrengten kaufmännischen Tätigkeit zeigte er immer lebhaftes Interesse für alle vaterländischen und öffentlichen Angelegenheiten. So war er eine Reihe von Jahren Stadtverordneter von Heidelberg und Mitglied des Stadtverordnetenvorstandes, stellvertretender Vorstand der Heidelberger Handelskammer und bis 1896 auch Mitglied des Eisenbahnrates. Er gehörte der evangelischen Kirchengemeindeversammlung und längere Zeit auch dem Ausschusse des gemeinnützigen Vereins an. Alle diese und noch andere Ämter, die ihm das Vertrauen der Müllereigenossenschaft übertragen hatten, führte er mit größter Gewissenhaftigkeit. Sein bescheidener, liebenswürdiger und ehrenhafter Charakter machten ihn überall beliebt. Am 6. August 1897 erlöste ihn der Tod von einem schweren Herzleiden, das ihn 1894 befallen hatte. (Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1897.) Gernandt.

Moritz Müller

wurde am 5. Januar 1816 zu Pößneck, welches damals koburgisch war, geboren. Aus der Volksschule seiner Vaterstadt entlassen, wünschte er Musiker oder Lehrer zu werden; die Eltern, Wirtsleute, taten ihn jedoch zu dem Hofgoldschmied Zürn in Rudolstadt in die Lehre. Nach Beendigung derselben arbeitete er noch einige Zeit in Saalfeld und wanderte dann im Jahre 1834 über Nürnberg, Gmünd, Stuttgart nach Pforzheim. Müller ließ es sich hier angelegen sein, ein brauchbarer Arbeiter

zu werden, lebte dabei sehr sparsam, so daß es ihm gelang, schon nach wenigen Jahren, trotz der Anschaffung eines Klaviers, einen schönen Sparpfennig zurückzulegen. Am 1. Mai 1839 brach die sogenannte Pforzheimer Goldschmiedsrevolution los und brachte Müller in schwere Bedrängnis. Es war ein altes Vorrecht der Arbeiter gewesen, daß sie im Winter Samstag abends nicht bei Licht zu arbeiten brauchten, sondern mit Beginn der Dunkelheit Feierabend hatten. Die Fabrikanten verlangten, daß im Winter in Zukunft bis 6½ Uhr gearbeitet werde. Darüber stellten die Arbeiter die Arbeit ein, und bei einbrechender Nacht wurden unter dem Gejohle der erregten Menge unliebsamen Fabrikanten die Fenster eingeworfen. Oberamtmann Deimling erbat sich militärische Hilfe aus Karlsruhe; die Anstifter des Putsches wurden eingesteckt und alle fremden Arbeiter nach damaliger summarischer Weise per Schub über die Landesgrenze gebracht. Müller wurde mit anderen Kollegen bis an die hessische Grenze abgeschoben und kam dann, zu Fuße wandernd, abgerissen nach Hause. Nach kurzer Zeit kehrte er wieder nach Pforzheim zurück, verehelichte sich und gründete auch bald darauf ein eigenes Geschäft, welches er mit den Jahren zu einer respektablen Fabrik in einem eigenen großen Anwesen in die Höhe brachte. Da Müller auch als Fabrikant sehr zurückgezogen lebte, fand er neben der anstrengenden Berufsarbeit doch noch Zeit für das Studium der Werke der Klassiker und großen Denker, was für ihn eine unschätzbare innerliche Befriedigung war. Der Mangel einer eigenen guten Schulbildung trieb ihn dazu, für die Verbesserung unserer Volksschulen zu wirken. Im Jahre 1854 begann er seine schriftstellerische Tätigkeit und schrieb in den Tageszeitungen für die Verbesserung der Schulen. Seine ersten Broschüren, welche 1857 und 1858 erschienen, waren vorwiegend der Erziehung der Jugend gewidmet, während er von 1859 an, als Österreich mit Italien und Frankreich in Krieg verwickelt war, sich längere Zeit der Politik zuwendete. Durch diesen italienischen Krieg war unser Volk aus der Lethargie der fünfziger Jahre aufgerüttelt worden. Von einer Versammlung hervorragender Männer wurde in diesem Jahre zu Eisenach der deutsche Nationalverein gegründet. Müller war von Anbeginn an ein tätiges Mitglied desselben; während er in den Jahren 1848/49 sich jeder politischen Betätigung enthalten hatte, trat er jetzt für die Ziele dieses politischen Vereins in Wort und Schrift mit Wärme ein. Zu einer Zeit, da Preußen in Süddeutschland wenig Sympathie fand, da bezüglich der zukünftigen Gestaltung Deutschlands die unklaren Gedanken

eines Triasbündnisses die Köpfe füllten, schrieb Müller schon 1864: „Ich weiß, daß ich mit meinen Ansichten so ziemlich allein stehe; doch dieser Umstand bringt mich zu keiner anderen Überzeugung, als daß ein Kampf zwischen beiden Großmächten erfolgen muß, und daß es nur zum Wohle aller ist, wenn Preußen die Oberhand behält. Nur bei Preußen ist Hoffnung! Ohne diese protestantische Macht ist nichts zu machen, das Volk allein bringt es nicht fertig.“ Erst die Ereignisse des Jahres 1866 brachten einen allgemeinen Umschwung der öffentlichen Meinung zugunsten Preußens in Süddeutschland hervor. — Im Jahre 1861 war Müllers Frau gestorben, von da an führte ihm seine jüngste Schwester mit Hilfe einer Nichte das Hauswesen; sein Fabrikationsgeschäft überließ er nun mehr und mehr seinen beiden Söhnen. In dieser Zeit begann auch die Arbeiterfrage sich zu regen; für Müller war es kein Zweifel, daß diese sogenannte soziale Frage die Frage der Zukunft sein werde. Im Jahre 1863 war Müller bei der Gründung des Pforzheimer Arbeiterbildungsvereins in vorderster Reihe tätig. In Gemeinschaft mit den anderen leitenden Männern, Professoren und Lehrern der dortigen Schulen erstrebte er durch belehrende Vorträge und Unterrichtsstunden die Arbeiterschaft auf ein geistig höheres Niveau zu bringen. Bald traten unter den Vorständen Meinungsverschiedenheiten auf, es trat auch unter den Arbeitern eine Partei hervor, welche die Parole ausgab: „Der Arbeiterbildungsverein den Arbeitern“. Müller und die Professoren und Lehrer zogen sich nach und nach zurück oder wurden bei den Neuwahlen beiseite geschoben. Erst traten gemäßigte, aus dem Arbeiterstande hervorgegangene Männer an ihre Stelle, welche nach wenigen Jahren von den radikaleren Elementen verdrängt wurden. Der Verein gehörte nun ganz der inzwischen groß gewordenen Sozialdemokratie an, bis er 1874 polizeilich aufgelöst wurde. Müller und viele andere wohlwollende Männer, welche bei der Gründung des Vereins so große Hoffnungen hatten, erlebten bittere Enttäuschungen. Weiterhin hatte er versucht, einen Bildungsverein für Frauen und Mädchen zu gründen; er hatte den Satz aufgestellt „Die Frauen sind zu jeder Arbeit berechtigt, zu der sie befähigt sind“, hatte auch Versammlungen und Vorträge gehalten, ohne indes bei dem passiven Verhalten der Beteiligten ein positives Resultat zu erzielen. — Müller war nach 1870 in den städtischen Bürgerausschuß und als Abgeordneter in die Zweite badische Kammer gewählt worden; bei seinen eigenen Ansichten über Schulreform und Steuerreform fühlte er sich vereinsamt unter seinen Kammerkollegen, auch

sagte ihm die Beschäftigung mit den realen, nüchternen Dingen des praktischen Lebens wenig mehr zu; er zog sich von diesen Ehrenämtern zurück und arbeitete nun vorwiegend auf dem mehr idealen Gebiete der geistigen Hebung des Volkes. Bezüglich der Schule trat er in seinen Schriften für eine harmonische Einheitsvolksschule in ganz Deutschland ein mit entsprechender Fortbildungsschule für die der ersteren entlassene Jugend. Bezüglich der Mittelschulen gehörte Müller zu denen, welche das Latein und Griechisch abgeschafft und eine erhöhte Pflege der neuen Sprachen eingeführt sehen möchten. Auch insofern bewies er sein Interesse an den Schulen, als er häufig deren Bibliotheken mit guten Büchern beschenkte. — Eine ganze Reihe von Broschüren schrieb er gegen Atheismus und Materialismus; der Kampf gegen dieselben bildete in den letzten 20 Jahren seines Lebens den Grundton seiner Schriften. Trotzdem sich Müller an keine der bestehenden Konfessionen eng anschloß, ja sogar mit Vertretern verschiedener kirchlicher Richtungen in Streit geraten war, war er doch eine innerlich religiöse Natur. Es zieht sich durch seine Schriften mit dem festen Glauben an Gott und an die persönliche Fortdauer der Seele eine innige Frömmigkeit. — Bei dem eigenen Standpunkt, den Müller auf so verschiedenen Gebieten des Lebens einnahm, konnte es nicht fehlen, daß er viele Gegner fand; anderseits hatte er auch wieder viele Freunde, welche seinen Standpunkt teilten. So veröffentlichte H. Margraf eine sehr anerkennende Rezension der schriftlichen Arbeiten Müllers am 12. April 1860 in den Blättern für literarische Unterhaltung und H. Ulrici eine solche 1871 in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Stadtpfarrer Eberlein besprach Müllers Tätigkeit ebenfalls sehr lobend im Jahre 1883 in der Badischen Landeszeitung; auch Professor Dr. Schmeding äußerte sich sehr eingehend und wohlwollend im Jahre 1888 in der Deutschen Lehrerzeitung über Müller, den Freund der Volksschule. Das Frankfurter Deutsche Hochstift für Wissenschaft, Künste und allgemeine Bildung ehrte den unermüdlichen Kämpfer im Jahre 1873 mit einem Diplom. — Ein mehr und mehr überhandnehmendes Nieren- und Blasenleiden zwang ihn mit zunehmendem Alter zu immer größerer Zurückgezogenheit, auch die Wahrnehmung, daß es mit dem von ihm gegründeten Geschäft abwärtsging, machte ihm Sorgen. Er starb am 19. März 1895 im 79. Lebensjahre. Der „Pforzheimer Beobachter" leitete die Todesnachricht ein mit den Worten: „Einer unserer besten Mitbürger hat nach langem, geistestatenreichem Leben seine Seele dem Ewigen heimgegeben". Müllers Werke,

soweit sie in Broschürenform erschienen, sind folgende: 1856. Lichtbilder, aufgenommen auf einer Reise nach Venedig. — 1857. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene wichtige Gegenstände vom religiös-politischen Standpunkt aus. — 1858. Die Wissenschaft muß umkehren. — Paßschereien auf geistigem Gebiete. — 1859. Politischer Maitrank. — Ein Goethe-Gedenkblättchen. — Erziehung und Erzieher. — 1860. Die sittliche Weltordnung und das böse Prinzip. — 1861. Goldkörner und Schlacken. — Patriotische Phantasien. — Über die Gegner des Nationalvereins. — 1862. Oliver Cromwell. — Flugblätter zur Aufklärung. — Worte des Gedächtnisses. — 1865. Eine Goethegedenkfeier im Pforzheimer Arbeiterbildungsverein. — 1869. Gedankenmainlinien. — 1871. Anti-Rudolf Gottschall und Julius Frauenstädt. — 1877. Reichstagswahlen — Reichstagsqualen. — 1879. Ein Kärrner im Dienste der Könige. — 1880. Das Schulwesen in Beziehung auf die Zukunft Pforzheims. — 1882. Wer die Schule hat, hat die Zukunft. — 1883. Philosophische, religiöse, politische, pädagogische Fragen. — 1884. Goldwarenfabrikation und Handel. — Die Fortsetzung unseres Lebens im Jenseits. — 1885. Über berechtigte Kerne. — 1886. Über der Weisheit letzten Schluß. — 1888. Drei Abhandlungen: Mainländers Philosophie der Erlösung, ein Brief Max Nordaus, ein wichtiges politisches Ziel. — 1889. Über die Idee der Wiedergeburt des Menschen. — 1892. Über den Atheismus unter den Sozialdemokraten. — 1893. Lebenserfahrungen und Lebensziele. — Quellen: Müllers Selbstbiographie, seine Broschüren, persönliche Erinnerungen. R. Gerwig.

Naphtali Näf,

geboren am 31. Mai 1818 in Wangen bei Radolfzell, empfing seine Schulbildung in dem Lyceum zu Konstanz, widmete sich sodann dem Studium der Rechte an den Universitäten Freiburg und Heidelberg und wurde nach bestandener Staatsprüfung im Jahre 1842 als Rechtspraktikant aufgenommen. Nach mehrjähriger Beschäftigung als Rechtspraktikant bei verschiedenen Bezirksämtern des damaligen Seekreises, sowie bei Anwälten in Freiburg wurde ihm im Jahre 1846 das Schriftverfassungsrecht in gerichtlichen Angelegenheiten erteilt, worauf er sich als Anwalt in Freiburg niederließ und daselbst seine bleibende Wohnstätte gründete. Im Jahre 1850 erfolgte seine Ernennung als Advokat und Prokurator bei dem Gerichtshofe in Freiburg. Im Jahre 1883 wurde

ihm die Fiskalanwaltschaft bei den Landgerichten Freiburg und Waldshut übertragen. In seiner 45jährigen Wirksamkeit als Anwalt hat sich Näf durch seine auf gründlichstem Studium des römischen und französischen Rechtes beruhende juristische Schulung und Ausbildung, durch Scharfsinn und rednerische Begabung, vor allem aber durch sein lebhaftes Rechtsgefühl, seine Uneigennützigkeit und die Lauterkeit seiner Gesinnung ausgezeichnet. Durch seine Tätigkeit hat er sich nicht nur das unbeschränkte Vertrauen der Rechtsuchenden, sondern auch die Hochachtung seiner Kollegen und die Wertschätzung der Richter in seltenem Maße erworben. — Im politischen Leben hat sich Näf durch freisinnige Denkweise, fleckenreine Treue und seine vaterländische, deutsche Gesinnung in stürmischer Zeit trefflich bewährt. Längere Zeit gehörte er dem Bürgerausschuß der Stadt Freiburg an. Im Jahre 1869 wurde er von der Stadt Freiburg, im Jahre 1877 von der Stadt Lörrach als Abgeordneter der Zweiten Kammer der Ständeversammlung gewählt. Er gehörte während der an wichtigen Aufgaben bedeutenden Landtage zu den hervorragendsten Mitgliedern der nationalliberalen Partei. In dem Landtage 1869/70 wurden von Näf gefertigt die Kommissionsberichte über die wichtigen Gesetzentwürfe „Die Änderung einiger Bestimmungen der Verfassungsurkunde betr." (VI. Beil.-Heft, S. 11 f.), „einige Änderungen der Wahlordnung betr." (VI. Beil.-Heft, S. 157 f.) und die „Einführung des Militärstrafgesetzbuches und der Militärstrafgerichtsordnung betr." (VI. Beil.-Heft, S. 737 f.). Es zeichnen sich diese Arbeiten ebensowohl durch tiefes politisches Verständnis, gründliches Wissen, juristischen Scharfsinn als durch musterhafte Präzision und Knappheit der Sprache auf das vorteilhafteste aus. Auf dem arbeitsreichen Landtage von 1877/79, welchem hauptsächlich die zur Einführung der Reichsjustizgesetze in Baden erforderliche Gesetzgebung oblag, war Näf eines der einflußreichsten Mitglieder der Justizkommission. Wie kaum ein anderer war gerade Näf vermöge seiner gründlichen wissenschaftlichen Schulung, seines praktischen Sinnes und seiner innigen Vertrautheit mit Land und Leuten vereigenschaftet, bei dieser Gesetzgebung in ersprießlichster Weise mitzuwirken, und er trug voll freudigen Schaffenstriebs sein redlich Scherflein zu diesem Werke bei. Sein Kommissionsbericht über die §§ 28—47 des Entwurfs des Einführungsgesetzes (IV. Beil.-Heft, S. 241—310) über die wichtigen Gegenstände „Vorzugsrecht", „Zwangsvollstreckung" und „Konkurs" ist nach Form und Inhalt eine vortreffliche Leistung. — Auch durch schriftstellerische Tätigkeit auf juristischem

Gebiete hat Näf sich einen hochgeachteten Namen erworben. Er war fleißiger Mitarbeiter der Annalen der badischen Gerichte; seine hier veröffentlichten Arbeiten, sowie seine Einzelschriften über „Das Wasserrecht im Großherzogtum Baden" (Lahr, Druckerei von Schauenburg, 1883), „Das Recht der Liegenschaftsvollstreckung im Großherzogtum Baden" (Karlsruhe, Bielefelds Verlag, 1884), „Das französische und badische Recht der Vermögensabsonderung unter Eheleuten" (Freiburg, Akademische Verlagsbuchhandlung von Mohr, 1886) haben allgemeine Anerkennung gefunden. — Wie Näf durch seine Berufstätigkeit, durch sein Wirken im öffentlichen Leben sich eine achtunggebietende Stellung erworben hat, so erfreute er sich vermöge seiner persönlichen Liebenswürdigkeit im Umgang, seiner regen Teilnahme an dem Wohl und Wehe seiner Freunde, seines einfachen Wesens und seines köstlichen Humors auch in Freundeskreisen einer allgemeinen Beliebtheit. Mit Männern wie Lamey, Hüetlin, Eduard Fauler, Kiefer, v. Rotteck u. a. war er durch die Bande herzlichster Freundschaft vereint. — Näf hat sich im Jahre 1846 mit Henriette geb. Breisacher von Emmendingen verehelicht. Von dem glücklichen Familienkreise hat der Kriegssturm des Jahres 1870 sein schmerzliches Opfer gefordert. Der einzige, hoffnungsvolle Sohn fand als Kriegsfreiwilliger im 5. bad. Inf.-Regt. Nr. 113 bei Châtillon le Duc am Ognon einen tapferen Soldatentod. — Im Jahre 1887 erkrankte Näf an einem Herzleiden, von dem er sich nicht wieder völlig erholte. Er starb am 11. Juli 1891. — (Vgl. Beilage zur Breisgauer Zeitung, Nr. 166 vom 19. Juli 1891, und Badische Landeszeitung, Nr. 164, I. Blatt vom 15. Juli 1891.) *

Leopold Neumann,

zuletzt Rechtsanwalt zu Freiburg im Breisgau, wurde geboren am 20. März 1831 zu Sinsheim als Sohn des dortigen Amtsassessors Joseph Anton Neumann und der Anna geb. Habich. Mit Erfolg machte er seine Gymnasialstudien zu Rastatt, besuchte sodann 1851 die Universität Freiburg, woselbst er zunächst sich dem Studium der Theologie widmete, sich aber bald dauernd der Rechtswissenschaft zuwendete. Er bestand im Jahre 1855 die erste juristische Staatsprüfung und 1857 die zweite. Nachdem er in herkömmlicher Weise als Referendär — auch als Dienstverweser — verwendet worden war, ergriff er im Jahre 1862 den Beruf eines Rechtsanwalts zu Lörrach, wo im Jahre 1864 ein

Kreisgericht errichtet wurde. Hier entfaltete er eine ausgedehnte, erfolgreiche Tätigkeit. Durch juristische Begabung, Pflichteifer und Leutseligkeit wurde er ein sehr gesuchter Rechtsbeistand. Auch auf anderen Gebieten zeigte er sich als ein bewährter Vertrauensmann und Vertreter des Volkes. So wurde er im Oktober 1865 als Abgeordneter zur Kreisversammlung des Kreises Lörrach gewählt durch die Kreiswahlmänner des III. Distrikts im Bezirke Schopfheim (Gemeinden Wehr, Gersbach, Hasel, Eichen, Eichsel, Minseln, Dossenbach, Nordschwaben). Wiederholt war er Abgeordneter zur Zweiten Badischen Kammer, 1871/72 für den 29. Wahlbezirk (Teile der Ämter Achern und Bühl), 1875—1879 für den 33. Wahlbezirk (Amt Gernsbach und Teile von Rastatt), 1882—1895 für den 18. Wahlbezirk (Stadt Freiburg). Mit lebhaftem Interesse beteiligte er sich an den Arbeiten des Landtags, insbesondere auch an der Einführung der Reichsjustizgesetze, welche auf den 1. Oktober 1879 wirksam wurden. Wir verweisen hier auch auf seine Berichte, betreffend den Gesetzentwurf über die Faustpfandverträge der Kredit- und Vorschußvereine, und betreffend die Petition des Verwaltungsrats des sogenannten Kirchspielswaldes, der Gemeinderäte und Privatwaldbesitzer aus den hieran beteiligten Gemeinden der Amtsbezirke Säckingen und Waldshut zur Verhinderung des Ankaufs genannten Waldes durch das großherzogliche Domänenärar. In politischer Richtung gehörte er der Zentrumspartei an und war stets ein hervorragendes Mitglied derselben. Im Jahre 1875 wurde er zu Lörrach Mitglied des Gemeinderats; in Freiburg, wohin er seinen Wohnsitz, nachdem das Kreisgericht Lörrach am 1. Mai 1872 aufgehoben worden, im Jahre 1876 verlegt hatte, war er mehrere Jahre hindurch neben seiner Anwaltstätigkeit Mitglied des Stadtrats und Bezirksrats. Schon als er noch in Lörrach wohnte, wurde er in die Anwaltskammer der Kreise Freiburg und Lörrach gewählt, 1873 in den Anwaltsausschuß und 1884 in den Vorstand der Anwaltskammer. Im Jahre 1891 wurde er durch die Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet. Am 27. August 1895 setzte der Tod seinem tatenreichen, ersprießlichen Wirken ein Ende. In glücklichster Ehe war er verheiratet mit der einzigen Tochter des Oberamtsrichters Kerkenmeier zu Lörrach und der Petrina, geb. Herbst von Breisach. Neumann war ein Mann von lauterem Charakter, edler Gesinnung und glühender Vaterlandsliebe; mit diesen Vorzügen verband er ernste Religiosität, Anhänglichkeit an die Kirche, Freundestreue und ein Gemüt, welches ihn bestimmte, Not-

leidenden gerne ein Helfer zu sein. Fest in seiner Überzeugung, wußte er auch jene anderer zu achten und war auch gegenüber dem Gegner milde im Urteil. Dabei beglückte ihn ein immer heiterer Sinn; der fröhliche Studentenhumor, den er als Korpsbursche der Rhenania in Freiburg gepflegt, verließ ihn niemals ganz. Selbst ein gediegener Musiker auf Violine und Cello, nicht minder ein ausübender Freund des Gesangs, stand er gerne im Dienste der Frau Musica, welcher in hervorragender Weise in Lörrach gehuldigt wurde. Dort hat er auch durch seine reiche Beredsamkeit bei vielen Feierlichkeiten, besonders bei den Siegesfestlichkeiten 1870 und 1871, die Zuhörer zu hoher Begeisterung entflammt. Birkenmayer.

Hieronymus Nopp.

Wenige Städte unseres engeren Vaterlandes sind so sehr von ihrer früheren Bedeutung herabgesunken wie Philippsburg. „Einst die berühmte Residenz einer Reihe geistlicher Fürsten, sodann als Reichsfestung ein Bollwerk des deutschen Vaterlandes, um dessen Besitz sich die beiden mächtigsten Nationen Europas fast zwei Jahrhunderte lang gestritten, zuletzt als Amts- und Gerichtssitz noch lange Zeit der Mittelpunkt eines sehr bevölkerten Bezirkes, hat es heute alles verloren und mit seinem Ansehen auch leider den größten Teil seiner Erwerbsquellen und seines Wohlstandes. Die Vaterstadt wieder zu Ehren zu bringen, ist die Pflicht eines jeden Eingeborenen, und von dieser Pflicht geleitet, war es mir auch möglich, schweres zu vollbringen.“ Mit diesen Worten, die der Vorrede seiner „Geschichte der Stadt und ehemaligen Reichsfestung Philippsburg“ entnommen sind, hat Hieronymus Nopp zugleich auch die bedeutendste Aufgabe seiner Tätigkeit, eines von seltener Arbeitskraft und unermüdlicher Arbeitsfreude erfüllten Lebens, ausgesprochen: sie bestand darin, seine Vaterstadt wieder soweit zu heben, als es in seinen Kräften stand und die vorliegenden Verhältnisse es gestatteten. — Hieronymus Nopp war am 13. Mai 1832 zu Philippsburg geboren als Sohn des Kaufmanns Joseph Maria Nopp und der Magdalena, geb. Hildenstab. Schon als Knabe erfreute Hieronymus seine Eltern durch Lernbegierde, Eifer für Schönes und Gutes, frommen, religiösen Sinn, der besonders von der Mutter gepflegt wurde. Frühzeitig erwachte in ihm Liebe zur Musik, so daß er ohne weitere Ausbildung durch eigenen Fleiß zu kunstfertigem Spiele auf der Violine gelangte und auch im Mannesalter in schweren

Stunden Trost in der Musik fand. Durch die Lateinschule seiner Vaterstadt für den Besuch eines Gymnasiums herangebildet, hoffte er auch, sich für höhere Studien entscheiden zu dürfen. Allein der Wunsch der Eltern bestimmte ihn, den Kaufmannsstand zu wählen, und so bezog er im Jahre 1846 die Handelsschule zu Karlsruhe, die damals noch mit dem Polytechnikum verbunden war. Hier zeichnete er sich nicht allein durch fleißige Arbeit in seinen Berufsfächern aus, sondern benützte auch jede Gelegenheit, sich zu bilden. Zu diesem Zwecke besuchte er nicht selten das Theater und bot am 22. Februar 1846 seine letzten 36 Kreuzer auf, um nicht wie sonst nur eine Karte für die dritte, sondern für die zweite Galerie zu lösen. Diesem Umstande verdankte er seine Rettung vom Tode des Verbrennens, dem die Zuschauer auf der dritten Galerie fast sämtlich zum Opfer fielen. Das gräßliche Schauspiel des Karlsruher Theaterbrandes, über den Nopp Aufzeichnungen hinterließ, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er zeitlebens dauerte. Nachdem Hieronymus Nopp seine eigentliche kaufmännische Ausbildung in einem Handelsgeschäfte zu Mannheim erhalten hatte, trat er in das Geschäft seines Vaters, eine Manufaktur- und Kolonialwarenhandlung, ein und übernahm es nach dem Tode des Vaters im Jahre 1855 selbst. Er verehelichte sich im Jahre 1856 mit Katharina Klein aus Hambach, die, mit trefflichen Verstandes- und Gemütsanlagen begabt, ihrem Gatten eine in Liebe und Sorgfalt ergebene, treue Lebensgefährtin wurde. Die ländliche Stille seiner Vaterstadt, der geregelte Gang seines Geschäftes ließen Nopp Muße genug, neben der Musik auch die Dichtkunst, von der er sich schon in der Jugend angezogen fühlte, zu pflegen; eine Sammlung warm empfundener Lieder in gewählter Form ist die Frucht seiner dichterischen Tätigkeit. Auch zu den gelehrten Beschäftigungen, die ihm von Jugend an so lieb gewesen, kehrte er zurück und gab sich besonders der Altertumswissenschaft hin: er sammelte Altertümer, Münzen, Kupferstiche und Pläne. Doch stellte sich bald in den Mittelpunkt all dieser Tätigkeit die Geschichte Philippsburgs. Er hing mit seltener Liebe an seiner Vaterstadt, und sie trieb ihn dazu an, ihre Vergangenheit zu durchforschen und für dies schwierige Unternehmen keine Mühe und keine Kosten zu scheuen. So entstand denn nach zehnjährigen Studien die Geschichte der Stadt und ehemaligen Reichsfestung Philippsburg (767 Seiten stark mit drei Plänen), die Nopp auf seine Kosten drucken ließ. Ein weiteres Feld, für seine Vaterstadt tätig zu sein, erhielt Nopp dadurch, daß er im Jahre 1871 zum Bürgermeister gewählt wurde und

in diesem Amte auch bis zu seinem Tode verblieb. Als Vorstand der Gemeinde richtete er seine Sorge hauptsächlich darauf, Wohlstand und Bildung in ihr zu mehren, ersteres durch Hebung der Landwirtschaft — durch Ankauf des Domänengutes auf der sogenannten Rheinschanzinsel, den er veranlaßte —, besonders auch der Obstbaumzucht, das zweite durch gewissenhafte Unterstützung der Schulen. Er förderte ihre Einrichtung, beschaffte die besten Lehrmittel, erschien oft selbst in den Schulen, um zu Fleiß und gutem Betragen anzuregen. Die Kleinkinderschule beaufsichtigte er gleichfalls und wandte den Krankenschwestern allerlei Unterstützungen zu. Die großen Rheinüberschwemmungen der 70er und 80er Jahre, die in Philippsburg und in den umliegenden Gemeinden so außerordentlichen Schaden anrichteten, fanden Nopp ganz auf seinem Posten: voll Mut den Gefahren trotzend, in unermüdlicher Arbeit der Not steuernd und unablässig nach besseren Schutzwehren verlangend. Durch versöhnlichen, milden Sinn gab er seinen Mitbürgern das beste Beispiel, und vielfach gelang es seinem ruhigen und ernsten Zureden, Zwistigkeiten zu heben und habernde Parteien zu versöhnen; Ratsuchenden stand er jederzeit zu Diensten. Im Jahre 1877 wurde Nopp als Vertreter des Wahlbezirks Bruchsal-Land in die Zweite Kammer des Badischen Landtags gewählt, der er bis zu seinem Tode (1893) angehörte. Als Landtagsabgeordneter förderte er, auf den reichen Schatz seiner Erfahrungen sich stützend, durch sein Wort die Landwirtschaft, das Schulwesen und die Gemeindeverwaltung und fand die Anerkennung, daß er in den Bezirksrat und in den neugegründeten Landwirtschaftsrat berufen wurde. Zu ganz besonderer Freude gereichte es ihm, daß er durch wiederholtes Eintreten für seinen Antrag die Wiedererrichtung eines Amtsgerichtes in Philippsburg erreichte. Die religiöse, glaubensstarke Richtung, die sein ganzes Leben durchzog, führte Nopp der katholischen Volkspartei, bezw. dem Zentrum zu. Er sah einen Herzenswunsch erfüllt, als er seinen zweitältesten Sohn seiner Kirche als Priester schenken konnte; der älteste Sohn übernahm das Geschäft des Vaters. Im Spätherbste 1893 führte Nopp die Pflicht wieder in die parlamentarische Tätigkeit nach Karlsruhe; hier erkrankte er an Lungenentzündung und starb von Gattin und Kindern umgeben am 9. Dezember 1893 zu Philippsburg, das in ihm einen seiner besten Söhne verlor. Ehrensberger.

Gustav v. Peternell,

Oberst, geboren 6. April 1819 in Durlach, gestorben 4. Mai 1899 in Karlsruhe. Sohn eines früher in kurhessischen Diensten gestandenen, im Jahre 1827 geadelten badischen Obersten, trat Peternell 1835 als Freiwilliger bei dem damaligen Leib-Infanterieregiment ein und wurde 1837 zum Offizier befördert. 1848 nahm er als Oberleutnant und Führer der 9. Kompagnie des Bataillons Lebrun mit großer Umsicht und Entschlossenheit an dem Gefecht gegen die Heckerschen Freischaren auf der Scheideck am 20. April, sowie an dem Ausmarsch der Brigade Roeder nach Schleswig-Holstein teil. Bei der Neubildung des badischen Armeekorps im Jahre 1850 zum Hauptmann und 1859 zum Major und Kommandeur des Jägerbataillons ernannt, befehligte er, zum Oberstleutnant vorgerückt, dieses Bataillon im Bundesfeldzug gegen Preußen und war an den Gefechten bei Hundheim, Werbach und Gerchsheim beteiligt. 1867 zum Oberst und Kommandeur des 2. Grenadierregiments befördert, mußte Peternell aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied erbitten. Ein tüchtiger Offizier, ein Mann von vornehmer Gesinnung, die sich in allen Lebenslagen gleichblieb, treu dem Fürsten, dem Vaterlande und den Kameraden, so lebt Peternell fort in der Erinnerung aller, die ihn kannten. (Bad. Militärvereinsblatt 1899, S. 179.) *

Hermann Pfaff

wurde geboren den 26. März 1850 zu Buchen als Sohn des nachmaligen Seminarlehrers Erasmus Pfaff. Seinen Unterricht genoß er als vielfach preisgekrönter Schüler zu Buchen, Ettlingen, Bruchsal und Rastatt. Im Herbst 1869 bezog er die Universität Heidelberg, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Hier übten Vangerow und Windscheid den tiefsten Einfluß auf ihn aus. Zugleich gab er sich mit ganzem Herzen dem Zauber hin, der von den Vorträgen eines Helmholtz und Treitschke ausging. Voll vaterländischer Begeisterung zog er 1870 aus dem Hörsaal ins Feld und machte als Einjährig-Freiwilliger des 6. Badischen Infanterieregiments den großen Krieg von der Belagerung von Straßburg bis zur Schlacht an der Lisaine freudigen Mutes mit. Nach glücklicher Heimkehr nahm er seine Studien in Heidelberg mit Eifer wieder auf. Dieselben fanden mit gut bestandenem ersten juristischen Staatsexamen und mit der Erwerbung der juristischen Doktor-

würde im Jahre 1874 ihren Abschluß. Nachdem er als Rechtspraktikant und Referendär (seit 1877) an verschiedenen Orten tätig gewesen, erfolgte im Jahre 1878 seine definitive Anstellung als Sekretär des damaligen Handelsministeriums. Von 1879—1883 wirkte er in der Stellung eines Polizeiamtmanns von Karlsruhe. Als solcher faßte er seine Aufgabe wesentlich als eine vorbeugende, bessernde, fördernde auf und wußte vielfach auch ohne Anwendung strafpolizeilicher Maßregeln seine Zwecke zu erreichen. Von solchen Gesichtspunkten geleitet, unterzog er die ortspolizeilichen Vorschriften einer Revision und ließ sie erstmals in einer amtlichen Ausgabe zusammengestellt im Druck erscheinen. Das große Verständnis, das er den stets wachsenden und sich ändernden Bedürfnissen der in rascher Entwickelung begriffenen Stadt entgegenbrachte, äußerte sich namentlich in seiner Tätigkeit im Ortsgesundheitsrat, wo er Hauptförderer des Gedankens der Kanalisation und der Erbauung eines neuen Schlachthauses war. So darf sein Wirken als Polizeiamtmann mit Recht als ein nachhaltig produktives bezeichnet werden. Im Herbst 1883 wurde Pfaff in die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues berufen und wirkte als Mitglied dieser Behörde als Regierungsassessor, dann Regierungsrat bis zum Jahre 1891. Außer dem Rechtsrespiziat waren ihm die auf sozialpolitischem Gebiete liegenden Aufgaben des Versicherungswesens und das Referat über das Fortführungs- und Lagerbuchwesen der Katastervermessung, sowie dasjenige über die Feldbereinigung übertragen. Auch diesen verschiedenartigen Aufgaben ward er in vollstem Maße gerecht. Seine theoretischen Studien und praktischen Erfahrungen verwertete er in literarischen Arbeiten. Die Erläuterungen zum badischen Feldbereinigungsgesetz und zum Wassergesetze in Buchenbergers Handbuch „Das Verwaltungsrecht der Landwirtschaft in Baden“ sind von ihm bearbeitet, die erstgenannten unter dem Titel „Das Badische Gesetz über die Verbesserung der Feldeinteilung, nebst Vollzugsvorschriften“ im Verein mit A. Buchenberger auch gesondert herausgegeben worden. Außerdem lieferte er für Zeitschriften und Tagesblätter gelegentliche Beiträge oder ständige Berichte, wie für die „Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege“. Mitten im besten Wirken befiel ihn 1890 schwere Krankheit, deren Nachwirkungen ihn im Jahre 1891 zwangen, aus der liebgewonnenen Stellung zu scheiden und sich in zeitweiligen Ruhestand versetzen zu lassen. Aber trotz schweren Leidens versah er 1891—1893 die Stelle eines zweiten Beamten der Versicherungsanstalt Baden, und so schmerzlich ihm auch der Abschied

von einem ihm ans Herz gewachsenen Wirkungskreis geworden, machte er sich doch mit größter Pflichttreue auch in dem neuen Amte bald völlig heimisch und fand für die rasch anwachsende, mühevolle Arbeit reiche Genugtuung in dem Bewußtsein, selbst leidend so vielen Leidenden Trost und Linderung verschaffen zu können. In dieser Stellung, die ihm 1893 unter Wiederanstellung im staatlichen Dienste etatmäßig übertragen ward, wirkte er bis zum vorletzten Tage seines Lebens, und nur die zitternde Hand verriet in den letzten, kurz vor seinem am 11. Juni 1896 erfolgten Hinscheiden ausgefertigten Schriftstücken den zu Tod Erkrankten. Sein Schaffensdrang tat sich indes mit dieser amtlichen Wirksamkeit zu keiner Zeit Genüge; opferwillig stellte er sich in den Dienst gemeinnütziger Interessen. So wirkte er als Vorsitzender im Verwaltungsrat des Pfründnerhauses und als Vorstandsmitglied der Sonntagsstiftung, als Stadtverordneter, in der Karlsruher Sektion des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, im Arbeiterbildungsverein und im Militärverein. Seine großen Verdienste um das badische Militärvereinswesen fanden in dem badischen Militärvereinsblatt vom 19. und 26. Juni 1896 von berufener Seite Anerkennung und Würdigung. (Karlsruher Zeitung vom 11. Juli 1896.)

Joseph Pfister

wurde am 8. Mai 1833 zu Reichartshausen im Rheingau geboren, wo sein Vater damals gräflich Schönbornscher Schloßgärtner war. In der Folge besuchte der junge Pfister die lateinische Schule in Würzburg und später jene in Kitzingen, wo er im Jahre 1850 das Absolutorium erhielt, um sich der Pharmazie zu widmen. Die Liebe zur Gärtnerei trieb ihn jedoch zur gärtnerischen Laufbahn. Nach überstandener Lehrzeit im königlichen Hofgarten zu Würzburg, wo er gleichzeitig auch die Landwirtschafts- und Gewerbeschule und Vorlesungen an der Universität über Botanik besuchte, fand er in verschiedenen Gärten, namentlich auch in den ehemals herzoglich nassauischen Gärten zu Bieberich, unter der Leitung des damaligen Gartendirektors Thelemann, dann als Obergehilfe in einer großen Gärtnerei bei Riga, hierauf in den bedeutenden Unternehmungen der Firma van Houtte u. Verschaffelt in Gent Beschäftigung, bis er im Jahre 1861 Geschäftsführer der Firma Rinz, der damals bedeutendsten Handelsgärtnerei Deutschlands, wurde. Nach der beim Tode des Inhabers erfolgten Auflösung dieses Geschäftes erhielt Pfister die Leitung

der von Rothschildschen Gartenanlagen in Günthersburg bei Frankfurt a. M. übertragen, wo er sechzehn Jahre lang erfolgreich wirkte. Nach Abschluß dieser Tätigkeit betrieb Pfister in Frankfurt a. M. eine eigene Blumen- und Pflanzenhandlung, bis er im Jahre 1882 durch Großherzog Friedrich unter Ernennung zum Garteninspektor die erledigte Vorstandsstelle bei der Großh. Hofgartendirektion übertragen erhielt, welche er, im Jahre 1884 zum Gartendirektor ernannt, bis zu seinem Tode am 24. März 1895 in unermüdlich treuer Pflichterfüllung vortrefflich besorgte. Besonders in der Gestaltung von Gartenanlagen bewies er viel Geschmack und eine große Geschicklichkeit, wie namentlich die Umgestaltungen auf den Schloßplätzen und in dem Schloßgarten zu Karlsruhe zeigten. Im übrigen beschränkte er sich nicht auf den Kreis seiner eigentlichen Aufgaben, sondern suchte auch weiterhin gemeinnützig tätig zu sein, so vor allem, indem er, veranlaßt durch Wünsche der Großherzogin Luise, für Damenkreise und in Schulen Vorträge über Pflanzenkunde und die Pflege von Blumen hielt und so nach vielen Seiten hin belehrend und anregend wirkte. (Beilage zu Nr. 86 der Karlsruher Zeitung vom 27. März 1895.)

Fritz Plank,

Großh. Kammer- und Hofopernsänger in Karlsruhe 1884—1900, wurde geboren am 7. November 1848 zu Wien. Er erhielt seine musikalische Ausbildung durch Friedrich Schmitt und Josef Gänsbacher und begann seine theatralische Laufbahn 1874 an der Komischen Oper in seiner Vaterstadt. Von 1875—1884 gehörte er dem Hof- und Nationaltheater in Mannheim an, wo er sich neben August Knapp zum ersten Baritonisten emporschwang. Mit dem Jahre 1884 trat der Künstler in den Verband des Hoftheaters zu Karlsruhe, wo er unter der musikalischen Leitung Felix Mottls sehr bald zu einer der bewährtesten Stützen aller bedeutenden Opernunternehmungen und zu einem erklärten Liebling des kunstliebenden Publikums heranwuchs. Die sorgfältige Pflege, die der stilvollen Vorführung der Wagnerschen Musikdramen an der Karlsruher Bühne gewidmet wurde, kam insbesondere der künstlerischen Entwicklung Planks in hohem Grade zu statten. Das ausgiebige und markige, zugleich durch Weichheit und Wohllaut entzückende Organ des Sängers, die vortreffliche musikalische Schulung seiner Stimme, die Vornehmheit und seelische Belebtheit seines Vortrags, endlich seine schauspielerische

Gestaltungskraft machten den Künstler in hervorragendem Maße geeignet zum Interpreten der Wagnerschen Gestalten. Sein Holländer, Telramund, Hans Sachs, Kurwenal, Wotan waren vollwertige Schöpfungen, die ebensowohl durch die Stilechtheit des musikalischen Vortrags wie durch die Einfachheit und Großzügigkeit ihrer künstlerischen Gestaltung imponierten. Insbesondere war der Hans Sachs des Künstlers eine erstklassige Leistung, in der die Gestalt des Nürnberger Poeten in dem ganzen Reichtum ihres seelischen und geistigen Gehaltes und ihres vollsaftigen gemütlichen Humors zu überzeugendem und hinreißendem Ausdruck kam. Daß Plank sich den ersten Vertretern dieser Rolle würdig an die Seite stellen konnte, zeigten die großen Erfolge, die ihm in Bayreuth zuteil wurden, wo er in den Jahren 1884—1897 in siebenmaligen Festspielen beteiligt war und außer Hans Sachs auch den Klingsor und Kurwenal in mustergültiger Weise verkörperte. Die vortreffliche Gesangstechnik, die dem Künstler eigen war, befähigte ihn, neben den Wagnerschen Gestalten auch in eigentlichen Gesangspartien, so als Nelusco, Amonasro, Jakob, Lysiart, St. Bris, Sprecher in der „Zauberflöte", und weiterhin vor allem als Oratoriensänger (Christus in der Matthäus-Passion) und im Konzertsaal als Liedersänger hervorragendes zu leisten. Hinsichtlich der Ausdehnung seines Repertoires nach der Richtung der sogenannten Spielbariton-Partien war dem Künstler durch seine außergewöhnliche körperliche Fülle und seine mit den Jahren immer mehr zunehmende Schwerfälligkeit eine hemmende Schranke gezogen. Was ihm in vielen Fällen hindernd im Wege stand, wurde ihm förderlich in manchen komischen Partien, so vor allem als Falstaff in der gleichnamigen Oper Verdis, wo er in der Titelrolle eine unvergleichlich ergötzliche Gestalt schuf. Auch sonst sind Planks humoristische und komische Gestalten, in denen die prächtige Liebenswürdigkeit, der wahrhaft kindliche und sonnige Humor des Menschen zum natürlichen Ausdruck kamen, mit besonderem Nachdruck hervorzuheben. In dem Papageno, den Plank in seinen jüngeren Jahren des öfteren sang, schien die ganze ursprüngliche Naivität des alten Wiener Humoristen wieder aufzuleben, und in den Gestalten des Basilio im „Barbier von Sevilla" und des Mandarin Tsingsing in Aubers „ehernem Pfad" hat Plank später Figuren von unendlicher Drolligkeit auf die Bühne gestellt. Daß sein Humor und seine hohe Künstlerschaft auch das Triviale zu adeln wußte, zeigte das köstliche Kabinettsstück, das er aus dem alten Freiherrn im „Trompeter von Säckingen" zu gestalten wußte. Ja selbst

den kleinsten und unscheinbarsten Figuren, wie dem Alt-Wiener Bürger Aibler in Kienzls „Evangelimann“ und dem Wirt zum Hahn in Raimunds „Gefesselter Phantasie“ wußte er ein so charakteristisches Gepräge und so drollige Eigenart aufzudrücken, daß diese Gestalten, die den Erdgeruch seines heimatlichen, österreichischen Volkstums ausstrahlten, dem Zuschauer lieb und unvergeßlich blieben. — Allzufrüh für die Kunst wurde Plank auf der Mittagshöhe seines Könnens seinem Wirkungskreise entrafft. Durch einen verhängnisvollen Sturz in die Versenkung, den er auf einer Probe des „Freischütz“ am 21. Dezember 1899 erlitten hatte, zog er sich schwere innere Verletzungen zu, denen er am 15. Januar 1900 erlag. Die außerordentliche Beteiligung, die seinem Begräbnis aus allen Kreisen der badischen Residenz zuteil wurde, zeugte von der allgemeinen Teilnahme, die sich dem Geschick des Künstlers zuwendete und von dem tiefen Schmerze, womit der Heimgang des beliebten und vortrefflichen Sängers, des biederen und treuherzigen Menschen betrauert wurde. E. Kilian.

Philipp Platz

wurde am 1. Mai 1827 zu Wertheim als Sohn des Professors am dortigen Gymnasium Christian Friedrich Platz geboren. Der reichbegabte Knabe durchlief rasch die Schulen seiner Geburtsstadt und bestand bereits im siebzehnten Lebensjahre (1844) die Abiturientenprüfung, in einem Alter, welches den Besuch der Hochschule noch nicht gestattete. Das freie Semester benützte er, um sich ganz seinem Lieblingsstudium, den Naturwissenschaften, hinzugeben. Im Sommer 1845 hörte er dann naturwissenschaftliche Kollegien in Heidelberg, um bereits im Herbst zum Besuch des Polytechnikums nach Karlsruhe überzusiedeln, in der Absicht, sich dem Bergfach zu widmen. Der Ausbruch der Revolution scheint diese Absicht durchkreuzt zu haben; denn sofort nach vollendeten Studien begegnen wir ihm als Assistent im chemischen Laboratorium des Professors Weltzien, unter dessen Anleitung er Gelegenheit fand, sich anderthalb Jahre lang im Experimentieren für den Unterricht zu üben und vorzubereiten. Angesichts der ungünstigen Lage aller technischen Betriebszweige kurz nach dem „tollen Jahre“ entschloß sich der junge Gelehrte ins Lehrfach überzutreten, und so kam er, nachdem er noch die Prüfung in Mathematik und Naturwissenschaften abgelegt hatte, im Herbst 1849 erstmals in den praktischen Schuldienst und zwar als Lehrer für Mathe-

matik und Naturwissenschaften an die höhere Bürgerschule in Emmendingen. Seine Unermüdlichkeit bestimmte ihn, neben dem angestrengten Schuldienst mehrere Jahre hindurch auch noch Unterricht im Zeichnen und in der Geometrie an der dortigen Gewerbeschule und in den Naturwissenschaften, sowie in der Geometrie an der benachbarten Ackerbauschule Hochburg zu erteilen. Seine knappen Mußestunden und die Ferien benützte er dazu, die Umgebung seines Wohnortes, insbesondere auch den geologisch so interessanten Kaiserstuhl wissenschaftlich zu untersuchen. Seine Inauguraldissertation „Geognostische Beschreibung des unteren Breisgau von der Hochburg bis Lahr" (mit geologischer Karte, 1858) war das Ergebnis dieser gewissenhaften Studien. Im Jahre 1863 wurde Platz als Professor an die neu gegründete höhere Bürgerschule in Karlsruhe berufen, von welcher er zu dem aus der genannten Anstalt im Jahre 1868 herausgewachsenen Realgymnasium überging. Dreiundzwanzig Jahre wirkte Platz an dieser Schule mit unermüdlichem Eifer und segensreichem Erfolg; ganze Schülergenerationen verdanken seiner sorgfältigen und treuen Anleitung die Grundlagen ihrer naturwissenschaftlichen und mathematischen Bildung, auch hat er die mathematischen Lehrmittel und die naturwissenschaftlichen Sammlungen der beiden Anstalten neu eingerichtet und insbesondere das chemische Laboratorium in mustergültiger Weise reorganisiert. Im Dezember 1891 zwangen ihn körperliche Leiden, in den Ruhestand zu treten. Noch neun Jahre war es ihm vergönnt, die wohlverdiente Muße zu genießen; am 30. Juni 1900 ist er in Karlsruhe gestorben. — Platz war eine durchaus einfache und gerade Natur; rüstig und fest wie seine Körperkraft, so war auch seine geistige Potenz bis zu seinem Sterbetage ungeschwächt und ungebrochen. Was ihm sein Schuldienst an freier Zeit ließ, verwendete er in Karlsruhe, wie auch im Markgräfler Lande, zu planmäßig durchgeführten geologischen Untersuchungen, die er schließlich auf das ganze Baden ausdehnte. Seinem Forscherfleiße verdanken wir nach dieser Richtung hin eine ganze Reihe wertvoller Monographien und kartographischer Arbeiten. Außer dem Breisgau unterzog er die Sektionen Lahr und Offenburg, Forbach und Ettlingen, die Triasbildungen des Taubertals, die Steinsalzlager bei Wyhlen, das Rhein- und Pfinztal, das Neckartal und den Kraichgau eingehenden Untersuchungen. Sehr geschätzt ist seine geologische Geschichte der Alpen (in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins 1874), seine topographisch-geologische Studie über die Hornisgrinde (Verhandlungen der badischen geographischen Gesellschaft 1885)

und diejenige über den ganzen Schwarzwald (Geographische Blätter, Bremen 1887), sowie seine interessante geologische Skizze des Großherzogtums, mit einer Übersichtskarte in 1:400000 und Profilen (Das Großherzogtum Baden, Karlsruhe, Bielefeld 1883, S. 52—72). Außerordentlich tätig war Platz im naturwissenschaftlichen Vereine in Karlsruhe. Seine hülfsbereite Arbeit in der Transportabteilung des Männerhülfsvereins im Kriege 1870/71 wird innerhalb und außerhalb des Landes unvergessen bleiben. (Vgl. Badische Landeszeitung 1900 Nr. 339 und XXIV. Jahresbericht des Realgymnasiums Karlsruhe für 1891/92 S. 4 ff., wo auch die wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Platz aufgeführt sind.)

Richard Pohl.

In der Geburtsstadt Richard Wagners hat auch Pohls Wiege gestanden; am 12. September 1826 ist er in Leipzig geboren, der Musikstadt, von der zahllose Anregungen von der größten Tragweite für das musikalische Leben Deutschlands ausgegangen sind. Sein Studiengang ging anfangs durchaus nicht in künstlerischer Richtung; er besuchte die Gewerbeschule in Chemnitz (1841) und studierte dann auf der polytechnischen Schule in Karlsruhe Mathematik und Mechanik, und seit 1849 auf den Universitäten Göttingen und Leipzig Philosophie. Doch seine Neigung und der Verkehr mit bedeutenden Musikern führten ihn bald der Kunst zu, in deren Dienst er seine spätere Lebensaufgabe und die vollste Befriedigung finden sollte. Nach kurzer Lehrtätigkeit in Graz ließ er sich 1852 in Dresden, schon zwei Jahre später aber, durch Liszt angezogen, in Weimar nieder, wo seine Frau, Johanna Eyth aus Karlsruhe, eine Harfenvirtuosin, im Opernorchester unter Liszts Direktion angestellt wurde. Als Liszt im Jahre 1863 seine Tätigkeit in Weimar abschloß, verlor der dortige Aufenthalt auch für Pohl seine Bedeutung und er wandte sich nach Baden-Baden, das ihm eine zweite Heimat wurde. Durch dreiunddreißig Jahre hindurch hat er von hier aus eine ungemein fruchtbare literarische Tätigkeit ausgeübt und neben seinen musikalischen Schriften war es das von ihm geleitete „Badeblatt", dem er mit unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit seine Kräfte widmete. Ein eleganter und produktiver Musikschriftsteller, hat Pohl mit seinen Arbeiten, sowohl mit den im Buchhandel erschienenen, wie mit den zahllosen in Zeitschriften und Zeitungen verstreuten, der Wagnerschen Idee den Sieg erfechten

helfen. Er war ein begeisterter Bannerträger des genialen Reformators unserer Bühnenmusik, ein Herold der neuen Kunstanschauung, die Wagner begründete, ein Rufer im Streite, als der Kampf für und wider die neue Richtung tobte. Seine literarischen Arbeiten erregten Aufmerksamkeit, da sie neben Schärfe der Beobachtung und Klarheit des Urteils auch den in der Fachliteratur so seltenen Vorzug eines glänzenden Stils, einer sehr gefälligen und allgemein verständlichen Darstellung besaßen. Wie für das Verständnis Wagners, so hat Pohl auch für das Verständnis Franz Liszts in ganz hervorragendem Maße gewirkt und eine gerechte Würdigung der genialen und edlen Natur Liszts mit herbeigeführt. Neben diesen beiden großen Meistern ist es Hektor Berlioz gewesen, für dessen Anerkennung er unermüdlich mit dem schönsten Erfolg tätig war. Von den deutschen Kunstschriftstellern ist er es in erster Linie gewesen, der auf dem Wege der Kritik und nachdrücklicher noch durch seine Übersetzungen der Werke von Berlioz bestrebt war, dem genialen Franzosen zu seinem Rechte zu verhelfen. Sowohl der Schriftsteller wie der Komponist Berlioz verdankt Pohl außerordentlich viel; wie Pohl durch seine vierbändige Übersetzung der Schriften von Berlioz den letzteren beim deutschen Lesepublikum recht eigentlich eingeführt hat, so hat er auch den dramatischen Hauptwerken des französischen Komponisten teils durch Übersetzung, teils durch seinen literarischen Einfluß und seine Verbindungen in der Kunstwelt den Weg auf die deutsche Bühne eröffnet. Auf seine 1883 erschienenen Schriften über Wagner und Liszt ließ er im folgenden Jahr ein Buch über Berlioz folgen, das die wertvollsten Aufschlüsse über die Persönlichkeit und das künstlerische Schaffen des französischen Meisters, teils in Gestalt von Erinnerungen aus dem persönlichen Verkehre Pohls mit Berlioz, teils in der Form geistvoller und feinsinniger Studien bot. Ein bedeutender Landsmann von Berlioz, Saint-Saëns, hat in Pohl, der eine mustergültige Übersetzung vom Texte der „Dalila" lieferte, gleichfalls die wertvollste Unterstützung gefunden. Von weiteren Schriften Pohls erwähnen wir „Akustische Briefe für Musiker und Musikfreunde" (1853), „Bayreuther Erinnerungen" (1877), „Die Höhenzüge der musikalischen Entwicklung" (1888). Als Kritiker der ausübenden Künstler, eine Tätigkeit, zu der Pohl namentlich durch seine Leitung des „Badeblattes" reichliche Veranlassung fand, hat er stets gerne von dem schönen Vorrechte der Kritik Gebrauch gemacht, wahres Talent zu fördern. Zahllose Künstler und Künstlerinnen verdanken ihm eine Förderung ihrer Laufbahn, eine Ermutigung ihres Strebens, für

die er sich reichlichen Dank verdient hat. In Baden-Baden war Pohl jahrzehntelang eine volkstümliche Erscheinung, die markanteste Persönlichkeit im Kunstleben dieser Stadt, ein lebendiges Stück Badener Lokalgeschichte, ein begeisterter Träger wertvoller Traditionen aus literarisch und künstlerisch bedeutungsvollen Perioden der Bäderstadt. Er war zugleich seit langen Jahren der getreue Chronist Baden-Badens, der alle Ereignisse des gesellschaftlichen und geistigen Lebens in der Stadt kritisch beurteilt und literarisch festgelegt hat. Pohl starb am 17. Dezember 1896 in Baden-Baden, nachdem ihm einige Monate vorher noch vergönnt gewesen, unter allgemeiner Teilnahme zahlreicher Freunde und Verehrer seinen siebzigsten Geburtstag zu feiern. (Vergl. W. Harder in der Karlsruher Zeitung 1896 Nr. 610; A. Smolian im Musikalischen Wochenblatt XXVIII [1897] S. 25 f.; R. Eitner in Bettelheims Biographischem Jahrbuch 1, 117 f. — Eine Autobiographie hat Pohl im Jahrgang XII [1881] des Musikalischen Wochenblattes veröffentlicht.)

*

Gustav Adolf Poinsignon

wurde am 10. Juni 1836 zu Konstanz als Sohn des durch einen Abriß der Konstanzer Münzgeschichte (1870) bekannten Spitalverwalters Heinrich Poinsignon geboren und starb am 22. Februar 1900 infolge eines in dem benachbarten Kreuzlingen auf ihn verübten Überfalles. Er hatte sich der militärischen Laufbahn gewidmet, beschäftigte sich aber schon als Hauptmann und Kompagniechef (1878) im 7. Rheinischen Infanterieregiment zu Diedenhofen aus Liebhaberei mit geschichtlichen Studien und verwaltete, nachdem er 1879 seinen Abschied genommen und beim Großherzoglichen General-Landesarchiv zu Karlsruhe den praktischen Archivdienst erlernt hatte, 1880—1891 das Stadtarchiv zu Freiburg i. B., von dem er sich zunächst in die Schweiz (Bern) und dann in seine Vaterstadt Konstanz zur Ruhe zurückzog. Als Stadtarchivar von Freiburg hat er eine vielseitige literarische Tätigkeit entwickelt, während er für die Ordnung und Repertorisierung der Archivalien wenig Neigung empfand. Dagegen schrieb er zahlreiche kleinere und größere Beiträge zur Geschichte der Stadt Freiburg und des Breisgaus von verschiedenem Werte, wovon seine Herausgabe der „Heiliggeistspitalurkunden" der Stadt Freiburg (1. Teil 1890) und seine „Geschichtliche Ortsbeschreibung" (1. Teil 1891) die nennenswertesten sind. Seine verdienstlichste Arbeit sind die in der „Zeitschrift für die

Geschichte des Oberrheins" (Neue Folge. 2. Bd.) erschienenen „Öbungen und Wüstungen im Breisgau" (1887). Außerdem war er als Pfleger des Germanischen Museums zu Nürnberg und der Badischen Historischen Kommission und in dieser Eigenschaft als Ordner und Bearbeiter verschiedener größerer Gemeinde- und Pfarrarchive, sowie als mehrjähriger Schriftleiter der Zeitschrift des Breisgauvereins „Schauinsland" (1884—1890) tätig. *

Friedrich von Preen.

Karl Friedrich Adolf Philipp von Preen wurde als der Sohn des aus einem alten mecklenburgischen Adelsgeschlechte stammenden damaligen Majors, späteren Oberstleutnants in dem großherzoglich badischen Garde du Corps, Johann Friedrich von Preen und dessen zweiter Gemahlin Karoline geb. Fesenbeckh am 15. Juni 1823 in Karlsruhe geboren. Der Vater starb schon im Jahre 1832, und der junge Friedrich wurde von seinem Vormund, dem Freiherrn von Racknitz, dem Benderschen Institut in Weinheim zur Erziehung anvertraut. Später besuchte er das Lyceum in Mannheim, wo er im Mai 1841 das Zeugnis der Reife zur Universität erhielt. Auf den Hochschulen zu Heidelberg und Berlin machte er demnächst, nach den Zeugnissen seiner akademischen Lehrer mit hervorragendem Fleiß und Eifer, seine Studien und wurde am 14. Juni 1845 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen. Nachdem er bei den Bezirksämtern Weinheim, Mannheim und Heidelberg längere Zeit praktiziert hatte, wurde er im August 1848 mit der Vertretung des beurlaubten Amtmanns in Buchen, im Oktober des gleichen Jahres mit der Besorgung der Geschäfte bei dem Kriminalbureau des Oberamts Heidelberg betraut und im Juni 1849 dem Bezirksamt Weinheim als Amtsverweser für den abwesenden zweiten Beamten beigegeben. Im Dezember 1850 erfolgte seine Ernennung zum Assessor und im August 1855 zum Amtmann bei dem Stadtamt Mannheim. Im April 1859 wurde er zum Vorstand des Bezirksamts Lörrach befördert und im April 1861 zum Oberamtmann ernannt. Im Oktober 1869 wurde ihm die Amtsvorstandsstelle bei dem Bezirksamt Bruchsal unter Ernennung zum Stadtdirektor übertragen, und im Mai 1874 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Karlsruhe versetzt, wo er volle 20 Jahre in dieser amtlichen Tätigkeit wirkte. 1887 erhielt er den Titel Geh. Regierungsrat, 1892 wurde er zum Geh. Oberregie-

rungsrat ernannt. In der Eigenschaft des Amtsvorstandes von Karlsruhe war von Preen auch Kreishauptmann des Kreises Karlsruhe. Außerdem war er während einer Reihe von Jahren tätig als Mitglied der kaiserlichen Disziplinarkammer, als Vorsitzender des Schiedsgerichts für die Unfallversicherung und als Vorsitzender des Verwaltungsrates des Lehrerinnenseminars Prinzessin-Wilhelm-Stift. Die Verdienste von Preens im staatlichen Dienste zeichnete sein Landesherr, der ihm stets die gnädigste Gesinnung bewies, 1868 durch die Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse des Zähringer Löwenordens aus, welcher 1881 die Verleihung des Kommandeurkreuzes 2. Klasse folgte; nach dem Kriege von 1870/71 erhielt er in Anerkennung seiner Tätigkeit für die Krankenpflege das badische Erinnerungszeichen. Auch von anderen Souveränen wurde er durch Verleihung hoher Orden ausgezeichnet. Aus zwei Ehen, mit Clara Giulini, welche im August 1852 starb, und Elisabeth Freiin von Reischach, entstammen drei Söhne und eine Tochter. Bis in sein höheres Alter sich einer guten Gesundheit erfreuend, erlag er am 5. Mai 1894 einem sich rasch entwickelnden Herzleiden. Friedrich von Preen war ein Mann von gründlicher und vielseitiger Bildung. Wie er schon auf der Universität neben seinem Fachstudium sich eifrig auch mit anderen Disziplinen — Philosophie, Literatur, Geschichte — beschäftigt hatte, so hat er auch späterhin die spärlichen Mußestunden eines vielbeschäftigten Beamten dazu verwendet, sich auf den verschiedensten Gebieten des Wissens fortzubilden und reiche Anregung aus einer sorgfältig ausgewählten Lektüre in sich aufzunehmen. Er war auch selbst schriftstellerisch tätig, und seine Veröffentlichungen in Zeitschriften — von denen hier ein Aufsatz über die sozialen Aufgaben der Polizei in Deutschland in der Deutschen Vierteljahrsschrift und eine Darstellung der badischen Verwaltungsorganisation von 1864 in den Preußischen Jahrbüchern besonders hervorgehoben seien — zeichneten sich durch eine ebenso korrekte als elegante Diktion aus. Auch seine amtliche Wirksamkeit wurde von seinen wissenschaftlichen Anschauungen vielfach beeinflußt. Eine schablonenhafte, lediglich bureaukratische Auffassung der Aufgaben der Verwaltung stand ihm stets fern. Aber er war kein abstrakter Doktrinär, sondern voll Verständnis für die Anforderungen, die das praktische Leben an den Staatsbeamten stellt. Sein scharfer Blick, seine bedeutende Arbeitskraft, verbunden mit einer vornehmen, humanen Gesinnung, einem gerechten, aber milden Urteil und einem nie versagenden Wohlwollen gewannen ihm überall, wo er wirkte, das Ver-

trauen der Amtsangehörigen. In Lörrach, wo er in der wichtigen Zeit der Einführung der neuen Organisation tätig war, trat er auch den im Wiesental niedergelassenen Schweizer Fabrikanten und vielen namhaften Persönlichkeiten in Basel nahe, von denen nur der langjährige Staatsschreiber Regierungsrat Bischoff, und der berühmte Historiker Jakob Burkhardt genannt seien. Der letztere gab seiner Freundschaft öffentlichen Ausdruck, indem er von Preen die zweite Auflage seiner „Geschichte der Zeit Konstantins des Großen" widmete. In Karlsruhe hat eine 20jährige Wirksamkeit ihm nicht minder wie an den andern Stätten seiner amtlichen Tätigkeit viele Freunde gewonnen und ein ehrendes Andenken gesichert. (Karlsruher Zeitung 1894 Nr. 125.)

Bernhard August Prestinari.

Unter den Männern, welche in der Entwicklung unseres heimatlichen Staatslebens eine besondere Bedeutung erlangt und sich um das Vaterland verdient gemacht haben, nimmt Kreis- und Hofgerichtspräsident Prestinari eine so hervorragende Stelle ein, daß es als eine zeitgenössische Pflicht erscheint, das Wesen und Wirken dieser ausgezeichneten Persönlichkeit in einem Lebensbilde dem Gedächtnisse der Nachkommen zu erhalten. Die Familie Prestinari entstammt einem oberitalienischen Geschlechte, von welchem einzelne Glieder im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts von Sala am Comersee nach Deutschland auswanderten und sich zum Teile in Bruchsal, der damaligen Residenz des Fürstbischofs von Speyer, und in benachbarten kurpfälzischen Orten niederließen, wo sie zu Ansehen und Vermögen gelangten. — Bernhard August Prestinari, der Sohn des Kaufmanns Franz Anton Prestinari und dessen Gattin, Anna geb. Siegel, einer Tochter des Regierungsdirektors Bernhard Siegel in Mannheim, wurde am 9. Dezember 1811 zu Bruchsal geboren. Im Elternhause genoß der glücklich veranlagte Knabe durch den verständigen Vater und die Mutter, eine zarte Frau von feinem Wesen, welche einen großen Einfluß auf den Sohn gehabt zu haben scheint, eine sorgfältige, liebevolle Erziehung. Zum Besuche einer Mittelschule herangereift, empfing er seine allgemein wissenschaftliche Vorbildung im Gymnasium zu Bruchsal. Sein Abgangszeugnis war ein erfreulicher Beweis dafür, daß die Aufgabe des humanistischen Gymnasiums, mittelst Pflege der klassischen Studien in das Geistesleben der antiken Welt einzuführen und so die geistige Gemeinschaft der

Gegenwart mit der Vergangenheit zu vermitteln, an dem talentvollen Schüler in vollem Maße erreicht worden ist. Nach dem Austritte aus der Anstalt nahm er zunächst noch einen halbjährigen Privatunterricht, wobei er „außer der Beschäftigung mit klassischen Schriftstellern in den alten und einigen neuern Sprachen, auch in der Philosophie mit ungewöhnlichem Fleiße ausgezeichnete Fortschritte gemacht hat". Mit einer vortrefflichen Vorbildung ausgestattet bezog er im Frühjahre 1829 die Universität, um in Heidelberg und Gießen dem Studium der Rechtswissenschaft sich zu widmen. — Nach ehrenvoll bestandener Staatsprüfung wurde er am 3. September 1833 als Rechtspraktikant rezipiert und war sodann im Vorbereitungsdienste bei dem Oberamte Bruchsal und als Anwaltsgehülfe in Mannheim beschäftigt. Indessen ist dieser Vorbereitungsdienst durch größere Reisen wiederholt unterbrochen worden. Vornehmlich die landschaftlichen Reize und die unvergleichlichen Kunstschätze Italiens waren es, welche auch auf den jungen Prestinari ihre mächtige Anziehungskraft übten. So unternahm er, vielleicht auch einem unbewußten Zuge nach der stammväterlichen Heimat folgend, im Spätsommer 1834 seine erste größere Reise nach Italien, welche bis Sizilien ausgedehnt wurde und mit einem längern Aufenthalte in Rom verbunden war. Eingehende und anmutig geschriebene Reiseberichte an die Eltern zeugen ebensowohl von feiner Beobachtungsgabe, als von sicherm und treffendem Urteile über Land und Leute. Aus den Briefen spricht überdies die lebhafteste Freude über täglich sich steigernde Natur- und Kunstgenüsse und die herzlichste Dankbarkeit für die elterliche Reiseerlaubnis. Wie tief und nachhaltig die Eindrücke waren, welche das wunderbare Land in dem reichbegabten, strebsamen, für alles Schöne und Erhabene empfänglichen und begeisterten Jünglinge hinterlassen hatte, beweist am besten die zweimalige Wiederholung dieser Reise, erstmals schon im folgenden Jahre, und die wachsende Liebe zur bildenden italienischen Kunst der Renaissance, deren Zauber ihn mehr und mehr gefesselt hielt, und in deren unerschöpflichen Reichtum er mit feinsinnigem Verständnisse und mit dem sichtbaren Gewinne hoher ästhetischer Bildung immer tiefer einzudringen strebte. Die zweite, in Begleitung eines gleichaltrigen Verwandten ausgeführte Reise ging über den Simplon, unter vielen Beschwerden durch Schneefälle, nach Genua und Florenz und nach dem Besuche einer Reihe von oberitalienischen Städten über Venedig, den Brenner und München zurück und war hauptsächlich dem fortgesetzten Studium der Kunstwerke und ihrer Meister gewidmet.

Aber auch nach einer andern Richtung hat sich das Geistes- und Gemütsleben Prestinaris frühzeitig in bemerkenswerter Weise entwickelt. Schon während der Gymnasialstudien zeigte er entschiedene Anlage und Neigung zur Poesie und besondere Vorliebe für philosophische Studien. In seinem schriftlichen Nachlasse befinden sich dichterische Versuche in verschiedenen Formen der Poesie, sowie größere und kleinere Aufsätze, zum Teile über wichtige philosophische Probleme, ferner eine Fülle ungemein sorgfältiger, teilweise mit eigenen kritischen Bemerkungen versehener Auszüge aus belletristischen und wissenschaftlichen Werken aller Art, namentlich im Gebiete der Kunstgeschichte, der Naturwissenschaften und der Philosophie. Diese Auszüge sind fortwährend gesammelte Lesefrüchte, welche das vielseitige wissenschaftliche Interesse und zugleich die außerordentliche Belesenheit Prestinaris dartun. Jene eigenen Dichtungen und Aufsätze dagegen rühren aus der Zeit von den ersten Jünglingsjahren bis zu den Anfängen der praktischen Berufstätigkeit und bekunden einerseits die Fähigkeit, Vorstellungen und Bilder einer reichen Phantasie und Empfindungen eines reinen und tiefen Gemütes im Gewande sprachlicher Schönheit zum Ausdrucke zu bringen, anderseits das ernste Streben, Wesen und Grundbedingungen des wissenschaftlichen Denkens sich klar zu machen und in das Studium der philosophischen Systeme sich zu vertiefen. Im Entwicklungsgange der neueren Philosophie mag ihn wohl am meisten der Hegelsche Idealismus angezogen haben, von dem „er hoffte, es dahin zu bringen, daß er das System ganz verstehe und etwa einzelne Teile desselben weiter ausführe“. In der Tat scheint der jugendliche Poet und Philosoph etwas vom Geiste, den der Dichter mit den Worten preist: «Est deus in nobis, agitante calescimus illo» verspürt und sich als einen von jenen gefühlt zu haben, denen die Wissenschaft „die hohe, die himmlische Göttin ist“. — Im weitern Verlaufe seines Vorbereitungsdienstes ist dem angehenden Praktiker auf sein Ansuchen am 12. April 1836 von Großh. Justizministerium das Recht zur Verfassung gerichtlicher Schriften und am 28. Juni desselben Jahres von Großh. Ministerium des Innern das Schriftverfassungsrecht in Administrativsachen erteilt worden. Dies war die Form, in welcher die Zulassung zur Anwaltschaft nach damaliger Einrichtung zunächst zu erfolgen pflegte. Er scheint übrigens die Anwaltschaft nicht selbständig ausgeübt zu haben, denn schon am 31. Januar 1837 wurde er als Praktikant in das Sekretariat des Hofgerichts zu Mannheim berufen. In allen bisherigen Stellungen hatte er sich durch gediegene Rechtskennt-

nisse, musterhaften Fleiß und tadellose Führung ausgezeichnet. Seine erste Anstellung mit Staatsdienerrecht erreichte er am 28. Dezember 1838 als Sekretär des Hofgerichts zu Rastatt. Im folgenden Jahre verehelichte er sich mit Luitgarde Mosthaf, einer erstehelichen Tochter des Regierungsdirektors Mosthaf in Ellwangen, welcher in zweiter Ehe mit einer Tante Prestinaris von mütterlicher Seite vermählt war. Durch diese Familienbeziehung hatte Prestinari Luitgarde Mosthaf kennen gelernt und schon in frühen Jugendjahren eine mit gleicher Innigkeit erwiderte Herzensneigung zu ihr gefaßt. Mit dem Eintritte in den Staatsdienst war für ihn früher, als es nach damaliger Übung auch unter günstigen Verhältnissen sonst zu geschehen pflegte, eine Reihe von Staatsämtern eröffnet, zu welchen er in rascher Aufeinanderfolge berufen ward, und die ihm reichliche Gelegenheit boten, seine außerordentlichen Talente zu betätigen und das von der Regierung in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Am 27. August 1840 wurde er zum Assessor bei dem Hofgerichte zu Rastatt und am 10. September 1844 zum Hofgerichtsrate in diesem Gerichtshofe ernannt. Zugleich verwaltete er in dieser Stellung bis zur Verlegung des Hofgerichts nach Bruchsal im Oktober 1847 das Nebenamt des landesherrlichen Kommissärs bei dem Verwaltungsrate des Lyceums zu Rastatt. In einem überaus wohlwollenden und ehrenvollen Schreiben vom 11. Januar 1848 hat ihm der Chef der Justizverwaltung, unter Vorbehalt seines eventuellen Rücktritts in den Richterdienst, die Stelle eines Ministerialrates im Justizministerium angeboten, die ihm auch, nachdem er sich zur Annahme bereit erklärt hatte, am 21. desselben Monats verliehen worden ist. Noch im gleichen Jahre wählte ihn seine Vaterstadt zu ihrem Landtagsabgeordneten, ein Vertrauensamt, zu dem er ohne sein Zutun gelangt war und welches er bis zum Jahre 1867 innehatte. Das folgende Jahr ist für Prestinari und seine Kollegen verhängnisvoll geworden. Es ist das Jahr 1849, an welches sich trübe Erinnerungen aus dem unheilvollen Maiaufstande knüpfen. Die Vorgänge, wie sie sich im Frühling jenes Jahres im Großherzogtum entwickelten, sind bekannt. Die Katastrophe selbst ist in den Tagen vom 12. bis 14. Mai eingetreten. Durch die Ereignisse dieser Tage wurde der Großherzog bewogen, das Land zu verlassen, und auch die Mitglieder des Staatsministeriums hatten sich entfernt. Ein Landesausschuß hatte die Zügel der Regierung ergriffen und war der tatsächliche Inhaber der gesamten öffentlichen Gewalt. Derselbe forderte von den zurückgebliebenen Mitgliedern der Ministerien einen Eid,

daß sie seinen Anordnungen Folge leisten wollten. Die Lage dieser Männer war eine äußerst kritische. „Sollten sie zurücktreten und außer der Politik auch die ganze materielle Verwaltung der Revolution überlassen, oder sollten sie den abgenötigten Eid leisten?“ Bei einer sofort gepflogenen Beratung waren alle darüber einig, daß sie verpflichtet seien, auf ihren Stellen zu bleiben, so lange man das Verbleiben nicht an Bedingungen knüpfe, die ihren Pflichten gegen den Großherzog und die Landesverfassung widerstreiten. Eine solche Bedingung fanden sie aber in dem von ihnen verlangten Eide und sie erklärten deshalb, daß, wenn überhaupt auf der Leistung des Eides beharrt werden sollte, jedenfalls ihre Pflichten gegen den Großherzog und die Landesverfassung darin gewahrt werden müßten. Dies hatte zur Folge, daß die Eidesleistung von jedem nur mit dem Zusatze: „unbeschadet meiner auf die Landesverfassung geschehenen Verpflichtung“ gefordert wurde, wodurch die Beamten die Treue gegen den Großherzog nicht minder als die Aufrechterhaltung der Verfassung für gewahrt erachteten und nach Abfassung einer zur Mitteilung an sämtliche Landesbehörden und zur Bekanntmachung durch die Karlsruher Zeitung bestimmten Erklärung über die Sachlage den Eid geleistet haben. Die Beteiligten waren sich dabei voll bewußt, „daß ihr Verhalten in der schweren Krise widersprechender Beurteilung, kränkendem Zweifel und Mißdeutung ausgesetzt sein werde, wie es in der Tat auch geschehen ist, daß aber diese Rücksichten vor dem einen Gedanken der Pflicht des Staatsbürgers und Staatsbeamten schweigen müssen“. Sie haben deshalb in amtlichen Protokollen die Verhältnisse, unter welchen sie handelten, und die Beweggründe, von denen sie geleitet wurden, niedergelegt und nach der bald erfolgten Bewältigung des Aufstandes in einer eingehenden Denkschrift dem öffentlichen Urteile mit der Erklärung unterstellt, daß sie dieses Urteil mit jener Ruhe erwarten, welche das Bewußtsein gewährt, nach bestem Gewissen pflichthaft gehandelt zu haben. Ein solches Urteil ist ihnen auch von kompetenter Seite zuteil geworden. Der Mann, welcher „an der Spitze der inneren Verwaltung des Großherzogtums während der ganzen Zeit der politischen Bewegung in den Jahren 1848 und 1849 mit derselben handelnd und leidend verflochten war“, Staatsrat Bekk, schreibt in seinem Buche „Die Bewegung in Baden von Ende Februar 1848 bis Mitte Mai 1849“ S. 333: „Ist die Anerkennung der revolutionären Gewalt und das Versprechen, ihr Folge zu leisten, des erwähnten Vorbehaltes ungeachtet, an und für sich nicht gerechtfertigt, so war sie doch durch

die Not und durch die Absicht, damit Gutes zu leisten, vollkommen entschuldigt und hatte zugleich sowohl für die beteiligten Staatsbürger, als auch wegen der darin liegenden Lähmung der Revolution für den Thron selbst ersprießliche Wirkungen. Wer eine Anzahl dieser Beamten, namentlich in den Ministerialkollegien, die den Schritt zuerst tun mußten, kennt und weiß, welch' gewissenhafte und reine Treue gegen den Großherzog, das Gesetz und Recht sie bewahren, der wird, mag er die Handlung an sich juristisch beurteilen, wie er will, die feste Überzeugung haben, daß dieselben von ihrem Standpunkte aus jedenfalls nur aus reiner Vaterlandsliebe, mit wahrer innerer Aufopferung sich zu dem für sie selbst herben Schritte entschlossen haben." Wie tief Prestinari von dem Ereignisse ergriffen ward, und mit wie peinlicher Gewissenhaftigkeit er bei der Eidesleistung zu Werke gegangen ist, erhellt aus einer von ihm verfaßten und zu seinen eigenen Personal-Akten gebrachten besondern Denkschrift, worin der ganze Vorgang politisch und rechtlich treffend beurteilt ist. Er war der festesten Überzeugung, daß die Beamten durch die Fortsetzung der Amtsverrichtungen nicht allein ihrer Beamtenpflicht genügt, sondern zugleich das Interesse des Landes gefördert haben. Prestinaris Tätigkeit im Justizverwaltungsdienste war übrigens eine zeitlich eng begrenzte. Die Sehnsucht nach dem kaum verlassenen Richteramte scheint bald wieder in ihm erwacht zu sein, denn bereits am 12. Oktober 1849 ist er auf seine Bitte zum vorsitzenden Rate bei dem Hofgerichte in Bruchsal ernannt worden. Prestinari war aber seinem ganzen Wesen nach eine für hohe Staatsdienste prädestinierte Persönlichkeit. Schon seine äußere Erscheinung ließ die innere Bedeutung des Mannes ahnen. Charakteristisch in dieser Beziehung war der imponierende, auf kaum mittelhoher, zarter Gestalt ruhende Kopf mit dem üppigen, aber früh gebleichten Haarschmucke, den markanten, ernst freundlichen Gesichtszügen und dem ausdrucksvollen, sinnenden Auge. Konnte man schon hierin deutliche Spuren seiner geistigen und gemütlichen Individualität erkennen, so offenbarte sich diese überall in ungewöhnlicher, weitblickender Intelligenz, scharfem, durch juristische Schulung zu korrektestem Denken entwickeltem Verstande und in einer wahrhaft schöpferischen Arbeitskraft. Dabei besaß er die Gabe ebenso rascher, als in der Form vollendeter Arbeit. Seinem milden, versöhnlichen Gemüte widersprachen alle schroffen Gegensätze; solche nach Möglichkeit auszugleichen, wo immer sie in seinem Wirkungskreise sich ergeben mochten, war ihm Bedürfnis. Vornehme Gesinnung, abgeklärte Welt-

anschauung und eine seinem Wesen eigene Zurückhaltung sicherten ihm die volle Freiheit im politischen Parteigetriebe und vollendeten so das Bild harmonischer, echt menschlicher Entwicklung. Als überzeugter Katholik war er ein getreuer Sohn seiner Kirche; aufrichtige, tief wurzelnde Religiosität, aber auch eine entschieden kirchliche Gesinnung, nicht in der heutigen, durch den Kirchenstreit hervorgerufenen Bedeutung des Wortes, sondern als rückhaltlose Anerkennung der Autorität der Kirche in ihrem ureigenen, unbestrittenen und unbestreitbaren Gebiete, begleiteten ihn durch das ganze Leben, und wenn er auch gegen Glanz und Macht der Kirche keineswegs unempfindlich war, so widerstrebte doch der politische Katholizismus mit dem Endziele absoluter Souveränität der Kirche seinem starken Rechts- und Staatsgefühle.

Auf einen Mann von solcher Art mußte selbstverständlich das besondere Augenmerk der großherzoglichen Regierung gerichtet bleiben, und es war daher nicht zu verwundern, wenn am 2. Juni 1852 der Präsident des Justizministeriums an Prestinari schrieb, daß er als Direktor des katholischen Oberkirchenrates ausersehen und der Präsident beauftragt sei, hierwegen Rücksprache mit ihm zu nehmen. „Die Stelle sei dermalen von großer Wichtigkeit und das Anerbieten derselben ein ehrender Beweis des höchsten Vertrauens. Es bestehe die Absicht, der Kirche in kirchlichen Angelegenheiten ebenso ihr Recht angedeihen zu lassen, als deren etwaigen Übergriffen in das Gebiet des Staates entschieden entgegenzutreten. In diesem Sinne solle der Direktor des Oberkirchenrates wirken, und mit Recht gehe man von der Unterstellung aus, daß ein Mann, der das Vertrauen der Kirche ebenso wie der Regierung besitze, sehr viel dazu beitragen könnte, ein für alle Teile wünschenswertes friedliches Verhältnis zwischen Staat und Kirche herzustellen und zu erhalten. Er werde daher um eine Entschließung darüber ersucht, ob er nach seiner eigenen Richtung in den schwebenden kirchlichen Fragen in der Lage und geneigt sei, das Amt eines Vermittlers, wie solches von dem künftigen Direktor dieser Behörde erwartet werde, zu übernehmen." Prestinari erklärte in seinem Antwortschreiben, „er halte es für die Aufgabe des Staates, die Kirchenbehörden in den Bestrebungen, die Frömmigkeit zu wecken und zu fördern, auf das kräftigste zu unterstützen, ihnen aber mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten, wenn sie sich auch politische Macht zu verschaffen suchen. Von der ultramontanen Partei habe er die Meinung, daß sie dieses Ziel verfolge, weshalb er ihr, auch abgesehen von seinem persönlichen Widerwillen gegen alles Parteitreiben, entschieden

abgeneigt sei. Im Interesse der Autorität der Obrigkeit erachte er es für höchst wünschenswert, daß Konflikte zwischen den weltlichen und kirchlichen Behörden vermieden werden. Um aber hier mit Erfolg als Vermittler aufzutreten, müsse man das Vertrauen beider Teile besitzen, und wenn er auch der Geistlichkeit keinen Anlaß gegeben habe, einen Gegner in ihm zu erblicken, so bezweifle er doch, ob man kirchlicherseits ihn als den berufensten Leiter der fraglichen Behörde betrachten werde. Was seine persönliche Neigung betreffe, so würde er nur ungerne sein gegenwärtiges Amt mit der angebotenen Stelle vertauschen. Indessen anerkenne er es als seine Pflicht, dem Staate da zu dienen, wo die Regierung ihn am besten verwenden zu können glaube." Diese Erklärung, welche für die Persönlichkeit Prestinaris und seine Stellung gegenüber dem ausgebrochenen Kirchenkonflikte bezeichnend und für seine künftige Dienstführung symptomatisch war, hatte zur Folge, daß er am 30. Juli 1852 zum Direktor des katholischen Oberkirchenrates ernannt worden ist. Um aber die Bedeutung dieses Amtes und die vom neu ernannten Direktor entfaltete Tätigkeit richtig würdigen zu können, ist es nötig, sich die damalige kirchenpolitische Lage des Landes und die fernere Entwicklung des Kirchenstreites während der Dienstführung Prestinaris zu vergegenwärtigen.

Das Verhältnis der katholischen Kirche im Großherzogtum zur Staatsregierung war im wesentlichen geregelt durch das erste und dritte Organisationsedikt vom 4., bezw. 11. Februar 1803, ferner durch das erste Konstitutionsedikt über die kirchliche Staatsverfassung des Großherzogtums vom 14. Mai 1807, sowie durch die nach Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz auf Grund einer Vereinbarung mit den übrigen zu dieser Kirchenprovinz vereinigten Staatsregierungen erlassene landesherrliche Verordnung vom 30. Januar 1830, die Ausübung des oberhoheitlichen Schutz- und Aufsichtsrechtes über die katholische Kirche betreffend. Die hierin enthaltenen Vorschriften waren ohne Unterbrechung in Wirksamkeit und insbesondere von der katholischen Kirchenbehörde des Landes stets beachtet worden. In einer Denkschrift vom 5. Februar 1851 hat nun aber Erzbischof Hermann v. Vicari in Freiburg, im Verein mit den übrigen Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz, ausgehend von der angeblich auf dem kanonischen Verfassungsrechte und dem völkerrechtlich anerkannten und gewährleisteten Rechtszustande beruhenden Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, an die großherzogliche Regierung verschiedene Anträge wegen Abänderung jener Normen gestellt. Die großherzogliche Regierung sah

sich hierdurch veranlaßt, mit den beteiligten Staatsregierungen Verhandlungen einzuleiten, infolge deren sie dem Erzbischof am 5. März 1853 eine den ganzen Inhalt der Denkschrift umfassende Antwort erteilt und bezüglich mehrerer gestellter Forderungen sofort zur Anwendung bestimmte Verordnungen erlassen, bezüglich anderer Desiderien aber Vorschläge zur Äußerung mitgeteilt hat. Bei diesen Verhandlungen war die Betrachtung leitend, „daß die gegenseitigen Beziehungen zwischen Staat und Kirche in einer Weise geordnet werden müssen, welche der Würde beider entspricht und einerseits der Kirche die erforderliche Selbständigkeit gewährt, um ungehindert für die Pflege des religiösen und sittlichen Lebens wirken und sonach ihre hohe Sendung erfüllen zu können, anderseits aber auch dem Staate keine Hindernisse in der Förderung des allgemeinen Besten und der öffentlichen Wohlfahrt bereitet." Die Entschließungen der großherzoglichen Regierung fanden indes die erwartete Anerkennung nicht, vielmehr gab der Erzbischof zunächst in einer vorläufigen Kollektiverklärung des Episkopates der oberrheinischen Kirchenprovinz vom 12. April 1853 und in deren Verfolg in seiner Erwiderung vom 16. Juli unter Bezugnahme auf eine weitere Denkschrift des Episkopates vom 18. Juni unumwunden die Absicht kund, „sich an die bestehenden Gesetze und Verordnungen des Staates, soweit sie seinem Verlangen entgegen seien, fernerhin in keiner Weise mehr zu binden, sondern denselben entgegenzutreten" und verwirklichte diese Absicht durch eigenmächtige Vornahme von Amtshandlungen im Widerspruche mit den in Kraft bestehenden Gesetzen und Verordnungen, indem er eine theologische Prüfung ohne Mitwirkung eines landesherrlichen Kommissärs vornehmen ließ und Pfarrstellen zu besetzen versuchte, deren Vergebung gesetzlich dem Landesherrn zusteht und von diesem ohne Widerspruch der kirchlichen Behörden bisher erfolgte. Gleichzeitig bedrohte er die Mitglieder des katholischen Oberkirchenrates, der dem Ministerium des Innern untergeordneten Staatsbehörde, welche organisationsmäßig mit der Wahrung der Staatsrechte gegenüber der katholischen Kirche betraut war, mit der Exkommunikation, wenn sie nicht binnen einer bestimmten kurzen Frist das Versprechen abgeben würden, „seinem an die großherzogliche Staatsregierung gestellten Verlangen weder durch Worte noch durch Handlungen entgegenzutreten". Die Vorstellungen der Mitglieder des Oberkirchenrates blieben erfolglos, ebenso ein weiterer Versuch der großherzoglichen Regierung, den Erzbischof von fernerem eigenmächtigem Vorgehen abzuhalten und auf den Weg der Unterhandlung zurückzuführen.

Darauf erging die landesherrliche Verordnung vom 7. November 1853, wonach keine kirchenamtliche Verfügung des Erzbischofs im Großherzogtum verkündet oder vollzogen werden darf, wenn sie nicht von dem ernannt werdenden landesherrlichen Spezialkommissär eingesehen und zur Ablassung zugelassen worden ist, diejenigen aber, welche dieser Anordnung zuwiderhandeln, mit Strafe bedroht werden. Selbstverständlich unterlag dabei nicht die Absicht, den Erzbischof an der Ausübung seines Kirchenamtes, sofern diese mit Beachtung der bestehenden Staatsgesetze geschieht, irgendwie zu hemmen, sondern nur allein die Absicht, zu verhindern, daß er diese Schranken eigenmächtig überschreite. Nach dem Erscheinen dieser Verordnung sprach der Erzbischof die Exkommunikation gegen die Mitglieder des katholischen Oberkirchenrates und gegen den landesherrlichen Spezialkommissär aus. In dem Bannspruche ist den Bestraften zur Last gelegt, daß sie sich der Beteiligung an der Anwendung kirchenfeindlicher Verordnungen schuldig gemacht, namentlich in die Ausübung der bischöflichen Gewalt sich eingedrängt, die Freiheiten der Kirche verletzt und derselben ihr Eigentum vorenthalten haben. Gleichzeitig erließ er einen Hirtenbrief, worin er unter heftigen Angriffen gegen die Regierung die Rechtmäßigkeit seines Vorgehens darzutun suchte, und gebot der Pfarrgeistlichkeit, in vier Predigten die Forderungen der Bischöfe auf Grund des Hirtenbriefes und der bischöflichen Denkschriften den Gläubigen auseinanderzusetzen. Wegen Verkündung der Exkommunikation und Verlesung des Hirtenbriefes wurde von seiten der Regierung gegen die betreffenden Geistlichen mit Strafen eingeschritten, während anderseits der Erzbischof diejenigen Geistlichen, welche die angesonnene Amtshandlung verweigerten, zur Verantwortung gezogen hat. Aus dem bisherigen Verlaufe des Kirchenstreites ergibt sich zur Genüge, daß Prestinari ein dornenvolles Amt übernommen hatte. Der Konflikt vermehrte und erschwerte die Arbeit. Aber er war der Mann, auch eine bedeutende Arbeitslast zu bewältigen und Schwierigkeiten jeder Art zu überwinden. Seine ausgezeichnete juristische Bildung befähigte ihn, den Rechtsstandpunkt der Beteiligten ebenso klar zu erkennen, als sicher, richtig und objektiv zu beurteilen. Dabei war er bureaukratischer Bevormundung der Kirche durchaus abgeneigt. Er gehörte nicht, wie ihm kirchlicherseits vorgeworfen ward, zu „jenen mit der Leitung von Staatsangelegenheiten Betrauten, welche zwar die Kirche als der menschlichen Gesellschaft nützlich preisen, aber derselben die ihr gebührende Freiheit nicht gewähren wollen, sondern dahin streben, ihre Diener zu regieren

und sie selbst der Staatsregierung zu unterwerfen". Sein freier Geist ließ ihn vielmehr die Dinge von hoher Warte mit unbefangenem Blicke betrachten, und auf ideale Ziele war sein Streben gerichtet; die Kirche in der Erfüllung ihrer heiligen Sendung mit allem Nachdrucke zu unterstützen, galt ihm als unverbrüchliche Pflicht des Staates; aber er konnte sich im Hinblick auf die Lehren der Geschichte und auf die Erscheinungen seiner Zeit dem Glauben nicht überlassen, daß die unbeschränkte Freiheit der Kirche das unerläßliche Mittel sei, dessen sie bedürfe, um ihrer hohen Aufgabe gerecht werden zu können. Von wahrhaft staatsmännischer Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche zeugt es, wenn er beispielsweise in einem zur Berichtigung irriger Ansichten über den Konflikt bestimmten Schriftstücke sich unter anderem dahin geäußert hat: „Daß der katholischen Kirche volle Unabhängigkeit gebühre, ist von ihren Oberhäuptern allerdings schon mehrfach ausgesprochen worden; wenn aber diese Aussprüche als kanonische Regeln geltend gemacht werden, an welchen, wie an den Sätzen der Glaubens- und Sittenlehre und an den Vorschriften des Kultus und der Disziplin festgehalten werden müsse, so soll damit ein Verhältnis außerhalb der Kirche nach Regeln geordnet werden, die vermöge ihres Ursprungs nur innerhalb der Kirche gelten können, und die Vertreter der Staaten sollen sich nach Satzungen richten, die nur für die Kirchenglieder als solche maßgebend sind. Man beruft sich auf völkerrechtliche Verträge, auf den Westfälischen Frieden, den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 und die deutsche Bundesakte; allein so gewiß es ist, daß diese Verträge, die übrigens nicht mit der Kirche, sondern von den Vertretern der Staaten untereinander abgeschlossen worden sind, den Katholiken, wie den Protestanten freie Religionsübung gewährleistet haben, so gewiß ist es, daß man nicht daran gedacht hat, durch diese Gewährleistung die kirchlichen Oberhirten von der Staatsaufsicht zu emanzipieren. Die Selbständigkeit der katholischen Kirche kann nicht als eine Kirchensatzung und nicht als eine Forderung des Rechtes geltend gemacht, sondern nur als eine Frage der Zweckmäßigkeit aufgefaßt werden. Allerdings sind die Aufgaben der Kirche und des Staates nicht dieselben; aber sie stehen in so enger Verbindung, und die Religiosität des Volkes bildet so sehr eine der wesentlichsten Bedingungen gedeihlicher Entwicklung des Staates, daß es für diesen von höchstem Interesse sein muß, darauf zu achten, wie die Kirche ihre Aufgabe erfülle. Die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz haben daher nur ihre Pflicht getan, indem sie sich ein wirksames

Aufsichtsrecht über die katholische Kirche vorbehalten haben, nicht als ob die Staatsbehörden selbsttätig in Kirchensachen regieren oder mitregieren sollen; nur in Angelegenheiten, welche den Staat wie die Kirche berühren, ist ein gemeinsames Wirken der beiderseitigen Behörden begründet; in reinen Kirchensachen genügt es für die Interessen des Staates, wenn seine Behörden in der Lage sind, von dem Wirken der Kirche fortwährend Kenntnis nehmen und einschreiten zu können, so oft sie glauben, daß eine von seiten der Kirche ergriffene oder beabsichtigte Maßregel dem Interesse des Staates widerstreite. Da aber das wahre Interesse der Kirche dem wahren Interesse des Staates niemals widerstreiten kann, so wird in solchen Fällen das Einschreiten zunächst in einem freundlichen Benehmen mit den Kirchenbehörden zu bestehen haben und in allen Fällen zum erwünschten Ziele führen, wenn anders auf beiden Seiten aufrichtig das Gute gewollt wird." Solche Anschauungen, welche zugleich einem schon damals klar hervorgetretenen Grundzuge in der hohen Person des jugendlichen Regenten, dem edeln Streben nach ausgleichender Gerechtigkeit entsprachen, nicht minder der versöhnliche Sinn und das konziliante Wesen Prestinaris führten zu einer stets maßvollen und wohlwollenden Vertretung des Regierungsstandpunktes und verliehen den Verhandlungen auf seiten der großherzoglichen Regierung jenes vornehme Gepräge, welches man gegnerischerseits so sehr vermissen ließ. Die eigenmächtige und brüske Hinwegsetzung über anerkannte Rechtszustände, das starre Festhalten an Forderungen, deren Gewährung der katholischen Kirche die Oberherrschaft über den Staat einräumen und damit einen Zustand herbeiführen würde, wie er in Deutschland nie bestanden hat, auch niemals bestehen könnte, am wenigsten in paritätischen Staaten unter nicht katholischen Fürsten, und die dem natürlichen Rechtsgefühle widerstreitende Verhängung des Kirchenbannes über pflichttreue Staatsbeamte wirkten abstoßend und waren geeignet, in der öffentlichen Meinung der Annahme Raum zu geben, daß angesichts der dem Erzbischof bereits gemachten Zugeständnisse und der Geneigtheit der großherzoglichen Regierung zu weiterem Entgegenkommen die gegenüber dem Staate erhobenen kirchlichen Ansprüche nicht allein auf freiere Bewegung der Kirche zur vollen, lebenskräftigen Entfaltung ihres hohen Berufes, sondern in den letzten Zielen auf hierarchische Machterweiterung gerichtet seien. Nachdem nun aber alle Versuche einer Verständigung an dem beharrlich ablehnenden Standpunkte des Erzbischofs gescheitert waren, hat die großherzogliche Regierung im Frühjahre 1854 die Einleitung ge-

troffen, um eine vollständige Regelung des Verhältnisses der katholischen Kirche zum Staate auf dem Wege einer Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhle herbeizuführen. Zur Anbahnung der betreffenden Verhandlungen wurde vom Prinzregenten der Graf zu Leiningen-Billigheim nach Rom entsendet. Zugleich ist die Verordnung vom 7. November 1853 aufgehoben worden. Auch dieser Schritt verfehlte indessen die gehoffte Wirkung. Ohne Rücksicht auf die neuerlichen Bemühungen der großherzoglichen Regierung versuchte der Erzbischof eigenmächtig eine veränderte Organisation der bisher auf Grund von Verordnungen unter der Aufsicht der Regierung geführten, von der erzbischöflichen Behörde selbst als förderlich anerkannten Verwaltung des katholisch-kirchlichen Ortsstiftungsvermögens einzuführen, wonach die Verwaltung und Verwendung dieses Vermögens unter seine ausschließliche Aufsicht gestellt sein solle und verpflichtete in einem an sämtliche Dekanate gerichteten Zirkulare vom 5. Mai 1854 die Geistlichen, nur in seinem Sinne, nicht nach den Anordnungen der Regierung zu handeln. Auf Grund dieses Vorgehens hat die großherzogliche Regierung den Erzbischof wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung dem Strafgerichte überantwortet. Das Untersuchungsgericht erkannte am 22. Mai die Verhaftung des Beschuldigten in der Weise, daß er bis zum Schlusse der Voruntersuchung in seinem Palaste bewacht worden ist.

Ehe aber in Rom zu den Verhandlungen in der Hauptsache geschritten wurde, erachteten es beide Teile für unerläßlich, sich über gewisse präliminäre Grundlagen zu verständigen, um vor allem die nächsten Ursachen der jüngsten beklagenswerten Störungen zu beseitigen und so zwischen den Staats- und Kirchenbehörden ein friedliches Einvernehmen wiederherzustellen. Infolgedessen wurde der Prozeß gegen den Erzbischof und das Strafverfahren gegen renitente Geistliche niedergeschlagen. Auf den mit dem Grafen zu Leiningen vereinbarten Grundlagen kam sodann in weiteren, von Staatsrat Brunner geleiteten Verhandlungen im Juni 1854 ein sog. Interim zustande, währenddessen alle weitern einseitigen Schritte beider Teile ruhen und sofort Verhandlungen über eine endgültige Vereinbarung gepflogen werden sollten. In Rom haben Staatsrat Brunner und nach dessen Tode Freiherr von Berckheim und Oberhofgerichtsrat Dr. Roßhirt mit zwei Kardinälen die Verhandlungen weitergeführt, während in Karlsruhe eine besondere Kommission für die katholisch-kirchlichen Angelegenheiten niedergesetzt worden war, welcher alles, was in bezug auf den Konflikt mit dem Erzbischof und auf die mit

dem päpstlichen Stuhle zu pflegenden Unterhandlungen den betreffenden Ministerien zukam, durch deren Chefs mitgeteilt werden sollte, damit sie die zu ergreifenden Maßnahmen berate und geeigneten Ortes beantrage. Der Kommission gehörte auch Prestinari an, und er war es, der hier eine ganz hervorragende Tätigkeit entwickelte, zumal ihm vom Jahre 1855 an neben seinem Hauptamte das Referat des Ministeriums des Innern für die Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle übertragen war. Zu den einzelnen Gegenständen der angestrebten Übereinkunft sammelte er mit bewundernswertem Fleiße ein ungemein reiches Material, stellte und motivierte darauf die erforderlichen Anträge zur Instruierung der Bevollmächtigten in Rom und unterhielt mit diesen selbst eine eingehende, alle Streitfragen behandelnde Korrespondenz, wobei er überall aus dem Vollen seiner juristischen und historischen Kenntnisse zu schöpfen in der Lage war. Und wieder ist es ein Zug staatsmännischer Klugheit, der auch in seiner Anteilnahme an den Verhandlungen in dieser Phase des Konfliktes unverkennbar hervorgetreten war. Eine besonnene und vorsichtige Politik wird stets davon ausgehen, daß in streitigen Fragen der allgemeinen Wohlfahrt nicht die konsequente Durchführung des abstrakten Rechtes entscheiden dürfe, vielmehr mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und nur das nach den Umständen Erreichbare zu erstreben sei. Besondere Schwierigkeiten aber bietet eine Vereinbarung mit der römischen Kurie, „indem die Prinzipien des modernen Staates und der katholischen Kirche, weil beide kein Gleichberechtigtes neben sich anerkennen, unvereinbar sind und daher eine Verständigung nur möglich ist, wenn sich Formen finden lassen, in welchen der Gegensatz zweier grundverschiedener Weltanschauungen nicht zum Ausdruck kommt“. So ließ denn auch Prestinari sich in seinen Anträgen durch die Erwägung leiten, daß, wenn die Verhandlungen zu einem gedeihlichen Ziele führen sollten, der katholische Standpunkt hinsichtlich des Verhältnisses der Kirche zum Staate nicht schlechthin abgelehnt werden dürfe, anderseits aber daran festgehalten werden müsse, daß eine Staatsregierung auch andere Interessen als die der Kirche ins Auge zu fassen habe, namentlich die Regierung eines paritätischen Staates schon um des konfessionellen Friedens willen die Kirche nicht unbedingt gewähren lassen könne, habe doch der päpstliche Stuhl selbst zu allen Zeiten im Verkehre mit den Staaten auf deren besondere Verhältnisse die erforderliche Rücksicht genommen und außer durch förmliche Verträge bald durch Privilegien, bald durch bloße Nachsicht, bald durch tatsächliches Geschehenlassen entsprechende Be-

schränkungen der kirchlichen Ansprüche zugegeben. Die schwierigen und verwickelten Unterhandlungen fanden ihren Abschluß in der Übereinkunft vom 28. Juni 1859, dem sogenannten Konkordate, wodurch der Kirche die seit dem Jahre 1848 beharrlich erstrebte Freiheit der Bewegung mit mehr oder weniger weitgehenden Konsequenzen gegeben wurde. Durch eine päpstliche Bulle vom 22. September erfolgte die Verkündung der Übereinkunft. Eine landesherrliche Verordnung vom 5. Dezember hat diese Bulle mit der in dieselbe aufgenommenen Konvention im Regierungsblatte zur öffentlichen Kenntnis gebracht. Die landesherrliche Verordnung spricht zugleich aus, daß die Vereinbarung unter dem Vorbehalte der ständischen Zustimmung zur Änderung der ihr entgegenstehenden Gesetzesbestimmungen die höchste Genehmigung erhalten habe, und daß die betreffenden Ministerien mit der Einleitung und Anordnung des Vollzuges beauftragt seien. Nachdem so eine Verständigung zwischen der Regierung und Kirche erfolgt war, konnte auch eine andere schwebende Frage, die zwar nicht zu den unmittelbaren Streitpunkten gehörte, aber mit dem Konflikte auf das engste zusammenhing, nicht länger unentschieden bleiben. Die über sämtliche Mitglieder des katholischen Oberkirchenrates und den landesherrlichen Spezialkommissar verhängte Exkommunikation hatte begreiflicherweise in weiten Kreisen großes Aufsehen erregt. Der Eindruck auf Prestinari selbst war ein gewaltiger. Mit der Innigkeit und Wärme eines frommen und gläubigen Gemütes der katholischen Kirche ergeben und durchdrungen von der Überzeugung, daß ein aufrichtiger Friede zwischen Staat und Kirche nicht eintreten könne, solange Staatsbeamte deshalb, weil sie in dem bedauerlichen Konflikte ihrer Dienstpflicht treu geblieben, von der Kirche ausgeschlossen seien, war ihm alles daran gelegen, die Lösung des Bannes zu erwirken. Er hatte sich daher schon im Dezember 1854 mit einer darauf gerichteten Bitte persönlich an den Erzbischof gewendet, welcher sich aber zur Willfahrung nur unter der Bedingung geneigt zeigte, daß Prestinari einen Revers ausstelle, „worin er bekenne, sich gegen die Kirche schwer versündigt zu haben, und mit seiner aufrichtigen Reue das Gelöbnis verbinde, in Zukunft die Gesetze der Kirche getreulich zu befolgen." Dieses Ansinnen wurde jedoch von ihm abgelehnt, weil er durch seine Handlungsweise, wegen deren der Kirchenbann über ihn verhängt sei, lediglich seine Pflicht als Staatsbeamter erfüllt habe. Und nun entspann sich zwischen beiden ein umfangreicher Schriftenwechsel, wobei Prestinari in meisterhaften Rechtsausführungen zunächst darzulegen suchte,

daß vorliegend die Exkommunikation überhaupt der rechtlichen Begründung ermangle und in zweiter Reihe die Bedingung der Zurücknahme als eine durch die Sachlage nicht gerechtfertigte Härte bekämpfte. Alle diese Versuche und auch die Bemühungen der großh. Regierung blieben indessen vorerst ohne Erfolg, und obgleich die Ausführungen Prestinaris die überlegene Sprache des gewiegten und überzeugten Juristen redeten und er sich der Genugtuung erfreuen konnte, daß ihm von hochachtbarer Seite das aufrichtige Bedauern „über die ihm und andern durch kolossale Verblendung und Verwirrung der Rechtsbegriffe widerfahrene Unbill" kundgegeben wurde, so bedurfte er dennoch bei seiner großen religiösen Gewissenhaftigkeit offenbar der ganzen moralischen Kraft, um die Bekümmernisse zu überwinden, welche ihm die kirchliche Maßregelung verursacht hatte. Wie eine Erlösung mußte es daher von ihm empfunden werden, als nach so vielen vergeblichen Versuchen endlich im Zusammenhange mit dem Abschlusse der Konvention ein Weg gefunden ward, auf dem der Erzbischof zur Lösung des Bannes gegenüber sämtlichen beteiligten Beamten bewogen werden konnte. Übrigens hat Prestinari bei einem späteren Anlasse öffentlich die Überzeugung ausgesprochen, daß die Maßregelung den davon Betroffenen und der großh. Staatsregierung viel weniger geschadet habe als dem Kirchenregimente selbst, von dem sie ausgegangen ist. — Kaum war die Übereinkunft mit dem päpstlichen Stuhle bekannt geworden, so entstand in verschiedenen Kreisen der katholischen und protestantischen Bevölkerung eine rasch wachsende Bewegung, welche sich sowohl gegen den Inhalt der Konvention richtete, als zu einer lebhaften Erörterung des Umstandes führte, daß sie abgeschlossen wurde, ohne daß die Zustimmung der Stände eingeholt oder vorbehalten worden war. Nach dem Zusammentritt der Kammern legte die Regierung denselben die Konvention in allen Teilen zur Kenntnisnahme vor, worauf alsbald Kommissionen zur Beratung des Gegenstandes gebildet worden sind. In der Kommission der Zweiten Kammer kam die Auffassung zur Geltung, daß die ständische Zustimmung unerläßlich sei, weil die Konvention gegen die im Lande grundgesetzlich festgestellte Souveränität des Staates verstoße und mit fast allen Einzelbestimmungen in das Gebiet der landständischen Zuständigkeit eingreife. Die Kommission stellte in ihrem Berichte den Antrag, das ohne Vorbehalt der ständischen Zustimmung abgeschlossene Vertragswerk für die Regierung und für das Land nicht als rechtsverbindlich abgeschlossen zu erkennen und auf Grund des § 67 der Verfassungsurkunde an den Großherzog

in Form einer Adresse die Bitte zu richten, die Verordnung vom 5. Dezember 1859 mit der Vereinbarung vom 28. Juni 1859 nicht in Wirksamkeit treten zu lassen. In zwei denkwürdigen Plenarsitzungen vom 29. und 30. März 1860 ist die Zweite Kammer in die Verhandlung der Sache eingetreten. Die beiden Standpunkte wurden mit Energie und teilweise mit vielem Geschick verteidigt. Unter den Rednern für die Aufrechterhaltung der Konvention ragte der Abgeordnete Prestinari als der bedeutendste hervor. Seine Rede, ein Muster von Darstellungskunst, ist ausgezeichnet durch juristische Schärfe, wie durch staats- und kirchenrechtliche Vertiefung. Sie ist zugleich für seinen Standpunkt gegenüber den damaligen kirchenpolitischen Verhältnissen des Landes, aber auch für sein religiöses Innenleben so sehr charakteristisch, daß sie, wenigstens in einigen Hauptgedanken, hier notwendig eine Stelle finden muß. Der Redner führte aus, „er wisse wohl, daß es kirchliche und politische Richtungen gebe, welchen eine freiere Stellung der katholischen Kirche nicht zusage, er wisse auch, daß man namentlich infolge des Kirchenstreites im Lande geneigt sei, die freiere Stellung der Kirche mit der Priesterherrschaft, mit der Herrschaft der ultramontanen Partei zu identifizieren. In der Dankadresse der Zweiten Kammer auf die Thronrede, womit der letzte Landtag eröffnet wurde, habe aber die Kammer in sachlicher Übereinstimmung mit der Dankadresse der Ersten Kammer erklärt, sie gebe sich der Hoffnung hin, daß die nahe Zukunft eine Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhle bringen werde, welche den Interessen des Staates wie der Kirche entspreche. Jetzt, da diese Vereinbarung, welche den lange ersehnten Frieden zwischen Staat und Kirche bringen soll, zustande gekommen sei, stelle die Kommission den Antrag, den Landesherrn zu bitten, er möge eben diese Vereinbarung nicht in Wirksamkeit treten lassen. Und wie in den Kammern, so hätte im ganzen Lande bis zur Eröffnung des gegenwärtigen Landtages keine Stimme gegen die in Aussicht genommene Konvention sich erhoben, während jetzt ein namhafter Teil der Bevölkerung in leidenschaftlicher Aufregung bemüht sei, der Opposition sich anzuschließen. Unter solchen Umständen hätten allerdings diejenigen, welchen ihre Überzeugung zur Pflicht mache, für die Konvention zu sprechen, eine schwierige und undankbare Aufgabe. Dies dürfe sie aber nicht abhalten, ihre Überzeugung auszusprechen; er selbst fühle sich dazu insbesondere verpflichtet, da seine Überzeugung nicht etwa auf der Lektüre der Tagesliteratur, sondern auf den eingehenden Studien beruhe, wozu er seit sieben Jahren durch

seine dienstliche Stellung veranlaßt worden sei, unter Umständen, die eine Befangenheit zugunsten der Kirche wahrlich nicht vermuten lassen könnten. Er sei auch nicht geneigt, jener kirchlichen Richtung das Wort zu reden, welche die Opposition gegen die Konvention im Auge habe. Mit jener Richtung sympathisiere er nicht, der über der Kirche die Religion, über dem äußeren Kultus die Frömmigkeit und christliche Tugend abhanden zu kommen drohe und deren Anhänger, wie man im Kirchenstreite gesehen habe, in der Wahl der Mittel so rücksichtslos sein können wie irgendeine Partei. Die Rückkehr zu mittelalterlichen Zuständen besorge er zwar nicht, immerhin führe aber eine ungemessene kirchliche Richtung zu Übergriffen in das weltliche Gebiet und zum Unfrieden mit der andern Kirche. An Eiferern fehle es keiner von beiden, und je schroffer die konfessionellen Gegensätze hervorgehoben werden, desto schwieriger werde es für die Staatsregierung, den paritätisch-christlichen Charakter zu bewahren, welcher dadurch bedingt ist, daß das gemeinsame Wesen der beiden Konfessionen, das Christentum, gepflegt und gefördert werde. Die Kirche sei zwar in ihren äußern Angelegenheiten der Staatsgewalt unterworfen, sie habe aber eine Sphäre, die vom Staate unabhängig sei und da die Grenze zwischen dem Gebiete der Staats- und Kirchengewalt keineswegs von vornherein klar und festbestimmt sei, so entstehen notwendig Konflikte, wenn nicht die beiden Gewalten über die Grenzen sich verständigen. Man würde, wie es scheint, der Kirche die größere Selbständigkeit weniger mißgönnen, wenn sie nicht durch Vertrag, sondern durch Gesetz gewährt worden wäre. Auf die Form der Verständigung lege er übrigens nicht das Gewicht, welches von anderer Seite darauf gelegt werde. Das Maß ihrer bindenden Kraft werde nicht durch die Form, sondern durch die Natur ihres Gegenstandes bestimmt. Er wolle nicht behaupten, daß alle Bestimmungen der Konvention so ausgefallen seien, wie er selbst es gewünscht habe, aber es sei der Kirche im ganzen nicht mehr Freiheit gewährt worden, als ihr unter den obwaltenden Umständen habe gewährt werden müssen. Die kirchliche Autonomie sei bisher durch ein ausgedehntes Aufsichtsrecht des Staates beschränkt gewesen, dieses Aufsichtsrecht sei aber nicht aufgegeben, es seien ihm nur engere Genzen gezogen." Nachdem sodann der Redner zur nähern Beleuchtung der materiellen Seite der Frage eine Vergleichung des Inhaltes der Konvention mit dem Rechtsstande der katholischen Kirche in den übrigen deutschen Staaten angestellt hatte und zu dem Resultate gelangt war, daß die Kirche weitaus im größten Teile

Deutschlands eine freiere Stellung erlangt habe, als sie durch die Konvention bei uns erlangen sollte, wendete er sich zu der weitern, im Kommissionsberichte hauptsächlich erörterten formellen Frage, ob die Konvention als solche der ständischen Zustimmung bedürfe; „die Konvention sei als Staatsvertrag zu betrachten, zwar nicht in dem Sinne, daß sie zwischen zwei Staatsgewalten abgeschlossen sei, aber sie sei eine Vereinbarung zwischen zwei selbständigen, voneinander unabhängigen Gewalten und dies bilde die Voraussetzung, auf welcher die Grundsätze von den Staatsverträgen beruhen. Daß aber die Regierung Staatsverträge aller Art, sofern sie nicht in das Gebiet der Gesetzgebung gehörige Normen für die Staatsangehörigen aufstellen, oder zu ihrem Vollzuge Staatsmittel erfordern, ohne Mitwirkung der Stände abschließen könne, unterliege wohl keinem Zweifel.“ In geistreicher Ausführung verbreitet sich der Redner über die rechtliche Natur und Wirkung der Staatsverträge und über den Unterschied zwischen Verträgen des öffentlichen und des Privatrechtes und verweist sodann auf den Artikel 23 der Konvention, welcher besagt, daß der Vereinbarung entgegenstehende Verordnungen und Verfügungen außer Kraft treten, entgegenstehende gesetzliche Bestimmungen aber abgeändert werden sollen; „diese Unterscheidung entspreche der Verfassung, wonach die Regierung in bezug auf Anordnungen der erstern Art unbeschränkt, bezüglich der Gesetze dagegen an die Mitwirkung der Stände gebunden sei. Hieraus folge notwendig, daß die den bestehenden Gesetzen widerstreitenden Bestimmungen der Konvention auch nach deren Verkündung nicht in Kraft treten, daß vielmehr die Regierung mit allen jenen Bestimmungen, welchen Gesetze entgegenstehen, mögen es deren viele oder wenige sein, mehr nicht zugesagt habe, als daß sie wegen Änderung dieser Gesetze im Sinne der Konvention den Ständen Vorlagen machen, und wenn dieselben zustimmen, abändernde Gesetze erlassen werde; verwerfen die Stände die Vorlagen, so habe die Regierung dem päpstlichen Stuhle gegenüber das Ihrige getan, und wenn die Kirche in späterer Zeit eine Erneuerung des Versuches verlange, werde die Regierung nach den alsdann obwaltenden Umständen zu ermessen haben, ob dem Verlangen zu willfahren sei. Die Schwierigkeit liege also zunächst in der Feststellung der einzelnen Punkte, welche in das Gebiet der Gesetzgebung gehören. Die Kammer werde daher bei richtiger Auffassung der Konvention ihre Rechte am wirksamsten wahren, wenn sie, anstatt die ganze Vereinbarung für die Gesetzgebung zu reklamieren, mit gehöriger Begründung diejenigen ein-

zelnen Bestimmungen der Konvention bezeichne, welchen nach ihrer Ansicht Gesetze entgegenstehen und welche folgeweise nicht in Kraft treten können, solange die entgegenstehenden Gesetze nicht auf verfassungsmäßigem Wege geändert sind; weshalb aber der Staatsvertrag selbst der ständischen Zustimmung bedürfen solle, sei nicht einzusehen" 2c. Am Schlusse der hochinteressanten Debatte wurde der Kommissionsantrag mit großer Majorität angenommen.

Die durch den Beschluß geschaffene Lage war eine kritische. Sie ließ einen neuen Kampf des Staates mit der Kirche, oder einen Verfassungsstreit zwischen der großh. Regierung und den Ständen befürchten. Die Entscheidung lag in der Hand des Großherzogs. Das Schicksal der Konvention in der Zweiten Kammer hatte zunächst einen Ministerwechsel herbeigeführt. Eine Proklamation des Großherzogs vom 7. April brachte in der Sache selbst die Allerhöchste Entschließung. Das Manifest enthält die hochherzige Kundgebung: „Es ist Mein entschiedener Wille, daß der Grundsatz der Selbständigkeit der katholischen Kirche in Ordnung ihrer Angelegenheiten zur vollen Geltung gebracht werde. Ein Gesetz, unter dem Schutze der Verfassung stehend, wird der Rechtsstellung der Kirche eine sichere Grundlage verbürgen. In diesem Gesetze und den darauf zu bauenden weitern Anordnungen wird der Inhalt der Übereinkunft seinen berechtigten Ausdruck finden. So wird Meine Regierung begründeten Forderungen der katholischen Kirche auf verfassungsmäßigem Wege gerecht werden und, in schwerer Prüfung bewährt, wird das öffentliche Recht des Landes eine neue Weihe empfangen." Eine Beschlußfassung der Ersten Kammer, wie sie auch ausfallen mochte, hätte bei der veränderten Lage der Dinge auf die Schritte der Regierung von keinem bestimmenden Einflusse mehr sein können. Dessenungeachtet war es bei der hohen staatsrechtlichen Bedeutung des im Beschlusse der Zweiten Kammer ausgesprochenen Prinzips nur zu billigen, wenn auch die Ansicht jenes Hauses der Regierung und dem Volke nicht vorenthalten bleiben sollte. Es hat daher zunächst die schon früher gebildete Kommission die Adresse der Zweiten Kammer einer Prüfung unterzogen. Die Majorität der Kommission hielt zwar die Ansicht der Zweiten Kammer fest, erachtete jedoch die Form einer von beiden Kammern votierten Adresse unter den obwaltenden Umständen nicht mehr für angemessen, vielmehr die Erledigung der Sache durch eine andere unzweideutige Kundgebung für genügend und stellte den Antrag auf eine in diesem Sinne motivierte Tagesordnung, welcher Antrag in der Plenar-

sitzung vom 15. Mai mit Stimmenmehrheit zur Annahme gelangt ist. Schon am 22. Mai legte die Regierung den Kammern sechs Gesetzentwürfe vor, welche der Lösung jener Fragen gewidmet waren, die den Gegenstand der Konvention bildeten und wodurch die feierlichen Verheißungen der Proklamation vom 7. April verwirklicht werden sollten. Die erste und wichtigste dieser Vorlagen betraf die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate. In wenigen prägnanten Sätzen war hier das Verhältnis der beiden Gewalten zueinander in freiheitlichem und versöhnlichem Sinne geregelt. Die §§ 7 und 13 sprechen das Grundprinzip aus, „daß die vereinigte evangelisch-protestantische und die römisch-katholische Kirche ihre Angelegenheiten frei und selbständig ordnen und verwalten, daß aber in ihren bürgerlichen und staatsbürgerlichen Beziehungen die Kirchen, deren Anstalten und Diener den Staatsgesetzen unterworfen bleiben, daß keine Kirche aus ihrer Verfassung und ihren Verordnungen Befugnisse ableiten kann, welche mit der Hoheit des Staates oder mit den Staatsgesetzen im Widerspruch stehen. Die Freiheit der Kirchen soll mithin keine ungemessene und schrankenlose sein. Nicht zu einer gänzlichen Trennung von Staat und Kirche soll die Freiheit führen. Eine Unabhängigkeit in diesem Sinne strebt die katholische Kirche selbst nicht an, indem sie keineswegs auf die Vorzüge einer öffentlich rechtlichen korporativen Stellung im Staate verzichten will. Aber auch dem Interesse des Staates würde es widerstreiten, die auf der geschichtlichen Entwicklung von Staat und Kirche beruhende, für beide gleich hochwichtige Verbindung aufzugeben. Insoferne aber die Kirche als äußere Erscheinung im Staate auftritt, ist sie, wie alle physischen und juristischen Personen, dem Staate untertan und darf daher weder eine Gleichberechtigung mit der Staatsgewalt, noch weniger eine Stellung über derselben in Anspruch nehmen; nur in ihrer innern Lebenstätigkeit soll sie von jeder bevormundenden Hemmung durch die Staatsgewalt befreit sein; nur die Berührungspunkte von Staat und Kirche, welche unter der fortwährenden Gefahr von Konflikten bestehen, will die Gesetzgebung mindern und so die Grenze zwischen den Gebieten beider Gewalten möglichst sicherstellen.“ Von den übrigen Entwürfen interessieren hier die drei letzten, welche Ergänzungen des grundlegenden ersten Gesetzes enthalten. Der vierte Entwurf befaßte sich mit der Not-Civilehe und beruhte auf der Bestimmung des § 4 des Hauptgesetzes, wonach die Religionsverschiedenheit kein bürgerliches Ehehindernis ist und für jede nach den Staatsgesetzen

zulässige Ehe eine rechtliche Form der Eingehung gesetzlich gewährt sein muß. Bisher vollzogen die Geistlichen als gesetzlich erklärte Beamte des bürgerlichen Standes das Aufgebot und die Trauung. Nachdem aber infolge der neuen Gesetzgebung der Kirche die volle Freiheit in Beziehung auf die Behandlung der Ehe auf ihrem Gebiete eingeräumt ward, konnte fernerhin kein Geistlicher zum Aufgebote und zur Trauung eines Brautpaares gezwungen werden, dem ein kirchliches Ehehindernis, z. B. Religionsverschiedenheit, entgegenstand. Der Staat mußte daher für solche Fälle, also namentlich für die gesetzlich zulässige Mischehe, eine andere Form der Eheschließung schaffen und dies ist durch das in Frage stehende Gesetz geschehen. Durch den fünften Entwurf wurde die Ausübung der Erziehungsrechte in bezug auf die Religion der Kinder geordnet und im sechsten waren für gewisse als Amtsmißbräuche erklärte Handlungen der Geistlichen Strafdrohungen enthalten, welche Zusätze zum Strafgesetzbuche bildeten. Der Erzbischof legte gegen die Aufhebung der Konvention und den von der Regierung betretenen Weg der Gesetzgebung Verwahrung ein und erklärte in einem an den Klerus der Erzdiözese erlassenen Rundschreiben als seine oberhirtliche Pflicht, „an den durch die Konvention der Kirche erwachsenen Rechten und den ihm darüber zugegangenen Vorschriften des apostolischen Stuhles festzuhalten, nach diesen Grundsätzen vorkommendenfalls selbst zu handeln und dem Klerus die entsprechenden Weisungen zu erteilen". Dieser Protesterklärung ließ er eine umfangreiche Denkschrift folgen, worin die formellen und materiellen Beanstandungen der Gesetzentwürfe enthalten sind. Gleich nach Fertigstellung der Vorlagen hatte die großh. Regierung auch die römische Kurie vom Verlaufe der Sache, vom Wortlaute der Entwürfe und von der Absicht verständigt, der Kirchengewalt in versöhnlichem Sinne entgegenzukommen. Die Antwort der Kurie bestritt aber in Verkennung der durch den Beschluß der Stände geschaffenen Lage dem Staate das Recht, in kirchlichen Dingen einseitig auf dem Wege der Gesetzgebung vorzugehen. Das Erwiderungsschreiben der Regierung trat dieser Auffassung entgegen und enthielt die ebenso entschiedene als treffende Klarstellung ihres Standpunktes. Aber auch von anderer Seite hatte sich eine gewichtige Stimme über die Entwürfe vernehmen lassen. Der außerordentliche Professor der Rechte Dr. Jolly in Heidelberg, der spätere Präsident des Ministeriums des Innern und nachmalige Staatsminister, besprach dieselben eingehend in einer geistvollen Broschüre. Zwar sind seine persönlichen Wünsche weit über den

Rahmen der Regierungsvorlage hinausgegangen, gleichwohl hat er die Gesetzentwürfe freudig begrüßt: „die Stellung der katholischen Kirche zum Staate sei nicht nur momentan für unser engeres Vaterland die unbedingt wichtigste Frage, sondern dauernd für das ganze Deutschland eine der ersten, ja selbst für die gesamte menschliche Entwicklung von solcher Bedeutung, wie sie nur wenigen andern zukomme. Diese Überzeugung müsse jedem, in welchem sie lebe, die Pflicht auferlegen, in dem Augenblicke nicht müßig zu sein, da zur Lösung jenes gewaltigen Problems mit Energie, Umsicht und Gerechtigkeit ein ernster Versuch gemacht werden solle. Mit Freude adoptiere er den großen Grundsatz, daß die Kirche dem Staate untertan sei. Gegenüber einer Theorie, welche seit Jahrzehnten mit einer Formel für das völlig unabhängige Nebeneinandersein von Staat und Kirche vergeblich sich abmüht, wirke ein solch klarer und durchschlagender Grundsatz wie ein Trunk aus frischer Quelle." Die Beratung der Gesetzentwürfe in der Zweiten Kammer hatte am 27. Juli begonnen. Prestinari stimmte für den ersten Entwurf. Er konnte dies tun, ohne mit seinen bei den Verhandlungen über die Konvention dargelegten Anschauungen in Widerspruch zu geraten. Nachdem die Konvention von den Ständen verworfen und damit undurchführbar geworden war, blieb die Gesetzgebung der einzige Weg, den Forderungen der Kirche gerecht zu werden. Als Mitglied der frühern Kommission, welche die Regierung anläßlich der Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle eingesetzt hatte, war er mit den wohlwollenden und friedliebenden Absichten der Regierung und mit dem darauf beruhenden Geiste der neuen Gesetzgebung vollkommen vertraut. Eine Billigung von seiner Seite durfte daher allerwärts um so vertrauensvoller aufgenommen werden, als er selbst während des ganzen Konfliktes seine Unbefangenheit und seinen Gerechtigkeitssinn, wie die eigene Friedensliebe und kirchenfreundliche Gesinnung unzweideutig betätigt hatte. In seinen Ausführungen richtete er sich zunächst gegen die Denkschrift des Erzbischofs, insofern sie geltend machte, daß der erste Gesetzentwurf, das Hauptgesetz, den Verheißungen in der Proklamation vom 7. April nicht entspreche, indem der Entwurf Beschränkungen der Kirche enthalte, die in der Konvention nicht liegen, anderseits im Entwurfe verschiedene Zugeständnisse übergangen werden, welche der Kirche in der Konvention gemacht worden sind. Gegenüber diesen Behauptungen wies Prestinari mit eingehender Begründung nach, daß die rechtliche Stellung der Kirche nach dem Entwurfe nicht weniger günstig sei, als sie es durch die Konvention ge-

worden wäre; und was die im Entwurfe vermißten Einzelheiten betreffe, so müsse ein Verfassungsgesetz, wie der Entwurf, sich auf allgemeine Grundsätze beschränken, weshalb auch die Proklamation versprochen habe, daß nicht bloß in diesem Gesetze, sondern auch in den darauf zu bauenden weitern Anordnungen der Inhalt der Übereinkunft seinen berechtigten Ausdruck finden solle; die Regierung verdiene aber das Vertrauen, daß sie jene Verheißungen, so viel an ihr liegt, erfüllen werde. Was den vierten Entwurf über die Not-Civilehe betrifft, so war die Kommission der Kammer darüber nicht im Zweifel, „daß es gegenüber den Verwicklungen, in welche die staatliche Gesetzgebung mit der kirchlichen gerate, nur ein gründliches Auskunftsmittel gebe, die Civilehe in ihrer allgemeinen und für alle bindenden Form, die obligatorische Civilehe, welche im Wesen des paritätischen Staates begründet sei, überall, wo sie bestehe, sich bewährt habe und keineswegs, wie man vielfach befürchte, zur Verweltlichung der Ehe führe, indem vielmehr die kirchliche Einsegnung an innerm und äußerm Werte nur gewinnen könne, wenn die Brautleute sie nicht aus Zwang, sondern aus freiem Entschlusse begehrten. Wie sich aber im Lande die Volksstimmung zur Frage verhalte, darüber fehle es noch an zureichendem Material, deshalb sei vorsichtige Zurückhaltung mit weitergehenden Anträgen geboten und beschränke sich die Kommission einstweilen auf den Vorschlag, in die Beratung des vorliegenden Gesetzentwurfes einzutreten.“ Prestinari erklärte sich mit der Tendenz und der schließlichen Fassung des Gesetzes einverstanden. Anders aber dachte er über die obligatorische Civilehe. Zwar hielt auch er es bei der Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche prinzipiell für das Richtige, daß die ganze bürgerliche Standesbeamtung, also mit Inbegriff aller auf die Eheschließung bezüglichen Geschäfte, weltlichen Beamten übertragen werde, gab aber schon damals seinen Bedenken bezüglich der Durchführbarkeit einer solchen Maßregel Ausdruck. Und als im Jahre 1866 infolge einer Motion des Abgeordneten Eckhard die Einführung der obligatorischen Civilehe wirklich in Frage kam, sprach er sich aus ethisch-religiösen Gründen, ferner mit Rücksicht auf die Empfindungen des Volkes und weil ihm zu einer so tief eingreifenden Gesetzesänderung ein zureichender Grund nicht vorzuliegen scheine, insbesondere das Not-Civilehegesetz sich noch nicht als unzulänglich erwiesen habe, gegen die obligatorische Civilehe aus: „dem Wesen der Ehe, als der sittlichen Grundlage des Familienlebens, sei es nicht entsprechend, sie bloß als ein privatrechtliches Vertragsverhältnis aufzufassen; sie bedürfe

der höhern Weihe der Kirche. Die Civilehe stoße gegen althergebrachte Sitten und Gewohnheiten des Volkes an." Der fünfte Entwurf scheint ihm zu Beanstandungen keinen Anlaß gegeben zu haben, gegenüber dem letzten aber, die Bestrafung der Amtsmißbräuche der Geistlichen betreffend, nahm er eine ablehnende Haltung ein. Dieser Entwurf beruhte auf der Erwägung, „daß für den Staat vor allem erforderlich sei, die Grenze scharf zu ziehen, innerhalb welcher der kirchliche Einfluß sich zu bewegen habe. Je größer bei Konflikten zwischen Staat und Kirche der Reiz sei, über jene Grenze hinüberzugreifen, um so mehr müssen schon solche Handlungen bei Ausübung des kirchlichen Dienstes mit Strafe bedroht werden, welche zwar nach dem allgemeinen Strafgesetze noch keine Rechtsverletzungen enthalten, die aber diesen Charakter insofern annehmen, als damit die Grenzen, welche das Staatsinteresse der Freiheit der Diener der Kirche bei Ausübung ihres Dienstes setzen zu müssen glaubte, überschritten werden." Aus rechtlichen und politischen Gründen stimmte Prestinari gegen das Gesetz; „er vermöge es mit den allgemeinen Rechtsgrundsätzen nicht zu vereinigen, daß die Geistlichen schwere Strafen erleiden sollen wegen Handlungen, die, von andern begangen, straflos seien. Überdies sei nach bisherigen Erfahrungen zu besorgen, daß der Erfolg des Gesetzes sich in allen Fällen gegen die Staatsgewalt kehren werde, wo sie in die Lage kommt, es anzuwenden." Die zwischen den Gesetzentwürfen gemachte Unterscheidung zeigt, mit welcher Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Objektivität Prestinari bei Prüfung der Vorlagen zu Werke gegangen ist und wie für seine Abstimmung einzig und allein die rechtliche Überzeugung entscheidend war. Am 9. Oktober sind die von den Kammern angenommenen Gesetze vom Großherzog genehmigt und alsbald verkündet worden. Zugleich erfolgte eine Allerhöchste Entschließung, womit bekanntgegeben wurde, daß der mit dem päpstlichen Stuhle am 28. Juni 1859 getroffenen und durch Verordnung vom 5. Dezember desselben Jahres zur allgemeinen Kenntnis gebrachten Übereinkunft keine rechtliche Wirkung beizulegen sei und daß das Gesetz über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate an die Stelle jener Übereinkunft trete. Für Prestinari persönlich war die Neuregelung des Verhältnisses der katholischen Kirche zum Staate von einer eingreifenden Folge hinsichtlich seiner dienstlichen Stellung begleitet. Das eben erwähnte Gesetz, indem es den beiden christlichen Kirchen die freie und selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten einräumte, mußte zur Aufhebung des katholischen Ober-

kirchenrates führen, welche durch die landesherrliche Verordnung vom 1. Dezember 1862 erfolgte. In der Voraussicht dieser Organisationsänderung hatte Prestinari um Verleihung der erledigten Präsidentenstelle des Hofgerichtes in Konstanz gebeten und am 7. April 1860 ist er zum Hofrichter daselbst ernannt worden. Damit war er wieder in einen Wirkungskreis zurückgetreten, zu dem er sich, so vielseitig seine Begabung war, durch Neigung am stärksten hingezogen fühlte, und worin er nunmehr ohne Unterbrechung eine noch fast zwanzigjährige höchst bedeutsame Tätigkeit entfaltete.

Mit seltener Gewandtheit, Präzision und Umsicht leitete er die gerichtlichen Verhandlungen. Überall verstand er es, rasch und sicher das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und auch aus massenhaftem und verwickeltem Stoffe die entscheidenden Punkte klar und bestimmt herauszuheben. Dabei war er kein Freund von buchstäblicher Auslegung der Gesetze, sondern ließ im Interesse des materiellen Rechtes stets den Geist der Gesetze walten. Die mitunter von ihm selbst verfaßten Motive zu den gerichtlichen Entscheidungen und verschiedene Aufsätze in Fachzeitschriften, wozu ihm der praktische Dienst und die in rascher Entwicklung begriffene Gesetzgebung die Anregung gaben, sind ebensoviele Beweise juristischen Scharfsinnes, als eleganter, formgewandter Darstellung. Durch seine mustergültige Geschäftsbehandlung ist er für eine große Anzahl jüngerer Juristen geradezu vorbildlich geworden. So war der Eindruck, welcher von der Persönlichkeit Prestinaris in dieser, wie in den früheren Vorstandsstellungen ausgegangen, mächtig und tief, aber auch zugleich ungemein sympathisch. Das berechtigte Selbstgefühl seiner geistigen Überlegenheit verleitete ihn niemals zur Überhebung über andere, vielmehr suchte er allen gerecht zu werden, und mit feinem Takte wußte er auch Empfindlichkeiten zu schonen. — Indessen blieb das Arbeitsfeld Prestinaris auch in dieser Stellung keineswegs auf die Rechtsprechung beschränkt. Wiederholt hatte die großherzogliche Regierung Anlaß gefunden, den reichen Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen und den Einfluß seiner gewinnenden Persönlichkeit für die Zwecke besonderer Vertrauensdienste nutzbar zu machen. Nachdem die Übereinkunft mit dem päpstlichen Stuhle für unwirksam erklärt und das Kirchengesetz vom 9. Oktober 1860 erlassen war, welches in § 8 bestimmt, daß die Kirchenämter durch die Kirchen selbst verliehen werden, unbeschadet der auf öffentlichen oder auf Privatrechtstiteln, wie insbesondere dem Patronate, beruhenden Befugnisse, ist selbstverständlich auch die einen

integrierenden Teil der gesamten Übereinkunft bildende, zwischen der großherzoglichen Regierung und dem päpstlichen Stuhle vereinbarte Pfründeausscheidung außer Kraft getreten. Da es aber als ein dringendes Bedürfnis erschien, daß das seit acht Jahren im Streite gelegene Recht zur Besetzung der katholischen Kirchenpfründen festgestellt werde, ließ sich die erzbischöfliche Kurie zu einer Ordnung dieser Angelegenheit im Wege der Vereinbarung herbei. Demgemäß sind von dem großherzoglichen Ministerium des Innern der Hofrichter Prestinari, von der erzbischöflichen Kurie der Domdekan Dr. v. Hirscher und der erzbischöfliche Rechtsreferent Kanzleidirektor Dr. Maas als Kommissäre ernannt worden, um die Pfründen, zu welchen dem Landesherrn das Patronatsrecht zusteht, ferner diejenigen, deren freie Verleihung dem Erzbischof zukommt, auszumitteln und in Ansehung der Pfründen, zu welchen das landesherrliche Patronatsrecht von der großherzoglichen Regierung angesprochen, von der erzbischöflichen Kurie aber nicht anerkannt wird, eine entsprechende Besetzungsweise vorzuschlagen. Schon bei den Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle hatte das Pfründeverleihungsrecht einen breiten Raum eingenommen und war einer der heikelsten Punkte. Prestinari hatte damals als Mitglied der mehr erwähnten Regierungskommission durch gründliche Studien über die hier maßgebenden tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse und durch Sammlung umfassender, höchst wertvoller Materialien wesentlich dazu beigetragen, daß schließlich jene Übereinkunft zustande kam, wonach in einem aufgestellten Verzeichnisse die Pfründen je einzeln bezeichnet worden sind, auf welche der Großherzog zu präsentieren fortfahren werde, und welche der freien Kollatur des Erzbischofs verbleiben, während bezüglich der übrigen Pfründen dem Erzbischof zufolge des im Art. 4, Ziff. 1, der Konvention prinzipiell ihm zugestandenen Rechtes, alle Pfründen zu verleihen, welche nicht einem rechtmäßig erworbenen Patronatsrechte unterliegen, überlassen blieb, mit den betreffenden Privatpersonen sich zu verständigen. Die großherzogliche Regierung konnte sich zur Lösung dieser nach dem Falle der Konvention immer brennender gewordenen Frage in der Tat keiner besseren Hülfe versichern als der Mitwirkung Prestinaris, welcher über den Gegenstand auf das genaueste unterrichtet war. Seiner eifrigen und geschäftsgewandten Tätigkeit ist es denn auch hauptsächlich zu verdanken, daß die Verständigung mit dem Erzbischof erzielt wurde, welche in der landesherrlichen Verordnung vom 20. November 1861 ihren Ausdruck gefunden hat. In dieser Verordnung ist die Feststellung der ein-

zelnen Pfründen nach den oben bezeichneten drei Kategorien und bezüglich der dritten Kategorie zugleich der vereinbarte Verleihungsmodus enthalten. Auch über die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens hat unter Mitwirkung Prestinaris eine Verständigung der großherzoglichen Regierung mit dem Erzbischof stattgefunden, worauf zum Vollzuge des § 10 des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 die den Gegenstand regelnde landesherrliche Verordnung gleichfalls vom 20. November 1861 erlassen worden ist. — Bald nach dem Amtsantritte Prestinaris in Konstanz richtete der Staatsminister der Justiz, Dr. Stabel, das Ersuchen an ihn, den bisher vom Minister selbst geführten Vorsitz in der Kommission für die zweite juristische Staatsprüfung zu übernehmen. Diese Berufung war der Ausdruck eines besonderen Vertrauens; denn Stabel legte auf die Prüfung sehr großen Wert. Die aus dem Jahre 1854 stammende Institution verdankt ihre Entstehung und Ausgestaltung hauptsächlich der Anregung und den Vorschlägen Stabels in seiner damaligen Eigenschaft als Oberhofrichter. Sie hat den Zweck, die Rechtspraktikanten nach einem angemessenen Vorbereitungsdienste nicht so sehr auf ihre theoretischen Kenntnisse, als vielmehr auf die Fähigkeit zu prüfen, die Gesetze richtig auszulegen und auf gegebene Fälle anzuwenden, damit aber die Qualifikation der Kandidaten für den praktischen Beruf festzustellen. Prestinari unterzog sich diesem Amte bereitwillig und hat dasselbe bei seinem reichen Wissen und seiner praktischen Erfahrung in trefflicher Weise verwaltet, bis er im Jahre 1870 auf Ansuchen mit Rücksicht auf seine Gesundheitsverhältnisse dieser Funktion enthoben worden ist. Fast gleichzeitig wurde er von großherzoglichem Ministerium des Innern an Stelle des verstorbenen Freiherrn v. Wessenberg zum Ephorus des Lyceums in Konstanz ernannt, eine Funktion, deren Übernahme durch ihn dem Ministerium „zu besonderer Befriedigung gereichte", um so mehr, als er infolge seiner früheren Wirksamkeit mit den Verhältnissen der Anstalt bereits bekannt war. Er besorgte das Amt bis zur Aufhebung des Ephorates infolge der im Jahre 1869 geschaffenen neuen Ordnung des Gelehrtenschulwesens. Weiter gehörte er während der ganzen Dauer seiner Amtsführung in Konstanz zu den nach damaliger Einrichtung vom Großherzog je für eine Landtagsperiode bezeichneten richterlichen Beamten, welche bei Entscheidung von Kompetenzstreitigkeiten im großherzoglichen Staatsministerium beizuziehen waren. — Ein anderes weites Feld bedeutender Tätigkeit hatte sich für Prestinari als Abgeordneten der Zweiten Kammer zunächst und hauptsächlich in der eingreifenden Justiz-

reform eröffnet, welche nach Ordnung der kirchenpolitischen Angelegenheiten vollzogen wurde. Seit Einführung der Verfassung und dem Beginne eines regeren konstitutionellen Lebens im Großherzogtum haben die Organe der gesetzgebenden Gewalt der Verbesserung der Rechtspflege, insbesondere der Gerichtsverfassung und des gerichtlichen Verfahrens, volle und unablässige Aufmerksamkeit geschenkt. Nach mannigfachen, durch die Zeitverhältnisse mehr oder weniger ungünstig beeinflußten Verbesserungsversuchen hat sich das Bedürfnis einer einheitlichen, in sich abgeschlossenen und dem Volksbewußtsein entsprechenden Rechtsgesetzgebung wie im Volke, so auch im Richter- und Anwaltsstande und nicht minder im Schoße der großherzoglichen Regierung immer entschiedener geltend gemacht. Das Endziel dieser Bestrebungen gehörte wesentlich zur Verwirklichung des denkwürdigen landesherrlichen Manifestes vom 7. April 1860, wonach der Grundsatz einer möglichst freien Entwicklung auf den verschiedenen Gebieten des Staatslebens fruchtbar werden sollte, „um alle Teile des Ganzen zu dem Einklange zu vereinen, in welchem die gesetzliche Freiheit ihre segenbringende Kraft bewähren kann“. So erfolgte denn auf dem Landtage 1861/63 die von den Ständen freudig begrüßte Vorlage einer Reihe von Gesetzentwürfen, welche hauptsächlich die Gerichtsverfassung und das gerichtliche Verfahren in Civil- und Strafsachen betrafen und auf den Prinzipien der Trennung der Justiz von der Verwaltung, der Kollegialität auch der Gerichte erster Instanz, der Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, des Anklagesystems mit entsprechender Ausbildung der Staatsanwaltschaft und einer erweiterten Teilnahme des Volkes an der Rechtsprechung, außer wie bisher in den Schwurgerichten, auch in den Schöffengerichten beruhten. Selbstverständlich war ein wissenschaftlich so hochgebildeter und praktisch so erfahrener Jurist, wie Prestinari, der überdies eine auf die Handhabung der Rechtspflege sehr einflußreiche Stellung eingenommen hatte, in erster Reihe berufen, seine Kräfte bei der parlamentarischen Behandlung dieser Gesetzentwürfe zu verwerten. Ihm wurde denn auch die Erstattung der Kommissionsberichte über bedeutende Teile der Vorlage, insbesondere über das Gerichtsverfassungsgesetz und mehrere Abschnitte der Strafprozeßordnung übertragen. Die erstatteten Berichte zeichnen sich alle durch Gründlichkeit, Klarheit und umsichtige Behandlung des Gegenstandes aus und sind dadurch wie seine mündlichen Ausführungen bei den Plenarberatungen der Kammer wertvolle Hülfsmittel für die Auslegung und Anwendung der betreffenden Gesetze geworden. Nach Ver-

abschiedung der Vorlagen durch die Stände wurde am 1. Oktober 1864 die neue Justizorganisation eingeführt. Sie war in allen Teilen, sowohl was die Verfassung der Gerichte, als die Verfahrensgesetze und einige andere damit zusammenhängende Neuordnungen betrifft, eine von wahrhaft humanem und volkstümlichem Geiste durchwehte Gesetzgebung, welche anderen Gesetzgebungen, insbesondere der auf dem Boden gleicher Grundsätze ausgestalteten Reichsjustizgesetzgebung vom Jahre 1877, vielfach zum Muster gedient hat. Dem Abgeordneten Prestinari aber gebührt das Verdienst, zur Förderung dieses für die vaterländische Kulturentwicklung so bedeutenden Gesetzgebungswerkes in ganz hervorragender Weise mitgewirkt zu haben. Auf die dienstliche Stellung Prestinaris war die neue Organisation von keinem wesentlichen Einflusse. Er blieb als Präsident im Konstanzer Gerichtshofe, der aber, wie die übrigen Hofgerichte, zum Kreis- und Hofgerichte erweitert worden ist. — Auf die Justizorganisation folgte eine wichtige Änderung der Organisation des Schulwesens. Die Beaufsichtigung und Leitung der Volksschule übte bis dahin die Geistlichkeit. Der Pfarrer war der staatliche Beamte gegenüber der Schule und der unmittelbare Vorgesetzte des Lehrers. Nachdem aber das Gesetz vom 9. Oktober 1860 über die rechtliche Stellung der Kirchen zc. in § 6 den Grundsatz aufgestellt hatte, daß das öffentliche Unterrichtswesen vom Staate geleitet werde, konnte der bisherige Zustand nicht fortbestehen. Es war zugleich eine Konsequenz der grundsätzlich anerkannten Selbständigkeit der Kirchen in der Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten, wenn nun auch der Staat seinerseits die Beaufsichtigung und Leitung des öffentlichen Unterrichtswesens aus dem bisher bestandenen organischen Zusammenhange mit den kirchlichen Angelegenheiten gelöst und davon unabhängig geordnet hat. Der erste Schritt zu einer neuen Schulgesetzgebung geschah durch die landesherrliche Verordnung vom 12. August 1862, welche die Beaufsichtigung und Leitung des gesamten unteren und mittleren Schul- und Unterrichtswesens einer Zentral-Mittelbehörde unter der Benennung „Oberschulrat“ übertrug. Weiterhin war die Erlassung eines allgemeinen Schulgesetzes beabsichtigt, wovon indes dem Landtage 1863/65 einstweilen nur der die Aufsicht über die Volksschule umgestaltende Teil vorgelegt wurde. Hiernach bildete der Ortsschulrat die örtliche Aufsichtsbehörde für jede Schule. Er bestand für konfessionelle Schulen aus dem Ortsgeistlichen, dem Bürgermeister oder einem stellvertretenden Gemeinderate, dem Lehrer und einer nach der Größe der Schule verschiedenen Zahl gewählter Mit-

glieder, für gemischte Schulen aus je einem Pfarrer und je einem Lehrer jeder Konfession, dem Bürgermeister und den gewählten Mitgliedern. Den Vorsitzenden ernannte die Regierung aus der Mitte des Ortsschulrates. Über eine größere Anzahl von Schulen führte ein von der Regierung ernannter Kreisschulrat die Aufsicht. Den Religionsunterricht konnte jede Kirche für ihre Angehörigen durch einen eigenen Aufsichtsbeamten überwachen lassen. Allen auf diesem Reformgebiete zur Erörterung und Entscheidung gelangten Fragen widmete Prestinari ein reges Interesse, wozu er schon als früherer Leiter des katholischen Oberkirchenrates veranlaßt war, beteiligte sich an den parlamentarischen Verhandlungen lebhaft und mit dem vollen Gewichte seiner Autorität und stimmte schließlich dem Gesetzentwurfe zu. Zwar hätte er eine Bestimmung des Gesetzes gewünscht, wonach der Pfarrer, wenn er in den Ortsschulrat eintrete, dessen Vorsitzender sein solle, glaubte indes, sich auch bei der Fassung des Entwurfes beruhigen zu können, nachdem die Regierung erklärt habe, daß sie den Pfarrer, wenn er in den Ortsschulrat eintrete, in der Regel zum Vorsitzenden ernennen werde. In beiden Kammern wurde das Gesetz mit großer Majorität angenommen und am 29. Juli 1864 vom Großherzog bestätigt, ward aber alsbald von ultramontaner Seite der Gegenstand heftiger Angriffe, welche sich noch steigerten, als das Ordinariat durch Verordnung vom 15. September 1864 den Geistlichen verbot, sich an dem Ortsschulrate zu beteiligen. Von den Führern der klerikalen Partei wurden Versammlungen der sogenannten wandernden Kasinos veranstaltet, welche eine ungestüme Agitation gegen das Gesetz organisierten, um die Zurücknahme desselben herbeizuführen. Und wenn Dr. Maas in seiner „Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden“ S. 612 schreibt: „Erzbischof Hermann ging auch nach einer Besprechung mit dem Präsidenten Prestinari von der Verordnung vom 15. September 1864 nicht ab, weil ihm keine Garantie für die freie Leitung der religiösen Erziehung und Unterweisung der Jugend gegeben wurde“, so ist aus der ganzen Haltung Prestinaris im damaligen Schulstreite zu entnehmen, daß er auch bei jener Begegnung mit dem Erzbischof seine Friedensliebe und Loyalität durch Ermahnung zur Besonnenheit und Mäßigung, wiewohl ohne Erfolg, betätigt hat. Übrigens wurden die gegen das Gesetz erhobenen Angriffe von der großherzoglichen Regierung mit Entschiedenheit zurückgewiesen, und auch das Volk im großen und ganzen hielt an dem Gesetze fest; nur wenige Schulgemeinden ließen sich von Vornahme der

Wahlen in den Ortsschulrat abhalten, und die Kurie selbst sah sich später veranlaßt, das an die Geistlichen erlassene Verbot des Eintritts in den Ortsschulrat außer Kraft zu setzen, nachdem man eingesehen, daß dasselbe nur eine Schädigung des Ansehens und Einflusses der Geistlichen zur Folge hatte. Die weitere freiheitliche Entwicklung des Volksschulwesens führte zu einer Änderung in der Zusammensetzung des Ortsschulrates und zur gemischten Schule. Die betreffenden Gesetze gehören aber einer späteren Periode an, da Prestinari bereits aus der Kammer ausgeschieden war und daher am Zustandekommen dieser Gesetze keinen tätigen Anteil mehr hatte nehmen können.

Während so an der in die inneren Verhältnisse des Landes tief eingreifenden Reformgesetzgebung auf diesen und anderen Gebieten des Staatslebens rüstig gearbeitet wurde, hatten sich in der großen europäischen und deutschen Politik weittragende Wandlungen vollzogen, welche in ihren schließlichen Folgen auf die gesamte deutsche Staatsgestaltung von entscheidendem Einflusse waren. Der im Jahre 1859 zwischen Österreich einerseits, Frankreich und Sardinien anderseits ausgebrochene Krieg hatte in Deutschland eine gewaltige Bewegung hervorgerufen. Im Süden herrschte große Begeisterung für Österreich, aber auch im Norden fehlte es nicht an Stimmen für eine Beteiligung Deutschlands an dem Kriege gegen Frankreich, während man sich auf anderer Seite nicht verhehlte, daß der Sieg über Frankreich zur unerwünschten Festigung der Hegemonie Österreichs in Deutschland führen würde. Die Sympathien für Österreich fanden unter anderem kräftigen Ausdruck in einer dem Großherzog überreichten Adresse mehrerer Landtagsabgeordneten, unter denen sich auch Prestinari befand. In dieser Adresse war, mit dankbarem Hinblicke auf die angeordnete Kriegsbereitschaft, betont: „Der Krieg, durch welchen eine deutsche Großmacht aus ihrem völkerrechtlich garantierten Besitze in Italien verdrängt werden soll, ist ein Krieg um Deutschlands Macht und Ehre, es ist ein Krieg gegen Deutschland, den alle Deutschen auszufechten haben. Nur festes Zusammenhalten, wie es den Bruderstämmen einer Nation geziemt, verbürgt den deutschen Staaten ihren Bestand und ihr ferneres Gedeihen.“ Die Teilnahme Deutschlands am Kriege wurde indessen durch die Zurückhaltung Preußens verhindert. Der Krieg endete mit einer schweren Erschütterung der österreichischen Macht und steigerte die zwischen den beiden Großmächten längst bestandene, in ihrem natürlichen Gegensatze und in den organisatorischen Mängeln der Bundesverfassung wurzelnde Spannung zu ernsteren Zer-

würfnissen. Aus dem Widerstreite der Volksmeinungen aber hatten sich die schon während der nationalen Bewegung des Jahres 1849 über die Neugestaltung Deutschlands hervorgetretenen Parteigegensätze noch schärfer entwickelt. Zwar stimmten die Parteien darin überein, daß der deutsch-nationale Gedanke seinen richtigen Ausdruck und seine praktische Befriedigung nur dann findet, wenn dem Vaterlande nach außen ein kraftvoller Schutz seiner Integrität, nach innen die Sicherheit seiner Rechtszustände und der freien Entwicklung seiner geistigen und materiellen Interessen verbürgt wird. Darüber aber, auf welchem Wege diese Ziele zu erreichen seien, standen die Meinungen in schroffem Gegensatze einander gegenüber. Ein konstitutioneller Bundesstaat ohne Österreich mit preußischer Spitze war die Losung der kleindeutschen Partei, jene der großdeutschen dagegen: keine Umgestaltung der Bundesverfassung, welche die direkte oder indirekte Ausschließung Österreichs zur Folge hätte. Daß Prestinari der großdeutschen Richtung angehörte, kann nicht bezweifelt werden nach der Kundgebung in jener Adresse, an deren Zustandekommen er einen wesentlichen Anteil gehabt zu haben scheint, obwohl es sonst nicht seine Sache war, in Parteifragen eine prononcierte Stellung einzunehmen. Gerade in der deutschen Frage ist ihm wiederholt von befreundeter Seite nahegelegt worden, durch Beteiligung an weiteren Schritten der Partei das Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale zu legen; allein er ließ sich nicht dazu bewegen und war überhaupt nicht geneigt, einer Partei so fest und unbedingt sich zu verbinden, daß er nicht in jedem Falle seiner vollen Freiheit sich bewußt geblieben wäre; nur nach seiner eigenen Überzeugung wollte er reden und handeln, wobei es jedermanns Urteil überlassen bleiben sollte, welches Parteiprädikat ihm danach zukomme. Daß er aber ein überzeugter Vertreter des nationalen gemäßigten Liberalismus war, hat er, wie durch die mehrerwähnte Adresse, so auch durch seine gesamte Haltung in der innerpolitischen Reformbewegung zu erkennen gegeben. Es zeugt dafür weiter und gereicht ihm zum besonderen Verdienste, daß er auch während der Reaktionsperiode, welche dem Maiaufstande des Jahres 1849 naturgemäß gefolgt war, von den parlamentarischen Geschäften sich nicht zurückgezogen, sondern in der Absicht ferner daran teilgenommen hat, so viel an ihm lag, dahin zu wirken, daß in der Reaktion Maß gehalten und die Rückkehr verfassungsmäßiger Zustände angebahnt werde. Nach mehrfachen, von verschiedenen Seiten ausgegangenen, aber sämtlich erfolglos gebliebenen Versuchen einer Reform der Bundesverfassung

brachte das Jahr 1866 die rasche Entscheidung der deutschen Frage. Ein in der bekannten schleswig-holsteinischen Sache von Österreich beim Bundestage gestellter, von Preußen abgelehnter Antrag führte zum Bruche und damit zum unvermeidlich gewordenen Kriege. Österreich ist unterlegen. Die glänzenden Waffentaten Preußens haben die Bahn zur nationalen Umgestaltung Deutschlands geebnet, wie sie das unentwegt mit opferbereiter Hingebung erstrebte Ideal des Großherzogs und der Mittelpunkt des Denkens und Schaffens weitblickender Staatsmänner und begeisterter Patrioten war, wenngleich im entscheidenden Augenblicke die herrschende Stimmung des Volkes und seiner Vertreter, die Forderung des formalen Rechtes und die geographische Lage Badens die Regierung auf die Seite Österreichs gedrängt hatten. Gewohnt, die Dinge objektiv, frei von persönlichen Neigungen und Empfindungen zu beurteilen, mag es Prestinari nicht allzuschwer gefallen sein, der realen Macht der Tatsachen sich zu beugen, den politischen Umschwung als eine weltgeschichtliche Fügung zu betrachten und in stets bewährter Loyalität dem gescheiterten großdeutschen Gedanken zu entsagen. Indessen fand er sich durch die Ereignisse veranlaßt, sein Mandat als Abgeordneter niederzulegen, um fernerhin ausschließlich seinem richterlichen Berufe zu leben. Dies sollte ihm jedoch nicht ganz gelingen. — Am 14. April 1868 starb Erzbischof v. Vicari in Freiburg. Die Verhandlungen über die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles wurden alsbald eingeleitet. Die großherzogliche Regierung hatte die guten Dienste, welche ihr Prestinari in kirchlichen Angelegenheiten bereits geleistet, nicht vergessen; sie ließ ihn daher wissen, daß sie einen besonderen Wert darauf lege, die unmittelbare Fortführung der Angelegenheit der Erzbischofswahl „seinen bewährten Händen anvertraut zu sehen" und hoffe, er werde bei seiner vielerprobten Opferbereitschaft auch im vorliegenden Falle nicht säumen, zu tun, was möglich ist, um eine für die innere Wohlfahrt des Landes so entscheidende Sache zu gedeihlichem Ende zu führen. Prestinari erklärte sich zu der neuerlichen Mission bereit und hat während der ganzen Dauer der Verhandlungen, welche sich sehr in die Länge zogen, mit Takt, Umsicht und Gewandtheit einen die ganze Frage umfassenden, eingehenden schriftlichen und mündlichen Verkehr mit dem Domkapitel unterhalten. Nach den gemachten Erfahrungen mußte die Regierung dringend wünschen, daß das Kirchenregiment an einen wohlmeinenden, gemäßigten und zugleich staatstreuen Geistlichen gelange. Dafür war die Aussicht insofern günstig, als die Mehrheit des zur Wahl zustän-

digen Domkapitels der gemäßigten Richtung angehörte. Aber wider Erwarten legte dasselbe der Regierung zur Ausübung des Rechtes der Zurückweisung der ihr minder genehmen Personen eine Liste von acht Kandidaten vor, welche die Regierung alle mit Ausnahme eines einzigen zu streichen sich veranlaßt sah. Da hiernach eine Wahl nicht möglich blieb, verlangte die Regierung die Aufstellung einer weiteren Liste. Statt diesem Verlangen zu entsprechen, bestritt das Domkapitel, im Widerspruche mit den maßgebenden Wahlvorschriften, der Regierung das Recht zu den ausgesprochenen Ablehnungen und faßte, obgleich ihm die Unbegründetheit seines Rechtsstandpunktes nachgewiesen ward, den Beschluß, die Entscheidung des Papstes einzuholen, welche dahin erging, daß dem Domkapitel die Vorlage einer neuen Kandidatenliste untersagt wurde. Damit war die Sache für die Regierung vorläufig erledigt und die Mission Prestinaris, welche nach dem anfänglichen Verhalten der Majorität des Domkapitels ein anderes Ergebnis erwarten ließ, beendigt. Auch nach dem Ausscheiden aus der Kammer hat Prestinari die landständischen Verhandlungen mit Aufmerksamkeit verfolgt. Unter der großen Zahl wichtiger Vorlagen, welche dem Landtage 1869/70 gemacht wurden, war es vor allem der Entwurf eines Gesetzes über die Rechtsverhältnisse und die Verwaltung der Stiftungen, der sein besonderes Interesse in Anspruch nahm und ihn zu eingehender Beschäftigung mit dem Gegenstande veranlaßte. Die großherzogliche Regierung ist bei dem Entwurfe von der Anschauung ausgegangen, daß jede staatlich genehmigte Stiftung, d. h. jede Vermögensmasse, die einem bestimmten öffentlichen, sei es kirchlichen oder weltlichen Zwecke gewidmet ist, eine selbständige juristische Person sei, welcher das dem Stiftungszwecke gewidmete Vermögen gehöre. Der Entwurf sondert die kirchlichen von den weltlichen Stiftungen, bestimmt, welche Stiftungen als kirchliche gelten, und erklärt alle anderen Stiftungen für weltliche. Als weltliche Stiftungen gelten danach, abgesehen von gewissen Ausnahmefällen, namentlich die Wohltätigkeitsstiftungen, d. i. das der Armenunterstützung oder Krankenpflege oder anderen ähnlichen Zwecken gewidmete Stiftungsvermögen, welches der Entwurf hauptsächlich im Auge hat. Die Lokalstiftungen dieser Art standen damals unter der Verwaltung von kirchlichen, vom Pfarrer geleiteten Ortsbehörden und unter Aufsicht des an die Stelle des aufgehobenen katholischen Oberkirchenrates getretenen katholischen Oberstiftungsrates, beziehungsweise des evangelischen Oberkirchenrates. Nach dem Entwurfe dagegen wird die Verwaltung der weltlichen Orts-

stiftungen, mit Ausnahme derjenigen, welche dem öffentlichen Volksschulunterrichte gewidmet sind, deren Verwaltung bereits durch das Gesetz vom 29. Juli 1864, die Aufsicht über die Volksschulen betreffend, geordnet war, den beteiligten Gemeinden übertragen, während die weltlichen Distrikts- und Landesstiftungen, wie bisher, in der Regel unter der unmittelbaren Verwaltung und Aufsicht von Staatsbehörden stehen. Die Rechtsverhältnisse und die Verwaltung der kirchlichen Stiftungen sind durch die besonderen Vorschriften über die Verwaltung des Kirchenvermögens geregelt, neben welchen jedoch die allgemeinen Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes auch für diese Stiftungen Anwendung finden. Insbesondere kommen auch diesen Stiftungen alle Rechte selbständiger juristischer Personen zu, und können weder der Staat, noch die Kirche, noch die Gemeinde aus den Rechten, die ihnen hinsichtlich der Verwaltung der Stiftungen zustehen, privatrechtliche Ansprüche an das Vermögen derselben ableiten. Da hiernach ein sehr bedeutendes Stiftungsvermögen von den kirchlichen Behörden abzutreten war, so ist es begreiflich, daß sich gegen den Gesetzentwurf in kirchlichen Kreisen eine gewaltige Opposition erhob, welche katholischerseits mit besonderer Heftigkeit geführt wurde. Es erfolgten Proteste des erzbischöflichen Kapitelsvikariates und des evangelischen Oberkirchenrates; über die juristisch nicht einfachen Fragen wurden Rechtsgutachten abgegeben und Streitschriften für und wider den Entwurf gefertigt. Auch Prestinari sah sich veranlaßt, öffentlich in einer Broschüre zu dem Gesetzentwurfe, soweit er die katholische Kirche betrifft, Stellung zu nehmen; „durchdrungen von der Überzeugung, daß nur ein friedliches Einvernehmen zwischen der Staats- und Kirchengewalt für beide Teile ersprießlich ist, beklage er jeden Konflikt, der die Wiederherstellung des leider seit Jahrzehnten bei uns gestörten Friedens erschwert, und wenn er hoffen dürfe, zur Verhütung eines drohenden neuen Konfliktes durch Vorstellungen nach der Seite, von der er glaube, daß sie im Unrecht sei, irgendwie beitragen zu können, dränge es ihn, den Versuch zu wagen. Die Ausführung schließe sich aber nicht der Opposition gegen den ganzen Entwurf eines Stiftungsgesetzes an, beschränke sich vielmehr auf eine Beurteilung der Rechtsansicht, welche der Entwurf hinsichtlich der von ihm selbst für kirchliche erklärten Stiftungen, abweichend von dem Gesetze vom 9. Oktober 1860 über die rechtliche Stellung der Kirchen &c. und von der auf Grund einer Verständigung mit dem Erzbischof erlassenen Verordnung vom 20. November 1861, die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens

betreffend, aufstellt. Das Gesetz vom 9. Oktober 1860, so fährt er fort, habe die in der Theorie sehr bestrittene Frage, wer Eigentümer des für kirchliche Zwecke gewidmeten Vermögens sei, als dem Privatrechte angehörig, nicht entschieden, also das von der Kirche angesprochene Eigentum weder verneint, noch bejaht. Und obgleich man bei Erlassung dieses Gesetzes und der erwähnten Verordnung allseits der Ansicht gewesen, daß hierdurch die Rechtsverhältnisse der kirchlichen Stiftungen erschöpfend und befriedigend geregelt und nur noch die weltlichen Stiftungen von den kirchlichen zu sondern und ihre Rechtsverhältnisse gleichfalls entsprechend zu regeln seien, habe der Entwurf sich nicht hierauf beschränkt, sondern auch für die Rechtsverhältnisse der kirchlichen Stiftungen ein neues System aufgestellt, welches davon ausgehe, daß den Kirchen das Eigentum und überhaupt ein Privatrecht an dem ihren Bedürfnissen gewidmeten Vermögen nicht zustehe. Die Frage also, welche das Gesetz von 1860 absichtlich offen ließ, solle durch das jetzt vorgeschlagene Gesetz gegen die Kirchen entschieden werden." Die Schrift berührt sodann praktische Folgen der Theorie des Entwurfes und stellt dieser mit eingehender Begründung die Sätze entgegen, daß die katholische Kirche unseres Landes als Korporation gesetzlich anerkannt sei, jede anerkannte Korporation aber ein Rechtssubjekt und als solches Eigentümerin des ihren Zwecken und Bedürfnissen gewidmeten Vermögens sei, und daß, wenn eine Korporation, wie die Kirche, einen allgemeinen Zweck habe, der durch verschiedene Sonderzwecke erreicht werden soll, die Vermögensmassen, welche den einzelnen Sonderzwecken gewidmet sind, zum Vermögen der Korporation gehören, aus dem sie nicht als selbständige Rechtssubjekte ausgeschieden werden können.

Auf die interessanten Ausführungen der durch maßvolle Beschränkung, strenge Sachlichkeit und korrekte juristische Deduktion ausgezeichneten Schrift kann jedoch hier näher nicht eingegangen werden. Übrigens wird den vom juristischen Standpunkte gegen das Gesetz erhobenen Bedenken eine Berechtigung nicht abgesprochen werden können. Was aber Prestinari über Veranlassung und Zweck seiner Schrift gesagt hat, entspricht ganz seiner ruhigen, friedliebenden Natur und loyalen Gesinnung, die als Grundzüge seines Wesens auch in dieser Kundgebung deutlich hervorgetreten sind. Das Gesetz ist mit nur wenigen Änderungen des Entwurfes in beiden Kammern, in der Zweiten nach sehr erregten Debatten zur Annahme gelangt. Der Vollzug desselben erfolgte mit Mäßigung, und es darf angenommen werden, daß inzwischen auch das katholische

Kirchenregiment sich in das Gesetz gefunden und tatsächlich damit ausgesöhnt hat.

Nahezu zehn Jahre waren verflossen, seit Prestinari an die Spitze des Konstanzer Gerichtshofes getreten war und er hatte sich bereits in die ihm lieb gewordenen dortigen Verhältnisse eingelebt, als im Herbste 1869 die Präsidentenstelle des Gerichtshofes in Karlsruhe erledigt wurde. Unter Hinweis auf deren erhöhte Bedeutung und „in richtiger Würdigung seiner persönlichen Eigenschaften" ersuchte ihn der Präsident des Justizministeriums, seine gegenwärtige Stelle mit jener in Karlsruhe zu vertauschen. Prestinari hat indes gebeten, bei den Vorschlägen zur Wiederbesetzung der Stelle von seiner Person abzusehen, da der Aufenthalt am See, in der Nähe einer großartigen Gebirgswelt und entfernt vom Zentrum des bewegten öffentlichen Lebens seiner Gesundheit besonders zusage. Als aber nach wieder zehn Jahren, am 1. Oktober 1879, die Reichsjustizgesetze von 1877 in Wirksamkeit traten, da erachtete er den Zeitpunkt für gekommen, aus dem öffentlichen Dienste auszuscheiden. Er bat deshalb um seine Zuruhesetzung, indem durch ein im Jahre 1873 begonnenes und mit der Zeit gesteigertes Nervenleiden seine Arbeitskraft in solchem Grade beschränkt sei, daß er sich den infolge der neuen Gesetzgebung vermehrten Anstrengungen des Berufes nicht mehr gewachsen fühle. Mit Allerhöchster Entschließung vom 9. Mai 1879 wurde seiner Bitte auf den 30. September jenes Jahres in ehrenvoller Weise entsprochen, nachdem ihm kurz zuvor, am 24. April desselben Jahres eine hohe Ordensauszeichnung verliehen worden war. Sein Rücktritt hatte in Regierungskreisen und im heimatlichen Juristenstande aufrichtiges Bedauern hervorgerufen; denn nur ungern verzichtete man auf die Dienste des ausgezeichneten, viel bewährten praktischen Juristen in der kritischen Zeit, da eine weitgreifende neue Gesetzgebung in die Praxis eingeführt werden sollte. Zu den schönsten Früchten seines inhaltreichen Lebens ist es aber zu zählen, daß Prestinari sich eines besondern Vertrauens des Großherzogs erfreuen durfte. Dies beweisen die wiederholten Missionen in wichtigen und schwierigen Staatsangelegenheiten, wozu er auf Allerhöchste Initiative berufen ward. Während des alljährlichen längern Verweilens der Großherzoglichen Herrschaften auf der Insel Mainau war er dort von Konstanz aus ein oft und gern gesehener Gast und alsbald nach seiner Zuruhesetzung hat ihn der Großherzog für den Landtag 1879/80 zum Mitgliede der Ersten Kammer ernannt, ein Ehrenamt, das ihm sicher auch für weitere

Landtage übertragen worden wäre, wenn nicht seine Gesundheitsverhältnisse ihn bald genötigt hätten, jeder öffentlichen Tätigkeit zu entsagen. Nach der Pensionierung verließ er Konstanz und siedelte nach Karlsruhe über, wo er seine ganze Familie um sich vereinigen konnte. In welch hohem Ansehen er am Orte seiner letzten richterlichen Wirksamkeit stand, erhellt aus einem warm empfundenen Nachrufe, welcher bei seinem Wegzuge von Konstanz in der dortigen Zeitung erschienen ist und worin nach einem kurzen Rückblicke auf seine dienstliche Laufbahn unter anderm gesagt ist: „Seine in allen diesen Stellungen bewiesene rastlose und erfolgreiche Tätigkeit, sein umfassendes, gründliches Wissen, sein hervorragender juristischer Scharfsinn und sein rasches, treffendes Urteil haben ihm weithin unter den Berufsgenossen einen gefeierten Namen erworben. Und was den Menschen adelt, ein offener Sinn und ein warmes Herz für Freiheit, Recht und Humanität, haben alle stets bei ihm gefunden, denen es vergönnt war, in dienstlichen oder außerdienstlichen Verkehr mit ihm zu treten. Wir leben glücklicherweise in einer Zeit und in einem Lande, wo es mühe- und gefahrlos ist, zu solchen Grundsätzen sich zu bekennen, aber schwer wird es immer und überall bleiben, sie auch im Leben zu betätigen; er hat sie im Leben betätigt, ihm waren sie nicht Worte bloß und Phrase, sondern die Seele und der Geist seines Wirkens." Die ihm gewährte Muße widmete er vorzugsweise der Beschäftigung mit den klassischen Werken der bildenden italienischen Kunst und der Fortsetzung seiner philosophischen Studien. Die ausgesprochene Neigung für beides hatte er bis in das späte Alter bewahrt. Vieles um ihn erinnerte beständig an seine hohe Verehrung für jene edelsten Kunstschöpfungen, deren erhebende Eindrücke er selbst inmitten der ernsten Berufstätigkeit nicht ganz hatte missen mögen. So konnte man beispielsweise fast immer auf seinem Arbeitstische eine Reminiscenz an Italien, vornehmlich an Meisterwerke des Cinquecento bemerken. Er selbst besaß eine nicht unbedeutende, auf dem klassischen Boden Italiens reichlich befruchtete Fertigkeit im Zeichnen, die sich in Versuchen eigener und in Verbesserungen fremder Nachbildungen solcher Werke und in Architekturaufnahmen, z. B. aus den berühmten Ruinen von Pästum, kundgab. Die italienischen Reisen mit allen Freuden und Mühen erfüllten ihn zeitlebens. Für seine Umgebung aber war es immer ein Genuß, ihm zuzuhören, wenn er sich in zwangloser Unterhaltung gerne jenen lieben Jugenderinnerungen überließ und dabei in die fesselnde Erzählung von so viel Schönem und Erhabenem auch die drastische Schilderung manch heitern

Reiseerlebnisses einzustreuen wußte. Und was die philosophischen Studien betrifft, so existiert von ihm aus der letzten Zeit seines Lebens eine bezeichnende Äußerung, wonach diese Studien ihm vom 17. Lebensjahre bis ans Ende die anziehendsten waren. „Das Unendliche kann zwar", so schreibt er, „der endliche Mensch nicht begreifen, das Endliche aber, zunächst die Erde mit allem, was dazu gehört, insonderheit der Mensch selbst, ist seiner Erkenntnis nicht verschlossen, und je weiter und tiefer er in dieser Erkenntnis vorschreitet, desto mehr und inniger wird er die Schöpfung bewundern und den Schöpfer anbeten. Dabei schärft philosophisches Denken die Denkkraft überhaupt und fördert die Befähigung, die Ereignisse und Zustände, die den Menschen angehen, nach ihrem wahren Werte oder Unwerte zu würdigen." — In den verschiedenen amtlichen Stellungen hatte Prestinari einen großen Kreis von Bekannten erworben, aber nur mit wenigen Gleichgesinnten unterhielt er einen vertrauteren Umgang. In einem intimen Freundschaftsverhältnisse stand er zu Ludwig Kirsner von Donaueschingen, dem langjährigen Landtags- und Reichstagsabgeordneten und Präsidenten der Zweiten Kammer. Diese Freundschaft war auf parlamentarischem Boden erwachsen, wo beide als Mitglieder der Zweiten Kammer unter wechselvollen und zum Teile schwierigen Verhältnissen eine bedeutende Tätigkeit entfaltet und bei allen Parteien ungeteiltes Ansehen genossen haben. Obgleich in politischen Fragen die Ansichten der Freunde sich keineswegs immer deckten, so hatten doch solche Meinungsverschiedenheiten das Freundschaftsband niemals zu lockern vermocht; denn es beruhte nicht auf flüchtigen Regungen des Augenblicks, sondern auf tief begründeter gegenseitiger Wertschätzung. Unter den nachgelassenen Papieren Prestinaris befinden sich zahlreiche Briefe Kirsners aus der Zeit von 1851 bis zu dessen im Jahre 1876 erfolgten Tode, welche alle eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an Prestinari und eine unbegrenzte Verehrung des hochgeschätzten Freundes atmen, während Prestinari seinerseits die ausgezeichneten Charaktereigenschaften Kirsners, wie seine parlamentarischen Leistungen und hohen Verdienste um das engere und weitere Vaterland klar erkannte und gebührend zu würdigen wußte. Aber auch davon abgesehen, bestanden zwischen den Freunden vielfache Berührungspunkte, welche eine starke wechselseitige Anziehungskraft geübt haben. Beide waren erfüllt von patriotischer und nationaler Gesinnung, ideal gestimmte und zugleich poetisch angelegte Naturen. Viele Jahre haben die Freunde im Sommer gemeinschaftliche Erholungsaufenthalte in der Schweiz oder in Tirol

aufgesucht, und hier, im Genusse einer herrlichen Natur, konnte es geschehen, daß sie durch die gewaltigen Eindrücke der großartigen Gebirgswelt zu einer Begeisterung hingerissen wurden, welche in dichterischen Ergüssen stimmungsvollen Ausdruck gefunden hat. — Prestinari war kein regelmäßiger Besucher öffentlicher Gesellschaftslokale. Schon die Rücksicht auf seine vielfach schwankende Gesundheit verbot ihm einen lebhaftern gesellschaftlichen Verkehr. Dagegen ist sein eigenes gemütliches Heim eine Stätte einfacher, herzlicher Geselligkeit geworden. Als aber im Jahre 1885 die treue Lebensgefährtin, mit der er in 46jähriger glücklichster Ehe verbunden war, einem langen asthmatischen Leiden erlag und damit zu dem kaum überwundenen schmerzlichen Verluste eines andern teuern Familiengliedes neues Leid gehäuft war, senkte sich ein bleibender Schatten auf die ehedem so glückliche Häuslichkeit. Prestinari selbst erreichte trotz seiner nicht sehr kräftigen Konstitution, aber dank einer alle Zeit verständigen und sorgsamen Lebensführung das hohe Alter von 81 Jahren. Erst in den letzten Jahren hatte sich eine allmähliche Abnahme der Kräfte bemerklich gemacht; mehr und mehr war das Leben von der Außenwelt abgewendet und nach Innen gekehrt; eine stille Resignation lag über der Gestalt des ehrwürdigen Greises; ruhig und friedvoll, wie er gelebt, ist er nach kurzer Krankheit am 1. März 1893 aus dem Leben geschieden. Der Großherzog ehrte den hochverdienten Mann noch im Tode, indem er an der Trauerfeier in der Wohnung des Dahingeschiedenen persönlich Anteil genommen hat. Der Heimgegangene hinterließ drei Töchter und vier Enkelkinder. Die älteste, dem Vater inzwischen im Tode nachgefolgte Tochter war mit dem hochbegabten, leider zu früh verstorbenen Präsidenten des katholischen Oberstiftungsrates, Hermann Winnefeld, vermählt; die zweite ist die Gattin des auf dem Gebiete der Wasserbautechnik als eine erste wissenschaftliche Autorität weithin bekannten großh. Oberbaudirektors und Professors an der Technischen Hochschule, Geheimen Rates Max Honsell, während die jüngste ihre Lebensaufgabe zunächst in der liebevollen und sorgfältigen Pflege der Eltern gefunden hatte, nach dem Tode beider aber, einem längst gehegten Herzenswunsche folgend, in eine klösterliche Lehranstalt eingetreten ist.

Was Prestinari in seinem Wesen war, das ist er frühzeitig geworden und während seines ganzen Lebens unverändert geblieben: eine ausgeprägte Individualität und ein entschiedener Charakter; klar und bestimmt wie im Denken, war er auch im Fühlen und im Wollen,

fest und beharrlich in den Grundsätzen, die er durch ernste Selbsterziehung gewonnen, und im wechselvollen Leben erprobt hatte, unerschütterlich in der Überzeugungstreue — so werden die Zeitgenossen das Bild des Vollendeten im Gedächtnisse und im Herzen bewahren. Wie reich und verdienstvoll aber auch das Leben ist, das abgeschlossen vor uns liegt, in einem Punkte vermag es nicht voll und ganz zu befriedigen. Die hohen geistigen und moralischen Eigenschaften Prestinaris und seine unverkennbare staatsmännische Begabung sollten ihn an die Spitze einer obersten Regierungsbehörde führen. Aber auch hier hat es sich gezeigt, daß die Verhältnisse oft mächtiger sind als die Menschen. In jener Zeit, da dem Verewigten die Lebenssonne im Zenithe stand und er sich im Vollbesitze seiner eminenten Schaffenskraft fühlte, mag allerdings die politische Lage des Landes seiner Berufung in das Staatsministerium Hindernisse bereitet haben, während er selbst die ihm lieb gewordene Unabhängigkeit des Richteramtes den unberechenbaren Eventualitäten in der Stellung eines leitenden Staatsmannes vorgezogen zu haben scheint. So ist nun zwar eine an sich berechtigte Erwartung unerfüllt geblieben, dessenungeachtet aber wird Prestinari fortan zu den glänzendsten Gestalten des badischen Beamtentums zählen und sein Name wird mit der modernen Gesetzgebung und Kulturentwicklung unseres Heimatlandes unzertrennlich verbunden bleiben. Dr. R. Schneider.

Johann Nepomuk Prestinari,

fürstlich fürstenbergischer Domänendirektor, geboren am 4. Februar 1810 in Bruchsal als zweitjüngstes von sieben Kindern des Ratsverwandten und Handelsmannes Benedikt Prestinari, gestorben am 7. Dezember 1892 in Donaueschingen. Seine Mutter war Rosine Gall, die Schwester des bekannten Phrenologen, eine schöne und feingebildete Frau. Die Familie Prestinari stammt aus Sala am Westufer des Comersees. An das Familienwappen, das ein von Kanonenkugeln umschwirrtes Tor oder festes Haus zeigt, knüpft sich die Tradition von einer tapferen Tat, die ein Ahnherr vollbracht haben soll. Von Sala waren die Prestinari, angeblich im 17. Jahrhundert, nach Süddeutschland ausgewandert, wo sie in mehreren Zweigen in Baden, Württemberg und der Pfalz blühten. Prestinaio, Prestinaro, Frühaufsteher, ist eine am Comersee und auch sonst in der Lombardei nicht nur im Scherz, sondern auch ernsthaft, z. B. auf Firmentafeln gebrauchte Bezeichnung für den Bäcker. Weit-

gehende Anhänger der atavistischen Lehre mögen eine Bestätigung ihrer Theorie darin finden, daß Prestinari durch sein ganzes Leben im Sommer mit der Sonne, im Winter aber lange vor ihr sein Tagewerk begann. Der Verlust seiner ausgezeichneten Mutter, den Prestinari im Alter von vier Jahren erlitt, bedeutete für ihn ein folgenschweres Unglück. Daß seiner Jugend der sanfte, mütterliche Einfluß fehlte, darauf dürfte zum guten Teil eine gewisse Härte und Eckigkeit seines Wesens zurückzuführen sein. Als Zehnjährigen nahm ihn der Speierer Kanonikus Heller in Bruchsal zu sich, und es scheint, daß der aufgeweckte Knabe seine ganze Gymnasialzeit unter der Obhut dieses geistlichen Verwandten verlebte. Heller hatte damit keine leichte Aufgabe übernommen; denn der kleine Hannes zählte nicht nur zu den begabtesten, sondern auch zu den wildesten Buben des Städtchens. Als man ihm wegen der vielen Hosen, die er zerriß, lederne anschaffte, war er sehr befriedigt, „weil er nun um so ungestörter auf alle Bäume klettern konnte". Dem Wunsche seines Oheims Gall folgend, widmete er sich die ersten zwei Universitätssemester in Heidelberg dem Studium der Medizin, doch ohne Neigung, ja mit steigendem Widerwillen. Galls Tod gab ihm 1828 die Freiheit seines Entschlusses zurück, und nun wandte er sich sofort den kameralistischen Studien zu; denn Rechnen, Finanzgeschäfte, aus der Erde den größtmöglichen Vorteil ziehen: in diesen Dingen lag sein Lebenselement. In seiner Neigung und Begabung dafür verriet sich das italienische Blut seiner Voreltern, wie denn das Durchschlagen des Volkscharakters der Ahnen in Prestinaris ganzem Wesen jedem Kenner des lombardischen Stammes in die Augen sprang. In der Mathematik war er schon als Gymnasiast so stark, daß ein Volksschullehrer bei ihm darin Unterricht nahm. Sein Abgangszeugnis vom Gymnasium lautet in diesem Gegenstande auf vorzüglich. Später soll ihm eine Lehrstelle für Mathematik in Freiburg angetragen worden sein, die er jedoch ausschlug. In Heidelberg wohnte er mit seinem Freunde Träger zusammen bei einem Schneider in der Sandgasse. Sein vornehmster Lehrer an der Universität war Rau. Bei ihm hörte er Nationalökonomie, Finanz, Politik, Polizei, Landwirtschaftslehre, Technologie und Handelslehre, bei Mittermaier deutsches Privatrecht, bei Zachariä Naturrecht, Staatsrecht, badisches Verfassungsrecht, bei Schlosser neueste Geschichte, bei anderen Chemie, Botanik, Geometrie, Mechanik, Bergbau, Forstwissenschaft. Theoretisch also auf das umfassendste vorgebildet, wurde er im April 1832 als Gehilfe der großherzoglichen Domänenverwaltung in Bruchsal verpflichtet.

Die Staatsprüfung bestand er mit dem Prädikat „sehr gut befähigt". Im März 1833 erfolgte seine Aufnahme unter die Kameralpraktikanten. Seit dem Mai 1834 zur Aushilfe bei der großherzoglichen Hofdomänenkammer in Karlsruhe beschäftigt, wurde er im August 1835 in die Sekretariatspraktikantenstelle im Finanzministerium einberufen. Während der Abwesenheit des Geheimen Referendärs Regenauer beim Zollkongreß wurden ihm vom Finanzminister (Juni 1836) der Vollzug des Zehntenablösungsgesetzes, alle Forstdomänen-, Forstjurisdiktions- und Polizeisachen zum Referate zugeteilt. Die Geschicklichkeit, mit der er die hier gestellten Aufgaben löste, die klaren und übersichtlichen Tabellen, die er für das Geschäft der Zehntenablösung anlegte, lenkten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn, so daß er schon im Oktober desselben Jahres mit einer eröffneten Referentenstelle betraut, im Dezember zum Assessor bei der Hofdomänenkammer und im November 1839 zum Domänenrate bei dieser Kammer ernannt wurde. Er gehörte der Kommission an, welche die eingehenden Grundstockgelder zu neuen Erwerbungen für die Domänen zu verwenden hatte. Auf seinen Antrag sollen auch die von Fremden für die Besichtigung des Heidelberger Schlosses gezahlten Gelder, die vorher in die Tasche des Schloßverwalters flossen, zur Erhaltung des Schlosses verwendet worden sein. Am 19. April 1841 vermählte sich Prestinari mit Eleonore Martin von Staufen im Breisgau, Tochter des angesehenen Bürgermeisters, Gutsbesitzers und Landtagsabgeordneten Joseph Anton Martin und der Crescentia v. Khuon. Aus der glücklichen Ehe entsprossen zwei Söhne und drei Töchter, von denen die Töchter den Vater überlebten. Von der Regierung wurden Prestinaris ausgezeichnete Dienste voll gewürdigt. Als 35jähriger wurde er am 21. Februar 1845 zum Ministerialrat im Ministerium der Finanzen ernannt. Im November 1854 erfolgte seine Bestallung als Geheimer Referendär, 1851 erhielt er das Ritterkreuz des Ordens der württembergischen Krone. In der Revolution, die so vielen den Kopf verwirrte, bewährte sich die überlegene Klarheit und Ruhe seines Geistes. Wiewohl der jüngste der Räte, war er doch die zusammenhaltende Kraft im Ministerium und gab nach allen Seiten die Parole aus, die Beamten sollten ruhig auf ihren Posten bleiben und im gewohnten Geleise fortarbeiten. Als sich eine Bürgerwehr zum Schutze Karlsruhes bildete, fehlte er nicht in ihren Reihen. Auch dem von den Revolutionären erhobenen Finanzminister Gögg imponierten Prestinaris ausgebreitete Sachkenntnis und die unerschütterliche Festigkeit seines Charakters so sehr, daß er den Unentbehr-

lichen unbeirrt schalten und walten ließ. Ja Prestinari konnte sogar verhindern, daß Verfügungen des Ministers, wie die, daß die Gehälter der entflohenen Beamten nicht ausbezahlt würden, zur Ausführung gelangten. Wohl wurden anfangs Stimmen laut, welche verlangten, nach Entfernung des Staatsoberhauptes und der Minister hätten alle Staatsbeamten von ihren Stellen abtreten sollen. Die Beamten der Ministerien rechtfertigten in dem „Amtlichen Protokoll über das Verhalten der großherzoglich badischen Ministerialmitglieder während der Revolution vom 13. Mai bis 25. Juni 1849" und in der Denkschrift über „Die Lage und das Verhalten der Mitglieder der großherzoglich badischen Ministerien während der Revolution" das Verbleiben auf ihrem Posten und ihre Haltung gegenüber dem Landesausschusse, und bald einigte sich die öffentliche Meinung dahin, daß sie durch ihr Ausharren noch größerer Entmutigung vorbeugten und die Verwirrung fernhielten, welche das Eindringen der Elemente des Umsturzes in ihre Ämter zweifellos heraufgeführt haben würde. Für die Entscheidung der Ministerialräte der Finanzen und des Innern kam hinzu, daß ihre Vorstände sie aufgefordert hatten, die Geschäfte, so gut es gehe, auch nach ihrer Entfernung fortzuführen. Die Verpflichtung der Beamten auf die Reichsverfassung hatte nichts Bedenkliches, da ja diese Verfassung auch von der Staatsregierung anerkannt war. Eine Verpflichtung auf die Befolgung der Anordnungen des Landesausschusses dagegen wurde von den Beamten nur unter Wahrung ihrer Pflichten gegen die Landesverfassung, also auch gegen das Landesoberhaupt übernommen, sie bezog sich nur auf einen tatsächlichen Zustand, enthielt keine Huldigung, kein Versprechen der Treue, nichts, was dem früheren Eide der Beamten widersprochen hätte. — Ein neuer Lebensabschnitt sollte für Prestinari beginnen, als Fürst Karl Egon III. von Fürstenberg, der 1854 das Erbe seines Vaters übernahm, die Notwendigkeit erkannte, die Verwaltung seiner ausgedehnten Domänen einer gründlichen Reorganisation zu unterziehen und zu diesem Zwecke eine hervorragende Kraft an ihre Spitze zu stellen. 1856 erging an Prestinari der vom Fürsten mit Vorwissen des Regenten von Baden gestellte Ruf, als sein Domänendirektor die Leitung der fürstlichen Verwaltung in Donaueschingen zu übernehmen. Der Entschluß ist Prestinari nicht leicht geworden. Hatte er doch in Karlsruhe die unbestrittene Anwartschaft, dereinst Nachfolger des Finanzministers zu werden. Zuletzt wurde der Eindruck, den der edle Fürst bei persönlicher Erneuerung seines Antrags auf Prestinari machte, für seine Annahme bestimmend.

In Donaueschingen erwarteten ihn schwierige Aufgaben. Der Mann, der sie lösen sollte, mußte eisernen Fleiß und gediegene Sachkenntnis, Energie und Unerschrockenheit, Selbstverleugung und Menschenkenntnis besitzen. Mit allen diesen Vorzügen in ungewöhnlichem Maße ausgerüstet, verstand Prestinari alle Schwierigkeiten zu überwinden, und bald zeigten die günstigen Erfolge auf allen Seiten, daß der Fürst in ihm die richtige Persönlichkeit erkoren hatte. Unterstützt durch den mächtigen Aufschwung des Verkehrs, der mit der Periode seiner Verwaltung zusammenfiel, verstand er die Einnahmen aus den Domänen außerordentlich zu heben und eine Ära der Blüte in den fürstlichen Finanzen heraufzuführen, wie sie weder zur Zeit der Reichsunmittelbarkeit des Fürstentums noch seit seiner Mediatisierung erhört war. Und diese Blüte kam nicht nur dem fürstlichen Hause, sondern auch dem Lande zustatten. Das Verhältnis zwischen Prestinari und dem Fürsten gestaltete sich mehr und mehr zu einem idealen, da jeder der beiden die Eigenart des andern gelten ließ und ihn in dieser hochschätzte. Nur an der Seite eines so gerechten Fürsten, der unerschütterlich treu zu seinem ersten Berater stand, war es Prestinari möglich, die vielen Anfeindungen zu überwinden, welche die zur Notwendigkeit gewordene, gründliche Reform der Verwaltung mit sich brachte und dem neuen Geiste strammer Ordnung, der an die Stelle des früheren laissez faire, laissez aller trat, die Bahn zu brechen. Von den niederen Stellen bis zu den höheren Ämtern wurden fortan nur tüchtige Kräfte, die Prestinari mit Scharfblick auszulesen verstand, in den Dienst des Fürsten berufen. Im Dienste war Prestinari von einer Strenge, die Fernerstehenden zuweilen den Eindruck der Härte machen konnte. Vielleicht war er zu sehr geneigt, seine eigene Arbeitskraft und Bedürfnislosigkeit auch bei anderen vorauszusetzen. Aber wer seine Pflicht treu erfüllte, konnte immer seines Schutzes und seiner Unterstützung gewiß sein. Eine Reihe von stattlichen und gediegenen Neubauten in Donaueschingen, wie die Domänenkanzlei, der Karlsbau mit den Sammlungen, die fürstliche Reitschule und der Marstall, die Gewächshäuser des Blumengartens verrieten auch dem Wanderer, daß eine neue Epoche in der fürstlichen Verwaltung angebrochen sei. Der Sennhof in Donaueschingen gestaltete sich zu einer Musterwirtschaft. Auf vielen Pachthöfen erstanden Neubauten, andere wurden gründlich ausgebessert. Unrentable Betriebe, so 1862 alle Berg- und Hüttenwerke, wurden aufgegeben. Die Brauerei in Donaueschingen wurde vergrößert, der Betrieb hier und in Friedenweiler verbessert.

Die fürstenbergischen Waldungen, meist im Schwarzwald liegend, gehören zu den schönsten in Deutschland. Sie sind so ausgedehnt, daß ihre Verwaltung in den Händen von zwei Forsträten und 13 Oberförstern liegt. Entsprechend ihrer großen Bedeutung, fand die Forstwirtschaft durch glückliche Aufforstungen, Straßenbauten, Waldwege u. s. w. die eifrigste Pflege. Oft war der Aufwand für die Verbesserung des Stammgutes von der Art, daß er, vom rein privatwirtschaftlichen Standpunkte betrachtet, die Rente der Gegenwart schmälerte. Aber mit Recht hat der Biograph des Fürsten Karl Egon alle diese Maßregeln als Akte volkswirtschaftlicher Klugheit bezeichnet. Neben der Verbesserung der Wirtschaft betrachtete die Verwaltung die Schaffung klarer Rechtszustände, die in den verwickelten Verhältnissen des ausgedehnten Domänenbesitzes oft nicht leicht war, als eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Die fürstenbergische Hausschuld, die noch aus den Kriegszeiten am Beginne des 19. Jahrhunderts stammte, konnte nun mit Leichtigkeit getilgt werden. Der blühende Stand der Finanzen gestattete die reichliche Unterstützung zahlloser gemeinnütziger Unternehmungen und Wohltätigkeitsvereine. Das Donaueschinger Krankenhaus wurde gründlich erneuert, das Schloß in Hüfingen als fürstenbergisches Landesspital eingerichtet. Durch den finanziellen Aufschwung wurde auch erst die Möglichkeit zu den idealen Leistungen geschaffen, durch welche die Epoche des Fürsten Karl Egon III. sich nicht minder als auf wirtschaftlichem Gebiete auszeichnete. Die zweckmäßige Unterbringung der Gemälde-, Skulpturen-, naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen, die Begründung oder Vermehrung der letzteren Sammlungen sowie des berühmten Kupferstich- und des besonders reichen Münzkabinetts, der Bibliothek, der wissenschaftlichen Kataloge der Handschriften und der Gemälde, der gelungenen Restauration des herrlichen Rittersaales im Heiligenberger Schlosse und der Schloßkapelle daselbst, die Restauration der Burg Wildenstein im Donautal, die monumentale Fassung der Donauquelle, der Prachtbau der Gruftkirche des fürstlichen Hauses in Neidingen, die umfassenden historischen Arbeiten des Archivs für die Geschichte des fürstlichen Hauses und der fürstlichen Lande: alles das wurde nicht nur durch den von Prestinari gezeitigten wirtschaftlichen Aufschwung ermöglicht, Prestinari hat auch vieles davon angeregt und die Ausführung sachverständig beraten. Dem rein künstlerischen und wissenschaftlichen Leben stand er zwar nach seiner Vorbildung fern. Seine Bedeutung aber hat er vollauf gewürdigt, und in Bausachen, mit denen er sich mit Vorliebe beschäftigte, schätzten auch

die Architekten sein einsichtsvolles Urteil. „Ihre mustergültige Führung der Verwaltung“, schrieb ihm Fürst Karl Egon zum 82. Geburtstage, „ist der Stolz meines Hauses.“ „Bis zu seinem letzten Herzschlage“ nannte er sich seinen dankbaren Fürsten. Im ganzen Lande verbreitete sich der Ruf dieser Verwaltung. 1879 wurde Prestinari das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens, 1886 aus Anlaß des 50. Jahres seiner amtlichen Wirksamkeit der Stern zu diesem Orden verliehen. Aber auch außerhalb der badischen Grenzpfähle wurde man auf Prestinari aufmerksam. Die Leitung der neugeschaffenen Reichsbank in Berlin wurde ihm angetragen. Aus Liebe zu seinem Fürsten und zur badischen Heimat hat er den ehrenvollen Antrag abgelehnt. Während des Krieges von 1870/71 war ihm keine Gabe für die Streiter und die Verwundeten des deutschen Heeres zu hoch erschienen. Wie ein Jüngling war er begeistert von den glorreichen Siegen, von dem neu erstandenen einigen Deutschland. Er sah in diesen Ereignissen die gerechte Sühne für die Unbilden und die Knechtung, die Deutschland vordem durch die Franzosen widerfahren war und die er als geborener Pfälzer besonders tief empfand. Im Denken und Fühlen war er ein durchaus deutscher Mann. Als die Zentrumspartei nach dem Friedensschlusse eine dem jungen Reiche feindselige Haltung annahm, geschah es mit auf seinen Rat, daß sein Fürst sich öffentlich von ihr lossagte. — Daß Prestinari ein Charakter von unbeugsamer Festigkeit und Rechtlichkeit war, wurde auch von seinen Gegnern nicht bestritten. Ganz in der Arbeit aufgehend, von außerordentlicher Mäßigkeit, von den einfachsten Lebensgewohnheiten, fand er fast seine einzige Zerstreuung in der Pflege seines Gartens. Wenn Gäste die von ihm okulierten hochstämmigen Rosen bewunderten, konnte ein seltenes Lächeln seine ernsten Mienen umspielen. Seiner Familie war er der zärtlichste und sorgsamste Gatte und Vater. Aus seinen Briefen an seine Braut und Frau spricht eine Innigkeit und Glut der Empfindung, die dem ernsten, wortkargen und dem Anschein nach einseitigen Verstandesmenschen wohl wenige zugetraut hätten. Die Gabe der Rede war ihm versagt, aber die Feder führte er mit Meisterschaft. In seinem Stil war kein Wort zu viel und zu wenig und jeder Ausdruck der treffendste, den man wählen konnte. Eine vornehme Verachtung der aura popularis gehörte zu seinen hervorstechendsten Zügen. Entstellungen und falschen Auslegungen seines Tuns und Lassens entgegenzutreten hat er kaum je der Mühe wert befunden. Um sein Charakterbild zu vollenden, räumt der Biograph am besten ihm selbst

das Wort ein. Wenn er an seine Braut schrieb: „Ich hege nur die Besorgnis, daß meine Persönlichkeit mit ihren schroffen, dem konventionellen Leben abgewandten Eigenheiten auch in Zukunft keine Geschmeidigkeit annehmen und sich nicht bemeistern lassen wird", hat er seine Entwicklung richtig vorhergesehen. „Wenn ein Gegenstand meine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt", schreibt er ein andermal, „so wird er zergliedert und nicht eher verlassen, als bis mein Wissen in Betrachtung seiner Beziehungen erschöpft ist." „Einfachheit der Lebensweise ohne Rücksicht auf Ton und Mode, Einsamkeit der Studierstube, einige Freunde, öftere Spaziergänge und hin und wieder eine Reise machen mir das Leben angenehm. Geräusch, Aufwand, Gastereien und Gelage, zahlreicher Umgang, Unterhaltung großer Bekanntschaften und Gunstbuhlerei mit ihren Auswüchsen und ihrem Gefolge sind mir zuwider, gesellschaftliche Zusammenkünfte, Theater und Bälle gefallen mir selten. Tausend Dinge, die andere ergötzen, machen mir Langeweile." Endlich: „Gutmütigkeit in unbeschränktem Walten lasse ich mir nicht gern nachsagen, weil sie dem Mißbrauch ausgesetzt ist und ohne verständige und besonnene Anwendung nur Verderben stiftet." Wer Prestinari genau gekannt hat, dem sind antike Charaktere wie ein Cato d. ä. verständlicher geworden. — Quellen: Personalakten, Korrespondenzen, Mitteilungen der Familie; Gutmann, Karl Egon Fürst zu Fürstenberg, in Schriften d. Vereins f. Geschichte u. Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen, VIII, 15 ff. *

August Rapp,

geboren am 30. August 1821 in Ketsch, Amt Schwetzingen, besuchte das damalige Pädagogium (jetzt Realschule) in Emmendingen und das Lyceum (jetzt Gymnasium) in Freiburg, woselbst er im Herbst 1843 die Reifeprüfung bestand. Auf der Universität Freiburg hörte er theologische Vorlesungen bei Hug, Schreiber und Schleyer, philologische bei Baumstark und Feuerbach, sowie mathematische bei Oettinger. Im November 1846 wurde er nach bestandener Staatsprüfung als Lehramtspraktikant rezipiert, Ostern 1847 an das Progymnasium in Donaueschingen, Herbst 1848 an das Progymnasium (jetzt Gymnasium) in Tauberbischofsheim, Ostern 1849 an das Progymnasium (jetzt Gymnasium) in Offenburg gewiesen. Im Herbst 1852 wurde er definitiv als erster Lehrer und Vorstand an der höheren Bürgerschule in Ettlingen angestellt, Ostern

1860 als etatmäßiger Lehrer nach Donaueschingen versetzt und daselbst im Mai 1863 zum Professor ernannt. Im Herbst 1865 kam er in gleicher Eigenschaft an das Lyceum (jetzt Gymnasium) in Rastatt, wo er sich 1866 mit Emma Eisenlohr, Tochter des Stadtpfarrers Eisenlohr in Lichtenau, verehelichte. Herbst 1882 zuruhegesetzt, lebte er einige Jahre in Karlsruhe, sodann in Freiburg, wo er am 31. Juli 1897 starb. Seine Hauptstudien wandte der pflichteifrige Lehrer der Cäsarlektüre zu, die auch viele Jahre hindurch den Hauptteil seiner Gymnasialtätigkeit bildete. — Schriften: 1) Historisches Register zu Cäsars Denkwürdigkeiten des gallischen und Bürgerkrieges. 2 Teile, Beilagen zum Offenburger Progymnasialprogramm 1850 und 1851. — 2) Die Helvetier im Jahre 58. 3 Teile, Beilagen zum Donaueschinger Progymnasialprogramm 1863, 1864, 1865. — Quellen: Personalakten und Schulprogramme. Oster.

Otto Rayle,

geboren am 6. November 1831 in Graben als Sohn des Apothekers Karl Friedrich Rayle, wurde 1852 Leutnant im damaligen badischen 4. Infanteriebataillon, 1859 Oberleutnant im 2. Füsilierbataillon und 1866 Hauptmann im 1. Füsilierbataillon, das während des Krieges der Reservebrigade zugeteilt war und an den Operationen der Bundestruppen gegen die preußische Mainarmee nicht teilnahm. 1870/71 Kompagniechef im 6. Infanterieregiment, führte er mehrmals ein Bataillon und nahm an der Belagerung von Straßburg, den Gefechten bei Dijon (30. Oktober 1870), Autun (1. Dezember), Châteauneuf (3. Dezember) und Mont le Vernois (5. Januar 1871) teil. Vom 12. bis 18. Januar war Rayle mit zwei Kompagnien seines Regiments und einem Zug Dragoner zur Bedeckung einer Abteilung bayerischer Pioniere kommandiert, welche den Auftrag hatten, die Straße über den Elsässer Belchen ungangbar zu machen. Nach der Rückkehr vom Gebirge stieß die Kolonne bei dem Dorfe Clairegoutte auf Nachzügler der auf dem Rückzug befindlichen Bourbakischen Armee und warf dieselbe in energischem Angriff aus dem Dorf, wobei ein Offizier und 75 Mann gefangen genommen wurden. Nach Beendigung des Krieges trat Rayle in das preußische Heer über, wurde Major, Oberstleutnant und zuletzt Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments Prinz Friedrich der Niederlande Nr. 15. 1888 nahm er seinen Abschied; 1896 bei der 25jäh-

rigen Gedächtnisfeier der Tage von Belfort wurde ihm der Charakter als Generalmajor verliehen. Er starb nach langem schweren Leiden am 24. Mai 1900 in Wiesbaden. (Bad. Militärvereinsblatt 1900, 209.)

Eugen von Regenauer

wurde am 11. Juni 1824 in Karlsruhe geboren. Sein Vater, Franz Anton Regenauer, war damals Domänenrat an der eben erst errichteten Hofdomänenkammer, in seinen späteren Lebensjahren Staatsminister der Finanzen (vgl. Bad. Biogr. 2, 163 ff.). Der Sohn machte seine Studien auf dem Lyceum seiner Vaterstadt, von 1842—1846 auf den Universitäten Heidelberg und München. In Heidelberg hörte er Mathematik bei Schweins, Psychologie bei von Reichlin-Melbegg, Physik und Technologie bei Jolly, Geschichte bei Schlosser und Häußer, Institutionen bei Vangerow, Botanik bei Bischoff, Chemie bei Delffs, Geologie bei Leonhard, Finanzwissenschaft bei Rau, Staatsrecht bei Zöpfl, Juristische Enzyklopädie bei Deurer, Privatrecht bei Mittermaier, Französisches und Badisches Landrecht bei Roßhirt, Naturrecht bei Morstadt, in München, wo er das Sommersemester 1845 zubrachte, Nationalökonomie bei Hermann, Forstwissenschaft bei Papius, Ästhetik und Kunstgeschichte bei Thiersch. Im Herbst 1847 wurde Regenauer zur Staatsprüfung zugelassen und im Dezember mit dem Prädikat „gut befähigt" unter die Zahl der Kameralpraktikanten aufgenommen. Seine erste Anstellung erhielt er als Hauptzollamtsgehülfe in Mannheim, wo er am 30. August 1848 das Zeugnis seiner Vorgesetzten erhielt, daß er sich als ein sehr tüchtiger und brauchbarer Geschäftsmann ausgezeichnet habe und als ein fleißiger, wissenschaftlich gebildeter, intelligenter junger Mann schon nach so kurzer Zeit soviel leiste wie andere, die schon jahrelang im Zollwesen beschäftigt seien. Besonders wurde seine ersprießliche Tätigkeit im neuen Rheinhafen während des mehrtägigen Kampfes zwischen den königlich preußischen Truppen in Ludwigshafen und den Aufständischen in Mannheim im Jahre 1849 anerkannt. Am 25. August dieses Jahres bei dem Hauptzollamt Mannheim als Assistent angestellt, wurde er am 13. Oktober zum Hauptsteueramt in Altbreisach versetzt, am 4. November 1850 zum Assistenten im Sekretariat der Zolldirektion befördert und am 12. November 1851 in gleicher Stellung in das Finanzministerium berufen. In den Akten findet sich die Äußerung: „Sein Fleiß und seine Auffassungsgabe in Verbindung mit seiner wissenschaftlichen Bildung machen

ihn zu einem unserer brauchbarsten und tüchtigsten Beamten". Am 29. Mai 1852 erfolgte seine Zuteilung zu dem Kollegium der Zolldirektion als Referent mit Sitz und Stimme, jedoch ohne Staatsdienereigenschaft; bei der gleichen Behörde wurde Regenauer im Januar 1853 Finanzassessor, im November 1856 Finanzrat. Im Januar 1857 zum Ministerialrat mit dem Titel Legationsrat beim Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, wurde er im Juni 1860 als Ministerialrat in das Finanzministerium versetzt. Im Jahre 1864 wurde Regenauer Stellvertreter des Ministerialrats Walli zur Vertretung des Staatsinteresses in Fragen der Steuerverwaltung beim Verwaltungsgerichtshofe, 1868 zum Geheimen Referendär befördert und zum Mitglied der Ministerialkommission für die neue Katastrierung der landwirtschaftlichen Gebäude, im Oktober 1870 zum Steuerdirektor ernannt. Während des deutsch-französischen Krieges wurde ihm eine höchst ehrenvolle Berufung in das Elsaß zuteil. Durch eine Kabinettsordre des Königs von Preußen vom 14. August 1870 war das „Generalgouvernement im Elsaß" gebildet worden, dessen Bezirk zunächst aus den okkupierten Teilen des Elsaß bestand, während später Teile des Generalgouvernements Lothringen, sowie die Kantone Schirmeck und Saales hinzukamen, so daß das Generalgouvernement, abgesehen von den Änderungen infolge des Friedensvertrages, den Bezirk des jetzigen Reichslandes Elsaß-Lothringen umfaßte. Die Civilverwaltung dieses Generalgouvernements war einem Civilkommissar übertragen worden, welcher die ministeriellen Befugnisse ausübte. Die Steuererhebung in demselben sollte nach Maßgabe der bestehenden französischen Gesetzgebung erfolgen. Zu diesem Zwecke war als Kommissar für die Verwaltung der indirekten Steuern und Zölle der Vereinsbevollmächtigte bei der badischen Zolldirektion, der königlich preußische Geheime Regierungsrat von Lessing nach Hagenau, dem vorläufigen Sitze des Generalgouvernements, berufen worden und dort am 17. September 1870 eingetroffen. Seine Aufgabe ging dahin, die Wiedereinrichtung der infolge der Kriegsereignisse völlig sistierten Erhebung der indirekten Steuern in die Wege zu leiten und, da die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reiche schon damals beabsichtigt war, die Errichtung einer Zollgrenze gegen Frankreich vorzubereiten. Herr von Lessing, der sich infolge eines zunehmenden Augenleidens der ihm gestellten Aufgabe bald nicht mehr gewachsen fühlte, hatte um seine Rückberufung gebeten. An seine Stelle wurde Regenauer berufen, der am 26. Oktober in Straß-

burg eintraf, um die vorläufige Einrichtung der Verwaltung der indirekten Steuern und Zölle zu leiten. Der Gang dieser Organisation ist in einer Abhandlung des Geheimen Finanzrats Kirsch: „Die indirekten Steuern und Zölle in Elsaß-Lothringen" (abgedruckt im Finanzarchiv von Georg Schanz, 5. Jahrgang 1882, Band II, Seite 1 ff.) eingehend dargestellt. Bei Lösung dieser schwierigen Aufgabe, während deren Regenauer auch an den Verhandlungen über die Abtretung der nicht zum Elsaß gehörigen, vor 1697 deutsch gewesenen Kantone Schirmeck und Saales an Deutschland in hervorragendem Maße beteiligt war, bewährte er sein bedeutendes Organisationstalent in aufopfernder Tätigkeit so erfolgreich, daß die Verwaltung von Elsaß-Lothringen seine Arbeitskraft sich dauernd zu erhalten wünschte. Regenauer aber hielt es, so erfreulich und erhebend ihm die Wirksamkeit in dem wiedergewonnenen Reichslande war, in erster Reihe für seine Pflicht, seine Dienste der ihm über alles teuren Heimat zu widmen und kehrte am 19. April 1872 wieder in seine Stellung als Steuerdirektor in Karlsruhe zurück. In Anerkennung der aufopfernden Tätigkeit, mit welcher er die Organisation und Verwaltung des Zoll- und indirekten Steuerwesens von Elsaß-Lothringen im gemeinsamen Reichsinteresse während fast 1½ Jahren geleitet hatte, verlieh ihm der Deutsche Kaiser das Eiserne Kreuz zweiter Klasse am weißen Bande und den Kronenorden zweiter Klasse. Von seinem Landesherrn erhielt Regenauer im Jahre 1875 das Kommandeurkreuz zweiter Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen und am 24. Februar 1876 wurde ihm als Vorstand der zur Leitung der neuen Einschätzung des landwirtschaftlichen Geländes und der Gebäude gebildeten Ministerialkommission die höchste Anerkennung ausgesprochen. Im September 1880 wurde die Intendanz der Hofdomänen und die Hoffinanzkammer aufgehoben und deren Geschäftskreis einem neu errichteten Oberhofamt, der Generalintendanz der Großherzoglichen Civilliste, übertragen. Zu deren Präsidenten wurde Steuerdirektor Regenauer ernannt. Auch in dieser Stellung, in welcher manche Schwierigkeiten zu überwinden, manche Friktionen auszugleichen waren, bewährte Regenauer sein Verwaltungs- und Finanztalent und seine unermüdliche Arbeitskraft. Die Vielseitigkeit der ihm obliegenden Geschäfte konnte nur ein Mann beherrschen, der mit einer strengen Gewissenhaftigkeit und einem jede Rücksicht auf sein persönliches Befinden außer acht lassenden Pflichtgefühle eine klare Einsicht in alle Lebensverhältnisse und ein stets reges Wohlwollen verband. Die Anerkennung, die ihm der Großherzog bei manchen Anlässen gezollt

hatte, wurde ihm mit vollem Rechte auch im Mai 1890 zuteil, nachdem er vom Abgang des Generalintendanten des Großherzoglichen Hoftheaters Gustav zu Putlitz bis zum Dienstantritt seines Nachfolgers Dr. Bürklin mit der Oberleitung der Hofbühne betraut gewesen war. In seiner amtlichen Stellung verstand Regenauer es ganz vortrefflich, die ihm anvertraute Wahrung der finanziellen Interessen des Großherzogs und seines Hauses mit den stets der öffentlichen Wohlfahrt zugewandten Wünschen seines Herrn, mit den vielen Verpflichtungen, die dem Landesherrn sein hoher fürstlicher Beruf auferlegt, mit der Freigebigkeit des Großherzogs und der Großherzogin auf allen Gebieten des Lebens zu vereinigen. Gütig und wohlwollend gegen jedermann, voll warmer Fürsorge für die Armen, ist er vielen ein Wohltäter gewesen, dessen Andenken in dankbaren Herzen fortlebt. — Regenauer, dessen Vater einer der Begründer der Allgemeinen Versorgungsanstalt im Großherzogtum Baden gewesen war, gehörte seit 1861 ihren Verwaltungs- und Aufsichtsorganen an und stand von 1879 bis zu seinem Tode an der Spitze der Anstaltsleitung. Während dieser 36 Jahre hat er die hohen Eigenschaften, welche ihn im öffentlichen und privaten Leben auszeichneten, auch der Versorgungsanstalt mit wahrhaft herzlichem Interesse gewidmet und in nie ermüdender Pflichttreue bis in seine letzten Tage ihr unschätzbare Dienste geleistet. Er war auch Mitglied des Aufsichtsrates der Rheinischen Hypothekenbank in Mannheim. — Seinem Landesfürsten diente Regenauer in unverbrüchlicher Hingebung, dem Staate widmete er seine ganze Kraft. Er war zu allen Zeiten ein deutscher Patriot, glücklich, daß er die Gründung und Erstarkung des Reiches erleben durfte. Als gläubiger Katholik hielt er fest und streng an den Satzungen seiner Kirche, jedoch ohne sich der Richtung anzuschließen, welche das Glaubensbekenntnis zur Grundlage einer politischen Parteibildung machte. Als im Jahre 1893 bei den Wahlen zum Reichstage das Zentrum die Bekämpfung der zu erwartenden Militärvorlage auf sein Banner setzte, stellte Regenauer sich an die Spitze einer stattlichen Zahl kirchentreuer Katholiken, die am 11. Juni einen von ihm verfaßten Aufruf an ihre Glaubensgenossen im X. badischen Reichstagswahlkreis ergehen ließen. Dieser forderte in warmen Worten auf, ohne Rücksicht auf sonstige Parteistellung zur Vermeidung einer Zersplitterung der Stimmen keinen Gegner dieser Vorlage zu wählen. Und er war hocherfreut, als die Wahl in diesem Sinne ausfiel. — Im persönlichen Verkehr war Regenauer von herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Ein schönes Familienglück

war ihm an der Seite seiner Gemahlin Anna, Tochter des Hofrats Dr. Heine in Cannstadt, beschieden. Aus dieser Ehe entstammte ein Sohn, der den militärischen Beruf ergriff und als Hauptmann im Infanterieregiment Fürst Karl Anton von Hohenzollern (1. Hohenzollerisches) Nr. 40 in Köln mit Hinterlassung eines Knaben noch zu des Vaters Lebzeiten starb, und einer mit dem Professor der Geschichte an der Universität München, Dr. Grauert, vermählten Tochter. Im Jahre 1885 wurde Regenauer vom Großherzog durch Verleihung des erblichen Adels, 1888 durch Ernennung zum Geheimen Rat I. Klasse mit dem Prädikat Exzellenz ausgezeichnet. — Ein schweres und schmerzhaftes Leiden zwang Regenauer, nachdem er, so lange seine Kräfte es gestatteten, seinem Amte vorgestanden, seine Versetzung in den Ruhestand zu erbitten, die am 2. Januar 1897 erfolgte. Nach scheinbarer Erholung erlag er unerwartet einem Schlaganfall am 6. Dezember des gleichen Jahres. (Personalakten. Karlsruher Zeitung 1897, Nr. 521. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch, Bd. II, Seite 281 ff.) v. Weech.

Leopold Regensburger,

Rechts- und Fiskalanwalt, war geboren zu Eppingen am 27. Februar 1834 und starb zu Karlsruhe am 22. Januar 1900. Er besuchte die Gymnasien in Bruchsal und Karlsruhe und die Universität Heidelberg, wurde 1858 Rechtspraktikant, 1860 Referendar, 1864 Staatsanwalt in Heidelberg, erhielt 1867 den Rang als Kreisgerichtsrat. Im November 1867 gegen seinen Willen nach Offenburg versetzt, schied er aus dem Staatsdienst aus, wurde 1868 Rechtsanwalt in Heidelberg, 1872 in Mannheim und ließ sich 1880 beim Oberlandesgericht Karlsruhe als Anwalt nieder. Im Jahre 1886 erfolgte seine Ernennung zum Fiskalanwalt als Nachfolger seines Kollegen Rudolf Kusel. — Regensburger galt mit Recht als einer der begabtesten und kenntnisreichsten badischen Anwälte. Seine Arbeitskraft war erstaunlich, sein Wissen ein weit ausgebreitetes, sein Scharfsinn bewundernswert. Mit diesen ihn für seinen Beruf befähigenden Eigenschaften verband er eine tiefe allgemeine Bildung und einen unermüdlichen Fleiß. Mit größter Gewissenhaftigkeit und unermüdlichem Eifer vertrat er die ihm anvertrauten Interessen. Das Vertrauen seiner Kollegen berief ihn in den Vorstand der Anwaltskammer, dem er viele Jahre angehörte. Sein Wohlwollen gegenüber jüngeren Standesgenossen verschaffte ihm auch

deren Sympathien. Bei den Gerichtshöfen erfreute er sich hohen Ansehens. Die Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse mit Eichenlaub des Zähringer Löwen galt als eine Anerkennung der erfolgreichen Vertretung des Fiskus in dem bekannten Steuerprozeß mit dem Fürsten von Fürstenberg. In seinem Privatleben von vielfachen Schicksalschlägen heimgesucht, blieb er doch bis zu seinem Tode frisch und rüstig. Der Politik hatte er in jungen Jahren eifrig gehuldigt, er war und blieb bis zu seinem Tode ein Anhänger der nationalliberalen Partei, ohne indes in den letzten Jahrzehnten noch öffentlich hervorzutreten. Weill.

Max Reichert

wurde in Duttenberg im württembergischen Oberamt Neckarsulm als Sohn des Gutsbesitzers Karl Joseph Reichert am 23. März 1830 geboren und besuchte auch daselbst zuerst die Volksschule. Allein die liebevolle Fürsorge, welche die Eltern in der ganzen Erziehung ihres Sohnes erwiesen, wünschte ihm eine bessere Ausbildung zu verschaffen, als sie die Dorfschule bieten konnte. So hatte er auf ihre Veranlassung mehrere Jahre die höhere Schule zu Neckarsulm zu besuchen und erwarb sich hier tatsächlich ein Maß von Wissen und Interesse für geistige Bildung, wie sie bei Angehörigen seines Standes nicht gewöhnlich sind. Nachdem sich Max Reichert den Kaufmannsstand als Beruf gewählt hatte, machte er vom Jahre 1845 bis 1849 in Heidelberg die Lehrjahre durch. Eine Reihe glücklicher Umstände führte ihn dann nach Baden-Baden, wo er 1852 als Gehülfe in das Geschäft des Kaufmanns und damaligen Bürgermeisters Gaus eintrat, hierauf am 1. Juni 1858 sein eigenes Geschäft, eine Kolonialwarenhandlung, eröffnete, wozu später der Betrieb eines Hotels garni hinzukam, im Dezember 1860 Bürger wurde und sich am 23. Oktober 1862 mit Laura Schelble verehelichte. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne und zwei Töchter. Den Seinigen war Reichert allezeit ein überaus besorgter und liebevoller Gatte und Vater. Selbstlose Hingabe an das, was er als wahr und recht erkannte, und opferwilliges Eintreten für das Wohl anderer bildete einen Grundzug im geistigen Wesen Reicherts und befähigte ihn ganz besonders auch zur Teilnahme am Gemeinde- und Staatsleben, der er tatsächlich einen großen Teil seiner Lebenszeit widmete. Schon vorher als allzeit bereiter Berater und Helfer unter seinen Mitbürgern bekannt, wurde er um 1865 zum Gemeinderat gewählt, war vom Jahre 1865—75 Bezirksrat, trat

am 12. Oktober 1871 als Abgeordneter für Baden-Bühl in den badischen Landtag ein, dem er bis zu seinem Lebensende angehörte, wurde am 28. September 1874 Kreisabgeordneter, am 13. April 1887 Vorstand des Kreisausschusses und später Mitglied des badischen Eisenbahnrates. Da sich Max Reichert als Landtagsabgeordneter der katholischen Volkspartei, bezw. dem Zentrum, angeschlossen hatte, erfolgte am 22. Januar 1889 seine Wahl als Abgeordneter in den deutschen Reichstag für den Bezirk Offenburg-Kehl; trotz heftiger Kämpfe in den folgenden Wahlen behauptete er auch diese Stellung bis zu seinem Tode. Wie ernst er es mit seiner religiös-politischen Überzeugung nahm und wie sehr sie mit seinem ganzen Leben verwachsen war, beweist die Tätigkeit, die er als Vorstand des katholischen Männervereins in Baden-Baden, als Vorsitzender des Aufsichtsrates der Aktiengesellschaften „Echo von Baden" und „Badenia" in Karlsruhe entfaltete. Das Bedürfnis seines Herzens, Armen und Kranken Hülfe angedeihen zu lassen und die Gelegenheit, Wohltaten zu spenden, in unermüdlicher Liebe aufzusuchen, veranlaßte ihn, in seiner Heimat einen Vinzentiusverein zu gründen. Trotz der Festigkeit seiner Überzeugung zeigte sich in Reichert niemals Schroffheit oder Härte; er war freundlich, liebenswürdig gegen jedermann, heiter in der Gesellschaft, Freund guter Laune, froh mit den Fröhlichen. Ein Freund der Kunst besaß er ein feines Kunstverständnis, und manches gute Stück, vor allem Ölgemälde, wurde von ihm in seinem Werte erkannt und angekauft. So konnte es nicht ausbleiben, daß er in weiten Kreisen Anerkennung fand und sein Tod, der am 8. März 1900 eintrat, von vielen schmerzlich empfunden wurde. Sein Landesherr hatte Reichert zuerst durch Verleihung des Zähringer Löwenordens II. Klasse, hierauf des Eichenlaubes hierzu, ausgezeichnet. Ehrensberger.

Rudolf Reul

war einer jener unserer talentvollen und tatkräftigen Landsleute, welche, infolge ihres Verhaltens während der stürmischen Jahre 1848 und 1849 gezwungen die Heimat zu meiden, im Ausland einen bedeutenden Wirkungskreis und reiche Gelegenheit zur Entfaltung geistiger und sittlicher Kraft fanden. Er wurde am 24. November 1826 zu Offenburg geboren. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien bezog er die Universität Freiburg, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Als Student der Medizin in seinem letzten Semester, warf sich Reul im

Jahre 1848 mit der ganzen Hingebung einer für die Freiheit und Einheit seines Vaterlandes glühenden Seele in die politische Bewegung. Er wurde gefangen genommen, entkam, und hatte, wie so viele, das bittere Brot der Verbannung zu essen. Niedergedrückt durch das Fehlschlagen seiner teuersten Hoffnungen, suchte er ein Asyl im Lande Washingtons, für den er als Jüngling stets geschwärmt. Dort ließ er sich im Staate Ohio, in einer kleinen Kolonie im Urwalde nieder, aus der allmählich die blühende Stadt Delphos wurde. Als tüchtiger Arzt hatte er keine Schwierigkeit, im fremden Lande seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er ward mit der Zeit der gesuchteste Arzt der Gegend. Bald war er bei allen Bestrebungen zur Hebung der Bildung und des Wohlstandes der Nachbarschaft tätig, und das allgemeine Vertrauen erhob ihn nach und nach zu hohen Ehrenstellen. Delphos war bei seiner Ankunft gerade in der Entstehung. Das rauhe Pionierleben, die anstrengende Praxis des jungen Arztes, der seine Patienten in fernen Gehöften im Urwalde aufsuchen mußte, ein anhaltendes Malariafieber, die Folge des ersten Anbaues eines reichen Bodens, die Vereitelung seiner Jugendträume, der Verlust der alten Heimat, an der er so sehr hing, und der Gemeinschaft der Jugendfreunde — alles dies versetzte ihn anfangs, trotz materiellen Erfolges, in einen Zustand tiefer Schwermut, der er in Briefen an einen exilierten Freund in England Luft machte. Aber er überwand sie bald, und durch außerordentliche Energie, Ausdauer und Talent wurde er in fremdem Lande und unter fremder Nationalität ein leitender Genius der Gegend. Neben einer ermüdenden Praxis, die ihn viele Stunden täglich in den Sattel bannte, nahm er gleich anfangs lebhaften Anteil an der Politik seines neuen Heimatlandes. Er schloß sich natürlich der sog. republikanischen Partei an, welche ihn einmal zum Staats-Senator nominiert hatte. Die Opposition der sog. demokratischen Partei, damals die der Sklavenhalter, verhinderte jedoch die Wahl. Von da an hielt sich Reul fern von der Politik als Berufsfach und widmete sich ausschließlich lokalen oder provinziellen Angelegenheiten. Unter diesen zog schon sehr frühe (1854) das Schulwesen seine größte Aufmerksamkeit auf sich, und in späteren Jahren, bis zu seinem Tode, leitete er, trotz vielseitiger, großer Beschäftigungen, alle Schulen. Er war selbst Examinator der Lehrer und später Präsident des Schulrats. Im Jahre 1865 war er Mitgründer, dann ein Direktor und später, bis zu seinem Tode, der erste Präsident der Nationalbank von Delphos. Im Jahre 1854 verheiratete er sich mit Fräulein

Maria Hepp, einer gebildeten, talentvollen Deutschen, die mit seinen ihm nachfolgenden Verwandten kurz vorher eingewandert war, und die ihm als treue und liebevolle Gefährtin stets zur Seite stand. Er hatte drei Söhne, von denen die beiden älteren später mehrere Jahre in Deutschland an der Alma mater des Vaters — Freiburg — studierten. Reul befand sich bald in Wohlstand, in angenehmer geachteter Stellung. Wie viele hätten nach einer so bittern und leidensvollen Vergangenheit, wie er sie erlebt, nur daran gedacht, ihr wohlverdientes Glück in Ruhe zu genießen! Nicht so Rudolf Reul. Der große Krieg brach aus (1861) in den Vereinigten Staaten, es handelte sich um den Sieg oder Untergang der Union und damit der Freiheit und Menschenrechte. Die Gefahr war groß. Da rief Abraham Lincoln dem Volke zu: „300 000 mehr!" Diesem Notrufe konnte R. nicht widerstehen. Der alte Enthusiasmus von 1848 flammte wieder in ihm auf. In vorgerücktem Alter, Familienvater, verließ er Weib und Kind, Haus und Hof und marschierte gegen die Sklavenhalter. Wie ein Kriegshauptmann der alten Landsknechte pflanzte er seine Standarte auf und in Kürze war eine Kompanie Freiwilliger um ihn versammelt, mit denen er im September 1862 nach dem Kriegsschauplatze zog. Er kämpfte in Kentucky, Tennessee und Georgia, wo er im August 1864 vor Atlanta schwer verwundet wurde. Er machte unerhörte Strapazen durch, denn während des zweiten Winters war ein Teil der Armee, zu der er gehörte, längere Zeit fast ganz von Lebensmitteln abgeschnitten und mußte dazu sehr oft auf der nackten Erde lagern. Bei verschiedenen kleineren Expeditionen, die ihm als Führer anvertraut wurden, zeichnete er sich durch Kühnheit und ruhige Besonnenheit aus. Eine Zeitlang war er dem Generalstabe seiner Armee als Assistant Inspector General beigegeben. Er kämpfte als kommandierender Hauptmann in mehreren großen Schlachten. Sobald aber das Töten vorüber war, wechselte er seine Rolle und half als Arzt die Wunden wieder heilen, die er vorher schlagen half. Nach seiner Verwundung vor Atlanta durch einen Bombensplitter war er gezwungen, nach zweijährigem harten Dienste im Felde, im Spätjahre 1864, seinen Abschied zu nehmen. Bald nach seiner Heimkehr stellten sich bei dem ehedem so robusten Manne die Folgen seiner Verwundung und der unbeschreiblichen Strapazen des Feldzuges ein, dessen Theater eine immense Ausdehnung über dünnbevölkerte Länder hatte, welche sein Heer in Eilmärschen durchwandern mußte. Er wurde leidend, kränklich und blieb es bis zu seinem Ende. Im Jahre 1872 besuchte er zum erstenmal

seine alte Heimat wieder. Es waren indessen 24 Jahre vergangen. Er kehrte von diesem Besuche geistig und körperlich erfrischt nach Amerika zurück. Im Jahre 1873 lag Reul an schwerer, langer Krankheit danieder. Doch erholte er sich wieder und konnte seine Heimat noch einmal, zum letztenmal, besuchen. Auch diesmal wirkte die Heimatsluft wieder belebend und anregend auf ihn. Doch diese Wirkung war nur von kurzer Dauer. Der sonst so entschlossene Mann, der so oft dem Tode ins Antlitz gesehen, verfiel allmählich in einen Zustand großer Niedergeschlagenheit. Er sehnte sich nach seinen Söhnen, die in Deutschland studierten, und rief sie zurück. Sein Leiden verschlimmerte sich rasch, es stellte sich Lähmung ein und am 19. August 1879 entschlief er sanft. Sein sehnlicher Wunsch, seine Söhne noch zu sehen, ging nicht in Erfüllung. So endete ein wohlausgefülltes, wohlverbrachtes Leben, von der frühen Jugend bis zum Tode der Wohlfahrt der Mitmenschen gewidmet. (Karl Schaible in der Londoner Zeitung Hermann Nr. 1144. Dezember 1880.)

Ernst Richard,

Hofmaler und Direktor der Kunsthalle zu Karlsruhe, entstammte einer französischen Emigrantenfamilie. Geboren am 28. Februar 1819 zu Mannheim, vollendete er die in seiner Vaterstadt begonnenen Studien in München und vor allem in Brüssel bei dem bekannten Tiermaler Eugen Verboeckhoven. Im Jahr 1846 kam er nach Karlsruhe in eine Assistentenstellung zu dem damaligen Galeriedirektor und Hofkupferstecher Karl Ludwig Frommel, welcher gerade damit beschäftigt war, die Großh. Gemäldesammlung zu ordnen und den Betrieb der Kunsthalle neu zu organisieren. Galerieinspektor unter Karl Friedrich Lessing und Wilhelm Lübke, unter letzterem auch Vorstand des Großh. Kupferstichkabinetts, wurde Richard nach Lübkes Ableben im Jahr 1893 zum Direktor der Großh. Kunsthalle ernannt. Seine stets verständnisvolle, allem Parteigetriebe abholde, lediglich von künstlerischen Motiven bestimmte Leitung dieses hervorragenden Institutes entsprach vollkommen dessen hauptsächlichster Aufgabe, ein Mittelpunkt zu sein des künstlerischen Strebens und Schaffens für das ganze badische Land. Unbeirrt von Vorurteilen oder unberechtigten äußeren Einflüssen verlor er dieses Ziel niemals aus den Augen. Und so gelang es ihm, sich während seiner langen Dienstführung die Anerkennung der gesamten Karlsruher Künstlerschaft zu erwerben und

zu erhalten. Wiederholt wurde unter Richards Leitung die umfangreiche Bildergalerie neugeordnet, zuletzt, nachdem im Jahr 1897 der Anbau an die Kunsthalle nach Nordosten zu vollendet war; und gerade hierbei bewährte sich Richards feines Verständnis für die ihm anvertrauten Kunstschätze. Daß er niemals bei seiner vielseitigen Tätigkeit in Versuchung kam, seine eigene Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen, daß er sich jeder künstlerischen Leistung gegenüber jederzeit der strengsten Unparteilichkeit befleißigte und eigene Leistungen stets für sich selbst reden ließ, das ist ein Verdienst, welches ihm in seiner verantwortungsvollen Stellung nicht hoch genug angerechnet werden konnte; das ist vielleicht wohl auch mit die Ursache, daß die ihm so lange unterstellte Kunstanstalt selbst nur eines von seinen vielen Bildern besitzt, eine „Rinderherde am Wasser"; — die meisten Früchte seines fleißigen Kunstschaffens gingen ins Ausland. Ernst Richard war Inhaber des Kommandeurkreuzes II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. Unter herzlicher Anerkennung langjähriger, treugeleisteter Dienste war Richards Zuruhesetzung auf 1. Oktober 1899 bereits ausgesprochen; er rüstete sich von der Stätte zu scheiden, an welcher er über ein halbes Jahrhundert mit so gutem Erfolge gewirkt hatte, da trat der Tod still und sanft zu Häupten des Künstlergreises, und der Auszug aus dem liebgewonnenen Heim sollte ihn zur letzten Ruhestätte führen. Richard starb am 12. Juni 1899. Dr. Cathiau.

Franz Xaver von Riedmüller

wurde am 22. Januar 1829 in Konstanz geboren. Sein Urgroßvater Franz Josef Riedmüller, der aus Schwaz in Tirol stammte, erhielt als k. k. Oberamtsrat in Stockach, damals Hauptstadt der österreichischen Landgrafschaft Nellenburg, am 22. November 1786 durch den Comes palatinus major Fürst von Schwarzenberg den Adel; sein Großvater Josef Anton starb als königlich württembergischer Hofrat 1827 in Ellwangen, sein Vater Franz von Riedmüller 1829 in Konstanz. Dort wuchs der junge Mann heran, der sich erst verhältnismäßig spät der Malerei zuwandte. Von 1856 bis 1861 studierte er unter Schirmers Direktion an der Kunstschule in Karlsruhe. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Straßburg und Frankfurt ließ er sich im Jahre 1864 in Stuttgart nieder, wo er verwandtschaftliche Beziehungen hatte und von da an bis an sein Lebensende wohnte. Ein Nachruf nennt ihn einen

„leise auftretenden, immer willkommenen und immer Anmutiges bietenden Gast in den Räumen des württembergischen Kunstvereins". Auch im Kunstverein in Karlsruhe sah man bis vor wenigen Jahren Bilder von seiner Hand ausgestellt, welche Freunde und Käufer fanden. 1873 erhielt er den Titel eines großh. badischen Hofmalers. Ein Sachverständiger urteilt folgendermaßen über Riedmüller als Künstler: „Ein kleines, aber selbständiges Talent, vertiefte sich R. liebevoll in die Natur. Einfachere Landschaften, wie sie der Schwarzwald oder der Bodensee ihm darbot, erfaßte er mit warmem Gefühl und wußte ihre eigentümlichen Stimmungen mit feinem Ausdruck wiederzugeben. Stilles Röhricht im Walde war sein Lieblingsmotiv, und man hat darum seine Bilder als «gemalte Schilflieder» bezeichnet. In einer späteren Epoche suchte er Fühlung mit der jungen Kunst und rang sich zu kräftigeren Naturtönen durch, ohne indessen jemals ganz zur modernen Richtschnur zu schwören." Von besonderer Schönheit und Eigenart sind seine Kohlenzeichnungen, die namentlich in England sehr beliebt waren und in denen er einen Reichtum von Tönen zu gewinnen verstand, den er in der Farbe nie erreichte. — In seinen letzten Lebensjahren war R. von schweren Leiden heimgesucht, von denen ihn am 27. Oktober 1901 ein sanfter Tod erlöste. Er war in erster Ehe mit Wilma von Faber du Faur, welche 1871 starb, verheiratet, 1877 vermählte er sich mit Karoline, Tochter des Maschinenfabrikdirektors Keßler, die ihn überlebte. (Schwäbische Chronik vom 29. Oktober 1901, Nr. 505. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch, Bd. VI, S. 167 f. Mitteilungen von Herrn Th. Schön in Stuttgart.) v. Weech.

Ludwig Riegel

wurde am 27. November 1834 zu Kenzingen als Sohn des dortigen Oberamtmanns Joseph R. geboren und starb am 15. Januar 1897 zu Freiburg i. Br., wohin er schon in jungen Jahren mit seinem Ende der 40er Jahre als Stadtdirektor dahin versetzten Vater gekommen war, und das er, von seinen Reisen abgesehen, bis an seinen Tod nicht verlassen hat. Er widmete sich dem Studium der Rechte und wandte sich nach dessen Beendigung der Anwaltschaft zu, folgte aber daneben hauptsächlich literarischen und künstlerischen Neigungen, vornehmlich auf dem Gebiete der Musik. Zu diesem Zwecke suchte er seinen Gesichtskreis durch wiederholte Reisen ins Ausland zu erweitern, namentlich nach

Frankreich und Italien, dessen Kunstrichtungen für die Bildung seines musikalischen Urteils maßgebend wurden. Um reisen zu können, scheute er, dem die Güter dieser Welt wenig galten, keine Entbehrungen und keine Strapazen. Die bei diesen Anlässen gesammelten Erinnerungen und Geistesschätze bildeten seinen Hauptreichtum, von dem er, ohne zu prunken, bescheiden und feinfühlig, wie seine ganze Art es mit sich brachte, in trauten Stunden intimen Freundeskreisen freigebig mitteilte. Als Musikkenner, Musikkritiker und Schriftsteller auf dem Gebiete der Kunst, Geschichte und Literatur war er viel beschäftigt, ohne jedoch Größeres zu leisten. Gründliche technische wie theoretische Musikstudien, reiche Allgemeinbildung und Erfahrung schärften sein Urteil, von dem er jedoch allzeit nur einen milden und liebenswürdigen Gebrauch machte; wo es galt, ein junges Talent zu unterstützen und heranzuziehen, trat er immer und überall mit Freuden ein. Als besondere Liebhaberei betrieb er das Sammeln von Kunstgegenständen und Raritäten aller Art, so daß er im Laufe der Jahre eine ansehnliche Sammlung zusammenbrachte. Da er sie aber zu ordnen und zu katalogisieren unterlassen hatte, wurde sie nach seinem Tode wieder zerstreut, mit Ausnahme des größeren und wertvolleren, die Geschichte und Sammlungen Freiburgs bereichernden Teils, den die Stadt noch kurz vor seinem Hinscheiden zu erwerben vermochte. *

Erwin Rohde

wurde in Hamburg als Sohn eines Arztes am 9. Oktober 1845 geboren, besuchte zunächst 1852—59 das Stoysche Institut in Jena, dann das Johanneum seiner Vaterstadt, um sich darauf kurze Zeit in Bonn, vom Herbst 1865 bis Ostern 1867 in Leipzig unter Ritschls Leitung dem Studium der klassischen Philologie zu widmen. Wieviel er der lebendigen und geistweckenden Persönlichkeit dieses unvergleichlichen Lehrers verdankte, hat er allezeit anerkannt, am wärmsten und schönsten in den beiden Anzeigen von Ribbecks Ritschlbiographie (Kleine Schriften II, 452, 458)*). In der Leipziger Zeit, im Sommer 1866, begann auch

*) Alle Veröffentlichungen Rohdes mit genauem Titel hier aufzuführen, ist bei dem eng gestreckten Rahmen dieses Artikels unmöglich. Ein chronologisches Verzeichnis aller Schriften gibt die unten erwähnte Biographie von W. Schmid (S. 110 ff.); eingehend besprochen sind alle in der ausführlichen Biographie von O. Crusius. Die wichtigsten Einzelschriften sind von Fritz Schöll

die Freundschaft mit dem fast gleichaltrigen Friedrich Nietzsche, die, wenn sie auch später, wenigstens von Rohdes Seite, äußerlich mehr und mehr erkaltete, doch von tiefgehendster Bedeutung für die ganze Richtung seines Geistes geworden ist (vgl. jetzt durchweg Crusius, über den Konflikt mit Nietzsche S. 155 ff.). Was die beiden schon damals aus der Menge ihrer Studiengenossen heraushob, war neben höchsten Anforderungen an die eigenen wissenschaftlichen Leistungen doch ein lebhafter Widerwille gegen die steife Pedanterie des bloßen Gelehrten und ein tiefes Bedürfnis, über die Einzelerkenntnisse der Fachwissenschaft hinaus zu einer einheitlichen Weltanschauung zu gelangen. Der Führer und Meister auf diesem Wege wurde für beide Freunde zunächst Schopenhauer; mit Schopenhauer verbindet beide neben der pessimistischen Grundstimmung ein inniges, ja schwärmerisches Verhältnis zur Kunst, vor allem zur Musik. Beide glaubten dann, in Richard Wagner den Mann gefunden zu haben, der durch seine Kunst dem deutschen Volk den Weg zu einer höheren Kultur weisen würde, und zählten bald unter die hervorragendsten Anhänger des Meisters. Einen besonders reizvollen Einblick in das reiche Gedankenleben Rohdes in diesen Jahren geben seine „Cogitata", Aphorismen und Tagebuchblätter, die Crusius S. 215 ff. zum erstenmal veröffentlicht hat. — Herbst 1867 siedelte Rohde nach Kiel über, wo er seine Studien abschloß; mit den bedeutendsten seiner dortigen Lehrer, Otto Ribbeck und Ad. von Gutschmid, blieb er seitdem in treuer Freundschaft verbunden. 1869—70 war er auf Reisen in Italien; die Ergebnisse der dort gemachten Bibliothekstudien, z. B. Lucianscholien, paradoxographische und medizinische Inedita, wurden in einer Reihe von Veröffentlichungen der nächsten Jahre niedergelegt. Seine Erstlingsschrift: „Über Lucians Schrift Λούκιος ἢ Ὄνος und ihr Verhältnis zu Lucius von Paträ und den Metamorphosen des Apuleius", die ein schwieriges literarhistorisches Problem scharfsinnig behandelt, hatte er noch als Student erscheinen lassen. 1870 habilitierte er sich dann in Kiel mit der Dissertation: „De Julii Pollucis in apparatu scaenico enarrando fontibus", einer Quellenuntersuchung zur Literatur über die Bühnenaltertümer. Den beiden hiermit betretenen Gebieten, der antiken Literatur der nachchristlichen Zeit wie den Bühnenaltertümern,

---

wieder veröffentlicht in den „Kleinen Schriften" von Erwin Rohde. 2 Bände. Tübingen und Leipzig 1901, wo auch S. VIII einige Nachträge zu dem Schmidschen Verzeichnisse gegeben werden.

ist sein Interesse immer treugeblieben; dem erstgenannten gehört auch sein erstes großes Werk an, das noch in der Kieler Zeit entstanden ist: „Der griechische Roman und seine Vorläufer" 1876 (2. Auflage, nach Rohdes Tode von Fritz Schöll besorgt, 1900), ein Meisterwerk nach jeder Richtung, dessen Hauptgedanken sich etwa so zusammenfassen lassen: Der erst in der Spätzeit griechischer Literatur auftretende Liebesroman läßt sich den Stoffen nach zurückführen einerseits auf die erotischen Erzählungen der alexandrinischen Zeit, andererseits auf die seit den Zeiten der Odyssee bei den Hellenen ununterbrochen blühende Reisefabulistik; die Form der Romane gehört der sogenannten zweiten Sophistik, einer rhetorischen Richtung der Kaiserzeit, an. Was freilich dem Buch und seinem jungen Verfasser sofort eine hervorragende Stellung verlieh, war weniger dieser konsequent durchgeführte Grundgedanke, sondern vor allem die Art, wie er durchgeführt wurde. Umfassendes Wissen, scharfsinnige Analyse, besonnenes und feinfühliges Urteil waren hier in einer in der deutschen Philologie bis dahin kaum vorhandenen Weise vereinigt mit einer Gestaltungskraft, die in edler und ausgereifter Darstellung den Leser durch das ganze Werk hin gleichmäßig fesselte. Nicht nur in den entlegensten Gebieten seiner Wissenschaft, bei den Medizinern, Naturhistorikern, byzantinischen Grammatikern und Historikern war der Verfasser zu Hause, sein Blick und sein Wissen ging weit über die Grenzen der Altertumswissenschaft hinaus und wußte auch Nichtgriechisches, Ausländisches und Modernes zur Aufhellung der Probleme in einer bis dahin nicht üblichen und eben darum bahnbrechenden Weise beizuziehen. Rohde selbst sprach es auch im Vorworte aus, daß er nicht bloß an zünftige Philologen als Leser denke. — Die wichtigste Ergänzung zu diesem Werke bildete dann noch ein Vortrag: „Über die griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient" (jetzt hinter der zweiten Auflage des „Griechischen Romans" abgedruckt), der entgegen der damals herrschenden Meinung nicht Indien, sondern Griechenland als Heimat vieler weitgewanderter Novellenstoffe feststellte. Außer diesem Hauptwerk fallen in die Kieler Zeit noch eine Reihe von Rezensionen und Einzeluntersuchungen, vor allem zur Geschichte der späteren antiken Literatur, so: über die Quellen des Jamblichus (Kl. Schr. II, 102), zu Apuleius (Kl. Schr. II, 43) u. a. m. — Auch heute noch lesenswert ist die begeisterte Anzeige, mit der Rohde Nietzsches „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" begrüßte (Kl. Schr. II, 340), und charakteristisch jedenfalls für Rohdes Verhältnis zu Nietzsche und Wagner

bleibt die überderbe Art, mit der er für den von Wilamowitz hart angegriffenen Freund einsprang in einer Streitschrift voll tiefen Gehalts: „Afterphilologie. Sendschreiben eines Philologen an Richard Wagner“ (Leipzig 1872). Beide Schriften zeigen ihn mit seinen philosophischen und ästhetischen Anschauungen völlig in Schopenhauer und Wagner wurzelnd. Heute noch, wo wir auch das Recht des Gegners, gegen das Willkürliche in Nietzsches Gedanken aufzutreten, gewiß anerkennen werden, bleibt es von hohem kulturgeschichtlichen Interesse, zu sehen, wie tief ein so klarer und historisch denkender Geist in die um Richard Wagners Kunstwerk tobende Bewegung verstrickt war. Und gegenüber dem Unverstand der Zunftgenossen und dem Professorendünkel, die sich in jener Bewegung breit machten, bewiesen die beiden Freunde mit ihrem freudigen Eintreten für die Größe Richard Wagners jedenfalls selbständigen Mut und eine seltene Sicherheit des künstlerischen Urteils. 1876 wurde Rohde, der seit vier Jahren schon außerordentlicher Professor war, als ordentlicher Professor nach Jena berufen; dort fand er auch 1877 die Lebensgefährtin, Valentine, geborene Framm, die ihm in glücklicher Ehe zwei Söhne und zwei Töchter schenkte. — Schon drei Jahre später finden wir ihn als Nachfolger Teuffels in Tübingen, wo er bis 1886 wirkte. Während seiner dortigen, äußerst fruchtbaren Lehrtätigkeit entstanden eine Reihe Arbeiten, die alle demselben Gebiete angehören, der Geschichte der griechischen Literaturgeschichtsschreibung. Unsere Kenntnis der griechischen Literatur beruht ja — abgesehen von den Werken selbst — ganz auf dem, was die Alten über die Autoren und ihre Werke überliefern; diese ganze Überlieferung in ihrer Eigenart zu verstehen, quellenkritisch zu durchleuchten und erst auf Grund der neugewonnenen Erkenntnisse zu verwerten, so daß die bisher bei ihrer Verwertung eingeschlagenen Irrwege vermieden und unmöglich gemacht werden, das waren die Aufgaben, zu deren Lösung Rohde jetzt unendlich viel beitrug. Ein großes, zusammenfassendes Werk ist leider aus diesen tiefeindringenden und umfassenden Studien nicht entstanden; aber eine Reihe gehaltvoller Einzelarbeiten lassen es uns erst recht bedauern, daß Rohde seine Studien auf diesem Gebiete nicht abschloß; so erschien 1878: „γέγονε in den Biographica des Suidas“ (Kl. Schr. I, 114), worin der Nachweis geführt wird, das das Wort „γέγονε“ in dieser Hauptquelle für die griechische Literaturgeschichte fast stets von der Blütezeit und nicht von der Geburtszeit des betreffenden Schriftstellers gilt; neben kleineren ähnlichen Arbeiten wären dann besonders noch die 1881 erschienenen „Stu-

dien zur Chronologie der griechischen Literatur" zu nennen (Kl. Schr. I, 1), in denen Rohde die sämtlichen Angaben der Alten über die Zeit Homers zu erleuchten und zu verstehen sucht. Denn viel weiter können wir auf diesem Gebiete mit den Nachrichten der antiken Quellen überhaupt nicht kommen; eine direkte Verwertung derselben oder gar Kombinierung mehrerer zur Gewinnung chronologischer Ergebnisse ist uns versagt. Von der chronologischen Seite her kam Rohde auch zunächst in das Gebiet der griechischen Philosophie. In einem Aufsatz: „Die Abfassungszeit des platonischen Theätet" (Kl. Schr. I, 256) suchte er auf Grund einer chronologisch richtig verwerteten Anspielung diese Schrift viel später anzusetzen als z. B. Zeller und hat dann in vier weiteren Artikeln (Kl. Schr. I, 263 ff.) seinen Standpunkt hartnäckig und mit Glück verteidigt; auch an der 1880 aufgestellten Ansicht, daß Epikurs paradoxe Leugnung der Existenz eines Philosophen Leukipp berechtigt sei, hat Rohde gegen Diels festgehalten (Kl. Schr. I, 205, 245). — Nur ein Semester (Sommer 1886) gehörte dann Rohde unter, wie es scheint, für ihn recht unerquicklichen Verhältnissen der Leipziger Hochschule an, die er gern im Herbst dieses Jahres mit Heidelberg vertauschte, wohin er an Wachsmuths Stelle berufen wurde. Dort reifte dann sein größtes Werk, die Frucht der schon seit der Tübinger Zeit intensiv betriebenen religionsgeschichtlichen Studien, die Psyche. „Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. I 1891, II 1894"; die zweite, noch von ihm selbst herausgegebene Auflage erschien 1898. Bisher war die homerische Religion als älteste Schicht religiöser Vorstellungen der Griechen behandelt worden; Rohde erbringt den Beweis, daß sie schon einer jüngeren Stufe angehört, und eben aus den „Rudimenten", die sie selbst noch mit sich führt, erschließt sich ihm die Art der vorausliegenden Stufen. Dabei zeigt sich, daß auch bei den Griechen der Seelenkult die primitivste Form religiöser Verehrung darstellt. Nun erst erscheinen die von der allgemein homerischen abweichenden Vorstellungen unter sich in ganz neuem Zusammenhang, so z. B. die Anschauung, daß einzelne bevorzugte Heroen nach den Inseln der Seligen entrückt werden, daß andere Heroen und Götter in Höhlen und Bergen fortleben; ein ganz neues Licht fällt unter Rohdes Voraussetzungen auf die hesiodeische Unterscheidungen der verschiedenen Weltalter, auf die noch so lange lebendigen, eigenartigen Anschauungen über Blutrache und Mordsühne, auf die den Nekyiadichtungen, den Mysterien, zugrunde liegenden Anschauungen vom Leben im Jenseits. Dagegen ist der

eigentliche Unsterblichkeitsglaube in unserem Sinne des Worts nach Rohde im Kerne ungriechisch, er ist im Gefolge der ekstatischen Dionysosreligion von Norden her eingewandert. Aber dieser Unsterblichkeitsglaube ist dann in das geistige Leben der Griechen nach allen Seiten hin eingedrungen und läßt sich durch die ganze Geschichte des griechischen Denkens und Fühlens hindurch verfolgen. Rohde beleuchtet dann von hier aus wichtige religiöse Neubildungen, wie die Orphiker, und verfolgt die Weltanschauungen der großen Dichter und der Philosophen von den Joniern an bis zu den Neuplatonikern herunter. So hat sich das Buch unvermerkt zu einer griechischen Kulturgeschichte unter dem Gesichtspunkte des Seelen- und Unsterblichkeitsglaubens ausgeweitet, und damit ist der Plan einer griechischen Kulturgeschichte, die Rohde in der Tübinger Zeit ernsthaft beschäftigt hatte, wenigstens zu einem Teile verwirklicht worden. Man übertreibt nicht, wenn man die Psyche als das reifste, in gewissem Sinne klassischste Werk bezeichnet, das die Altertumskunde in den letzten 30 Jahren hervorgebracht hat; darum ist es auch eines der wenigen, die bei aller strengen Wissenschaftlichkeit über die Kreise der Fachgenossen hinausgedrungen sind. In noch höherem Maße verdient dann die Bezeichnung „klassisch" die kurze, aber wundervoll abgeklärte und ausgereifte Prorektoratsrede über „die Religion der Griechen" (1894 Kl. Schr. II, 314). Ausführungen und Nachträge zur „Psyche" sind auch so ziemlich alle Abhandlungen seiner Heidelberger Zeit, so die „Paralipomena" 1896 (Kl. Schr. II, 224), dann eine äußerst feinsinnige und behutsame Analyse der homerischen Nekyia 1896 (Kl. Schr. II, 255) u. a. m. — Ganz für sich steht innerhalb der Rohdeschen Schriften sein letztes Buch: „Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen. Heidelberg 1896." Rohde veröffentlichte hier eine Sammlung von Briefen der beiden unglücklich Liebenden, die in den Besitz der Heidelberger Universität gelangt war. Zu Creuzer zog ihn wohl ein Stück persönlichen Interesses für den Forscher, der einst an gleicher Stätte wie er Probleme der griechischen Religionsgeschichte behandelt hatte. Er wählte auch hier nicht den sonst wohl beliebten Weg, alles mechanisch bis auf den letzten Buchstaben abzudrucken, sondern zog es vor, die traurigen Dokumente zu sichten und selbständig einzuleiten und zu verbinden. — Seit Jahren schon hatte Rohde den Eindruck eines Mannes gemacht, dem körperliche Leiden hart zusetzten, und manche Schroffheit seines Wesens mochte sich hierdurch erklären; ein schwerer Schlag, der ihn 1896 durch den frühen Tod seines zweiten Söhnchens traf, beschleunigte die Macht der Krankheit, eines

Herzleidens. Er hat die schwere Wunde, die er damals empfangen, nicht mehr verwunden; auch eine Reise nach dem Süden (1897) verschaffte ihm keine Erleichterung; im Gegenteil, während er noch mit dem Aufgebot großer Willenskraft seine Pflicht als Lehrer erfüllte, kündete namentlich die Abnahme der Sehkraft ein beginnendes zentrales Leiden an, vor dem ihn eine Herzlähmung in der Nacht vom 10. auf 11. Januar 1898 gnädig bewahrt hat. — Mit Erwin Rohde hat die Heidelberger Hochschule einen ihrer ersten Lehrer verloren, die Altertumswissenschaft einen ihrer tiefsten und ernstesten Forscher und zugleich einen Meister der Darstellung. Seine ganze reiche Persönlichkeit hatte er in den Dienst einer einzigen Aufgabe gestellt, an der er sein Leben lang mit zäher Hingabe arbeitete: die Kultur des klassischen Altertums, an deren absoluten Wert zu glauben ihm selbstverständlich war, im Geiste unserer Zeit wiedererstehen zu lassen. Wieviel er schriftstellerisch dafür gewirkt hat, ist schon bei der Darstellung seiner Hauptwerke hervorgehoben; selbstverständlich beinahe ist es, daß ein solcher Meister auch die Grundlage und die Voraussetzung aller philologischen Tätigkeit, die Kritik der Texte, nicht vernachlässigt hat. Seine feinsinnigen, wohlüberlegten und glücklichen Emendationen kamen all den Autoren zu gute, mit denen er sich eingehender beschäftigt hat. — Eine expreß erzieherische Persönlichkeit, die dazu angelegt gewesen wäre, Schule zu machen und Schüler zu züchten, war Rohde nicht. Und doch war er ein akademischer Lehrer ersten Ranges. Sein Vortrag war, ohne blendend zu sein, in hohem Grade eindringlich, weil er mit vollem Ernst und innerster Wahrhaftigkeit auf den Kern der Probleme führte; was er gab, war wohlerwogen und durchdacht, musterhaft klar und abgerundet; auch besaß er die auf deutschen Hochschulen durchaus nicht selbstverständliche Kunst, große Stoffmassen, wie z. B. die ganze Geschichte der griechischen Literatur zu gliedern und zu bewältigen, „fertig zu werden" ohne Überhastung oder Oberflächlichkeit. Nie suchte er durch blendende Kombinationen zu verblüffen, wichtiger war es ihm, peinlich genau jeweils die Grenzen unseres Wissens festzustellen. Scharf und bitter war seine Polemik gegen allerhand Auswüchse des wissenschaftlichen Betriebs, gegen verfrühte Veröffentlichungen halbgarer Einfälle oder gegen selbstgefälligen Dilettantismus und eitles Imponierenwollen, aber der Hörer empfand dabei stets, daß diese Schärfe nur die Kehrseite einer hochgesteigerten Wahrheitsliebe und der Ausfluß hoher Anforderungen an wissenschaftliche Leistungen war, Anforderungen, die der Redner an sich selbst im allerstrengsten

Maße stellte. Auch war niemand echter wissenschaftlicher Größe gegenüber bescheidener und bereitwilliger zur Anerkennung jedes echten Verdienstes als er. — Außergewöhnlich groß war schon der Umfang der Gebiete, über die sich seine Vorlesungen und Seminarübungen erstreckten. Er hat die ganze Geschichte der griechischen und römischen Literatur in zusammenfassenden Kollegien behandelt und ebenso gerne einzelne Abschnitte derselben, z. B. die homerische Frage, oder einzelne Gebiete seiner Wissenschaft, z. B. Grammatik, Rhetorik, Metrik, Altertümer in eingehender systematischer und historischer Behandlung dargestellt. Ganz außerordentlich groß ist ferner die Zahl der von ihm im Kolleg oder Seminar vorbildlich interpretierten Autoren, die von den homerischen Hymnen und Pindar bis hinab zu Kallimachos und Lucian, von Terenz bis Apuleius reicht. Die Krone seiner Vorlesungen bildete doch wohl die auf zwei Semester verteilte Geschichte der griechischen Literatur. Hier überraschte er neben den bei ihm selbstverständlichen Vorzügen außergewöhnlichen Wissens und schärfster, exaktester Einzelforschung immer wieder von neuem durch die Kraft der Intuition. Gerade die höchste Fähigkeit des Historikers, das speziell Persönliche jedes Mannes und damit den Kern seines Wesen zu begreifen, aus ihm heraus dann ganze, vollblütige Gestalten in scharfen Umrissen zu formen, besaß er wie wenige, und diese Fähigkeit schien mit der Schwierigkeit des Gegenstandes, z. B. Fragmenten verlorener Schriften gegenüber, eher zu wachsen. Wie gewannen die einzelnen griechischen Lyriker bei ihm Fleisch und Blut, wie scharf umrissen und individuell wurden bei ihm die sonst so schematisch ausfallenden Porträts der griechischen Denker! Und immer stand hinter allem dargebotenen Wissensstoff die einsam stolze Gestalt des Forschers selbst, deren Wärme ohne viel Worte sich durchfühlte, deren strenge Wahrheitsliebe und unvergleichliche Selbständigkeit ohne jedes Dazutun erzieherisch wirken mußte. So wurde er für viele Generationen ein Führer und Leiter zur Wissenschaft im höchsten Sinne des Wortes. Und die als Schüler verehrungsvoll zu ihm aufblickten, haben ihm zeitlebens Treue und Dankbarkeit bewahrt. So kam es, daß diese nordisch spröde Natur, der es auch im persönlichen Verkehr nicht gegeben war, leicht die innere Herzlichkeit zu zeigen, gerade unter uns Süddeutschen ihre treuesten Anhänger gefunden hat. Gerade wie er seinen Freunden immer die Treue gehalten hat, so hat er auch mehr Anteil an seinen Schülern genommen, auch noch nach der Studienzeit, als ein oberflächlich Urteilender hätte vermuten können. Lust zu selb-

ständiger wissenschaftlicher Tätigkeit hat er stets gefördert, das bezeugen eine Reihe tüchtiger wissenschaftlicher Leistungen seiner Tübinger, Leipziger und Heidelberger Schüler. — Neben seinen akademischen Pflichten war Rohde mit seinem Übertritt in badische Dienste auch die Funktion eines Oberschulratsmitgliedes übertragen worden; er hatte in dieser Stellung, die ihm nicht unerwünscht war, in einer Reihe von Gymnasien den klassischen Unterricht zu revidieren und vor allem jedes Jahr die Kandidaten für das höhere Lehramt zu prüfen. Er war ein unvergleichlicher Examinator: in allen Gebieten der weitverzweigten Wissenschaft zu Hause, war er gleichermaßen imstande, das Wissen des Kandidaten im allgemeinen festzustellen, wie auch jedem ohne Mühe auf die Gebiete zu folgen, wo er selbständig gearbeitet hatte und mehr als bloß angelerntes Gedächtniswissen an den Tag legen konnte. Eine streng sachliche Fragestellung, die nicht bei Nebendingen sich aufhielt, aber immer aufs Wesentliche ging, die sich nicht mit Scheinwissen abspeisen ließ, aber allem Soliden und Selbständigen zur Anerkennung verhalf, ließ auch bei den Geprüften das Gefühl der Sicherheit aufkommen. — An äußerer Anerkennung hat es Rohde nicht gefehlt; die Fachgenossen wußten schon mit dem Erscheinen des griechischen Romans, was die deutsche Wissenschaft an ihm hatte, mit dem Erscheinen der „Psyche" vollends war er unbestritten als einer der ersten lebenden Hellenisten anerkannt. 1897 ernannte ihn die Münchener Akademie zu ihrem korrespondierenden Mitgliede; weitere Ehrungen ähnlicher Art, die sicher nicht ausgeblieben wären, verhinderte sein vorzeitiges Ende. Sein Name aber wird leuchtend weiterleben in den Annalen deutscher Geistesgeschichte als der eines Forschers, Lehrers und Schriftstellers von seltener Eigenart und reichster und tiefster Wirkung. Wer vollends das Glück gehabt hat, ihn persönlich zu kennen, wird die schlanke Gestalt, den etwas slavischen Typus des interessanten ovalen Gesichts mit den dunkeln Augen und die wohllautende Stimme nie vergessen. (Vgl. Fritz Schöll, Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1898, Nr. 24, Südwestdeutsche Schulblätter 1898, S. 60, wiederholt im „Humanistischen Gymnasium" 1898, S. 71. — W. Schmid in Bursians biographischem Jahrbuch für Altertumskunde XXII [1899], Leipzig 1900, und vor allem das treffliche Werk von O. Crusius: Erwin Rohde. Ein biographischer Versuch. Tübingen und Leipzig. 1902.) August Marx.

Ludwig Hermann Rolfus,

kath. Pädagogiker, ist am 24. Mai 1821 zu Freiburg i. B. als Sohn des Geometers Melchior R. geboren worden. Er absolvierte das Gymnasium (Lyceum) seiner Vaterstadt, studierte 1840—1843 an der dortigen Universität Theologie und wurde am 31. August 1844 vom Erzbischof Hermann v. Vicari zum Priester geweiht. Nachdem er als Vikar in verschiedenen Pfarreien verwendet worden war, wurde er 1851 Kaplan (Benefiziat) in Thiengen, im März 1855 zuerst Pfarrverweser, dann Pfarrer in Reiselfingen, einem zwischen Löffingen und Bonndorf gelegenen Orte des Schwarzwaldes. Von hier aus pastorierte R. sieben Jahre lang auch die eine Stunde entfernte Pfarrei Bachheim. Trotz dieser Doppelpastoration begann R. in dem entlegenen Schwarzwaldorte in Gemeinschaft mit Pfarrer Adolf Pfister (einem Neffen des früheren Erzbischofs Ignaz Demeter) zu Rißtissen (Württemberg) die Herausgabe der „Realenzyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Prinzipien". Dieses Werk erschien 1863 ff. in 4 Bänden bei Kirchheim in Mainz und fand soviel Anklang, daß 1872 ff. die 2. verbesserte und vermehrte Auflage folgen konnte. Den 5. (Ergänzungs-) Band, welcher 1884 erschien, hat R. allein bearbeitet, nachdem A. Pfister 1879 gestorben war. In gerechter Würdigung seiner literarischen Tätigkeit ist R. 1867 vom Senate der Universität Freiburg auf die Pfarrei Reuthe im Breisgau befördert und von der theologischen Fakultät derselben Universität durch Verleihung der Doktorwürde ausgezeichnet worden. Erzbistumsverweser Lothar v. Kübel verlieh dem verdienten Priester 1875 die Pfarrei Sasbach a. Rh., und Erzbischof Joh. B. Orbin ernannte ihn zum erzbischöflichen Schulinspektor und 1884 zum Geistlichen Rate. Von Großherzog Friedrich erhielt R. 1891 das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen und 1892 die vielumworbene Pfarrei Bühl bei Offenburg, wo er am 27. Oktober 1896 nach längerer Krankheit und guter Vorbereitung seine Seele in die Hände seines Schöpfers und Erlösers zurückgab. Den schriftstellerischen Ruf R. begründete vor allem die schon erwähnte pädagogische Enzyklopädie, an deren Herausgabe ihm der Hauptteil zugefallen war. Sie war ein Werk von bahnbrechender Bedeutung und erschien zu einer Zeit, da die politischen Parteien in verschiedenen Ländern das Schulwesen von seinem historischen Boden zu verrücken und in den Dienst ihrer Interessen zu stellen suchten. Mit überzeugender Kraft und Wärme tritt die Enzyklopädie für die christ-

lichen Erziehungsgrundsätze ein und verteidigt das Anrecht der Familie und der Kirche auf die Bildungsanstalt ihrer Kinder. Sie anerkennt alle wirklichen Fortschritte auf dem weiten Gebiete der Pädagogik und befürwortet eine gründliche pädagogische und methodische Ausbildung nicht bloß der Volksschullehrer, sondern auch der Geistlichen und der Lehrer an höheren Schulen. Auch bringt sie wieder die Leistungen vieler katholischen Pädagogen und Pädagogiker zur Geltung, die lange Zeit hindurch vergessen waren. Von andern Werken unsres vielseitigen Autors seien genannt: Leitfaden der allgem. Weltgeschichte (3 Abt. in 1 B.), welcher 1870 in erster und 1896 in 4. Auflage erschienen ist; Kirchengeschichtliches in chronologischer Reihenfolge (1877); Kirchengeschichte 3. Auflage 1888; Verzeichnis ausgewählter Jugendschriften 2. Auflage 1872; Verzeichnis von Volksschriften 1878; (populäre) Glaubens- und Sittenlehre 1875; Wider die Kommunalschulen 1863; Grund des katholischen Glaubens 1862. Durch seine Broschüre „Das Pflügersche Lesebuch“ (1868) machte er die offizielle Einführung dieses Buches unmöglich. Die altkatholische Bewegung veranlaßte K. zur Herausgabe dreier kleinen Schriften, von welchen der „Offene Brief an Professor Michelis“ 1873 in 2. Auflage erschien. Nimmt man hinzu, daß K. sieben Jahre lang das „Süddeutsche katholische Schulwochenblatt“ in Gemeinschaft mit A. Pfister herausgab und bis zu seinem Tode den „Literarischen Handweiser“ mit geschätzten Referaten über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik und der Jugendschriften bediente, so muß man den unermüdlichen Fleiß und die Arbeitskraft dieses Schriftstellers bewundern. Mit einem glücklichen Gedächtnisse und einem scharfen Verstande verband K. ein warmes, durch und durch gläubiges Herz und einen köstlichen Humor, der sich manchmal in urwüchsiger Weise geltend machte. Er war wohltätig, gastfreundlich und gesellig und konnte sein Haupt mit dem Bewußtsein zur Ruhe legen, daß er die ihm anvertrauten Talente getreu verwaltet und vermehrt habe. Knecht.

Jacques Rosenhain,

Pianist und Komponist, wurde in Mannheim am 2. Dezember 1813 geboren. (Eine ausführliche Biographie, die ihn als Wunderkind, Meister und Menschen in seinem Leben und Wirken schildert, schrieb Elise Kratt-Harveng, Verlag Emil Sommermeyer in Baden-Baden.) Rosenhains Vater betrieb ein Wechselgeschäft, verlor aber durch die Kriegsjahre sein

Vermögen. Der talentvolle Knabe erregte als Schüler von Jakob Schmidt auf Konzertreisen schon mit 9 Jahren großes Aufsehen. Großherzogin Stephanie von Baden liebte und begünstigte das Wunderkind ganz besonders; ebenso Fürst Karl Egon zu Fürstenberg. Der letztere nahm den Knaben zu sich nach Donaueschingen und ließ ihn mit dem Grafen Enzenberg zusammen erziehen und sehr gründlich in Kunst und Wissenschaft unterrichten. Kalliwoda leitete seine Ausbildung im Klavierspiel. R., der einer der edelsten, hochgebildetsten Menschen war, vergaß nie, was er dem Fürsten zu Fürstenberg zu danken hatte, der den Grund gelegt zu seinem Können und Wissen. Noch mit 80 Jahren gedachte er seiner wie eines Vaters und sprach mit wahrer Sohnesliebe und -Verehrung von ihm. Später nahm R. Unterricht in Komposition bei Schnyder von Wartensee in Frankfurt a. M., wo er von 1828 an 9 Jahre lang lebte. Vom 13. Lebensjahr an gab er Klavierunterricht. Er ließ dann Eltern und Geschwister zu sich nach Frankfurt kommen und unterhielt, kaum den Kinderjahren entwachsen, seine ganze Familie durch sein Einkommen als Musiklehrer — selbst äußerst enthaltsam und sparsam lebend. Aus dem Wunderkinde hatte sich der berühmte Künstler entwickelt. R. unternahm viele Konzertreisen; er konzertierte 1830 in Baden-Baden mit N. Paganini, von dem er folgendes Stammbuchblatt bis an sein Lebensende aufbewahrt hat: „Ich hoffe, das Vergnügen zu haben, den berühmten Meister, den Pianisten Herrn Jacques Rosenhain, der mich in meinem Konzert zu Baden-Baden den 8. August 1830 so göttlich begleitet hat, wiederzusehen. Nicolo Paganini." — Damals komponierte R. in Baden-Baden auf der Anhöhe über dem Konversationshause seine Romance, «Souvenir» in E-Dur. Es war sein erstes Werk, das er drucken ließ. Schon da schwärmte sein für alles Poetische und Hohe so empfängliches Gemüt für Baden-Baden, das er später bis zu seinem Lebensende als Wohnsitz erwählt hat. — 1837 verließ R. Frankfurt, konzertierte mit Moscheles in London mit größtem Beifall, phantasierte auch frei über Lieder, die Prinz Albert komponiert hatte und ihm auf ein Blättchen Papier schrieb, zur großen Freude von Königin Viktoria und ihrem Gemahl. Man wollte R. in London fesseln, doch Paris, der damalige Sammelplatz aller großen Künstler, trug den Sieg davon. R. lebte von 1838—1860 in Paris, innig befreundet mit Cherubini und Rossini. Rosenhains Barcarole op. 68 war ein Lieblingsstück von Rossini, und der Komponist mußte es diesem, wie viele seiner Werke, oft vorspielen. Marmontel schreibt: „Vor diesem auserwählten Auditorium (Auber,

Batton, Halévy rc.) hatte ich Gelegenheit, R. seine schönen Konzert-Etuden, Trios rc. vortragen zu hören. Auch improvisierte er über aufgegebene Themata und war ausgezeichnet in dieser Art von Virtuosität. Es war eine Freude, wenn man sah, wie die schöne, strenge Physiognomie von Cherubini beim Anhören der Kompositionen seines Lieblingsspielers sich aufhellte und belebte rc." R.'s Beliebtheit beweist die Tatsache, daß er in vier Konzerten, die er in Paris für den deutschen Hülfsverein gab, den Reinertrag von 10 000 Frcs. einnahm, in den Jahren 1855, 1856, 1857 und 1858. R. war der erste, der Kammermusik-Soiréen in Paris gegeben hat; er hat dadurch zuerst die klassische deutsche Musik dort verbreitet. Es haben dabei erste Künstler mitgewirkt, wie Alard, Franchomme, Joachim, Leonard, Coßmann u. a. Rosenhains Haus war der Versammlungsort hervorragender Männer und Frauen, die Interesse für Kunst und Wissenschaft hatten; er war mit den meisten Künstlern und Gelehrten seiner Zeit persönlich befreundet. Edel, freidenkend in jeder Beziehung, war R. ein seltener Mensch, den Sinn nur nach Hohem gerichtet, geistvoll, gut, mit einem Kinderherzen. Ein sehr kleiner Mann, von unscheinbarer Gestalt, hatte er eine hohe Denkerstirne und blaue Augen, aus denen das Genie leuchtete. Er war ein Jude und sein Leben das eines Christen im edelsten Sinne. Aber der geistreiche Mann hatte eine sehr schwache Seite, das war sein Haß gegen Richard Wagners Musik. Es war seinen intimen Freunden stets ein interessantes Schauspiel, und atemlose Stille herrschte im gemütlichen Arbeitszimmer Rosenhains, wenn er, der Anti-Wagnerianer, und sein treuer Freund und Verehrer, der fanatischste Wagnerianer, Richard Pohl, dies Gesprächsthema anstimmten; die feinsten Geistesfunken der beiden, so bedeutenden Männer blitzten hin und her — doch keiner konnte den andern überzeugen, und lächelnd beschlossen sie die Fehde im alten Freundschaftsbund. — Rosenhains Leben war sehr arbeitsreich. In der Jugend mit des Daseins Not und Mangel kämpfend, enthob ihn seine Heirat mit der reichen Johanna Ellissen von Frankfurt a. M. diesen Sorgen; nun konnte er sein Genie freier entfalten. Auch war seine Gattin ihm ebenbürtig an Bildung von Geist und Herz und sein künstlerisches Streben verstand sie voll. Sie liebten sich gegenseitig, und tief betrauerte er den Heimgang seiner teuern Gattin 1888, die er nur $5^1/_2$ Jahre überlebte. Er starb am 21. März 1894 in seiner Villa in Baden-Baden am Abhange des Merkurberges im Alter von $80^1/_4$ Jahren. Die Matinéen, die er bis

kurz vor seinem Tode allsonntäglich dort gab, wo der Sammelpunkt der ganzen musikalisch gebildeten Welt war und der greise Künstler noch als Pianist in Chopinschem Geiste spielte, bleiben in den Annalen der Geschichte Baden-Badens verzeichnet. — R. hat für alle Gebiete der Musik komponiert; darunter 4 Opern, 3 Symphonien, verschiedene kleinere Orchesterwerke, Kammermusik, Vokalmusik und Klavierkompositionen. Die meisten seiner Werke sind von Marmontel vorzüglich kritisiert in französischen Zeitungen, auch verschiedene von Berlioz, Blanchard, Leon Kreutzer, Fétis, Richard Pohl, Alfred v. Wolzogen u. a. Auch als Schriftsteller ist R. öfter aufgetreten; besonders beachtenswert war sein Aufsatz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 27. August 1871: „Zur Hebung der deutschen Nationaloper". Rosenhain hat der Pariser Conservatoire-Bibliothèque seine Werke testiert, weil Frankreich den deutschen Meister mehr anerkannte als sein Vaterland.

Elise Kratt-Harveng.

Gustav von Rotteck,

geboren am 16. Juni 1822 zu Freiburg als der jüngste Sohn des Universitätsprofessors Dr. Karl von Rotteck, dessen glänzende Verdienste die Stadt Freiburg durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts, durch ein Denkmal und die Bezeichnung eines öffentlichen Platzes anerkannt hat (vgl. Badische Biographien II, 211), studierte in Freiburg und in Heidelberg, bestand im Jahre 1846 die Staatsprüfung als „gut befähigt", promovierte im gleichen Jahre an der Universität Freiburg und arbeitete bei verschiedenen Staatsstellen. Nach Ausbruch des badischen Aufstandes im Jahre 1849 nahm er sowie sein Freund Eckhard (später Rechtsanwalt und Präsident der Rheinischen Kreditbank in Mannheim) nach der Flucht der großherzoglichen Beamten von der sogenannten provisorischen Regierung die Stelle eines Regierungsrates bei der Kreisregierung in Konstanz an. Dieser Schritt wurde für ihn die Quelle mancher bitteren Stunden. Von der Anschuldigung der Teilnahme am Hochverrate wurde er zwar freigesprochen, da er nur die aufgehäuften laufenden Verwaltungsgeschäfte mit der ihm eigenen Hingebung besorgt und die Vergeudung von Staatsgeldern durch die Aufständischen verhindert hatte, aber die Hoffnung auf eine Staatsanstellung war tief gesunken. Rechtsanwälte in Mannheim, Offenburg und Freiburg gaben ihm Beschäftigung, bis das Justizministerium im Jahr 1853 die im

Jahre 1851 gegen ihn erkannte Suspension vom Dienste aufhob. Im Jahre 1854 wurde Rotteck unter Erlassung der damals eingeführten zweiten juristischen Staatsprüfung zum Referendär ernannt, als welcher er in der Justizabteilung der Bezirksämter Wolfach und Ettenheim tätig war. Seine Bitte um Zulassung zur Rechtsanwaltschaft in Freiburg im Jahre 1857 wurde von der obersten Dienstbehörde zurückgewiesen. In demselben Jahre verehelichte er sich mit Adele Stuck von Offenburg und genoß ein sehr glückliches Familienleben, das nur durch den Tod einer geliebten Tochter getrübt wurde. Endlich im Jahr 1859 erfolgte die langersehnte Anstellung als etatsmäßiger Staatsdiener, freilich in der untergeordneten Stellung eines Sekretärs bei der Großh. Kreisregierung in Mannheim und im folgenden Jahre die Aufrückung zum Assessor daselbst. Allein Rotteck, der geborene Jurist, strebte nach der reinen Justiztätigkeit. Im Jahr 1862 wurde er zum Amtsrichter in Müllheim, 1864 zum Kreisgerichtsrat in Offenburg, 1867 zum Mitglied des Appellations-Senats daselbst, 1868 zum Direktor des Kreisgerichts in Baden, 1872 zum Direktor des Kreis- und Hofgerichts Freiburg, 1879 zum Direktor und 1882 zum Präsidenten des Landgerichts in Freiburg ernannt. Ende der 1870er Jahre war er, von der nationalliberalen Partei gewählt, kurze Zeit Abgeordneter der zweiten Kammer der Landstände für die Stadt Freiburg, an deren Angelegenheiten er als langjähriger Stadtverordneter regen Anteil nahm. Von Großherzog Friedrich, dem er unbegrenzte Verehrung zollte, wurde er durch hohe Orden ausgezeichnet und für drei Landtagsperioden in die erste Kammer berufen, wo er als einer der tüchtigsten Arbeiter galt. Auch wurde er mit dem Amte betraut, den Erbgroßherzog in die Grundsätze der das gerichtliche Verfahren regelnden Gesetze einzuführen. Zum 70. Geburtstag brachten die Mitglieder des Gerichtshofes in feierlicher Versammlung dem Jubilar ihre Glückwünsche dar, und das von sämtlichen praktischen Juristen Freiburgs am Waldsee veranstaltete Familienfest gab Zeugnis von der hohen Wertschätzung des vorbildlichen Mannes, aber auch von seinem köstlichen Humor, mit dem er in der Tischrede seinen Lebenslauf schilderte. Rottecks Gesundheit wurde nie durch eine ernste Krankheit geschädigt; erst im Winter 1892 auf 1893 trat ein inneres Leiden auf, das ihn jedoch nicht hinderte, seinem Berufe mit eiserner Willenskraft zu leben. In den Gerichtsferien 1893 entschloß er sich endlich zu einem seit vielen Jahren nicht mehr genossenen Urlaub und verschied nach kurzem Krankenlager am 8. August desselben Jahres. Seine hohe

Begabung, seine rasche und richtige Auffassung, sein Scharfblick gegenüber den verwickeltsten Tat- und Rechtsfragen war gepaart mit edler Bescheidenheit. Im klaren, gedrungenen Stil erkannte man die hohe allgemeine Bildung, und an Fleiß und Pflichttreue hat ihn niemand übertroffen. M. Buisson.

Karl Roux.

Mannheim besaß im 18. Jahrhundert eine mit Recht weithin berühmte Gemäldegalerie. Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz hatte sie begründet, sein Nachfolger Karl Theodor hatte sie bedeutend vermehrt. Aber ihre Schätze sind längst nach München gewandert, wo sie neben denen der Düsseldorfer Galerie die Säle der alten Pinakothek zieren. Bald nach dem Übergang Mannheims an Baden erhielt Mannheim einen kleinen Ersatz für das Weggeführte. Auf Veranlassung des Großherzogs Karl Friedrich wurde durch den Ankauf zweier größerer Sammlungen (des Grafen Lucchesi und des Geh. Rats Anton von Klein) eine neue Galerie gebildet, die jetzige Großh. Gemäldegalerie. In den Räumen der kurfürstlichen Galerie wurden die neuerworbenen Bilder untergebracht. Durch verschiedene Schenkungen und Überweisungen wurde die Sammlung auf ihren jetzigen Stand gesetzt, der eine stattliche Anzahl vortrefflicher Bilder namhafter Meister aufzuweisen hat, viele gute Niederländer und einige hervorragende altdeutsche Altarbilder. Die Galerie gilt als abgeschlossen und wird leider nicht mehr durch Zukäufe erweitert. Für ihre Verwaltung ist ein Großh. Galeriedirektor bestellt, bisher immer ein Maler von Ruf, dem dieser Posten genügende Muße zu eigenem künstlerischen Schaffen verstattet. Jakob Götzenberger, Karl Kuntz, Theodor Leopold Weller haben vor Karl Roux in dem stillen, hohen Atelier neben der Großh. Galerie gemalt, Roux' Vorgänger Weller 29 Jahre lang, von 1851—1880. Bald nach seinem Dienstantritt katalogisierte Weller die Galerie und gab diesen Katalog 1854 im Druck heraus. In den 13 Jahren, die Roux der Mannheimer Galerie vorstand, setzte er Wellers Arbeit fort, unternahm es, die Bilder neu zu arrangieren, und veröffentlichte wenige Jahre vor seinem Tode einen neuen Katalog. Das dünne, anspruchslose Heftchen wurde im Jahre 1900 von Roux' Nachfolger, dem jetzigen Galeriedirektor W. Frey, in neuer Auflage herausgegeben, wobei auf Grund der Forschungen eines Spezialgelehrten eine Anzahl holländischer und flämischer

Bilder umbenannt und verschiedene berühmte Namen verschwinden mußten. In einfachen Linien bewegte sich Roux' Lebensgang. Er zeigt uns das ruhige, sichere Werden und Wachsen eines ernsten, eifrigen Künstlers, dem das Maltalent als väterliches Erbe zuteil ward. Seine Wiege stand in Heidelberg, wo sein Vater in angesehener Stellung als Maler und Radierer wirkte. (Vgl. über diesen: Nagler, Künstlerlexikon 13, 496.) Jakob Christian Wilhelm Roux, der Vater (er lebte von 1771—1831), malte Porträts und Landschaften, versuchte sich u. a. auch mit Wachsfarben, radierte Landschaften und war daneben wissenschaftlich tätig, befaßte sich mit der Theorie seiner Kunst, wie sein 1824—1829 in Heidelberg erschienenes, dreiteiliges Werk „Die Farben" beweist. Am 14. August 1826 wurde ihm sein Sohn Karl Roux geboren, dessen er sich aber nur noch fünf Jahre erfreuen durfte. Karl Roux konnte somit nicht mehr den Unterricht dessen genießen, der sonst sein nächster Lehrmeister gewesen wäre. Er besuchte die Düsseldorfer Kunstschule und wurde der Schüler des dortigen Genremalers Karl Hübner. Dann begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen und vollendete in München, Antwerpen und Paris seine künstlerischen Studien. Nachdem er hierauf einige Zeit an der Karlsruher Kunstschule als Lehrer tätig gewesen war, siedelte er nach München über, von wo er aber in sein badisches Heimatland zurückkehrte, als ihn das Vertrauen seines Landesfürsten zum Direktor der Mannheimer Galerie berief. Am 1. Mai 1881 trat er dieses Amt an. Als junger Künstler malte er mit Vorliebe Reiter- und Kriegsszenen, Pferdebilder und ähnliches. In der Zeit seiner künstlerischen Reife wandte er sich fast ausschließlich der Tier- und Landschaftsmalerei zu und bewegte sich am erfolgreichsten auf dem Gebiet des idyllischen Tierstücks mit landschaftlichem Grunde. Auch rein landschaftliche Motive sagten ihm sehr zu. Sein Schaffen stand nicht immer auf gleicher Höhe; hin und wieder schadete er der Wirkung seiner Bilder durch zu vieles Experimentieren und Ummalen. Doch gelangen ihm zahlreiche bedeutsame Werke. Zu seinen besten Schöpfungen zählen folgende Bilder: „Weidende Kühe", „Heimkehrende Kühe bei aufsteigendem Gewitter", „Pflügen am frühen Morgen", „Der ungebildete Alpensohn" (Stier), „Dorothea, das Ochsengespann lenkend" (in der Karlsruher Galerie), „Landsknechtsrast" (Hamburger Galerie), „Die Heuernte", „Ufer des Achensees mit Viehherde", „Tal des Oberengadin", „Auf der Weide", „Morgen auf der Alm" (letztere zwei in der städtischen Gemäldesammlung zu Mannheim) und andere.

Roux machte sich auch als Lehrer der Malkunst in Mannheim sehr verdient. Als Künstler wie als Mensch erfreute er sich großer Beliebtheit, und sein Hinscheiden wurde in weiten Kreisen bedauert. Er starb am 23. Juli 1894, fast 68 Jahre alt, an einem typhösen Fieber, nachdem er kurz vorher seine silberne Hochzeit gefeiert hatte. Der Kunstverein verlor ein eifriges Mitglied an ihm. Ein kleines Selbstporträt des Künstlers aus dem Jahre 1860 ging kürzlich durch Schenkung seiner Tochter, der Frau August Gernandt in Carouge bei Genf, in den Besitz der städtischen Gemäldesammlung zu Mannheim über. (Zu vergleichen ein Nekrolog im Mannheimer Generalanzeiger vom 24. Juli 1894, Nr. 199.)

Walter.

Freiherr Rudolf Rüdt von Collenberg-Eberstadt

wurde geboren zu Rastatt am 1. August 1836 als Sohn des damaligen Stadtdirektors, späteren Staatsrats und Präsidenten des Ministeriums des Innern, Franz Rüdt von Collenberg-Eberstadt (vgl. Bad. Biograph. II, 223). Er besuchte die Lyceen zu Karlsruhe, Freiburg und Wertheim und ergriff nach abgelegtem Abiturium, dem Berufe seines Vaters folgend, das Studium der Rechtswissenschaft auf der Universität zu Heidelberg. Die Kriegsgefahr des Jahres 1859 ließ ihn seine Studien auf kurze Zeit unterbrechen und führte ihn im Verein mit vielen seiner näheren Freunde unter die Fahnen. Im Juni 1859 zum Leutnant auf Kriegsdauer im 1. bad. Grenadier-Regiment ernannt, nahm er nach Beendigung der damaligen Krisis wieder seinen Abschied, um zu seinen Studien zurückzukehren und sich für den von ihm erwählten Berufe vorzubereiten. Nach im Spätjahr 1860 abgelegtem Rechtspraktikanten- und im Frühjahr 1864 bestandenem Referendär-Examen fand er seinen Neigungen und seiner Veranlagung entsprechend Verwendung im Staatsverwaltungsdienst. In den verschiedenen Stellungen zunächst als Gehülfe bei den Ämtern Bruchsal und Freiburg, sodann als Amtmann in Freiburg (1866) und Rastatt (1869), als Amtsvorstand in Meßkirch (1871), Überlingen (1874), Waldshut (1877) und Bruchsal (1881) entfaltete er eine rege und vielseitige Tätigkeit. Sein gerades und offenes Wesen, das ihm schon unter den Studiengenossen eine angesehene Stellung und treue Freunde erwarb, seine Unparteilichkeit und seine genaue Kenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse sicherten ihm überall das weitgehendste Vertrauen, wie es selten einem Verwaltungsbeamten in so uneingeschränktem Umfang

entgegengebracht wird. Trotz seiner entschieden liberalen Gesinnung genoß er bei politischen und konfessionellen Gegnern großes Ansehen, weil er in ritterlicher Weise Kränkungen zu vermeiden wußte. Eine treffliche, aber, weil von einem Gegner herrührend, völlig einwandsfreie Schilderung seines Charakters und Seins erschien bei seinem Scheiden aus Bruchsal in einem gegnerischen Blatt. Dieselbe besagt: „Herr von Rüdt gehörte allerdings in religiöser und politischer Beziehung zu unseren größten Gegnern, aber er ist ein ganzer Mann, der überall und immer weiß, was er will, er ist ein Charakter, der das, was er für gut und erstrebenswert hält, mit eiserner Konsequenz und zähem Willen zu erreichen sucht. In amtlicher Beziehung haben wir Herrn von Rüdt immer freundlich und zuvorkommend gefunden, und wir haben zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Gegenden des Landes, teilweise unter sehr schwierigen Verhältnissen mit ihm zu verhandeln gehabt." Mit besonderer Hingabe widmete er sich der Fürsorge für die Landwirtschaft. Die Landwirte des Seekreises und des Oberrheins verdanken seinen Anregungen manche nachhaltige Vorteile, sein Name ist mit dem Aufschwung der Viehzucht im Bezirk Meßkirch auf das engste verbunden. In allen Amtsbezirken, in welchen Freiherr von Rüdt tätig war, hat er in verdienstvoller Weise das schwierige Gebiet der Organisation der zusammengesetzten Gemeinden, der Bürgernutzungen und Waldlasten bearbeitet, wozu er wohl durch die Verhältnisse des Überlinger Bezirkes besonders veranlaßt worden sein mag. Dort, in Waldshut und Bruchsal bilden seine mit Fleiß und Sachkenntnis gemachten Feststellungen die Grundlage für die derzeitige Sachbehandlung. Aus der ihm lieb gewordenen Tätigkeit in der Verwaltung ländlicher Bezirke wurde der inzwischen im Jahr 1885 zum Stadtdirektor und 1887 zum Geh. Regierungsrat Ernannte durch das Vertrauen des Landesherrn zum Amtsvorstand nach Mannheim berufen (1891), wo er bei dem Ausbau der großstädtischen Verwaltung der badischen Handelsmetropole für den ihm zukommenden Anteil in gleich erfolgreicher Weise mitgearbeitet hat. Die 1896 erfolgte Ernennung zum Landeskommissär für die Kreise Mannheim, Heidelberg und Mosbach, sowie die darauf folgende zum Geh. Oberregierungsrat, ebenso wie die früher schon erfolgten Ordensverleihungen, waren verdiente Auszeichnungen des tüchtigen Beamten, dem Aufdringlichkeit und Strebertum ferne lagen. Diese angenehme dienstliche Stellung gewährte ihm eine um so größere Genugtuung, als sie ihn in nähere Beziehung zu seiner geliebten Heimat (Bezirk Buchen)

brachte. Im Jahre 1876 war er als Abgeordneter des grundherrlichen Adels unterhalb der Murg in die 1. Kammer gewählt worden und gehörte derselben für den Rest des Landtags 1876 und für den Landtag 1877/79 an. Er nahm den regsten Anteil an den Beratungen der Kammer, und mehrere von ihm erstattete Berichte, insbesondere auf dem Gebiete des Gemeinderechts, geben Zeugnis von seiner gründlichen Sachkenntnis. Mit ganzem Herzen hing er an seiner Heimat, wo seine Familie seit Jahrhunderten ansässig und begütert ist, ein Heimatsgefühl, das ihn bewog, regelmäßig und mit Vorliebe seine Urlaubszeit auf seinem Familiensitz zu Hainstadt zu verbringen. Sein Lieblingsgedanke, seine letzten Jahre dort, von Geschäften ausruhend und sich nur mit familiengeschichtlichen Studien beschäftigend, verleben zu dürfen, sollte nicht in Erfüllung gehen. Ein rasch verlaufendes Leiden führte unerwartet am 14. Januar 1900 den allzufrühen Tod herbei. — Er ruht in heimatlicher fränkischer Erde zu Hainstadt, nicht vergessen von denen, welche im Leben gesellschaftlich oder beruflich mit ihm in Berührung kamen. A. R.

Robert Salzer,

am 18. März 1831 zu Rheinbischofsheim geboren als Sohn des E. W. L. Salzer, der im Jahre 1844 als Vorstand des Pädagogiums in Pforzheim starb, besuchte die Schulen der beiden genannten Orte und seit 1845 die obersten Klassen des Gymnasiums zu Heidelberg. Nach beendigten Universitätsstudien und nach wohl bestandenem Staatsexamen volontierte er am Gymnasium in Wertheim 1852/1853, bekleidete dann eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Fürsten Gortschakoff in Stuttgart und hierauf eine solche in Wien in der Familie eines Großhändlers, mit dessen Söhnen er längere Zeit im Ausland reiste und Italien, Frankreich und England besuchte. Im Februar 1862 erhielt er eine Anstellung am Gymnasium in Heidelberg, um dann nach vorübergehender Verwendung in Pforzheim und Karlsruhe im Herbst 1872 wieder nach Heidelberg zurückzukehren, wo er als Vorstand der lateinlosen höheren Bürgerschule der Nachfolger des durch seine große Weltgeschichte bekannten Historikers Georg Weber wurde. Beinahe ein Vierteljahrhundert war S. mit den Kollegen der gleichen Schulgattung für den weiteren Ausbau wie für die Gleichstellung der Bürgerschulen mit anderen Mittelschulen des Landes unermüdlich tätig. Im Herbst 1883 wurde die seiner

Leitung unterstellte sechsklassige höhere Bürgerschule in eine siebenklassige Realschule umgewandelt. Das letzte, höchste, in einträchtigem Zusammenwirken mit den städtischen Behörden zu Heidelberg erstrebte Ziel, die definitive Umgestaltung der Anstalt zu einer neunklassigen Oberrealschule, sollte er selbst nicht mehr erreichen. Er starb unerwartet rasch, noch in frischer Manneskraft stehend, an den Folgen eines Schlaganfalles, am 18. Juni 1896. S. war ein hervorragender, durch Vielseitigkeit des Wissens ausgezeichneter Schulmann. Besondere Vorliebe brachte er der Geschichte entgegen. Früchte seiner Studien auf diesem Gebiete sind drei verdienstvolle Monographien aus der pfälzischen Geschichte, welche als Beilagen zu den Programmen der Heidelberger Realschule erschienen sind: 1. Zur Geschichte Heidelbergs von 1689—1693 (1878 und 1879). 2. Der Kampf um die Neckarbrücke am 16. Oktober 1799 (1880). 3. Beitrag zu einer Biographie Ott Heinrichs. Festschrift zur Jubelfeier der Universität Heidelberg (1886). (G. Holzer in den Südwestdeutschen Schulblättern 1896, 196—198.)

Joseph Viktor Sarrazin.

Es war eine außergewöhnlich große Menge Leidtragender, die am 20. Dezember 1895 das offene Grab umstand, das soeben die sterbliche Hülle Sarrazins aufgenommen. Diese Ehrung, sowie die Nekrologe, welche zahlreiche deutsche und französische Tagesblätter, sowie verschiedene fachwissenschaftliche Zeitschriften dem Verstorbenen widmeten, zeigten, daß mit Sarrazin ein nicht gewöhnlicher Mensch aus dem Leben geschieden sei. Franzose von Geburt, war er in manchen Punkten, besonders in der Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens, Franzose geblieben, dabei aber doch ein guter Deutscher geworden, welcher vor allem die größere Stetigkeit der deutschen Verhältnisse, besonders der politischen, wohl zu würdigen wußte. Dem Berufe nach ein Gelehrter, verfolgte er mit vollem Interesse alle Vorgänge des öffentlichen Lebens, und wo immer er hier zu tätiger Mitarbeit berufen wurde, widmete er sich dieser Aufgabe in selbstlosester Hingabe. Den Menschen gegenüber war er scharf und rasch mit dem Worte, dabei aber von einer fast grenzenlosen Herzensgüte, die keine Bitte um Hülfe abschlagen konnte und die im stillen gar vielen, manchmal über seine Mittel hinaus, geholfen hat, ohne viel nach Dank zu fragen. Die für seine Tätigkeit als Lehrer der Jugend erforderlichen Eigenschaften hatte ihm die Natur in reichem Maße verliehen;

vor allem eine ungewöhnliche Lebendigkeit, gepaart mit Geduld, große Anpassungsfähigkeit, ein Herz voller Liebe und Teilnahme. Gerade so glücklich war seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer. Hier kam ihm besonders die Gründlichkeit des deutschen Gelehrten zu gute, die sich mit der Eleganz und dem Esprit des Franzosen verband. Als Schriftsteller entwickelte er eine in Anbetracht seines an und für sich schon die Vollkraft eines Mannes erfordernden Berufes geradezu erstaunliche Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit, die nur ermöglicht waren durch eine große Schnelligkeit der Auffassung, eine merkwürdige Leichtigkeit in der Wiedergabe seiner Gedanken, ein treues Gedächtnis und eine rastlose Energie. — Geboren ist Sarrazin am 5. Juli 1857 zu Dijon. Sein Vater, ursprünglich erster Staatsanwalt, hatte sich als überzeugter Republikaner nach dem Staatsstreich des zweiten Napoleon der Tätigkeit eines privaten Anwalts zugewandt. Als im Jahre 1868 der Vater plötzlich starb, die Familie in beschränkten Verhältnissen zurücklassend, zog die Mutter nach Mannheim, um hier ihr Lehrerinnendiplom zu verwerten. Nach bestandenem Abiturium besuchte der junge Sarrazin 1876—1879 die Universität Heidelberg, zunächst um klassische Philologie zu studieren. Doch wandte er sich, hauptsächlich durch Bartsch und Gelzer angezogen, der neueren Philologie und der Geschichte zu. Nach einem weiteren Studienjahre in Jena promovierte er 1880 mit der Dissertation: De Theodoro Lectore Theophanis fonte praecipuo. Noch im gleichen Jahre wurde er zur Verwaltung einer Lehrstelle an das Gymnasium in Pforzheim berufen. Nach Absolvierung seines Staatsexamens war er 1882—1887 am Gymnasium in Baden-Baden, 1887—1891 am Gymnasium in Offenburg tätig. In Offenburg reifte in ihm der Entschluß, sich mit der Zeit der akademischen Laufbahn zuzuwenden, was allerdings in Anbetracht seiner geringen Mittel nicht so leicht erschien. Seine Versetzung an die Realschule in Freiburg brachte ihn diesem Ziele näher. Im Wintersemester 1893/1894 begann er seine Vorlesungen als Lektor der französischen Sprache an der Universität unter Weiterführung seines Lehramtes an der Realschule; mit dem Frühjahre des Jahres 1896 gedachte er sich endgültig an der Hochschule zu habilitieren, da machte am 18. Dezember 1895 ein Herzschlag seinen Hoffnungen ein jähes Ende. — Seine schriftstellerische Tätigkeit begann er im Jahre 1883 mit der Abhandlung „Das französische Drama unseres Jahrhunderts“ und mit der Übersetzung von Suetons Cäsarenbildern. Nach und nach wurde er Mitarbeiter an fast allen neusprachlichen Zeit-

schriften. Seine gründlichen Arbeiten verschafften ihm bald einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt. Daneben machte er durch fesselnd geschriebene Feuilletons in Tagesblättern und Wochenschriften seine eingehende Kenntnis der französischen Literatur auch den breiteren Schichten des deutschen Volkes zugänglich. Auch versuchte er sich mit Erfolg in Übersetzungen französischer Schriftsteller. Die Schule verdankt ihm eine Reihe sorgfältiger Ausgaben französischer Werke namentlich in der Sammlung Renger. Doch bewahrte er sich in dieser zersplitternden Tätigkeit einen festen, konzentrischen Mittelpunkt, nämlich die Literatur des 19. Jahrhunderts, und seine Werke auf diesem Gebiete „Geschichte des modernen Dramas der Franzosen“ und seine Bearbeitung des 2. Teiles von Kreyssigs „Französischer Literaturgeschichte“ neben seinem nachgelassenen Buche „Frankreich, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen“ sichern ihm einen Platz in den Annalen der Wissenschaft.
Fecht.

Kosmas Sayer

wurde am 11. Oktober 1851 zu Staufen geboren. Sein Vater, Johann Sayer, war Maurermeister und bekleidete das Amt eines Feuerschauers und Bauschätzers für den Amtsbezirk Staufen. Die erste Schulbildung erhielt er in der Volksschule seiner Vaterstadt; von seinem zwölften Jahre an genoß er den Unterricht in der erweiterten Volksschule daselbst und begann mit dem Studium der lateinischen und französischen Sprache. In den Jahren 1866—1869 besuchte er die drei oberen Klassen der höheren Bürgerschule zu Freiburg und betrieb während dieser Zeit fortwährend das Studium der lateinischen Sprache, wozu durch einen Kursus für freiwillige Teilnehmer Gelegenheit geboten wurde. Nach Absolvierung der höheren Bürgerschule entschied er sich für die Laufbahn des Ingenieurs. Am sofortigen Eintritt in die Großherzogliche Polytechnische Schule wurde er aber durch ein Nervenfieber verhindert, infolgedessen er das Studienjahr 1869—1870 zu Hause zubringen mußte. Nach erfolgter Genesung benutzte er den übrigen Teil des Jahres zur Vorbereitung auf die Abiturientenprüfung des Realgymnasiums, indem er nunmehr den Entschluß gefaßt hatte, sich dem Staatsdienste seines engeren Vaterlandes zu widmen und, um dieses Ziel erreichen zu können, genötigt war, durch Privatstudium die auf obengenannten Anstalten erlangte Vorbildung bis auf denjenigen Grad zu ergänzen, welcher als

Bedingung für die Zulassung zum Staatsexamen vorgeschrieben ist. Im Oktober 1870 trat er in den ersten Kurs der mathematischen Schule am Polytechnikum ein und setzte während des Schuljahrs 1870—1871 die Vorbereitung auf das Abiturientenexamen fort. Im August 1871 legte er die Prüfung am Realgymnasium in Karlsruhe ab. Im Juli 1872 absolvierte er den 2. Kurs der mathematischen Schule und vom Oktober 1872 bis März 1875 die Ingenieurschule. Im zweiten Jahre seines Fachstudiums bekleidete er die Stelle eines Assistenten für praktische Geometrie bei Professor Jordan und nahm als solcher teil an den praktisch-geometrischen Exkursionen der Ingenieurschule während des Sommersemesters 1874, sowie einer größeren Übung im Höllental. Nachdem er im Herbst 1875 die Staatsprüfung für Ingenieure bestanden hatte, leistete er seiner Militärpflicht im 1. badischen Feldartillerieregiment Nr. 14 Genüge und rückte im Laufe der folgenden Jahre bis zum Premierleutnant von der Feldartillerie 2. Aufgebots vor. Als solcher erhielt er seinen Abschied am 14. Juni 1890. — Als Ingenieurpraktikant wurde S. in den Jahren 1876—1882 bei den Rheinbauinspektionen Offenburg und Freiburg, bei der Straßen- und Wasserbauinspektion Waldshut, und 1883 bei den hydrometrischen Arbeiten der Oberdirektion des Straßen- und Wasserbaues verwendet. In Anerkennung seiner sehr verdienstlichen Tätigkeit bei dem Hochwasser zu Ende des Jahres 1882 erhielt er 1883 das Ritterkreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. 1884 wurde S. zum Ingenieur zweiter Klasse und 1888 erster Klasse mit dem Titel Zentralinspektor ernannt. 1887 verfaßte er mit Zentralinspektor Becker eine Denkschrift über den Binnenflußbau in Baden. 1888 rückte er zum Zentralinspektor mit dem Rang eines Bezirksingenieurs vor. Am 22. April 1890 zum Vorstand der Rheinbauinspektion Offenburg ernannt, wurde S. am 24. Oktober als ordentlicher Professor an die Technische Hochschule (Abteilung für Ingenieurwesen) berufen. Seine Antrittsvorlesung hielt er am 14. Mai 1891 über die Entwicklung des Flußbaues mit besonderer Rücksicht auf Baden. Neben seiner sehr erfolgreichen akademischen Wirksamkeit war er auch bei dem Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie tätig. Mit Unterstützung der Großh. Regierung unternahm S. im Jahre 1891 eine Studienreise, um die Verhältnisse, Regulierungen, Schiffahrtseinrichtungen u. s. f. einiger Flüsse und Ströme in Mittel- und Norddeutschland kennen zu lernen. Im Juli 1892 besuchte er den fünften internationalen Binnenschiffahrtskongreß in Berlin, an den sich Exkursionen

und Besichtigungen wichtiger Wasserbauten in Frankreich anschlossen. Im Jahre 1894, in welchem er durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet wurde, folgte ebenfalls mit Beihülfe der Regierung, eine Studienreise nach Belgien und Holland. — Dieser aufreibenden Tätigkeit Sayers war auf die Dauer seine Gesundheit nicht gewachsen. Er erkrankte schwer im Jahre 1896 und mußte wegen eines geistigen (cerebralen) Erschöpfungszustandes Hülfe in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau aufsuchen. Am 10. April 1897 konnte er als wiederhergestellt aus der Anstalt entlassen werden. Obwohl ihm die Ärzte noch große Schonung empfahlen, fühlte er sich doch nach einiger Zeit so wohl, daß er an die Gründung eines eigenen Heims denken konnte. Er verlobte sich am 25. Januar 1899; die Verehelichung war auf den 11. März festgesetzt. Da wurde er am 24. Februar von einem Schlaganfall betroffen, der seinen sofortigen Tod herbeiführte. In Kosmas Sayer verloren die Technische Hochschule eine ausgezeichnete Lehrkraft, die badischen Ingenieure einen hervorragenden, noch größere Leistungen versprechenden Kollegen. Er hatte ein Alter von nur 48 Jahren 7 Monaten 14 Tagen erreicht. (Nach den Personalakten in der Registratur des Großh. Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts.) *

August Schäfer

wurde am 6. August 1827 als Sohn des Gastwirts Schäfer in Iffezheim geboren. Er besuchte die Volksschule seiner Heimat und das Lyceum in Rastatt. Bei seinem Abgang von dort im September 1846 wurde er primo loco belobt. Vom Oktober 1846 bis August 1849 widmete er sich auf der Universität Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft. Daneben hörte er auch Mechanik und Physik bei Jolly, Mathematik bei Schweins, Geschichte bei Häußer, Philosophie bei Röth. Bei der Prüfung der Rechtskandidaten im Frühjahr 1850 lautete die ihm erteilte Zensur: „Der Kandidat beantwortete alle Fragen rasch, mit Kundgebung gründlicher Kenntnisse und in besonders klarer und geordneter Darstellung". Am 13. Mai 1850 wurde Schäfer als „gut befähigt" unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen. Von August 1850 bis September 1851 war er als Praktikant beim I. Civil-Justizbureau in Heidelberg tätig, bis Dezember 1852 beim Bezirksamt Lörrach, bis Oktober 1853 beim Hofgericht des Unterrheins in Mann-

heim, sodann beim Bezirksamt Tauberbischofsheim, bis im Juli 1854, unter Erlassung der zweiten Prüfung, seine Ernennung zum Referendär erfolgte. Im Oktober des gleichen Jahres wurde Sch. Amtsverwalter zur Vertretung des erkrankten Amtmanns Kah in Heidelberg. Das Bezirksamt Tauberbischofsheim urteilte über ihn in einem an das Hofgericht Mannheim gerichteten Zeugnis: in seiner Dienstführung habe sich ein ausgezeichneter Fleiß und Eifer bewährt, welcher auch an seiner wissenschaftlichen Fortbildung durch fortgesetzte Studien nicht zweifeln lasse. Im September 1855 wurde Sch. zum Referendär beim Bezirksamt Mosbach, im Juli 1860 zum Hofgerichtssekretär in Bruchsal, im Juni 1861 zum Amtsrichter in Triberg ernannt. Im Juli 1864 erhielt Sch. seine Beförderung zum Staatsanwalt mit dem Range eines Kreisgerichtsrates beim Kreis- und Hofgericht Freiburg. Aus Rücksicht auf seine Gesundheit und auf Familienverhältnisse erbat er im März 1866 seine Entlassung aus dem Staatsdienst. In seinem Bericht an den Großherzog sprach der Justizminister Stabel sein Bedauern aus, daß er nicht zu halten sei, „was bei dem gegenwärtigen Mangel an verfügbaren tüchtigen Kräften wünschenswert gewesen wäre“. Sein Entlassungsgesuch wurde am 4. April 1866 genehmigt; am 27. April des gleichen Jahres erhielt er seine Aufnahme in den Anwaltsstand und wählte Freiburg zu seinem Wohnsitz. Als Sch. im Juni 1869 um Wiederaufnahme in den Staatsdienst nachsuchte, befürwortete das Justizministerium in dem am 22. Juni an den Großherzog gerichteten Bericht sein Gesuch aufs wärmste, „da durch die Wiederanstellung Schäfers dem Staate ein Beamter wiedergewonnen würde, welcher sich durch seine früheren Leistungen im Staatsdienste und namentlich in der Staatsanwaltschaft stets rühmlich ausgezeichnet hat und mit seiner ungewöhnlichen Befähigung einen durchaus ehrenwerten Charakter verbindet“. Am 25. Juni 1869 zum Staatsanwalt in Konstanz mit dem Rang eines Kreisgerichtsrats ernannt, wurde er am 23. April 1870 zum Oberstaatsanwalt beim Landgericht Offenburg befördert, am 11. Mai 1879 zum ersten Staatsanwalt beim Landgericht Freiburg, am 13. Oktober des gleichen Jahres zum Oberstaatsanwalt beim Oberlandesgericht unter gleichzeitiger Übertragung der Funktionen eines Ratsmitgliedes im Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der Justiz ernannt. Als im April 1881 ein Ministerwechsel eintrat und die Männer, durch deren besonderes Vertrauen Schäfer in das Ministerium berufen worden war, die Ministerialpräsidenten von Stößer und Grimm, aus den

obersten Staatsbehörden ausschieden, wurde er am 23. Mai auf Ansuchen dieser Ämter enthoben und zum Direktor beim Landgericht Waldshut ernannt; am 26. April 1882 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Freiburg versetzt. Am 9. April 1891 kehrte er als Landgerichtspräsident nach Waldshut zurück, von wo er am 26. April 1895 in gleicher Eigenschaft nach Konstanz versetzt wurde. Dort waren ihm nur noch zwei Jahre amtlichen Wirkens beschieden. Am 20. Mai 1897 erlag er nach kurzer Krankheit einer heftig auftretenden Lungenentzündung, im siebzigsten Jahre seines rastlos tätigen Lebens. Schäfer, der in allen ihm anvertrauten Ämtern den Erwartungen entsprach, die schon in seinen Jugendjahren seine Vorgesetzten in so ehrenvoller Weise ausgesprochen hatten, genoß an den vielen Stätten seiner amtlichen Tätigkeit die allgemeine Wertschätzung, besonders auch im Kreise seiner Kollegen und bei seinen Untergebenen durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, die Rastlosigkeit in seiner Arbeit, die Ehrenhaftigkeit seines Charakters. Seine ausgezeichneten Eigenschaften fanden auch die Anerkennung des Landesherrn durch Ordensverleihungen, zuletzt im Jahre 1892 des Kommandeurkreuzes II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. (Dienstakten.)

v. Weech.

Karl Heinrich Schaible

wurde am 7. April 1824 in Offenburg in Baden geboren, wo sein Vater ein angesehener Arzt war, besuchte mit dem zehnten Jahre das dortige Gymnasium, ging dann auf zwei Jahre ins Lyceum zu Rastatt, wurde darauf in Freiburg als Student der Medizin immatrikuliert und studierte schließlich in Heidelberg Medizin. Während seines Aufenthalts in Heidelberg, hatte er durch seine rege Beteiligung an den Studentenverbindungen, die damals mehr oder weniger politische Tendenzen verfolgten, die Aufmerksamkeit der Polizei erregt, und als er im April 1847 Heidelberg verließ, um sich in seiner Vaterstadt Offenburg auf das medizinische Staatsexamen vorzubereiten, wurde er auf der Heimreise in Rastatt verhaftet und als Staatsverbrecher ins Gefängnis abgeführt, wo er neun Monate lang in einer engen, dunkeln Zelle zubringen mußte. Dieser Behandlung wurde er unterworfen, um ihn, wie man ihm offen erklärte, „weich zu machen" und ihn zum Geständnis und zur Angabe von Verschworenen zu zwingen. Da er aber nichts gestand, auch nicht den Verräter spielte, so wurde seine Haft noch

verschärft. Dabei wurde er häufig längeren erschöpfenden Verhören unterworfen, so daß sein Gesundheitszustand so bedenklich wurde, daß der Gefängnisarzt einen energischen Bericht an das Oberamt schickte, das ihm darauf gegen eine Kaution von 4000 fl. gestattete, in sein väterliches Haus zurückzukehren. Dort erschien im Januar 1848, als er noch krank im Bette lag, ein Beamter des Oberamts Offenburg, der ihm das Urteil des Hofgerichts vorlas, von dem er wegen „entfernten Versuchs von Hochverrat" zu einem Jahr Arbeitshaus verurteilt worden war. Wenige Wochen später brach in Paris die Februar-Revolution aus, die in Baden große Aufregung hervorrief, so daß die badische Regierung es ratsam fand, im März für politische Verbrecher eine allgemeine Amnestie zu erlassen, und so wurde auch Schaible wieder frei. Die französische Februar-Revolution fand Deutschland unvorbereitet, und es war daher leicht, die in einzelnen Staaten zu verschiedenen Zeiten ohne gemeinschaftlichen Plan und einheitliches Zusammenwirken ausbrechenden revolutionären Bewegungen einzeln zu unterdrücken. Der Plan eines allgemeinen deutschen Turnerbundes gelangte aus ähnlichen Gründen nie zur Verwirklichung und als im April 1848 die hitzige Offenburger Jugend zur Unterstützung des Heckerschen Aufstandes im badischen Oberlande einen Aufstand proklamierte, wurde dieser von den heranziehenden hessischen Truppen ohne Schwertstreich unterdrückt und die jungen enthusiastischen Führer flohen, darunter auch Schaible, der glücklich Straßburg erreichte, während andere Führer verhaftet wurden. In Straßburg besuchte Schaible fleißig die Kliniken des dortigen großen Hospitals und später auch auf einige Zeit das Hospital von Metz, in welchen Anstalten sein Vater früher Assistenzarzt gewesen war. Schaibles erstes Exil währte etwa ein Jahr, bis zum Frühjahr 1849, in welchem die zweite, viel ernstere Bewegung in Baden ausbrach, an der sich das ganze Land, das ganze Heer beteiligte und infolge deren die Exilierten in die Heimat zurückkehrten. Schaible begab sich nach Offenburg, um sich den schon nach dem Unterlande gezogenen Offenburger Freischaren anzuschließen, wurde aber von der provisorischen Regierung erst zum Adjunkten des Civilkommissärs des Kreises Offenburg, dann zum Civilkommissär und später zum Kriegskommissär ernannt, in welchen Eigenschaften er von früh morgens bis spät abends unermüdlich tätig war. Nach Unterdrückung des Aufstandes durch die preußischen und hessischen Truppen löste sich die provisorische Regierung auf, und alles, was nur konnte, flüchtete über die Grenze nach der Schweiz oder nach dem Elsaß, um

dem nunmehr beginnenden Rachegericht zu entgehen. Schaible erreichte nach manchen Fährnissen glücklich Straßburg und trat so sein zweites Exil an, das sich aber weniger angenehm gestaltete als das erste. Denn der inzwischen Präsident gewordene Louis Napoleon ließ, um den deutschen Regierungen gefällig zu sein, auf die zahlreichen deutschen Flüchtlinge regelmäßig jeden Morgen förmliche Hetzjagden abhalten und alle, die verhaftet wurden, entweder an die Schweizer Grenze oder nach Nantes abführen. Schaible entging diesen Razzias nur dadurch, daß er sich vor Beginn derselben jeden Morgen um vier Uhr auf die Festungswälle begab und dort bis zur Beendigung der Jagd verweilte. Er wurde aber dieser Hetzjagden so müde, daß er sich schon Mitte August nach Nancy begab, wo er bis Januar 1850 verweilte, die Vorlesungen der dortigen Académie des sciences besuchte und fleißig französisch studierte. Im Januar 1850 begab er sich nach Paris, wo er bis November 1853 lebte und seine Studien fortsetzte. In Paris, wo er viele bekannte Flüchtlinge traf, hatten die deutschen Regierungen ein förmliches Spionagebureau eingerichtet, dessen Agenten die Flüchtlinge scharf überwachten, sie auf Schritt und Tritt verfolgten, über ihr Tun und Treiben genaue Berichte an ihre Gesandtschaften erstatteten und durch falsche Angaben oft die Ausweisung von Exilierten veranlaßten, die sich dann in fremden Ländern wieder eine neue Existenz gründen mußten. Obschon Schaible in Paris sehr zurückgezogen lebte und sich lediglich seinen Studien widmete, wurde er doch eines Morgens im Monat Juni 1851 von französischen Polizeibeamten aus dem Schlafe gerüttelt, nach Durchsuchung seiner Papiere und Effekten verhaftet und einige Stunden später dem Chef des damals in der Polizeipräfektur befindlichen Bureaus für politische Flüchtlinge vorgeführt. Dieser holte einen Stoß ihm offenbar von der badischen Gesandtschaft zugestellter badischer Untersuchungsakten hervor, auf deren Grund er ihm vorwarf, ein großer Revolutionär zu sein, und Schaible wäre ohne Zweifel schon damals ausgewiesen worden, hätte sich nicht Dr. Thierry, der damalige Vizepräsident des Pariser Munizipalrats, für ihn verwendet. Infolgedessen wurde ihm gestattet, bis auf weiteres bei gutem Verhalten in Paris zu bleiben. Im August 1851 betrat Schaible zum erstenmal den Boden Englands, indem er mit seinem Hausherrn, M. Perret, die erste große Weltausstellung in London besuchte. Dieser Besuch hatte auf Schaibles späteres Leben einen entscheidenden Einfluß, denn er lernte Land und Leute näher kennen und vervollkommnete seine Kenntnis des Englischen. Nach vier-

wöchigem Aufenthalt in London kehrte er wieder nach Paris zurück, wo Louis Napoleon einige Monate später, anfangs Dezember, den Staatsstreich inszenierte. Die Lage der deutschen Flüchtlinge war während des Staatsstreichs eine sehr kritische, denn es bedurfte nur der Denunziation eines Polizeispitzels, um das Schicksal des unglücklichen Denunzierten zu besiegeln, der nach der Conciergerie in der Cité geführt wurde, wo der wachhabende Offizier den Soldaten im Hof einen Befehl überbrachte, die dann den Gefangenen einfach gegen die Mauer stellten und ohne weiteres erschossen. Dabei wurden im cabinet noir alle Briefe der Flüchtlinge geöffnet und gelesen, so daß der Polizei nichts unbekannt blieb. Da Schaible in Paris zum medizinischen Examen nicht zugelassen wurde, wandte er sich an die Universität Basel, die ihn nach Vorlegung seiner zahlreichen Studienzeugnisse zum Examen zuließ, das er mit Glanz bestand, worauf er im April 1853 von der Universität Basel zum Doktor der Medizin und Chirurgie ernannt wurde. Im Spätsommer 1853 wurde Schaible ein Posten unter dem französischen Ministerium des Auswärtigen angeboten, den er aber entrüstet ablehnte, denn seine Aufgabe sollte sein, die deutsche Presse zu überwachen und zu beeinflussen. Bald darauf wurde er ausgewiesen, wobei ihm zwischen Belgien und England die Wahl gelassen wurde. Er entschied sich für England, und so schiffte er sich denn anfangs November 1853 in Calais auf einem englischen Dampfer nach London ein, das er nach einer stürmischen Fahrt glücklich erreichte. Voller Hoffnung, aber mit leichter Börse landete Schaible in London, wo er viele alte Freunde und Bekannte traf, die sich schon eine mehr oder weniger auskömmliche Existenz errungen hatten, darunter Ferdinand Freiligrath, Gottfried Kinkel, Lothar Bucher, Karl Blind, Theodor Goldstücker, Karl Marx, Friedrich Engels, Johannes Ronge, Amand Gögg, Richard Wagner, Gustav Bergenroth, Hermann Müller-Strübing, Arnold Ruge, den berühmten Augenarzt Dr. Eduard Bronner (s. Bad. Biogr. IV, 57 ff.) und andere Exilierte, deren Namen einen guten Klang haben. Nachdem Schaible sich in London über seine Aussichten in England genau orientiert hatte, trat er von dem Medizinfach zurück und widmete sich dem Lehrfach, und zwar mit solchem Erfolg, daß er bald die höchsten Stufen erklomm. Er lehrte Naturgeschichte, Physiologie mit Hygiene, Sprachen mit Literaturgeschichte, bereitete junge Männer für Universitätsprüfungen vor, und in kurzer Zeit war er Lehrer an mehreren großen Londoner Sekundärschulen. Seine genaue Kenntnis der englischen Sprache setzte

ihn bald in den Stand, für Fachblätter Artikel und Rezensionen zu schreiben, denen größere Arbeiten und später eine Reihe von Werken über Naturwissenschaften, Erziehung, Hygiene, Geschichte rc. folgte, die teils in deutscher, teils in englischer Sprache erschienen und überall die höchste Anerkennung fanden. Seine vielseitige und aufreibende Tätigkeit auf dem Felde der Literatur beeinträchtigte in keiner Weise Schaibles Tätigkeit als Schulmann. Er unterrichtete in mehreren höheren Schulen, wurde Examinator am College of Preceptors, dann Mitglied des Senats dieser Anstalt, später Examinator an der Universität London, der ersten Universität Englands; im Jahre 1862 wurde er Mitglied des Lehrerstabes der kgl. Militär-Akademie in Woolwich und somit permanenter englischer Staatsdiener. In der Akademie war er erst Instruktor, und im Jahre 1870 Chef seiner Abteilung mit dem ihm vom Staate verliehenen Titel „Professor“. Nach 21jähriger Dienstzeit trat Schaible im Juli 1882 mit Pension von seinem Posten zurück, um den Rest seiner Tage in seiner Heimat zu verleben. In Baden war schon 1861 für alle politischen Vergehen im Jahre 1849 bedingungslose Amnestie erteilt worden. So konnte Schaible sich wieder dauernd im Vaterlande niederlassen. Von 1883 bis 1892 lebte er in Heidelberg, dann zog er vorübergehend nach Freiburg, 1894 schlug er wieder seinen Wohnsitz in Offenburg auf. Aber seines Bleibens war auch hier nicht. Eine unwiderstehliche Sehnsucht zog ihn 1897 abermals nach Heidelberg, wo er nun seine letzten Lebenstage in angenehmem Verkehr mit alten Freunden verbrachte. Er starb am 21. September 1899, seine irdischen Überreste wurden im dortigen Krematorium verbrannt. Die Mußestunden, welche ihm nach seiner Rückkehr in die Heimat gegönnt waren, benutzte Schaible zu einer fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit. Von seinen Schriften seien hier aufgeführt: Geschichte der Deutschen in England (1885), Die Juden in England (1890), Deutschland vor hundert Jahren (1892), Die höhere Frauenbildung in Großbritannien (1894). „Zum Andenken für deutsche und englische Freunde“ veröffentlichte er „ein flüchtiges Lebensbild“ unter dem Titel „Siebenunddreißig Jahre aus dem Leben eines Exilierten“ (1895), welchem im wesentlichen obiger Lebensabriß folgt. Vgl. ferner „Noch ein 48er“ von Otto Freiherrn von Völderndorff in „Biographische Blätter“, herausgegeben von A. Bettelheim II, 112 ff., und Paula Reber im „Biographischen Jahrbuch“, herausgegeben von demselben IV, 183 ff. *

Moritz Schauenburg.

Dem alten Verlage von J. H. Geiger, in dem seit 1794 das „Lahrer Wochenblatt“ und seit 1801 der „Kalender des Lahrer Hinkenden Boten“, später auch die in Baden amtlich eingeführten Schul- und Kirchenbücher erschienen, allgemeindeutschen, ja Weltruf verschafft zu haben, ist das Verdienst des Westfalen Johann Moritz Konrad Schauenburg, der am 24. Oktober 1827 zu Herford als Sohn des königlichen Rendanten der Domänen Johann Konrad Schauenburg und seiner Ehefrau Helene, geb. Rothert, einer Predigerstochter, geboren wurde. Er erlernte den Buchhandel bei Gottschalk Dietrich Baedeker in Essen und kam im Jahre 1850 nach Lahr. Vier Jahre später heiratete er Julie Geiger, die Tochter seines Brotherrn Johann Heinrich Geiger, und übernahm darauf 1856 gemeinschaftlich mit seinem Schwager Ferdinand Groß den Geigerschen Verlag. Im Jahre 1864 schied Ferdinand Groß aus der Firma aus und Moritz Schauenburg war nun alleiniger Inhaber, so daß denn auch die neuen Verlagsartikel von jetzt an unter seinem Namen herauskamen. Schon die sechziger Jahre sahen einen großen Aufschwung des Verlags, der alle Wissensgebiete umfaßt, vornehmlich gründete sich dieser aber auf den längst eingeführten „Kalender des Lahrer Hinkenden Boten“ und auf das neugeschaffene „Lahrer Kommersbuch“. Im Jahre 1859 hatte der Eisenbahn-Ingenieur Albert Bürklin aus Offenburg (s. Bad. Biogr. IV, 64 ff.) die Redaktion des „Hinkenden Boten“ übernommen, und es zeigte sich bald, daß man in ihm ein volkstümliches Talent ersten Ranges gewonnen hatte, das nicht nur für die in Baden seit Hebel fast immer mit Glück gepflegte Kalendergeschichte, sondern auch für die gerade in diesen Zeiten notwendig werdende populäre politische Schriftstellerei hervorragend befähigt war. Seit 1863 leitete dann Bürklin auch die „Illustrierte Dorfzeitung des Hinkenden Boten“, die sich in weiten Kreisen großer Beliebtheit erfreute und, wie sie durch den Kalender emporgekommen war, nun auch ihrerseits wieder zu seiner Verbreitung beitrug. So drang der „Hinkende Bote“ über sein altes Gebiet, das Badnerland, weit hinaus und eroberte sich im Zeitalter der deutschen Einigung und des Kulturkampfs das ganze Deutschland, ja die Welt, soweit sie Deutsche bewohnen. Es war die entschieden nationale Gesinnung, die nicht nur den Redakteur und Hauptmitarbeiter, sondern auch den Verleger des Kalenders erfüllte, was den großen Erfolg, die Verbreitung in mehr als einer Million Exemplaren mit sich brachte, doch tat selbstverständlich auch die geschäftliche Energie

und Umsicht Moritz Schauenburgs das ihrige. Er hat bis an sein Lebensende, von seinem tüchtigen Prokuristen Albert Guth unterstützt, nicht aufgehört, dem „Hinkenden Boten“ seine eifrigste Fürsorge zu widmen, alles zu tun, um ihn auf der Höhe echter Volkstümlichkeit und nationaler Wirkungskraft zu erhalten. — Mit dem „Hinkenden Boten“ hängt bekanntlich auch die Gründung des ersten deutschen Reichswaisenhauses zu Lahr und der deutschen Reichswaisenhäuser überhaupt zusammen, und zwar geht diese auf eine Idee Moritz Schauenburgs zurück: Im Januar 1876 hatte Albert Bürklin an diesen das Manuskript einer „Standrede“ für den 1877er Kalender mit der Überschrift „Viele Wenig machen ein Viel“ gesandt, worin zur Sammlung von Zigarrenabschnitten aufgefordert wurde, um aus deren Erlös nach dem Vorbilde eines schon seit Jahren bestehenden Berliner Sammelvereins zu Weihnachten arme Kinder zu kleiden. Schauenburg nahm den Vorschlag mit lebhaftestem Beifall auf, fügte aber hinzu: „Wir wollen's nicht bei der Sammlung von Zigarrenspitzen bewenden lassen, sondern auch Pfennige von Nichtrauchern sammeln und ein Waisenhaus bauen“. Man weiß, wie dann durch die Propaganda des „Hinkenden“ überall in Deutschland „Fechtschulen“ entstanden, deren eifrige Tätigkeit die Eröffnung des ersten Reichswaisenhauses zu Lahr am 25. Mai 1885 ermöglichte. Weitere Reichswaisenhäuser wurden dann noch errichtet in Magdeburg, Schwabach und Salzwedel, und später haben auch die deutschen Kriegervereine auf ähnliche Weise Waisenhäuser zustande gebracht. Mit Albert Bürklin, Ludwig Eichrodt, Friedrich Geßler und anderen Freunden hat Moritz Schauenburg dem Verwaltungsrat des Lahrer Waisenhauses bis an seinen Tod angehört. — Das Lahrer Kommersbuch oder, wie der eigentliche Titel lautet, das „Allgemeine deutsche Kommersbuch“ ist eine selbständige buchhändlerische Schöpfung Moritz Schauenburgs. Es erschien unter der musikalischen Leitung Friedrich Silchers und Ludwig Erks, also der Berufensten, zuerst im Jahre 1858, und Ernst Moritz Arndt gab ihm noch seinen Segen auf den Weg. Sicherlich verdiente es ihn auch: eine so gute Sammlung vaterländischer, Studenten- und Volkslieder für die akademische Jugend existierte bis dahin nicht. Die Liebe der Studierenden fiel ihm daher rasch zu und ist ihm bis auf diesen Tag geblieben. Als später ein Anhang hauptsächlich humoristischer Natur nötig wurde, übernahm Ludwig Eichrodt die Redaktion, und seine eigenen wie Scheffels Lieder haben dem Kommersbuch auch in dieser Beziehung seine Eigenart verliehen. Von dem Verleger darf man sagen, daß er

hier so gut wie beim „Hinkenden Boten“ im Dienst der nationalen Idee gestanden habe. — Es ist natürlich unmöglich, hier sämtliche buchhändlerische Unternehmungen Moritz Schauenburgs aufzuführen. Nicht alle schlugen selbstverständlich ein, wie denn beispielsweise das kostspielige große Rheinwerk Kaspar Scheurens nicht mehr ganz den künstlerischen Zeitgeschmack traf. Aber zu den reinen Erfolganbetern hat Moritz Schauenburg eben auch nicht gehört: Zeugnis des ist die außerordentlich billige „Volksbibliothek des Hinkenden Boten“, die vor den verwandten Unternehmungen wie Reclams Universalbibliothek den volkstümlichen Zug voraus hat, Zeugnis des ist auch die Bereitwilligkeit, mit der er die Werke badischer Dichter (Eichrodt, Friedrich Geßler u. s. w.) in Verlag nahm, obschon ein großer Gewinn nicht zu erwarten war. — Sein Geschäft hat Moritz Schauenburg stetig erweitert und vergrößert, neben dem Verlag und der Buchdruckerei auch noch eine lithographische Kunstanstalt, Schriftgießerei, Stereotypie und Galvanoplastik, sowie eine Buchbinderei eingerichtet, so daß der Betrieb bald zu den größten des gewerbreichen Lahrs zählte. Der Unternehmungsgeist Schauenburgs fand aber in ihm noch keine Befriedigung: daher hat er nach dem Kriege von 1870/71 in Straßburg die Gründung einer Papierfabrik veranlaßt und auch eine Straßburger Zeitung einige Jahre besessen; später in den achtziger Jahren erwarb er dann das altberühmte „Frankfurter Journal“ mit der „Didaskalia“, konnte aber gegen die erdrückende Konkurrenz anderer Frankfurter Zeitungen nicht aufkommen. Unzweifelhaft war Moritz Schauenburg seiner Zeit einer der ideenreichsten und tatkräftigsten Industriellen Badens, und seine Verdienste wurden denn auch anerkannt, u. a. durch die Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse mit Eichenlaub des Zähringer Löwenordens. Persönlich zeichnete ihn eine große Liebenswürdigkeit aus, die um so höher zu schätzen war, als er, auch körperlich eine Kraftnatur, von Haus aus augenscheinlich ein sehr heftiges Temperament besaß. Er erlebte noch die große Jahrhundertfeier des Geigerschen Verlags, die mit allerlei anderen Jubiläen der Firma in das Jahr 1894 fiel und unter großer Beteiligung und warmer Anteilnahme von den verschiedensten Seiten begangen wurde, und starb am 25. Januar 1895. Das von ihm zu so hoher Blüte entwickelte Geschäft wird seitdem von seinem Sohne Dr. Moritz Schauenburg, der schon 1888 nach Beendigung seiner Universitätsstudien als Teilhaber eingetreten war, in Gemeinschaft mit seiner Mutter, der Witwe des Verstorbenen, weitergeführt.

Adolf Bartels.

Oskar Schellenberg,

Kirchenrat und Stadtpfarrer in Heidelberg, ist der jüngste unter den drei Brüdern, die eine Reihe von Jahren gleichzeitig angesehene Stellungen in der badischen Landeskirche einnahmen und außer ihrer ersprießlichen Tätigkeit in der Gemeindearbeit namentlich für die Entwicklung der Kirche im liberalen Sinne tätig waren. Oskar Schellenberg, dem Pfarrhause in Gundelfingen bei Freiburg entsprossen, ist am 24. September 1824 geboren. In Freiburg erhielt er seine Gymnasialbildung. Die tägliche Wanderung dahin bei jedem Wetter hat seinem Körper wetterharte Gesundheit und seinem Geist Naturfrische und muntere Fröhlichkeit verliehen. 1844 bezog er die Universität Halle, bald darauf Heidelberg, wo er auch 1847 unter Rothes Leitung das Predigerseminar besuchte. Ehe er dazu kam, sein Examen zu machen, brach der Revolutionssturm vom Jahr 1848 aus und der junge idealgestimmte erregbare Kandidat schloß sich, begeistert für den Gedanken eines einigen freien Deutschlands, der Bewegung an und nahm im folgenden Jahr sogar kurze Zeit am Kampfe mit den Waffen teil. Nach Wiederherstellung der Ordnung traf auch ihn das Los des Flüchtlings. Er suchte eine Zuflucht in der Schweiz und nahm eine Stellung als Lehrer in der Erziehungsanstalt Wabern bei Bern an. Als 1852 die Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen wurde, kehrte er frohen Herzens wieder in die Heimat zurück, um zunächst als Lehrer an dem damals blühenden Benderschen Institut in Weinheim zu wirken. 1855 endlich zum Examen zugelassen, bestand er es als der erste, wurde dann Vikar in Eberbach, hierauf Pfarrverweser in Gemmingen, gewann dort bald das Vertrauen der Gemeinde und der Grundherrschaft und wurde 1859 zum Pfarrer ernannt. Als 1862 durch den Weggang Plitts nach Bonn eine Pfarrstelle an der Heiliggeistkirche in Heidelberg und zugleich die Stelle eines Lehrers am evangelischen Predigerseminar frei wurde, erhielt er für diese kombinierte Stellung eine Berufung. Auch der Dienst eines zweiten Universitätspredigers war damit verbunden. 1866 erhielt er auf seinen Wunsch die zweite Pfarrstelle an der Providenzkirche, wurde nach Zittels Tod erster Pfarrer, nach Herbsts Tod Vorsitzender des Kirchengemeinderats und Dekan der Diözese Mannheim-Heidelberg. Ein beliebter Prediger und eifriger Seelsorger wirkte er mit voller Kraft bis 1883, wo ihn ein schwerer Schlaganfall traf. Er erholte sich zwar wieder und nahm, obgleich einseitig gelähmt, seinen Dienst wieder auf, indessen

bewog ihn seine erschütterte Gesundheit 1886 von seiner Seminartätigkeit, 1893 von seinem ganzen Amte zurückzutreten und nach Karlsruhe zu ziehen, wo sich zwei seiner Söhne in angesehenen Stellungen befanden. Am 19. Juni 1895 starb er. Er verband prinzipielle Denkweise und Überzeugungstreue mit einem warmherzigen, humorvollen Gemütsleben. Er war ein begeisterter Patriot, ein warmer Freund seiner Kirche und ein entschiedener Verfechter liberaler Grundsätze in Staat und Kirche. Seit 1876 war er Mitglied sämtlicher Generalsynoden bis zu seiner Pensionierung; 1881 erhielt er das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen, 1886 den Kirchenratstitel. Er war aufs glücklichste verehelicht mit Margarete Rumpf aus Basel und hinterließ 2 Töchter und 3 Söhne.

D. W. Hönig.

Ludwig Schenk.

Geboren am 25. August 1814 zu Karlsruhe, als ältester Sohn des Säcklermeisters Sch., besuchte der reichbegabte Knabe die damalige Vorschule und das Lyceum (1821—31) seiner Vaterstadt und bezog 1832 die Universität Heidelberg, woselbst er sich bis 1835 dem Studium der Medizin widmete. Im darauffolgenden Jahre erlangte Schenk die Approbation mit der Note „gut" für innere Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe und ließ sich 1837 in Karlsruhe als praktischer Arzt nieder. Der allgemeinen Strömung folgend, machte derselbe noch im Jahre 1865 sein Doktorexamen (summa c. laude). Lange hielt es der strebsame junge Arzt, obgleich er unter sehr günstiger Prognose seine ärztliche Tätigkeit eröffnet hatte, in den Anfangsstadien der Praxis nicht aus, sondern trat 1840 bei einer russischen Fürstin und deren krankem Sohne als Reisebegleiter in Funktion und durchquerte mit dieser Familie während eines halben Jahres fast ganz Rußland. Heimgekehrt eilte Schenk in den fünfziger Jahren bei Ausbruch der Cholera nach München zum Studium der dort herrschenden Epidemie. Im österreichisch-italienischen, sowie im schleswig-holstein-dänischen Kriege sehen wir Schenk in den dortigen Kriegsspitälern. Seit 1862 Hausarzt des Prinzen Wilhelm und später vielfach bei dem Prinzen Max zu Beratungen beigezogen, genoß Schenk bis an sein Lebensende das ungetrübteste Vertrauen seiner hohen Gönner, hat dasselbe aber auch in schweren Zeiten (Verwundung des Prinzen Wilhelm bei Nuits und Erkrankung desselben an Typhus in Palermo) glänzend gerechtfertigt. Als im Jahre 1876 der Krieg zwischen Serbien

und der Türkei ausbrach, begab sich Schenk für längere Zeit auf den dortigen Kriegsschauplatz. Eine Reihe von Jahren versah Schenk trotz seiner großen Privattätigkeit die Stelle des Oberarztes im St. Vinzentiushaus in Karlsruhe. Nach 50jähriger rastloser Arbeit zwang ihn das herannahende Alter im Jahre 1886 seinem praktischen Wirken zu entsagen, und nach wenigen Jahren der wohlverdienten Ruhe beschloß er, 77 Jahre alt, im Jahre 1891 sein inhaltreiches Leben. — Schenk war im wahren Sinne des Wortes ein self-made man. Hervorgegangen aus den dürftigsten Verhältnissen, war er schon frühe genötigt, um den Eltern seine Ausbildung im Lyceum zu erleichtern, Privatstunden zu geben und auch auf der Universität war es ihm nur mit Hülfe von Stipendien und Stundengeben möglich, die Kosten des Studiums zu bestreiten. Die Revolutionsperiode in den Jahren 1848 und 1849 ging nicht spurlos an unserem Schenk vorüber; ohne jemals im Banne politischer Dogmen zu stehen, verfolgte er die Entwicklung des deutschen Vaterlandes mit idealer Hingabe in dem felsenfesten Glauben an dessen einstige Größe. — Schenks verdienstliches Wirken erfuhr auch durch Titel und Auszeichnungen gerechte Anerkennung. 1869 wurde er Medizinalrat und 1887 erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Hofrat. 1871 erhielt er das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen, nebst der badischen und der deutschen Erinnerungsmedaille an den deutsch-französischen Krieg. Von Preußen 1872, Rußland 1888, Anhalt 1889 wurde Schenk mit hohen Orden ausgezeichnet. Einem von Jugend auf bestehenden Drange, entfernte Länder kennen zu lernen, konnte Schenk in der zweiten Hälfte seines Lebens reichlich entsprechen und so verbrachte er seine alljährlichen Ferien in fast allen Ländern Europas, begleitet von seiner ihm 1858 angetrauten Gattin Josephine geb. Kißling, die ihm getreulich den Abend seines Lebens verschönte. Dreßler.

Andreas Schill.

In Siensbach im Amt Waldkirch am 9. Juni 1849 geboren, empfing Schill durch einen Geistlichen in Waldkirch den ersten Lateinunterricht und besuchte dann 6 Jahre hindurch das Gymnasium in Freiburg. Nach einem akademischen Triennium in Freiburg begab er sich zur Vertiefung seiner theologischen und philosophischen Studien an die Universität in Würzburg, woselbst er mit den beiden hervorragendsten Lehrern Hergenröther und Hettinger auch in vielfach persönliche Beziehungen

trat. Am 16. Juli 1872 zum Priester geweiht, erwarb sich Schill am 23. Juli 1873 den Doktorgrad in der Theologie an der Universität Würzburg. Zunächst in der praktischen Seelsorge verwendet, erhielt er seine erste Anstellung als Vikar in Heitersheim; zwei Jahre später ward er als Pfarrverweser nach Wolfach versetzt; an beiden Orten wirkte er mit großem Eifer und sichtbarem Erfolg. Nach mehr als vierjähriger Wirksamkeit in Wolfach erbat und erhielt Schill Urlaub, um in Freiburg weiteren Studien obzuliegen. Mit Beginn des Wintersemesters 1880/81 habilitierte sich Schill an der Universität und begann im Oktober 1880 seine Vorlesungen, die sofort außerordentlichen Anklang fanden. Zu gleicher Zeit ward der angehende Privatdozent von der Kirchenbehörde zum Pfarrverweser in Herdern ernannt. Nochmals widmete Schill einige Monate theologischen Studien im Wintersemester 1882/83, das er in Rom verbrachte. Im November 1883 wurde das ehemalige theologische Konvikt als Privatanstalt wieder eröffnet und Schill zum Direktor desselben berufen. Drei Jahre darauf wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und mit dem Lehrauftrag für Kirchenrecht betraut. Obgleich Schill auch dieses Gebiet vorzüglich beherrschte, wurde doch im Jahre 1889 ein auswärtiger Dozent für diesen Lehrstuhl berufen, während Schill Lehrauftrag für Apologetik erhielt. Als durch Gesetz vom Jahre 1888 die erzbischöflichen Anstalten wieder ins Leben treten konnten, wurde Professor Schill von Erzbischof Roos zum Direktor des erzbischöflichen Konvikts ernannt. In dieser Doppelstellung als Professor der Apologetik und Direktor des Konvikts verblieb A. Schill, bis die Mühen der zweifachen Arbeit die Kräfte des geistig hochbegabten und körperlich starken Mannes frühzeitig verzehrten. Andreas Schill war ein Mann von außergewöhnlichem Talent, hohem Fleiß und lebendigster Darstellungsgabe. In Theologie, Philosophie und Geschichte waren seine Kenntnisse ganz hervorragende. Ein Lehrer in eminentestem Sinne, verstand er es, die Zuhörer zu fesseln und auch schwierige Partien leicht faßlich darzustellen und zu beleben. Seine Kollegien waren stets von einer außergewöhnlich großen Zahl von Zuhörern besucht; seine Vorlesungen waren aber auch voll Kraft und Leben. Obgleich Professor Schill nicht über ein sehr günstiges Organ verfügte, war er doch auch als Kanzelredner stets gerne gehört und oft begehrt. Schills Charakter war frühzeitig ein fertiger; wenn demselben auch „das persönlich Liebenswürdige und Sympathische manchmal fehlte", so wußte er doch durch die Konsequenz seines Denkens und durch die Energie seines Handelns

einem jeden Hochachtung abzugewinnen, wobei sich allerdings bisweilen eine gewisse Härte und Herbheit nicht ganz vermeiden ließ. Das Niedrige und Gemeine blieb ihm stets fern. Schills Erstlingsschrift war die im Jahr 1876 publizierte Monographie über „Die Konstitution Unigenitus, ihre Veranlassung und ihre Folgen", eine Arbeit, die vollständig auf Quellenstudien aufgebaut, eine eingehende Geschichte des Jansenismus gibt und in klarster Darstellung zeigt, wie diese Irrlehre anfangs in versteckter Weise, dann um so offener und rücksichtsloser Religion und kirchliche Ordnung bekämpfte, um schließlich in Unglauben und Revolution zu endigen. Wenn auch bis zum Erscheinen des zweiten größeren Werkes der „Theologischen Prinzipienlehre" viele Jahre vergingen, war Schills Feder indes nicht müßig. In die Literarische Rundschau schrieb er eine Reihe von Rezensionen; ebenso verfaßte er verschiedene Aufsätze und kurze Biographien für das „Freiburger Kath. Kirchenblatt"; unter diesen ragen in besonderer Weise hervor die beiden umfangreichen Arbeiten zur Geschichte des Erzb. Theol. Konviktes und die Beiträge zur Geschichte des Markgrafen Jakob III. von Baden, unter dem Titel „Zwei Gedenktage". Auch einige der von ihm gehaltenen Primizpredigten erschienen im Druck. Das genannte Lehrbuch der Apologetik, vom Verfasser selbst als „Lehr- und Lernbuch für angehende Theologen" bezeichnet, bezweckt „eine methodische Vorbereitung und Einführung in die hl. Wissenschaft". Klarheit, scharfe Beweisführung, logische Entwicklung des Lehrstoffs und sachliche Folgerichtigkeit sind die besondern Vorzüge dieses Buches. Obwohl Schills staatsbürgerliche Gesinnung stets eine korrekte war und die Vorzüge seiner ganz eminenten Lehrgabe anerkannt wurden, erhoben sich doch gegen seine Ernennung zum ordentlichen Professor Schwierigkeiten und Hindernisse mannigfacher Art. Daß dieser so lange gehegte Wunsch sich nicht verwirklichte, war neben der Veranlagung seines Charakters und einem in den letzten Lebensjahren sich einstellenden körperlichen Leiden der Hauptgrund einer gewissen bittern Stimmung, die sich oft geltend machte. Eine rasch verlaufende Krankheit nahm den so rüstigen Mann in seinem 47. Lebensjahr am 9. Mai 1896 hinweg, nachdem er noch am Tage vor seinem Tode an die um sein Sterbebett versammelten Alumnen eine tief ergreifende Exhortation gehalten hatte. (Vergl. über Schill: K. Mayer, Dr. Andreas Schill, ein Ehrenblatt auf dessen Grab, Freiburg 1896, Freib. Kath. Kirchenblatt, Jahrg. 1896, Nr. 19 ff. — Necrol. Friburg. im Freib. Diözesan-Archiv 1900. N. F. Bd. 1. S. 276.) J. Mayer.

Karl Freiherr Schilling von Canstatt,

hervorragender Ornithologe, war am 22. April 1843 zu Heidelberg geboren als Sohn des Großh. Forstmeisters und Kammerherrn Freiherrn Wilhelm Schilling von Canstatt; ein Großoheim mütterlicherseits war der verdienstvolle Altertumsforscher Dekan Karl Wilhelmi in Sinsheim. Während der im Kreise zahlreicher Geschwister zu Heidelberg und Mosbach verlebten Schülerzeit war Karl der eifrige Begleiter seines Vaters im Forst wie auf der Jagd und die ersten damals entstandenen Zeichnungen verraten schon den vielbegabten, liebe- und humorvollen Beobachter der Natur, insbesondere der Vogelwelt. Nach dem Besuch des Karlsruher Kadettenhauses 1862 zum Leutnant im 3. Infanterieregiment ernannt, fand Sch. in der wald- und wildreichen Umgebung von Freiburg seinen eigentlichen Beruf wieder, erbat im Frühjahr 1866 den Abschied und wandte sich nach dem ihn mächtig anziehenden Österreich. Mit eisernem Fleiß holte der 23jährige auf der K. K. Forstschule Mariabrunn bei Wien das Fehlende nach, um 1870 als Forstadjunkt seinen Dienst auf den mährischen Gütern des Fürsten von Liechtenstein anzutreten. Der Trieb nach weiterer Ausbildung und höhere Aufmunterung riefen ihn 1874 als Assistenten und Lehrer an seine Forstschule zurück, mit der er im folgenden Jahre bei ihrer Verlegung nach Wien zog, wo auch 1876 die Staatsprüfung für den höheren Forstdienst bestanden wurde. Zahlreiche Studienreisen weit über Österreich hinaus bezeichnen diese Jahre; auch die Heimat wurde öfters besucht, so 1874 gelegentlich der Freiburger deutschen Forstversammlung, über die Sch. im „Zentralblatt für das gesamte Forstwesen", Wien 1875, berichtete und bei welcher Gelegenheit er mit seinen Brüdern den seither mehrmals erneuerten Hirsch auf dem Hirschsprungfelsen im Höllental aufstellte. 1877 wurde der praktische Forstdienst wieder aufgenommen, u. a. in den Salzburger Alpen, im Küstenland und in Istrien. Eine neue Welt tat sich dem 1880 zum Forstverwalter Ernannten im eben okkupierten Bosnien auf, wo er bei der Forsteinrichtung der früher kaum bewirtschafteten Waldungen reiche Tätigkeit (so u. a. beim Bau von Schwarzwälder Holzriesen) und als Jäger wie als Naturforscher bis dahin noch fast unberührte Gebiete vorfand. 1885 brachte die Beförderung zum provisorischen Forstmeister aber auch schwere Erkrankung, welche zusammen mit allmählich vorgeschrittener, ererbter Schwerhörigkeit die Versetzung auf eine ruhigere Stelle und in ein milderes Klima, auf

die einsame dalmatinische Insel Meleda, veranlaßte. Drei Jahre hindurch führte Sch. deren Forstverwaltung, beobachtete eifrig die eigentümliche, den Süden mit dem Norden vermittelnde Natur und empfing hier auch den Besuch des gleichfalls als Ornithologe bedeutenden, unglücklichen Kronprinzen Rudolf. Es folgte noch weitere, hauptsächlich dem Forstwegbau gewidmete Tätigkeit in der Bukowina und in Galizien, und 1890 erbat Schill wegen völliger Ertaubung seine Zuruhesetzung. Nach einem gescheiterten Versuch, sich in der ihm zu eng gewordenen Heimat niederzulassen und nach einem längeren Jagdaufenthalt in Ungarn zog es ihn 1892 wieder nach dem ihm liebgewordenen Bosnien, und nun begann ein ungestört dem Studium der Tierwelt gewidmetes Forscherleben, zu welchem Zweck der Wohnsitz meist in entlegenen Blockhäusern auf Bergpässen weiter Urwaldbezirke gewählt wurde, wo ein hartes entbehrungsreiches Leben, aber auch ideale Beobachtungspunkte des Vogelwanderungszuges winkten. Wie meist bei Gehörleiden, so war für sein angegriffenes Gemüt das einsame Leben weitab vom Menschengewühl eine Wohltat und andrerseits zog ihn das beschauliche, ruhige Wesen der wenig zahlreichen mohammedanischen Bevölkerung gerade an. Einen sicheren Rückhalt fand er bei seinen Studien in dem vorzüglich geleiteten Institut des bosnisch-herzegowinischen Museums zu Serajevo, dessen Kustos Othmar Reiser manche seltene Jagdbeute Schillings aufweisen kann und der die wertvollsten Beobachtungsergebnisse behufs weiterer Nutzbarmachung sammelte. Vorübergehend nahm auch wieder die Landesverwaltung die Kenntnisse und die Erfahrung des einsamen Jägers bei der Aufstellung neuer Jagdgesetze für das Okkupationsgebiet und bei der Durchführung der letzteren in Anspruch, so insbesondere hinsichtlich der Raubwildvertilgung. 1898 wurde zur Erholung von dem unwirtlichen Leben und behufs besonderer ornithologischer Beobachtungen eine Reise nach Griechenland mit Winteraufenthalt in Patras unternommen und im Frühjahr 1899 siedelte Sch. zur Fortsetzung dieser Studien nach Albanien über. Hier wohnte er bei freundlichstem Entgegenkommen der türkischen Behörden zunächst an dem von Wassergeflügel wimmelnden Skutari-See und dann am Meer in dem als Fiebernest berüchtigten San Nicolo di Bojana zunächst der Grenze auf montenegrinischem Gebiet, einem für ornithologische Studien hervorragend geeigneten Punkte. Aller Warnungen ungeachtet wollte Sch. hier die Herbstwanderung der Vögel abwarten, wobei ihm nur eine äußerst dürftige Wohnstätte zur Verfügung stand. Am 2. September richtete er die

letzte Sendung mit Vogelbälgen und Notizen nach Serajevo und am 13. fand ihn ein befreundeter Schiffskapitän schwer fieberkrank, allein und hilflos daniederliegend. Auch die eilige Aufnahme in das österreichische Spital zu Skutari und die sorgfältigste Pflege konnten ihn nicht mehr retten; am 19. September 1899 erlag er der Malaria und fand auf dem serbischen Friedhof am Seeufer seine letzte Ruhestätte. — Karl Schilling von Canstatt hat selbst nur wenig veröffentlicht und besonders in seinen letzten Jahren widerstrebte ihm dies. Seine Hauptstärke lag im unmittelbaren Verkehr, in den sorgfältigen Tagebuchaufzeichnungen und besonders in seinen, schon durch die prächtige Handschrift ausgezeichneten Briefen, die am meisten seine Eigenart widerspiegeln: das scharfe Beobachterauge, die nicht jedem angenehme Geradheit des Ausdruckes, den gemütvollen Humor und den wohl aus der pfälzischen Heimat stammenden, oft beißenden Witz. Dazu gesellt sich seine künstlerische Tätigkeit als Zeichner, die nicht nur meisterhafte Darstellung aus der Tierwelt, sondern auch scharf getroffene Personenbildnisse umfaßte. Eine reichhaltige Sammlung solcher Zeichnungen bewahren seine Angehörigen auf, aber gar manch wertvolles Stück mag da und dort in einsamer Jägerhütte, im verborgenen Türkenhaus oder im griechischen Kloster noch ein Andenken an den freigebigen Stifter bilden. Wenn auch lange Jahre der Heimat fern, bewahrte er sie doch treu im Innern, und häufig findet sich in seinen Aufzeichnungen und Briefen aus weiter Ferne ein echtes, kräftiges Pfälzer oder Schwarzwälder Wort. Erwin Schilling v. Canstatt.

Karl Schmezer

wurde am 20. Mai 1833 als Sohn des Pfarrers Christoph Sch. (vgl. Bad. Biogr. IV, 404) in Baden geboren. Er studierte in Heidelberg und Jena erst Theologie und nach bestandener theologischer Staatsprüfung (1855) wiederum in Heidelberg Philologie. Im Jahre 1858 legte Sch. die philologische Staatsprüfung ab, war darauf ein Jahr Volontär am Lyceum in Heidelberg, dann Lehrer an der erweiterten Volksschule in Ladenburg und weiterhin Diakonatsverweser in Rheinbischofsheim. Im Herbst 1860 erhielt er die erste definitive Anstellung als Vorstand der höheren Bürgerschule in Weinheim, ein Amt, mit welchem noch einige kirchliche Funktionen verbunden waren. Im November 1863 wurde er zum Vorstand der neugegründeten höheren Bürgerschule in Ladenburg

ernannt. Als solcher hat er in sechzehnjähriger rastloser Tätigkeit am weiteren Ausbaue der ihm anvertrauten Anstalt gearbeitet. Die teilweise Erfolglosigkeit seiner Bemühungen veranlaßte ihn im Jahre 1879 sich um eine andere Stelle umzusehen. Er erhielt eine Professur am Gymnasium in Mannheim, die er bis zum Jahre 1888 bekleidete, wo er zum Direktor der neugegründeten Realschule in Mannheim erwählt wurde. Schon im folgenden Jahre vertauschte er indes diese Stelle mit der des Direktors am Realgymnasium der gleichen Stadt. Doch seine Wirksamkeit in dem neuen Amte sollte nur von kurzer Dauer sein. Im Herbst 1893 zum erstenmal erkrankt, sah er sich nach Jahresfrist genötigt von seiner Stelle zurückzutreten. Am 21. April 1895 befreite ihn der Tod von schwerem, hoffnungslosem Leiden. — Sch. war ein besonders tüchtiger Schulmann. Durch Fleiß und Energie hatte er sich neben den alten Sprachen auch das Französische und Englische völlig zu eigen gemacht. Mehr ein Mann der Praxis als der reinen Wissenschaft, der Jugend von Herzen zugetan, pflichttreu und gewissenhaft, aber ohne Pedanterie, fest und zielbewußt, aber niemals rücksichtslos, war er wie gemacht zum Leiter einer Mittelschule. Ein lauterer Charakter, eine offene und gerade Natur erfreute er sich allgemeiner Wertschätzung. Seine warme und werktätige Vaterlandsliebe bewährte er während des großen Krieges 1870/71 durch Gründung eines Vereins zur Verpflegung durchziehender Truppen und eines zweiten zur Unterstützung von Frauen und Kindern der einberufenen Reservisten und Landwehrmänner. In politischer Beziehung gehörte er der nationalliberalen Partei an. Ihr verdankte er auch seine zweimalige Wahl zum Landtagsabgeordneten 1867—71 (im Wahlkreis Ladenburg-Weinheim) und 1887—88 (in Mannheim). In der Kammer bot sich ihm die Gelegenheit, seine Ansichten über den Wert der Realschulbildung in der wirksamsten Weise geltend zu machen. Im Januar 1870 erstattete er den Kommissionsbericht über zahlreiche Petitionen, die um die Beseitigung des Lateinischen in der Vorbereitung und Prüfung zum einjährigen Militärdienst nachsuchten, und behandelte bei dieser Gelegenheit eingehend die Organisation der Bürgerschulen. Auf seinen Antrag wurden die Petitionen der Regierung empfehlend überwiesen. Er erfreute sich dabei der Zustimmung weiterer Kreise, die sich u. a. auch darin aussprach, daß ihm zu Ehren Karlsruher Bürger ein Festmahl veranstalteten. (E. Hermann in den Südwestdeutschen Schulblättern 1895, 102—107.)

Karl Joseph Schmitt

war einer der hervorragendsten, auf dem Gebiete der inneren Verwaltung und der Verwaltungsrechtspflege tätigen badischen Beamten der neueren Zeit. — Geboren am 3. Mai 1820 zu Wertheim als Sohn eines Amtsschreibers daselbst, katholischer Konfession, studierte er in den Jahren 1837/40 auf der Universität Heidelberg, wo damals Zachariä, Thibaut, Mittermaier, Roßhirt, Rau u. a. lehrten, die Rechte, bestand im Winter 1841/42 die juristische Staatsprüfung als der erste unter 20 Genossen und wurde, nach vorheriger Verwendung bei den Ämtern Wertheim und Sinsheim, sowie im Sekretariate der Regierung des Unterrheinkreises und des Ministeriums des Innern, durch höchste Entschließung vom 23. April 1847 als Sekretär bei dem Ministerium des Innern angestellt. Im August 1848 wurde ihm die erledigte Assessorstelle bei dem Amte Wertheim übertragen, aber schon im September 1849 wurde er als Assessor in das Ministerium des Innern, dessen Präsident damals Frhr. Adolf von Marschall war, berufen, war jedoch vor dem Antritt dieses Amtes noch eine Zeit lang durch das Kriegsministerium bei dem Anklageamt der Standgerichte Rastatt und Freiburg verwendet. Dem Ministerium des Innern, in welchem er im Jahre 1852 zum Ministerialrat ernannt wurde, gehörte er unter den Präsidenten Frhrn. von Marschall, Frhrn. von Stengel und Lamey bis in das Jahr 1866 an. Er bearbeitete hier vorzugsweise das Volksschulwesen, die Angelegenheiten der katholischen Kirche und der Stiftungen, sowie das Medizinalwesen. In Verbindung mit dieser letzteren Respiziatstätigkeit stand es, daß er durch höchste Entschließung vom 7. Februar 1861 zugleich mit dem Direktorium der Sanitäts-Kommission, nachmals Obermedizinalrates, beauftragt wurde. Wie Schmitt ein Kollegialmitglied von reichen Kenntnissen, klarster Auffassungs- und Darstellungsgabe und seltener Arbeitskraft war, so entfaltete er insbesondere als Leiter der ebengenannten Medizinalbehörde eine reiche und sehr ersprießliche Tätigkeit. Durch dieselbe ist es ihm gelungen, einerseits in der Sanitätsverwaltung die Forderungen des Staates und der Gesellschaft in harmonischer Verbindung mit jenen der Wissenschaft und der Erfahrung zur Geltung zu bringen, anderseits für die Interessen des Standes der Ärzte ein staatlich anerkanntes und wirksames Organ in dem ärztlichen Ausschusse zu schaffen. Nachdem im Sommer 1866 ein Ministerwechsel stattgefunden und hierbei Jolly an Lameys Stelle das Präsidium des Ministeriums

des Innern übernommen hatte, wurde Schmitt, dessen politische Gesinnungen dem neuen Präsidenten weniger sympathisch waren, durch höchste Entschließung vom 4. August 1866 unter Ernennung zum Geheimen Rat III. Klasse in den Verwaltungsgerichtshof als Mitglied versetzt; die Leitung des Obermedizinalrates behielt er jedoch bei, bis diese Behörde durch landesherrliche Verordnung vom 12. Oktober 1871 aufgehoben worden ist. Bei diesem letzteren Anlasse wurden seine Verdienste um die seitherige Leitung dieser Behörde von dem Ministerium warm anerkannt und besonders hohe Würdigung haben sie in einer ihm von sämtlichen Mitgliedern des seitherigen Obermedizinalrates gewidmeten Adresse gefunden. Mit dem Eintritt in den Verwaltungsgerichtshof eröffnete sich für Schmitt, obwohl er das Ausscheiden aus der lebendigeren Tätigkeit der Regierung schmerzlich, auch als nicht genügend gerechtfertigt empfand, ein neues und fruchtbares Feld des Schaffens. Die Stellung als Richter auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes gab ihm Veranlassung, mit dem ihm eigenen Scharfsinn und seiner philosophischen Schulung die Grundlagen eingehend zu untersuchen, auf denen die damals immerhin noch in der ersten Entwicklung begriffene Einrichtung der Verwaltungsrechtspflege folgerichtig und im Einklange mit den allgemeinen Grundsätzen des Rechtes und der Rechtsverfolgung aufzubauen sei. Die Ergebnisse dieser Untersuchung hat er zunächst in einer Reihe von Aufsätzen über Einzelfragen niedergelegt, die namentlich in der Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege zur Veröffentlichung gelangt sind (s. u.), sodann aber ganz besonders in seiner Schrift: „Die Grundlagen der Verwaltungsrechtspflege im konstitutionell-monarchischen Staate“, Stuttgart, Cotta, 1878. In derselben sucht er in scharfem Gegensatz zu der Gneistschen Auffassung nachzuweisen, daß das objektive Recht über die öffentlichen Lebensverhältnisse von jenem über die privaten Lebensverhältnisse nicht seinem inneren Wesen nach verschieden sei, daß es keine anderen Ziele verfolge als das Privatrecht, und daß es im Streitfalle nicht nach anderer Methode und nicht von anderen Gerichten als das Privatrecht gehandhabt werden müsse. Aus dieser Grundanschauung zieht er denn auch mit Schärfe die Folgerungen für das bei der Verwaltungsrechtspflege einzuhaltende Verfahren. Seine Schrift hat in den wissenschaftlichen und fachlichen Kreisen als eine hervorragende große Anerkennung gefunden und ein nicht kleiner Teil ihrer Ergebnisse ist denn auch in der Verwaltungsrechtspflege und in dem Verfahren derselben zur Verwirklichung gelangt. Schmitts Leistungen auf diesem Gebiete wie als

Mitglied des Verwaltungsgerichtshofes würden wohl noch von größerem Erfolge, auch für seine persönliche Dienststellung, begleitet gewesen sein, wenn nicht die Überzeugtheit von der Richtigkeit seiner Theorien da und dort ihn dazu verleitet hätte, einerseits das Schwergewicht der Tatsachen zu unterschätzen, anderseits andere Meinungen mit allzu großer Schärfe der Kritik zu behandeln. Dadurch gelangte er auch anläßlich der Begutachtung eines Ministerialentwurfes über die Verwaltungsrechtspflege zu einer Differenz mit dem Ministerium des Innern, die durch einen nicht glücklichen Versuch, in einer Schrift „seine Berufsehre zu schützen", noch verschärft wurde. Nachdem er im April 1874 zum vorsitzenden Rat bei dem Verwaltungsgerichtshof ernannt worden war, seit April 1877 mit dem Titel als Geh. Rat II. Klasse, und auf die im Mai 1877 ausgesprochene Ernennung zum Direktor des Verwaltungshofes verzichtet hatte, blieb er auch unter dem Präsidium eines jüngeren Kollegen in der ihm liebgewordenen Tätigkeit als Mitglied des Verwaltungsgerichtshofes bis an sein Lebensende. Wie oben dargelegt ein hervorragender Beamter, ein scharfsinniger und selbständiger Schriftsteller von auch in weiteren Kreisen anerkanntem Verdienste um die Entwicklung der Verwaltungsrechtspflege, war Sch. ein vielseitig, auch künstlerisch, namentlich auf dem Gebiete der Musik, durchgebildeter Mann, ein geistreicher und anregender Gesellschafter. Er starb unvermählt am 28. April 1892. — Schriften Schmitts: Das badische Volksschulwesen, Eine Sammlung der hierüber geltenden Gesetze und Verordnungen. Karlsruhe, Braun, 1. Aufl. 1856, 2. Aufl. 1861 (ohne Nennung des Verf.). Die Grundlage der Verwaltungsrechtspflege (s. o.). Verschiedene Abhandlungen, insbes.: Der Vertrag im öffentlichen Recht (Zeitschr. f. bad. Verw. u. Verwalt.-Rechtspfl. I [1869], S. 105); Bildet die Verordnung einen Rechtstitel für eine verwaltungsgerichtliche Klage? (ebend. II [1870], S. 185); Der österreichische Entwurf eines Gesetzes über die Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes (ebend. V. [1873], S. 33). Fr. Wielandt.

Karl Heinrich Freiherr Roth von Schreckenstein

wurde am 31. Oktober 1823 als Sohn des Freiherrn Karl Anton Roth von Schreckenstein, Königlich Sächsischen Rittmeisters a. D. und Fürstlich Fürstenbergischen Stallmeisters, und der Henriette Charlotte, gebornen von Schönberg aus dem Hause Tannenberg, in Donaueschingen geboren. Nachdem er im elterlichen Hause den ersten Unterricht erhalten

hatte, kam er nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1838 in das Haus von dessen Bruder Maximilian Ludwig Euseb Freiherrn Roth von Schreckenstein, Großherzoglich Badischen Kammerherrn und Geheimen Rates, Hofmarschalls der verwitweten Großherzogin Stephanie von Baden, in Mannheim und besuchte das dortige Lyceum, das unter der Direktion von Friedrich August Nüßlin sich hoher Blüte erfreute. Nach Absolvierung des Lyceums bezog er die Universität Heidelberg, wo er dem Korps Saxoborussia angehörte. Diese Zugehörigkeit hinderte ihn nicht, die Vorlesungen aus dem Gebiete der Geschichte und Rechtswissenschaft, denen er ernstes Interesse entgegenbrachte, mit Eifer zu besuchen und an der Universität Tübingen mit bestem Erfolge fortzusetzen. An dieser Hochschule erwarb er sich später im Jahre 1857 die philosophische Doktorwürde. Zunächst aber trat von Schreckenstein im Jahre 1844 als Leutnant in das Württembergische Reiterregiment, das damals in Ludwigsburg in Garnison stand. Im Verband dieses Regiments machte er im Jahre 1848 den Zug nach Schleswig-Holstein mit, der jedoch in Kassel unterbrochen wurde. Im weiteren Verlauf des gleichen Jahres gehörte er der Abteilung der württembergischen Truppen an, welche den badischen Seekreis während des dort ausgebrochenen Aufstandes besetzten. Weiterhin wurde er im Königlichen Kriegsministerium in Stuttgart verwendet und war auch während einiger Zeit als Lehrer an der Kriegsschule tätig. Im Jahre 1852 am 3. Mai vermählte er sich in Biethingen mit der Freiin Philippine von Hornstein. Im Jahre 1858 trat er aus dem württembergischen Militärdienste aus, wurde jedoch bis zu seinem Tode in der Rangliste als Rittmeister à la suite der Armee geführt. In den Jahren 1858/59 nahm er zu Studienzwecken seinen Wohnsitz in Ulm, der Heimat seines alten, schon im 13. Jahrhundert dem dortigen Patriziat, später der Reichsritterschaft angehörenden Geschlechtes. Hier trat er besonders mit Professor Dr. Pressel in nähere, seine geschichtlichen Studien sehr förderndе Beziehungen. Durch sein 1856 in Tübingen erschienenes Buch „Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten" und den 1859 ebenda herausgegebenen ersten Band seines größeren Werkes „Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrom", dessen Schlußband II. 2. Abteilung erst 1871 vollendet wurde, hatte v. Schreckenstein die Aufmerksamkeit weiterer Kreise der deutschen Gelehrtenwelt auf sich gezogen. Der günstigen Aufnahme, die sie bei der Kritik fanden, hatte er zu verdanken, daß er gegen Ende des Jahres 1859 als zweiter Vorstand an das Germanische

Nationalmuseum nach Nürnberg berufen wurde, wo er mit dem Freiherrn Hans von Aufseß, Dr. Frommann, Dr. Falke und andern am Museum wirkenden Gelehrten in anregenden Verkehr trat und eine den wissenschaftlichen Arbeiten dieser noch in ihrer ersten Entwicklung stehenden Anstalt sehr zu gute kommende Tätigkeit entfaltete. Am 18. September 1862 zum Vorstand des Fürstlich Fürstenbergischen Hauptarchivs in Donaueschingen ernannt, trat er den Dienst in seiner Geburtsstadt am 13. Mai 1863 an und war an der Repertorisierung dieses umfangreichen Archives mit großem Eifer und verdienstlichen Ergebnissen tätig, hatte sich auch der besonderen Gunst des Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg, dem er schon längst bekannt war, zu erfreuen. Nach der Zuruhesetzung des langjährigen Archivdirektors Dr. Franz Josef Mone wurde durch höchste Entschließung des Großherzogs aus Großh. Staatsministerium vom 19. März 1868 der Freiherr v. Schreckenstein zum Direktor des Großh. General-Landesarchivs ernannt. Er kannte dessen Bestände aus der Zeit, welche er im Jahre 1863 in Karlsruhe zugebracht hatte, um auf Wunsch der Fürstlich Fürstenbergischen Domänenkanzlei die Einrichtungen und den Dienst des General-Landesarchivs kennen zu lernen. Die Direktion dieser Behörde übernahm er am 27. April 1868. Er verwaltete dieses Amt bis zu seiner wegen leidender Gesundheit erbetenen Zuruhesetzung, welche am 3. November 1885 erfolgte. Während dieser 17 Jahre der Amtsführung des Freiherrn v. Schreckenstein wurde, unter Mitwirkung einer Anzahl jüngerer Kräfte, an der Ordnung und Verzeichnung der Bestände des General-Landesarchivs eifrig und mit besonderer Berücksichtigung der Benützung derselben für wissenschaftliche Veröffentlichungen gearbeitet. Bei Begründung der Badischen Historischen Kommission im April 1883 war er vom Großherzog zum ordentlichen Mitglied derselben ernannt, im Jahre 1889 auf Ansuchen von dieser Stellung enthoben worden. In dem Organ der Kommission, der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge", waren in den Bänden 2 und 5 kleinere Arbeiten von ihm veröffentlicht worden zur rechtlichen Bedeutung des Wortes „nobilis" und „Satzbrief des Magistrats der Stadt Überlingen für Herrn Franz Eusebius Roth v. Schreckenstein 1686". Es sind auch noch aus der Zeit nach seinem Rücktritt von der Direktion des General-Landesarchivs zwei selbständige Schriften zu verzeichnen: „Ritterwürde und Ritterstand", Freiburg 1886. und „Der Freiherrntitel einst und jetzt", Berlin 1888. Eine Reihe von Jahren verbrachte Freiherr v. Schreckenstein im Ruhestand, zumeist

in Karlsruhe, im Sommer auf einige Zeit auf seinem Familiengut Villafingen im Amtsbezirk Überlingen. Mit den späteren Jahren stellten sich die Beschwerden des Alters ein. Es war ihm ein leichter Tod beschieden. Ohne vorhergehende Krankheit erlag er einem Schlaganfall am Nachmittag des 19. Juni 1894. Eine größere Zahl von Auszeichnungen war ihm zu teil geworden: 1859 wurde v. Schreckenstein zum Kammerherrn ernannt; badische und fremdherrliche Orden zierten seine Brust: das Kommandeurkreuz II. Klasse des Zähringer Löwenordens der Königl. Preußische Kronenorden 3. Klasse, die Kommenturkreuze II. Klasse des Königl. Württembergischen Friedrichsorden und des Königl. Bayerischen Michaelsordens, der Kais. Österreich. Orden der Eisernen Krone II. Klasse. Außer den bereits angeführten sind noch folgende Schriften von ihm zu erwähnen: Wie soll man Urkunden edieren? Ein Versuch, Tübingen 1864. Wie kam die Stadt Villingen vom Hause Fürstenberg an Österreich? Wien 1865. Die Insel Mainau, Geschichte einer Deutsch-Ordens-Kommende vom XIII. bis XIX. Jahrhundert mit Urkundenbuch, Karlsruhe 1873. Hieronymus Roth von Schreckenstein auf Untersulmetingen, Schachen, Bühl u. s. w. 1500—1568. Karlsruhe 1878. Außerdem eine große Zahl von Abhandlungen und urkundlichen Beiträgen in den Bänden 22—38 der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins," andere in Band 2 des „Freiburger Diözesanarchivs," im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1886, in Band VI der „Forschungen zur deutschen Geschichte". Alle zeichnen sich durch sorgfältige Behandlung und gewissenhafte Kritik der Texte aus.

v. Weech.

Mina Schrickel,

die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in ganz Europa gefeierte Großherzoglich Badische und Königlich Hannoversche Kammersängerin, wurde am 16. September 1818 zu Karlsruhe geboren, als Tochter des Medizinalrats und Hofapothekers Dr. Schrickel. Als Sängerin von dem Tenoristen Schütz und dem Chordirektor Schwarzböck vorgebildet, erhielt sie ihre weitere Ausbildung auf Veranlassung der Großherzogin Stephanie bei Bordogni in Paris in den Jahren 1834 bis 1838, sang in London vor der Königin Viktoria mit großem Beifall und vollendete ihre Studien in Italien bei Micheroux und der bekannten Pasta. Als Amina in der „Nachtwandlerin" betrat sie zuerst die Bühne in Mannheim, gastierte

dann an verschiedenen deutschen Bühnen, so 1840 in ihrer Vaterstadt, wo ihr eine enthusiastische Aufnahme zu teil wurde. 1842 in Hannover engagiert, vermählte sie sich mit dem dortigen Oberregisseur Steinmüller und genoß nicht nur hier, sondern auch in Paris, Wien und St. Petersburg die Gunst des Publikums und der Höfe. Nach dem Tode ihres Gatten verlegte sie 1864 ihren Wohnsitz nach Karlsruhe nnd widmete sich bis zum Jahre 1875 dem Gesangunterricht, folgte dann einem Rufe ihrer Söhne nach Baltimore und starb daselbst im Oktober 1895. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1895, Nr. 329.) *

Alwine Schroedter,

am 13. Februar 1820 zu Gummersbach in der Rheinprovinz als Tochter des Kaufmanns Heuser geboren, verbrachte ihre Kindheit in der Stille eines ländlichen Lebens, das jenen tiefen Sinn für die Natur in ihr weckte, der ihr bis in ihr hohes Alter eigen blieb. Als siebzehnjähriges Mädchen kam sie nach Frankfurt a. M., um in dem Hause ihres Oheims, des Verlagsbuchhändlers Jügel, längere Zeit zu verleben. Hier ging ihr die hohe Schönheit der deutschen Literatur auf, deren Meisterwerke ihr in der Bibliothek des Oheims im ganzen Umfang zur Verfügung standen, und hier auf dem klassischen Boden, wo Goethe gewandelt hatte, gewann sie jene tiefe Liebe für diesen Dichter, die bis zum Tode in ihr lebte und wirkte. 1840 verheiratete sie sich mit dem Maler A. Schroedter zu Düsseldorf, einem trefflichen Künstler sowohl wie liebenswürdigen, gemütvollen und heiteren Menschen. (Bad. Biogr. III, 145 ff.) An der Seite dieses Mannes verlebte die junge Frau, die sich durch ihre bescheidene Liebenswürdigkeit und ihre anmutsvolle Erscheinung überall auf das angenehmste einführte, im gemütlichen, geistig gehobenen Verkehr mit Künstlern, Dichtern und Gelehrten in Düsseldorf Jahre des reinsten Glückes. Namen wie Schadow, Achenbach, Rethel, Sohn, Bendemann, Schirmer, Des Coudres, Lessing, Reinick, Gude bezeichnen den auserwählten Freundeskreis, in den sie eintrat. Noch war es ihr vergönnt, Immermann kurz vor seinem Tode seinen herrlichen unvollendeten Schwanengesang „Tristan und Isolde“ vorlesen zu hören. Bis in ihr spätes Alter erzählte sie mit der Lebhaftigkeit der Jugend von der schönen Zeit in Düsseldorf. Dort gewann sie auch jenen Zug feiner Romantik, der ihr Wesen allzeit mit einem eigenartigen Duft umgab, ohne doch die Klarheit und Festigkeit ihres Charakters zu beeinträchtigen. Mit

Schmerzen schied sie von der frohen rheinischen Kunststadt; aber der Ort, nach dem sie 1848 mit ihrem Gatten übersiedelte, Frankfurt a. M., war ihr ja auch von früher her vertraut und teuer. Mit begeisterungsvoller Liebe besuchte sie wieder die Stätten, wo Goethe als Knabe und Jüngling geweilt hatte, und versenkte sich immer mehr in seine Werke, und hier in Frankfurt fand auch der ihrem Gatten eigene frische Humor im nahen Verkehr mit dessen Freunde, Sanitätsrat Hoffmann, dem Verfasser des „Struwwelpeters“, seine reichste und fröhlichste Entfaltung, wie denn auch Frau Alwine selbst allzeit einen sinnigen Humor ihr eigen nannte. Von Frankfurt kehrte das Ehepaar nochmals auf mehrere Jahre nach Düsseldorf zurück, und als es später von hier auf immer schied, fügte es ein günstiges Schicksal, daß die Übersiedelung nach Karlsruhe nicht eine bleibende Trennung von alten werten Freunden bedeutete, denn viele derselben fanden sich in der freundlichen Residenzstadt Badens wieder zusammen. Im Jahre 1856 gründete der damalige Prinzregent Friedrich die Kunstschule in Karlsruhe. Als ihren ersten Direktor berief er den Landschafter Schirmer aus Düsseldorf. Diesem folgten 1857 Des Coudres als Professor für Figurenmalerei und 1858 Lessing, der mit Frau Alwinens Schwester verheiratet war, als Galeriedirektor, so daß, als Schroedter 1859 an das Polytechnikum in Karlsruhe berufen wurde, das Ehepaar mit seinen zwei Söhnen und zwei Töchtern in der neuen Heimat von alten treuen Freunden empfangen werden konnte. Im Kreise dieser trefflichen Künstler und Menschen entwickelte sich nun ein unvergleichlich schöner Verkehr von seltener Wärme und Frische, getragen von dem lebendigsten Interesse an Kunst und Dichtung und allen Formen geistigen Lebens. Zumal für die jungen Karlsruher Künstler war dieser auserwählte Kreis der Mittelpunkt einer zwanglos fröhlichen, geistig anregenden Geselligkeit, und keiner von ihnen wird wohl die gemütlichen Abende und die frohen Feste vergessen, die er in Lessings und Schroedters Haus und im Sommer unter den hohen Eichen des Großh. Wildparkes verlebt hat. Auch der Devrientsche literarische Kreis berührte sich vielfach mit dieser Künstlergesellschaft, und in Schroedters Hause ließ sich sogar Scheffel bewegen, gegen seine Gewohnheit aus seinen eigenen Dichtungen vorzulesen. Als 1864 Schirmer gestorben war, trat in der Person Gudes auch ein alter Düsseldorfer Freund an seine Stelle, und 1869 gesellte sich, von Berlin berufen, Riefstahl zu diesem Kreise. Das Glück des Schroedterschen Ehepaares schien auf seinen Gipfel gelangt, als es sich 1872 in anmutigster Lage, dicht am Hardtwalde, ein eigenes

Haus hatte bauen können und dieses in sinniger, echt künstlerischer Weise wohnlich eingerichtet hatte. Aber schon war auch die trübe Wendung nahe: Schroedter erkrankte sehr bald und starb 1875 nach peinvollen Leiden, die treugeliebte Gattin in tiefstem Schmerze zurücklassend. Als dann 1878 Des Coudres, 1879 Lessing und seine Frau gestorben, 1878 Riefstahl nach München und zwei Jahre später Gude nach Berlin berufen worden waren, da war der alte Freundeskreis für immer zersprengt, und es war einsam geworden um die trauernde Frau in ihrem stillen „Waldhause". Ihre Kinder waren verheiratet und fortgezogen, die älteste Tochter dem Maler Anton v. Werner, dem späteren Direktor der Berliner Akademie, als Gattin folgend. Aber Frau Alwine hielt den frischen Geist ihres Gatten und die Überlieferungen jenes seltenen Kreises in ihrem Hause aufrecht. Die vielen frei gewordenen Räume wurden von jungen Künstlerinnen bezogen, denen sie stets eine mütterlich besorgte Freundin und hingebungsvolle Lehrerin war. Mit noch größerem Eifer gab sie sich jetzt ihrem eigenen künstlerischen Schaffen hin, in freudiger Arbeit sich ein neues Leben begründend. Erst nach ihrer Verheiratung hatte sie unter der Leitung ihres Gatten zu zeichnen und zu malen begonnen; aber bei ihrem unermüdlichen Fleiße und ihrer reichen Erfindungsgabe konnte sie es auf dem beschränkten Gebiete, das sie sich erlesen hatte, dem der Initialmalerei, verbunden mit ornamentalem Blumenschmuck und allegorischen Darstellungen, zur Meisterschaft bringen. Zahllose reizvolle Blätter, wie Adressen, Titel, Chroniken u. s. w., sind aus ihren rastlosen Händen hervorgegangen und weithin verstreut. Nie mangelte es ihr an Bestellungen, die ihr auch vom Großherzoglichen Hause in reichem Maße zu teil wurden. Ihre größeren gedruckten Werke, sieben an der Zahl, bezeichnen nur einen geringen Teil ihres Schaffens. Das erste derselben, „In Freud' und Leid", erschien 1864, das letzte, „Blumensprache", 1887. — Mit demselben Eifer wie dem eigenen Schaffen widmete Frau Alwine sich dem Unterricht. Zahlreiche Schülerinnen haben bei ihr verständnisvolle Anleitung und Fortbildung gefunden. Die werteste von ihnen war ihr die Großherzogin Luise von Baden. Schon 1859 hatte sie begonnen, ihr Unterweisung im Malen zu erteilen, und drei und dreißig Jahre lang blieb sie der erlauchten Frau verbunden in einem stets ungetrübten Verhältnisse gegenseitiger Zuneigung und Verehrung. Wiederholt weilte Frau Alwine als Gast bei den Großherzoglichen Herrschaften auf der Mainau, nicht selten erschien auch die Fürstin in dem stillen Hause am Hardtwalde. Doch nicht nur ernster

Arbeit, sondern auch edlem Lebensgenusse hat Frau Alwine ihre Tage gewidmet. Ihre geistige Frische und die daraus entspringende Genußfähigkeit waren außerordentlich. Es verging wohl kein Tag, an dem sie sich nicht aus dem Quell der Dichtung erquickte. Wenn auch Goethe ihr Liebling blieb, so verfolgte sie doch mit lebhafter Teilnahme unsere neuere Literatur und hoffte auf neue Entwicklung derselben, bei der, wie sie meinte, das Drama die Hauptrolle zu spielen haben werde. Bis in ihre letzte Zeit war sie eine treue und verständnisvolle Besucherin des Theaters. Ähnlich war ihr Verhältnis zur bildenden Kunst. Wenngleich sie in der poesievollen Düsseldorfer Romantik wurzelte und die Äußerungen des jetzt herrschenden Naturalismus sie vielfach abstießen, so erkannte sie doch klar den außerordentlichen Fortschritt der modernen Malerei in der wahrhaftigeren Naturauffassung und Darstellung, und auch hier erhoffte sie von der Rückkehr zu einer edleren Weltauffassung eine neue reiche Blüte der Kunst. Aus dieser stets regen Teilnahme an Kunst und Dichtung entsprang ihr jene unvergleichliche Frische des geistigen Genusses. Aber sie mochte nicht allein genießen, sie mußte ihre Freuden mit anderen teilen. Sie war eine gesellige Natur, und mit voller Hingebung pflegte sie in ihrem Hause die Überlieferungen des alten Freundeskreises. Die schönen Sonntagnachmittage im Waldhause wird wohl niemand vergessen, der je daran teilgenommen hat. Da versammelte sich eine bunte Gesellschaft von Künstlern, Schriftstellern, Gelehrten, Beamten, Offizieren und andern Freunden, jung und alt, Männer und Jünglinge, Frauen und Mädchen zu zwanglosem, heiterem Zusammensein. Für jeden Gast hatte Frau Alwine ein liebenswürdiges Wort, einen freundlichen Blick. Man trank eine Tasse Tee, man plauderte, man betrachtete die aufgelegten neuen Kunstmappen, man musizierte, und wenn viel Jugend da war, so räumte man auch wohl das Eßzimmer aus und tanzte nach den Klängen einer Drehorgel. Die reizvolle Mischung von dunklem Tannen- und lichtem Birkengrün, das aus dem nahen Walde durch die Fenster schimmerte, die schlichte aber fein künstlerische Ausstattung der Räume, wo von den Wänden Bilder und Statuetten, die liebevoll geordneten Schätze und Erinnerungen eines langen reichen Lebens, herabblickten, vor allem aber das herzgewinnende Wesen der liebenswürdigen Wirtin, die anmutige Erscheinung der alten Dame mit ihrer hohen Gestalt, den breiten, kaum gebleichten Haarwellen über den Schläfen, den freundlichen blauen Augen — alles das vereinigte sich, um über diese Stunden eine seltene wohltuende geistige Stimmung zu verbreiten.

Die hier waltende Wirtin war eben eine „geistige Natur", die, ohne im Gespräche selbst hervorzutreten, durch ihre bloße Gegenwart unbewußt ihre Umgebung in eine reine Sphäre emporzog. Von dem Wesen dieser Frau ging etwas aus wie ein läuternder Hauch, und es ist gar nicht abzumessen, wie tief und dauernd eine solche echte Frauennatur nur durch ihr Dasein wirkt. Mehrere Jahre hindurch litt Frau Schroedter an einem Herzleiden, von dem sie schon lange fühlte, daß es ihr den Tod bringen werde. Aber mit einer seltenen Tapferkeit kämpfte sie gegen dasselbe an in der Überzeugung, daß, wenn sie nachgebe, sie bald zusammenbrechen müßte. Nach wie vor stand sie um fünf Uhr in der Frühe auf, um den ganzen Morgen und Vormittag zu schreiben, zu malen und zu unterrichten und dann den Nachmittag und Abend der Lektüre, der Geselligkeit, dem Besuch von Theater und Konzerten zu widmen. Mitten unter körperlichen Pflegen hielt sie mit größter Energie ihre geistigen Errungenschaften, ihre warme Teilnahme an den großen geistigen Gütern aufrecht. In der Verteidigung dieser Güter, wo sie dieselben angegriffen glaubte, konnte die sonst so milde Frau von großer Schärfe sein, so wie sie auch schroff und herb sein konnte, wo sie sich in einem Menschen getäuscht sah und wo ihr niedrige Gesinnung entgegenstand. Bei aller Milde und Liebe ihres Wesens war sie ein entschiedener Charakter, eine durchaus tapfere Natur. Wer sie kannte, verehrte und liebte sie, und wer sie nahe kannte, mußte sie bewundern. Als sie nach kurzer, aber schmerzvoller Krankheit am 12. April 1892 starb, riß ihr Tod in das gesellige Leben Karlsruhes sowie in das innere Leben vieler Familien und zahlreicher einzelnen eine unausfüllbare Lücke. Mit ihr schied nicht nur eine treffliche Künstlerin aus dem Leben, die zumal die Initialenmalerei zu einer hohen Stufe der Vollendung gebracht hat und in ihren Werken Bild und Dichtung in überaus feinsinniger Weise zu verbinden wußte, sondern auch eine in ihrer stillen Art bedeutende, echte deutsche Frau, die in einem langen wirkungsreichen Leben mit dem seltenen Adel und Liebreiz ihrer wahrhaftigen Weiblichkeit auf zahlreiche Gemüter erquickend, fördernd und läuternd einwirkte. Bei der Trauerfeier am 14. April erschien auch die Großherzogin in dem stillen Waldhause, um der Verstorbenen persönlich die letzte Ehre zu erweisen. (Karlsruher Zeitung 1892 Nr. 110.)

Karl Schuberg

wurde als Sohn eines badischen Artillerieoffiziers im Jahre 1827 in Karlsruhe geboren. Nach Absolvierung seiner Gymnasialstudien widmete er sich am Polytechnikum seiner Vaterstadt dem Studium der Forstwissenschaft; im Jahr 1848 wurde er nach gut bestandenem Staatsexamen Forstpraktikant. Die aufstrebende Forstwirtschaft und -wissenschaft erhielt in Schuberg einen hervorragenden Jünger, den rastloser Fleiß und gediegenes Arbeiten zeitlebens auszeichneten. Vom Jahre 1855—1867 stand Schuberg in der forstlichen Praxis als selbständiger Bezirksbeamter im Gemeinde- und Staatsdienst; im Bezirk Oberweiler, dem er zuletzt vorstand, hat er durch den Bau der Blauenstraße ein für den Wald und die Allgemeinheit nützliches Werk geschaffen, das größte Anerkennung verdiente und fand. Als im Jahre 1867 nach Klauprechts Abgang am Polytechnikum zu Karlsruhe ein Lehrstuhl für Forstwissenschaft frei wurde, erhielt Schuberg einen ehrenvollen Ruf dahin; bereits im Jahre 1868 wurde ihm unter Ernennung zum Professor die ordentliche Professur für forstliche Betriebslehre, Waldwegbau, Forstpolizei und Forststatistik übertragen; der Erfüllung dieser schönen und wichtigen Aufgabe hat er während eines Zeitraums von 32 Jahren seine Kraft gewidmet. Schuberg war literarisch sehr produktiv; im Jahre 1873 erschien sein „Waldwegbau“, ein bedeutsames Werk, das erstmals in umfassender Weise die wissenschaftliche Begründung des in der Praxis bereits zu hohem Ansehen gelangten Waldwegbaus brachte und große Anerkennung in der forstlichen Welt bis heute fand. In Loreys Handbuch der Forstwissenschaft, das 1887 erschien, hat Schuberg das forstliche Transportwesen wiederholt behandelt und damit in gedrängter und übersichtlicher Form eine zweckmäßige Zusammenfassung seines umfangreichen ersten Werkes gegeben. Als badischer Kommissär für das forstliche Versuchswesen, das im Jahre 1873 eine Organisation im deutschen Reiche erhielt, war Schuberg bestrebt, gute Beziehungen zwischen den Vertretern der verschiedensten deutschen und außerdeutschen Forstverwaltungen anzubahnen und zu unterhalten. In dieser Stellung hat er auch bei allen den Versuchsanstalten gestellten großen Aufgaben eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet, die in vielen kleineren und größeren literarischen Arbeiten einen wertvollen Niederschlag fand. So sind namentlich seine Werke: Aus deutschen Forsten I. „Die Weißtanne“ und II. „Die Buche“ von bleibendem Wert. Die richtige Erkenntnis von der fort-

schreitenden Bedeutung der Forstwirtschaft und der wachsenden Anteilnahme der Forstverwaltung bei der Lösung vieler Aufgaben der Staats- und Gemeindeverwaltung waren für Schuberg der Anlaß, für die Hebung des Standes der Forstbeamten mit Wort und Schrift einzutreten; hierher gehören insbesondere seine erfolgreichen Bestrebungen zur Fortentwicklung, Erweiterung und Vertiefung des forstlichen Unterrichts. Die öffentliche Anerkennung seines Wirkens blieb auch nicht aus. Bereits im Jahre 1877 erhielt er einen Ruf an die neugegründete Hochschule für Bodenkultur in Wien, den er ablehnte; zweimal wurde ihm die Würde eines Direktors der technischen Hochschule durch das Vertrauen seiner Kollegen übertragen; die Wiener Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Lange Jahre stand er auch an der Spitze des badischen Forstvereins, der ihn im Jahre 1892 zu seinem Ehrenpräsidenten ernannte; 1883 erfolgte seine Ernennung zum Forstrat, 1891 zum Oberforstrat; auch mit dem Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen wurden Schubergs Verdienste anerkannt. Nicht unerwähnt sei auch Schubergs Teilnahme am öffentlichen Leben, dem er nicht fremd blieb. Besonders hervorzuheben ist sein Wirken als Präsident des Karlsruher Liederkranzes, in welcher Stellung er Gelegenheit fand, seine Liebe zum Männergesang zu betätigen und seine großen gesellschaftlichen Talente zu entfalten; auch dieser Verein ernannte ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenpräsidenten. Schubergs Arbeitskraft blieb ungebrochen bis ins hohe Alter. Im Januar 1899 erkrankte er an Influenza, deren Folgen seinem rastlosen Wirken ein Ziel setzten; bereits am 17. April starb der unermüdliche forstliche Forscher im Alter von 72 Jahren. — Mit Oberforstrat Schuberg sank ein wackerer Forstmann, ein warmfühlender Patriot, ein lebensfroher Gesellschafter ins Grab. Badens Forstverwaltung wird allzeit dieses Mannes sich freuen, der aus ihren Reihen hervorging, und dem seine Werke auch über Badens und Deutschlands Grenzen hinaus ein ehrenvolles Gedächtnis sichern. Wittmer.

Friedrich Schwoerer,

geboren zu Kenzingen am 25. August 1836 als Sohn des praktischen Arztes Dr. Franz Sales Schwörer und der Elisabeth, geb. Maurus von Wagburg, widmete sich, nachdem er 1855 das Lyceum zu Freiburg absolviert hatte, dem Studium der Medizin an der Universität Freiburg. Nach gut bestandenem medizinischen Staatsexamen (1860) arbeitete er noch

einige Zeit an den medizinischen Kliniken zu Straßburg und ließ sich hierauf als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Kenzingen nieder. Im Jahre 1862 verehelichte sich Schwörer mit Maria Krafft, Tochter des Professors Franz Krafft in Straßburg, und legte damit den Grundstein für ein überaus glückliches Familienleben; der Ehe sind 13 Kinder entsprossen, von denen 3 in frühem Kindesalter starben. Im Juli 1870 folgte Schwörer dem Rufe des Vaterlandes, indem er als Feldarzt in die Armee eintrat, um beim 5. badischen Feldlazarett den deutsch-französischen Krieg mitzumachen. Von vielen Erlebnissen dieser großen Tage sei erwähnt, daß Schwoerer, als Dijon am 27. Dez. 1870 von den deutschen Truppen geräumt werden mußte, mit wenigen Ärzten bei den zahlreichen nicht transportfähigen Verwundeten und Kranken daselbst zurückgelassen wurde. In der Hand Garibaldis und seiner disziplinlosen Banden verbrachte er in Dijon, mannigfachen Beleidigungen und Gefahren ausgesetzt, fünf schwere Wochen, bis am 1. Februar 1871 die siegreichen deutschen Truppen wieder einzogen. „Die honette Bürgerschaft Dijons", so schreibt Schwoerer am 2. Februar 1871 an seine Gattin, „ist glücklich, daß die Garibaldianer, diese Kehlabschneider, fort sind, und zieht die Preußen weit vor." Dies charakterisiert die kritische Lage der deutschen Ärzte während der vergangenen Wochen. In diese Zeit fällt auch eine Episode, die den Franzosen Anlaß gab, auf Grund einer von Garibaldi veröffentlichten, unrichtigen Sachdarstellung gegen die deutsche Kriegführung den schweren Vorwurf zu erheben, bei dem Kampf um Pouilly (23. Januar 1871) sei ein Franktireurkapitän durch die deutschen Truppen lebendig verbrannt worden. Die durch Feldarzt Schwoerer gemeinsam mit Oberstabsarzt Kaiser und einem französischen Arzte am 24. Januar 1871 im Generalhospital zu Dijon vorgenommene Leichenöffnung ergab die Grundlosigkeit dieser Beschuldigung (vergl. Beck, Chirurgie der Schußverletzungen, S. 93 ff.). Geschmückt mit dem Eisernen Kreuz und dem Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen mit Schwertern kehrte Schwoerer aus dem Felde in die Heimat zurück, wo er alsbald die ärztliche Praxis wieder übernahm, in der ihn sein guter Vater während der Kriegszeit vertreten hatte. Die reichen Erfahrungen, die er im Felde gesammelt hatte, waren ihm in der Folge insbesondere für seine chirurgische Tätigkeit von namhaftem Wert. Als 1879 das Amtsgericht Kenzingen wieder errichtet wurde, wurde die zugleich ins Leben gerufene Bezirksassistenzarzt-Stelle an Schwoerer übertragen. 1891 wurde er zum Medizinalrat ernannt. Am 11. Januar 1901

wurde Schwoerer durch den Tod der Arbeit entrissen, der er noch wenige Tage zuvor mit ungeschwächter Kraft obgelegen; er hatte sich in der Berufstätigkeit eine Rippenfellentzündung zugezogen, der er erlag. Das Charakterbild dieses Mannes ist gezeichnet in wenigen Worten, die er am 27. Dezember 1870, dem Tage des Abzuges der deutschen Truppen aus Dijon, an seine Gattin schrieb: „Ich kenne keine Furcht im Bewußtsein, an der Seite unserer braven verwundeten Soldaten auszuharren, pflichtgetreu, wie es einem Arzte im Felde ziemt, der liebe Gott wird sich unser annehmen". Treu seiner Pflicht, mit Gottvertrauen mutig in die Zukunft blicken, das war Schwoerers Wahlspruch. Und dieser Wahlspruch hat ihm ein frohes Herz, ein für alles Menschliche aufgeschlossenes und empfängliches Gemüt bewahrt, er hat ihn zum glücklichen Menschen gemacht. Als treuer Vater seiner großen Familie erntete er mit Stolz und Freude die Früchte der guten Erziehung, die er seinen Kindern angedeihen ließ. Als trefflicher Arzt fand er den höchsten Lohn in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht; die Liebe zu seinem Beruf mag verdeutlicht werden durch sein Wort, „das Doktern" sei ihm zur zweiten Natur geworden. Wenn man mit Sonderegger sagen darf: „die Medizin ist der erhabenste Beruf, aber das erbärmlichste Handwerk," so gilt für Schwoerer, daß er die Medizin immer als erhabenen Beruf betrachtet und behandelt hat; gerade die vornehme Art, mit der er seinen Beruf auffaßte, die Bereitwilligkeit, mit der er ohne Rücksicht auf die Person jedermann, arm oder reich, in gleicher Freundlichkeit ärztliche Hilfe leistete, sichert ihm die Verehrung und Liebe weiter Kreise und zugleich die Hochachtung aller seiner Kollegen (siehe Dr. Fridolin Schinzinger „Medizinalrat Schwoerer, das Lebensbild eines deutschen Arztes", Ärztliche Mitteilungen aus Baden, 55. Jahrgang, Nr. 3). So verstehen wir es zu würdigen, wenn es von Medizinalrat Friedrich Schwoerer, „diesem Arzt mit Leib und Seele", in einem ihm gewidmeten Nachruf heißt, daß sein Tod nicht bloß von seiner Familie, sondern auch von vielen andern als schwerer Verlust empfunden worden sei, und wenn weiter daselbst gesagt wird: „In den Herzen der Seinen und aller derer, die ihn zu schätzen wußten, lebt er fort, und so hat sein Leben reiche Frucht gebracht". (Pfarrer Wimmer von Weisweil in der Breisgauer Zeitung vom 25. Januar 1901.) S.

Wilhelm Sehring,

epischer und didaktischer Dichter, wurde als der Sohn eines Kleinkaufmanns am 12. April 1816 zu Königsberg in Preußen geboren. Nachdem er die Eltern als Kind bereits verloren, kam er, ziemlich mittellos, in ein Waisenhaus seiner Vaterstadt und von da bis zu seinem 14. Lebensjahre in das dortige Gymnasium, gleichzeitig fast mit Rudolf Otto Consentius (vgl. Bad. Biogr. IV, 66 f.), dessen Geschick merkwürdige Ähnlichkeiten mit dem Wilhelm Sehrings aufweist und nach langen Irrfahrten ja ebenfalls in der badischen Landeshauptstadt seinen Abschluß fand. Schon als Kind hatte Sehring ein Auge ganz verloren; das erschwerte ihm die Studien in Berlin, wohin er, nach der Konfirmation, zu Verwandten geschickt worden war, um sich in der dortigen Blindenanstalt unter Direktor Zeune zum Lehrer auszubilden. Mit besonderem Eifer oblag er übrigens nebenbei literarischen und schönwissenschaftlichen Studien; die Mittel dazu erwarb er sich durch Privatstundengeben, wie er auch kurze Zeit als Hauslehrer auf einem Gute tätig war. Der Drang, die erworbenen Kenntnisse zu erweitern und literarisch zu verwerten, trieb ihn nach Leipzig und vorübergehend auch nach Dresden, wo er zufällig die Bekanntschaft Tiedge's machte. Durch Grillparzer, an welchen der Dichter der „Urania" den jungen Ostpreußen empfohlen hatte, gelangte er nach Österreich, dessen politische Zustände unter des Fürsten Metternich Regiment seinem nach nationalen Zielen ringenden, vaterländischen Sinne indes wenig zusagten; so kam Sehring als Hauslehrer in das badische Oberland (Unadingen, Freiburg) und bald darauf zu einem Pfarrer ins Elsaß. Auch hier war seines Bleibens nicht lange, und er wandte sich, empfohlen von Freiligrath, nach Stuttgart, wo er mit Privatunterricht in Literatur und Geschichte seinen Unterhalt verdiente und im Jahre 1849 sich auch mit einer Stuttgarterin verheiratete. Die Ereignisse des sogenannten tollen Jahres hatten ihn wenig berührt; aber ihre Folgen mögen seine politischen und religiösen Anschauungen geläutert und in zielbewußtere Bahnen gelenkt haben. Politisch-geschichtliche und literarische Vorträge, welche er damals hielt, erwarben sich in weiten Kreisen Anerkennung. Auch seßhafter schien Sehring geworden zu sein; da erwachte plötzlich in ihm wieder die Sehnsucht nach der nordischen Heimat, die er 20 Jahre nicht mehr gesehen. Ausgerüstet mit seinen Vorträgen unternahm er im Jahr 1850 die weite Reise von Stuttgart nach Königsberg, wo ihm noch eine Schwester lebte. Gleichwohl litt es ihn hier nicht lange; er ging nach Memel

und Elbing, überall seine Vorträge haltend, um sich dann mehrere Jahre in Braunsberg niederzulassen. Von dort unternahm Sehring Mitte der sechziger Jahre eine Vortrags-Rundreise nach Süddeutschland. In Karlsruhe, wo er früher schon freundliche Aufnahme gefunden hatte, erwirkten seine Vorträge in der Museumsgesellschaft, besonders einer über den Dichter und Politiker Uhland, ihm eine dauernde Beschäftigung bei einem angesehenen weiblichen Bildungs-Institute, an welchem er 20 Jahre lang, bis zu seinem 70. Lebensjahre, mit dem besten Erfolge, als Lehrer der deutschen Geschichte und Literatur, tätig war. Bald nach seinem Rücktritt aus dieser Stellung völlig erblindet, durch schwere Schicksalsschläge gebeugt und körperlich geschwächt, war es ihm immerhin — ein Lichtblick in einem langen Leben voll Sorgen und Mühen — vergönnt, ein Jahr vor seinem Tode, der am 24. April 1900 erfolgte, noch seine goldene Hochzeit zu feiern. — Wilhelm Sehring ist zweifellos ein Gott begnadeter Dichter, aber als solcher mehr Idealist und Schwärmer, auch in den von ihm mit glühender Begeisterung behandelten vaterländischen und historischen Stoffen; daß er darin so selten den realen Boden gefunden und so oft die Fühlung verloren mit dem, was in Wirklichkeit war, mag mitbegründet sein durch das heillose Schicksal seiner lebenslänglichen Erblindung; so befand sich sein Können fast zeitlebens in erfolglosem Widerstreite mit einem oft geradezu unbändigen Wollen. Schon als Zögling in der Blindenanstalt in Berlin entstand in ihm der Riesenplan eines Universalwerks der „Weltgeschichte" — vom alten Indien zum neuen Germanien! „eine Weltgeschichtsdichtung und Weltgeschichtskritik", wie er das Ding nannte. Das, was er im Laufe langer Jahre an dem Werke zur Ausführung brachte, entbehrt des einheitlichen Planes und Abschlusses. Daß die bewundernswerte, echt ostpreußische Kraft in der langen „Schicksalstragödie seines Erdenwallens", wie er sein Leben selbst nennt, nicht hundertmal brach, das dankt sie dem eisernen Willen, der ihn aufrecht und jung erhielt; noch im hohen Greisenalter wirkte sein Wort begeisternd, erweckend, entfachend; er sprach mit einer fast dramatischen Emphase. Wilhelm Sehrings Großmutter von Vaters Seite war übrigens die mit Gotter und Iffland in Mannheim befreundete Schauspielerin Sophie Sehring, deren Sohn, der Bassist Karl Sehring, mit seiner Frau, der Soubrette Henriette Sehring, einst der Karlsruher Hofbühne angehört hatte. Wilhelm Sehring verglich sich gern mit dem blinden Sehergreise Teiresias, oder aber auch mit dem blinden römischen Senator Appius

Claudius; viel eher dürfte sein dichterisches Wirken an den griechischen Elegiker Tyrtäos erinnern, der, selbst erlahmt, mit seinen begeisterten Gesängen die Spartaner im zweiten messenischen Kriege zum Sieg führte. Edle Glut, frischer Mut der Überzeugung, Lauterkeit der Gesinnung und kühne, bilderreiche Sprache zeichnen die Mehrzahl der poetischen Werke aus, welche Sehring hinterlassen hat. Wir nennen davon: „Vom Konzil zu Nikäa bis zum westfälischen Frieden (825—1648). Epigramme, Lieder, Jamben zur Geschichte der Menschheit." — „Das betrogene Deutschland oder von Wiens Kongreß bis zu Frankfurts Bundestag, Gedenkblätter deutscher Geschichte (geweiht dem Dreibunde — als Deutscher und Weltbürger)." — „Hie Welf! — hie Zollern! Gedanken und Gedichte." — „Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck, sein Reichskanzler." — „Badenia als Tochter Germanias oder Großherzog Friedrich von Baden und die deutschen Hohenzollernkaiser (Gedenkblätter bad. Heimatfeste)." „Deutschland und Rom (Vaterlandsgrüße)." — „Die deutsche Burschenschaft (Gesänge zur Vaterlandsgeschichte)." — Seine minnedienstlichen Sängerfahrten besang Sehring, als ein echter Frauenlob, in „Mein Buch der Frauenhuldigung".

Dr. Cathiau.

Karl Seiz,

am 5. November 1816 in Wiesloch geboren als Sohn des Amtsrevisors Andreas Seiz, studierte in den Jahren 1834 bis 1837 an der Universität Heidelberg und wurde 1840 Lehrer, 1842 Professor an der höheren Bürgerschule und am Lyceum zu Konstanz. Im Jahre 1850 nahm er seine Entlassung aus dem Staatsdienst, trat aber 1864 wieder in denselben zurück und erhielt die Stelle eines Kreisschulrats in Konstanz übertragen, welche er bis 1886 bekleidete. Bei seiner Zuruhesetzung im letzteren Jahre wurde er von Großherzog Friedrich zum Hofrat ernannt. 1861 übertrug die Stadt Konstanz Seiz das Landtagsmandat, das er bis 1870 in entschieden liberalem Sinne ausübte. 1863 nahm er an der Versammlung von Abgeordneten der deutschen Kammern teil, welche in Frankfurt a. M. zur Begutachtung des österreichischen Bundesreformprojekts zusammentrat; 1871 bis 1874 war er Mitglied des deutschen Reichstags. Als langjähriger Freund Wessenbergs einer freisinnigen religiösen Richtung zugetan, beteiligte sich Seiz bei der Errichtung der altkatholischen Gemeinde in Konstanz und blieb bis zu seinem Tode ein

opferwilliges Mitglied derselben. Längere Jahre Präsident der „Sängerrunde Bodan", Mitbegründer des Konstanzer Turnvereins und der Sektion Konstanz des deutsch-österreichischen Alpenvereins, sowie ein tätiges Mitglied des letzteren, war Seiz, vornehmlich auch seines hervorragenden Erzählertalents und seines ursprünglichen Humors wegen, eine in weiten Kreisen beliebte und geschätzte Persönlichkeit. Bis zuletzt von seltener geistiger Frische erreichte er das hohe Alter von 83 Jahren; er starb am 24. Oktober 1899 in Konstanz, wo er über fünf Jahrzehnte seines Lebens zugebracht hatte. (Konstanzer Zeitung Nr. 254 vom 29. Oktober 1899; Jahresbericht der Sektion Konstanz des deutschen und österreichischen Alpenvereins über das Jahr 1899, S. 15—18.)

Friedrich Serger,

Geh. Rat I. Klasse und Oberlandesgerichtspräsident, wurde im Jahre 1822 zu Gerlachsheim als dritter Sohn des fürstlich Salmschen Hofrats und Domänendirektors Ernst Serger geboren. Seine allgemein wissenschaftliche Vorbildung empfing er auf dem damaligen Lyceum zu Mannheim und widmete sich sodann dem Studium der Rechtswissenschaft an den Universitäten zu Bonn und Heidelberg. Nach rühmlich bestandener Staatsprüfung und erfolgreich vollendeter praktischer Vorbereitungszeit trat er, erst 27 Jahre alt, in den Richterdienst, wozu er durch Anlage und Neigung vorzugsweise berufen schien. Gründliches und umfassendes Wissen auf allen Gebieten des Rechtes bei entschieden praktischer Lebensrichtung, strengste Objektivität und ein fein entwickelter Rechtssinn, alles gepaart mit der Gabe strammer und sicherer Leitung der Verhandlungen, waren hervorragende Eigenschaften, welche die richterliche Tätigkeit Sergers überall ausgezeichnet haben. Wie richtig seine unzweifelhafte Qualifikation für diesen Zweig des öffentlichen Dienstes von der Großh. Regierung stets erkannt, aber auch gebührend gewürdigt worden ist, beweist am besten die ehrenvolle Laufbahn, welche er bis zur höchsten Richterstelle des Landes in ungewöhnlich raschem Gange durchschritten hat. Seine erste Anstellung erfolgte im Jahre 1849 als Assessor bei dem Bezirksamte, damals zugleich Amtsgerichte, Mannheim. Im Jahre 1854 wurde er zum Hofgerichtsassessor daselbst ernannt und 1858 zum Hofgerichtsrat befördert. Anläßlich der Badischen Justizorganisation von 1864 trat er als Direktor an die Spitze des neu errichteten Kreisgerichts Mosbach, aber schon nach drei Jahren wurde er als Kreis- und Hof-

gerichtsdirektor an den Gerichtshof zu Karlsruhe berufen und von da im Jahre 1869 zum Vizekanzler des obersten Gerichtshofes, des damaligen Großh. Oberhofgerichtes in Mannheim, befördert, wo er 1872 zum Kanzler vorrückte. Letztere Stelle vertauschte er im Jahre 1877 mit jener des Kreis- und Hofgerichtspräsidenten in Karlsruhe. Die im Jahre 1879 ins Leben getretene deutsche Gerichtsverfassung brachte ihm die Ernennung zum Präsidenten des Landgerichtes Karlsruhe und im Jahre 1881 wurde er nach dem Tode des ersten, hochverdienten Oberlandesgerichtspräsidenten Obkircher zum Präsidenten dieses obersten Landesgerichtshofes ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Lebensende verblieb. Auch außerhalb seines Amtes kam Serger wiederholt in die Lage, den reichen Schatz seines Wissens und seine vielseitige Leistungsfähigkeit im öffentlichen Leben zu verwerten. Zunächst geschah dies auf dem Landtage 1871/72, als er den Wahlbezirk Mosbach in der Zweiten Kammer der Ständeversammlung vertrat, wo er an den gesetzgeberischen Arbeiten einen bedeutenden Anteil nahm, z. B. durch seine Berichterstattung über einen großen Teil des sehr umfangreichen Badischen Einführungsgesetzes zum Reichsstrafgesetzbuche u. a. m. Sodann aber wurde er für die Dauer des Landtages 1889/90 durch das Vertrauen des Großherzogs zum Präsidenten der Ersten Kammer der Ständeversammlung berufen. Obwohl damals schon körperlich leidend, hat er dennoch in seiner stets bewährten Pflichttreue und mit Hintansetzung jeder Rücksicht auf die eigene Person dem Rufe des Landesherrn Folge geleistet und auch diese, ihm bis dahin ungewohnte Aufgabe zu glücklicher und gedeihlicher Lösung gebracht. Auch für die Tagung der Landstände 1891/92 erfolgte seine abermalige Berufung zum gleichen Ehrenamte, doch hinderte ihn zunehmende körperliche Schwäche, sich an den ständischen Arbeiten in vollem Umfange zu beteiligen. — Blieb nun aber auch das geistige Leben und die bedeutende Schaffenskraft Sergers hauptsächlich auf den richterlichen Dienst konzentriert, so war er doch weit entfernt, in dieser seiner Berufstätigkeit jemals einseitig zu verharren, im Gegenteile widmete er allen bedeutsamen Vorgängen im öffentlichen Leben stets ein reges Interesse und volle Teilnahme. Die nationale Wiedergeburt und die dadurch bedingte Machtstellung Deutschlands, wie die fortschreitende innere Entwicklung des weitern und engern Vaterlandes gewährten seinem Patriotismus die höchste Befriedigung. Mit Aufmerksamkeit und Verständnis folgte er der tiefgehenden, das gesamte soziale Leben ergreifenden Bewegung der Gegenwart und den großartigen

Versuchen zur Lösung der ernsten Kulturfragen unserer Zeit. Jedem vernünftigen Fortschritte und allen wahrhaft freiheitlichen Bestrebungen zwar aufrichtig ergeben, war er im Grunde doch eine konservativ angelegte, bedächtige Natur, und vorsichtig prüfte er mit dem ihm eigenen kritischen Verstande alle Neuerungen in Theorie und Praxis, bevor er denselben, soviel an ihm lag, erprobte und ehrwürdige Überliefetungen zum Opfer brachte. Im öffentlichen wie im Privatleben zeigte sich Serger als ein Mann von ungemein anspruchslosem, wahrhaft bescheidenem Wesen, von schlichten Sitten und einfachen Umgangsformen. Strenge gegen sich selbst bis zur äußersten Härte, war er milde und nachsichtig in Beurteilung der Fehler und Schwachheiten Anderer, aber die ungetrübte Reinheit seines Charakters erfüllte ihn mit Abneigung gegen alles Scheinwesen und machte ihn zum unversöhnlichen Feinde jeder niedrigen Denk- und Handlungsweise. Trotz körperlichen Beschwerden und damit zusammenhängenden gemütlichen Verstimmungen, welche die letzten Jahre seines Lebens trübten, waltete Serger mit gewohnter Energie und Meisterschaft seines Amtes, bis zu Anfang des Winters 1891/92 seine Leiden eine ernstere Wendung nahmen und ihn zur einstweiligen Einstellung der regelmäßigen Berufstätigkeit nötigten. Wie ein letzter milder Sonnenstrahl fiel in diese Zeit schwerer Bekümmernis die Feier seines 70. Geburtstages. Obwohl der Jubilar jede äußere Festlichkeit dankend abgelehnt hatte, sind ihm doch von allen Seiten die herzlichsten Kundgebungen zuteil geworden, vor allem von dem Großherzog und der Großherzogin, von dem Chef der Justizverwaltung, von der Ersten Kammer, den Mitgliedern des Oberlandesgerichtes und anderer Gerichtshöfe des Landes, sowie von zahlreichen Privatpersonen. Wenige Tage später erlitt er wiederholte Gehirnschläge, von welchen er sich nicht mehr erholen sollte; am Nachmittage des 12. Februar 1892 bereitete ein sanfter Tod seinem arbeitsreichen Leben ein schmerzloses Ende. (Beilage zur Karlsruher Zeitung vom 3. März 1892.)

Hermann von Seyfried.

Mit Hofrat Dr. Hermann v. Seyfried ist ein Mann dahingegangen, der mit vollem Rechte eine Zierde des ärztlichen Standes genannt zu werden verdient. Geboren in Konstanz am 31. März 1847 als Sohn Wirklichen Geheimerats Eugen von Seyfried, absolvierte er im Jahre 1865 das Gymnasium zu Karlsruhe, widmete sich in Heidelberg

und Freiburg dem Studium der Medizin und bestand im Jahre 1868 in Heidelberg die Vorprüfung mit der Note „gut". Das denkwürdige Jahr 1870 unterbrach das Studium des jungen Klinikers und führte ihn vorübergehend nach Frankreich und dann bis zum Friedensschluß in das Karlsruher Militärspital. Nach Rückkehr friedlicher Zeit vollendete v. Seyfried seine unterbrochenen Studien, bestand im Jahre 1872 sein Staatsexamen mit der Note: „vorzüglich gut" und doktorierte wenige Wochen nachher, gleichfalls in Heidelberg. Nach erlangter Approbation ließ sich Dr. von Seyfried durch verwandtschaftliche Rücksichten und Wünsche bestimmen nach Amerika zu gehen, praktizierte 5 1/2 Jahre in New-York und kehrte 1878 von dort reich an Erfahrung und wohl auch reich an Enttäuschungen in die Heimat zurück, besuchte noch die Universitäten in Wien und Heidelberg und ließ sich im Winter 1878 auf 1879 in Karlsruhe als ausübender Arzt nieder. Seine hervorragende wissenschaftliche Bildung, sein für Arme und Reiche gleich humanes Fühlen und Handeln erwarben ihm bald eine ausgedehnte Privatpraxis, wozu im Jahr 1889 noch seine Ernennung zum Bahnarzt kam, eine Stellung, die außergewöhnliche Anforderungen der Hingabe an den unermüdlichen Mann machte. Der rastlosen Tätigkeit Seyfrieds wurde aber auch die gebührende Anerkennung zu teil. 1884 wurde er Hof- und Theaterarzt, 1896 wurde ihm von Großherzog Friedrich das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens und in dem folgenden Jahre der Titel „Hofrat" verliehen. Seine letzte Ehrung erfolgte im Jahre 1899 mit der Berufung zum Mitgliede des Aufsichtsrats der badischen Versorgungsanstalt. Das schönste Glück fand v. Seyfried in seiner Ehe mit der Tochter des verstorbenen Medizinalrats Salzer, welche mit zwei Kindern den frühen Heimgang des treubesorgten Gatten und Vaters beweinte. Hermann v. Seyfried war eine durchweg vornehm veranlagte Natur, die unentwegt festhielt an dem ungeschriebenen Gesetz der Ethik, und darum genoß er bei seinen Kollegen die höchste Achtung und selbst bei nicht immer zu vermeidenden differierenden Anschauungen im Zusammenwirken mit den Standesgenossen die größte Beliebtheit; war doch jeder seiner Mitarbeiter überzeugt, daß niemals kleinliche Animosität sein Verhalten bestimmte, sondern in all seinem Tun stets zielbewußte Überzeugung und unbegrenztes Wohlwollen für Kranke und Kollegen vereinigt waren. Seine Liebe zum Beruf und seine nie ermüdende Pflichttreue machten ihm seine wahrlich nicht geringe Arbeit leicht. Neben seiner großen praktischen Tätigkeit, die an-

getan war, den verantwortlichen Mut und die Schaffenslust eines Mannes völlig in Anspruch zu nehmen, war v. Seyfried überall zu haben, wo es zu helfen galt, und seine Tätigkeit im Vorstande des Vereins Karlsruher Ärzte, sowie im engeren Verwaltungsrat der ärztlichen Witwenkasse, wo ihm viele Jahre hindurch reichlich Gelegenheit wurde, manche Träne von Witwen und Waisen zu trocknen, sichern ihm ein unerlöschliches, treues Gedenken. Ein schleichendes Leiden, dessen Ernst Seyfried selbst in seinem vollen Umfang längst erkannt hatte und das er mit männlicher Ergebung ertrug, veranlaßte zuletzt einen schweren operativen Eingriff, den er, selbst überzeugt von der fast völligen Aussichtslosigkeit auf Erfolg, nur im treuen Hinblick auf seine Angehörigen über sich ergehen ließ. Ein rasch eingetretener Tod machte den mit höchstem Mannesmut ertragenen Qualen am 24. September 1900 ein erlösendes Ende.

Dreßler.

Heinrich Siegel

erblickte am 13. April 1830 in dem Neckarstädtchen Ladenburg das Licht der Welt als zweiter Sohn des nachmaligen badischen Hofrats und Generalstabsarztes Dr. Joseph Siegel. Seine Kinderjahre verlebte er unter der liebevollen und tüchtigen Erziehung seiner Eltern, namentlich seiner Mutter Magdalena, geborenen Heiligenthal, in Bruchsal. Nach Absolvierung des dortigen Gymnasiums und des Lyceums zu Heidelberg studierte er seit dem Wintersemester 1849/50 zunächst in letzterer Stadt, woselbst er bereits in schulfreien Stunden Vorlesungen von Schlosser, Gervinus und Reichlin-Melbegg über Geschichte, Literatur und Philosophie gehört hatte, dann in Bonn und seit Herbst 1851 wieder in Heidelberg die Rechte. Hatte in Bonn vor allem der Germanist Ferdinand Walter nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt, so waren es hier, neben dem Romanisten v. Vangerow und dem Staatsrechtslehrer Robert v. Mohl, der Professor der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte H. Zöpfl, dann der damals anerkannt erste Kriminalist und Privatrechtslehrer K. Mittermaier und der Extraordinarius Robert Karl Sachße, der damals ebenfalls Vorträge über das deutsche Privatrecht hielt und hauptsächlich der tieferen Erkenntnis des Sachsenspiegels seine Aufmerksamkeit widmete, die den strebsamen, empfänglichen Jüngling schon früh in jene Bahnen wiesen, die er späterhin in so glänzender Weise zu verfolgen berufen war. Die von der Heidelberger Juristenfakultät als Preisaufgabe

gestellte Darstellung des deutschen Erbrechts nach den beiden großen Rechtsbüchern des Mittelalters trug Siegel am 22. November 1851, nebst einem anderen Studenten, die im Jahre 1807 von Großherzog Karl Friedrich für die Universität Heidelberg gestiftete goldene Medaille als Preis ein, da seine größtenteils schon in Bonn in lateinischer Sprache abgefaßte Dissertation von der Fakultät als ganz vorzüglich erachtet wurde. Durch diesen schönen Erfolg ermutigt, entschied sich Siegel für die akademische Laufbahn und erwarb mit der ins Deutsche übertragenen und durch Heranziehen anderer Rechtsquellen erweiterten Preisarbeit „Das deutsche Erbrecht nach den Rechtsquellen des Mittelalters in seinem inneren Zusammenhange dargestellt“ am 30. November 1852 an der Universität Gießen den Doktorgrad und im folgenden Jahre auch schon mit der Schrift „Die germanische Verwandtschaftsberechnung mit besonderer Beziehung auf die Erbfolge“ die venia legendi daselbst. In beiden Schriften vertritt Siegel ganz neue Grundgedanken, indem er in ersterer das deutsche Erbrecht im Gegensatz zum römischen Recht als Wartrecht des Erben bei Lebzeiten des Erblassers und in letzterer die germanische Gradberechnung im Anschluß an das Bild des menschlichen Körpers zur Darstellung bringt. In Gießen las Siegel als Privatdozent vor allem über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht mit Einschluß des Handels-, Wechsels- und Seerechts, die deutsche Wechselordnung, erklärte ausgewählte Stellen des Sachsenspiegels und behandelte im Anschluß daran eine Reihe von Fragen des älteren deutschen Rechts. Hier entstand auch sein mit großem Beifall aufgenommenes, aber leider nur Bruchstück gebliebenes Werk „Geschichte des deutschen Gerichtsverfahrens“, Gießen 1857. Das eigentliche Feld fruchtbarster akademischer und literarischer Tätigkeit fand Siegel jedoch nicht in Deutschland, sondern in Österreich, wo die Reformen des Ministeriums Thun die gegen das Studium der deutschen Rechtsgeschichte herrschende Voreingenommenheit gebannt und wenige Jahre vor Siegels 1857 erfolgten Berufung nach Wien der Lehre des deutschen Rechts und seiner Geschichte an den Universitäten Eingang verschafft hatten. In formvollendeter, bilderreicher Sprache wußte hier Siegel während 40 Jahren, zunächst als außerordentlicher und dann seit 1862, nach Ablehnung einer Berufung nach Tübingen, als ordentlicher Professor, in Kollegien über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht, Geschichte des deutschen Strafrechts, gerichtliches Verfahren und Erbrecht, wie durch Erklärung dieser oder jener Rechtsquelle im Seminar, das er mit Vorliebe „germanische

Gesellschaft“ nannte, den jugendlichen Hörern Sinn für die Vergangenheit, für geschichtliche Fortbildung und Entwicklung zu erwecken und ihnen das Verständnis der modernen Verhältnisse zu erhöhen und zu erleichtern und so als einer der ersten in Österreich für das deutsche Recht Schule zu machen. Über diese seine Wirksamkeit äußerte er sich in seiner Rektoratsrede vom Jahre 1878, „Die wissenschaftliche Pflege des deutschen Rechts in Österreich, zumal an der Wiener Hochschule“. Am 11. November 1879 wurde ihm „in Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen in der Wissenschaft und im Lehramte“ der Titel und Charakter eines Hofrates verliehen und 1891 wurde er auf Lebenszeit in das Herrenhaus des österreichischen Reichsrates berufen. Der Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes aus seiner Ehe mit der Tochter Rosa des Dichters und Politikers Dr. med. Ludwig Edlen von Loehner, den er nicht verwinden konnte, mochten auch die Gattin und die ihm gebliebenen drei Kinder wetteifern, ihm das Verlorene durch ihre Liebe zu ersetzen, und zunehmende Kränklichkeit veranlaßten ihn, 1898 seine Versetzung in den Ruhestand zu erbitten, was ihm auch gewährt wurde. Gleichzeitig übernahm Siegel das Vizepräsidium der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, in die er 1862 als korrespondierendes, 1863 als wirkliches Mitglied eingetreten war und deren General-Sekretariat er seit 1875 bekleidet hatte. In der Akademie regte er 1864 die Herausgabe der österreichischen Weistümer an, als deren ersten Band er im Verein mit dem Sprachgelehrten Karl Tomaschek 1870 „Die Salzburgische Taidinge“ veröffentlichte. Von den literarischen Arbeiten Siegels, die wir vollständig in dem von Alfred v. Wretschko entworfenen Bild seines Lebens und Wirkens Seite 47 und 48 zusammengestellt finden, wollen wir hier nur einige namhaft machen, so die drei, wie so manche andere, in den Sitzungsberichten der Akademie erschienenen Abhandlungen „Die rechtliche Stellung der Dienstmannen in Österreich im 12. und 13. Jahrhundert“, 1883, „Das erzwungene Versprechen und seine Behandlung im deutschen Rechtsleben“, 1893, „Der Handschlag und Eid nebst den verwandten Sicherheiten für ein Versprechen im deutschen Rechtsleben, eine Untersuchung“, 1894, und die als Lehrbuch 1886 in erster, 1889 in zweiter und 1895 in dritter Auflage erschienene „Deutsche Rechtsgeschichte“. Die letzte Schrift Siegels ist die kurz vor seinem am 4. Juni 1899 eingetretenen Tode veröffentlichte Studie „Die deutschen Rechtsbücher und die Kaiser Karls-Sage“. — Siegel war ein Mann von echter deutscher Gesinnung, strengstem Rechtssinn, größter Ehrenhaftigkeit, ungewöhnlicher Pflichttreue und be-

geisterter Hingabe an seinen Beruf. Sein Name wird in der Wissenschaft fortleben. — (Vgl. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. XX. Germ. Abt. Seite VII. ff.; Arnold Luschin von Ebengreuth, Heinrich Siegel. 1830—1899; Alfred v. Wretschko, Heinrich Siegel. Berlin 1900; Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. IV. Band. Seite 91 ff.; A. Teichmann, Heinrich Siegel.) S.

Karl Siegel,

Geh. Oberregierungsrat, der Bruder des vorigen, war geboren am 30. Juli 1832 in Bruchsal. Er entstammte einer Pfälzer Familie, aus welcher verschiedene Glieder zu höheren Stellen im staatlichen Dienste emporgestiegen waren. So war sein Großvater, Staatsrat Siegel, als Kreisdirektor in Mannheim tätig, während sein Vater mit dem Titel eines Generalstabsarztes an der Spitze des badischen Militär-Sanitätswesens stand. Nachdem Siegel im Jahre 1851 im Alter von 19 Jahren mit dem Zeugnis der Reife zur Universität entlassen worden war, widmete er sich auf den Hochschulen Heidelberg, Göttingen und München dem Studium der Jurisprudenz. Im Jahre 1856 wurde er zum Rechtspraktikanten, im Jahre 1859 zum Referendär ernannt. Seine erste definitive Stelle war die eines Amtsrichters in Mannheim. Schon bald nach Übernahme derselben scheint er indes seinen Beruf für die Verwaltung entdeckt zu haben. Wir finden ihn 1866 als zweiten Beamten des Bezirksamts Mannheim, von wo er 1868 zum Amtsvorstand in Schönau vorrückte. In gleicher Eigenschaft war er dann, von 1880 an mit dem Titel Stadtdirektor, in Villingen (1872—1876), Staufen (1876—1877), Achern (1877—1878), Pforzheim (1878—1883), Mannheim (1883—1887) tätig. Wie gut es ihm in allen diesen Stellungen gelang, die damit verbundenen Aufgaben zu lösen, kann daraus entnommen werden, daß er im Jahre 1887 zum Amte eines Landeskommissärs für die Kreise Freiburg, Lörrach und Offenburg berufen wurde, womit er eine der wenigen höheren Stellen erlangte, die nach der badischen Verwaltungsorganisation Verwaltungsbeamte im äußern Dienste erreichen können. Siegel war zum Verwaltungsbeamten in seltenem Maße prädestiniert. Mit dem lebhaftesten Interesse für alle öffentlichen Angelegenheiten verband er ein warmes Herz und einen starken Trieb zu helfen, zu fördern, aufzubauen. Dabei zierten ihn die liebenswürdigsten Umgangsformen. Es ist wohl kaum je, weder im

dienstlichen noch im außerdienstlichen Verkehr, ein verletzendes Wort seinen Lippen entflossen. Wie sehr ihn menschliches Elend bewegte, davon gibt die Richtung Zeugnis, welche seine literarische Tätigkeit genommen hat. Seine erste gedruckte Arbeit ist ein Bericht über den verheerenden Brand, der am 30. Juni 1870 den größeren Teil des Ortes Mambach im Amt Schönau zerstörte, und die Tätigkeit, welche im Anschlusse an dieses Ereignis das zur Hilfeleistung gebildete Komitee entfaltete. So bescheiden der Verfasser seine eigene Tätigkeit zu verbergen sucht, so ist es doch unverkennbar, daß auf dieser ganz wesentlich die Aktion des Komitees beruhte. Die Erfahrungen, die Siegel als dessen Vorsitzender zu machen Gelegenheit hatte, gaben ihm zu einer im 30. Bande der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft unter dem Titel „Über den Modus der Verteilung von Liebesgaben, ein Beitrag zur freiwilligen Armenpflege" veröffentlichten Arbeit Veranlassung, die dann erweitert 1877 als selbständige Schrift im C. Winter'schen Verlage in Heidelberg erschien. War es mehr die freiwillige Tätigkeit, für die er in diesen Arbeiten Direktiven gab, so wendete er sich in einer im 38. Bande der gleichen Zeitschrift erschienenen Abhandlung der Frage der Staatshilfe bei wirtschaftlichen Notständen zu. Auch in weiteren Kreisen fand diese Schrift Beachtung. Unter anderen hat ihr E. Münsterberg in seinem bekannten Werke „Die deutsche Armengesetzgebung und das Material für ihre Reform" (Seite 316 f.) eine anerkennende Besprechung gewidmet. Von sonstigen literarischen Arbeiten sei ein in Hirths Annalen von 1893 abgedruckter Aufsatz „Über die Wehrpflicht nach Erwerbung und Verlust der Reichsangehörigkeit" erwähnt. Die Ausführung weiterer literarischer Pläne hat sein unerwartet eingetretener Tod durchkreuzt. Daß ein Mann mit solcher Arbeitskraft, solchem Tätigkeitstrieb und solch hilfsbereitem Sinn, wie es Siegel war, sich auf seine amtliche Beschäftigung nicht beschränkte, sondern auch auf dem Gebiete des Vereinslebens gemeinnützige Zwecke zu fördern suchte, erscheint begreiflich. Von den zahlreichen Vereinen, denen er angehörte, waren es in den letzten Jahren vorzugsweise die Volkstrachtenvereine, die sein Interesse in Anspruch nahmen. Nachdem der erste dieser Vereine auf Anregung des beredten Freundes bäuerlicher Sitte, des Stadtpfarrers Hansjakob, in Freiburg gegründet worden war, betrieb Siegel die Gründung von Vereinen mit gleicher Tendenz in andern Amtsorten, so namentlich in Offenburg, Oberkirch, Waldkirch und Wolfach. Was zur Erhaltung der Volkstrachten seitens dieser Vereine

geschehen ist, ist wesentlich das Werk Siegels, dem auch das Hauptverdienst an dem Gelingen des bei Gelegenheit der Oberbadischen Landwirtschaftlichen Ausstellung 1895 in Freiburg veranstalteten prächtigen Trachtenzuges zuzuschreiben war. So groß übrigens die Beflissenheit war, mit welcher Siegel sich den Aufgaben des Verwaltungsdienstes widmete, so erschöpfte sich in ihnen sein Interesse nicht. Sein Horizont war ein weiterer; historische und ästhetische Fragen waren es namentlich, die ihn neben seinem Dienste in seinen freilich kurz bemessenen Arbeitspausen beschäftigten. Er besaß reiche Sammlungen von Kupferstichen, Medaillen, Münzen, Uhren, die er teils „von den Vätern ererbt", teils selbst zusammengebracht hatte. Sie einmal mit Zuhilfenahme alles gelehrten Apparates gründlich zu sichten und sie sich dadurch in höherem Sinne anzueignen, war der stille Wunsch seiner letzten Lebensjahre gewesen. Leider sollte er unerfüllt bleiben. In den letzten Jahren war die Gesundheit Siegels keine ungetrübte gewesen. Doch war augenscheinlich ein ernsteres Leiden nicht vorhanden. Sein Befinden hatte sich auch im Laufe des letzten Jahres wesentlich gebessert und mit vermehrter Arbeitslust wandte er sich seinen dienstlichen Aufgaben zu. Er war in regster Tätigkeit, als das Ereignis eintrat, das seinem Leben ein Ziel setzen sollte. Am 7. und 8. März 1896 hatten starke Regengüsse im Gebirge wie in der Ebene ein Anschwellen der Dreisam bewirkt, das für die Anwohner gefährlich zu werden drohte. An vielen Stellen war schon am 8. März das an den Fluß anstoßende Gelände überflutet, Straßen und Dämme wurden durchbrochen, Brücken und Wehre mit fortgerissen. Besonders gefährdet war die Schwabentorbrücke in Freiburg, vor der sich eine große Menge Treibholz angesammelt hatte, dessen Druck schwer auf den Brückenpfeilern lastete. Die Räumung der Brücke wurde in der Nacht von 8. auf den 9. März angeordnet und vollzogen. Als die letzten schickten sich Morgens zwischen drei und vier Uhr Siegel und der Amtsvorstand von Freiburg Geh. Regierungsrat Sonntag an, sie zu verlassen, als plötzlich ein Pfeiler einstürzte, und den Teil mit in die Tiefe riß, auf dem beide Männer standen. Vollkommen unmöglich war es, den von den Fluten Fortgerissenen Hilfe zu bringen. Die Nachforschungen nach den Leichnamen waren nicht alsbald von Erfolg begleitet. Der Leichnam Sonntags wurde am 11. März bei Neuershausen gefunden, während jener Siegels am 9. April bei Rust im Rheine treibend gesehen und von Ruster Fischern geborgen wurde. Die Nachricht der Katastrophe rief in allen Schichten der Bevölkerung die herzlichste Teilnahme wach. Zahl-

reiche Kundgebungen bezeugten dies. Besonders hervorzuheben ist jene der Zweiten Kammer der Ständeversammlung, die ihre auf den Nachmittag des 9. März anberaumte Sitzung aufhob, nachdem der Präsident in beredten Worte der Opfer der Katastrophe gedacht hatte. Der Beisetzungsfeier Siegels auf dem Karlsruher Friedhof am 11. April wohnte eine ungewöhnlich große Trauerversammlung bei. Der Großherzog war erschienen. Unter den zahlreichen Blumenspenden, welche den Sarg zierten, befand sich auch eine solche der Großherzogin, welche die hohe Geberin vor der Einsegnung der Leiche persönlich am Sarge niedergelegt hatte. (Karlsruher Zeitung vom 29. April 1896.)

Leonhard Sohncke,

geboren zu Halle a. S. am 7. April 1842 als zweiter Sohn des Mathematikprofessors an der dortigen Universität Ludwig Adolf Sohncke, besuchte die Thalerschule und die Latina in den Franckeschen Stiftungen und dann seit 1859 die Universität seiner Vaterstadt. Hier widmete er sich neben mathematischen und physikalischen Studien besonders der Mineralogie, bekleidete bereits als Student die Stelle eines Hilfsassistenten am mineralogischen Institut und erhielt, nach bestandener Lehramtsprüfung und nach Ablegung seines Probejahrs, 1866 die Stelle eines Gymnasiallehrers zu Königsberg i. Pr., ohne jedoch in diesem Berufe die genügende wissenschaftliche Befriedigung zu finden. Da war es vor allem der entscheidende Einfluß des berühmten Physikers Franz Neumann (1798—1895), der ihn allmählich von dem Studium der reinen Mathematik zu den naturwissenschaftlichen, insbesondere physikalischen Disziplinen führte und ihn bewog, sich 1869 mit einer Arbeit über die Kohäsion des Steinsalzes in Königsberg zu habilitieren. Doch nur kurze Zeit sollte er hier als Dozent tätig sein, denn schon 1871 wurde er auf Verwendung Kirchhoffs (siehe Bad. Biogr. IV, S. 218 ff.) als Professor der Experimentalphysik an das Polytechnikum zu Karlsruhe berufen. Hier regte ihn besonders der Umgang mit Christian Wiener (siehe unten) und Knop (siehe oben S. 397 ff.) zur Untersuchung der Krystalle an und so entstand 1879 sein bedeutendstes Werk „Entwicklung einer Theorie der Krystallstruktur". Neben seiner Lehrtätigkeit leitete Sohncke mit großem Eifer die Geschäfte des unter Wiedemann (siehe unten) gegründeten meteorologischen Instituts, und eine Fülle wissenschaftlicher Arbeiten zeitigte seine Karlsruher Forschertätigkeit, von denen

wir hier einige erwähnen wollen: „Zweiter und dritter Jahresbericht über die Ergebnisse der an den badischen meteorologischen Stationen von 1870—71 zusammengestellten Beobachtungen" (mit Fr. Weber) 1873, „Die regelmäßigen ebenen Punktsysteme von unbegrenzter Ausdehnung" 1873, „Der internationale Meteorologen-Kongreß in Wien" 1874, „Über Stürme und Sturmwarnungen" 1875, „Zusammenhang der von Reye angegebenen Formel für barometrische Höhenmessung mit der gewöhnlichen" 1875, „Über die Glimmerkombination von Reusch und ihre Bedeutung für die Theorie des optischen Drehvermögens der Krystalle" 1875, „Universalmodell der Raumgitter" 1876, „Die unbegrenzten regelmäßigen Punktsysteme als Grundlage einer Theorie der Krystallstruktur" 1876, „Zur Theorie des optischen Drehvermögens der Krystalle" 1876, „Wandernde Berge" 1876, „Zusammenstellung der auf das Großherzogtum Baden bezüglichen meteorologischen Literatur" 1877, „Über den Einfluß der Temperatur auf das optische Drehungsvermögen des Quarzes und des chlorsauren Natrons" 1876, „Änderung eines Gefäßbarometers in den ersten Jahren nach der Aufstellung" 1879, „Über das Verwitterungsellipsoid rhomboedrischer Krystalle" 1879, „Heinrich Wilhelm Dove" 1879, „Zum Einfluß des Schwarzwaldes auf die Regenverteilung" 1880, „Eine Erdbebenuntersuchung" 1880, „Das rheinisch-schwäbische Erdbeben vom 24. Januar 1880" 1880, „Neue Untersuchungen über die Newtonschen Ringe" 1881, „Ein Apparat zur Bestimmung der Newtonschen Ringe" 1881, „Die klimatischen Verhältnisse von Karlsruhe" 1882. Im Jahre 1883 folgte Sohncke einem Rufe an die Universität Jena und 1885 einem solchen an die technische Hochschule zu München, woselbst ihn am 1. November 1897 der Tod mitten aus seiner Tätigkeit hinwegraffte. (Vgl. Festgabe der technischen Hochschule in Karlsruhe zum Jubiläum der vierzigjährigen Regierung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden 1892, S. 259 ff.; Biographisches Jahrbuch 1898, S. 167 ff.; Badisches Unterhaltungsblatt 1898, Nr. 27.) S.

Alexander Spengler

wurde am 20. März 1827 zu Mannheim als ältester Sohn des Lehrers Joh. Phil. Spengler geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt bezog er die Universität Heidelberg, um Jurisprudenz zu studieren; als Mitglied des Korps Suevia wurde er ein bekannter

und gefürchteter Schläger. Die Revolution des Jahres 1849 riß ihn aus dem Burschenleben heraus; er schloß sich dem Aufstande an und wurde Führer der akademischen Sektion, später Adjutant des Generals Sigel. Nach der Niederlage bei Waghäusel entkam er mit knapper Not bei Säckingen über den Rhein; er ging nach Zürich und wandte sich auf Anregung des Physiologen Ludwig dem Studium der Medizin zu. In der Heimat in contumaciam verurteilt, sollte er nach Amerika ausgewiesen werden, da verwandten sich einige angesehene Graubündner, Studiengenossen aus der Heidelberger Zeit, mit Erfolg für ihn. Dieselben Freunde schlugen ihm nach Vollendung seiner Studien vor, die Stelle eines Landschaftsarztes in Davos zu übernehmen. Spengler sagte zu und kam, nachdem er die medizinische Prüfung in Chur absolviert, im November 1853 nach Davos. In dem damals einsamen und weltfernen Alpentale fühlte er sich anfangs fremd gegenüber Land und Leuten, bald aber gelang es ihm, unter beschwerlicher Berufsarbeit Fuß zu fassen. Am 8. Juli 1855 führte er eine Davoserin, Elisabeth Ambühl, als Gattin heim; von den fünf dieser Ehe entsprossenen Kindern haben vier, zwei Töchter und zwei Söhne, den Vater überlebt. Im Laufe der Jahre machte nun Spengler die Beobachtung, daß die Bevölkerung von Davos frei von Lungenschwindsucht zu sein schien, daß aber Davoser, wenn sie als Zuckerbäcker, Kafetiers u. dergl. in die Fremde gegangen und dort lungenkrank geworden waren, nach der Rückkehr in die Heimat sich auffallend schnell erholten, ja zum Teil wieder volle Gesundheit erlangten; er schöpfte daraus die Überzeugung, daß das Hochgebirgsklima — und zwar im Winter wie im Sommer — auf die Lungenschwindsucht heilsam einwirke. An die Öffentlichkeit gelangte diese Erkenntnis zum ersten Mal durch Dr. Meyer-Ahrens, welcher in seinen „Balneologischen Wanderungen" (Beilage zur Deutschen Klinik 1862) schrieb: „Bei einem Besuche, den ich im Jahre 1862 in Davos machte, teilte mir Spengler, Arzt in Davos, mündlich seine Erfahrungen über das Klima von Davos und die daselbst vorkommenden Krankheiten mit und machte mich auf die ausgezeichneten Erfolge des Aufenthalts in Davos bei nicht zu weit vorgeschrittener chronischer Tuberkulose aufmerksam". Es kamen nun zunächst nur für den Sommer Lungenkranke nach Davos; im März 1865 erschienen die zwei ersten Wintergäste, einer der letzteren, der sächsische Arzt Dr. F. Unger, brachte aus Görbersdorf die hygienisch-diätetischen Prinzipien H. Brehmers mit. Spengler behandelte die nun von Jahr zu Jahr in größerer Zahl erscheinenden Lungenkranken nach ähnlichen

Grundsätzen und veröffentlichte seine Anschauungen im Jahre 1869 in der Broschüre: „Die Landschaft Davos als Kurort gegen Lungenschwindsucht. Klimatologisch-medizinische Skizze". Basel, H. Richter. Mit Eifer arbeitete er an der Entwicklung des jungen Kurorts: an der Gründung des Kurhauses (1867), des Kurvereines zur Unterstützung unbemittelter Lungenkranker, der evangelischen Kurgemeinde war er beteiligt, und das zur Aufnahme Schwerkranker und zur Beschaffung von Krankenpflegerinnen bestimmte Diakonissenhaus, jetzt ihm zu Ehren Alexandershaus benannt, verdankt sein Zustandekommen in erster Linie den Bemühungen Spenglers und ist ihm auch bis in seine letzten Jahre besonders am Herzen gelegen. Seine frische, naturwüchsig-joviale Art gewann ihm rasch das Vertrauen seiner Kranken; manche durften sich auch der Gastlichkeit seines Hauses erfreuen. Das Bürgerrecht, das für einen Fremden damals in Davos selbst nicht zu erlangen war, hatte er schon bald nach seiner Niederlassung in der Nachbargemeinde Wiesen erworben. Fühlte er sich in Davos ganz heimisch, so pflegte er doch gerne die Beziehungen mit der alten Heimat, welche er, nachdem ihm im Jahre 1863 die Amnestie zuteil geworden, fast alljährlich besuchte. Davos war längst Weltkurort geworden, zwei Söhne und ein Schwiegersohn wirkten als Ärzte in Davos; da begann sich Spengler — Anfang der neunziger Jahre — aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. An einer am 8. November 1893 zur Erinnerung an sein vierzigjähriges Wirken veranstalteten Feier nahm er noch rüstig teil, in den folgenden Jahren aber begann das Alter sich geltend zu machen. Ende der neunziger Jahre nahmem unter Erscheinungen von Verkalkung der Arterien die körperlichen und geistigen Kräfte mehr und mehr ab, am 11. Januar 1901 starb er eines sanften Todes. — A. Spengler hat das Verdienst, den Wert des Hochgebirgsklimas für die Behandlung und Heilung der Lungentuberkulose erkannt zu haben und zwar zu einer Zeit, als die Lehre H. Brehmers von der Heilbarkeit dieser Krankheit noch wenig Glauben gefunden hatte, und als die Bestrebungen, Lungenkranke dem alpinen Winter auszusetzen, vielen Ärzten als frevelhaftes Beginnen erschienen. Wenn auch Brehmer in dem „Höhenklima" einen Heilfaktor sah, so hatte er dabei die bescheidene Höhe des Görbersdorfer Tales, keineswegs das eigentliche Hochgebirge im Auge. Spengler verurteilte die moderne Bewegung zur Errichtung von Lungenheilstätten im Tiefland, siehe die Vorrede zu seiner im Jahre 1899 unverändert in II. Auflage herausgegebenen Broschüre (Davos, H. Richter); er blieb trotz aller Anfechtungen bei der Über-

zeugung, „daß der konsequente Aufenthalt in verdünnter, trockener Luft auf geschützten Höhen, wo Lungenschwindsucht unter den Bewohnern nicht vorkommt und diese Krankheit in ungewöhnlicher Anzahl von Fällen Heilung findet, als einer der wichtigsten Faktoren, welche bei der Behandlung der Lungenschwindsucht in Betracht kommen, angesehen werden muß". (Vergl. Nekrologe in der Davoser Zeitung, 1901, Nr. 7; Davoser Blätter, 1901, Nr. 3; Korresp. Bl. f. Schweizer Ärzte, 1901, Nr. 6.)

K. Turban.

Adolf Stengel.

Am 22. November 1900 verschied in Heidelberg nach nur kurzer Krankheit der ordentliche Professor der Landwirtschaftslehre an der Universität Heidelberg Adolf Stengel. Stengel war geboren am 9. Juni 1828 in Darkehmen, Regierungsbezirk Gumbinnen, als der jüngste Sohn des Rechnungsrates Stengel in Lyck. Über den Bildungsgang Stengels ist zu erwähnen, daß derselbe während der ersten Schuljahre den Unterricht an der Ortsschule seiner Geburtsstätte besuchte, sodann das Gymnasium zu Lyck, wo er mit 17 Jahren die Maturitätsprüfung bestand. Er ging dann zunächst zur Post, verließ aber schon nach kurzer Zeit diesen Dienst wieder, um sich der Landwirtschaft zu widmen. Seine Lehrzeit verbrachte er auf dem Rittergut Angerapp. In der Folgezeit war er zunächst Verwalter auf verschiedenen Gütern in Ostpreußen und Rußland. Nach Aufgabe dieser Stellungen bezog Stengel die landwirtschaftliche Akademie in Eldena und die Universität Berlin, allwo er zum Dr. philos. promovierte. Schon kurz darauf erhielt Stengel eine erste Anstellung als Assistent an der Landwirtschaftsschule in Poppelsdorf, an welcher er sich habilitierte, bis er 1857 zum Lehrer an der Landwirtschaftsschule in Proskau ernannt wurde. Diese Stellung bekleidete er bis zum Jahre 1862, um sodann in gleicher Eigenschaft an die Forstakademie in Tharandt überzusiedeln. Eine neue Ära seiner Wirksamkeit begann für Stengel im Jahre 1864, als an der polytechnischen Schule zu Karlsruhe ein landwirtschaftlicher Kursus eingerichtet und der Verstorbene unter gleichzeitiger Ernennung zum ordentlichen Professor mit der Abhaltung der diesbezüglichen Vorlesungen betraut wurde. Wenn schon der Neuberufene bisher nicht durch wissenschaftliche schriftstellerische Tätigkeit hervorgetreten war, so rechtfertigte doch der Ruf, der von seiner außerordentlichen Lehrbefähigung ausging, die auf ihn gefallene Wahl. Bald nach seinem

Dienstantritt am 1. Januar 1865 erfolgte seine Beförderung zum Vorstand der Landwirtschaftsschule. Von den Mittel- und Großgrundbesitzern im Großherzogtum mit offenen Armen aufgenommen, wurde Stengel in Würdigung seiner glänzenden Rednergabe vielfach zu Vorträgen bei landwirtschaftlichen Versammlungen gewonnen, in denen er durch die Gründlichkeit seiner Darlegungen seine Zuhörer zu überzeugen pflegte. Die Art und Weise seines Auftretens, sowie seine weitgehenden Kenntnisse trugen ihm verschiedentliche Vertrauensstellungen ein, so hatte man ihm beispielsweise auch die Leitung der Bewirtschaftung des herrschaftlichen Gutes Stutensee anvertraut. Zahlreiche Söhne von Grundbesitzern, welche bisher fast ausschließlich zur Erlangung ihrer fachlichen Ausbildung die durch ihre vortrefflichen Lehrkräfte berühmt gewordene landwirtschaftliche Akademie in Hohenheim besucht hatten, fanden sich in dem Kreis seiner Zuhörer ein. Wie es die Stellung eines Professors der Landwirtschaftslehre mit sich bringt, wurde Stengel vielfach von Landwirten als Vertrauensmann und Sachverständiger in Anspruch genommen, und wiewohl seine Ratschläge, wenigstens soweit es sich um die wirtschaftlich-technische Organisation ganzer Betriebe handelte, nicht immer ganz das Richtige getroffen haben mögen, so muß doch anerkannt werden, daß überall da, wo Detailfragen zur Lösung standen, sein sachkundiges Urteil durch den Erfolg bestätigt wurde. Nachdem im Jahre 1872 die Angliederung der Landwirtschaftsschule an die Universität Heidelberg vor sich gegangen war, wurde Stengel unter Erweiterung seines Wirkungskreises zum Professor honorarius dortselbst ernannt. Seine Verdienste als Universitätslehrer, sowie das Einnehmende seiner Persönlichkeit bewirkten 1874 seine Bestellung als Professor ordinarius mit der Verpflichtung jedoch, die Vorlesungen in der forstlichen Abteilung der technischen Hochschule in Karlsruhe nebenbei weiterzuführen. Vom Jahre 1880 an, zu welcher Zeit die Aufhebung des landwirtschaftlichen Instituts an der Universität Heidelberg wegen zu geringer Beteiligung verfügt wurde, las Stengel in Heidelberg nur noch für Kameralisten. Auch an äußeren Anerkennungen seiner Wirksamkeit hat es Stengel nicht gefehlt. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn in den Bürgerausschuß der Stadt Heidelberg; auch gehörte er 1876—1881 dem deutschen Landwirtschaftsrat als Mitglied an. In der Periode von 1881—1882 finden wir ihn als Vertreter des 98. Wahlkreises im Reichstage, wo er sich der Fortschrittspartei anschloß. Die Wahl zum Prorektor der Universität Heidelberg im Jahre 1900

sah er sich veranlaßt eines Augenleidens wegen abzulehnen. An fürstlichen Auszeichnungen wurden Stengel im Jahre 1866 das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens, sodann 1871 für seine Tätigkeit während des Kriegsjahres das Eichenlaub hierzu, die Feldzugsmedaille am weißen Bande und der preußische Kronenorden IV. Klasse, im Jahre 1891 endlich der Titel eines Hofrates verliehen. Mit Stengel ist eine außerordentlich tüchtige Lehrkraft dahingegangen, ein Mann, der, wie Settegast, sein ehemaliger Direktor in Proskau, von ihm schreibt, mehr durch die Kraft und Überzeugung seiner mündlichen Darlegungen als schriftstellerisch zu wirken verstand. Sein Andenken wird noch lange in der Erinnerung fortleben. Deurer.

Joseph Stöckle

wurde am 19. Dezember 1844 zu Gutenstein im oberen Donautale als Sohn eines Landwirts geboren. Er besuchte die Gymnasien in Sigmaringen, Konstanz und Freiburg und studierte seit 1866 auf den Universitäten zu Freiburg und Heidelberg erst katholische Theologie und klassische Philologie, später ausschließlich Philologie. Nach bestandenem Staatsexamen kam er 1871 als Praktikant an das Pädagogium in Pforzheim und wurde 1875 Professor an der höheren Bürgerschule, der jetzigen Realschule in der gleichen Stadt. 1886 wurde er an die höhere Bürgerschule nach Schwetzingen versetzt, wo er nach längerem schweren Leiden am 27. Mai 1893 starb. — Stöckle hat sich durch eine Reihe literarischer Arbeiten in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt gemacht. Es erschienen von ihm noch in Pforzheim als Programmbeilage: „Der deutsche Unterricht an der höheren Bürgerschule" (1878), dann in Schwetzingen in rascher Folge eine Biographie Scheffels unter dem Titel „Ich fahr' in die Welt" (Paderborn 1888) und andere Arbeiten über Scheffel, dessen Familie und Werke in Diesterwegs Rhein. Blättern, in den Beilagen zur Tägl. Rundschau, in den Heidelberger Familienblättern und den Burschenschaftlichen Blättern; sodann „Fahrten in die Welt" (1889), „Erinnerungen aus dem Donautale" (1889), „Grundriß der Geschichte Schwetzingens" (1890), „Vom deutschen Versailles" (1892), „Die Mettnau bei Radolfszell" (1891), „Werenwag im Donautal" (1893), ferner eine Reihe Wörl'scher Städteführer und Reisehandbücher, sowie eine Anzahl von Abhandlungen und Aufsätzen literaturgeschichtlichen, pädagogischen und vermischten Inhalts in den genannten Rhein. Blättern,

den Badischen bezw. Südwestdeutschen Schulblättern, der Badischen Schulzeitung, im Deutschen Hausschatz, in der Katholischen Bewegung und in anderen Zeitschriften und Tageblättern, endlich Gedichte in den Dichterstimmen der Gegenwart und anderwärts. Stöckle wurde 1889 auch Gründer und Obmann der deutschen Abteilung des Scheffelbundes und gab dessen Jahrbücher für 1892 und 1893 heraus. In der Scheffelliteratur hat er sich neben Prölß, Ruhemann u. a. einen dauernden Ehrenplatz erworben, und namentlich erlitt der über ganz Deutschland verbreitete, aufstrebende Scheffelbund durch seinen Tod einen empfindlichen Verlust. (A. F. Maier in den Südwestdeutschen Schulblättern 1893, 138 f.)

Otto Stölzel,

am 13. Januar 1823 in Offenburg geboren, wurde im Kadettenhaus in Karlsruhe erzogen. 1841 Leutnant, 1847 Oberleutnannt, 1855 Hauptmann, 1859 erster Adjutant beim Gouvernement Rastatt, 1864 Major im Leibgrenadierregiment, machte er als solcher den Feldzug von 1866 mit. Seit 1867 Oberstleutnant wurde er beim Ausbruch des Krieges 1870 Kommandeur des aus Landwehrtruppen gebildeten Besatzungsregiments in Rastatt und später an Stelle des am 18. Dezember bei Nuits gefallenen Obersten von Renz Kommandeur des 2. Infanterieregiments, an dessen Spitze er die Schlacht an der Lisaine (15. bis 17. Januar 1871) mitmachte. Beim Inkrafttreten der Militärkonvention wurde Stölzel, inzwischen zum Obersten vorgerückt, in den preußischen Dienst übernommen. 1873 erhielt er den erbetenen Abschied; 1875 wurde er zum Kommandeur des badischen Gendarmeriekorps ernannt. 1891 zwangen ihn, nachdem er inzwischen zum Generalmajor befördert worden war (1887), körperliche Leiden, in den Ruhestand zu treten. Er starb am 17. März 1897. Als tüchtiger und kenntnisreicher Offizier und lauterer Charakter hatte er sich allgemeiner Wertschätzung erfreut. (Biographisches Jahrbuch 1898, 284. — Bad. Militärvereinsblatt 1897, 115.)

Franz Ludwig von Stoesser

entstammte einer alten badischen Beamtenfamilie. Er war als jüngster von sechs Geschwistern am 21. Juni 1824 in Heidelberg geboren, wo sein Vater, der spätere Oberhofgerichtspräsident Stoesser, damals Land-

amtmann war. Der Tradition der Familie entsprechend, die wiederholt bedeutende Juristen dem badischen Staatsdienst geschenkt hatte, widmete er sich nach dem Besuch der Lyceen in Mannheim und Konstanz dem Studium der Rechtswissenschaft und bezog im Wintersemester 1842/43 die Universität Heidelberg. Zu den Füßen hervorragender Rechtslehrer und berühmter Gelehrter wie des Pandektisten Vangerow, des Kriminalisten Mittermaier, des Staatsrechtslehrers Zöpfl, des Historikers Schlosser und des Philosophen von Reichlin-Melbegg hielt ihn die liebliche und fröhliche Musenstadt am Neckar, seine engere Heimat, die ganze Studienzeit an sich gefesselt. Im Frühjahr 1847 unterzog er sich dem Staatsexamen, welches er als erster bestand. Als rezipierter Rechtspraktikant versah er zunächst eine Aktuarsstelle bei dem Oberamt Bruchsal, wohin sein Vater in den ersten Jahren nach seiner Zuruhesetzung sich zurückgezogen hatte. Das Wintersemester 1847/48 verbrachte er wieder in Heidelberg, um neben dem Dienst als Volontär beim dortigen Oberamt unter dem Amtmann von Krafft-Ebing noch Vorlesungen über Finanzwissenschaft, Polizeiwissenschaft und Verwaltungsrecht an der Universität zu hören „in der Überzeugung, daß er ohne tüchtige theoretische Vorbildung seiner Aufgabe als Verwaltungsbeamter zu seiner eigenen Befriedigung nicht werde genügen können“. Vom März bis September 1848 volontierte er beim Oberamt Durlach. Von Ende September bis Ende Dezember 1848 fungierte er als Aktuar bei der aus Anlaß des Septemberaufruhrs ins Leben getretenen Untersuchungskommission des peinlichen Verhöramts der freien Stadt Frankfurt a. M., in dieser Weise von der politischen Gärung der Zeit berührt, während sein älterer Bruder Max vorübergehend von der stürmischen Bewegung mit fortgerissen worden war. Gleichzeitig setzte er die im vorausgegangenen Winter in Heidelberg begonnenen kameralistischen Studien fort und beschäftigte sich namentlich eifrig mit volkswirtschaftlichen Fragen. „Um sich eines soliden Studiums sicher zu wissen“, unterzog er sich im Spätjahr 1848 auch der kameralistischen Staatsprüfung, die er mit der Note „gut“ bestand. Im Januar 1849 wurde ihm ein selbständiges Respiziat beim Bezirksamt Bühl und im Juli 1849 ein solches beim Oberamt Durlach übertragen. Nach einer Amtsverwaltung in Achern wurde er Ende November 1849 an das Finanzministerium berufen zur Führung und Instruktion fiskalischer Prozesse unter Leitung des juristischen Respizienten. In der gleichen Weise war er von Mitte bis Ende 1850 bei der Großh. Hofdomänenkammer beschäftigt. In dieser Tätigkeit bewährte er sich durch

seine Kenntnisse und seinen Fleiß so sehr, daß er nach einer vorübergehenden Dienstverwesung beim Bezirksamt Achern und einer kurzen Verwendung als Sekretariatspraktikant im Ministerium des Innern im Frühjahr 1851 wieder zur Großh. Domänenkammer einberufen wurde, um während der Erkrankung des Rechtsreferenten dessen Dienst zu übernehmen. Nach Beendigung dieses Kommissoriums wurde ihm die Verwaltung des Amtes Engen Ende 1851 während der Abwesenheit des Oberamtmanns Schey im Landtag und sodann im Sommer 1852 eine mehrmonatliche Dienstverwesung als Justizbeamter beim Bezirksamt Donaueschingen übertragen. Im Herbst dieses Jahres kam er als Sekretariatspraktikant ins Ministerium des Innern. Zwei Jahre später, 1854, gründete er seinen Hausstand mit Luise Flad, der hübschen und geistreichen Tochter seines Oheims, des Pfarrers Flad in Kieselbronn, mit der er seit frühester Jugend in Freundschaft verbunden und seit Jahren verlobt war. Als im Jahre 1855 die Stelle eines Universitätsamtmanns in Heidelberg zu besetzen war, bewarb er sich um diese, nicht nur um in seinem 31. Lebensjahr endlich zu einer festen Anstellung zu gelangen und dadurch seine äußere Existenz besser zu befestigen, sondern auch weil die Stelle als Universitätsamtmann unter allen Anfangsdiensten am meisten seinen Neigungen entsprach, denn hier, hoffte er, wäre ihm Gelegenheit gegeben, neben der pünktlichsten Erfüllung seiner Berufspflichten, den ihm innewohnenden Drang nach wissenschaftlicher Ausbildung am besten Rechnung zu tragen. In dieser Stelle sollte ihm bald Gelegenheit sich bieten, seine hervorragenden Anlagen für die Verwaltung zu betätigen. Bei den studentischen Unruhen, die im Sommersemester 1856 ausgebrochen waren, bedurfte es eines energischen, umsichtigen und gewandten akademischen Disziplinarbeamten. Seinen geschickten Anordnungen gelang es bald wieder geordnete Zustände herbeizuführen, so daß das akademische Direktorium unter dem damaligen Prorektor Schenkel schon Anfang August für ihn „nach den angestrengten Dienstverrichtungen während des verflossenen Sommers“ einen Urlaub erbitten konnte, den das Ministerium jedoch nur unter der Voraussetzung ihm bewilligte, „daß Vorkehr getroffen sei, seine Anwesenheit in Heidelberg, wenn solche etwa in der Zwischenzeit notwendig werden sollte, so rasch als tunlich zu ermöglichen“. Beim Beginn des Wintersemesters 1856/57 beantragte der Engere Senat dem Universitätsamtmann eine Besoldungszulage von 200 fl. zu gewähren, damit er sich nicht nach einer besser dotierten Stelle wegmelde. „Nach den stürmischen Vorgängen des Sommers werde

das kommende Wintersemester in Beziehung auf eine bessere Ordnung der Dinge an der Universität gewissermaßen für die Zukunft maßgebend sein und es bedürfe gewiß des kräftigsten und umsichtigsten Zusammenwirkens der Diziplinarbehörde, um einen festen Grund für die Dauer zu legen. Stoesser habe schon seit zwei Jahren mit bestem Erfolg die Funktionen eines Universitätsamtmanns besorgt, unter dessen Mitwirkung eingewurzelte schwere Übelstände endlich beseitigt worden seien; er scheine dem Senat der geeignetste Mann zu sein, um bessere Zustände einzuleiten und begründen zu helfen." Allein trotz dieser Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen und obwohl auch die beantragten Zulagen bewilligt wurden, sah Stoesser sich doch zur Verbesserung seiner Einkommensverhältnisse veranlaßt, im Spätjahr 1858 um eine andere Stelle sich zu bewerben. Er bemerkt in seinem Gesuch, „daß sein Einkommen in solchem Mißverhältnis mit den ihm durch Ort und Stellung auferlegten Ausgaben stehe, daß er suchen müsse, diese Stellung sobald als möglich zu verlassen, denn er habe das Gefühl, daß unter dem fortwährenden Druck solcher Verhältnisse die Elastizität seines Geistes erschlaffen und Energie und Mut der Arbeit schwinden müsse". Seiner Neigung entsprechend bewarb er sich um eine selbständige Stellung in der Verwaltung und zwar um die damals frei gewordene Stelle eines Amtsvorstandes in Ladenburg. Sein Wunsch war, in der Nähe von Heidelberg bleiben zu können, denn er hatte die Absicht eine wissenschaftliche Darstellung des badischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts herauszugeben, wobei ihm die literarischen Hilfsmitel der Universität und der Privatbibliotheken sehr wertvoll gewesen wären. Er erwähnt in seinem Gesuch, daß er bereits die Materialien zu dieser Arbeit gesammelt und den schwierigeren Teil, Plan und Umriß, vollendet hatte, so daß nur noch die zwar mühsamere, aber minder schwierige Ausarbeitung der Details übrig blieb. Seine Bewerbung um Ladenburg konnte nicht berücksichtigt werden; dagegen wurde er am 20. Juli 1859 als Amtmann zum Amtsvorstand in Eppingen ernannt. Jetzt hatte er endlich das ersehnte Ziel erreicht und er konnte mit allen Kräften den vielseitigen Aufgaben der Bezirksverwaltung sich hingeben. Einen trüben Schatten in diese sonst so glückliche Zeit warf der Tod seines ersten Sohnes, den er in zartem Alter an den Masern verlor. Im November 1861 wurde er zum Oberamtmann befördert und schon im März des darauffolgenden Jahres in Anerkennung seiner hervorragenden Tüchtigkeit auf

den wichtigen Posten eines Amtsvorstandes in Konstanz versetzt. Es war die Zeit, in der die nationale Bewegung in Deutschland in neuen Fluß gekommen war und der Nationalverein seine rührige Tätigkeit entfaltete. Auf allen Gebieten der Volkswirtschaft hatte eine Periode der regsamsten Tätigkeit sich eröffnet und eine Reihe dahin einschlagender wichtiger administrativer und gesetzgeberischer Aufgaben harrten ihrer Lösung und Weiterentwicklung. Mit dem wärmsten Interesse und dem größten Eifer suchte Stoesser allenthalben das Verständnis für diese neuen Fragen der Zeit zu wecken und zu fördern. Er fand einen treuen und unermüdlichen Mitarbeiter in seinem geistreichen, gleichaltrigen Freund Eduard Pickford aus Heidelberg, dem Redakteur der Konstanzer Zeitung, dem rührigen Ausschußmitglied des Nationalvereins und Begründer des volkswirtschaftlichen Vereins für den Seekreis. In dem warm empfundenen Nachruf, den Stoesser dem in der Blüte der Jahre mitten aus dem lebensvollsten Schaffen am 18. März 1866 vom Tode hinweggerafften Manne widmete, sind die eigenen Ansichten Stoessers über das Ziel der deutschen Einheitsbestrebungen und seine politischen Grundsätze niedergelegt: „Er war überzeugt, daß die deutsche Einheit nur das Werk einer deutschen Großmacht und daß dieses allein Preußen sein könne; freilich war er dabei der Meinung, daß nur ein Bundesstaat mit parlamentarischer Verfassung der Freiheit wie dem Genius des deutschen Volkes allein entspräche und keineswegs das Aufgehen Deutschlands in einen altpreußischen Junkerstaat. Die Freiheit, als unentbehrliche Grundlage jedes gesunden, öffentlichen Zustandes, fand seiner Meinung nach die beste Gewähr nicht allein in einem gebildeten, sondern ebensosehr in einem wohlhabenden Volk. Er sah daher in der Verbreitung richtiger volkswirtschaftlicher Einsichten nicht allein die dadurch geförderte Steigerung des Volksvermögens, sondern mehr noch den höhern, sittlichen Wert, wonach hierdurch das Volk für Erfüllung seiner öffentlichen Pflichten erst recht geeignet und zubereitet werde.“ Im Verein mit Pickford hatte deshalb auch Stoesser gesucht, durch Vorträge in den Gewerbe-, Bürger- und Arbeiterfortbildungsvereinen den volkswirtschaftlichen und politischen Gesichtskreis der Bevölkerung zu erweitern. Von besonderem Interesse ist ein auch im Druck erschienener Vortrag Stoessers über die Verwaltung milder Stiftungen, den er in der zweiten Versammlung des volkswirtschaftlichen Vereins für den Seekreis zu Überlingen am 5. November 1865 erstattet hatte. Dieser zeigt, wie

Stoesser eifrig bemüht war, inmitten der harten Parteikämpfe einen neutralen Boden zu schaffen, auf dem unbeeinflußt durch den politischen oder religiösen Standpunkt die Gemüter durch sachliche Erörterung derjenigen Mittel sich sollten aussöhnen können, welche auf den besten Weg zur Förderung der materiellen Wohlfahrt unseres Volks führen. Die Frage, wem die Verwaltung des Stiftungsvermögens zustehen solle, war im alten Seekreisgebiet wegen der dortigen großen, mit reichen Mitteln ausgestatteten Spitäler besonders wichtig. Stoesser suchte darzulegen, daß aus volkswirtschaftlichen Gründen die Verwaltung der örtlichen Stiftungen für Wohltätigkeit am zweckmäßigsten in die Hand der bürgerlichen Ortseinwohner gelegt würde. Die in Konstanz verlebte Zeit gehörte auch in späteren Jahren zu Stoessers liebsten Erinnerungen. Zu der befriedigenden Tätigkeit in der Öffentlichkeit gesellte sich ein anregender Verkehr in seinem gastlichen Hause, in dem neben der liebenswürdigen Hausfrau deren geistig hervorragende Mutter und die jüngere Schwester es vorzüglich verstanden, den zahlreichen Besuchern es behaglich zu machen. Im Oktober 1866 wurde Stoesser als Amtsvorstand und Stadtdirektor nach seiner geliebten Musenstadt Heidelberg versetzt und drei Jahre später, im Oktober 1869 zum Landeskommissär und Ministerialrat in Mannheim befördert. Die Jahre seiner dienstlichen Tätigkeit in Mannheim standen unter dem Eindruck des ruhmreichen Krieges von 1870/71 und der sich daran anschließenden wirtschaftlichen Entwicklung und umfassenden gesetzgeberischen Änderungen. In dem Kriegsjahr war Mannheim ein Hauptdurchgangspunkt für die Truppen nach und von dem Kriegsschauplatz. Nach der Kriegserklärung hörte man bei Tag und Nacht in der unfern der Rheinbrücke gelegenen Dienstwohnung des Landeskommissärs den gleichmäßigen Schritt der den Rhein überschreitenden Regimenter und das dumpfe Rollen der Wagen und Geschütze. In dem Jahresbericht Stoessers für das Jahr 1870 ist zusammengestellt, welche gewaltige Truppenmassen in jener Zeit an der Station Mannheim vorbeigekommen sind. (Jahresberichte der Großherz. Bad. Landeskommissäre über die Zustände und Ergebnisse der inneren Verwaltung veröffentlicht auf Anordnung des Großherz. Ministeriums des Innern. Karlsruhe, Macklotsche Druckerei.) Nach diesem Bericht Stoessers hatte sein Bezirk an freiwilligen Gaben und Leistungen für die Kriegsteilnehmer etwa 700000 fl. aufgebracht. Indem der Bericht diese Opferwilligkeit der Bevölkerung rühmt, hebt er zugleich hervor, wie auch in den Gemeindeverhältnissen der Krieg eine günstige Wirkung

auf die sittliche Haltung der Bevölkerung geäußert habe, „indem nicht allein bei den Wahlen ein maßvolleres Verhalten der Wähler hervortrat, sondern auch die früher vorhandenen Zerwürfnisse durchweg in der gemeinsamen Tätigkeit für das Vaterland untergingen". — Nach den Kriegsjahren nahm die Entwicklung der Industrie im Bezirk und insbesondere in der Stadt Mannheim einen außerordentlichen Aufschwung. Der großartigen Entwicklung der kommerziellen und industriellen Verhältnisse wurde durch die Ausführung weit angelegter Hafen- und Bahnhofanlagen Rechnung getragen. Gleichzeitig vollzog sich aber auch unter dem Einfluß der wirtschaftlichen Entwicklung eine tiefgehende soziale Bewegung unter der Arbeiterschaft. Während der Landeskommissärsbericht Stoessers für das Jahr 1871 über die Arbeiterbewegung nur erwähnt, daß im Bezirk Heidelberg Emissäre des deutschen Arbeiterbundes erschienen seien, ohne daß jedoch Erfolge ihrer Wirksamkeit wahrgenommen worden wären, hebt schon der Bericht für 1872 hervor, daß die sozialdemokratische Bewegung unter den zahlreichen Arbeitern in der Stadt Mannheim in bedenklicher Weise zunehme, genährt durch unausgesetzte Tätigkeit sozialdemokratischer Agitatoren. Stoesser beobachtete diese Bewegung, die in ihren Anfangsstadien durch wüste Ausschreitungen der maßlos verhetzten und noch nicht genügend organisierten und disziplinierten Arbeiter ausgezeichnet war, mit banger Sorge. Im Jahre 1871 wurde Stoesser vom 47. Wahlbezirk (Amt Wiesloch und Orte vom Amt Heidelberg) in die zweite Kammer gewählt, der er für diesen Wahlbezirk bis Ende 1880 angehörte. In der Volksvertretung erwarb er sich rasch Ansehen und zählte, wenn auch nicht zu den Führern wie Kiefer, Bluntschli und Lamey, so doch zu den angesehensten und tüchtigsten Mitgliedern der nationalliberalen Partei. Auf dem Landtag 1873/74 war er Berichterstatter für die Städteordnungskommission sowie über den Gesetzentwurf, die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer betreffend. Auf dem Landtag 1875/76 berichtete er über die Gesetzentwürfe, betr. die Einrichtung und Befugnisse der Oberrechnungskammer und die Änderungen des Zehntablösungsgesetzes. Den Vorschlägen Jollys für Scheidung der staatlichen und kirchlichen Zuständigkeiten hat er durchweg beigestimmt. Er verteidigte die Regierungsvorlage auch — im Gegensatz zu der radikaleren Mehrheit seiner Parteigenossen — bei der Beratung des Gesetzentwurfs über die Abänderung einiger Bestimmungen des Gesetzes über den Elementarunterricht, wodurch die Einführung der gemischten Schulen nicht mehr von der Zustimmung der Gemeinden ab-

hängig sein, sondern obligatorisch werden sollte und die örtliche Aufsicht über die Volksschulen dem politischen Gemeinderat unter Zuzug des Ortspfarrers übertragen wurde. Stoesser trat, unterstützt durch die Abgeordneten Gerwig und v. Feder, für die Wiederherstellung der Regierungsvorlage ein, wonach die konfessionelle Minderheit einer Gemeinde die Anstellung eines weiteren Lehrers ihres Bekenntnisses sollte verlangen können, wenn eine hinreichende konfessionelle Schulpfründe dazu oder mindestens 20 Schulkinder dieser Konfession vorhanden seien. Die zweite Kammer, deren Berichterstatter Kiefer war, lehnte jedoch diesen Punkt der Regierungsvorlage ab, weil sie befürchtete, diese Bestimmung werde der Anlaß zu neuen konfessionellen Streitigkeiten in den Gemeinden sein. Nach langen Verhandlungen kam schließlich eine Vereinbarung mit der Regierung dahin zustande, daß ein solcher Beschluß des Gemeinderats zur Anstellung eines weiteren Lehrers der konfessionellen Minderheit nur während 5 Jahren nach Einführung des Gesetzes gefaßt werden konnte. Die Erörterungen über diese Meinungsverschiedenheit hatten im Frühjahr 1876 zu einer leisen Verstimmung der nationalliberalen Fraktion gegen den die Position der Regierung lebhaft verteidigenden Abgeordneten Stoesser geführt, doch war Stoesser deshalb aus der Partei nicht ausgetreten. Es bedeutete deshalb auch keinen Wechsel in der politischen Richtung der Regierung, als am 25. September 1876 Staatsminister Jolly gemeinschaftlich mit dem Minister der Justiz und des Auswärtigen von Freydorf aus seinem Amte trat, und Stoesser durch das Vertrauen des Landesherrn als Präsident des Ministeriums des Innern in das neugebildete Ministerium Turban—Ellstätter—Grimm berufen wurde. Auch unter dem neuen Minister des Innern kamen die kirchenpolitischen Gesetze Jollys zum Vollzug im Geiste seines Schöpfers. Indessen die wichtigste Aufgabe des neuen Ministeriums war die Einführung der sogenannten Reichsjustizgesetze, durch welche die Gerichtsverfassung und der Prozeßweg einheitlich im Reich geregelt wurden. Demgemäß waren die gesetzgebenden Faktoren auf dem Landtag 1877/79 hauptsächlich mit der Aufgabe beschäftigt, die eingelebten und bewährten Rechtseinrichtungen des Großherzogtums mit Sinn und Geist des neuen Reichsrechts tunlichst in Einklang zu bringen. Daneben mußten die bisherigen Vorschriften über die Aufbringung des Gemeindeaufwands den tiefgreifenden Änderungen in der Veranlagung und Einrichtung der Staatssteuer durch das Erwerbssteuergesetz von 1876 angepaßt werden. In diese Zeit fiel auch die Erlassung des Reichsgesetzes vom 21. Oktober 1878 über die gemein-

gefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie, dessen Vollzug dem Minister des Innern mannigfache Tätigkeit brachte, denn wenn auch durch das Gesetz der sozialdemokratischen Agitation die Öffentlichkeit verschlossen war, so wurde sie doch im geheimen mit Energie und unablässig fortgesetzt. Da auch während des Landtags 1879/80 alle Zweige der Staatsverwaltung noch vorwiegend mit dem Vollzug der am 1. Oktober 1879 in Kraft getretenen Reichsjustizgesetze beschäftigt waren, sollte die Vorlage neuer Gesetze auf diesem Landtag möglichst beschränkt werden. Doch konnte Stoesser, welcher der Hebung der materiellen Wohlfahrt auch der minder begüterten Klasse der Bevölkerung stets ein lebhaftes Interesse entgegengebracht hatte, dem Landtag einen Gesetzentwurf über die mit Gemeindebürgschaft versehenen Sparkassen unterbreiten. Durch dieses Gesetz wurden zum erstenmal die Rechtsverhältnisse dieser vorzugsweise an dem Wohl der weniger bemittelten Volksschichten mitarbeitenden Anstalten geordnet und zwar in einer so mustergültigen Weise, daß diese wirtschaftlich und sozial so bedeutenden Institute einen außerordentlichen Aufschwung nehmen konnten. In einem weiteren Gesetzentwurf sollte den Lehrerinnen an den Volksschulen die rechtliche Sicherstellung ihres Verhältnisses zur Schule gewährt und durch eine weitere Vorlage das Ortsstraßengesetz ergänzt werden. Die wichtigste Aufgabe dieses vom Großherzog persönlich eröffneten Landtags sollte jedoch sein, den Frieden des Staats mit der katholischen Kirche herbeizuführen. Die Thronrede kündigte es an mit den Worten: „Es wird, so hoffe Ich, den auf den Frieden gerichteten Bestrebungen Meiner Regierung gelingen, auch die bis dahin nicht erledigten Fragen in den Verhältnissen der katholischen Kirche ihrer Lösung näher zu bringen". — Der Streit zwischen Staat und Kirche war damals hauptsächlich wegen des von Staatsminister Jolly eingeführten sogenannten Kulturexamens entbrannt, durch welches die Geistlichen ihre wissenschaftliche Vorbildung in einer besonderen staatlichen Vorprüfung neben der rein kirchlichen theologischen Fachprüfung darlegen sollten. Früher hatte über die Vorbildung der katholischen Theologen das landesherrliche Edikt vom 30. Januar 1830 bestimmt, daß in das Seminar nur diejenigen Kandidaten aufgenommen werden durften, welche in einer durch Staats- und bischöfliche Behörden gemeinschaftlich vorzunehmenden Prüfung gut bestanden und der Erlangung des landesherrlichen Tischtitels für würdig befunden worden waren. So war es bis zum Jahre 1852 auch gehalten worden, indem ein landesherrlicher Kommissär der Prüfung anwohnte und nach Schluß der-

selben die Erklärung abgab, ob dem Eintritt der Geprüften von seiten des Staates ein Hindernis entgegenstehe. Im Jahre 1851 hatten aber die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz die völlig freie Prüfung der Kandidaten mit Ausschließung des Staates von jeder Vertretung dabei beansprucht und der Erzbischof von Freiburg hatte deshalb seitdem die Einladung des staatlichen Kommissärs unterlassen, obwohl eine landesherrliche Verordnung vom 1. März 1853 nochmals ausdrücklich dessen Anwesenheit vorgeschrieben hatte. Das unter dem Ministerium Lamey erlassene grundlegende Gesetz vom 9. Oktober 1860 über die rechtliche Stellung der Kirchen im Staat hatte sich in der Folge darauf beschränkt zu bestimmen, daß die Zulassung zu einem Kirchenamt durch den Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung bedingt sei und hatte die näheren Bestimmungen hierüber einer Regierungsverordnung vorbehalten. Eine solche Verordnung erging aber erst unter dem Ministerium Jolly am 6. September 1867, worin vorgeschrieben wurde, daß der Nachweis der wissenschaftlichen Vorbildung durch die obengenannte Staatsprüfung (das sog. Kulturexamen) zu erbringen sei, während die Kirche die eigentliche theologische Fachprüfung ohne jede staatliche Mitwirkung von sich aus ordnen sollte. — Die evangelische Kirche hatte sich dieser Vorschrift unterworfen. Der Erzbischof in Freiburg aber untersagte den katholischen Kandidaten sich dieser staatlichen Vorprüfung zu unterziehen oder um Erlassung derselben nachzusuchen, und zwar auch dann noch, als durch Verordnung vom 2. November 1872 die Ablegung der Prüfung erleichtert und nachdem durch Gesetz vom 19. Februar 1874 die Ablegung dieser staatlichen Vorprüfung ausdrücklich im Gesetz selbst vorgeschrieben und die öffentliche Ausübung geistlicher Funktionen ohne dieselbe unter Strafe gestellt worden war. Die Folge war eine steigende Verwaisung der katholischen Pfarreien und eine erhebliche Abnahme des Zugangs zum Studium der katholischen Theologie. Die Notlage der Kirche wurde immer größer; aber auch der Staat wünschte, zumal angesichts der immer dringender herantretenden Aufgaben aus der sozialen Frage, den Frieden. Bei den Verhandlungen, die nunmehr zwischen der Kurie in Freiburg und dem Ministerium des Innern zur Beseitigung dieses immer unerträglicher werdenden Zustandes geführt wurden, gelang es, den früheren Widerstand der Kurie gegen die Anwohnung eines staatlichen Kommissärs bei der theologischen Fachprüfung zu beseitigen und Stoesser konnte den Ständen einen Gesetzentwurf vorlegen, in dem das Gesetz von 1874 durch die Einführung eines solchen Kom=

missärs an Stelle der besonderen staatlichen Vorprüfung geändert wurde. Die zweite Kammer lehnte aber die Beratung dieses Gesetzentwurfs ab, solange die Kurie nicht ausdrücklich ihr Verbot gegenüber dem staatlichen Examen zurückgenommen und dadurch dem Staatsgesetz von 1874 formell Gehorsam geleistet habe. Im Falle dieses lediglich formellen Gesetzesgehorsams erklärte sich die in ihrer weit überwiegenden Mehrheit nationalliberale Kammer unter Führung Lameys sogar bereit, auch auf den nach so mühsamen Verhandlungen mit der Kurie endlich anerkannten staatlichen Kommissär zu verzichten und sich mit dem Abiturientenzeugnis, dem Besuch einer deutschen Universität und dem Hören philosophischer Vorlesungen in dem Umfang zu begnügen, wie es auch für andere Bewerber um öffentliche Ämter vorgeschrieben war und wie es bis zum Jahre 1867 stillschweigend, als dem Gesetz von 1860 genügend, erachtet worden sei. Nach dieser Entschließung der zweiten Kammer sah sich die Regierung veranlaßt, ihren Gesetzentwurf zurückzuziehen und einen neuen Entwurf vorzulegen, in dem auf den staatlichen Kommissär verzichtet war, und die Kurie beeilte sich für so günstige Aussichten alsbald ihr Verbot gegenüber dem Gesetz von 1874 zurückzunehmen. Obwohl hiernach das Gesetz in der von der Kammer veranlaßten, der Kurie viel weiter als der erste Regierungsentwurf entgegenkommenden Fassung einstimmig zustande kam, war doch eine tiefe Verstimmung der nationalliberalen Partei zurückgeblieben, welche sich gegen Stoesser richtete, weil er bei den Verhandlungen mit der Kurie die staatliche Souveränität nicht genügend gewahrt habe. Diese Mißstimmung kam in der von Kiefer begründeten und mit 28 gegen 19 Stimmen bei 7 Stimmenenthaltungen angenommenen Resolution vom 10. März 1880 zum Ausdruck, wonach etwaige Unterhandlungen mit der Kurie wegen Wiederbesetzung des Erzbischöflichen Stuhles zukünftig nicht vom Ministerium des Innern, sondern vom Staatsministerium selbst gepflogen werden sollten. Die gewaltige Erregung der Gemüter über die mit einem Mal so unerwartet veränderte Lage der Dinge hatte sich einen Ausdruck verschafft. Das Kulturexamen, das als der Schlußstein der staatlichen Kirchenpolitik galt, um dessen Einführung der Staat 9 Jahre lang einen eifrigen Kampf geführt hatte, an dessen erfolgreichen Abschluß viele zu stehen glaubten, war ohne jeden Ersatz aufgegeben — über Erwarten und Hoffen waren die Wünsche der Kirche erfüllt! Man erkannte die schwerwiegende Wendung der Dinge und empfand ahnend, daß der Staat das erhoffte Ziel, den end-

gültigen Frieden doch nicht erreicht hatte. — Durch dieses „Mißtrauensvotum" trat naturgemäß eine Spannung ein zwischen Stoesser und der nationalliberalen Partei, die aber niemals den Charakter einer persönlichen Opposition annahm und auch bei späteren Gelegenheiten nicht mehr hervortrat. Das Verhältnis Kiefers zu Stoesser, mit dem Kiefer als Mitglied der Generalsynode später in mehrfache Berührung kam, blieb stets ein freundliches. — Am Schlusse des Landtags 1879/80 hatte die 2. Kammer auf Antrag ihrer Budgetkommission einstimmig die Resolution angenommen, die Regierung zu ersuchen, zu prüfen, welche Vereinfachung in der Organisation des Staatshaushalts und ihres Geschäftsgangs erzielt werden könnte. Dies gab den Anlaß durch landesherrliche Verordnung vom 20. April 1881 die Organisation der oberen Staatsbehörden einer eingreifenden Änderung zu unterziehen. Es schien der Zeitpunkt gekommen, das im Jahr 1860 errichtete Handelsministerium im Interesse der Vereinfachung der Behördenorganisation aufzuheben. Ein Teil der ihm seiner Zeit übertragenen Aufgaben, wie die Förderung des Eisenbahnbaus, Verbesserung der Verkehrsstraßen u. s. w., war zum größten Teil erfüllt; ein anderer Teil, wie die Gewerbe- und Handelsgesetzgebung, Post- und Telegraphenwesen, war auf die Reichsorgane übergegangen, und das noch übrig bleibende Gebiet volkswirtschaftlicher Verwaltung stand in so engen Beziehungen zu der gesamten inneren Verwaltung, daß es möglich und geboten erschien, das Handelsministerium in dem Ministerium des Innern aufgehen zu lassen. Um das Ministerium des Innern nicht zu sehr zu belasten, wurden die Eisenbahnen dem Finanzministerium und Kultus und Unterricht dem Justizministerium übertragen. Das so neu organisierte Ministerium des Innern übernahm der bisherige Präsident des Handelsministeriums, Staatsminister Turban, und im Zusammenhang damit wurde dem Präsidenten des Ministeriums des Innern Stoesser der von ihm angebotene Rücktritt von seinem Amt vom Großherzog genehmigt und ihm gleichzeitig, unterm 22. April 1881, die Leitung des Evangelischen Oberkirchenrats an Stelle des in den Ruhestand getretenen Präsidenten Geheimerats Nüßlin übertragen. — Für diese neue hervorragende Stellung, an die Stoesser durch das Vertrauen des Landesherrn und Landesbischofs berufen ward, war dieser durch sein Verwaltungstalent und seine reichen Erfahrungen auf dem Gebiet der Verwaltung, durch sein freundliches, liebenswürdiges und versöhnliches Wesen und die Tiefe seines wahrhaft religiösen Gemüts in vorzüglicher Weise geeignet. Seine

gesegnete Tätigkeit für die Landeskirche in nahezu anderthalb Jahrzehnten beweist, wie es ihm gelungen ist, in vortrefflicher Weise die schwierigen Aufgaben zu lösen, die der Kirche in diesen Jahren gestellt waren. Er war beim Eintritt in seine hohe Stellung kein Fremdling im kirchlichen Leben. In dem Rundschreiben vom 28. April 1881, worin er hergebrachter Übung gemäß die evangelischen Geistlichen des Landes begrüßte und um ihr Vertrauen bat, weist er darauf hin, wie ihn das innere Bedürfnis schon früher zur Pflege des religiösen Lebens geführt habe, so sei ihm schon seit geraumer Zeit Anlaß geworden, in der Förderung unseres kirchlichen Lebens sich tätig und nützlich zu erweisen: seit Einführung der Kirchenverfassung von 1861 habe ihn das Vertrauen seiner Glaubensgenossen in die Kirchengemeindeversammlung, den Kirchengemeinderat, in die Diözesan- und Generalsynode berufen. In die letztere war er als Vertreter der Diözese Neckargemünd im Jahre 1867 gewählt worden. Zu den bedeutungsvollsten und schwierigsten Aufgaben des Kirchenregiments unter der Leitung Stoessers gehörte die Beschaffung der finanziellen Mittel, um die äußere Wirksamkeit der Kirche zu erhalten. Bei dem Sinken des Zinsfußes, der Pachtzinsen und Holzpreise und bei den auf allen Seiten wachsenden Ansprüchen reichten die bisherigen Einkünfte des kirchlichen Vermögens nicht mehr aus, die örtlichen und die allgemeinen kirchlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Man mußte zur Einführung örtlicher und allgemeiner Kirchensteuern schreiten, wozu durch die staatlichen Gesetze vom 26. Juli 1888 und 18. Juni 1892 die erforderlichen Voraussetzungen geschaffen worden waren. Die durch die Kirchensteuer neu gewonnenen Mittel suchte Stoesser vor allem dazu zu verwenden, die Einkommensverhältnisse und die Versorgung der Hinterbliebenen der evangelischen Geistlichen zu verbessern, um dadurch die schweren Sorgen, die auf manchem Pfarrhaus bei der Unzulänglichkeit der hinter den Bezügen der staatlichen Beamten weit zurückgebliebenen Besoldungen der Pfarrer lasteten, zu mildern und den in bedenklichem Schwinden begriffenen Zugang von Studierenden zum geistlichen Beruf zu fördern. Stoesser wußte ja aus Erfahrung, wie Arbeitsfreudigkeit und Lebensmut unter den Sorgen um das materielle Wohl der Familie erstickt werden können und er wußte auch am besten, wie viele Anforderungen an den Wohltätigkeitssinn, an die stete Hilfsbereitschaft auch mit äußeren Mitteln an das Pfarrhaus gestellt werden, stammte doch seine liebenswürdige und opferwillige Frau selbst aus einem Pfarrhaus. Eine weitere ernste Sorge Stoessers war es, abgegrenzte Pfarrbezirke in

den Kirchengemeinden, namentlich der größeren Städte zu bilden, um dadurch das kirchliche Leben in den Gemeinden, den Elementen der evangelischen Kirche, mehr zu erwärmen. In den größeren Städten, in denen das religiöse Interesse so sehr leicht schwinde, sollte den einzelnen Geistlichen ein örtlich abgegrenztes Arbeitsfeld zugeteilt werden, auf welchem sich ein inniges, der gemeinsamen Ziele bewußtes Zusammenwirken der Geistlichen mit den einzelnen Gliedern der Gemeinde erreichen lasse. Alsdann könne zu der Predigt, mit der allein es nicht getan sei, jener seelsorgerische Verkehr hinzutreten, welcher dem Geistlichen die unmittelbare Wirkung auf den einzelnen Gemeindeangehörigen gestatte. Ein kräftigeres Anfassen der Seelsorge hielt Stoesser aber auch durch die in unserer Zeit der Kirche gestellten Aufgaben für dringend geboten. Die soziale Frage bedürfe zu ihrer befriedigenden Ordnung unzweifelhaft der Mitarbeit der christlichen Kirchen, nicht nur um die Liebestätigkeit zur Linderung der leiblichen Not unseres Volkes anzuregen und eine ausgleichende Abwägung der materiellen Interessen herbeizuführen, sondern vor allem um alle Schichten der Gesellschaft mit sittlichen Anschauungen, mit den christlichen Empfindungen des Gottvertrauens und der Nächstenliebe zu durchdringen, die allein den sozialen Frieden gewährleisten können. — Wie daher Stoesser in seinen Ansprachen an die Generalsynode die stete Bereitschaft der Kirchenregierung betonte, alle Lebensäußerungen eines praktischen Christentums nachdrücklich zu unterstützen, so unterließ er nicht, immer wieder und insbesondere an die jungen Geistlichen beim Eintritt in ihr Amt die Mahnung ergehen zu lassen, durch täglichen Verkehr mit der Schrift, besonders der Evangelien, einen immer innigeren Anschluß an die Person des Erlösers zu gewinnen, denn er war überzeugt, daß nur die aus unserem Heiland „Jesus Christus stammende Gesinnung allein uns fähig macht, die Gebrechen unseres Daseins überhaupt und die der Gegenwart insbesondere zu überwinden". Auf dem Boden dieser christgläubigen Gesinnung und auf dem Felde gemeinsamer Liebestätigkeit verstand es Stoesser Eintracht und Frieden unter den verschiedenen Richtungen innerhalb der Kirche zu erhalten und eindringlich mahnte der versöhnliche Leiter der Kirchenregierung bei jeder Gelegenheit, eingedenk der Erfahrungen der Geschichte, zu meiden, was uns trennt und zu suchen, was uns eint. Als anfangs der 90er Jahre wieder ein Streit über das Bekenntnis drohte, verfaßte Stoesser eine Denkschrift, die er aber erst nach seinem Rücktritt im Jahre 1897 der Öffentlichkeit übergab und in der er die fortdauernde Geltung der dem

Wesen des Protestantismus, der Freiheit im Forschen und dem Beharren im Glauben, so gerecht werdenden Kirchenratsinstruktion von 1897 und die ihr vom Oberkirchenrat gegebenen Auslegung zu begründen versuchte. (Die badische Kirchenratsinstruktion vom 6. Juli 1897 und die Lehrfreiheit der Geistlichen der evangelischen Kirche. Freiburg i. B. und Leipzig, Akad. Verlagsbuchhandlung von Mohr.) Mit der Mahnung zur Einigkeit verabschiedete Stoesser sich auch in dem von tiefer Herzensbewegung zeugenden Rundschreiben vom 30. März 1895 von den evangelischen Geistlichen des Landes, nachdem ihm sein ihm bis an sein Lebensende überaus wohlgesinnter Landesherr auf den 1. April dieses Jahres den Rücktritt von der Leitung des evangelischen Oberkirchenrats wegen seiner schwankend gewordenen Gesundheit bewilligt hatte. 14 Jahre hatte er die Leitung gehabt und das Scheiden aus dieser Tätigkeit, die seinem warmfühlenden, menschenfreundlichen Herzen so außerordentlich entsprach, fiel ihm schwer. „In den nahezu 48 Jahren des öffentlichen Dienstes“, schreibt er, „haben mir die letzten 14, im Dienst der Kirche zugebracht, die meiste innere Befriedigung gewährt. In diesem Dienst ist mir die Aufgabe der Kirche, den Menschen durch Christus der Vereinigung mit Gott zuzuführen, in ihrer vollen Schönheit zum Bewußtsein gekommen und ich habe mich glücklich gefühlt, an der Erfüllung dieser erhabenen Aufgabe mich beteiligen zu dürfen.“ Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Stoesser in Freiburg, in dessen Nähe das Familiengut, der Baldenwegerhof, lag, auf dem Stoesser so manche glückliche Urlaubszeit genossen hatte, und wo er in der ebenfalls nach Freiburg übergesiedelten Famile der Schwiegereltern seines ältesten Sohnes und bei seiner dort wohnenden Schwägerin, der Witwe seines Bruders Max, des langjährigen, hochverdienten Stadtdirektors von Freiburg, stets liebevolle Aussprache fand. Kaum ein Jahr nach seiner Übersiedelung nach Freiburg traf ihn, den die Anzeichen des beginnenden Greisenalters sorglicher Pflege bedürftig erscheinen ließen, das schmerzliche Geschick seine treue Lebensgefährtin zu verlieren, die in der hingebenden Fürsorge für ihre Lieben aufgegangen war und in ihrem stets gastfreien Hause die behagliche Wärme einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit zu verbreiten verstanden hatte. Die feinfühlige Schwester der Verstorbenen, die seit langen Jahren in der Familie ihres Schwagers lebte und Leid und Freud' mit ihr geteilt hatte, wurde die zweite Gattin Stoessers, die dem bald immer gebrechlicher werdenden Manne eine treusorgende Pflegerin war, bis ihn am 26. Februar 1901

eine Lungentzündung aus seinem segensreichen Leben abberief. — An äußeren Ehren zur Anerkennung seiner Verdienste hat es Stoesser nicht gefehlt. Nachdem er schon im Jahre 1868 das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen, im Jahre 1877 das Kommandeurkreuz II. Klasse und 1879 den Stern dazu erhalten hatte, wurde ihm im Jahre 1891 das Großkreuz vom Zähringer Löwen verliehen, zu dem bei seinem Rücktritt im Jahre 1895 noch die goldene Kette kam. Seine Brust schmückte ferner das badische Erinnerungskreuz und die badische Kriegsdenkmünze von 1870/71 und der preußische rote Adlerorden I. Klasse mit Stern. Der Großherzog hatte ihn im Jahre 1887 zum Geheimen Rat I. Klasse mit dem Titel Excellenz ernannt. Mit besonderer Freude erfüllte es ihn, als die Universität Heidelberg ihm die akademische Würde eines Ehrendoktors der Theologie verlieh. Wenn Stoesser auch nicht unempfänglich war für solche äußere Ehrungen in dem Bewußtsein seiner mannigfachen Verdienste, so entsprang es doch nicht dem Bedürfnis sich mit einem äußeren Glanz zu umgeben, als er bald nach der Übernahme der Leitung des Oberkirchenrats sich den seinem Urahnherrn Kaspar Stoesser und dessen 3 Brüdern vom Kaiser Rudolf II. mit Diplom d. d. Krug 20. August 1584 verliehenen Adel erneuern ließ. Er wollte lediglich, wie dies bereits der Bruder seines Vaters getan hatte, dieses Recht seinen Nachkommen sicher stellen. Die größte Freude in den letzten Jahren seines Lebens war, seine Lieben um sich zu versammeln und aus der unerschöpflichen Fülle seiner Erinnerungen seine aufmerksamen Zuhörer mit heiteren Geschichten voll köstlichem Humor zu erquicken. Er erlebte noch das Glück, daß seinem älteren Sohn, der als Hauptmann bei der Garde-Feldartillerie in Berlin stand, der langersehnte Stammhalter geschenkt wurde und daß sein jüngerer Sohn, der als Bankbeamter in Elberfeld eine gesicherte Lebensstellung gefunden hatte, einen glücklichen Ehestand sich gründete. In den Armen seiner einzigen Tochter, der Frau des Geh. Regierungsrats Groos in Bruchsal, die an sein Krankenlager geeilt war, hat er in die Ewigkeit hinüberschlummern dürfen. Der Name Ludwig v. Stoesser wird mit der Geschichte der beiden Kirchen des Großherzogtums stets aufs engste verbunden sein. Für beide hat sein Name einen friedvollen Klang: für die katholische Kirche knüpft sich an ihn der erste Schritt zum Frieden nach der schweren Zeit des Kulturkampfs, die evangelische darf in ihm ihren obersten Leiter verehren, der ihr nicht nur in der Zeit drohender Bedrängnis durch den Rückgang der äußeren Mittel in der schonungs-

vollen Einführung der kirchlichen Besteuerung neue Quellen zur Befriedigung der durch die Zeitverhältnisse unumgänglich gebotenen äußeren Bedürfnisse erschloß, sondern vor allem auch versöhnlichen Geistes es verstand, in einträchtlichem, friedlichem Zusammenwirken die reichen inneren Kräfte seiner Kirche zu segensvoller Entfaltung zu bringen.

Weingärtner.

Adolf Strehle,

der langjährige, einflußreiche Sekretär und Hofkaplan des Erzbischofs Hermann von Vikari und spätere geistliche Rat und Stadtpfarrer von Meersburg, wurde den 8. Juni 1819 zu Karlsruhe als Sohn eines Ministerialsekretärs geboren. Seine Gymnasialstudien machte er zu Karlsruhe und Rastatt. Am 21. August 1837 wurde er als Primus der obersten Klasse des damaligen Lyceums zu Rastatt mit der Note „sehr gut“ zur Universität entlassen. Von 1837—1841 studierte er Theologie und Philologie in Freiburg und München, wo ihn besonders Döllinger und Görres anzogen, und bereitete sich 1841/42 im Priesterseminar zu St. Peter zur praktischen Seelsorge vor. Der Alumnus Strehle wurde von den damaligen Seminarvorständen behufs Erteilung der Priesterweihe folgendermaßen charakterisiert: „Er ist ein offener Charakter, durchaus unverdorben, zutraulich, sehr ansprechend, wahrhaft fromm, ungewöhnlich tüchtig und begeistert für seinen Beruf; in seiner theologischen Richtung sehr entschieden, bei lobenswerter Demut und Hörwilligkeit“. Am 24. August 1842 vom Erzbischof von Vikari ordiniert, erhielt er seine erste Anstellung als Vikar in seiner Vaterstadt Karlsruhe, wo er namentlich durch seine Predigten Aufsehen erregte; Kaplan Strehle, hieß es, predige gleich einem Kirchenvater. Im Jahre 1845 berief ihn Erzbischof Hermann als seinen Sekretär und Hofkaplan, in welcher Stellung er bis zu dem an Ostern 1868 erfolgten Hinscheiden des greisen Metropoliten, der ihm sein volles Vertrauen schenkte, verblieb. In seiner Stellung als erzbischöflicher Sekretär und Hofkaplan war Strehle unermüdlich tätig in der Förderung und Belebung kirchlichen Sinnes und Lebens in der großen Erzdiözese; er stand seinem Herrn in allen seinen Kämpfen und Leiden treu zur Seite und unterstützte ihn namentlich in Ausarbeitung der Hirtenbriefe. Um seinem langjährigen Hauskaplan eine sorgenfreie Zukunft zu sichern, ernannte ihn der hochbetagte Oberhirte im Jahre 1863 zum Stadtpfarrer von Meersburg, wo er als solcher am 14. August genannten Jahres investiert

wurde, behielt ihn aber in seinen Diensten bis zu seinem am 14. April 1868 erfolgten Tode. Während der Sedisvakanz wollte Erzbistumsverweser v. Kübel den in allen Zweigen der kirchlichen Verwaltung erprobten Mann nicht entbehren, zumal im Ordinariate großer Mangel an Arbeitskräften war, und veranlaßte ihn als Hilfsarbeiter des Ordinariates in Freiburg zu bleiben. So kam es, daß Strehle nie die Pfarrei Meersburg bezog, wenn er auch zeitweilig daselbst pastorierte. Die Pfarrei ließ er durch einen tüchtigen Pfarrverweser mit zwei Kaplänen versehen, so daß die Seelsorge nicht im geringsten notlitt. Auf Weihnachten 1866 hatte der Erzbischof seinen langjährigen Sekretär und Hauskaplan „wegen seines Eifers, seiner erprobten Kenntnisse und seiner treugeleisteten Dienste“ zum Geistlichen Rate mit Sitz und Stimme im Ordinariat ernannt, im Jahre 1867 stand neben dem Namen des Konviktsdirektors Kübel auch Strehles Name auf der Liste für die erledigte Domdekansstelle, wurde aber von der Regierung als mindergenehm bezeichnet. In seinen letzten Lebensjahren war Strehle infolge eines hartnäckigen Gelenkrheumatismus und einer überstandenen typhösen Krankheit vielfach leidend und körperlich gebrechlich. Um gegen ein sich einstellendes Nerven- und Gemütsleiden Heilung zu suchen, begab er sich im Frühjahr 1878 in das ihm befreundete Kollegium der Redemptoristen zu Perouse bei Belfort, wo am 18. März genannten Jahres ein Schlagfluß seinem Leben ein Ziel setzte. Sein Leichnam wurde auf dem Freiburger Friedhof beigesetzt. Seine Hinterlassenschaft reichte gerade aus, um die Leichenkosten zu bestreiten und in die Meersburger Pfarrkirche ein Anniversar zu stiften, wie er es testamentarisch gewünscht hatte; auch seine Ölgemälde hatte er der Meersburger Kirche legiert, seine ansehnliche Bibliothek bestimmte er für das Priesterseminar zu St. Peter. — Strehle ist vielfach ganz falsch und ungerecht beurteilt worden. Er war keineswegs der herrschsüchtige Mann und ultramontane Heißsporn, für den er oft ausgegeben wurde. Wer je mit ihm mündlich oder schriftlich verkehrte, weiß, welche Rücksicht, Milde und Mäßigung ihm eigen war. Daß er aber trotz aller Schonung und bereitwilligem Entgegenkommen den kirchlichen katholischen Grundsätzen und den Pflichten seines Gewissens nicht zuwiderhandelte, gereicht ihm zur Ehre. Angriffe und Schmähungen in öffentlichen Blättern ließ er mit stoischer Resignation über sich ergehen, ohne jemals auch nur ein Wort darauf zu erwidern. Seine persönlichen Bedürfnisse waren sehr bescheiden. Was ihm von seinen Meersburger Pfarreinkünften nach Ab-

zug des Gehaltes für den ihn vertretenden Pfarrverweser und dessen Gehilfen noch erübrigte, verwendete er größtenteils zu milden Zwecken, weshalb er auch fast nichts hinterließ. In seinen jüngeren, kräftigeren Jahren nahm Strehle eifrig teil an der Freiburger Pastoration, so besorgte er lange Zeit die Seelsorge in der Kapelle des städtischen Krankenhospitals; er war ein gern gehörter Prediger und ein vielgesuchter Gewissensberater und Beichtvater. Auch literarisch war Strehle sehr tätig. Längere Zeit redigierte er im Verein mit den Professoren Buß und Wetzer die in den vierziger Jahren in Freiburg erscheinende Süddeutsche Zeitung; auch im Mainzer „Katholik", sowie im Freiburger Kirchenlexikon erschienen Aufsätze aus seiner Feder. Er beabsichtigte eine ausführliche Biographie des Erzbischofs von Vikari herauszugeben, wofür er ja gewiß wie kein anderer befähigt gewesen wäre, allein Kränklichkeit und zunehmendes Alter hinderten ihn daran. Sein diesbezüglicher handschriftlicher Nachlaß wurde später von Maas in seiner Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden ausgiebig verwertet. — Über Strehle vgl. Freib. Kath. Kirchenblatt 1878 Nr. 13 u. 14, Freib. Diöz.-Archiv XX., 6 (Nekrologe), Maas, Gesch. der Kath. Kirche in Baden (Freiburg 1891) § 27 u. a. O., Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz (Mainz 1868). Reinfried.

Hermann Sussann,

der Geschichtschreiber der Stadt Kenzingen, ist am 11. Juni 1853 zu Unterbaldingen auf der Baar bei Donaueschingen, wo sein Vater Franz Sussann Hauptlehrer war, geboren. Er besuchte das treffliche Anregungen namentlich geschichtlicher Art bietende Gymnasium zu Freiburg im Breisgau und verließ es als einer der besten Schüler am 12. August 1872 mit dem Reifezeugnis, um als Student der Theologie in das Konvikt zu Freiburg einzutreten. Neben theologischen hörte er philologische und geschichtliche, später auch juristische Vorlesungen. In der Absicht, möglichst bald selbständig zu werden, verzichtete er dann vorläufig auf weitere Universitätsstudien und wandte sich dem Lehrerberufe zu, indem er zunächst das Seminar II. zu Karlsruhe unter Seminardirektor Berger besuchte. Er wirkte dann von 1876 an als Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Bretten, darauf bis Herbst 1882 am Realgymnasium zu Karlsruhe. 1881 hatte er die Reallehrerprüfung in der sprachlichen Abteilung bestanden. 1882—1892 war er an der höheren Bürger-

schule in Kenzingen beschäftigt und erwarb 1892 die philosophische Doktorwürde an der Freiburger Hochschule. 1893 ward er an die Oberrealschule zu Heidelberg versetzt und fand hier die hocherwünschte Gelegenheit, weitere sprachliche und geschichtliche Universitätsstudien zu betreiben, die dazu führten, daß er sich im März 1895 dem philologischen Staatsexamen unterziehen konnte. Schon im Jahre 1895 erfolgte Sussanns Ernennung zum Kreisschulrat in Villingen. So hatte ihn ein vielbewegter Lebensgang wieder in die heimatliche Baar und in angesehene Stellung geführt. Aber dieses in so unausgesetzter Arbeit erreichten Ziels sollte sich Sussann nicht erfreuen, denn ein schweres Leiden ergriff ihn. Eine in Heidelberg vorgenommene Operation vermochte sein Leben nicht zu retten und so erlöste ihn der Tod am 27. April 1896. — Hermann Sussann hat sich um die Landesgeschichte verdient gemacht. Die Stadt Kenzingen hat durch seine geschichtlichen Arbeiten mit Recht einen Namen von gutem Klang bei den Geschichtsforschern des Oberrheins erhalten und sich durch die Unterstützung von Sussanns Forschung ein schönes, unvergängliches Denkmal gesetzt. Meist als Beilagen zu den Jahresberichten der höheren Bürgerschule erschienen nach und nach Sussanns Schriften über Kenzingens Geschichte. 1886 und 1887 schilderte er die Stadt im 30jährigen Krieg, 1888 in der Reformationszeit, 1889 im Bauernkrieg; 1890 stellte er Adolfs von Nassau und Albrechts von Österreich bedeutungsvolles Zusammentreffen vor den Mauern Kenzingens im Jahre 1298 dar. 1892 schloß sich die Dissertation über Jakob Otter an — ein Stück Reformationsgeschichte. Man war inzwischen auf den fleißigen Forscher im Lande aufmerksam geworden. Die Gesellschaft für Geschichtskunde und später der Schauinslandverein zu Freiburg luden ihn zur Mitwirkung ein. Sussann hielt in Freiburg wiederholt geschichtliche Vorträge und arbeitete an den Zeitschriften beider Vereine mit. Zu nennen sind seine Aufsätze „Ein Lebensbild aus Deutschlands schwerster Zeit", der die Schicksale des Tennenbacher Paters Konrad Burger erzählt, „Das Schild zum Erbprinzen in Weisweil" und „Kenzinger Gedenktafel mit der Ordnung der Äbtissinnen und Wohltäter des Klosters Wonnenthal" im 18. und 20. Jahrlauf der Zeitschrift Schauinsland, ferner in Bd. 9 der Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde über „Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich vor Kenzingen" und der in Band 2 der neuen Folge der Alemannia abgedruckte Vortrag über „Wolf von Hürnheim zum Tuttenstein", den Kenzinger Pfandherrn im 16. Jahrhundert. Alle diese Arbeiten sind auf sorgfältige, selbstän-

dige archivalische Studien gegründet. Dabei bekunden sie eine ausgedehnte und eingehende Kenntnis der gesamten Literatur. Überall tritt uns Sussanns besonnenes und klares Urteil entgegen. Sein Stil ist flüssig und angenehm, seine ganze Darstellung übersichtlich und geschmackvoll. Sussann hatte die Absicht eine zusammenhängende Geschichte Kenzingens zu schreiben. Es ist kein Zweifel, daß sein Fleiß uns außer dieser noch manche geschichtliche Arbeit von dauerndem Wert geschenkt haben würde, wäre ihm längeres Leben beschert gewesen. Mit eisernem Fleiß und wissenschaftlichem Sinne verband Hermann Sussann ausgezeichnete Charaktereigenschaften, die ihm ein treues Andenken nicht nur bei seinen von ihm mit hingebender Liebe umfangenen Angehörigen, sondern auch bei seinen zahlreichen Freunden und beruflichen und wissenschaftlichen Mitarbeitern sichern. F. Pfaff.

Ferdinand Szuhany

war in Wiesloch am 13. Juni 1813 geboren. Er studierte Rechtswissenschaft in Heidelberg und Freiburg und kam, nachdem er als Sportelvisitator mehrere Jahre hindurch das Großherzogtum Baden bereist hatte, Mitte der 40er Jahre an das Bezirksamt in Gernsbach. Nach der Einnahme von Gernsbach während der badischen Revolution wurde er dort zum kommissarischen Bürgermeister ernannt und bekleidete dieses schwierige Amt bis zur Wiederherstellung geordneter Verhältnisse. Vom Jahre 1850 bis 1864 war er Vorstand des Weiberzuchthauses und der Polizeilichen Verwahrungsanstalt in Bruchsal und war in dieser Eigenschaft in der Lage, an den humanen Bestrebungen des deutschen Vereins für Gefängniswesen lebhaften Anteil zu nehmen. Im Jahre 1864 trat er in den Ruhestand und verzog nach Karlsruhe, wo er an den Wohltätigkeitsbestrebungen des badischen Frauenvereins, insbesondere auch während der Kriegsjahre 1866 und 1870/71 regen Anteil nahm. Besondere Fürsorge wandte er auch lange Jahre hindurch den Anstalten für verwahrloste und schwachsinnige Kinder zu. Er starb am 19. August 1899 zu Hilpertsau im Murgtal. (Badische Landeszeitung vom 24. August 1899. — Blätter des Badischen Frauenvereins 1899, 311.)

Eduard Tenner,

Maler und Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Karlsruhe, war der Sohn des Königl. Bayerischen Untersuchungsrichters Franz Tenner in Zweibrücken in der bayerischen Rheinpfalz und wurde daselbst am 24. April 1830 geboren. Der frühzeitige Tod des Vaters veranlaßte die Mutter nach Heidelberg überzusiedeln, woselbst der Sohn das Gymnasium besuchte und absolvierte, um sich nach dem Wunsche seiner Angehörigen und dem Vorbilde des Vaters der juristischen Laufbahn zu widmen und zwar zunächst an der Universität zu Heidelberg, später in München. Schon während der Schulzeit war Tenner ein guter Zeichner. Seine Kunstübungen ließen ein entschiedenes Talent erkennen; aber er fand wenig Aufmunterung zur Pflege desselben, weil man fürchtete, ihn seinen Berufsstudien zu entfremden; indes hatte er eine solche Freude an der zeichnerischen Darstellung, daß er jeden freien Augenblick benützte, um sich durch Kopieren und Nachbildung mit Stift und Pinsel zu üben. So erwarb er sich schon frühzeitig eine anerkennenswerte Fertigkeit; sein Sinnen und Trachten stand danach, sich eines Tages ganz der Kunst widmen zu dürfen. Nur schüchtern wagte er in den Kreisen der Seinen hiervon zu reden; in Isarathen ward sein sehnlicher Wunsch zum Entschluß, die Malerei sein Lebensberuf; der Juristerei wurde entsagt und, um mit ihr gründlich zu brechen, kehrte er der kunstfrohen Bayernhauptstadt den Rücken und wandte seine Schritte nach der badischen Residenz, wo damals unter Lessing, Riesstahl und Gude neues Leben in die künstlerischen Bestrebungen gekommen war und mit neuer Organisation eine Kunstschule aufzublühen begonnen hatte, welcher die Kunstjünger von nah und fern mit Vorliebe zuströmten. Bei den genannten Meistern fand Tenner die gewünschte Gelegenheit, sich auf dem Gebiete der Landschaft derart zu vervollkommnen, daß man ihn bereits zu Anfang der siebziger Jahre als Inspektor der Großh. Kunstschule anzustellen für gut fand. Mittlerweile hatte er sich auch verheiratet und es war ihm seine Frau stets eine treue und heitere Begleiterin auf seinen Studienreisen im bayerischen Gebirge, am Bodensee und in Holland. Im Jahre 1878 wurde Eduard Tenner zum Professor und Lehrer der Perspektive an der genannten Anstalt ernannt, welche sich, mit tüchtigen Lehrern und bei gutem Besuch, bald darauf zur Großh. Akademie der bildenden Künste

ausgestaltete. Professor Tenner war schon infolge seiner gründlichen akademischen Vorkenntnisse ein Mann von universeller Bildung und vornehmer Gesinnung; was ihn aber ganz besonders auszeichnete und ihm die aufrichtige Liebe und Verehrung seiner vielen Schüler erwarb und erhielt, war sein warmes Empfinden für alles wahrhaft Schöne, sein klares, sicheres und reifes Urteil in allen künstlerischen Fragen und seine unparteiische Anteilnahme an den Bewegungen und Vorgängen in der Kunstwelt. Seine Bilder erwarben sich viele Freunde; ein schönes Seestück von seiner Hand befindet sich in der Gemäldegalerie zu Karlsruhe. Mit freudiger Hingebung lag er den nicht immer leichten Pflichten seines Lehrberufes ob, aus welchem ihn nach kurzer Krankheit am 23. April 1901, am Vorabend seines Geburtstages, der unerbittliche Tod abrief. Dr. Cathiau.

Georg Adolf Tenner,

der Bruder des vorigen, wurde am 25. Oktober 1826 geboren. Nach dem Tode seines Vaters zog er im Jahre 1834 mit seiner Mutter nach Heidelberg, trat in das dortige Lyceum ein und widmete sich schon mit 18 Jahren dem Studium der Medizin an der Ruperto-Carola. Als Lieblingsschüler des damaligen Klinikers, Geheimerats Dr. Pfeuffer, wurde er im Jahre 1848 für mehrere Jahre dessen erster Assistent. Zur Fortsetzung und Vollendung seiner Studien hielt er sich einige Jahre an der damals von den deutschen Ärzten viel besuchten Hochschule in Wien auf. Nach im Jahre 1858 „vorzüglich“ bestandenem Examen erwarb Tenner sich das badische Bürgerrecht und den Doktortitel, und ließ sich in Heidelberg als praktischer Arzt nieder. Seine Freundschaft mit Kußmaul verband ihn mit letzterem zu gemeinsamer wissenschaftlicher Tätigkeit, deren Resultat die im Jahre 1857 erschienene hochbedeutende Abhandlung: „Untersuchungen über Ursprung und Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung, sowie der Fallsucht überhaupt“ war. Da Kußmaul reichlich dabei Gelegenheit gehabt hatte, sich von der Gründlichkeit und Tüchtigkeit seines Mitarbeiters zu überzeugen, empfahl er ihn im Jahre 1870 Großherzog Friedrich von Baden für die damals vakant gewordene Stelle eines Leibarztes, eine Stelle, welche Tenner durch 25 Jahre bis zu seinem am 26. November 1895 nach kurzem Kranksein erfolgten Tode mit Hingebung und Treue versah. Der Tod entriß ihn einer

glücklichen Ehe, welche er 1861 mit Sophie Klingel aus Heidelberg geschlossen hatte. Tenner war ein Mann von vielseitigem Wissen und umfassender Bildung. Trotz seiner angestrengten Tätigkeit, welche ihm aus seiner amtlichen Stellung und seiner großen Privatpraxis erwuchs, fand er noch Muße genug zur Pflege von Wissenschaft und Kunst, und ganz besonderes Interesse wandte er der Literatur des In- und Auslandes zu. Die allgemeine Begeisterung in den Jahren 1870 und 1871, der auch Tenner folgte, führte ihn während 18 Monaten zu unermüdlicher Tätigkeit in die Friedrichsbaracke zu Karlsruhe. Von seinem Landesherrn wurden seine Verdienste durch Verleihung von Titeln (1872 Hofrat, 1875 Geh. Hofrat, 1881 und 1891 Geheimrat III. und II. Klasse) und Orden (1872 Ritterkreuz des Zähringer Löwen I. Klasse, 1875 Kommandeurkreuz II. Klasse, 1881 mit Eichenlaub, 1889 Kommandeurkreuz I. Klasse sowie des Erinnerungskreuzes 70/71 und der deutschen Kriegsdenkmünze) gewürdigt. Viele auswärtige Fürsten, mit welchen ihn seine Stellung als Leibarzt der großherzoglichen Familie in Berührung brachte, verliehen dem verdienten Manne hohe Auszeichnungen. Alle, die Geheimerat Dr. Tenner im Leben näher gestanden haben, bewahren dem Wirken und der Persönlichkeit des Verblichenen ein treues Gedenken. Dreßler.

Rudolf Thiry

war am 14. Januar 1831 zu Freiburg i. Br. als Sohn des Hofgerichtsanwalts Heinrich Thiry geboren. Nach Beendigung des medizinischen Studiums ließ er sich in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Als Spezialität übte er die Ohrenheilkunde aus, die ihm auch einen großen auswärtigen Ruf verschaffte; an der Universität vertrat er dieses Fach als Dozent, und in Anerkennung seiner Lehrtätigkeit wurde ihm von der medizinischen Fakultät die Würde eines Dr. med. honoris causa verliehen. In den Kriegsjahren 1866 und 1870/71 machte er sich ums Vaterland verdient, indem er eifrig in den Lazaretten tätig war. Er war ein sehr gesuchter Arzt, den sein sicherer Blick, sein warmes Herz und seine mildtätige Hand bei Reich und Arm beliebt gemacht haben. Man kannte und schätzte seine wissenschaftliche Gründlichkeit und sein verdienstliches Wirken, während er sich im Verkehr durch Anspruchslosigkeit und schlichte Einfachheit auszeichnete und sich dadurch zahllose Freunde erwarb. Im öffentlichen Leben war er bei vielen

gemeinnützigen Bestrebungen beteiligt; er war stets ein großer Gönner der Turnerei, ein Förderer der freiwilligen Krankenpflege und nahm viele Jahre hindurch im Reservistenverein „Belfort" die leitende Stelle ein. Nicht minder großes Interesse bekundete er für Kunst und Wissenschaft und wandte den Bestrebungen auf diesen Gebieten die größte Teilnahme und tatkräftige Unterstützung zu. Seine Haupttätigkeit in dieser Richtung konzentrierte er im Breisgauverein „Schauinsland", dem er seit 1874 als Mitglied, seit 1890 als erster Vorsitzender angehörte. Wie oft hat er seinen einzigen freien Nachmittag in der Woche zu Ausflügen in der Umgebung benutzt, um an Ort und Stelle für den Verein Erhebungen zu machen und Notizen zu sammeln, welche dann als Grundlage für Publikationen dienten. So manches historische Stück ist auf seine Veranlassung vor dem Verfall gerettet worden; alles, was er zusammenbrachte, schenkte er in gemeinnützigster Weise der städtischen Altertümersammlung. Seinem rastlos uneigennützig tätigen Leben machte der Tod am 24. März 1892 vorzeitig ein Ende. *

Gustav Toepke.

R. H. Gustav Toepke hat sich durch Herausgabe der Matrikelbücher der Heidelberger Universität bleibende Verdienste um die Erforschung der Geschichte dieser Hochschule und um die Gelehrtengeschichte überhaupt erworben. Am 26. März 1841 zu Magdeburg geboren, hatte er zuerst das Gymnasium des Klosters Unserer lieben Frauen in seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium zu Stendal besucht und sich von 1861 an juristischen Studien in Jena, wo er eifrigen Anteil an dem Studentenleben nahm, und in Berlin gewidmet. Nachdem er 1866 die erste, 1867 die zweite Staatsprüfung bestanden hatte, war er mehrere Jahre im Staatsdienst tätig gewesen, aber durch seine Gesundheitsverhältnisse gezwungen worden, denselben 1871 wieder zu verlassen und auf seinem Schloßgut Freienfels in Bayern Erholung zu suchen. Als er nach einigen Jahren zu bleibendem Aufenthalt nach Heidelberg übergesiedelt war, faßte er im Beginn der achtziger Jahre den Gedanken, die bisher noch nie genügend ausgenützte Matrikel der Universität zu bearbeiten und auf seine Kosten herauszugeben, ein Unternehmen, das ebenso große Ansprüche an ausdauernde Gelehrsamkeit, wie an materielle Opferwilligkeit stellte. Denn er begnügte sich nicht etwa damit, die Listen der Universitätsangehörigen, in die diese ihre Namen selbst

eingezeichnet haben oder haben einzeichnen lassen, zu entziffern und abzudrucken, sondern er versah sie zugleich mit Anmerkungen, die aus den erhaltenen Akten der Universität und der Fakultäten alles zusammenstellten, was über die Laufbahn jeder einzelnen Persönlichkeit an der Heidelberger Hochschule zu finden war, und fügte die Kalender, die ältesten Bücherverzeichnisse, vor allem die Promotionslisten der Fakultäten und eine große Zahl erklärender Ausführungen mit wertvollem Detail zur Universitätsgeschichte hinzu. Und diese schwierige Arbeit führte er mit einer Genauigkeit und Zuverlässigkeit durch, die jede Nachprüfung vertrug und alle Rätsel der Lesung und Erklärung glücklich löste, er schuf so eine Quelle für die Geschichte der Heidelberger Hochschule, die erst deren Erkenntnis, zumal in den ältesten Zeiten, erschloß und zugleich zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel und zuverlässigen Ratgeber für alle wurde, die sich mit der Erforschung deutscher Gelehrtengeschichte beschäftigen wollen. Die philosophische Fakultät der Heidelberger Hochschule ehrte mit Recht den Geber dieses kostbaren Geschenks, das ihr in zwei umfangreichen Bänden, die bis zum Jahre 1662 reichten, zu ihrem großen Jubiläum 1886 überreicht wurde, mit der Ernennung zum Ehrendoktor der Philosophie. Gustav Toepke fügte einige Jahre später (1893) eine ebenso wertvolle und bedeutende Gabe in einem dritten Bande hinzu, der die genauen Register (der Personen, der Orte, der Sachen und der Worte) enthält: eine Riesenarbeit bewundernswerten Bienenfleißes, die ohne jede Beihilfe fremder Arbeitskraft erreicht wurde und die in den früheren Bänden verborgenen Aufklärungen allen Benützern zu bequemer Arbeit erst zugänglich machte. Nach Vollendung dieses Bandes wandte sich Toepke mit unermüdlicher Ausdauer der Fortsetzung der Matrikelausgabe zu und gedachte, auch die Verzeichnisse des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in gleicher Weise bekannt zu geben, als ein Herzleiden, das ihn schon seit mehreren Jahren erfaßt hatte, am 20. Juni 1899 seinem arbeitsreichen Leben ein frühes Ende machte. Die Regierung hatte den verdienstvollen Gelehrten 1896 durch die Verleihung des Hofrattitels ausgezeichnet, er selbst aber hat durch sein Werk sich ein Denkmal errichtet, das seinen Namen für alle Zeiten mit der Universität Heidelberg verbinden wird. Bei dem Feste, das die hundertjährige Erinnerung der Wiederaufrichtung der Heidelberger Hochschule durch Karl Friedrich 1903 feierte, hat T. Hinselmann den von Toepke bearbeiteten vierten Teil der Martrikel, der von 1704—1807 reicht, mit ministerieller Unterstützung herausgegeben; auch dieser Band zeigt die Vorzüge seiner

Vorgänger und entbehrt nur noch der notwendigen Register; auch er rühmt Fleiß und Emsigkeit und zuverlässige Arbeitsweise Toepkes, wie die früheren Bände. Thorbecke.

Ludwig Karl Friedrich Turban

wurde zu Bretten am 5. Oktober 1821 als Sohn des dortigen Stadtpfarrers Karl Friedrich Turban und seiner Ehefrau Friederike, geb. Sauerbeck, geboren. Nach dem im Jahre 1828 erfolgten Tode des Vaters zog die Mutter, eine durch Geist und Herzensgüte ausgezeichnete Frau, mit ihrem Sohne nach Karlsruhe, wo er unter ihrer Obhut im schlicht bürgerlichen Kreise des großelterlichen Hauses seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Lyceum erhielt und am 16. Oktober 1839 zur Universität zum Studium der Philologie entlassen wurde. Im ersten Studienjahre 1839/40 hörte er philologische und archäologische Vorlesungen bei Baehr, Creuzer und Kayser, Geschichte der Poesie bei Fortlage, Rechnungen fürs Geschäftsleben bei Schweins, Physik bei Jolly, Botanik bei Bischoff. Vom Wintersemester 1840/41 an wandte er sich aber der Rechtswissenschaft zu und besuchte die Vorlesungen von Zachariae, Zoepfl, v. Vangerow, Morstadt, Deurer, Muncke, Sachße und Brackenhoeft, daneben hörte er neuere deutsche Geschichte bei Schlosser und Psychologie bei Fortlage. Am Schlusse des Wintersemesters 1842/43 verließ er Heidelberg, um, einer Einladung des kaiserlich russischen Staatsrats v. Bekk aus St. Petersburg folgend, diesen auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Die Familie v. Bekk hatte in Karlsruhe und Baden einige Zeit gelebt und war mit Frau Turban und ihrem Sohne in freundschaftliche Beziehungen getreten. Einen Augenblick schien die für den jungen Studenten so erfreuliche Reise in Frage gestellt zu sein, da Herr v. Bekk bald nach deren Antritt erkrankte und, obwohl er sich rasch erholte, doch auf die Weiterreise verzichtete. Der wohlwollende Mann wünschte aber, daß der junge Turban die in Aussicht gestellte Reise allein fortsetze und eventuell weiter ausdehne. So besuchte dieser einen großen Teil Italiens bis herab nach Neapel und Messina und kehrte über Frankreich nach Hause zurück. Sein Aufenthalt in Paris währte etwa zwei Monate, und während ihn in Italien nur Natur und Kunst gefesselt hatten, widmete er sich in Paris durch den Besuch von Vorlesungen auch seiner wissenschaftlichen Fortbildung. Im Sommersemester 1844 wurde Turban zum zweiten Male bei der Universität Heidelberg

immatrikuliert und hörte dort Vorlesungen bei Mittermaier und Brackenhoeft. Das darauf folgende Wintersemester 1844/45 verlebte er in Berlin, wo er seine juristischen Universitätsstudien in den Vorlesungen von Homeyer, Heffter und Puchta zum Abschluß brachte. Daneben hörte er bei Ritter allgemeine Erdkunde. Hier, wo es üblich war, über den Besuch der Vorlesungen Zeugnisse auszustellen, wurde der junge badische Jurist überall als „ausgezeichnet fleißig" prädiziert. In die Heimat zurückgekehrt, unterzog sich Turban der juristischen Staatsprüfung, wobei im Prüfungsbescheid hervorgehoben wurde, daß er die Rechtsfrage in französischer Sprache behandelt hatte. Am 18. Dezember 1845 wurde er „als gut bestanden" unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen. Am 13. März 1846 trat er beim Oberamt Heidelberg als Freiwilliger ein und wurde zunächst als Kriminalaktuar, vom November an auch auf dem Civiljustizbureau verwendet. In Paris hatte Turban die Bekanntschaft eines jungen St. Petersburgers, Herrn Dyrssen, der sich, wie er, auf einer Studienreise dort aufhielt, gemacht, und, als dieser sich in seiner Heimat verheiratet hatte und auch Herr und Frau v. Bekk wieder nach St. Petersburg zurückgekehrt waren, folgten im Spätsommer 1847 Ludwig Turban und seine Mutter der Einladung beider Familien zu einem Besuche in der russischen Hauptstadt. Hier lernte er die Nichte seines in Paris gewonnenen Freundes, Fräulein Sophie Heyse, kennen, mit der er sich am 6. Juli 1853 in St. Petersburg vermählte. Inzwischen war Turban beim Oberamt Durlach, beim Hofgericht des Mittelrheinkreises, beim Justizministerium und bei der Regierung des Oberrheinkreises in Freiburg als Sekretariatspraktikant tätig gewesen und am 2. Juli 1851 zum Ministerialsekretär beim Ministerium des Innern ernannt worden, nachdem er während einiger Zeit als Kanzleisekretär des Bundestagsgesandten, Geh. Rats Freiherrn v. Marschall, Verwendung gefunden hatte. Am 23. Oktober 1852 war sodann seine Ernennung zum Assessor bei der Regierung des Unterrheinkreises in Mannheim erfolgt. Dort begründete Turban im Sommer 1853, nachdem er mit seiner jungen Frau von St. Petersburg zurückgekehrt war, seinen Hausstand. Aber schon im darauffolgenden Frühjahre rief ihn eine ehrenvolle Mission weit fort von der Heimat. Der im Jahre 1852 ausgebrochene Streit zwischen der großherzoglichen Regierung und der erzbischöflichen Kurie in Freiburg hatte im Frühjahr 1854 eine Wendung genommen, welche die Regierung veranlaßte, in der Person des Grafen zu Leiningen-Billigheim einen Vertrauensmann nach Rom zu senden, um Aufklärungen

zu geben und über die Grundlagen einer Verständigung mit dem päpstlichen Stuhle zu verhandeln. Ihm wurde Regierungsassessor Turban, welcher der italienischen Sprache vollkommen mächtig war, als Sekretär beigegeben, und im März 1854 erfolgte die Abreise nach Rom. Die Anwesenheit in der ewigen Stadt war auf sechs Wochen berechnet. Aber die Verhandlungen zogen sich in die Länge, Graf Leiningen kehrte nach Hause zurück und wurde als außerordentlicher Gesandter durch Staatsrat Brunner ersetzt, bei dem Turban bis zum Abschlusse der Verhandlungen über das Interim — einen modus vivendi, während dessen alle weiteren einseitigen Schritte beider Teile beruhen und sofort Verhandlungen über eine definitive Vereinbarung gepflogen werden sollten — als Sekretär verblieb. Darüber war die heiße Jahreszeit herangekommen und Turban, der schon seit einiger Zeit an der Malaria gelitten hatte, erkrankte schließlich an einem ernsten Anfalle der damals in Rom auftretenden Cholera. Als er reisefähig war, wurde er beurlaubt, und ein Onkel seiner Frau, Dr. Theodor Heyse, seit vielen Jahren in Rom ansässig und mit literarischen Arbeiten in der vatikanischen Bibliothek beschäftigt, der sich des erkrankten Neffen liebevoll angenommen hatte, gab ihm noch bis zur Schweizer Grenze einen Wärter mit. Im September kehrte Turban nach Mannheim zurück. Bald darauf wurde er auf Grund der in Rom erworbenen Sachkenntnis beauftragt, bei den Konferenzen der Vertreter der zur Oberrheinischen Kirchenprovinz gehörigen Staaten als Sekretär zu fungieren, und als es sich um den Vollzug des Interims und um die Ausarbeitung einer Instruktion für den außerordentlichen Gesandten in Rom behufs der weiteren Verhandlungen wegen definitiver Regelung des ganzen streitigen Verhältnisses handelte, wurde Turban anfangs Oktober 1854 der für Ordnung der Kirchenangelegenheiten bestellten Immediatkommission als Hilfsarbeiter beigegeben. Wohl mit Rücksicht auf diese Tätigkeit, die ihn für längere Zeit zum Aufenthalte in der Residenzstadt veranlaßte, wurde er am 24. Januar 1855 als Regierungsassessor zur Regierung des Mittelrheinkreises nach Karlsruhe versetzt, wo er von nun an dauernd verblieb. Als es sich im September dieses Jahres darum handelte, nach Antritt seines fünften Dienstjahres nach seiner Aufnahme in den Staatsdienst (als Ministerialsekretär) seine Staatsanstellung für unwiderruflich erklären zu lassen, gab ihm der damalige Regierungsdirektor Rettig das Zeugnis, daß er sich „ununterbrochen als ein vielseitig gebildeter junger Mann und als ein fleißiger und sorgfältiger Arbeiter, sowie als auf-

merksamer Votant erwiesen und damit ein sehr anständiges Benehmen verbunden habe". Am 12. Dezember 1856 wurde Turban zum Regierungsrat befördert und am 20. Juni 1860 zum Ministerialrat und Mitglied des neu begründeten Handelsministeriums ernannt. Die Tätigkeit in diesem Ministerium, welches mit der Pflege der praktischen Volkswirtschaft (Landwirtschaft, Gewerbe, Handel, Schiffahrt, Wasser- und Straßenbau, Eisenbahnbau und Betrieb) betraut war, entsprach ganz besonders seinen Neigungen. Als nächste Aufgabe übernahm er die Vorbereitung und Bearbeitung des Gewerbegesetzes, wurde weiterhin mit dem gesamten Rechtsreferat und der Vertretung des Handelsministeriums beim Verwaltungsgerichtshofe betraut und als Korreferent zu den auf die staatliche Pflege der Landwirtschaft und der Gewerbe gerichteten Aufgaben herangezogen, welche nach dem Tode des Geh. Rates Dietz (1870) auf ihn als Hauptreferenten dieser Geschäftszweige übergingen. Die durch die Einführung eines Polizeistrafgesetzbuches (1863) nötig gewordene Revision der polizeilichen Vorschriften im ganzen Ressort des Handelsministeriums fiel ihm als Aufgabe zu, dann die ministerielle Mitwirkung bei der Neuorganisation des landwirtschaftlichen Vereinswesens, die Leitung der zur Ausführung des Gesetzes über die Verlegung und Zusammenlegung der Grundstücke errichteten Ministerialkommission für die Feldbereinigung, seit 1870 auch der Vorsitz im Obereichungsamt. Mit der Vertretung des Gewerbegesetzes von 1861 im Landtag hatte auch Turbans parlamentarische Wirksamkeit ihren Anfang genommen und er war von da an auf allen Landtagen als Regierungskommissär tätig. Am 28. Oktober 1872 wurde Turban zum Präsidenten des Handelsministeriums ernannt. In dieser Stellung erhielt er am 25. September 1876 bei dem Rücktritt des Staatsministers Dr. Jolly, unter Beibehaltung des Präsidiums des Handelsministeriums, die Ernennung zum Staatsminister und Präsidenten des Staatsministeriums und den Auftrag des Großherzogs, „auf der Grundlage der bisher maßgebend gewesenen Richtung der Regierung sowohl in betreff der inneren Politik als auch in bezug auf die nationalen Entwicklungsaufgaben ein freisinniges Ministerium neu zu bilden". Im Jahre 1881 schied der damals zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannte Geh. Rat Dr. Ludwig v. Stösser aus dieser Stellung. Bei diesem Anlaß trat eine Organisationsänderung der obersten Staatsbehörden ein, das Handelsministerium wurde mit dem Ministerium des Innern und die Leitung des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses mit dem Präsidium des Staatsministeriums

vereinigt, dagegen gingen Kultus und Unterricht einschließlich der Einrichtungen für Wissenschaften und Künste vom Ministerium des Innern an das Ministerium der Justiz über. Das Präsidium des Ministeriums des Innern wurde am 20. April 1881 dem Staatsminister Turban übertragen. Bei seiner Ernennung zum Staatsminister war er auch zum Bevollmächtigten für den Bundesrat des Deutschen Reiches ernannt worden. „Schon in früheren Jahren“ — so urteilt eine von befreundeter und sachkundiger Seite herrührende Aufzeichnung über die ihm in dieser Eigenschaft obliegende Wirksamkeit — „eine engere Verbindung der deutschen Stämme lebhaft herbeisehnend, hatte er die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches mit warmer Begeisterung begrüßt. In seiner Stellung als Ministerialpräsident und Bundesratsbevollmächtigter wirkte er eifrig am Ausbau der Reichsinstitutionen und an der Überleitung der Verhältnisse im Großherzogtum in den Organismus des Reiches. Dabei trug er den Bedürfnissen des Reiches ebenso Rechnung wie der Erhaltung der bewährten Einrichtungen seines badischen Heimatlandes.“ Die Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit veranlaßte Turban beim Eintritt in sein 70. Lebensjahr im Jahre 1890 um die Enthebung von der Leitung des Ministeriums des Innern nachzusuchen. Der Großherzog entsprach durch allerhöchste Entschließung vom 9. Oktober d. J. dieser Bitte, indem er in einem überaus gnädigen Handschreiben diese Beschränkung der angestrengten Tätigkeit des bewährten Staatsmannes insofern mit großer Befriedigung begrüßte, als er hoffte, daß es diesem dadurch möglich sein werde, seine kostbaren Kräfte zu schonen und dieselben samt langjähriger Erfahrung dem Staate nutzbringend zu erhalten. Es entsprach daher dem Wunsche des Großherzogs, daß Turban das Präsidium des Staatsministeriums fortführte. Nachdem er schon früher durch die höchsten Grade des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet worden war, wurde ihm bei diesem Anlasse der Bertholds-Orden verliehen. Der Großherzog verband mit dieser Verleihung, die er als den Ausdruck seiner Dankbarkeit bezeichnete, den Wunsch, daß der Staatsminister auch fortan seinem Hause ein treuer Berater bleiben möge, indem er das Ministerium des Großherzoglichen Hauses mit dem Präsidium des Staatsministeriums weiter führen solle. Er ordnete außerdem an, daß sein Handschreiben an den Staatsminister bekannt gegeben werde, um dadurch öffentlich zu bekunden, „wie dankbar er auf die lange Zeit zurückblicke, in der Turban sowohl an der Spitze des früheren Handelsministeriums wie als Präsident des Ministeriums des Innern

aufopfernde und erfolgreiche Dienste geleistet und sich dem Wohle des Landes hingebend gewidmet habe". Ein weiteres Zeichen der hohen Gnade seines Landesherrn erhielt Turban am 26. April 1892 beim 40jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs durch Verleihung des Hausordens der Treue. Ohne Widerrede war er im Jahre 1890 dem Wunsche des Großherzogs gefolgt, das Präsidium des Staatsministeriums weiterzuführen. Aber wiederholt mußte er in den folgenden Jahren der Wahrnehmung Ausdruck geben, daß er sich nicht mehr im stande fühle, mit zunehmendem Alter die verantwortungsvolle Stellung an der Spitze des Staatsministeriums in dem Maße und Umfange auszufüllen, wie es seiner großen Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue erforderlich schien. Am 2. März 1893 reichte er sein Gesuch um Enthebung von seinem Amte ein, welchem der Großherzog durch allerhöchste Entschließung vom 7. März entsprach, indem er, um Turban dem aktiven Staatsdienste auch weiter zu erhalten, ihn gleichzeitig zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannte. Mit gnädigen Worten schloß der Großherzog das Schreiben, in welchem er Turban die Genehmigung seines Entlassungsgesuches ankündigte: „Mit großer Dankbarkeit blicke ich auf die langen Jahre zurück, in denen ich Ihre hilfreichen Dienste in dauerndem Verkehr so erfolgreich in Anspruch nehmen durfte. Die treue Gesinnung und die aufopfernde Hingebung, welche Sie in den vielen Jahren betätigten, bleiben mir eine werte Erinnerung, und dankbar werde ich der Selbstlosigkeit gedenken, womit Sie Ihre ausgezeichneten Dienste dem Wohle des Staates gewidmet haben. Möge Ihnen Gottes Gnade noch lange Jahre gesegneten Lebens gewähren." Auch dem neuen Amte, das Staatsminister Turban nunmehr übernahm, widmete er sich mit der Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit, welche jeder Tätigkeit seines langen Lebens den Stempel aufdrückte. Es war aber doch nicht mit den Aufregungen und der von ihm stets sehr ernst genommenen Verantwortlichkeit verbunden, welche von der Leitung der ministeriellen Geschäfte unzertrennlich war, und so war ihm in den etwas mehr als fünf Jahren, die ihm noch gegönnt waren, ein ruhiger Lebensabend beschieden, allerdings mehrfach getrübt von einem peinlichen und schmerzlichen Leiden, zu dem in seinen letzten Tagen noch eine schwere Herzaffektion hinzutrat. Aber die Vorsehung ersparte ihm — wie es die Alten als ein besonderes Glück der Lieblinge der Gottheit priesen — eine lange Erkrankung und einen harten Abschied von den Seinigen. Im Juni 1898 schien eine kleine Besserung in seinem Befinden eingetreten zu sein, so daß es ihm ver-

gönnt war, sich wieder im Freien zu ergehen. Noch am Tage vor seinem Tode machte er vormittags mit seiner Gattin und abends mit einem Freunde kleine Spaziergänge. In der darauffolgenden Nacht, in den ersten Morgenstunden des 12. Juni 1898, entschlief er sanft und schmerzlos. Die große Beteiligung aus allen Kreisen der Einwohnerschaft Karlsruhes bei seinem Leichenbegängnisse bewies die Liebe und Verehrung, welche der Entschlafene genoß. — Auf weiten Gebieten des staatlichen Lebens hat die rastlose Tätigkeit des Staatsministers Turban Werke von bleibender Bedeutung geschaffen, und für alle Zeit wird sein amtliches Wirken in der Geschichte des badischen Landes mit Auszeichnung und Dankbarkeit genannt werden. Mit besonderer Vorliebe pflegte er, schon als Referent in dem zu Beginne der 1860er Jahre neu begründeten Handelsministerium und später in leitender Stellung, die Interessen des Gewerbes, der Industrie und des Handels. Die Vorarbeiten zu dem Gewerbegesetz von 1862, das auf den Grundsätzen der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit aufgebaut war, lagen, wie schon oben angedeutet ist, im wesentlichen in seiner Hand. Dem gewerblichen Ausstellungswesen wandte er seine rege Fürsorge zu, ebenso der Schaffung neuer Organisationen an Stelle der ehemaligen Zünfte, namentlich durch sein eifriges Eintreten für die Errichtung von Gewerbevereinen, welche während seines Wirkens als Präsident des Handelsministeriums in Gauverbänden und einem Landesverbande zusammengefaßt wurden. Von hoher Wichtigkeit für die Entwicklung des Gewerbewesens war die Gründung einer gewerblichen Centralstelle, der Landesgewerbehalle, und die Neubelebung des gewerblichen Unterrichts durch Ausbildung einer großen Zahl von Gewerbeschulen, sowie von Fachschulen (für Uhrmacherei, Schnitzerei, Strohflechten, Musik), vor allem durch die Errichtung der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe, die 1878 von der bisherigen Verbindung mit der Landesgewerbehalle losgelöst und zu einer selbständigen, unter der Leitung von Kachel und Götz rasch aufblühenden Anstalt neugeschaffen wurde. Ebenfalls dem Jahre 1878 gehörte die Errichtung der Handelskammern an. Nicht minder war seine Fürsorge der Landwirtschaft zugewendet. Sein Werk war die Ausgestaltung des Landeskulturwesens durch Schaffung der Kulturinspektionen, die in der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues die leitende technische Spitze fanden. Durch das Wassergesetz von 1876, dessen erster in der Zeitschrift für Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege (1869 S. 166 ff.) veröffentlichter Entwurf von Turban herrührt, und durch Umgestaltung

des Feldbereinigungsgesetzes vom Jahre 1886 wurde die einschlägige Gesetzgebung neu geordnet. Nach Aufhebung des Landesgestütes (1872) rief er die neue Organisation zur Unterstützung der inländischen Pferdezucht aus staatlichen Mitteln, insbesondere zur Beschaffung von geeignetem Hengstmaterial ins Leben. Damit im Zusammenhang stand die Erlassung des Gesetzes über die Befähigung zum Hufbeschlag (1884). Der Farrenhaltung wurde eine höchst förderliche Fürsorge gewidmet durch Errichtung von Zuchtgenossenschaften (Gesetze über die Farrenhaltung und über die Zwangsversicherung der Rindviehbestände von 1890). Hierher gehört auch das Gesetz über die gemeinen Schafweiden von 1884. Von Wichtigkeit war auch die Hebung des Standes der Tierärzte und die Durchführung einer mustergültigen Seuchenpolizei im Anschlusse an das Reichsgesetz von 1880. Ebenso bedeutend war die unter der Verwaltung Turbans der Fischerei zugewandte Fürsorge im Anschlusse an das Gesetz von 1870 mittels zweckmäßiger Schonvorschriften, Bildung einer großen Zahl von Fischereigenossenschaften, Vereinbarungen mit den Nachbarstaaten, Aufhebung des gesonderten Fischereirechtes der Anlieger und in Gewerbekanälen durch das Gesetz von 1890. Eine eingreifende Abänderung erlitt das Jagdrecht durch die Novelle von 1886. Auf dem Gebiete des Verkehrswesens fällt in die Zeit der Turbanschen Verwaltung die weitere Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes in den Jahren 1871 bis 1881, die neue Organisation des Eisenbahnbetriebsdienstes entsprechend den gesteigerten Bedürfnissen des Verkehres und Betriebes im Jahre 1874, die Schaffung eines Eisenbahnrates und damit die Beteiligung der Interessentenkreise an der Beratung der wichtigen auf Handel, Industrie und Landwirtschaft rückwirkenden Verkehrsfragen im Jahre 1880. Auch dem Ausbau des Landstraßennetzes unter Aufwendung mehrerer Millionen wandte die ministerielle Verwaltung Turbans ihre Fürsorge zu. Zahlreiche Gemeinden erhielten reichliche Unterstützung aus Staatsmitteln zur Herstellung und Verbesserung von Gemeindewegen. Von großer Bedeutung war das Straßengesetz von 1884, welches die Kreisverbände von der Beitragspflicht zur Herstellung und Unterhaltung der Landstraßen befreite und diesen Selbstverwaltungskörpern eine Anzahl von Wegen als Kreisstraßen zur eigenen Unterhaltung und Verwaltung (unter Heranziehung der Gemeinden zu einem Teile des Aufwandes) überwies. Dem gleichen Jahre gehört ein Gesetz an, welches die Verwaltungsrechtspflege erweiterte und selbständiger ausgestaltete. Zu den bedeutendsten gesetzgeberischen Akten auf dem Gebiete der inneren Verwaltung zählt

die Ausgestaltung der Gesetze über die Verwaltung der Städte und der übrigen Gemeinden des Landes im Sinne der Selbstverwaltung unter geordneter Staatsaufsicht, insbesondere durch Ergänzung der Gemeindesteuergesetzgebung unter Heranziehung der Kapitalrenten- und Einkommensteuerkapitalien und durch Ausdehnung des Wahl- und Stimmrechts auf die nicht bürgerlichen Einwohner der Gemeinden. Für eine große Zahl von Staatsbürgern war von tief einschneidender Bedeutung das im Jahre 1888 erlassene Beamtengesetz nebst der dazu gehörigen neuen Gehaltsordnung. Eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben trat während der Amtsführung Turbans an die staatliche Verwaltung heran mit der ihr obliegenden Durchführung der sozialen Gesetzgebung, insbesondere der Unfall-, Kranken- und Invaliditätsversicherung mittels zweckmäßigen, den Landesverhältnissen tunlichst angepaßten Organisationen. Hierbei war namentlich von tief eingreifender Bedeutung die Schaffung einer Fabrikinspektion im Jahre 1879, deren Tätigkeit nicht nur im badischen Lande, sondern auch über dessen Grenzen hinaus verdiente Anerkennung gefunden hat. In gewissem Sinne gehört hierher auch das die staatliche Fürsorge für die Erziehung verwahrloster jugendlicher Personen betreffende Gesetz von 1886. Noch ist zu erwähnen auf dem Gebiete des Gesundheitswesens die im Jahre 1882 erfolgte Errichtung des Landesgesundheitsrates und die landesherrliche Verordnung von 1883 über die Standesvertretung der Ärzte, Tierärzte und Apotheker, die Eröffnung einer neuen Anstalt zur Pflege Geisteskranker bei Emmendingen, die für andere Staaten vorbildlich gewordene Verordnung von 1888 zur Regelung des Verfahrens bei Aufnahme in Irrenanstalten, sowie die Verordnung von 1878, welche die Fürsorge für Wasserversorgung durch Unterstützung der Gemeindeunternehmungen mit reichlichen Staatsmitteln und durch Mitwirkung der technischen Staatsbehörden regelte. Endlich sei die Herausgabe einer neuen topographischen Karte des Großherzogtums im Maßstabe von 1 : 25 000, daran anschließend die geologische Landesuntersuchung und das Berggesetz von 1890 angeführt. Alle diese Gesetze, ihre Einführung und die sorgsame und alle berechtigten Interessen schonende Ausführung derselben stellen sich als eine ganz hervorragende Leistung des Staatsministers Turban dar, unter dessen tatkräftiger Leitung, Mitwirkung und Verantwortlichkeit so vieles und großes von den ihm unterstehenden Ministerien und ihren durch Einsicht und Tüchtigkeit ausgezeichneten Beamten im Verlaufe eines Menschenalters geschaffen wurde. Neben seiner amtlichen Tätigkeit fand

Turban auch noch die Muße, sich in einer Reihe von Ehrenämtern an den öffentlichen Angelegenheiten der Haupt- und Residenzstadt, in welcher er seit 1855 seinen dauernden Wohnsitz hatte und der er stets sein lebhaftes und tatkräftiges Wohlwollen bewies, zu beteiligen. Er war Mitglied des Verwaltungsrates des Gymnasiums, Inspektor der Höheren Bürgerschule, Mitglied des Ortsschulrates der evangelischen Volksschule, zu dessen Vorsitzenden ihn im Jahre 1864 der Oberschulrat ernannte, Mitglied des Aufsichtsrates der Friedrichs-Schule, Vorstand der Musikbildungsanstalt und während 26 Jahren Mitglied des evangelischen Kirchengemeinderates, dem er — ein treuer Sohn der ihm teueren Landeskirche — bis zu seinem Lebensende mit warmem Interesse angehörte. Ein Zeugnis für seine außergewöhnliche Arbeitskraft liefert auch seine literarische Tätigkeit. 1862 gab er einen sehr geschätzten Kommentar zu dem badischen Gewerbegesetz heraus: „Das Gewerbegesetz für das Großherzogtum Baden", Karlsruhe bei Braun, dem zehn Jahre später (1872) im gleichen Verlag „Die deutsche Gewerbeordnung und die zu deren Einführung und Vollzug im Großherzogtum Baden ergangenen Gesetze und Verordnungen" folgte. Schon früher hatte er mit Oberhofgerichtsrat Dr. Gentner und Professor Dr. A. Renaud das „Magazin für badische Rechtspflege und Verwaltung", Mannheim bei Tobias Löffler, herausgegeben. Die Bände I (1854) und II (1856) enthalten Aufsätze und kurzgefaßte Entscheidungen aus Turbans Feder. Von Band III an trat an seine Stelle Ministerialrat Spohn als Mitherausgeber, doch enthält Band IV noch Mitteilungen von ihm. Auch an dem Bissing'schen „Zentralblatt für Staats- und Gemeindeinteressen" arbeitete er mit. In den Jahren 1869 bis 1871 war er Mitarbeiter der von 1869 bis Juli 1870 von Dr. Edgar Löning, seitdem von Friedrich Wielandt herausgegebenen „Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege", Heidelberg bei Emmerling. Die Jahrgänge 1869 bis 1876 dieser Zeitschrift führten seinen Namen unter denen der „Mitwirkenden" auf. Von 1871 an, nachdem er an die Spitze des Handelsministeriums berufen worden, war seine Mitwirkung nur noch eine nominelle. Dem Andenken des Staatsministers Mathy widmete er die formvollendeten und warmherzigen Worte, die von Hofprediger D. Doll bei der Leichenfeier des verewigten Staatsmannes verlesen wurden und mit Dolls Leichenrede in Druck (Karlsruhe bei Malsch und Vogel) erschienen. Das Vertrauen, das Turban, in erster Reihe infolge seiner Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete bei seinen Mitbürgern

genoß — sie bewährte sich unter anderem auch bei der Vertretung der großherzoglichen Regierung bei verschiedenen Weltausstellungen —, bekundete sich durch wiederholte Entsendungen in den Landtag. Im Jahre 1866 wurde er von der Stadt Lahr und zweimal — 1873 und 1877 — in dem 23. Wahlbezirk (Amt Triberg mit Orten des Amtes Wolfach) in die Zweite Kammer gewählt. Wie von seinem Landesherrn wurde er auch von einer Reihe von Fürsten Deutschlands und des Auslandes durch hohe Ordensauszeichnungen geehrt. In besonderer Würdigung seiner Verdienste auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens ernannte ihn die Universität Heidelberg anläßlich ihrer fünfhundertjährigen Jubelfeier im Jahre 1886 zum Ehrendoktor der Philosophie. Ein Rückblick auf die lange amtliche und außeramtliche erfolgreiche Tätigkeit des Staatsministers Turban zeigt ihn als einen Mann von hervorragender Begabung, von rastlosem Fleiße, von nie ermüdender Arbeitskraft, von strenger Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit. Die ihm Näherstehenden, vor allem seine Mitarbeiter bei Lösung der vielen ihm obliegenden Aufgaben des Staatslebens, die ihm unterstellten Beamten, erkannten rückhaltlos sein Wohlwollen, seine Liebenswürdigkeit im amtlichen und persönlichen Verkehre, seine unerschütterliche Gerechtigkeit an. Seiner ganzen Veranlagung nach eine milde, versöhnliche Natur, scharfen und verletzenden Maßnahmen abgeneigt, fehlte es ihm doch da, wo es galt, das, was er als gut, wahr und richtig erkannt hatte, durchzuführen, nicht an der klaren Entschiedenheit eines überzeugungstreuen Mannes. Eine tiefe und echte Frömmigkeit auf der Grundlage des Bekenntnisses der evangelisch-protestantischen Kirche bewahrte er als das kostbarste Vermächtnis des Vaterhauses. Aber fern war ihm jede selbstgerechte Überhebung, und er achtete und duldete abweichende Meinungen, die auf ehrlicher Überzeugung beruhten. Das friedliche Zusammenwirken aller Bekenntnisse im Geiste christlicher Liebe galt ihm als das im modernen Staate vor allem anzustrebende Ziel. Sein ganzer Lebensgang führte ihn zu einer nie verleugneten treuen Anhänglichkeit an die liberalen Grundsätze, welche das Leitmotiv seines gesamten amtlichen Wirkens und Strebens waren. Und unentwegt hielt er an der Anschauung fest, daß es die erste Pflicht der Regierung sei, die berechtigten Interessen des Heimatstaates in vollster Harmonie mit den Anforderungen des großen deutschen Vaterlandes zu vertreten. Wenn man wohl berechtigt ist, von diesem edeln, vornehm denkenden und liebenswürdigen Manne zu sagen, daß er keinen persönlichen Feind hatte, so konnte es ihm doch bei

seiner hohen amtlichen Stellung nicht an politischen Gegnern fehlen. Ihre zuweilen der Schärfe nicht entbehrenden Angriffe nahm Turban mit dem ruhigen Gleichmute hin, den das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung gewährt. Wenn ihn ein Vorwurf verletzte, war es der von der gegnerischen Presse auch gegen ihn erhobene, daß er in der Ausübung seines Amtes den Parteimann nicht verleugnen könne. Da war es ihm denn gewiß eine freudige Genugtuung, daß Großherzog Friedrich, sein von ihm über alles hochverehrter und geliebter Landesherr, ihm am Schlusse des Jahres 1888 in den gnädigsten Worten sein Vertrauen aussprach und dabei Turbans Stellung über den Parteien besonders kräftig betonte. „Fern von aller Selbstliebe und frei von Vorurteilen" — heißt es in dem höchsten Handschreiben vom 30. Dezember des genannten Jahres, das auf Befehl des Großherzogs in der „Karlsruher Zeitung" veröffentlicht wurde — „stehen Sie über den wechselnden Tagesanschauungen der Parteistandpunkte und helfen dadurch das Steuerruder durch die Hochfluten sicher zu lenken." Eine Vertrauenskundgebung, welche der Großherzog auf „die treue Mitwirkung der Mitglieder des Staatsministeriums an der vielfach obliegenden, teils so schwierigen Regierungsarbeit" ausdehnte, indem er seinen „warmen Dank ihnen allen für ihr treues Wollen und erfolgreiches Wirken" aussprach. Den Verpflichtungen der Repräsentation, die sein hohes Amt ihm auferlegte, entsprach Staatsminister Turban mit der Vornehmheit und Liebenswürdigkeit, die sein ganzes Wesen in jeder Lebenslage kennzeichnete. Aber nirgends war ihm wohler als in dem stillen Frieden seiner Häuslichkeit. Seine überaus glückliche Ehe, aus welcher drei Söhne und zwei Töchter entstammten, die mit der Witwe und elf Enkeln den teueren Entschlafenen betrauerten, war der Hort seines Lebens. Im Kreise seiner Familie und im geselligen Verkehr mit näher stehenden Freunden fand er die Erholung von seiner angestrengten Berufstätigkeit. Alle Wissenschaften und Künste erregten sein lebhaftes Interesse und begegneten bei ihm einem vollen Verständnis. Aber die Musik, deren Pflege ihm von jeher am Herzen lag, gewährte ihm die liebste geistige Erfrischung. Ein schönes, reiches, gesegnetes Dasein fand mit Turbans Ableben seinen irdischen Abschluß. Sein Andenken lebt fort im Segen. (Karlsruher Zeitung 1898 Nr. 352, Beilage.) v. Weech.

Hans Freiherr von Türckheim zu Altdorf

war am 5. Dezember 1814 zu Freiburg i. Br. geboren als ein Sohn des Freiherrn Johann v. Türckheim, des späteren Ministers des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, der damals die Stelle eines Regierungsdirektors des Dreisamkreises inne hatte (vergl. Bad. Biogr. I 366 ff.). Nach vollendeten Gymnasialstudien widmete er sich auf den Universitäten Freiburg und Berlin dem Studium der Jurisprudenz und wurde im Jahre 1837 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen. 1842 erhielt er seine erste Anstellung als Sekretär bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Titel Legationssekretär, in welcher Eigenschaft er 1845 der großherzoglichen Gesandtschaft in Wien zugeteilt wurde. Das Jahr 1847 brachte ihm die Ernennung zum Legationsrat und (nachdem er 1837 Hof- und 1841 Kammerjunker geworden war) zum Kammerherrn. 1848 vorübergehend in den Ruhestand versetzt, wurde Freiherr v. Türckheim 1849 reaktiviert und zum Legationsrat im Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, 1861 gleichzeitig als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am großherzoglich hessischen Hofe beglaubigt. Im Jahre 1864 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am königlich preußischen Hofe, bis 1866 war er in der gleichen Eigenschaft auch am königlich hannoverschen Hofe akkreditiert. Mit der kurzen Unterbrechung, die der Krieg des Jahres 1866 herbeiführte, verblieb Freiherr v. Türckheim in dieser Vertrauensstellung in Berlin bis zum Jahre 1883, in welchem auf sein Ansuchen seine Versetzung in den Ruhestand erfolgte. Seit 1871 gehörte er auch dem deutschen Bundesrate als stellvertretendes Mitglied an. Der Großherzog zeichnete ihn durch Ernennung zum Geh. Legationsrat (1867), Staatsrat (1876) und Geh. Rat I. Klasse (1879), sowie durch Verleihung hoher Orden — zuletzt (1883) des Ordens Bertholds I. von Zähringen — aus. Auch die höchsten Orden anderer Staaten zierten seine Brust. Der Ersten Kammer des Landtags gehörte Freiherr v. Türckheim von 1850 bis 1864 als Vertreter des grundherrlichen Adels oberhalb der Murg an. Von 1883 an lebte er auf seinem Schlosse Mahlberg in stiller Zurückgezogenheit, die er nur unterbrach, um mit seiner Familie einige Wintermonate in Karlsruhe zuzubringen. Im Jahr 1851 hatte sich v. Türckheim mit Freiin Fanny v. Hardenberg vermählt. Ein Sohn und zwei Töchter entstammen

dieser Ehe. Bis dahin unberührt von den Beschwerden des Alters, erkrankte Freiherr v. Türckheim im Spätherbst 1892 und erlag einem Schlaganfall am 21. November. — Freiherr Hans v. Türckheim war ein Mann von hohem inneren Wert. Wahr, treu, gewissenhaft, schlicht, den Schein gering achtend, immer bedacht, das Wesen der Dinge zu erfassen, war er andern gegenüber bescheiden und milde, streng nur in der Beurteilung seiner Person und seiner Leistungen. Für sich selbst spartanisch einfach und bedürfnislos, scheute er kein Opfer, um andern eine Freude, einen Lebensgenuß zu bereiten. Jeder Übermut war ihm zuwider, übermütige Äußerungen wies er wohl mit einer sonst an ihm ungewohnten Schärfe zurück. Er besaß umfassende und gründliche Kenntnisse auf vielen Gebieten des menschlichen Wissens, aber er verschmähte es, mit denselben hervorzutreten oder gar zu prahlen. Wer jedoch an sein Wissen appellierte, konnte einer eingehenden, das Gebiet seiner Frage erschöpfenden Antwort sicher sein. Vielleicht wäre der Beruf, der ihm die meiste innere Befriedigung gewährt hätte, das stille Wirken am Arbeitstisch und die Lösung gelehrter Aufgaben gewesen. Zur Wirksamkeit eines hohen Beamten und des Vertreters seines Souveräns und Landes berufen, füllte er aber voll und ganz diese Stellung aus. Es gereichte seinem patriotischen Empfinden zu hoher Genugtuung, in diesem Amte an dem großen Werke der Wiederherstellung des Deutschen Reiches mit tätig sein zu dürfen. Er war kein Redner, und als es zu den Aufgaben der Gesandten zu gehören begann, die verbündeten Regierungen wohl auch im Reichstag am Tische des Bundesrats zu vertreten, fühlte er sich nicht veranlaßt, bei den öffentlichen Verhandlungen des Reichstags das Wort zu ergreifen. Aber in der Mitte des Bundesrats genoß er hohes Ansehen. Seine Ausarbeitungen waren durch gründliche Durchdringung und Beherrschung des Stoffes, durch Fülle und Sicherheit seines juristischen Wissens, durch Schärfe seines Urteils und besonnenes Abwägen aller für und wider eine bestimmte Entscheidung sprechenden Gründe ausgezeichnet. Allen badischen Landsleuten, die nach Berlin kamen, war er in den Angelegenheiten, die sie ihm vortrugen, ein wohlwollender und eifriger Berater. Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta bewiesen ebenso wie die Großherzoglichen Herrschaften von Baden ihm und seiner Familie stets die gnädigste Gesinnung. Die vornehme Gesellschaft Berlins fand in seinem gastlichen Hause einen beliebten Vereinigungspunkt, wie dieses auch bei den vielen Badenern, die mit dem Gesandten in Berührung kamen, stets in der besten Erinnerung stand. Neben

seinen Amtsgeschäften fand Freiherr v. Türckheim auch noch Zeit, sich seinen Lieblingsstudien zu widmen. Die Geschichte des badischen Landes, insbesondere des Landesteiles, in welchem seine Familie angesessen war, und die Geschichte seiner Familie waren stets Gegenstand seiner Forschungen, daneben aber besonders die Entomologie, eine Wissenschaft, auf deren Gebiet er sich ein fachmännisches Wissen erworben hatte und als anerkannte Autorität galt. Diesen Kenntnissen verdankte er auch seine Wahl zum Mitglied des Vorstandes der Naturforschenden Gesellschaft in Berlin. In seinen zehn letzten Lebensjahren konnte er sich diesen Studien und der Vermehrung und Ordnung der von ihm seit Jahren angelegten Sammlungen ausschließlich widmen. Noch im Winter 1891/92 benutzte er seinen Aufenthalt in Karlsruhe zu eingehenden Forschungen im General-Landesarchiv, insbesondere um seine Sammlungen zur Geschichte der Reichsritterschaft in der Ortenau zu ergänzen. Seine Herzensgüte, seine Einfachheit, seine Bescheidenheit und der durch und durch tüchtige Kern seines nach außen hin unscheinbaren Wesens begründeten bei allen, die ihm näher traten, die aufrichtigste Hochachtung und Verehrung. (Karlsruher Zeitung 1892 Nr. 351.) v. Weech.

Karl Ullmann,

geboren am 21. Nov. 1824 zu Heidelberg, war der älteste Sohn des Professors der Theologie Dr. Karl Ullmann und dessen Gattin Hulda geb. Mereau, welche 1832 in Halle starb, worauf sich der Vater 1835 mit Thekla geb. Freiin von Teuffel wieder verheiratete. In Halle, wohin sein Vater im Jahr 1829 übersiedelte, erhielt er die erste Schulbildung auf dem königlichen Pädagogium und besuchte, nachdem sein Vater einem ehrenvollen Ruf folgend, wieder nach Heidelberg zurückgekehrt war, von 1836 an das Kayser'sche Institut und das Lyceum daselbst. Im Jahre 1841 zur Universität entlassen, widmete er sich in Heidelberg und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft, machte im Frühjahr 1846 sein Staats- und Doktor-Examen und war sodann als Rechtspraktikant bei den Bezirksämtern Heidelberg, Weinheim, Offenburg und Karlsruhe beschäftigt. Während der badischen Revolution im Sommer 1849 begleitete er als Sekretär den Staatsrat von Stengel nach Mainz, kehrte im Gefolge des Großherzogs Leopold am 18. August nach Karlsruhe zurück und arbeitete während der Jahre 1850 und 1851 im Sekretariat des Großherzoglichen Justiz-Ministeriums als Praktikant; in dieser

Zeit nahm er an einer Rundreise teil, welche Großherzog Leopold im badischen Oberland machte. Im Jahr 1852 definitiv zum Sekretär beim Justiz-Ministerium ernannt, trat er sofort in das Geheime Kabinett des damaligen Regenten, jetzigen Großherzogs Friedrich, ein, und wurde im Herbst des gleichen Jahres zum Geheimen Kabinettssekretär ernannt und im September 1856 zum Kabinettsrat und Vorstand des Geheimen Kabinetts befördert, in welcher Stellung er bis zum Frühjahr 1861 verblieb. In dieser Zeit wurde ihm von Großherzog Friedrich Gelegenheit zu verschiedenen Reisen und Aufenthalten im In- und Ausland gegeben, insbesondere an den Höfen von Dresden, Berlin, London, Paris, Hannover, Braunschweig. Am 20. September 1856 befand sich Ullmann im Gefolge seines Landesherrn in Berlin bei der Feier von dessen Vermählung mit der Prinzessin Luise von Preußen. Im Jahre 1861 wurde Ullmann als Regierungsrat zu der Regierung des Oberrheinkreises versetzt und wurde nach deren Aufhebung, bei der Neu-Organisation der inneren Staatsverwaltung, als Verwaltungsgerichtsrat zum Mitglied des Verwaltungsgerichtshofes ernannt. In diesem Kollegium war es ihm — seit 1884 mit dem Charakter als Geheimrat dritter Klasse — vergönnt, über 30 Jahre tätig zu sein, bis im September 1896 nach Zurücklegung des fünfzigsten Dienst- und 72. Lebensjahres auf sein Ansuchen wegen vorgeschrittenen Lebensalters seine Versetzung in den Ruhestand, unter Anerkennung seiner langjährigen, ersprießlichen Dienstleistungen und unter Ernennung zum Geheimrat zweiter Klasse, erfolgte. Neben seiner eigentlichen Berufstätigkeit beteiligte sich Ullmann an verschiedenen gemeinnützigen Bestrebungen; er war Vorstand des Kreisausschusses in Karlsruhe, Stadtverordneter, Mitglied der evangelischen Kirchengemeindeversammlung, Vorstand des Badischen Landesvereins der Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden, Beirat für Landkrankenpflege der Abteilung III des Badischen Frauenvereins und während 16 Jahren Direktor der Museumsgesellschaft. Am 20. August 1857 hatte sich Ullmann mit Elise Heine, Tochter des Geheimen Hofrats Dr. von Heine in Kannstatt, verehelicht, welche ihm eine treuliebende Gattin war und mit ihm in 43jähriger Ehe Freud' und Leid teilte. Bis in sein hohes Alter rüstig, starb Ullmann infolge einer rasch verlaufenen Lungenentzündung am 25. Februar 1901.

Johann Paul Friedrich August Freiherr von Ungern-Sternberg

wurde am 16. August 1817 in Mannheim geboren. Er stammte aus einem alten Adelsgeschlecht, welches in den Ostseeprovinzen zu hoher Ehre, Ansehen und zu ausgebreitetem Besitze gelangte. Sein Vater, in Schweden geboren, in Holland erzogen, siedelte nach Deutschland über, wo er mehrere Universitäten besuchte und zunächst in nassauische, sodann in badische Hofdienste trat. Er übernahm am 4. Oktober 1819 die Intendanz des Großherzogl. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, mußte sie aber wegen geschwächter Gesundheit am 21. Februar 1821 wieder aufgeben. Er besaß reiche wissenschaftliche Kenntnisse der Schauspiel- und Dichtkunst und zeigte ein rühmliches Streben, der Bühne nicht nur ihren alten Ruhm zu erhalten, sondern auch zu ihrer Hebung nach besten Kräften zu wirken. Er war überhaupt ein gelehrter, kunstverständiger Mann, Schriftsteller, Dichter und Sammler, besonders von Mineralien, Gemmen und Gemälden, dessen Haus sowohl in Mannheim, wie bei dem ferneren Aufenthalte in Karlsruhe 1821—1825 und von da in Dresden, von Gelehrten, Künstlern — wie Ritschel und Bendemann — und Schriftstellern vielfach aufgesucht wurde. So war am Tauftage seines Sohnes Jean Paul als Gast im elterlichen Hause anwesend; er wurde Pate des Kindes und es ist bei dessen künftiger idealer Richtung bezeichnend, daß ein so hervorragender Vertreter des Idealismus in weihevoller Stunde an seiner Wiege stand. An dem geistvollen Verkehr so vieler feingebildeter Männer im elterlichen Hause entwickelte sich früh die ästhetische Anlage und erzeugte die ihn auszeichnende Empfänglichkeit, Sinn und Verständnis für alle Kunst und künstlerische Leistung. Besonders tief prägte sich ihm die Erinnerung ein an den den Eltern eng befreundeten Ludwig Tiek und an den Hausarzt Carus. Die Leitung der Erziehung lag in den Händen der vortrefflichen Mutter, Rosalie, einer Tochter des durch Begabung, Tatkraft und Originalität bekannten Reichsfreiherrn von Völdernborff und Waradein, langjährigen, zuerst preußischen und dann bayerischen Regierungspräsidenten in Bayreuth. Sorgfältig vorbereitet bezog Sternberg zuerst die Universität Leipzig und sodann die von Bonn, woselbst ihm neben wissenschaftlicher Anregung auch interessante gesellschaftliche Beziehungen geboten waren. Er lebte dort in einem Kreise hochstehender Persönlichkeiten, welchem Fürst Wilhelm von Löwenstein, mit dem er die Wohnung teilte, und die Koburgischen

Prinzen Ernst und Albert angehörten. Herzog Ernst erwähnt in seinen Denkwürdigkeiten dieses Zusammensein in anziehender Schilderung des in demselben gepflegten Bonner Lebens. Im Jahr 1842 zog die Familie nach Freiburg im Breisgau. Sternberg entschloß sich, in badischen Staatsdienst zu treten, und bestand nach weiteren Studien in Freiburg und Heidelberg seine Staatsprüfung am 3. Januar 1844. Die üblichen Vorbereitungsdienste vollzogen sich an verschiedenen Orten des Landes. An einem dieser Orte, Oberkirch, erlag der auf Besuch anwesende Vater beim Mittagsmahl in heiterem Gespräch mit dem Sohne einem Schlaganfall und starb sofort in dessen Armen. Am 20. Oktober 1849 wurde Sternberg zum Assessor bei dem Bezirksamte Stockach ernannt, am 2. Juni 1850 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Bezirksamt Wertheim versetzt, wohin ihm seine Mutter und seine Schwester Elise — bis dahin Hofdame bei der Prinzessin von Hessen-Philippstal-Barchfeld — folgten. Diese, wie die jüngere Schwester Amelie, waren, ähnlich der Mutter, Damen von vortrefflichen Eigenschaften. Amelie war Erzieherin der Prinzessin Karola Wasa, nachherigen Königin von Sachsen, sodann in derselben Stellung bei der Prinzessin Luise von Preußen, welche sie nach der Vermählung mit Großherzog Friedrich von Baden als Hofdame nach Karlsruhe begleitete, wo sie im Jahre 1873 starb. Die Schwester Elise starb nach segensreichster Wirksamkeit in leitender Stelle der Heil- und Pflegeanstalt Illenau am Herzschlag. Leider währte das glückliche Zusammensein in Wertheim nur kurze Zeit, da die Mutter dort starb und durch den Tod ihren Kindern tiefe Trauer brachte. Am 5. Juni 1854 wurde Sternberg unter Ernennung zum Amtmann zu dem Oberamte Heidelberg versetzt. Daselbst erreichte er den Höhepunkt seines Lebensglückes durch seine Vermählung mit Theodora von Bunsen, einer Tochter des berühmten Gelehrten und Staatsmannes Freiherrn Christian Josias Karl von Bunsen, am 12. September 1855. Am 21. Mai 1861 wurde er als Legationsrat zum Vorstande des großherzoglichen Geheimen Kabinetts ernannt. Dieser Berufung zu der Stellung, in welcher er eine so lange segensreiche Wirksamkeit entfalten sollte, folgte bald der schmerzensreichste Tag seines Lebens, der 26. März 1862, an welchem er die geliebte Gattin, seine fünf Kinder die liebevollste Mutter verlieren sollten. Eine Linderung dieses Zusammenbruchs seines häuslichen Glückes fand er darin, daß seine hochsinnige Schwiegermutter den großherzigen Entschluß faßte, ihren Hausstand mit dem ihres Schwiegersohnes zu vereinigen, wodurch ihm eine anziehende, geistig und sittlich

anregende Häuslichkeit, den Kindern eine sorgfältig geleitete Erziehung gewährt wurden. Im Mai 1870 wurde Sternberg Charakter und Rang eines Geheimen Legationsrats, im Januar 1876 eines Geheimerats II. Klasse verliehen, im Juli 1866 erfolgte die Ernennung zum Staatsrat, im Februar 1890 zum Geheimerat I. Klasse. Eine große Zahl von Orden aller Länder zierte seine Brust. Von allen Beförderungen und Verleihungen war die bedeutsamste jene allerhöchste Entschließung vom 27. Mai 1861, durch welche Sternberg zum Vorstande des großh. Geheimen Kabinetts ernannt wurde, denn damit begann jene Tätigkeit, welche die Anerkennung aller von seinem Geschäftskreis Berührten gefunden hat. Das wichtige Amt eines Vorstandes des großh. Geheimen Kabinetts erfordert reiche Kenntnisse, klare Urteilskraft und unermüdliche Leistungsfähigkeit. Daß Sternberg diese in hohem Maße besaß, beweist eine von maßgebendster Stelle erfolgte Kundgebung der Karlsruher Zeitung, welche unmittelbar nach dem Eintritt seines Todes erschien und welche besagte: „Nächst seiner Familie wird der Verstorbene wohl von Niemand so tief und innig betrauert als von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog, für den der Verlust dieses treuen und aufopferungsvollen Helfers und Mitarbeiters sich zum Seelenschmerze erhebt. Seit 34 Jahren erfüllte Freiherr von Ungern-Sternberg die Pflichten eines Vorstandes des Geheimen Kabinetts mit hingebendem Eifer, mit gewissenhafter Fürsorge, mit selbstloser Tätigkeit, verbunden mit den reichsten Kenntnissen in den verschiedensten Gebieten des Wissens und Könnens, stets zu weiterer Forschung bereit und unermüdlich in dem Streben nach eigener Fortbildung.“ Zu dem Vollzug einer als preiswürdig anerkannten Pflichterfüllung war Sternberg geistig und sittlich veranlagt. Er besaß die unbegrenzte Fähigkeit, alles, was an ihn gelangte, gedächtnistreu in sich aufzunehmen, sowie die Gabe, gut zu beobachten und das Wahr- und Aufgenommene lückenlos in seinen charakteristischen Bestandteilen wiederzugeben. Dabei war er von dem regsten Wissens- und Bildungstrieb, so daß er keine Mühe scheute, durch Lesen und Besuch von Vorträgen und Vorlesungen sich für das Verständnis der verschiedensten an ihn gelangenden Fragen bereit zu stellen. Für den richtigen Gebrauch dieser Fähigkeiten bürgte ein sittlicher Ernst und eine Pflichttreue ohnegleichen, welche die gewissenhafteste Prüfung und Behandlung der an ihn gelangenden Gegenstände sicher stellten. So erwarb er sich das volle Vertrauen aller derer, welche ihre Anliegen seinen Händen übergaben, wie seines fürstlichen Herrn. Aber sein köstlichster Schmuck war sein

liebevolles Herz. Wie er mit treuer Liebe die Sache seines Fürsten zu seiner eigenen machte und der Fürsorge für das, was er dem Vorteil des fürstlichen Hauses angemessen hielt, mit voller Hingebung sich widmete, so hatte er ein tiefes und warmes Gefühl für das Volk, für dessen Anliegen und Notstände. Obwohl durch die Pflichten seines Amtes in hohem Grade in Anspruch genommen, erstreckte er seine Tätigkeit auch noch auf die mannigfachsten Gebiete freiwilliger würdiger Bestrebungen. So war er Mitglied zahlreicher Vereine, welche auf Förderung vaterländischer Zwecke, künstlerischer Interessen, besonders der Tonkunst, Aufgaben der Wohltätigkeit und der Landeswohlfahrt gerichtet waren. Aber am eingehendsten und nachdrücklichsten war seine Anteilnahme an kirchlichen Angelegenheiten. Die badische evangelische Landeskirche besaß in Sternberg einen ihrer treuesten und nützlichsten Söhne. Mehr als dreißig Jahre diente er als Kirchengemeinderat in Karlsruhe der evangelischen Kirche mit Fleiß und ausgiebiger Arbeit. Durchdrungen von dem hohen Werte protestantischer Freiheit hatte er doch eine lebhafte Empfindung für die Erhaltung eines sicheren Glaubensstandes der evangelischen Bevölkerung, welchem er schonende Rücksicht getragen zu sehen wünschte. Er selbst arbeitete mit Ernst an seiner christlichen Vervollkommnung, pflegte täglichen Verkehr mit der Heiligen Schrift und war eifrig in Besuch des Gottesdienstes und in der Anteilnahme am heiligen Abendmahle. Seine religiöse Gesinnung verdichtete sich allmählich zu einer Stimmung frommer Ergebung in die göttliche Führung. Die überaus große Arbeitsleistung, die er sich zumutete, war nur ausführbar auf der Grundlage großer körperlicher Rüstigkeit, und mit dieser hatte ihn Gott reichlich gesegnet. Er war von kräftigem Bau, jeder körperlichen Anstrengung gewachsen, selten krank. Dieser kräftigen, kerngesunden körperlichen Anlage entsprach eine wohltuende Fähigkeit und Empfänglichkeit für sittlich erlaubten Lebensgenuß; daher entsprang seine Eigenschaft als liebenswürdiger Gesellschafter, er war ein Freund heiterer Geselligkeit, sofern dieselbe geistigen Gehalt besaß, er trug zu ihrer Veredelung bei durch seine stets sprudelnde Begeisterung für das Wahre, Schöne und Gute, an deren Kundgebung sich ähnlich gestimmte Seelen erwärmten. Sein höchster Lebensgenuß aber war die Freude an der Natur. Bis in das hohe Alter ein schwer zu ermüdender Wanderer, belebte sich sein ganzes Wesen, wenn er elastischen Schritts in Gottes wunderbarer Schöpfung einherging. Sein fein entwickelter Kunstsinn wußte auch der schlichtesten Landschaft Reize abzugewinnen, welche

ihn entzückten. Dieser reiche Verkehr mit Natur und frischer Luft bewirkten ihm jene Frische, welche bis an die Grenze seines Lebens in staunenswerter Weise ihm eigen blieb. Aus seinem Lebenslauf seien noch die merkwürdigen Ereignisse angeführt, deren Zeuge zu sein ihm als Begleiter seines fürstlichen Herrn vergönnt war; so die Krönung König Wilhelms in Königsberg im Jahre 1861, der Frankfurter Fürstentag im Sommer 1863, die Belagerung von Straßburg im Herbst 1870, vor allem die denkwürdigen Vorgänge in Versailles von Anfang November 1870 bis Ende Februar 1871. In seinem häuslichen Kreise trat eine schmerzlich empfundene Lücke ein durch den Tod seiner ehrwürdigen Schwiegermutter, welcher im Frühjahre 1876 erfolgte, nachdem sie noch am 4. März dieses Jahres ihr 85. Lebensjahr in voller Geistesfrische vollendet hatte. Der Geist und die Pflege des Hauses wurden forterhalten durch die der Mutter an Anlage und Gesinnung ähnlichen Töchter Frances und Emilie von Bunsen. Aber in dem sonst so belebten Hause wurde es doch allmählich stiller, als die vier Töchter Sternbergs infolge ihrer Vermählung, der Sohn infolge seines militärischen Berufes das väterliche Heim verließen. Und noch einmal trat der Kummer erschütternd an ihn heran, da seine Schwägerin Frances einem raschen Tode, im November 1894, anheim fiel, ihrer Schwester, Freiin Emilie von Bunsen, die schon früher mitgetragene Fürsorge für das Wohl des Schwagers und seiner Kinder allein zurücklassend. Und nun nahte auch ihm der ernste Augenblick des Abschiedes von dieser Welt. Am 17. Februar 1895 erlitt er durch Ausgleiten auf der glattgefrorenen Straße einen Sturz auf die rechte Seite des Körpers und dadurch einen Schenkelhalsbruch. Eine sorgfältige ärztliche Behandlung berechtigte zu der Hoffnung auf völlige Wiederherstellung. Aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Schon konnte der Kranke unter Abnahme des Verbandes auf ein Ruhebett gelegt werden, er gewann wieder Zuversicht für seine weitere Heilung. Da trat am 20. März plötzlich ein Schwächezustand ein, der nach kurzer Zeit ein sanftes ruhiges Ende herbeiführte. Aufs tiefste und innigste betrauerte der Großherzog den Verlust dieses treuen und aufopferungsvollen Helfers und Mitarbeiters. Die allgemeine Teilnahme, die in allen Kreisen der Bevölkerung der Residenzstadt seine Erkrankung begleitet hatte, zeigte sich auch bei der Trauerfeier für den Geschiedenen, welche im Trauerhause in der Waldhornstraße stattfand. Der Erbgroßherzog, die Prinzessin Wilhelm, Prinz Karl und seine Gemahlin, Gräfin Rhena, wohnten ihr bei. Bei der

Überführung nach dem Friedhofe folgten dem Leichenwagen viele Leidtragende, darunter der Militärverein und der Arbeiterbildungsverein Karlsruhe, denen Ungern-Sternberg als Mitglied angehört hatte, mit umflorten Fahnen. (Auszug aus dem Nekrolog von Ludwig v. Stösser in der Beilage zu Nr. 189 der Karlsruher Zeitung vom 12. Juli 1895.) *

August Vischer,

Historien- und Genremaler, badischer Hofmaler und Professor an der technischen Hochschule zu Karlsruhe, wurde geboren zu Waldangelloch bei Sinsheim in Baden am 30. Juni 1821; seine erste Erziehung empfing er aber in der Residenz Karlsruhe, wohin die früh verwitwete Mutter ihren Wohnsitz verlegt hatte. Nach Absolvierung des dortigen Lyceums trat August Vischer, in der Absicht, sich dem Baufach zu widmen, in das kurz vorher neuorganisierte Polytechnikum ein. Obschon an dieser Anstalt durchweg im Freihandzeichnen und Aquarellieren nicht mehr verlangt und erstrebt wurde als eine gute Technik, so erwachte unter des vortrefflichen Malers Prof. Koopmann Anleitung und Anregung doch bald die bisher schlummernde Neigung des jungen Mannes zur Malerei. Er entsagte indes diesem Berufe und mußte, da ihm die Mittel zum Bezug einer Akademie fehlten, zunächst zu einem Lithographen in die Lehre; nur sehr wenig kam er hier über die Grenze des Handwerks hinaus; immerhin wagte er sich an zwei Aufgaben, deren Lösung wenigstens ein glühendes Streben nach Höherem bekundeten; er zeichnete auf Stein: Rafaels „Spasimo“ und Lionardos „Abendmahl“. Diese beiden nichts weniger als hervorragenden Arbeiten weckten das Interesse eines Oheims in München, des betagten Oberhofpredigers Schmidt, der Vischer ermöglichte, auf seine Kosten in die Malerschule dortselbst einzutreten. Schmidt war mit einer badischen Prinzessin, der Kurfürstin, nachmaligen Königin Karoline, als erster protestantischer Geistlicher nach München gekommen, und der Landesherr mußte ihm eine Wohnung im Schloß anweisen, weil die ultrakatholischen Bürger der bayerischen Hauptstadt ihm ein Quartier versagt hatten. — Unter Meistern, wie Cornelius, Schnorr, Heß u. a. konnte Vischers Begabung sich rasch entfalten. Da erschienen um die Mitte der 40er Jahre zwei Meisterwerke belgischen Ursprungs in Deutschland: Gallaits „Abdankung Karls V.“ und Bièfves „Kompromiß der flandrischen Edlen“; zu den eifrigsten Bewunderern dieser Bilder und ihrer Schöpfer gehörte August Vischer, und rasch war er entschlossen,

zu seiner Weiterbildung die Akademie in Antwerpen zu besuchen, wo er dann unter de Blocks Leitung und an Rembrandtschen Vorbildern in den Galerien für seine Studien einen gewissen Abschluß fand. In den Jahren 1848 und 1849 beteiligte er sich, wenn auch wider Willen an den politischen Wirren, welche sein Heimatland vorzugsweise heimsuchten, kehrte aber im Jahre 1850 wieder nach München zurück, um dort erstmals mit selbständigen Arbeiten vor ein größeres Publikum zu treten. Eines seiner ersten bedeutenderen Bilder, „Die Verhaftung Olden Barnevelds" (1851), trug ihm die große goldene Medaille und ein sehr anerkennendes Handschreiben des Großherzogs Leopold ein. 1852 entstanden „Coligny in St. Quentin von den Spaniern überfallen" und „Diana von Poitiers mit Franz I. von Frankreich", 1854 die „Gefangennahme Franz I. bei Pavia", welch letzteres Bild, in Karlsruhe ausgestellt, seinem Schöpfer gleichfalls Ehrungen und Anerkennung eintrug. Weiter malte er ein schönes Genre: „Siesta" und „Gefangennehmung des Götz v. Berlichingen", sodann die „Erstürmung von Ofen durch den Kurfürst Max Emanuel" und den „Einzug des Kurfürsten Max Joseph in München" — beide für das bayerische National-Museum. Für die Galerie in Karlsruhe wurde das Staffeleibild: „Berthold V. von Zähringen besiegt die Mailänder an der Adda" ausgeführt, ein Gemälde von großartig wirkender Komposition, meisterhafter Verteilung von Schatten und Licht und trefflichem Kolorit, dabei voll packender Naturwahrheit. — Besonders bekannt machte sich August Vischer durch seine prächtigen Genrebilder; Kunstvereine und Kunstverleger ließen viele derselben in Schwarzkunststich und Lithographie vervielfältigen. Am meisten verbreitet sind: „Die Kanonenprobe" (ein Pistol dient als Geschütz, ein Holzschuh als Lafette) und „Der erste Schritt" — eines Einjährigen im Bauernhofe. Eine Reihe farbenprächtiger Bilder aus der Renaissance und Rokoko-Periode, Almszenen („Alpenrose", „Schuhplattlertanz in Oberbayern", der „Tatzelwurm") entstanden zwischenhinein; ein feincharakterisierendes Kabinettstück „Der politisierende Schuster" gibt Zeugnis von dem köstlichen Humor des Meisters. Im Jahre 1853 hielt Vischer sich vorübergehend in Paris, im Jahre 1854 auf 1855 in Italien auf, stets bemüht, seine Studien und seine reiche Kopien-Sammlung zu vervollständigen. Im Jahr 1864 zum badischen Hofmaler ernannt, wurde er kurz vor Ausbruch des Krieges, im Frühjahr 1870, an seines Lehrers Koopmann Stelle Professor am Polytechnikum, wo ihm der Unterricht im Figurenzeichnen und in der Antike übertragen wurde. Aus Anlaß

des Friedensfestes (1871) in Karlsruhe malte er die großen Transparente, mit welchen die Vorhalle des Hochschulgebäudes geschmückt war. Seiner Lehrtätigkeit verdankt man einen guten „Leitfaden der Anatomie und Proportionslehre des menschlichen Körpers“ und eine „Abhandlung über den figürlichen Schmuck an Werken der Architektur“ (1888). Mancher vortreffliche Beitrag in den „Fliegenden Blättern“ entströmte seinem unversieglichen Humor. Seinem deutschpatriotischen Empfinden entstammt eines seiner letzten größeren Werke (nach 1870) „Die Erstürmung Roms durch die Deutschen 1527“: Hauptmann Claus Seidenſticker hat an der Spitze deutscher Landsknechte die Mauer bei der Porta Santo Spirito erstiegen, nachdem die Spanier zweimal zurückgeworfen sind; im Siegesjubel schwingt er auf der Zinne das Reichsbanner der Deutschen. Es ist ein Bild von gewaltigster Wirkung, voll Glut und Feuer, ein echter Vischer. — In den 80er Jahren verstieg sich seine lebhafte Phantasie in die Zeit der Pfahlbauern. — August Vischer beherrschte die Öltechnik mit der gleichen Meisterschaft wie das Aquarell und das Alfresco; seine Leistungen sind in allen Weltteilen zerstreut und nehmen in öffentlichen und Privatsammlungen Ehrenplätze ein. Im hohen Alter von 77 Jahren schloß der fleißige und fruchtbare Künstler, eine Zierde der Karlsruher Hochschule, am 8. Januar 1898 die Augen zum ewigen Schlafe. Das Ritterkreuz I. Kl. des Ordens vom Zähringer Löwen schmückte seit 1885 seine Brust.

Dr. Cathiau.

Wilhelm Volz

war Künstler im tiefsten, geheimnisvollsten Sinne des Wortes. Er trug das Gesetz der Natur in sich: das zweckvolle Schöpfungsprinzip, dauerndes, blütenüppiges Leben aus sich herauszugestalten. Ob er malte oder mit dem Griffel hantierte, er war immer dieselbe starke, von inneren Reichtümern überfließende Persönlichkeit, die, wenn sie einmal schenkte, auch gleich etwas von ihrer Seele mit zum Pfande gab. Seine ganze Kunst stand unter diesem Zeichen der freiausteilenden Gemütsseligkeit. Heute heiter und himmelhoch jauchzend, morgen erdentraurig, zu Tode betrübt, war er der Inbegriff eines reinen, dem Höchsten und Hehrsten zugewendeten Menschenideals. — Wilhelm Volz war am 8. Dezember 1855 in Karlsruhe geboren als Sohn des hochgeachteten Arztes Hofrat Adolf Volz. Obgleich er als Knabe krankheitshalber Jahre lang immer wieder ans Lager gefesselt war — von der Hüftgelenkentzündung, an der er

litt, blieb ihm eine Verkürzung des rechten Beins zurück —, waren seine Jugendeindrücke dank seiner frischen lebensfreudigen Gemütsanlage und dank der ausgeglichenen Harmonie des ihn umgebenden Familienlebens doch durch keinerlei störende Mißhelligkeiten getrübt. Er besuchte bis zum 19. Lebensjahre das Gymnasium und suchte bald darauf sein junges Lebensideal, Künstler zu werden, dadurch der Verwirklichung näher zu bringen, daß er 1875 in die Kunstschule seiner Heimatstadt Karlsruhe eintrat, wo er zuerst unter Gussow, dann von 1876 bis 1882 unter Ferdinand Keller arbeitete und keine geringeren als Max Klinger und Ludwig von Hofmann zu befreundeten Mitschülern hatte. In dieser Zeit war er bereits als Zeichner für Hallbergers illustrierte Schiller-Ausgabe tätig; auch entwarf er mit Edmund Kanoldt zusammen eine Reihe von Illustrationen zu Shakespeares Sommernachtstraum. Daß die Karlsruher Lehrzeit unter Meister Keller für den jungen Volz etwas von den Kämpfen einer Sturm- und Drangperiode an sich hatte, ist bei der völlig andere Ziele verfolgenden künstlerischen Weltanschauung, die schon damals ihren klaren und bestimmten Ausdruck fand, nicht zu verwundern. Er war, als er 1882 sehnsuchtsvoll nach Paris zog, um sich von Lefèbvre und anderen das künstlerische Heil offenbaren zu lassen, im Innersten davon überzeugt, daß der Künstler in nimmerrastender Arbeit vor der Natur selbst den Horizont sich weiten müsse. Mit einer wahren Begeisterung nahm er alles, was in Paris an Kunstwerken Großes und Ewiges zu sehen und von den Zeitgenossen Gutes zu lernen war, in sich auf, um dann bereits 1883 wieder in seine Heimat zurückzukehren. Nachdem er noch einige Zeit lang in Karlsruhe gearbeitet hatte, ging er nach München, ein Aufenthalt, der Volzens ganzer Kunstanschauung ungemein zu statten kam. Es währte jedoch nicht allzulange, so rief der Tod seines Vaters ihn wieder nach Karlsruhe zurück. 1886 wurde er dann an der dortigen Kunstschule Lehrer, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1888 verblieb. Das Jahr 1889 sah ihn wieder in München, wo er sodann — einige kürzere oder längere Reisen nach Paris, nach Italien (1891), nach der Bretagne (Sommer 1899) ausgenommen — als Mitbegründer der Sezession verblieb, bis ihn der Tod am 7. Juli 1901, gerade als sich Volz zur Beerdigung seines Malerfreundes Langhammer nach dem benachbarten Dachau begeben wollte, leis und schmerzlos in das Reich der Seligen entführte. — Volz war eine jener gerade in unserer Zeit so seltenen, groß und tief veranlagten Malernaturen, deren Wesen von einem großzügigen künstlerischen Pathos

getragen ist. So genau und so oft er die Natur auf ihre Eigentümlichkeiten und Heimlichkeiten hin ansah, ihre Darstellung war ihm nie Endzweck, nie letztes, in sich ruhendes Arbeitsziel, sondern darüber hinaus sah er vielmehr in ihr den Weg, den in seinem Innern keimenden Ideen in dem mehr idealisierenden Sinne der Älteren künstlerische Gestalt zu geben. Daher seine große Vorliebe für das eigentlich Dekorative, für eine weit angelegte Raumkunst und aus diesem Grunde auch seine jenseits von Gut und Böse der gerade herrschenden Mode stehende Art, sich künstlerisch auszusprechen. Dieser reizvolle, alles verklärende Idealismus der Volzschen Kunst ist das A und O ihres Wesens. Er bestimmt seine Eigenart in einer Zeit, wo die Künstler im Abschreiben der Natur sich nicht genug tun konnten, und er ist ferner die Voraussetzung für die starke und nachhaltige, ja bleibende Wirkung, die von seinen Werken als echten seelischen Bekenntnissen ausgeht. Daß Wilhelm Volz zeitlebens der hochstrebende und schönheitsdurstige Künstler geblieben ist, als den er sich mit seinem ersten größeren Werk „Die heilige Elisabeth" 1888 in der Münchener Glaspalast-Ausstellung eingeführt hatte, beweist, wie rein und tiefgründig der Quell war, aus dem seine gestaltende Künstlerphantasie schöpfte. Nie hatte er Zugeständnisse in Bereitschaft, wo es gefahrvolle Klippen zu umschiffen galt, sondern immer führte er die einmal begonnene Aufgabe mit dem ganzen Einsatz seiner Individualität zum Ziele. Er war immer er selbst, so sehr er selbst, daß er, nachdem er einmal die Grenzen seiner Begabung erkannt hatte, kein größeres Ideal wußte, als das ihm anvertraute Pfund auch nach allen Richtungen hin nutzbar zu machen. In Volz waren zwei Welten lebendig: die antik-sinnenfreudige und die christlich-mystische. Sein ganzer Lebenslauf war gleichsam die Versinnbildlichung dieser beiden Daseins-Zusammenhänge. Wenn er heute ernste Madonnen, umflossen vom Zauber jungfräulicher Reinheit und Milde, gemalt hatte, verlegte er morgen die Welt seiner Träume ins Land der Nymphen und Faune, um hier die Schalkhaftigkeit und die animalisch sich auslebende Daseinsfreudigkeit auf den Thron zu erheben. — Vor dem bereits erwähnten Tafelbild „Die heilige Elisabeth" bemalte Volz im Jahre 1886 ein Pforzheimer Haus mit Fresken („Der Schmuck"), denen sich dann 1890 die ebenso erfindungsreiche wie humorvolle Schilderung „Reise ins Märchenland" an Schönlebers Villa in Karlsruhe anreihte. Seine „Madonna in Grünen" (ein Werk, in dem sich des Künstlers feinbesaitetes Empfindungsleben mit das schönste Denkmal gesetzt hat) wurde in der

Glaspalast-Ausstellung in München 1889 mit der II. Medaille ausgezeichnet. 1890 entstand der „Traum der heiligen Cäcilie", 1892 — gleichsam als Nachklang seiner italienischen Reise — „Die Kinderpredigt in der Kirche Ara coeli", 1894 wieder eine „Heilige Cäcilie" mit musizierenden Engeln, die in der großh. Galerie in Karlsruhe aufbewahrt wird, dann das bei Dr. Francke in München befindliche „Engelständchen" und 1895 die „Singenden Musen", die bei Herrn Henning in Berlin einen bleibenden Platz gefunden haben. Das Jahr 1896 war für Volz ein besonders ersprießliches. Der „Grabengel" (Nachtstimmung), der „Musenreigen", die „Badende" (alle drei Bilder befinden sich im Besitz der Schwester des Künstlers, Fräulein L. Volz in Mannheim) und dann das Fresko am Münchener Krankenhaus an der Nußbaumstraße („Ein Engel tröstet einen Kranken") entstanden in dieser Zeit. Ins Jahr 1897 fällt wieder eine große dekorative Arbeit, der preisgekrönte, aber bedauerlicherweise nicht zur Ausführung angenommene Entwurf zur Bemalung der Kuppel im Leichenhaus des Münchener östlichen Friedhofs („Kreuzigung Christi" und „Jüngstes Gericht"). Im Jahr 1898 erschien bei J. A. Pecht in Konstanz, quasi als Niederschlag von Volzens reicher musikalischer Kunstliebe, das von seinem Vetter, Dr. Albrecht Mendelssohn-Bartholdy gedichtete Singspiel „Mopsus, eine Faunskomödie", dessen Komposition und Illustrationen von Wilhelm Volz herrühren (Originale im Münchener Kupferstichkabinett) und das hinsichtlich seiner eigenartigen zeichnerischen Anlage wie seines humorvollen künstlerischen Geistes wohl für alle Zeiten ein Merkstein für die Buchkunst des zu Ende gehenden 19. Jahrhunderts bleiben wird. In dem von der Gottfried Keller-Stiftung in Zürich aufbewahrten, leider nicht ganz vollendeten „Tanzlegendchen", einem Triptychon nach Kellers gleichnamiger Erzählung, das gleichzeitig mit dem Gemälde „Frau Musika" in den Jahren 1899—1901 entstanden ist, darf man wohl den Höhepunkt seines Schaffens sehen. Es ist ein Juwel legendarischer Kunst. Welche Fülle von Poesie ist hier ausgeschüttet! Mit welcher Innigkeit und mit welch rührendem Ernst ist hier Meister Gottfrieds literarische Meisterleistung zum reinmalerischen Meisterwerke umgedichtet! So kongenial trafen sich selten zwei Talente. Während links König Davids Tanz, rechts Musas Tod geschildert ist, wird der Blick in der Mitte von der Bewirtung der Musen im Himmel gefangen genommen. Auf der Außenseite ist Musa in den Himmel schwebend und auf der Predella der Chor der neun Musen dargestellt. Dem Jahr 1900 ver-

danken wir die erste Fassung der „Grablegung“ (zwei fackeltragende Engel am Grab), die von der Münchener Pinakothek erworben wurde, eine im Besitz von Fräulein L. Volz befindliche Replik davon und dann das Mosaikbild „Adam und Eva“ in der Villa Siegfried in Partenkirchen. In das Jahr seines Todes fällt der Entwurf zur Ausmalung der Apsis in der Schwabinger Erlöserkirche, dessen Ausführung der Künstler nicht mehr erleben sollte, dann die heute von Dr. A. Mendelssohn-Bartholdy sorgsam gehütete dritte Fassung der „Grablegung“ und endlich sein „Schwanengesang“, die trefflichen Wandmalereien im Börsen-Café in München („Schlaraffenland“, „Tischlein deck' dich“, „Eslein streck' dich“, „Das Glücksrad“, „Die Goldquelle“, „Tanz ums goldene Kalb“, „Der Baum der Börse“). Man geht nicht zu weit, wenn man diese Gemälde dem Besten einfügt, was in deutschen Landen auf diesem Gebiet in der neueren Zeit gemalt worden ist. Da ist alles darin, was die für unsere Refektorien bestimmte Monumentalkunst an wirksamen Faktoren braucht, nämlich Großzügigkeit der Konzeption, freie ungebundene Heiterkeit in Stoff und Farbe und Einfachheit und echt künstlerische Delikatesse in der stilistischen Durchführung. Und für Volzens Wesen ist es mit die charakteristischeste Arbeit, die wir von ihm besitzen. Es ist gleichsam der irdische Gegenpol zum Tanzlegendchen. Hat er dort alles, was in ihm an ernster, begeisterter Musikliebe und an innigem menschlichen Empfinden lebte und regsam war, in künstlerische Formen gegossen, so sehen wir hier in diesen Wandbildern sowohl des Künstlers zügellosen Humor, der nicht selten den herben Beigeschmack der Satire hatte, als auch seinen scharf charakterisierenden Formensinn und nicht zuletzt seinen unverleugbaren Hang zum Fabulieren in künstlerischer Weise sich ausleben. Daß Volz, wenn er des Pinsels müde war, zuweilen diesen mit dem Griffel vertauschte, wurde eingangs schon gestreift. Auch hier hat er Blätter hinterlassen, wie die Radierungen „Porträt von Professor Halm“, „Hochzeitsmusik“, „Pan und Nymphe“, „Meerweibchen“, „Pfeifender Faun“, „Der neue Engel“ und die Lithographien „Salome“, „Kinder im Gras“, „Brillenschlange“, die uns seine edle und aristokratische künstlerische Gesinnungstüchtigkeit klar bekunden. Er war eben bis in die verborgenste Faser seines Wesens hinein eine Künstlernatur, ein Vollmensch. Was der Maler Frhr. von Habermann dem Freunde nachrief, bevor der Sarg seiner Zeit von uns fortgenommen wurde: „Jetzt gehören seine Werke der Nachwelt, uns allein gehört das Bild, das er in die Herzen seiner

Freunde gezeichnet hat, das Bild des bescheidenen, äußerlich stillen, innerlich unendlich reichen Mannes, dessen blinkendes Auge und spärliches, aber mit attischem Salze gewürztes Wort rechtzeitig dem gleichfühlenden Freunde die reichen Quellen seines innerlichen Lebens verriet. Unverlöschlich hat er dieses Bild seiner selbst in unser Inneres eingegraben; wir wollen es mitfortnehmen und treu bewahren", das war so sehr aus dem Empfinden der künstlerischen und menschlichen Volzschen Freunde heraus gesprochen, daß diese Worte hier diesen Nachruf beschließen mögen. Alfred Georg Hartmann.

Anton Walli

wurde am 8. November 1816 zu Rastatt geboren, widmete sich nach vollendeter Gymnasialvorbildung in den Jahren 1834 bis 1838 auf den Universitäten Freiburg und Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft und legte gegen Ende des Jahres 1838 die juristische Staatsprüfung mit ausgezeichnetem Erfolge ab. Er fand seine weitere, praktische Ausbildung bei den Ämtern Rastatt und Rheinbischofsheim — Justiz und Verwaltung waren damals bekanntlich noch nicht getrennt —, ließ sich im Jahre 1842 als Rechtsanwalt zunächst in Boxberg, später in Gerlachsheim nieder, trat aber im Jahre 1849 wieder in den Staatsdienst, indem er im Jahre 1849 zum Assessor beim Bezirksamt Buchen und im Jahre 1851 zum Amtmann daselbst ernannt wurde. 1852 erfolgte seine Berufung als Assessor zu dem damaligen Hofgerichte Bruchsal, im Jahre 1854 seine Ernennung zum Ministerialassessor und 1855 zum Ministerialrat beim großh. Finanzministerium. Im Jahre 1866 in gleicher Eigenschaft zum Justizministerium versetzt, erhielt er im Jahre 1868 den Titel und Rang eines Geheimen Referendärs. Im Jahre 1874 wurde er zum Geheimen Rat 2. Klasse ernannt. In diesen verschiedenen Stellungen und Ämtern zeichnete sich Walli durch hervorragendes juristisches Wissen, unermüdlichen Fleiß, große Leistungsfähigkeit und äußerste Gewissenhaftigkeit aus. Seinen Untergebenen begegnete er stets mit Wohlwollen und ruhiger Freundlichkeit, seine Kollegen und Vorgesetzten schätzten an ihm neben seinem umfassenden Wissen und seiner reifen und reichen Erfahrung insbesondere seine vortrefflichen Charaktereigenschaften. Auch an äußeren Auszeichnungen fehlte es Walli nicht. Hohe badische, bayerische und hessische Orden schmückten seine Brust. Neben seiner starken dienst-

lichen Inanspruchnahme fand Walli gleichwohl noch die Zeit, auch am politischen Leben sich in reger und bedeutsamer Weise zu beteiligen. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger im Jahr 1859 in den Ständesaal der Zweiten Kammer als Abgeordneter des damaligen 41. Wahlkreises (Wertheim) entsendet, übte er dieses Mandat bis zum Jahr 1864 aus. Sein Eintritt in die politische Arena fiel in eine bewegte Zeit, die Zeit des Kampfes der liberalen Mehrheit der Zweiten Kammer gegen das Konkordat. Walli, obschon bis an sein Lebensende ein glaubenstreuer Katholik, stellte sich sofort an die Seite der Männer, die aus rechtlichen wie aus politischen Gründen den Abschluß des Konkordates verwarfen, und deren entschlossene Haltung im April 1860 zu dem bekannten politischen Umschwunge führte. Rücksichten auf seine Gesundheitsverhältnisse veranlaßten ihn im Dezember 1880, seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, die im Januar 1881 unter Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienste erfolgte. Der Lebensabend gestaltete sich für Walli zu einem ruhigen und freundlichen. Wenn ihn auch die Gebrechen des höheren Alters nicht ganz verschonten, so war ihm doch vergönnt, noch sein 81. Lebensjahr in verhältnismäßiger Rüstigkeit zu vollenden. — Unvermutet setzte eine nur wenige Tage andauernde Krankheit am 8. Januar 1898 seinem Leben ein Ziel. (Karlsruher Zeitung 1898 Nr. 13.)

Gustav Wallraff

wurde am 27. September 1836 zu Gernsbach geboren. Er besuchte die höhere Bürgerschule seiner Vaterstadt, sowie das Lyceum in Rastatt und studierte von 1857 an auf den Universitäten Heidelberg und Tübingen Theologie. Im Herbst 1861 bestand er das Staatsexamen und wirkte darauf als Vikar ein Jahr in Brötzingen, kurze Zeit in Nußbaum und nahezu drei Jahre in Konstanz. In Konstanz wurde er auch für das Lehrfach gewonnen. Den größten Teil seiner Tätigkeit bildete hier der Unterricht. Neben den Religionsstunden am Gymnasium, der höheren Bürgerschule und der Töchterschule hatte er auch Unterricht im Rechnen, in deutscher Sprache und Geographie zu erteilen. Im Herbst 1865 wurde Wallraff als Diakonatsverweser nach Eppingen versetzt, wo es wieder viel Schularbeit gab. Nach einem Aufenthalt von anderthalb Jahren als Pfarrverweser in Oberacker wurde er ganz der Schularbeit zurückgegeben, indem er im Frühjahr 1868 zum Kreisschulrat in Lörrach

ernannt wurde. Der neue Dienst entsprach ganz seiner Natur. Liebe zu den Kindern, Freude am Unterrichten, am Verkehr mit dem Landleben, Achtung und Wohlwollen für den Lehrerstand, alle diese Eigenschaften brachte er mit, darum fühlte er sich so wohl in dem neuen Berufe, darum wurde er in seinem Schulkreise bald so beliebt. Acht arbeitsreiche Jahre im schönen Wiesentale lagen hinter ihm, als er im Dezember 1875 einer Berufung in den Oberschulrat nach Karlsruhe folgte. Über 20 Jahre entfaltete er hier eine vielseitige Tätigkeit. Seit 1892 war er zugleich Mitglied des Gewerbeschulrats. Auch wurden ihm die Taubstummen- und Blindenanstalten unterstellt; durch eine Reise in die Nachbarländer und durch den Besuch von Versammlungen erwarb er sich die Erfahrungen auf diesen Gebieten. Als Mitglied des Frauenvereines interessierte er sich besonders für den ihm unterstellten Handfertigkeitsunterricht, wie auch eine fruchtbare Gestaltung einer tüchtigen Fortbildungsschule ihm stets am Herzen lag. An allen Förderungen und Errungenschaften der Schule und ihrer Lehrer in den letzten zwanzig Jahren hat er redlich mitgewirkt. Er war ein treues Mitglied seiner Kirche und stets bereit, mit seinen Kräften für deren Interesse einzutreten. An den Bestrebungen des Gustav-Adolf-Vereins, des Protestantenvereins, des Wissenschaftlichen Predigervereins nahm er regen Anteil, doch war seine friedliebende Natur ferne von engherziger Parteinahme. Die evangelische Gemeinde Karlsruhe wählte Wallraff in die Kirchengemeindeversammlung, die Stadtgemeinde zum Stadtverordneten, in welcher Eigenschaft er viel zum blühenden Stande der Karlsruher Schulen beitrug. Er entschlief ruhig am Morgen des 28. September 1896, einen Tag nach seinem 61. Geburtstag. (Karlsruher Zeitung von 27. November 1896.)

Wilhelm Wattenbach.

Der um die quellenmäßige Durchforschung des Mittelalters hochverdiente philologische Historiker Ernst Christian Wilhelm Wattenbach wurde am 22. September 1819 zu Ranzau in Holstein geboren, woselbst sein Großvater mütterlicherseits, August von Hennings, als dänischer Administrator der Grafschaft gleichen Namens wohnte. Nach dem frühen Tode seines Vaters, des aus altangesehener Pastorenfamilie stammenden Hamburger Kaufmanns Paul Christian Wattenbach, erhielt er seine humanistische Bildung zunächst zu Rundhof in Angeln, dann seit 1832

auf dem Katharineum in Lübeck. Von seinen Mitschülern, mit denen er hier dauernde Freundschaft schloß, seien genannt: die Brüder Ernst und Georg Curtius, Markus von Niebuhr, der Sohn des großen Historikers, und der Dichter Emanuel Geibel. Mit dem Reifezeugnis ausgerüstet, besuchte er noch ein Jahr das sogenannte akademische Gymnasium in Hamburg und bezog dann im Herbst 1837 die Universität Bonn, um sich dem Studium des klassischen Altertums zuzuwenden, für das ihn bereits in Lübeck sein Lehrer und Schwager Johannes Classen in hohem Grade begeistert hatte. Von Bonn, wo ihn besonders die Vorlesungen des Archäologen Friedrich Welcker und Lassens, des Begründers der indischen Altertumswissenschaft, anregten, zog ihn der Ruhm Karl Otfried Müllers nach Göttingen, und es war ihm noch vergönnt, das letzte Kolleg dieses Gelehrten über Archäologie zu hören, denn bald darauf starb dieser auf einer Studienreise zu Athen eines plötzlichen Todes. Wattenbach begab sich nun nach Berlin, um dort seine Studien zu vollenden. Auch hier war es wieder die Philologie, die die größte Anziehungskraft auf ihn ausübte, Bopp, Lachmann, Jakob Grimm und Boeckh waren seine Lehrer, wie denn auch seine Dissertation: De quadringentorum Athenis factione, mit der er hier am 20. Juli 1842 promovierte, von philologischen Gesichtspunkten ausgeht. Nach bestandenem Oberlehrerexamen leistetete er dann als Altphilologe am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin sein Probejahr ab. Schon aber wurde er in andere Bahnen gelenkt. Durch seinen Kollegen Giesebrecht kam er mit G. H. Pertz in Berührung, der ihn 1843 an Stelle des nach Kiel berufenen Georg Waitz für die Monumenta Germaniae historica als Mitarbeiter gewann und ihn so der Geschichtswissenschaft in die Arme führte, für die ihn bereits Rankes Vorlesungen begeistert hatten. Die Reihe seiner durch philologische Sicherheit und historische Kritik ausgezeichneten Ausgaben in den Monumenten eröffnete 1846 die Chronik von Montecassino im 7. Bande der Scriptores. Für die Herausgabe der österreichischen Annalen unternahm Wattenbach 1847—1849 eine Forschungsreise durch die österreichischen Archive und Bibliotheken, die zwar durch die Wiener Revolution unterbrochen, aber dennoch mit bestem Erfolge und reicher Ausbeute zu Ende geführt wurde. Ihr Hauptergebnis war die treffliche Ausgabe der österreichischen Annalen im 9. Bande der Scriptores. Aufsehen erregte auch der von ihm erbrachte, längst nicht mehr bestrittene Nachweis der Unechtheit des größeren österreichischen Freiheitsbriefes. Im Jahre 1851 habilitierte sich Wattenbach in

Berlin als Privatdozent und las hauptsächlich über Quellenkunde, Paläographie und Diplomatik. 1855 nahm er dann, da die erwartete Professur ausblieb, die Stelle eines königlichen Provinzialarchivars in Breslau an und wirkte in dieser Eigenschaft als ein eifriger Förderer der schlesischen Geschichte. In Breslau ist auch sein durch eine Preisaufgabe der Wedekind-Stiftung in Göttingen veranlaßtes Hauptwerk entstanden „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts", dessen 1. Band nunmehr in 7. von Ernst Dümmler bearbeiteter Auflage (1904) vorliegt. Es ist nicht nur ein unentbehrliches Handbuch für jeden Historiker, sondern auch eine Fundgrube für die Geistes- und Sittengeschichte des Mittelalters. Im Jahre 1862 erhielt Wattenbach einen Ruf als ordentlicher Professor nach Heidelberg. Während elf Jahren las er hier über Geschichte des Mittelalters, alte Geschichte mit Ausschluß der römischen, alte Geschichte bis zu den Perserkriegen, Geschichte der Ägypter, Assyrer und Perser, deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian, griechische und römische Geschichte, lateinische und griechische Paläographie und Handschriftenkunde. Ferner hielt er historische Übungen ab im Anschluß an die Vita S. Bonifacii, dann über die Chronik des Otto von Freising, weiter im Anschluß an Widukinds res gestae Saxonicae und über Einhardi vita Karoli Magni. Wenn Wattenbach auch in der Heidelberger Studentenschaft für eine ausgedehnte Lehrtätigkeit auf seinem Spezialgebiete nicht den rechten Boden fand, so bot ihm doch der rege geistige Verkehr mit bedeutenden Kollegen und Freunden wie Häusser (vgl. Bad. Biogr. I, S. 340 ff.), Zeller, Helmholtz (vgl. oben S. 281 ff.), Wundt, v. Treitschke reichlichen Ersatz. In die Heidelberger Zeit fällt Wattenbachs zweites Hauptwerk „Das Schriftwesen im Mittelalter" 1871 (3. Auflage 1896). Zu erwähnen sind auch die aus dem akademischen Unterricht hervorgegangene „Anleitung zur lateinischen Paläographie" 1869 (4. Auflage 1886), die „Anleitung zur griechischen Paläographie" 1867 (3. Auflage 1895) und die in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Band 22 bis 25, 27 und 28 veröffentlichten Beiträge über die Heidelberger Humanisten Peter Luder und Samuel Karoch von Lichtenberg, über Sigismund Gossembrot und Jakob Wimpheling. 1873 wurde Wattenbach als Professor für historische Hilfswissenschaften nach Berlin berufen. Als dann 1875 eine Neuordnung der vom Deutschen Reiche übernommenen Monumenta Germaniae erfolgte und eine Zentraldirektion mit Georg Waitz an der Spitze die Oberleitung des ganzen Unternehmens erhielt,

ward Wattenbach in das Kollegium berufen und ihm die Leitung der Abteilung Epistolae und die Redaktion des „Neuen Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ übertragen. Beide Aufträge legte er erst 1888 nieder, nachdem er auch noch zwei Jahre provisorisch die Geschäfte des Vorsitzenden der Zentralorganisation wahrgenommen hatte. Hingegen behielt er die Redaktion der mit den Monumenten in gewissem Zusammenhang stehenden, unter dem Titel „Geschichtsquellen der deutschen Vorzeit“ erscheinenden Sammlung deutscher Übersetzungen wichtiger Geschichtsquellen des Mittelalters bis zu seinem Ende bei. Von Wattenbachs weiterer wissenschaftlicher Tätigkeit sei noch erwähnt, daß er 1882 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde, daß er an der Leitung des Preußischen Historischen Instituts in Rom von vornherein beteiligt und auch Mitglied der Münchener Historischen Kommission und des Verwaltungsausschusses des Germanischen Museums war. — Wattenbach starb am 20. September 1897 im Alter von 78 Jahren zu Frankfurt am Main an einer Lungenlähmung, betrauert von seiner Gattin, seiner Cousine Marie von Hennings, mit der er dreizehn Jahre in glücklichster Ehe verbunden war, die ihn in Heidelberg an der Seite seiner beiden Schwestern bestatten ließ. Die historische Wissenschaft wird Wattenbach als einen der umfassendsten und gründlichsten Kenner des Mittelalters stets in Ehren halten. (Vgl. Dümmler, Gedächtnisrede auf Wilhelm Wattenbach, Abh. d. Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1898; Dümmler, Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 1897 S. 569 ff.; Löwenfeld, Wilhelm Wattenbach, Preußische Jahrbücher 1889 S. 408 ff.; Zeumer, Wilhelm Wattenbach, Historische Zeitschrift 1898 S. 75 ff.; Seeliger, Wilhelm Wattenbach, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, N. F. 1897/98. 2. B. Monatsbl. 7/8, S. 205 ff.; Bayer, Wattenbach, Biographisches Jahrbuch 1898 S. 365 ff.; Rodenberg, Wattenbach, Allg. deutsche Biogr. Bd. 44 S. 439 ff.; Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. Bd. 18 S. 489 Anm. 1; Anzeige der Vorlesungen der Universität Heidelberg 1862 ff.) S.

Joseph Wedekind

war am 17. Mai 1819 in Mannheim geboren. Nach dem gewöhnlichen Schulbesuche in Mannheim studierte er in Heidelberg Rechtswissenschaft und bestand im Frühjahr 1843 die damals einzige juristische Staatsprüfung. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Rechtspraktikant wurde

er 1849 zum Amtsassessor in Heidelberg ernannt. Schon 1851 erfolgte die Ernennung des jungen Beamten, welcher auch die Geschäfte des Universitätsamtes versah, zum Amtmann daselbst. Im Jahre 1852 wurde er an das Bezirksamt Bühl und im Jahre 1853 als Amtsvorstand nach Stühlingen versetzt. Dort traf den der katholischen Kirche stets treu ergebenen Mann ein schweres Mißgeschick. Er konnte es nicht über sich gewinnen, gegen katholische Geistliche seines Bezirkes einzuschreiten, welche in der damaligen Konfliktszeit den Hirtenbrief des Erzbischofs von Freiburg verordnungswidrig ohne staatliche Genehmigung von der Kanzel verlesen hatten. Er wurde suspendiert, in Disziplinaruntersuchung gezogen und im Frühjahr 1854 aus dem badischen Staatsdienste entlassen. Im Spätjahr 1855 als zweiter Beamter bei dem Bezirksamte Achern wieder angestellt, entwickelte W. daselbst eine neunjährige ersprießliche Tätigkeit, namentlich in der Führung strafgerichtlicher Untersuchungen. Seine Leistungen in dieser Richtung wurden von der vorgesetzten Behörde mehrfach rühmend anerkannt, insbesondere auch bezüglich des bekannten Prozesses wegen eines im Kappeler Tal verübten Mordes, dessen Geschichte Wedekind im „Neuen Pitaval“ in anziehender Weise erzählt hat. Im Jahre 1862 wurde W. zum Oberamtsrichter ernannt und 1864 dem neu errichteten Kreis- und Hofgerichte Offenburg als Kollegialmitglied beigegeben, bei welchem er bis 1879, zuletzt als Mitglied des Appellationssenates, tätig war. Auch hier hatte er als Untersuchungsrichter schöne Erfolge. Mit dem Inkrafttreten der neuen Justizgesetze, am 1. Oktober 1879, begann die letzte Periode seiner Richtertätigkeit. Er gehörte von da an bis zu Anfang 1896 dem Oberlandesgericht in Karlsruhe an, bewährt in seinen Leistungen, verehrt und geschätzt von den Kollegen. Die bis dahin sehr feste Gesundheit Wedekinds zeigte seit dem Jahre 1893 einen allmählichen Nachlaß. Mit anerkennenswerter Tatkraft und großem Fleiße wußte er zwar noch einige Jahre lang die zunehmende Hinfälligkeit erfolgreich zu bekämpfen, sah sich aber doch genötigt, zu Anfang des Jahres 1896 um seinen Abschied zu bitten, welcher ihm in ehrenvoller Weise bewilligt wurde. Sehr bald nach seiner Zuruhesetzung stellte sich ein langwieriges Leiden ein, welches am 13. Juni 1896 seinem Leben ein Ziel setzte. — Wedekind, ein Sohn der Pfalz, hat bis an sein Lebensende die lebhafte, fröhliche Art des Pfälzers bewahrt. Mit ihr verband er eine ungemein sichere Erfassung der Lebensverhältnisse und die Gabe, mit Menschen jeder Art umzugehen, dieselben richtig zu verstehen und auf ihr Seelenleben einzu-

wirken. Hieraus ergab sich eine große Befähigung nicht nur zur Führung von Kriminaluntersuchungen, sondern auch zur Feststellung civilistischer Tatbestände im Wege der Vernehmung von Parteien und Zeugen. Von Gesinnung freundlich und wohlwollend, von verbindlichen Formen und liebenswürdigem Wesen, höchst gefällig und unermüdlich, wenn es galt, für einen Freund etwas zu erreichen, hat Wedekind sich selbst bei solchen beliebt zu machen gewußt, deren Anschauungen mit den seinigen nicht durchaus übereinstimmten. Sein Verständnis und großes Interesse für Musik und bildende Kunst und seine sonstige vielseitige Bildung trugen ebenfalls dazu bei, ihn allenthalben zu einem angenehmen, gern gesehenen Gesellschafter zu machen. (Karlsruher Zeitung vom 4. Juli 1896.)

Karl Franz Weickum

war geboren am 1. Juli 1815 zu Boxberg als das zwölfte und jüngste Kind einer achtbaren, religiös gesinnten protestantischen Beamtenfamilie. Die Erziehung in der Familie war, wie Weickum selbst sagte, „einfach, von gesundem Menschenverstand und bewährter Sitte, nach Regeln, welche der Sinn für Ordnung, Reinlichkeit und Ehrbarkeit eingab, dirigiert". Nach kurzer Vorbereitung durch einen Geistlichen kam Weickum im Jahre 1828 an das Gymnasium in Wertheim und verweilte daselbst bis zum Herbst 1833. Der den Religionsunterricht an der Studienanstalt beherrschende Rationalismus ließ den jungen Mann, der sich häufig mit religiösen Fragen in seinem Innern beschäftigte, gänzlich unbefriedigt. Nach längerem Schwanken und vielen seelischen Kämpfen kam Weickum zur Überzeugung, daß er die Wahrheit, die er suchte, und den Frieden, nach dem er sich sehnte, nur im Glauben der katholischen Kirche finden könne; so kam es, daß er, neunzehn Jahre alt, im Sommer 1834 das katholische Glaubensbekenntnis ablegte. Von 1835 bis 1838 besuchte Weickum die Universität Würzburg und hörte daselbst theologische, philosophische und naturwissenschaftliche Fächer; nachdem er hierauf noch zwei Jahre in Freiburg Theologie studiert hatte, wurde er am 5. September 1840 zum Priester geweiht. Seine erste Anstellung fand der jugendliche Vikar in Ladenburg; bald schon ward er, nachdem er kurze Zeit in Feudenheim und Rheinsheim gewirkt, nach Rastatt versetzt, wo er sich insbesondere der bei dem Festungsbau beschäftigten Arbeiter, unter denen der Typhus herrschte, mit großem

Eifer annahm. Das Jahr 1845 führte Weickum als Pfarrer nach Ziegelhausen, von wo aus er mit Rat Friedrich Schlosser auf Stift Neuburg und dem Gelehrtenkreis, der bei diesem Mäcen der Kunst und Wissenschaften verkehrte, in nahe Beziehungen trat. In Ziegelhausen, wo die revolutionäre Bewegung im Jahre 1848 hoch ging, war es, wo Weickum sich als treuer und wachsamer Hirte bewies, der auf seinem Posten blieb und selbst persönliche Lebensgefahr nicht scheute, als es galt, seine Herde vor Verführung zu bewahren. Zur Charakterisierung der Verhältnisse, unter denen sich seine Treue bewährte, dient die Tatsache, daß eine zügellose Rotte ihn einmal eine ganze Nacht hindurch in seinem Pfarrhause belagerte und bedrohte. Im Frühjahr 1848/49 als Hausgeistlicher an die Heil- und Pfleganstalt Illenau berufen, wirkte er daselbst vier Jahre lang mit großem Eifer; die Pastoration der Kranken fand er, so schwierig dieselbe auch war, doch „lehrreich, sehr nützlich für psychologische Erfahrungen und sehr lohnend an vielen der Kranken, welche die ihnen geschenkte Aufmerksamkeit und Fürsorge mit aufrichtigem Danke erwiderten“. Im Jahre 1853 erfolgte die Ernennung Weickums zum Pfarrer von Beuren und Hausgeistlichen des Klosters Lichtenthal. Zwei Werke von dauerndem Werte sind in Lichtenthal mit seinem Namen verknüpft: Die Berufung der daselbst noch jetzt segensreich wirkenden Krankenschwestern und der Neubau der Pfarrkirche. Eben war der letztere in Angriff genommen, als Pfarrer Weickum von Erzbischof Hermann von Vicari zum Domkapitular und Pfarrrektor der Münsterkirche in Freiburg ernannt wurde. Nach dem Tode des Domdekans Fr. Schmidt wurde Weickum am 4. Januar 1886 vom Metropolitankapitel zum Domdekan und am 10. April 1886, nach dem Tode des Erzbischofs Orbin, zum Erzbistumsverweser gewählt; am 2. Juli 1886 wurde ihm von Papst Leo XIII. die Würde eines apostolischen Protonotars und Hausprälaten verliehen. — Prälat Weickum, von inniger Liebe zur Kirche, deren Diener er war, erfüllt, bewies sich in allen seinen hervorragenden Stellungen als Mann hoher Einsicht und energischen Wollens; wo immer es galt, für die Erhaltung der Religion tatkräftig und mutig einzutreten, war er stets auf dem Platze. Natürlich zog er sich dadurch gar manche Ungunst zu. Doch nicht nur von kirchlicher, sondern auch von staatlicher Seite wurden seine Verdienste gewürdigt und ihm Ehrungen in Gestalt hoher Orden von seinem Landesfürsten, sowie von Kaiser Wilhelm I. zuteil. Auf sozialem Gebiete war Weickum hauptsächlich in der Stellung als Diözesanpräses der katholischen Gesellenvereine der Erzdiözese

Freiburg tätig. Das reiche und zugleich überaus praktische Wissen, seine Erfahrungen, sein tiefes Gemüt, sein stets würdevolles und dabei doch herablassendes Benehmen flößten den jungen Männern tiefe Hochachtung ein, so daß sie mit innigster Verehrung an ihrem Diözesanpräses hingen und dessen ernste Lehren und wohlgemeinten Ratschläge dankbar annahmen. Nahezu 25 Jahre bekleidete Weickum zu großem ethischen und materiellen Vorteile der Vereine das mühevolle Amt des Diözesanpräses. — Prälat Weickum besaß eine hohe dichterische Veranlagung, wie die von ihm verfaßten Dramen zeigen. Durch seine im Jahr 1861 herausgegebenen „Dramatischen Bilder" wollte er, wie die Vorrede besagt, das wahre und eigentliche Volkstheater, wie es im Mittelalter bestand, erneuern und ausgestalten. Die meisten Stücke sind, wenngleich der Humor nicht fehlt, dem Grundzug nach ernst, weil darauf berechnet, das Wissen durch Vorführung anderer Zeiten und Sitten zu bereichern und die sittliche Ausbildung durch Vorführung edler, großer, uneigennütziger Charaktere, sowie deren Antipoden zu fördern, und so für das Edle zu begeistern und vor dem Niedrigen und Gemeinen Abscheu zu erwecken. Weickum schrieb „für des Wissens Erweiterung und des Lebens Erheiterung". Von besonderer Schönheit sind seine „biblische Dramen", in welchen er bei feinster Charakterzeichnung den dichterischen Grundgedanken in geistreicher Weise zu harmonischer Entwicklung bringt. Weickum entfaltete überhaupt eine vielseitige schriftstellerische Tätigkeit. Schon als Student schrieb er vorzügliche Aufsätze, so eine Erklärung des Ave Maria für die homiletische Zeitschrift „Philothea". Im Jahr 1846 publizierte er eine Widerlegung von Gervinus in Heidelberg, dem Verteidiger des Deutschkatholizismus; einige Jahre später erschien seine Schrift über das hl. Meßopfer, welche mehrere Auflagen erlebte. Zum vierten Centenarium des Markgrafen Bernhard von Baden verfaßte Weickum eine kleine Festschrift: „Bernhard der Heilige, Markgraf von Baden, ein Lebensbild" (Baden 1858). Die asketische Literatur verdankt ihm ferner die „Klosterreden", hervorgegangen aus den Ansprachen, die Weickum als erzbischöfl. Kommissär mehrerer Frauenklöster gehalten, und das in drei Auflagen erschienene Erbauungsbuch «Beata quae credidisti», worin er die Grundlehren des Glaubens leicht faßlich darstellt und vorzüglich begründet. — Nachdem Prälat Weickum am 5. September 1890 in geistiger und körperlicher Frische sein 50jähriges Priesterjubiläum gefeiert, erlitt er einige Zeit später mehrfache Schlaganfälle, die, wenn sie auch seinen Geist nicht trübten, ihm doch das

Sprechen sehr erschwerten. Nach geduldig ertragenen Leiden starb Weickum am 20. Februar 1896 und wurde von Meistern des Handwerks, die aus dem Gesellenvereine hervorgegangen, zu Grabe getragen. Über sein gesamtes, nicht unbeträchtliches Vermögen hatte Weickum zu charitativen Zwecken verfügt. (Vergl. Freib. Katholisches Kirchenblatt Jahrg. 1896, Nr. 8 ff. — Hist.-pol. Blätter Jahrg. 1884, S. 92. — Necrol. Friburg. im Freib. Diözesan-Archiv 1900, N. F. Bd. 1, S. 278.)

J. Mayer.

Max Weill,

geboren zu Karlsruhe am 11. April 1832, gestorben daselbst am 18. März 1895, besuchte das Lyceum in Karlsruhe und studierte von 1849 bis 1853 in Heidelberg und Würzburg Medizin. Nach Ablegung der ärztlichen Staatsprüfung und einem einjährigen Aufenthalt in Prag und Wien, wo er an den dortigen Kliniken praktizierte, ließ er sich 1855 in Mahlberg und 1856 in Lahr als praktischer Arzt nieder. Im Jahre 1870 siedelte er nach Karlsruhe über und organisierte bei Beginn des deutsch-französischen Kriegs das Militärlazarett daselbst. Für seine hierbei an den Tag gelegte Umsicht und Energie wurde er durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse vom Zähringer Löwen ausgezeichnet. Im Jahre 1872 wurde er Stadtarzt und als solcher Mitglied einer Reihe von städtischen Kommissionen. Von 1883 bis 1893 war er als Stadtverordneter tätig, viele Jahre hindurch war er Rechner der Hilfskasse badischer Ärzte und im Jahre 1891 wurde er zum Medizinalrat ernannt. Er war einer der beliebtesten und angesehensten Ärzte der Residenz.

W.

Johann Baptist von Weiß.

Ein hervorragender Gelehrter, dessen Heimat Baden ist, der auch hier seinen Bildungsgang zurückgelegt, im Ausland aber fast ein halbes Jahrhundert seine Lebenskraft dem Dienst der Wissenschaft gewidmet hat, ist der am 8. März 1899 in Graz (Steiermark) verstorbene Historiker Hofrat Dr. Johann Baptist von Weiß, in weiten Kreisen bekannt durch seine 22 Bände umfassende Weltgeschichte. — Weiß wurde geboren am 22. Juli 1820 in Ettenheim. Die Wiege des kaiserlichen Hofrates stand in einem einfachen bürgerlichen Hause, in einer Familie, die wohl

mit Kindern, nicht aber mit Glücksgütern gesegnet war. Sein Vater Ignaz Weiß war Wollstricker und betrieb neben seinem Handwerke noch in mäßigem Umfange die Landwirtschaft. Die Mutter Barbara, geborene Jäger, war eine sehr begabte Frau, von regem Geiste, großer Energie und tiefer Frömmigkeit. Johann Baptist war der älteste unter seinen Geschwistern. Als starker Knabe mußte er frühzeitig bei allen Arbeiten der Landwirtschaft kräftig mit Hand anlegen. Wohl daher mag es kommen, daß sich bei Weiß in seinem ganzen spätern Leben soviel Verständnis und Herz für die Mühe des arbeitenden Landvolkes fand. Die Erziehung zu Hause war eine ernste und religiöse. Beten und arbeiten, Achtung vor kirchlicher und weltlicher Autorität, Bescheidenheit in den Lebensansprüchen, Teilnahme und tätige Hülfe in der Not ärmerer Ortseinwohner war Familientradition. Charakteristisch an dem heranwachsenden Baptist Weiß war seine geistige Regsamkeit, die sich in seiner Lesegier und in einem Verschlingen der verschiedensten Bücher, die dem Schulknaben in die Hände kamen, offenbarte. Die reiche Veranlagung des Knaben erweckte die Aufmerksamkeit von Lehrern und Geistlichen, und es ist dem Rat und der Hülfe des damaligen katholischen Stadtpfarrers zu verdanken, daß der Vater Ignaz Weiß bei seinen nur mäßigen Mitteln und bei seinem Ringen für das Fortkommen der Familie sich entschloß, den ältesten Sohn studieren zu lassen. So kam Johann Baptist Weiß 1833 zunächst an das Gymnasium nach Offenburg und brachte schon am Schlusse des ersten Jahres den ersten Klassenpreis mit nach Hause. Im folgenden Jahre starb aber zu Hause plötzlich der Vater an einem Schlaganfall während des Gottesdienstes, wodurch dem weiteren Gymnasialbesuch ein Ende gesetzt wurde. Als ältester Sohn mußte Johann Baptist nach den Ferien zu Hause bleiben, um die bedrängte Mutter in der Arbeit zu unterstützen. Nur mit Wehmut fügte er sich der Not, aber die Sehnsucht nach den Büchern quälte ihn bei der Arbeit und in der Ruhe. Bewogen durch die Bitten des betrübten Sohnes willigte die opferwillige Mutter dann doch wieder in den Weiterbesuch des Gymnasiums ein, zumal der Sohn mit Stundengeben seinen Unterhalt zum großen Teil verdiente. Das Offenburger Gymnasium absolvierte Weiß mit Auszeichnung und bezog dann 1839 das Lyceum in Freiburg. Den zweijährigen Lycealbesuch beschloß er preisgekrönt. Als Abiturient der Anstalt hielt Johann Baptist Weiß im feierlichen Schlußakt eine vorzügliche lateinische Rede über die in Platos Phädon enthaltenen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele. Spätjahr 1841 begann das Uni-

versitätsstudium in Freiburg. Er hörte philosophische und theologische Vorlesungen. Neben dem Philologen Baumstark und den Orientalisten Hug und Welzer waren es vorzüglich der Moraltheologe Hirscher und der Dogmatiker Staudenmaier, die großen Einfluß auf den strebsamen Studenten ausübten, besonders machte die Persönlichkeit Hirschers auf den ernst religiösen Weiß tiefen Eindruck. Sein ganzes Leben sprach Weiß mit Verehrung von Hirscher. Staudenmaier hingegen war dem Studenten ein sicherer Führer durch die zeitgenössische Philosophie, durch die Werke von Hegel und Schelling. Das Verständnis der christlichen Philosophie bewahrte Weiß vor der Überschätzung jener Denker, denen damals auf den Hochschulen alles huldigte. Die innerste Neigung trieb ihn aber zum Studium der Geschichte. Nach sechs Semestern in Freiburg setzte ein Sapienzstipendium Weiß in den Stand, noch andere Bildungsstätten aufzusuchen. Spätjahr 1844 zog er nach Tübingen, wo er Kuhn und Hefele hörte, verweilte dann kürzere Zeit in Heidelberg, wo der Historiker Schlosser ihn besonders anzog, und wandte sich dann zu längerem Aufenthalt nach München. Auf der Universität der bayerischen Hauptstadt war gerade damals die Geschichtswissenschaft durch Namen vom besten Klange vertreten. Dort lehrte Friedrich Wilhelm Thiersch, als Kenner des klassischen Altertums hervorragend, Konstantin von Höfler, als Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte bekannt, und der in jeder Beziehung geniale Joseph von Görres. Auch Döllinger stand damals am Beginn seiner besten Periode. Während Weiß noch im Studium begriffen war, wurde ihm eine Lehrstelle für französische und englische Sprache an der höhern Bürgerschule in Freiburg angeboten. Er griff zu, um sich endlich ein gesichertes Einkommen zu verschaffen. Im Spätjahr 1845 bestand er dann in Karlsruhe das Staatsexamen als erster unter zwölf Kandidaten. Dieser glänzende Erfolg bewog die Regierung, Weiß für die akademische Laufbahn zu gewinnen. Bei Mitteilung des Prüfungsresultates erklärte ihm Ministerialrat Christ, es sei der Wunsch der Regierung, Weiß möge sich an der Universität Freiburg als Privatdozent für allgemeine Geschichte habilitieren. Mit diesem Vorschlag war die Zusicherung eines Dozenten-Stipendiums von 600 Gulden verbunden. Weiß erwarb sich noch den Doktorgrad in Freiburg und eröffnete daselbst 1846 seine Vorlesungen über alte Geschichte und im Anschluß hieran über Mittelalter und Neuzeit. Tiefes und umfassendes Wissen, verbunden mit einem schönen und spannenden Vortrag, machte das Kolleg des Dozenten schon in Freiburg zu einem stark besuchten. In dieser Zeit

trat Weiß auch dem dortigen durch seine Geschichte über Papst Gregor VII. und sein Zeitalter bekannten Universitätsprofessor Gfrörer nahe, der auf den jungen Gelehrten einen anregenden Einfluß ausübte. Beide Historiker blieben sich von da an in Freundschaft verbunden. Nach dem Tode Gfrörers besorgte Weiß auch die Herausgabe von dessen literarischem Nachlaß. Wie ihm das Studium selbst Leben und Tat war, so nahm er auch neben seinen eingehenden Arbeiten im Quellenstudium der Geschichte lebendigen Anteil an den politischen Vorgängen jener bewegten Zeit. Es kamen die Jahre 1848 und 1849. Weiß vertrat mit Feuer und Energie den großdeutschen Standpunkt. Als im Jahre 1849 in Freiburg eine Adresse an das Parlament in Frankfurt zustande kam, die sich für ein einiges Deutschland unter Führung Preußens aussprach, entwarf Weiß eine Gegenadresse für ein deutsches Kaiserreich des Hauses Habsburg. Diese Gegenadresse ging mit noch mehr Unterschriften als die erstere nach Frankfurt ab. Von Anfang an war Weiß ein Gegner der Revolution. Als im Jahre 1849 die Republik auch in Freiburg proklamiert wurde, schlossen sich fast alle Universitätsprofessoren derselben an und leisteten den Eid für die neue Ordnung. Weiß verweigerte diesen Eid. Im „Deutschen Volksblatt", das in Stuttgart von dem ihm von Tübingen her befreundeten Florian Rieß herausgegeben wurde, erschienen scharfe Artikel aus seiner Feder gegen das Treiben der Revolutionäre. Diese Korrespondenz nach Stuttgart wurde von den Republikanern mit Verletzung des Briefgeheimnisses aufgegriffen, und im Revolutionskomitee kam der Beschluß zustande, Weiß festzunehmen und ihn nach Rastatt zur Aburteilung zu bringen. Rechtzeitig gewarnt entzog er sich der Gefahr durch nächtliche Flucht nach Stuttgart. Als die preußische Armee in Baden wieder Ordnung geschaffen hatte, kehrte Weiß auf seinen Lehrstuhl in Freiburg zurück. Allgemein wurde er zu seinem mannhaften Auftreten beglückwünscht und auch von höchster Stelle ihm die Anerkennung gezollt. Der friedlichen Lehrtätigkeit erfreute sich der Privatdozent aber nicht lange. Bald bekam er Gelegenheit, eine zweite Probe seines Mannesmutes abzulegen. In Hinsicht seiner entschieden konservativen Haltung wurde Weiß vom Freiburger Stadtrat ersucht, die Redaktion der „Freiburger Zeitung", die damals städtisches Organ war, zu übernehmen. Er leitete dann auch das Blatt seit 1851 mit Besonnenheit im Geiste der großdeutschen Idee. Diese Redaktionstätigkeit fand aber ein jähes Ende durch seine Haltung im Kirchenstreit, der zwischen der badischen Regierung und

Erzbischof Hermann von Vicari über den Trauergottesdienst beim Tode von Großherzog Leopold 1852 ausbrach. Weiß trat in der „Freiburger Zeitung" mit Feuer für die kirchliche Freiheit und deren Vorkämpfer Erzbischof Hermann ein. Infolge dieser Haltung stellte der Minister an den Freiburger Stadtrat das Ansinnen, Weiß der Redaktion zu entheben. Dieser aber trat freiwillig zurück. Weiß bekam außerdem die Eröffnung, daß er in Baden auf eine Anstellung nicht mehr rechnen dürfe, auch sein Dozentengehalt wurde gestrichen. Gereizt durch diese Maßnahmen ließ Weiß das Schreiben des Ministers am Kopfe des Blattes erscheinen und verteidigte scharf sein Recht auf freie Meinungsäußerung. Ein scharfer Artikel eines konservativen schweizerischen Advokaten über das Verhalten der badischen Beamten in der Revolution, der noch unter der Redaktion von Weiß in der „Freiburger Zeitung" erschien, brachte ihm noch einen Prozeß wegen Beamtenbeleidigung und in dessen Verlauf die Verurteilung zu 8 Tagen Gefängnis und 50 Gulden Strafe. Eine Appellation an das Oberhofgericht war vergeblich. Mittlerweile war nun aber Weiß in der Gelehrtenwelt auf dem Gebiete der Geschichte in bester Weise bekannt geworden durch sein Erstlingswerk „Alfred der Große", Schaffhausen 1852, das von der Kritik sehr gut aufgenommen wurde. Auch die politische Gesinnung des energischen Gelehrten, der mit solchem Nachdruck für die Rechte des Hauses Habsburg in Deutschland eintrat, blieb der österreichischen Regierung unter dem Grafen Leo Thun nicht unbekannt. So kam es, daß an Weiß, während er seine Gefängnisstrafe in Freiburg absaß, die Berufung als Professor der Geschichte an die Universität Graz eintraf. Diese Berufung nach Graz ist der entscheidende Wendepunkt im Leben des Historikers Weiß. Graz, die Hauptstadt Steiermarks, wurde seine zweite Heimat, der Ort seiner fast 50jährigen erfolgreichen, wissenschaftlichen Tätigkeit, die Geburtsstätte seiner großen Weltgeschichte, auch die Stätte seines Familienlebens. In Österreich wurde Weiß mit Freuden aufgenommen, und in Graz erfaßte man bald die Bedeutung des neuen Professors. Bald strömte jung und alt herbei, um seinen Vortrag zu hören. Seine Zuhörer zählten nach Hunderten. Oft kam es vor, daß der große Saal im alten Jesuitengebäude dort die Menge der Zuhörer nicht zu fassen vermochte. „Der Vortrag aber", erzählt ein Schüler und späterer Mitarbeiter von Weiß, „war auch einzig in seiner Art. Da gab es nichts Gekünsteltes, keine einstudierten Phrasen; der Grundsatz unseres Weiß war der des alten Cato: rem tene, verba sequentur. In der Tat

enthielten die Bogen, die er vor sich aufs Katheder zu legen pflegte, in der Regel nichts als einige kurze, in seiner Lapidarschrift hingeworfene Notizen, Tagesdaten oder wörtliche Zitate; dennoch ward seine Vorbereitung auf jede Vortragsstunde höchst sorgfältig. Was er vortrug, das war in ihm selber lebendig. Ja während des Vortrages lebte er selbst voll und ganz in den Verhältnissen, von denen er sprach, und sein außerordentliches Gedächtnis bot ihm stets eine Überfülle des detailliertesten Stoffes. Um das «Wie» des Vortrages kümmerte er sich von vornherein wenig, das muß ja das Empfinden im Augenblick ergeben. Sein Empfinden aber war urwüchsig, kräftig, wie seine ganze äußere Erscheinung. War er einmal im Vortrage, so gab es nichts für ihn auf dieser Welt außer dem Stoff, über den er sprach. Dann aber ergoß sich seiner Rede Strom ohne Stocken, ohne Schwanken über die lautlos staunenden Hörer, und plastisch traten die Gestalten der Geschichte gleichsam auf die Bühne." Während er als Lehrer viel Begeisterung erregte, jagte er indessen als Examinator manchen Angst ein. Aber er tat keinem Kandidaten zu wehe, von dem er wußte, daß er gearbeitet hatte. Alles zu wissen und gegenwärtig zu haben, traute er trotz seines Riesengedächtnisses sich selbst nicht zu. Arbeit aber verlangte Professor Weiß von seinen Schülern. Er war eben sein ganzes Leben hindurch selbst ein Mann angestrengtester Arbeit. Bis in sein hohes Alter stand er jeden Morgen im Sommer um 3 Uhr, im Winter um 4 Uhr auf und begab sich an die Arbeit. Groß in der Arbeit war Weiß beim geschichtlichen Quellenstudium. Wie ein fleißiger Bergmann stieg er selbst in den Schacht und holte das Gold und Silber auf seinem natürlichen Lager. Sein Fach, die Weltgeschichte, verwies ihn auf die Denkmäler des geistigen Lebens alter Kulturvölker. Er selbst war in zwölf Sprachen zu Hause. Wie sehr Weiß aus den Quellen heraus spricht, findet der kundige Leser bald bei der Lektüre seiner Werke. Ohne diese intensive Arbeit wären bei aller geistigen und körperlichen Kraft, über die Weiß bis ins hohe Alter verfügte, seine großen literarischen Leistungen nicht zu erklären. Erholung suchte und bedurfte der Historiker nicht viel. Ein Spaziergang, im Sommer erfrischende Flußbäder, die Stunden in seiner Familie, mit der er in den letzten 20 Jahren in der wärmeren Jahreszeit auf seinem Gut bei Graz, dem „Rosenhof", wohnte, brachten die nötige Erfrischung. In die Ferien fielen mannigfache Reisen, die aber gewöhnlich auch ihre wissenschaftlichen Zwecke hatten. — So geschätzt und gesucht auch Professor Weiß im Hörsaal war, so

wurde sein Ruf als Lehrer doch weit überragt von jenem, den er als Geschichtschreiber bei der Mitwelt erlangte. Im Jahre 1854 ersuchte ihn der Wiener Buchhändler Braumüller, eine Weltgeschichte in drei Bänden zu schreiben. Weiß machte sich an die Arbeit, aber aus den 3 Bänden wurden im Laufe von 44 Jahren 22 Bände. Neben diesem Hauptwerk erschien von ihm 1860 ein „Abriß der Geschichte Steiermarks“ und 1863 „Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg“. Auch besorgte er aus dem Nachlasse seines Freundes und einstigen Freiburger Kollegen Gfrörer die Herausgabe der „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“, 4 Bände, Schaffhausen 1862—1874, ferner „Zur Geschichte der deutschen Volksrechte im Mittelalter“, 2 Bände, Schaffhausen 1866, und „Byzantinische Geschichten“, 3 Bände, Graz 1872—1877. Das eigentliche Lebenswerk von Weiß, in dem sein Geist und sein Wissen sich verkörperte, in dem er zur Mitwelt gesprochen und zur Nachwelt noch lange sprechen wird, ist aber seine Weltgeschichte. Im ersten Bande „Hellas und Rom“ der ersten Auflage war es dem Verfasser noch gelungen, sein großes Wissen in einem Auszuge zu geben; dann aber konnte er dies nicht mehr, der Stoff wuchs unter seinen Händen. Vom Verleger Braumüller erlangte er das Zugeständnis, nach Ermessen ausführlicher schreiben zu dürfen, und ausführlicher wurde nun das Werk mit jedem Bande, bis mit dem 14. Bande eine wahre Spezialgeschichte der französischen Revolution — ein Lieblingsthema des Historikers von Jugend an — beginnt. Das Mißverhältnis zwischen den ersten und letzten Bänden bewog den Verfasser, die ersten gänzlich umzuarbeiten und zu erweitern. Der Abschluß des ganzen Werkes im Jahre 1898 erfolgte nicht mehr bei Braumüller, sondern im Verlage der k. k. Universitätsbuchhandlung „Styria“ in Graz. Von mehreren Bänden ist schon die 4. und 5., von einigen sogar schon die 6. Auflage erschienen. Seit dem Tode des Verfassers redigiert Professor Dr. Vockenhuber in Graz, ein Schüler und langjähriger Mitarbeiter von Weiß, die Neuauflage des Werkes im Geiste des Verfassers. Daß eine Weltgeschichte in 22 Bänden in verhältnismäßig kurzer Zeit so viele Auflagen erlebt, ist ein seltenes Vorkommnis. Wie ist dieser Erfolg zu erklären? Ist es der religiöse und philosophische Standpunkt des Verfassers, der dies bewirkt hat? Christus ist dem Historiker Weiß der Mittelpunkt der Weltgeschichte, zu dem die ganze Menschheit hinstrebt. Charakteristisch für diese Geschichtsauffassung ist Weiß, Einteilung der Geschichte in nur zwei große Abschnitte, in die vorchristliche und die christliche Zeit. Daher

auch seine klassische Schilderung der Person und des Werkes Christi, sein Lob der Kirchenväter, die herrliche Charakteristik der großen Ideenträger des glaubensstarken Mittelalters, eines hl. Bernhard, Franziskus, Dominikus, sein Verständnis für die Stellung des Papsttums in der Geschichte wie für die Aufgabe und Leistungen der großen Orden. In dieser Auffassung des Ganzen steht Weiß unerreicht da, und es läßt sich darüber streiten, was mehr zu bewundern sei, seine tiefe Auffassung der Grundgedanken in der Weltgeschichte, oder der Mut, mit dem er selbständig seine Wege geht. Bei aller Bestimmtheit des Standpunktes wird Weiß niemals verletzend gegen Andersdenkende. Überall herrscht ein vornehmer, edler Ton und weht dem Leser ein Hauch christlicher Milde entgegen. Bei dieser positiv christlichen Auffassung fand das Weiß'sche Geschichtswerk von Anfang an in gleichgesinnten Kreisen wohl freudige Aufnahme, aber viel größere Kreise waren dem Buche von vornherein verschlossen. Wenn das Buch mit der Zeit dennoch zahlreiche und große Auflagen erlebte, so sind noch andere Momente zur Erklärung hierfür in Betracht zu ziehen, die Reichhaltigkeit und Vortrefflichkeit des Inhaltes nämlich und die eigenartige Schönheit der Darstellung, welche das Weiß'sche Geschichtswerk auszeichnen. Freund und Gegner stimmen überein in der Bewunderung des riesigen Stoffes, den Weiß in allen Partien der Geschichte bewältigt hat. in dem Staunen über seine Belesenheit, in der Anerkennung des objektiven, klaren Urteils, das er, geleitet von seinem instinktiv historischen Sinne, in den verwickeltsten Gebieten der Geschichte an den Tag legt. Das Buch von Weiß ist keine Weltgeschichte im gewöhnlichen, hergebrachten Sinne. Er gibt uns vielmehr nach dem Vorbilde Schlossers eine Geschichte, wie der äußern Geschicke, so auch der geistigen Entwicklung, der ideellen Leistungen, des Kulturlebens aller bekannten Völker. Das Werk ist eine umfassende Völker- und Staatengeschichte, enthält aber ebenso die Darstellung des geistigen Lebens, der Religion, der Philosophie und der Literatur der Völker. Ein idealer Zug des Geistes zeigt sich im Leben des Historikers Weiß von seiner Jugend bis ins hohe Alter. Alles Wahre und Schöne in Literatur und Kunst, alles Hohe und Edle im Leben der Helden und Heldinnen, alles Gewaltige im Drängen der Völker senkte sich in seine Seele und fand dort seine Resonanz. Mit diesem Idealismus verbindet unser Historiker aber auch Verständnis und gesundes Urteil für die praktischen Seiten des Lebens. Bei all diesem besaß Weiß die Fähigkeit der inneren Verarbeitung und einer poetischen Gestaltungskraft, die

verbunden mit seiner plastisch schönen, am Muster der Alten gebildeten Sprache und mit der warmen, lebensvollen Kunst des Erzählens, wie sie dem alemannischen Volksschlag von Haus aus eigen ist, ihn zum Historiker vorzüglich befähigten. Seine Bedeutung als Professor an der Grazer Universität sowie die Verdienste, welche Weiß als Geschichtschreiber sich erworben, fanden im Laufe der Zeit auch die gebührende Würdigung. Im Studienjahr 1856/57 war er Dekan der philosophischen Fakultät und im Jahre 1861/62 stand er als Rector magnificus an der Spitze der ganzen Universität Graz. Kaiser Franz Joseph zeichnete ihn aus im Jahre 1878 mit dem Titel eines Regierungsrates, im Jahre 1885 mit dem Orden der eisernen Krone und am 27. Oktober 1889 durch Erhebung in den erblichen Adelsstand. Nach österreichischer Vorschrift trat von Weiß in seinem 72. Lebensjahre, am 1. Oktober 1891, in den Ruhestand. Vom Kaiser wurde er hierauf 1892 als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen und im nächsten Jahre 1893 mit dem Titel eines Hofrates ausgezeichnet. Von Papst Pius IX. wurde der Historiker schon früher mit dem Gregorius-Orden geziert. Er besaß auch den ottomanischen Medjidie-Orden und das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft. In besonders naher Beziehung stand Hofrat von Weiß zu dem hochsinnigen Erzherzog Karl Ludwig, dem Bruder des Kaisers Franz Joseph. Er hatte einige Jahre dem Erzherzoge Vorträge aus der Geschichte zu halten und war sein Begleiter auf mehreren Reisen, so auf einer Reise nach Paris und Konstantinopel. — Weiß war zweimal verheiratet, mit Josephine Bader aus Freiburg von 1854 bis 1862 und mit Marie Gabriele Graf aus Wien von 1867 bis 1894. Von seinen Kindern leben zwei Söhne und drei Töchter. Die Söhne haben wissenschaftliche Berufe ergriffen. Zwei der Töchter haben sich dem Ordensstand geweiht und eine Tochter ist verheiratet. Im Hause des Historikers von Weiß herrschte christlicher Sinn und der Geist religiöser Pflichterfüllung. Niemals fehlte Weiß, so lange er konnte, an Sonn- und Feiertagen beim Gottesdienst an seinem Platze in dem traulich einsamen Kirchlein in der Nähe seines „Rosenhofes“, im Kirchlein zu Maria Grün, wo einst auch Graf von St. Leu (Exkönig Ludwig von Holland, Bruder Napoleons I.) die Ruhe seines Herzens fand. Eine Zahl Bedürftiger fand auch immer ihren Weg zu ihrem stillen Wohltäter. — So sehr auch Graz und die grüne Steiermark für Weiß zur Heimat geworden war, so hing er doch im Herzen bis ins hohe Alter an seinem geliebten Badnerlande. Jeder Landsmann, der ihm

Nachricht und Grüße aus der Heimat brachte, war dem Professor ein willkommener Gast. Alle paar Jahre führte ihn eine Ferienreise gelegentlich in die Heimat. Das letzte Mal war es im Juli 1898, daß ihn die Heimat sah. Der kräftig gebaute Mann litt aber schon unter der Bürde des Alters und zeigte Spuren von Gebrechlichkeit. Im März des nächsten Jahres, wo die junge Sonne sonst neues Leben weckt, stellte sich große Schwäche ein, während Weiß mit der Neuauflage der Geschichtsbände noch vollauf beschäftigt war. Der Arzt verbot ihm alle Arbeit. „Ohne Arbeit kann ich nicht leben", war die Antwort des arbeitsfrohen Gelehrten, und er arbeitete noch, während er schon das nahe Ende fühlte. Der 8. März 1899 setzte dem arbeitsreichen, edelstrebenden und verdienstvollen Gelehrtenleben sein Ziel. Drei Tage darauf, am 11. März, fand das Begräbnis statt. Die ganze Bedeutung des Mannes zeigte sich hier noch einmal im vollen Lichte. Der Fürstbischof Dr. Schuster und das Domkapitel, die Professoren der Universität, Rektor und Dekane an der Spitze, Abordnungen der übrigen gelehrten Schulen, die Vertreter der Behörden, Hunderte von ehemaligen Schülern und eine große Zahl hervorragender Bürger gaben mit den nächsten Anverwandten dem teuern Toten das Geleite. Weiß saß tief in den Herzen Steiermarks, er war jahrzehntelang der Stolz der Grazer Bürgerschaft. Stolz auf ihren großen Sohn, den Historiker von Weiß, darf auch die Heimat Baden sein, wo derselbe bis zu seinem 32. Lebensjahr weilte, seine Lebensrichtung fand und seinen Bildungsgang vollendete.

Carl Weiß.

Gustav Wiedemann.

Der weit über die Grenzen Deutschlands bekannte Physiker Gustav Wiedemann wurde am 2. Oktober 1826 zu Berlin geboren als Sohn des Inhabers einer Kolonial-Großhandlung, August Wiedemann, und dessen Gattin Henriette, geborenen Hungar. Sehr frühe verwaist, erhielt er durch die Fürsorge seiner Verwandten zuerst in der Bartels'schen Privatschule und dann in dem Cölnischen Gymnasium zu Berlin eine sehr gute Schulbildung und studierte dann auf der Universität daselbst Physik, Chemie und Mathematik. Hier übte auf ihn neben Heinrich Rose, Sonnenschein, Joachimsthal, Dirichlet, Dove und E. Mitscherlich — dessen Tochter Clara er 1851 heimführte — besonders Gustav Magnus nachhaltigen Einfluß aus. Aus dessen Laboratorium ging auch seine chemische

Arbeit «De novo quodam corpore ex urea producto» hervor, mit der er 1847 promovierte. Dann wandte er sich physikalischen Experimenten zu, so besonders über die elektrischen Eigenschaften der Kristalle und die von Faraday kurz zuvor entdeckte magnetische Drehung der Polarisationsebene des Lichtes. Die Ergebnisse letzterer Untersuchung benutzte er in seiner Habilitationsschrift, mit der er sich 1850 als Privatdozent in Berlin niederließ, stellte dann Versuche über die Wärmeleitung von Metallen und ihre Beziehungen zur Elektrizitätsleitung und über elektrische Endosmose an, deren Resultaten er seine 1854 erfolgte Berufung als ordentlicher Professor der Physik nach Basel verdankte. In diese Zeit fällt sein vortreffliches Werk „Die Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus" 1860—63, das späterhin, 1882—85, unter dem Titel „Die Lehre von der Elektrizität" erschien. Von Basel folgte er 1863 einem Rufe an das Polytechnikum zu Braunschweig und 1866 einem solchen an das Polytechnikum zu Karlsruhe, dessen reiche Instrumentensammlung ihn zur Fortsetzung seiner magnetischen Untersuchungen und Untersuchungen über Funkenentladung veranlaßten. So entstanden hier seine Werke „Magnetismus der Salze der magnetischen Metalle" 1865; „Induktionsströme beim Tordieren von Eisendrähten, durch welche ein galvanischer Strom geleitet wird" 1866; „Magnetismus der chemischen Verbindungen" 1868. In Karlsruhe fiel ihm auch die Aufgabe zu, die meteorologischen Stationen in Baden einzurichten und die Beobachtungen an denselben zu beaufsichtigen. 1871 folgte er einem Rufe nach Leipzig als Professor für physikalische Chemie; später übernahm er dort die Professur für Physik. Von seinen Leipziger experimentellen Arbeiten sei hier nur die sorgfältige und genaue Bestimmung des Ohm genannt. Seit 1877 gab Wiedemann auch die früher von Poggendorff redigierten, nunmehr nach ihm benannten „Annalen der Physik und Chemie" in neuer Folge heraus, deren 50. Bande von der Verlagsbuchhandlung eine von H. v. Helmholtz verfaßte Biographie Wiedemanns als Huldigung beigegeben ist, und deren 63. Band ihm zu seinem 50. Doktorjubiläum von den Physikern gewidmet wurde. — In Leipzig ist Wiedemann auch am 24. März 1899 gestorben. (Vgl.: Annalen der Physik und Chemie, Neue Folge, besonders Band 50; Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899, Nr. 71; Festgabe der Technischen Hochschule zu Karlsruhe zum Jubiläum der vierzigjährigen Regierung seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden, 1892, S. 256ff.)

S.

Christian Wiener,

Geheimer Hofrat und Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, wurde zu Darmstadt am 7. Dezember 1826 als Sohn des Kriminalrichters Alexander Wiener geboren. Nach siebenjährigem Besuch des Gymnasiums wurde er im Alter von siebzehnundeinhalb Jahren auf die Universität entlassen mit dem Zeugnisse, „daß er eine vorzügliche Befähigung für das mathematische Fach bewährt habe und in jeder Beziehung den Beifall seiner Lehrer verdiene". Er wandte sich nunmehr auf der Universität Gießen dem Studium der Ingenieurwissenschaften und der Architektur zu und bestand nach Ablauf von sechs Semestern glänzend die Fakultätsprüfung und im folgenden Jahre ebenso die Staatsprüfung im Baufach. Unmittelbar darauf erhielt er den ersten Lehrauftrag für Physik, Mechanik und Hydraulik, sowie für Darstellende Geometrie an der Höheren Gewerbeschule, der späteren Technischen Hochschule, in Darmstadt. Er übernahm ihn mit Freuden, da Neigung und Befähigung ihn zur Lehrtätigkeit und zur streng wissenschaftlichen Arbeit hinzogen. Zwei Jahre später, im Frühjahr 1850, erwarb er den philosophischen Doktorgrad und habilitierte sich an der Universität Gießen als Privatdozent für Mathematik. Das Streben, seine wissenschaftliche Ausbildung zu vertiefen, führte ihn jedoch bald darauf von Gießen nach Karlsruhe, wo er während eines Jahres in anregendem Verkehr mit Redtenbacher, dem Meister des Maschinenbaues, seinen Studien oblag. Dieser Aufenthalt in Karlsruhe wurde für seinen weiteren Lebensgang von der entscheidendsten Bedeutung, denn kaum war er im Herbst 1851 nach Gießen zurückgekehrt, als er von Karlsruhe den Ruf erhielt, an Stelle des ausscheidenden Professors Guido Schreiber (vgl. Bad. Biogr. II, 280 f.) das Lehramt für Darstellende Geometrie am Polytechnikum zu übernehmen. Im Januar 1852 eröffnete er seine Vorlesungen in Karlsruhe und im Juli desselben Jahres wurde er als ordentlicher Professor endgültig an der Polytechnischen Schule angestellt. Außer dem genannten Hauptfach versah er anfangs noch den Unterricht in praktischer Geometrie, später in graphischer Statik. Vierundvierzig Jahre lang wirkte er an der Technischen Hochschule und entfaltete eine reiche und vielseitige Tätigkeit. Als Lehrer erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit; denn was der strebsame Studierende vor allem schätzt, persönliches und individuelles Bemühen des Lehrers, das fand er bei Wiener in reichem Maße. Stets widmete dieser den Fragenden freundliche Teilnahme, Ge-

duld den Schwachen, um für die an sich schwierige Disziplin womöglich volles Verständnis zu erreichen. — Wiener war Mathematiker, Physiker und Philosoph. Als Mathematiker verfolgte er das Ziel der Erkenntnis mathematischer Wahrheiten durch unmittelbare Anschauung. Das Hauptwerk in seinem besonderen Fache bildete das „Lehrbuch der Darstellenden Geometrie“ (2 Bände, Leipzig 1884 und 1887), in das er die Ergebnisse mehr als dreißigjähriger Forschungen und Erfahrungen niedergelegt hat. Schon in den Grundaufgaben beweist er sich als Meister, indem er ihre Lösung auf eine einheitliche Methode zurückführt (durch vielseitige Verwertung der Hauptlinien einer Ebene), und auch weiterhin zeigt er die gleiche Sorgfalt bei einfacheren Aufgaben, um die bisher erreichte Vereinfachung noch zu überbieten, wie auch bei schwierigen Aufgaben, um Lösungen zu finden, die für den Zeichner möglichst bequem ausführbar sind. Als Beleg hierfür sei einerseits seine „Methode der zwei parallelen Spur- und Projektionsebenen“, andererseits eine Konstruktion der Schnittkurve zweier Flächen zweiter Ordnung mittelst eines festen Kegelschnitts erwähnt. Mit einem erstaunlichen Anschauungsvermögen begabt, suchte Wiener auch anderen die Anschauung geometrischer Gestalten durch Modelle zu vermitteln. Von diesen Bestrebungen gibt die im Besitz der Karlsruher Hochschule befindliche Sammlung geometrischer Modelle Zeugnis, von denen die wichtigsten von ihm selbst, andere auf seine Anregung von Studierenden gefertigt worden sind. — Von Wieners Arbeiten naturwissenschaftlichen Inhalts ist diejenige „über die Stärke der Bestrahlung der Erde durch die Sonne in ihren verschiedenen Breiten und Jahreszeiten“ (1876) eine wichtige Grundlage der Meteorologie geworden. Die Beleuchtungslehre fand mehrfache Bereicherung durch seine Untersuchungen, und er scheute sich nicht, den Weg der Beobachtung zu beschreiten, wenn die Hülfsmittel der Geometrie nicht ausreichten, so bei den „Untersuchungen über die Reflexwirkung farbiger Flächen in Malerateliers“, ferner bei den Arbeiten „Die Zerstreuung des Lichtes durch matte Oberflächen“ und „Die Empfindungseinheit zum Messen der Empfindungsstärke“. Auf diesem Boden entstand auch sein letztes Werk über „Die Helligkeit des klaren Himmels und die Beleuchtung durch Sonne, Himmel und Rückstrahlung“. Er hatte durch eigene Beobachtungen die Unrichtigkeit der bisherigen Theorien darüber erkannt, und so schritt er in diesem Werke zu der großen und schwierigen Aufgabe, auf Grundlage der neuesten physikalischen Ergebnisse die Verteilung der Helligkeit am Himmel theoretisch abzuleiten. Auch hier

wurden die größten Schwierigkeiten, die sich bei den Integrationen ergaben, durch geometrische Methoden überwunden. Zehn Jahre arbeitete er an diesem Werke und führte es noch während seiner letzten Krankheit mit unbeugsamer Willenskraft zu Ende. Seine Drucklegung hat er nicht mehr erlebt. Rein physikalischen Inhalts ist eine kleine, äußerst scharfsinnige Abhandlung aus dem Jahre 1863 über die „Erklärung des atomistischen Wesens des tropfbarflüssigen Körperzustandes und Bestätigung desselben durch die sogenannten Molekularbewegungen". — Seine vielseitige und harmonische Beanlagung führte Wiener schon frühe dazu, über den letzten Grund der Dinge nachzudenken und man findet schon in seiner ungedruckten Habilitationsrede vom 6. Januar 1851 in kurzen Sätzen sein später ausgeführtes philosophisches Programm angedeutet. Durchdrungen von der festen Überzeugung, daß die Vorgänge der Welt in ihrem ursächlichen Zusammenhang nur auf dem Wege der Beobachtung, wie sie die exakte naturwissenschaftliche Methode lehrt, erkannt werden können, wandte er, unbeirrt von den überlieferten Lehrmeinungen der zünftigen Philosophie, in einem großen 1863 erschienenen Werke „Die Grundzüge der Weltordnung" (2. Ausgabe in 2 Bänden 1869, Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. I. Atomenlehre. II. Die geistige Welt und Wesen und Ursprung der Dinge) die naturwissenschaftliche Denkweise auch auf die Erforschung des Geistes an und baute so eine einheitliche Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage auf. Und so sehr war er von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges überzeugt, daß er auch in späteren Aufsätzen über „Die ersten Erkenntnissätze" (1874), über „Die Begründung der Sittenlehre" (1879) und über „Die Freiheit des Willens" (1891) immer neue Beweisgründe für seine Meinung beizubringen wußte. — Durch das Vertrauen seiner Kollegen wurde Wiener dreimal zum Direktor der Technischen Hochschule berufen, zuletzt im Jahre des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Großherzog Friedrichs. Auch an den praktischen Aufgaben der Schulverwaltung hatte er als Gewerbeschulvisitator Gelegenheit tätig mitzuwirken, als Mitglied des Gewerbeschulrats und als außerordentliches Mitglied des Oberschulrats. Die Bestrebungen, welche auf eine zeitgemäße Umgestaltung des Unterrichts an den Mittelschulen gerichtet waren, fanden durch ihn eifrige Förderung. Über vier Jahrzehnte lang war Wiener ferner ein tätiges Mitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins, dessen Leitung er nach dem Hingang Grashofs (vgl. oben S. 215—219) übernahm und bis zu

seiner Krankheit unermüdlich fortführte. — In seinem Hause erfreute sich Wiener eines ungetrübten Familienglückes. Er war zweimal vermählt, das erste Mal mit Pauline Hausrath, der Tochter des Hofdiakonus August Hausrath (vgl. Bad. Biogr. I, 336—340). Eine schwere Krankheit entriß ihm die Gattin nach kaum zehnjähriger beglückender Ehe, während welcher sie ihm drei Söhne geschenkt hatte. Im Jahre 1869 vermählte er sich nach vierjährigem Witwerstand zum zweiten Male mit Leopoldine v. Froben, Tochter des Geh. Rats im badischen Kriegsministerium August v. Froben, mit welcher er bis zu seinem am 31. Juli 1896 erfolgten Tode verbunden war. Aus dieser Ehe ist ein Sohn entsprossen. — (Vgl. Zur Erinnerung an Dr. Christian Wiener [Karlsruhe 1896], wo man auf S. 14—24 ein vollständiges Verzeichnis der von Wiener veröffentlichten Arbeiten findet, ferner die Nachrufe von A. Brill und L. Sohncke im Jahresbericht der deutschen Mathematikervereinigung VI, 46—69, von A. v. Braunmühl im Biographischen Jahrbuch I, 207—209, und den Artikel von Hermann Wiener in der Allgem. Deutsche Biographie 42, 790—792.) *

Eduard Winkelmann.

Der Geschichtsforscher Eduard Winkelmann wurde 1838 in Danzig geboren. Nur schwer vergegenwärtigt sich eine Generation, für die Entfernungen nichts mehr bedeuten, die Abgeschiedenheit von der großen Welt, die tiefe Stille, in der dazumal eine Stadt im deutschen Osten lebte, und ihre noch unverwischte Eigenart. Die neuesten Nachrichten brachte die Post in sechs Tagen von Berlin her; das äußere Leben lenkte nicht ab, doch um so reicher war die Enge. Hochgegiebelte Häuser mit vielen kleinscheibigen Fenstern blickten zu schmalen Straßen hinab, die man dort nach guter Väterart noch Gassen nennt. In diese hinein streckten sich steinerne „Beischläge", offene Vorplätze mit Steinbänken versehen, auf denen sich zur Feierstunde und am Sommerabend gut ausruhen ließ; anderswo lagerten sich „Vorbauten" in die Gasse hinein, Ausweitungen des Untergeschosses, die kecklich einen Teil des öffentlichen Bodens in Anspruch nahmen, ohne jede Rücksicht auf das Idol moderner Zeiten, die blindverehrte Gottheit „Verkehr". Es herrschte eine vollständige Mißachtung alles Linearen und jedweder Rechtwinkligkeit. Über den dichtgedrängten Bauten der umwallten, ummauerten, grabenumgürteten Stadt ragt die Masse der Pfarrkirche mit elf Türmen empor, von

denen der größte, unvollendete sich wie ein etwas plumper Riese zum Himmel streckt. Daneben spitze, zierliche Türme von Kirchen und Rathaus; von einzelnen lassen zu jeder Stunde schöne Glockenspiele ihre fromme Weise in die Stimmen emsigen Kleingetriebes und ansehnlichen Handelswesens hineintönen. Die Mottlau und weiter draußen die Weichsel sind voll von Segelschiffen, vom stattlichen englischen Dreimaster bis zum gebogenen holländischen Kutter, die Güter für das vormalige Königreich Polen bringen und dessen Getreide und Holz nach den West- und Nordländern führen wollen, denn noch ist der Hafen an der Weichselmündung der Aus- und Einfuhrort für das mittlere und obere Stromgebiet. Dessen, in einer Art Urzustand befindliche Bewohner, im städtischen Jargon „Flissaken“ genannt, durchziehen, nur mit grobem Hemd und leichtgegürtetem Obergewand bekleidet, einen breitrandigen Basthut auf dem struppigen Kopf, oft in Scharen beim Klang einer Fiedel die Stadt; sie haben das Holz der polnischen Wälder, zu endlosen Flößen verbunden, beladen mit Getreide vom obern Flußlauf, von Bug und Narew dem Meere zugeführt. Die Stadt ist voll von merkwürdigen Bauten der Vergangenheit; überall gibt es malerische Winkel. Fassaden mit ansehnlicher Vergoldung künden den Reichtum vergangener Geschlechter und den einstigen Glanz der Hansastadt, doch wenn man in den dunkeln Hof des „Stock“ tritt, eines Gebäudes, das als Rüstkammer und Gefängnis diente, kann man droben am Giebel einen kopflosen Oberleib und eine Hand mit verrostetem Schlüsselbund erblicken, nach der Lokalsage das Schmachbild eines Danziger Marino Falieri, «decapitati pro criminibus», eines Bürgermeisters, der die Stadt dem Polenkönig ausliefern wollte. Die Pfarrkirche zu Sankt Marien ist von einem Kranz von Kapellen eingefaßt und fast von jeder geht eine düstere Legende um, doch das Gotteshaus ist auch voll von erlesenen Werken der Kunst. Von jedem der Hügel aber, die sich im Rücken der Stadt erheben, sieht man auf die nahe Ostsee hinaus und der Blick in die blaue Ferne ergänzt das reiche und schöne Bild der Nähe. Danzig hat einige erlesene Maler hervorgebracht und nicht wenige Historiker. Zwei von den neueren Geschichtschreibern des Staufergeschlechtes, Winkelmann und Fr. Wilhelm Schirrmacher, sind dort geboren. Eindrücke und Anregungen der Jugend bestimmen fast stets das Dasein, und das Wesen Winkelmanns hat das Gepräge heimatlicher Art treulich bewahrt, so weit ihn auch das Leben durch die Gebiete deutscher Kultur umhergeführt hat, so entfernt von der Stätte seiner Geburt die Hügel

sind, zu deren Füßen sein Grab sich wölbt. Die Menschen jener Stadt waren an ernste Zucht, an Knappheit und an Pflichterfüllung gewöhnt. Gerade weil man von weitem das polnische Wesen einigermaßen verspürte, war im Bürgertum die stramme, altpreußische Art allein in Ansehen und Geltung; daß die preußische Besitzergreifung erst erfolgt war, als die Greise, die man um sich sah, Jünglinge waren, das wurde nicht mehr empfunden, und die Franzosenherrschaft bildete nur noch einen Gegenstand für die Feierabenderzählungen der Alten. Freilich äußerte sich ihre Nachwirkung noch in der Dürftigkeit aller Verhältnisse, weil die Schuldverpflichtungen aus jener Periode noch arg auf dem öffentlichen Leben lasteten und die Stadt sich von dem Einfluß der langjährigen Kriege nicht recht erholen konnte. So war denn die äußerste Bescheidenheit aller Ansprüche die Regel und was dem jüngern Geschlecht als Entbehrung erscheinen würde, war dem ältern in dem ärmern Osten schon Behagen und Genuß. Daß man sich mit aller Anstrengung, mit dem Aufgebot jeder intellektuellen Kraft durchs Leben bringen müsse, daß trotz aller Schwierigkeiten Tüchtiges zu leisten nicht nur Ehre sei, sondern selbstverständliche Pflicht und daß Verachtung verdiene, wer sie nicht erfülle, dies waren Grundsätze und Empfindungen, die unausgesprochen in dieser Kleinwelt heimisch waren und aus ihr heraus lebensbestimmend wirkten. Man kann kaum von einer Religion der Pflichterfüllung reden; das Wort wäre zu hochtönend; vielmehr muß man von einem natürlichen Antrieb sprechen, geradeaus, vorwärts, dem einmal gesetzten Ziel mutvoll und unermüdlich entgegenzugehen. Der Vater Winkelmanns war ein Goldschmied; er kannte die Welt, war mit dem Felleisen durch Italien gezogen und der Sehnsucht, die dem Knaben der Blick auf Meer und Schiffen wecken mochte, werden des Vaters Schilderungen aus einer sonnenreichen Welt voll Schönheit die Richtung gegeben haben. Der tüchtige Mann schickte den begabten Sohn ins Gymnasium, aber er starb früh und Gold für sich und die Familie hatte er auf seinem Ambößchen nicht geschmiedet. Die Mutter wußte indes die Kinder unter eigenen Entbehrungen nicht nur zu ernähren, sie hatte auch den Mut, ihren Ältesten den eingeschlagenen Bildungsgang fortsetzen zu lassen und der Knabe lohnte es ihr durch seinen Fleiß; auch fing er, fast noch ein Kind, mit 14 Jahren an, für sich selbst aufzukommen, indem er jüngere Schüler unterrichtete. Sein Geschichtslehrer Theodor Hirsch wurde auf seine besondere Befähigung, auf sein historisches Interesse aufmerksam; er und ein Kaufmann haben dann durch

bescheidene Unterstützungen dem Jüngling das Studium ermöglicht und für jetzt gewährte Hirsch, der das Stadtarchiv verwaltete, dem Gymnasiasten eine große Freude und wohl auch zugleich die Gelegenheit zu einigem Erwerb, indem er ihn bei der Ordnung der Urkunden und Bände beschäftigte, die damals in üblem Zustande in einigen Zimmern des altertümlichen Rathauses aufgespeichert lagen. Der selbst, ebenfalls von seinem Geschichtslehrer, dem Nachfolger Hirschs, etwa zwölf oder vierzehn Jahre später in jene Räume eingelassen, ehrfürchtige Schauer beim ersten Anblick alter Urkunden und großmächtiger hängender Kaisersiegel empfand, fühlt auf das lebendigste die Wirkung nach, die jene Hülfstätigkeit auf den jungen Winkelmann ausüben mußte. Schlummerten in den vergilbten, schwer zu entziffernden Pergamenten und Papieren nicht viele merkwürdige Geheimnisse? Sollte es nicht gelingen, wenn man lernte, immer lernte, wenn man mit eisernem Fleiße vorwärts strebte, ihrer und noch vieler anderer Herr zu werden? Er arbeitete mit jener Hingebung, die Pflichtgefühl, ernstes Interesse und Not, eine der Jugend heilvolle Trias, in ihm wach erhielten. Raumers „Geschichte der Hohenstaufen", deren Kenntnis sein Lehrer ihm vermittelte, gab seinen historischen Neigungen eine besondere Wendung. Das Werk genoß damals höchstes Ansehen. Auch Geschichtsbücher altern, häufig um so schneller, je lebhafter ihr erster Erfolg war, doch wenn wir heute in diesem besonders stark überholten blättern, so dürfen wir mit lebendiger Genugtuung auf den seit Raumer von der Forschung zurückgelegten Weg blicken, und der Knabe, der sich damals von den Blättern nicht trennen konnte, hat später am meisten dazu getan, diese vielgepriesene Hohenstaufen-Geschichte ins Dunkel zu drängen. Mit achtzehn Jahren zog Winkelmann nach Berlin auf die Universität, mit kargen Mitteln, doch voll unendlichen Eifers. Schon nach anderthalb Semestern konnte er Ranke, dessen Kolleg ihn zumeist anzog, eine Seminararbeit über Kaiser Friedrich II. vorlegen, der der Held seiner Jugendträume, der Gegenstand steter Forschung seines Mannesalters war, und bei dem noch die Gedanken des Sterbenden weilen sollten. Der Meister fand die Leistung seines Beifalls würdig und ein Lob von Ranke adelt. Zwei Jahre blieb der junge Historiker in Berlin, dann zog ihn der Ruf, den Georg Waitz als Methodiker der Forschung genoß, nach Göttingen. Nach zwei Semestern kehrte er zur preußischen Hauptstadt zurück; für seinen Sinn war es bezeichnend, daß er sich gerade dort mit dem Doktortitel schmücken wollte, wo das Examen für schwieriger galt als an andern Universitäten. Er

bestand es trefflich und seine noch heute oft zitierte Dissertation «De regni Siculi administratione» fand von neuem bei Ranke eine sehr günstige Beurteilung. Seine Verhältnisse hatten ihm den Erwerb der akademischen Ehren nicht eben leicht gemacht; wie sein Sohn in dem Lebensabriß der „Allgemeinen Deutschen Bibliographie“ berichtet, bestand das Mittagsmahl des sich auf die Prüfung Vorbereitenden manchmal aus zwei recht frugalen Gängen: einem Dreipfennigbrötchen und zwei kalten Eiern. Nach kurzer Tätigkeit für die «Monumenta Germaniae», die ihm Gelegenheit gab, daneben das Oberlehrerexamen zu bestehen, nahm er um des Erwerbes willen, doch auch in dem Bewußtsein einer starken pädagogischen Beanlagung, eine Stelle an der Ritterschule zu Reval an. Das Schicksal führte ihn gut, denn er lernte dort die Tochter eines Kollegen kennen, die er bald als Gattin heimführte. Die Treffliche hat ihm ein Leben lang mit treuer Hingebung zur Seite gestanden, hat manche Not freudig mit ihm getragen, das Glück der Erfolge und der Anerkennung ihm verdoppelt, ihm eine Schar blühender Kinder geschenkt; sie hat den Siechen in mutiger Hingebung trübe Jahre hindurch gepflegt, und ihm mit liebender Hand die Augen zugedrückt, als der Erlöser Tod an sein Lager trat. In Reval vollendete Winkelmann den ersten Teil seines Werkes über Friedrich II. Als das Buch erschien, war sein Verfasser nicht älter als 25 Jahre, doch die Arbeit stellte ihn sofort in die Reihe der angesehenen Forscher. Einige Zeit vorher hatte Schirrmacher die Veröffentlichung einer Geschichte des Kaisers begonnen; gegenüber der Raumerschen bedeutete die des einen, wie die des andern Landsmanns einen unendlichen Fortschritt der Methode; die tiefe Wirkung, die Ranke und Waitz geübt, machte sich in der Schulung auch dieser Jüngern zur Kritik, zur Sauberkeit der Arbeit wohltuend bemerkbar. Beiden fehlte es dabei nicht an Schwung der Darstellung, noch an Begeisterung für ihren Stoff. Man scheint es damals allgemein gebilligt zu haben, daß der Göttinger Wedekindpreis den beiden Historikern je zur Hälfte zugesprochen ward. Es war eine Zeit, in der die politischen Verhältnisse das Interesse für die glanzvollen Kaisergestalten des Stauferhauses lebhaft förderten; eben verhallte der letzte Nachklang universeller Macht des mittelalterlichen Imperiums, da die österreichische Herrschaft über Italien teils schon an den neuen Nationalstaat verloren war, teils als ein letzter Rest nur noch mühsam aufrecht erhalten wurde. In Deutschland lebte die Sehnsucht nach der Vereinigung der getrennten Stämme, nach der Wiederbelebung des Reiches tief in den Gemütern. Wie Winkelmann den

zweiten Friedrich zu seinem Helden erkoren hatte, so veröffentlichte Theodor Toeche bald darauf die Geschichte Heinrichs des Sechsten. Er war ein Ranke-Schüler, wie der etwa gleichalterige Freund; die letzte Zeit der Berliner Studien Winkelmanns hatte die von gleichen Interessen Erfüllten zu schönem Bunde vereint, der über das Grab des Einen fortdauert, obwohl Dr. Toeche der wissenschaftlichen Tätigkeit entsagend, als Nachfolger seines Großvaters an die Spitze eines der vornehmsten deutschen Verlagshäuser trat. Die Firma Mittler veröffentlichte Winkelmanns „Friedrich" in der ersten Bearbeitung, und von der zweiten ist der erste Band Theodor Toeche zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Firma Mittler (1889) zugeeignet. Winkelmann selbst ist mit jener Jugendarbeit, die ihm Ansehen geschaffen und einen Namen gemacht hat, später nicht mehr zufrieden gewesen. Er hatte recht; nicht nur weil seither eine unendliche Fülle neuer archivalischer Materialien zutage getreten ist, wozu sein Fleiß, sein Forscherauge und Finderglück am meisten mitgewirkt hatten, sondern noch aus anderm Grunde. Die Geschichte des letzten Staufischen Kaisers, mit dem die des italienischen Mittelalters abschließt, läßt sich nicht ohne tiefe Kenntnis der Verhältnisse des südlichen Landes gültig gestalten, nicht ohne genaues Eindringen in höchst verwickelte Städtekämpfe und Parteiungen der einzelnen Kommunen, nicht ohne lebendige Auffassung sizilischen und apulischen Wesens, nicht einmal ohne starke Beschäftigung mit arabischer Philosophie und Literatur, mit mittelalterlicher Mathematik, Astronomie und ihrer Bastardschwester, der Kunst der Sterndeutung. Aus diesen entlegenen Quellen sog der Geist des „Kindes von Sizilien" seine Nahrung; Friedrich war in der Tat ein Kind dieser Insel; Deutscher war er nicht, und von den 56 Jahren seines Lebens hat er nur 10 in Deutschland, den Rest, die kurze orientalische Episode abgerechnet, in Italien und Sizilien zugebracht. Ohne den Freiheitsdrang italienischer Bürgerschaften hätte ihn Innozenz nicht niederzuzwingen vermocht und so ist des Staufers Glück und Ende nicht zu verstehen, wenn man seine Geschicke nur oder wenn man sie hauptsächlich von Norden her betrachtet. Winkelmann empfand den Mangel, zumal als er Palermo mit eigenen Augen sah, das seinem Geist von Jugend an so vertraut war; gerade da fühlte er die Kluft, die intellektuelle Vorstellung von sinnlicher Anschauung trennt. Er hatte Italien, wenn auch nur auf kürzeren, von Forschungsarbeiten erfüllten Reisen kennen gelernt, als er zur völligen Umarbeitung seines Werkes schritt, deren erster Teil 26 Jahre nach der Veröffentlichung der Jugend-

arbeit in der Reihe der von der Münchener Historischen Kommission herausgegebenen Kaisergeschichten erschien. Die für diese ein für allemal bestimmte Form der Jahrbücher tut der freien Bewegung des Geschichtschreibers starken Zwang an; je reicher, je verzweigter und feiner gegliedert mit vorschreitender Zeit die Verhältnisse werden, um so weniger läßt sich ihre Darstellung in das Prokrustesbett des chronologischen Schemas zwängen. Auch für eine zusammenfassende Würdigung der Persönlichkeit verschränkt solche Verteilung des Stoffes auf Jahre die Gelegenheit, und doch ist diese zum Verständnis des Handelns und der Unterlassungen Friedrichs unerläßlich, denn sein Wesen ist zu kompliziert, als daß das eine und die andern sich begreifen lassen, ohne daß dem Betrachtenden zu jeder Zeit der ganze Mensch vor der Seele steht. Niemand kann an ihm die tiefen Schatten übersehen, neben dem faszinierenden Glanz, der von ihm ausgeht, niemand vermag sich mit Friedrich zu befassen, ohne in dunkle Abgrunde zu blicken, doch war Winkelmann vielleicht in seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Gerechtigkeitsstreben etwas zu sehr geneigt, der eignen Jugendbegeisterung zu mißtrauen, schärfer zu urteilen, kühler darzustellen, als einer, der nicht schon im Knabenalter in dem Sohne Heinrichs und der sizilischen Konstanza seinen Helden verehrt hätte. Trotzdem bleibt das Werk, so weit es in der neuen Gestalt geführt ist, wohl auf lange Zeit hinaus in allem Wesentlichen grundlegend, mag sich hie und da eine andere Auffassung begründen, oder durch Aufschluß neuer Quellen sich eine Ergänzung bieten lassen. Unser Wissen von der Reichs- und Kaisergeschichte während dieser Periode steht auf dem Boden, den Winkelmann in mühseliger, höchst erfolgreicher Lebensarbeit geschaffen hat. Wenn nachmals andre über sein Werk und Wirken hinausgelangen sollten, haben sie es gerade ihm zu danken. Nach dreijähriger Lehrtätigkeit an der Revaler Ritterschule habilitierte sich der noch junge Gelehrte in Dorpat als Privatdozent. Er gedachte in jenem entlegenen Winkel deutscher Kultur sein Dasein zu verbringen, da ihm die Heimat keine Aussichten zu bieten schien, und er wurde Untertan des Zaren. Die «Bibliotheca Livoniae historica», in ihrer zweiten verbesserten Gestalt ein unerläßliches Hülfsmittel für geschichtliche, auf jenes Gebiet bezügliche Studien, wurde damals begonnen und manche Arbeiten widmete er der Vergangenheit der russischen Ostseegebiete. Doch empfand er es wie eine Erlösung aus dem Exil, als die Berufung zum ordentlichen Professor der Universität Bern ihn wieder in die Bereiche des eigentlichen deutschen Geisteslebens

zurückführte. Auch bildete die Tätigkeit in der schweizerischen Bundesstadt nur eine vierjährige Episode seines Daseins; 1873 wurde er als Wattenbachs Nachfolger nach Heidelberg berufen, wo er als akademischer Lehrer und Forscher bis zu seinem frühen Tode am 10. Februar 1896 eine überaus fruchtbare Tätigkeit entfaltete. Die Historische Kommission der Münchener Akademie hatte schon dem Dorpater Privatdozenten aufgetragen, die Geschichte der Gegner Philipp von Schwaben und des Welfen Otto IV. zu schreiben; sie erschien 1872 bis 1878 in zwei Bänden und kann als ein Muster scharfer, sachlicher Darstellung und sicherer Bewältigung vieler früher vorhandenen Unklarheiten in Einzelfragen gelten. Auch wird für diesen Stoff der chronologische Faden nicht zur einengenden Schlinge, sondern er bildet die Schnur, auf der sich die Ereignisse zwanglos aneinanderreihen lassen. Wir versagen es uns die zahlreichen, meist sehr wichtigen kleineren Aufsätze anzuführen, in denen zum Teil bei geringem Umfange große Forscherarbeit enthalten ist, wie in dem über die Belagerung Viterbos durch Friedrich II. 1243, in der Sammlung der 1886 dem Andenken von Waitz gewidmeten Einzelschriften, oder in dem über die Gold-Augustalen des Kaisers im 15. Bande der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Doch begrenzte sich die Tätigkeit des Unermüdlichen nicht auf die staufische Periode; in der Onckenschen Sammlung erschien 1883 eine „Geschichte der Angelsachsen bis zum Tode König Alfreds", die auf weniger als 200 Seiten in einer Vortragsart, die den schwierigen Stoff auch dem größern Publikum zugänglich macht, die Eroberung und Beherrschung Britanniens durch die von nördlich der Elbe hingewanderten Germanenstämme schildert; es handelt sich nicht um eine Darstellung aus zweiter Hand, sondern um eine auf eigener Durchforschung der Quellen beruhende, ohne daß freilich der wissenschaftliche Apparat sichtbar wird. Eine schöne Anerkennung der Leistung drückt sich darin aus, daß das deutsche Buch über angelsächsische Geschichte 1888 in Mailand in italienischer Übersetzung veröffentlicht wurde. Grundlegend für die Erforschung des Zeitalters der Staufer nach Heinrich dem Sechsten, sowie für die der Periode des Interregnums, sind ein großes Urkunden- und ein größeres Regestenwerk, das eine ausschließlich von Winkelmann herrührend, das andere ein Teil der gewaltigen Böhmerschen Regesta Imperii. Das erstere, 1880 und 1885 unter dem Titel «Acta Imperii inedita» erschienen, enthält in zwei Bänden nicht weniger als 2253 zuvor ungedruckte oder an kaum zugänglicher Stelle ver-

öffentlichte Urkunden der Könige und Kaiser von Philipp von Schwaben bis hinab zu Karl IV. und Wenzel, sowie von Dokumenten des 13. und 14. Jahrhunderts, die sich auf Angelegenheiten des Reiches beziehen. Register von solcher Sorgfalt, daß sie für alle derartige Publikationen als Muster dienen können, erleichtern die Verwertung des disparaten Stoffes. Eine Ziffer mag ein Bild von den Mühen gewähren, deren Ergebnis die beiden Bände sind: die Urkunden stammen aus 160 Archiven Italiens, Frankreichs, Deutschlands und 74 dieser Archive hat der Herausgeber der «Acta» für seine Zwecke selbst durchforscht. Doch ist aller darauf gewandte Fleiß gering im Vergleiche zu dem, den Winkelmann und Julius Ficker in Innsbruck auf die Regesta Imperii von 1198 bis 1272 gewandt haben. Der erste Teil der Neubearbeitung dieser Regesten Böhmers, die Urkunden Philipps von Schwaben, Ottos, Friedrichs II., der Staufischen Epigonen und der Gegenkönige, sowie die Hauptereignisse ihres Daseins betreffend, rührt ganz von Ficker her; er bot die verhältnismäßig leichtere Aufgabe. Der zweite enthält die Regesten der auf die Reichsgeschichte bezüglichen Papsturkunden, solche über die Wirksamkeit der Legaten und die sogenannten „Reichssachen". Auch für diesen Abschnitt hatte der Innsbrucker Gelehrte bereits vieles vorgearbeitet, als Winkelmann die Fortführung übernahm, aber was noch zu tun blieb, hätte die stärkste Arbeitskraft zu ermüden vermocht. Der Band mag etwa 14 000 Auszüge aus Urkunden, Annalen, Rechnungsbüchern ꝛc. enthalten und für einen großen Teil der einzelnen Notizen war die Kleinarbeit kritischer Erwägungen oder der chronologischen Einordnung zu leisten. Nur wer jahrelang ein solches Werk täglich benutzt hat, wer auch wohl hie und da im einzelnen etwas zu ergänzen oder zu berichtigen fand, weiß ganz zu würdigen, welche Hingabe, welcher Karthäuserfleiß daran gewendet ist, und welche solide Grundlage es für die Erforschung wichtiger und dramatisch bewegter sieben oder acht Jahrzehnte deutscher und italienischer Geschichte gewährt. Auch den allerletzten Abschluß dieses Werkes hat Winkelmann nicht erlebt, doch waren nur noch die Register hinzuzufügen, die, von Franz Wilhelm getreulich besorgt, 1901 erschienen. Vier Jahre zuvor hatte Alfred Winkelmann den zweiten Teil der Neubearbeitung des „Friedrich II." herausgegeben, soweit bei des Vaters Tode die Handschrift vollendet war. Das Werk reicht nur bis 1233; die Ereignisse der letzten schicksalsreichen 17 Herrscherjahre „seines" Kaisers zu berichten, war Winkelmann nicht mehr vergönnt, doch in den von Böhmer

geschaffenen, von Ficker und ihm neu bearbeiteten Regesten schlummert das Material, aus dem wohl dereinst Friedrichs Jahre des Glanzes, wie seine und seiner Epigonen tragische Schicksale erneut zu lebensvoller, treuer und plastischer Darstellung gelangen. Andere werden die Ernte zur Scheuer führen, doch dies ist Bestimmung und Ehre wissenschaftlicher Arbeit: nicht engen Sinnes für eigene Zwecke zu schaffen, sondern ins Feld des Geistes mit weitem Wurfe die Saat der Zukunft zu streuen. Obwohl auch des fleißigsten Mannes Kräfte von solchen Leistungen und von der mit peinlicher Gewissenhaftigkeit betriebenen akademischen Lehrtätigkeit hätten erschöpft werden können, hat Winkelmann daneben der Geschichte seiner badischen Adoptivheimat lebendiges Interesse entgegengebracht und in Gemeinschaft mit anderen verdienten Männern ihre systematische Durchforschung organisiert. Als 1883 die Badische Historische Kommission ins Leben trat, wurde er von dem wohlwollenden Fürsten, der sie begründete, an ihre Spitze gestellt. In ungetrübtem Einvernehmen mit ihrem ständigen Sekretär, Fr. von Weech in Karlsruhe, hat er ihre Geschäfte geleitet, bis schweres Siechtum ihn Jahre vor seinem Tode zwang, immer mehr von denselben auf die kräftigeren Schultern des Genossen abzubürden. Die Herausgabe der politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden, die Bernhard Erdmannsdörffer übernahm, ward von ihm angeregt; die Bearbeitung der Regesten der Pfalzgrafen vom Rhein bis auf König Ruprecht wurde unter seiner Oberleitung von A. Koch und J. Wille ausgeführt und Schultes „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien", von der Kommission herausgegeben, entstand auf Grund eines von ihm 1890 dieser Körperschaft unterbreiteten Antrages. Er gehörte dem Redaktionsausschuß der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins" an, seit diese von der Historischen Kommission übernommen wurde; an der Durchforschung und Ordnung der Archive der pfälzischen und fränkischen Landesteile Badens beteiligte er sich durch eine Oberaufsicht über die Leistungen der von der Kommission eingesetzten Pfleger. Gelegentlich des Jubiläums der Heidelberger Universität übernahm er zwar nicht die eigentliche Zusammenstellung des Urkundenbuches dieses alten Studium generale, wohl aber die Leitung der Arbeiten. Von dem akademischen Lehrer Winkelmann empfingen diejenigen seiner Schüler, denen es um die Wissenschaft ernst war, unendliche Anregung. Sein Vortrag war weder blendend, noch riß er durch Pathos fort; es war wohl eine gewisse Reife erforderlich, um durch diesen Mann innerlichst

gefesselt zu werden, dem die Pose fremd, der Prunk verhaßt war, der die Kunstgriffe der Rhetorik verschmähte, und der durchaus nicht versuchte, seinen Perioden eine schöne Rundung zu verleihen. So national er empfand, tönende vaterländische Worte, durch die man die Jugend der Hörsäle leicht entflammt, hielt er seinen Vorträgen fern. Er war durchaus Lehrer, wissenschaftlicher Erzieher; daß er vom Katheder der Lateinschule her den Weg zu dem der Universität genommen, gab ihm die Fähigkeit und die Geduld, sich dem Verständnis der Jünglinge anzupassen; er, der Forscher, suchte sie stufenweis zur Ergründung der Wahrheit heranzubilden, sie mit den Mitteln zu selbständiger Forschung vertraut zu machen, sie zu eigenem Urteil zu erziehen. Auf korrekte Form der Darstellung legte er hohen, auf Glanz des Ausdrucks nicht den mindesten Wert. Auch war er ein vollständiger Gegner des Wortes, das Goethe den Prometheus sprechen läßt: „Des tätigen Manns Behagen sei Parteilichkeit!" Er übte Unparteilichkeit in seinen Vorträgen, in seinen Werken, er verlangte sie von seinen Schülern in Seminararbeiten, in Dissertationen. In seinen Kollegien empfing man kein geistiges Naschwerk, noch stimulierenden Trunk, sondern nahrhafte Kost fürs wissenschaftliche Leben; in seinen Übungen, denen sich der paläographisch-diplomatische Unterricht hinzugesellte, konnte er gegen die Teilnamlosen, Unfleißigen recht herbe werden und er ließ sie fühlen, daß er ihre Anwesenheit als Störung für sich und die andern empfand. Auch mutete er, der gewillt war, des Tages Stunden auszunützen, der Jugend zu, Sommers um 7 Uhr früh im Kolleg zu sitzen, was solchen, die fanden, daß die Nacht nicht zur Einsamkeit geschaffen sei, recht störend war. Es war mithin nicht sehr bequem, sein Schüler zu sein, und nicht ganz leicht, seine Zufriedenheit zu erwerben. Wo er aber Ernst und Eifer, wo er sachliches Interesse gewahrte, trat er dem Strebenden fördernd, wohlwollend zur Seite. Als Nachfolger Wattenbachs lag ihm die Pflege der Paläographie und Diplomatik ob; er selbst war, wie wir sahen, schon als Knabe zu praktischer Beschäftigung mit Urkunden gelangt und er hatte sich zu einem Meister auf jenen Gebieten entwickelt, doch behandelte er die schwierige Materie nie als Selbstzweck, sondern als das, was sie sein muß, als Mittel der Forschung. Mit Chronologie, Numismatik, mit Sphragistik, mit allen Hülfswissenschaften der Historie hat er sich eifrig befaßt und ausgezeichnete Vorträge über Enzyklopädie der Geschichtswissenschaft, die er mit solchen über Historiographie zu vereinigen pflegte, übermittelten seine reichen Kenntnisse den

jugendlichen Hörern. Sein Kolleg über Geschichte des Mittelalters gewährte den klarsten Überblick über die verschlungenen, sich in unendliche Einzelheiten zerfasernden Ereignisse der von ihm behandelten Jahrhunderte; auch verweilte er nicht mit einseitiger Vorliebe bei Perioden und Persönlichkeiten, denen er sein besonderes Interesse zuwandte; ihm war universelle Ausbildung seiner Schüler leitender Zweck. So ergänzte er den akademischen Unterricht in mittelalterlicher Historie durch ausgezeichnete Vorlesungen über Verfassungsgeschichte, von denen auf Grund seiner Hefte Professor Alfred Winkelmann, sein Sohn, einen Auszug herausgegeben hat, der der studierenden Jugend vorzügliche Dienste zu leisten vermag. Die Verwaltungs- und Verfassungsverhältnisse von Frankreich, Italien, England und der Schweiz wurden eingehend behandelt, doch bildete das Deutsche Reich den Angelpunkt der Darstellung, die von der Zeit vor der Völkerwanderung bis zu der des Westfälischen Friedens herab geführt wurde, und die eine Fülle tiefdringender Kenntnisse in sich barg. Wie frei von Einseitigkeit dieser Erforscher der spätern Stauferzeit war, davon legte sein schönes Kolleg über drei Lustren neuerer Geschichte, über die Jahre, die auf den Wiener Kongreß folgten, Zeugnis ab. Ein später Nachhall philhellenischer Begeisterung klang bei aller Objektivität aus der Schilderung des griechischen Freiheitskampfes, zumal aus jener der Heldentaten von Missolunghi. Man hat von der Schwunglosigkeit der Vortragsart Winkelmanns gesprochen; er verzichtete freilich auf die Theaterwirkungen des Katheders, doch ging oft genug tiefe Ergriffenheit von ihm auf diejenigen seiner Hörer über, die das Schicksal mit feinern Organen des Empfindens ausgestattet hatte, und gerade in diesem Kolleg wirkte manches, wie die Mitteilung von Selbsterlebtem, so neben jener Darstellung der Erhebung eines Volkes von Seeräubern und begeisterten Helden, Abenteurern und Glaubensstreitern wider den siechen Islam, die der schwülen Zeit, die dem erlösenden Pariser Juligewitter voranging. — Versuchen wir das Andenken des ausgezeichneten Mannes in ein zusammenfassendes Wort zu bannen, so kann es nur dieses sein, daß sich in ihm die Tüchtigkeit und das Gefühl der Pflicht verkörperten. Wie er tödlich krank sich im Rollstuhle zum Hörsaal fahren ließ, wie erst das äußerste Leiden seinem unermüdlichen Forscherfleiß ein Ziel setzte, wie er jedes Kleine der wissenschaftlichen Arbeit als ein Wichtiges behandelte und dennoch das Geringfügige großen Gesichtspunkten unterordnete, nicht ein Antiquar, sondern ein rechter, gewissenhafter Ergründer der Vergangenheit, so bot er das

Bild hingebenden Gelehrtenfleißes und der treuen Berufserfüllung des akademischen Lehrers. In ihm personifizierte sich deutsches Wesen von stark nordöstlichem Gepräge. Schmucklos und ernst, kernhaft und von tiefer Innerlichkeit, gewissenhaft und männlich im Leiden bis ans Ende.

Robert Davidsohn.

Carl Winter.

Am 12. November 1901 starb in Heidelberg Verlagsbuchhändler J. L. Carl Winter. Er war am 16. Mai 1836 daselbst als ältester Sohn des Buchhändlers Carl Winter geboren. Die Familie Winter kam im Jahr 1815 nach Heidelberg, als der spätere Bürgermeister Christian Friedrich Winter an die Stelle seines aus der Verlagsfirma Mohr & Zimmer ausscheidenden Freundes Zimmer trat. Seitdem hat der Name Winter sich im deutschen Buchhandel eine angesehene Stellung erworben und bis heute erhalten. Der Verstorbene J. L. Carl Winter war eine Zierde seines Standes, er blieb in seiner Geschäftsführung stets den idealen Aufgaben seines Berufes eingedenk. Er hatte es sich zum Prinzip gemacht, nur Bücher zu verlegen, welche seinen christlichen und politisch konservativen Anschauungen entsprechen konnten. Der deutsche Buchhandel hat ihn in eine Reihe Ehrenstellen berufen, noch bis zu seinem Tode gehörte er dem Vorstand des Süddeutschen Buchhändlervereins und der Sachverständigenkommission für Baden, Württemberg und Hessen an. Er hat geschäftliche Erfolge durch Fleiß und Begabung errungen, war aber auch immer bereit, für eine gute Sache Opfer zu bringen. Diese Opferwilligkeit war eine seiner hervorragendsten Charaktereigenschaften, er hat sie wie wenige für seine politische und religiöse Überzeugung betätigt. Eine für alles Schöne, für Kunst, Dichtung und Musik empfängliche Natur hat er stets überall seine charaktervolle Entschiedenheit zu wahren verstanden, ohne einseitig zu sein. Fernerstehende hielten ihn oft für schroff und doch hat er in seltener Weise edle Geselligkeit zu pflegen verstanden. In einem der Nachrufe (Akadem. Blätter XVI, 17) heißt es mit Recht: „Als echter Christ und deutscher Mann verband er mit dem Ernst unwandelbarer Grundsätze einen heiteren Sinn und frischen Humor, so daß er auch im Kreise der Fröhlichen ein Fröhlicher sein konnte“. Seine Gattin war eine Tochter des bekannten Freiburger Fabrikanten Carl Mez.

Sie ist ihm schon im Jahr 1888 im Tod vorausgegangen. Mit besonderer Liebe hing Carl Winter an den Anstalten, deren Gründer oder Förderer er gewesen. In erster Linie sind hier die evangelische Kapelle und das Diakonissenhaus in Heidelberg zu nennen. Die Organisation der Kleinkinderschulen und Herberge zur Heimat in Heidelberg, die Idiotenanstalt in Mosbach, das Pilgerhaus in Weinheim haben sein Leben lang seine mit Rat und Tat stets hülfsbereite Hand ergreifen dürfen. Er hatte wenig Worte über diese Dinge andern gegenüber, aber um so mehr Taten. Echte Vornehmheit der Gesinnung war eines der Ziele, das er in seinem Leben zu erfüllen mit eiserner Selbstüberwindung erstrebt hat. Er war, wie ein Freund in der Badischen Post zu seinem Gedächtnis schrieb: „voll tatkräftigen Gemeinsinns, offen und klar nach unten wie nach oben, mit offenem Auge, offenem Herzen und offener Hand, furchtlos und treu, treu seinem Gott, treu seinem Fürsten, treu seinem Nächsten und seinem Volk". *

Heinrich August Wittmer

wurde am 24. August 1847 in Eppingen geboren als Sohn des Posthalters und nachmaligen Landtagsabgeordneten Wittmer daselbst. Wittmer wurde vom Vater zur Übernahme des elterlichen Geschäftes bestimmt und darnach seine Erziehung und Ausbildung geleitet. Die erste erweiterte Schulbildung erwarb er sich auf der Lateinschule seiner Vaterstadt und ergänzte seine Ausbildung zugleich durch umfangreichen Privatunterricht. In den Jahren 1862—64 besuchte er mit großem Eifer die Postschule des Polytechnikums zu Karlsruhe und später zur Erlernung der französischen Sprache Lehranstalten in Nancy und Dijon. Als Reserveoffizier des 1. Badischen Leibgrenadierregiments nahm Wittmer am deutsch-französischen Kriege Anteil. Im Jahre 1872 übernahm er das väterliche Geschäft, das mittlerweile infolge des Übergangs der badischen Postverwaltung an das Reich insofern eine Veränderung erlitt, als auch die Leitung der örtlichen Postverwaltung an Postberufsbeamte überging. Sein Wirken und Arbeiten konnte Wittmer, seiner Neigung entsprechend, nun vorwiegend der Landwirtschaft widmen; ein lebhaft entwickelter Gemeinsinn führte ihn aber bald in das öffentliche Leben, dem er ein gutes Teil seiner Zeit und Kraft in der Folge widmete. Seine Tätigkeit galt auch hier vorwiegend der Landwirtschaft, deren Fortent-

wicklung und Hebung ihm eine ernste Sorge war. Als Mitglied des badischen und des deutschen Landwirtschaftsrates, als Kreisausschußmitglied, als Landtagsabgeordneter — er gehörte 13 Jahre bis zu seinem Tode dem badischen Landtage an — war ihm vollauf Gelegenheit gegeben, für die landwirtschaftlichen Interessen seiner engeren und weiteren Heimat erfolgreich einzutreten, wobei er stets agrarischen Grundsätzen huldigte, unbeschadet der Betätigung liberaler politischer Anschauungen. Der Freimut und die Unerschrockenheit, mit denen er seine wirtschaftlichen und politischen Anschauungen ohne Rücksicht auf Tagesströmungen vertrat und seine ganze Persönlichkeit einsetzte, verschafften ihm in den weitesten Kreisen der Landwirtschaft große Anerkennung; sie trugen ihm auch die Achtung der politischen Gegner ein. In seiner engeren Heimat, wo Wittmer auch der Gründer der ersten Getreideabsatzgenossenschaft in Baden wurde, war er ein vielgesuchter Berater seiner Mitbürger, die ihm bei seiner anspruchslosen Art ein großes Vertrauen entgegenbrachten; auch in seiner Stellung als Direktor des Vorschußvereins Eppingen vermochte er bei seiner genauen Kenntnis der Kreditverhältnisse eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten. Nicht minder wertvoll war seine Arbeit in patriotischer Hinsicht als langjähriger Vorsitzender des Militärvereinsverbandes Eppingen (Oberelsenzgau). Von seinem Fürsten wurde er für seine ersprießliche Tätigkeit durch Ordensauszeichnungen wiederholt geehrt. Am 29. Oktober 1896 starb Wittmer an den Folgen einer Blutvergiftung unerwartet schnell im 50. Lebensjahre. Mit ihm sank ein Mann und Bürger ins frühe Grab, der opferbereit sich dem öffentlichen Wohle widmete und dem zumal in den Kreisen seiner Landwirtschaft treibenden Volksgenossen ein treues und dankbares Angedenken gesichert ist. *

Friedrich Wörter,

katholischer Dogmatiker, Professor der Universität Freiburg, war geboren zu Offenburg am 6. Dezember 1819 als das zweitälteste unter 16 Geschwistern. Der Vater, Stephan Wörter, betrieb das Schlosserhandwerk. Vom Jahre 1832 an besuchte Wörter das Progymnasium seiner Vaterstadt und vollendete hierauf seine Gymnasialstudien am Lyceum zu Rastatt. Obgleich ein sehr aufgeweckter Kopf mit lebhafter Phantasie und von regem Temperamente hielt sich der junge Studierende doch stets in gemessenen Schranken; denn das Leben nahm ihn frühe in seine Schule

und rief einen gewissen Ernst in ihm wach, den die folgenden Studien noch wesentlich vertiefen sollten. Durch alle Schulklassen hatten Talent und Fleiß dem Gymnasiasten Wörter den ersten Platz gesichert und errangen sich seine Leistungen die ersten Preise, wiewohl er von seiner Arbeitszeit manche Stunde dem Privatunterricht in Sprachen und Musik opfern mußte. Da am Rastatter Lyceum, Jahrzehnte lang die erste humanistische Bildungsstätte Süddeutschlands, damals neben den alten Sprachen die philosophische Propädeutik mit großem Nachdrucke betrieben wurde, ward hier schon in Wörter der Zug für sprachliche und philosophische Studien geweckt und genährt. Im Jahre 1832 bezog Wörter die Universität Freiburg, wo er mit Joseph König, seinem späteren Kollegen, Joh. Bapt. Weiß, dem späteren Grazer Historiker, dem künftigen Pädagogen und Schulmanne Hermann Rolfus und dem nachmaligen Erzbistumsverweser Lothar von Kübel u. a. in ein engeres Freundschaftsverhältnis trat. Wörters Lehrer in der Theologie waren die Professoren Vogel, Adalbert Maier, Werk, Schleyer, Hirscher und Staudenmaier, von welchen die beiden letzteren den nachhaltigsten, auf das ganze Leben und die Lebensführung sich erstreckenden Einfluß ausübten, jener vorherrschend nach der theoretischen, dieser nach der praktischen Seite. Auch in Freiburg setzte Wörter wie später in Tübingen und München die philologischen und philosophischen Studien fort. In den Jahren 1844 und 1845 besuchte er die Hochschule Tübingen, wo hauptsächlich der Dogmatiker Kuhn ihn anzog, als dessen eigentlicher Schüler Wörter gelten kann. Außerdem hörte er Philologie bei Tafel und Walz, Philosophie bei dem jüngeren Fichte und dem berühmten Ästhetiker Th. von Vischer. In den vierziger Jahren zog die Münchener Universität mit ihrem auserwählten Kreise berühmter Gelehrter zahlreiche Jünger der Wissenschaft aus der Ferne an; auch Wörter zählte zu letzteren. Von Tübingen siedelte er 1845 nach München über, um hier seine akademischen Studien zu vollenden. Er hörte Vorlesungen u. a. bei Döllinger, Görres und Thiersch. Über des erstern scharfausgeprägte, an Einseitigkeit grenzende katholische Richtung wußte Wörter manche Einzelheit mitzuteilen. Im Jahre 1846 am 3. September wurde er zum Priester geweiht, worauf er kurze Zeit als Vikar in Durbach bei Offenburg wirkte, hernach als Religionslehrer an der höheren Bürgerschule zu Überlingen am Bodensee und bald darauf als solcher am Gymnasium (Lyceum) zu Freiburg, wo u. a. Staatsminister Nokk sein Schüler war. Als im Sommersemester 1853 Professor Staudenmaier erkrankte, um

nie wieder zu genesen, trat Wörter als Supplent an dessen Stelle, um dann 1855 außerordentlicher, 1860 ordentlicher Professor der Dogmatik und Apologetik zu werden, mit welchen Fächern er auch einige Jahre die theologische Enzyklopädie verband. Volle 44 Jahre gehörte Wörter als akademischer Lehrer der Freiburger theologischen Fakultät und der Hochschule an. Als der Dogmatiker Dieringer zu Bonn im Jahre 1874 seine Professur niederlegte, sollte Wörter an seine Stelle treten, doch kam die Berufung nicht zustande, weil Wörter mit Rücksicht auf die damalige unerquickliche Lage der Bonner Fakultät nicht gewillt war, dorthin überzusiedeln. Wörter erklärte, daß er aus wissenschaftlichen Gründen das Unfehlbarkeitsdogma stets, auch lange vor 1870, angenommen habe, doch habe er dessen Definierung im gegenwärtigen Augenblick nicht als der Sache der Kirche dienlich erachtet. An Ehrungen hat es dem stillen Gelehrten nicht gefehlt. Zweimal (1867/68 und 1880/81) bekleidete er das Prorektorat, öfters das Dekanat; der Großherzog schmückte 1896 den Jubelpriester mit dem Kommandeurkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen und im Jahre darauf beim Ausscheiden aus der Lehrtätigkeit mit dem Orden Bertholds I. Der Erzbischof von Freiburg hatte 1888 Wörter zum Geistlichen Rate ad honorem ernannt. Im Jahre 1896 feierte er sein 50jähriges Priesterjubiläum, um im kommenden Jahre nach einer überaus gesegneten Lehrtätigkeit von 44 Jahren sein Amt niederzulegen und sich in seine Heimatstadt Offenburg zurückzuziehen, wo er noch 4 Jahre fast mit jugendlicher Frische den ernstesten Studien oblag, sein letztes Werk veröffentlichte und an anderen literarischen Schöpfungen weiter arbeitete, bis dem 82jährigen am 18. November 1901 der Tod die Feder entrang, um dem Nimmerruhenden die ewige Ruhe anzuweisen. In Offenburg auf dem städtischen Friedhofe fand der Verewigte seine Ruhestätte. Am Grabe, das sich am 21. November über Wörter schloß, gab die Hochschule Freiburg, die dortige theologische Fakultät und der Klerus der Erzdiözese ihrer Trauer und ihrer Verehrung gegen den Verblichenen beredten Ausdruck. — Wörter war in jeder Hinsicht eine vornehme Natur; schon die äußere Erscheinung hatte etwas Einnehmendes und verriet den abgeklärten innern Menschen. Auf dem bis ins hohe Alter aufrechten Körper saß ein prächtiges Haupt, das eher an einen Künstler als einen Stubengelehrten erinnerte. Noch im Greisenalter zeigte das charaktervolle Gesicht Jugendfrische. Zu den körperlichen Vorzügen hatte die Natur ebenso reiche Geistesgaben gefügt: scharfen, dialektischen Verstand, lebhafte Phantasie und ein treffliches

Gedächtnis. Und Wörter vergrub seine Talente wahrlich nicht. Vom Knabenalter an suchte er dieselben mit nimmer müdem Fleiße und seltener Gewissenhaftigkeit auszubilden: eine umfassende Gelehrsamkeit war die Frucht von Anlage und rastlosem Studium. Studium war bis an den Lebensabend Wörters tägliche Geistesnahrung. Mit der umfassendsten theologischen Bildung verband er ein ausgebreitetes Wissen auf dem weiten Gebiete der Philosophie und der alten Sprachen. Die philosophischen Studien hatten Wörter von den Gymnasialjahren her gefesselt. Wie von einem Schüler Staudenmaiers und Kuhns nicht anders zu erwarten war, und wohl auch beeinflußt von Hirscher, lehnte er die Schulmethode der Scholastik ab, näherte sich jedoch in späteren Jahren mehr und mehr den großen Meistern Thomas und Bonaventura. Denn es gehörte zu Wörters selbständigem Charakter, sich von keinem, auch noch so bedeutenden Lehrer völlig beherrschen zu lassen: er prüfte selbst, und so kam er durch eigenes Forschen allmählich der Scholastik näher, ohne sich ihr je gänzlich zu verschreiben. Kuhn hatte den jungen Theologen an St. Augustin gewiesen, und dieser blieb dann auch sein „Theologe" durchs ganze Leben. Nur wenige Theologen des 19. Jahrhunderts werden den großen Denker von Hippo so in sich aufgenommen haben wie Wörter. Bewegten sich denn auch seine Schriften vorzugsweise um Augustin und die von diesem gestellten theologischen Probleme, vor allem um das Verhältnis von Gnade und Freiheit. Wörters Vortrag war lebhaft, die Stimme laut und kräftig, die Darstellung scharf dialektisch. In der Diktion mied er grundsätzlich jeden Redeschmuck, die Sache selbst sollte reden. Es fehlte ihm jedoch weder Phantasie, künstlerische Anlage und Geschmack noch die ästhetische Ausbildung, um Sinn für eine blühende, dichterische Sprache zu besitzen; allein bei seiner ernsten Auffassung des Lebens überhaupt und der theologischen, zumal der dogmatischen Wissenschaft insbesondere fürchtete Wörter dem Inhalte seiner Vorträge durch rhetorischen Schmuck Eintrag zu tun, durch eine bestechende Form die Aufmerksamkeit der Hörer von der Sache abzulenken und die Dialektik der Begründung zu schmälern. „In der Hl. Schrift suche ich Wahrheit, nicht Beredsamkeit", schreibt er einmal, und diesen Satz übertrug er auf seine dogmatischen Vorlesungen. Manchem seiner jugendlichen Hörer, die den blühenden Stil lieben, mochte Wörters Vortrag einförmig erscheinen, aber in späteren Jahren, wenn das Urteil reifer geworden war, dachten alle Schüler mit Dank an den empfangenen Einfluß. Für alle Künste besaß er ein tiefes Verständnis und ein sachkundiges Urteil:

von jungen Jahren an liebte und übte er die Musik, besuchte gerne Konzert und Theater und konnte noch im Greisenalter sich begeistern, wenn er von berühmten Schauspielern redete; ebenso war er für die darstellenden Künste eingenommen. Aber nicht jeden ließ er in seine Geisteswelt hineinschauen: denn ein hoher Ernst hatte sich schon im Jugendalter auf sein ganzes Wesen gelegt, und doch besaß dieser wortkarge, christliche Weise ein warmes Gemüt (mancher Arme lernte es schätzen!), Leutseligkeit und einen heiteren, der Poesie zugänglichen Sinn, nur daß sich erst im näheren Umgange diese Eigenschaften offenbarten. Vae soli, mochte wohl mancher denken, der Wörter so allein seine täglichen Spaziergänge machen sah, und nicht ahnte, welch menschenfreundlicher, wohlwollender Sinn sich hinter der ernsten Miene dieses vortrefflichen „Stoikers“ barg. Wörter besaß eine ungewöhnliche Selbstbeherrschung und große Besonnenheit (σωφροσύνη), er war kein Freund vieler Worte und ein abgesagter Feind der Winkelzüge und diplomatischen Künste; die Geradheit seines Wesens und Lauterkeit des Charakters verschmähten alle krummen Wege. Außerdem zeichnete Wörter eine strenge Pflichttreue und eine fast pedantische Pünklichkeit in seinen Berufspflichten aus. Alle diese Eigenschaften erwarben ihm hohes Ansehen im Kreise seiner Kollegen aller Fakultäten. Er verdiente diese Wertschätzung seiner Gelehrsamkeit und seines Charakters wegen. Strenge gegen sich selbst, verlangte er auch von andern treues Festhalten an der Erfüllung der Pflicht. Bei aller Selbstbeherrschung konnte er doch in starke Erregung geraten, wo er Verletzung des Rechtes oder der Pflicht wahrnahm. In den Sitzungen und Beratungen der akademischen Kommissionen, des Senates und seiner Fakultät sprach Wörter seine Ansicht und Überzeugung kurz und bündig, unter Umständen mit scharfem Akzente aus; man wußte von ihm, daß er stets „zur Sache“ sprach, und er tat dies ohne Umschweife und immer auf dem geraden Wege vorgehend. — In 44 Jahren akademischen Lehrens dürfte Wörter, der sich einer dauernden, seltenen Gesundheit bis zu seinem Lebensabende erfreute, nicht viele Stunden seine Vorlesungen ausgesetzt haben, und man wußte von ihm, daß er als der erste das Semester begann und als der letzte dasselbe schloß. Nur wenigen außer den Empfangenden ist es wohl bekannt geworden, wie freigebig Wörter im stillen Wohltun war. Es wurde nur im engen Kreise seiner Freunde bekannt, daß er keines der zahlreichen Bittgesuche, welches mittelst der Post oder „durch Güte“ ihm auf den Tisch gelegt ward, ungehört in den Papierkorb sandte. An Wörters Grab wurde

es ausgesprochen: Wollt ihr ihm einen Ehrenstein setzen, so schreibet darauf: „Hier liegt ein Mann begraben“, und man darf dem beifügen: ein hochgesinnter, edeldenkender Mann. Er war der letzte Veteran jener Gelehrten der Freiburger theologischen Fakultät, von denen jeder weit über ein Menschenalter und mit Ehren im 19. Jahrhundert an der Albert-Ludwigs-Hochschule wirkte und unter denen Hug, Maier, Hirscher, Staudenmaier, Stolz, König und Wörter die bekanntesten sind. Schriftstellerisch befaßte sich Wörter vornehmlich mit Augustin und seiner Schule sowie deren Gegnern, den Pelagianern. Alle seine literarischen Werke zeigen die größte Akribie, sind Muster in der sorgfältigen Abwägung jedes Satzes, den er niederschrieb. Er arbeitete durchaus nach den Quellen, und er schrieb wohl keine Stelle aus biblischen, patristischen oder andern Büchern nieder, ohne dieselbe verifiziert zu haben. Wurde ihm eine dogmatische oder dogmengeschichtliche Promotionsschrift mit Belegen aus altchristlichen oder mittelalterlichen Theologen zur Prüfung vorgelegt, so prüfte Wörter sämtliche Stellen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit nach, und, irrige Zitate korrigierend, setzte er mit roter Tinte das richtige Zitat an den Rand. Wörters Schriften gingen, seinem ganzen Wesen entsprechend, mehr in die Tiefe als in die Breite, und was er niederschrieb, war oft und ernst überdacht. Denn er sah das Bücherschreiben wie eine heilige, verantwortungsvolle Beschäftigung an; über oberflächliche, seichte Buchmacherei konnte er in ernsten Unmut und Eifer geraten: er hielt solches Schriftstellern für unehrenhaft und gewissenlos. Seine Schriften sind: Die christliche Lehre über das Verhältnis von Gnade und Freiheit von den apostolischen Zeiten bis auf Augustinus. I. Hälfte: Die Lehre des Neuen Testaments und der griechischen Väter. Freiburg 1856. II. Hälfte 1. Abteilung: Die Lehre der lateinischen Väter vor Augustinus. Ebenda 1860. Eine vortreffliche Arbeit, die in ihrer ersten Hälfte zugleich ein hochwillkommener Beitrag zur biblischen Theologie ist. — Der Pelagianismus nach seinem Ursprung und seiner Lehre. Ein Beitrag zur Geschichte des Dogmas von Gnade und Freiheit. Ebenda 1866, 2. Aufl. 1874. — Prosper von Aquitanien über Gnade und Freiheit. Ein Beitrag zur Geschichte des Dogmas im 5. Jahrhundert. Akademisches Programm. Ebenda 1867. — Zurückweisung der jüngsten Angriffe auf die dermalige Vertretung der katholischen Dogmatik an der Universität Freiburg i. Br. Ebenda 1868. — Die Unsterblichkeitslehre in den philosophischen Schriften Augustins. Akademisches Programm. Ebenda 1880. — Ist die Theologie eine Wissenschaft? Prorek-

toratsrede. Ebenda 1880. — Die Geistesentwicklung des hl. Aurelius Augustinus bis zu seiner Taufe. Paderborn 1892. Eine vorzügliche Schrift über das wichtige und schwierige Thema. — Beiträge zu Dogmengeschichte des Semipelagianismus. Ebenda 1898, und Zur Dogmengeschichte des Semipelagianismus (in den „Kirchengeschichtlichen Studien", herausgegeben von Knöpfler, Schrörs und Sdralek). Münster 1900. Auch die „Gedächtnisrede auf Johann Baptist von Hirscher", die er seinem Lehrer und Kollegen hielt, erschien im Druck. Freiburg 1867. — Wörter war auch Mitarbeiter der „Zeitschrift für Theologie", welche vom Jahre 1839—1849 von der Freiburger theologischen Fakultät herausgegeben wurde. Sie bringt in den Bänden 18 und 19 Beiträge Wörters zur Dogmengeschichte. — Vgl. E. Ritzenthaler, Gedächtnisrede auf den Geistlichen Rat Dr. Fr. Wörter, Professor der Dogmatik und Apologetik an der Universität zu Freiburg i. Br. Freiburg 1902. — Abiit, non obiit. Cornelius Krieg.

Karl Wörter.

Geboren am 17. Mai 1849 in Offenburg als zweites Kind einer wohlhabenden, dem Gewerbestand angehörigen, wackern Bürgersfamilie besuchte Wörter das Progymnasium seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Konstanz. Nach vorzüglich absolviertem Abiturium (1868) widmete er sich auf den Hochschulen Freiburg und Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft. Mit Begeisterung folgte er 1870 dem Rufe des Vaterlandes zu den Waffen. Als Reserveoffizier des 4. badischen Infanterieregiments nahm er an all den rühmlichen Gefechten teil, von welchen die Geschichte dieses Regiments berichtet. Besonders zu erwähnen ist die Episode bei Frahier in der Schlacht bei Belfort, wo er als 21 jähriger Leutnant nach Außergefechtsetzung aller übrigen Offiziere seiner Kompagnie unter schwierigen Verhältnissen das Kommando zu führen hatte. Im Jahre 1873 bestand Wörter mit glänzendem Erfolge die erste, 1875 mit gleicher Auszeichnung die zweite juristische Staatsprüfung. Demnächst im Sekretariat des großherzoglichen Ministeriums des Innern und bei verschiedenen Bezirksämtern verwendet, folgte er im Jahre 1876 einem Rufe der Bürgerschaft Pforzheims, woselbst er während einer kurzen Amtstätigkeit in der Bezirksverwaltung sich die allgemeinen Sympathien erworben hatte: er entschloß sich zur Annahme des ihm angetragenen Amtes als Bürgermeister der Stadt. In welch hohem Maße

hier die Pflichttreue des Mannes, seine Tüchtigkeit und sein leutseliges Wesen Anerkennung fanden und sich in dauerndem Andenken erhielten, beweist u. a. die Tatsache, daß, als Wörter im Jahre 1879 behufs Ausübung der Rechtsanwaltschaft nach Karlsruhe übergesiedelt war, er bei den nächsten Vakanzen des Oberbürgermeisterpostens in Pforzheim aus angesehenen Kreisen der Bürgerschaft um Genehmigung zur Aufstellung seiner Kandidatur angegangen wurde. Er lehnte ab; der unabhängigere Beruf des Rechtsanwalts, welchem er sich inzwischen mit der ganzen Energie seiner eminenten Arbeitskraft unter schönsten Erfolgen gewidmet, war ihm lieb geworden. — Bald war er in seinem Berufe als Anwalt der ersten einer. Seine eigenartige, schlichte, aber energische und ungemein wirkungsvolle, vornehme Beredtsamkeit, seine Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, sein durchdringender Verstand, seine umfassenden Kenntnisse auf allen Rechtsgebieten gewannen ihm überall höchste Achtung und Anerkennung. Mit besonderer Liebe arbeitete er auch literarisch, so insbesondere auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts. Was ihm aber bei seinen vielen Freunden und allen, denen es vergönnt war, ihm näher zu treten, vorzugsweise ein bleibendes Andenken sicherte und was ihm überall die Herzen gewann, das war die Gediegenheit und Lauterkeit seines Charakters, sein treuer Freundessinn, die Schlichtheit seines Wesens, sein bei aller Bestimmtheit bescheidenes, anspruchsloses Auftreten, — eine wahrhaft künstlerische, gemütvoll harmonische Natur, deren Reiz im geselligen Verkehr um so bestrickender wirkte, als dem geistvollen Manne auch die Gabe köstlichen Humors und eine urwüchsige, naive Schalkhaftigkeit zu eigen war, womit er Kollegen und Freunden so manche Stunde und Stimmung zu würzen und zu erheitern verstand. — Daß ein Mann von den Geistesgaben Wörters, wie in seinen jungen Jahren so im gereiften Mannesalter aus einem Bedürfnis seines warmen patriotischen Herzens heraus auch für die öffentlichen Angelegenheiten der Heimat und des Vaterlandes lebhafte Teilnahme betätigte, ist natürlich. So lange es ihm jedoch, ohne den Schein mangelnder Opferwilligkeit für die Allgemeinheit zu erwecken, irgend möglich war, hielt er sich bescheiden zurück; Ehrenämtern wich er förmlich aus; das ihm kurz nach seiner Übersiedelung nach Karlsruhe übertragene Amt des Vorsitzenden des Kreisausschusses, das er mit gewohnter Pflichttreue und Sachkunde versah, legte er bald wegen Überhäufung mit Berufsgeschäften nieder. — Allein es konnte nicht ausbleiben, daß seine Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit schließlich die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger in einer

Weise auf ihn lenkten, daß ihm, dem pflichttreuen Bürger und Patrioten, das Heraustreten aus dem Stillleben seiner Familie und seines Berufes eine sittliche Notwendigkeit erschien. Er wurde zum Stadtverordneten erwählt und schon nach wenigen Monaten in den Vorstand der Stadtverordneten berufen. Nach dem Tode Rudolf Kusels ernannte ihn die Regierung zum Fiskalanwalt. Die in glänzenden Proben bekundete politische Beredtsamkeit Wörters, seiner forensischen an Fülle der Gedanken, seinem Takte und Vornehmheit nicht nachstehend, erschloß ihm auch die politische Laufbahn. Grundsätzlich auf dem Boden der nationalliberalen Partei stehend, war er doch kein exklusiver Parteimann und konnte es nach seiner ganzen Individualität nicht sein. Er besaß den gefesteten Charakter, die Unbefangenheit und den Gerechtigkeitssinn, um einzig das, was er als sachlich richtig erkannt, mit dem unbeugsamen Mut seiner Überzeugung zu vertreten. Tief beklagt wurde sein allzu früher Heimgang von der liberalen Partei des Landes, in welcher er zweifellos zu hervorragender Wirksamkeit berufen worden wäre. Unerwartet ist er am 2. Dezember 1892 aus der Welt geschieden. (Beilage zur Karlsruher Zeitung vom 15. Dezember 1892.)

Franz Anton Zell,

der Sohn des bekannten, um die Entwicklung des badischen Staatslebens vielfach verdienten Professors der Philosophie und Philologie an den Universitäten Freiburg und Heidelberg Karl Zell (gest. 1873; vgl. Bad. Biograph. II, 534 ff.), wurde am 2. Februar 1826 zu Freiburg geboren, besuchte neben dem Unterrichte, den er von seinem Vater genoß, das Lyceum zu Karlsruhe (1837—1846) und die Universität Heidelberg, wo er, wie später in Bonn, mit großem Fleiß dem Studium des Lateinischen und Mittelhochdeutschen, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften, sowie rechtsgeschichtlicher Fächer oblag. Von Fr. J. Mone wurde er in den Jahren 1849 und 1850 in den praktischen Archivdienst eingeführt, von seinem Vater selbst auf längere Reisen, besonders nach Frankreich, mitgenommen und gebildet. Nach einer im August 1852 abgelegten Staatsprüfung in den archivalischen Wissenszweigen trat er beim General-Landesarchiv zu Karlsruhe als Hilfsarbeiter ein und beschäftigte sich neben dem regelmäßigen Dienste vornehmlich mit heraldischen Studien, als deren Frucht 1858 seine „Geschichte und Beschreibung des badischen Wappens“ erschien. Schon im

Sommer 1857 war er als erzbischöflicher Archivar zu Freiburg angestellt worden. Seit dem Jahre 1860 mit einem immer mehr sich verschlimmernden Beinleiden behaftet, mußte er sich den rechten Fuß amputieren lassen, wodurch seine ohnehin zarte und schwache Konstitution noch bresthafter und er eines ständigen Dieners bedürftig ward. Seinen Beruf als Archivar versah er trotzdem mit seltener Treue, Ausdauer und Hingebung bis zu seiner 1893 erfolgten Zuruhesetzung; er machte sogar noch zahlreiche und beschwerliche Reisen. Seine literarischen Arbeiten, die sich eng an seine Tätigkeit im erzbischöflichen Archiv anschlossen und wovon die „Registra subsidii charitativi des Bistums Konstanz am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts“ die bedeutendste ist, veröffentlichte er ausschließlich im „Freiburger Diözesan-Archiv“. Bis an seinen Tod war er mit Urkundenabschreiben, Wappenzeichnen und ähnlichem unermüdlich beschäftigt; nie war er untätig, und so langsam und schwerfällig er äußerlich erschien, so lebhaft und teilnehmend war er im Innern. Seine ganze Lebenszeit hindurch viel von Krankheiten heimgesucht, verfiel er noch wenige Monate vor seinem Ende fast völliger Erblindung und schmerzhafter, hoffnungsloser Erkrankung auch seines linken Beines. Er beschloß sein allzeit ebenso stilles und bescheidenes wie arbeitsames Leben am 12. Februar 1901. *

Hermann Zimmer

wurde am 1. Dezember 1814 in Baden-Baden geboren. Seine Voreltern stammten aus Ungarn. Der Vater, Joseph Zimmer, war k. k. Verpflegamts-Offizier und ließ sich später in Baden nieder, wo er zum Postexpeditor ernannt wurde; er starb bald nach der Geburt des Sohnes Hermann. Der Witwe wurde durch Entschließung Großherzogs Karl vom 12. Februar 1816 die Weiterführung des „Postexpeditions- und Posthaltereidienstes“ bis zur „Volljährigkeit und Brauchbarkeit eines ihrer Knaben“ übertragen. So war der Lebensberuf dem jungen Zimmer zum voraus vorgezeichnet. Die in ihrem bescheidenen Lebenskreise hervorragende Frau führte den ihr übertragenen Dienst bis 1836. Inzwischen war Hermann als der einzig überlebende Sohn im 17. Lebensjahr als Aspirant in den Postdienst eingetreten; er wurde 1832 unter die geprüften Postpraktikanten aufgenommen und leistete als solcher Dienste bei der von seiner Mutter geführten Postexpedition bis 1836. In diesem Jahr wurde er als Postoffizial bei dem Oberpostamt Karlsruhe ange-

stellt und 1840 zur Dienstleistung bei der Ober-Post-Direktion berufen, wo er bald durch seine außergewöhnlichen Fähigkeiten sich hervortat und einer glänzenden dienstlichen Laufbahn entgegenging. — Auf die geistige Entwicklung des jungen Zimmer war von maßgebendem Einfluß vor allem die Mutter, Franziska, geborene Jobert, eine mit scharfem Verstand und großer Willensstärke begabte Frau. Sie war auf die Ausbildung der schon frühzeitig hervortretenden nicht gewöhnlichen geistigen Anlagen des Sohnes sorgfältig bedacht. Außer dem Besuch des Pädagogiums seiner Vaterstadt genoß Zimmer noch den Unterricht eines akademisch gebildeten Privatlehrers und hörte einige Vorlesungen an dem damaligen Polytechnischen Institut in Karlsruhe, um sein Wissen über das an jener Mittelschule erreichbare Bildungsmaß hinaus zu erweitern. Vertrautheit mit neueren Sprachen erwarb er sich noch weiter durch den Besuch einer französischen Privatlehranstalt in Neuchâtel. Für den geistig regsamen und wißbegierigen jungen Mann wurden die Beziehungen besonders wertvoll, welche zu der Familie des damaligen Postdirektionsrates Braun in Karlsruhe aus dem dienstlichen Verkehr dieses Beamten mit der Postexpeditorin in Baden sich anbahnten und späterhin zu einem innigen Freundschafts- und Verwandtschaftsverhältnis der beiden Familien führten. In dem Braunschen Hause herrschte ein reges geistiges Leben. Die beiden Söhne des Hauses — Alexander, der nachmalige berühmte Botaniker, und Max, später Oberbergrat — sammelten einen erlesenen Kreis junger Männer um sich, so die angehenden Naturforscher Louis Agassiz und Karl Schimper, die Theologen Friedrich Ehrenfeuchter (damals Vikar in Karlsruhe) und Julius Holtzmann (später badischer Prälat), sowie die als gute Musiker bekannt gewordenen Brüder Anton und Joseph Gersbach. Ein reges wissenschaftliches und künstlerisches Treiben belebte die Zusammenkünfte dieses Kreises hochbegabter junger Männer, welcher auf den geistesverwandten jungen Zimmer eine starke Anziehung ausüben und seine eigene geistige Entwicklung bedeutsam beeinflussen mußte. Ein reger Anschluß zwischen den beiden Familien ergab sich, als Zimmers Mutter nach Abgabe des Postexpeditionsdienstes ihrem Sohn von Baden nach Karlsruhe folgte und in dem Braunschen Hause Wohnung bezog. Ihre einzige Tochter Mathilde wurde später die Gattin des Botanikers Alexander Braun; zwischen Zimmer und seinem Schwager bestand zeitlebens ein auf innerer Übereinstimmung beruhendes Band herzlichster Freundschaft. — Unter den Männern, die im Laufe des vorigen Jahrhunderts für die Förderung und Ausgestaltung des badischen Verkehrs-

wesens maßgebend waren, steht Hermann Zimmer mit in erster Reihe. Seine Dienstlaufbahn fällt zusammen mit der Entstehung und stufenweisen Entwicklung des Eisenbahnnetzes. Schon als im Jahre 1840 die erste badische Eisenbahn und zugleich eine der ersten in ganz Deutschland, die Linie Mannheim-Heidelberg, fertig gestellt war, wurde Zimmer, unter Ernennung zum Eisenbahn-Stationsvorstand in Heidelberg, obwohl damals erst 27 Jahre alt, dazu ausersehen, die Leitung der Verwaltung zu übernehmen. Da man über den Betrieb von Eisenbahnen damals noch keine Erfahrungen besaß, so lag in diesem Auftrag ein großes Vertrauen in die Einsicht und Schaffenskraft des jungen Mannes, das er, wie die Folge erwies, in vollem Umfange rechtfertigte. Bevor er den Dienst antrat, nahm er einen längeren Urlaub, um in Belgien, das schon etwas früher mit dem Bau von Eisenbahnen vorgegangen war, den Betrieb gründlich zu studieren. Er beschränkte sich dabei nicht auf den administrativen Teil, sondern suchte auch in die Verhältnisse des technischen Fahrdienstes tunlichst einzudringen. Ausgerüstet mit diesen Kenntnissen und mit Unterstützung eines aus England beigezogenen Lokomotivmonteurs (die beiden ersten Lokomotiven kamen aus England), der das einheimische Maschinenpersonal einschulte, war er imstande, den Betrieb ordnungsmäßig ohne Schwierigkeiten und Unfälle durchzuführen. Unmittelbar vor der Vollendung der Bahnstrecke Heidelberg-Karlsruhe wurde er im Jahr 1842 in das Kollegium der Oberpostdirektion, der die Oberleitung des Eisenbahnbetriebs übertragen war, einberufen. Hier hatte er das gesamte Referat über Eisenbahnangelegenheiten wahrzunehmen. Er erwies sich in dieser Stellung von neuem als ein Mann von ungewöhnlicher Begabung und hervorragendem Organisationstalent. Er war ganz auf sich selbst angewiesen, mußte alles aus eigener Initiative schaffen, da ihm erfahrene Kollegen oder Hilfskräfte nicht zur Seite stunden. Als nach Fertigstellung der Main-Neckar-Bahn (1846), an der Baden mit Hessen und Frankfurt beteiligt war, zur gemeinsamen Verwaltung in Darmstadt eine eigene Direktion eingesetzt wurde, trat Zimmer in diese Behörde als badisches Direktionsmitglied ein. Mit seinen reichen praktischen Kenntnissen und Erfahrungen war sein Wirken auch hier von größter Bedeutung und für Baden sehr wertvoll, da die Main-Neckar-Bahn das erste wichtige Verbindungsglied der Badischen Bahn mit den norddeutschen Bahnen bildete. Sein Einfluß bei der Main-Neckar-Bahn machte sich auch später noch lange fühlbar. Im Jahre 1852 kehrte Zimmer als Oberpostrat wieder nach Karlsruhe zur Direktion zurück

und wurde nach kaum zwei Jahren (16. Juni 1854) zum Direktor der Großh. Verkehrsanstalten ernannt. Diese Beförderung machte begreifliches Aufsehen. Zimmer war noch nicht volle 40 Jahre alt, als er an die Spitze eines so wichtigen und verantwortungsvollen Verwaltungszweiges berufen wurde. Er brachte für diese hohe Stellung keine akademische Vorbildung mit, er war ein typischer Selfmademan, aber von so anerkannter Tüchtigkeit, daß keine andere Persönlichkeit mit ihm in Wettbewerb treten konnte. Bei seiner Wahl hatte die Regierung zugleich Wert darauf zu legen, den Posten einem Manne zu übertragen, der bei Verhandlungen mit auswärtigen Eisenbahnverwaltungen neben der gebotenen Umsicht und Gewandtheit auch im persönlichen Verkehr geeignete Formen und Eigenschaften besaß, um seine Tätigkeit erfolgreich zu unterstützen. Diesen Anforderungen entsprach Zimmer in vollem Maße. In seiner äußeren Erscheinung eine hochgewachsene, stattliche Gestalt mit ausdrucksvollen energischen Gesichtszügen, die beim ersten Anblick auf einen Mann von hoher Begabung schließen ließen, war das Auftreten Zimmers von einer gewissen Sicherheit und wohlgerechtfertigtem Selbstbewußtsein begleitet. In den Debatten erzielte er durch seine logischen Ausführungen und seine gründliche Sachkenntnis meist einen durchschlagenden Erfolg. Dabei war er sehr sprachgewandt, er beherrschte die französische Sprache fast wie die deutsche. Er stand, wie bei der eigenen, so auch bei andern deutschen, österreichischen, selbst französischen und belgischen Bahnverwaltungen in hohem Ansehen. Bei Beratungen der verschiedenen Eisenbahnverbände wurde ihm, im Falle seiner Beteiligung, in der Regel das Präsidium übertragen. Wie hoch Zimmer im Auslande geschätzt wurde, geht daraus hervor, daß ihm bald nach seiner Ernennung zum Direktor der Verkehrsanstalten von einer französisch-österreichischen Gesellschaft eine Generaldirektorsstelle in Wien für die Eisenbahnlinie Wien-Pest mit überaus glänzenden Bedingungen angeboten wurde. Er lehnte ab und begnügte sich mit seinem bescheidenen badischen Beamtengehalt, weil er es für seine Pflicht hielt, das von der Regierung in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und seine Kräfte dem eigenen Heimatlande nicht zu entziehen. An seine Beamten stellte er, wie an sich selbst, strenge Anforderungen. Wer diesen entsprach, hatte eine feste Stütze an ihm. In der Beurteilung des Personals war er gerecht, ohne jede Voreingenommenheit. Kleine Fehler übersah er gerne, wenn der Mann im übrigen tüchtig war. Pedanterie oder Kleinlichkeit lag ihm ferne. Er war von Natur wohlwollend und hilfsbereit. Dafür besaß er das volle

Vertrauen und die aufrichtige Verehrung seiner Untergebenen. — Nachdem Zimmer die Direktion der Verkehrsanstalten übernommen hatte, standen ihm große Aufgaben bevor. Im Anfang des Eisenbahnwesens entstanden zunächst nur isolierte Linien von größerer oder geringerer Ausdehnung. Jede Linie hatte ihre eigenen Tarife und Betriebsvorschriften. Als dann ein Zusammenschluß mit auswärtigen Linien stattfand und Transporte von einer auf die andere übergehen sollten, war es dem Versender oder einem Spediteur überlassen, für den Weitertransport zu sorgen. Die Wagen der einzelnen Bahnen liefen nur bis an das Ende des Bahngebietes; die Güter mußten dort umgeladen und der anschließenden Bahn mit neuen Frachtbriefen übergeben werden. Die Personen mußten umsteigen und neue Fahrkarten auf der andern Bahn lösen. So war es zuerst in Heidelberg, als die Main-Neckar-Bahn anschloß. Dazu kam auf der badischen Bahn noch der erschwerende Umstand einer verschiedenen Spurweite. Die badischen Bautechniker gingen anfangs von der Meinung aus, es werde in Deutschland die breitere Spurweite (1,6 m) durchdringen. Dies erwies sich als ein Irrtum. Auf sämtlichen deutschen und auswärtigen Bahnen kam die jetzt noch bestehende schmälere (1,345 m) Spurweite zur Anwendung. Auch die Main-Neckar-Bahn hatte diese Spur. Ein solcher Zustand der Absperrung konnte nicht fortdauern; Baden mußte sich mit Aufwendung großer Opfer zur Umänderung entschließen. Es war daher eine der ersten schwierigen Aufgaben des neuen Direktors, sich mit dem Gleisumbau sämtlicher im Betrieb befindlichen Linien (Mannheim bis Haltingen und Appenweier-Kehl), sowie der Umänderung des Fahrmateriales zu befassen. Die Ausführung erforderte, da der Betrieb nicht unterbrochen werden durfte, die größte Umsicht in der Anordnung und Leitung. Im Frühjahr 1854 begonnen, wurde die umfassende Arbeit im Zeitraum von knapp einem Jahr ohne Unfall vollendet. Nach Beseitigung der technischen Hindernisse zur Ermöglichung des durchgehenden Betriebs galt es nun im Wege der Verhandlungen mit den Anschlußbahnen die noch bestehenden tarifarischen Schwierigkeiten zu beseitigen. Die Einführung direkter Frachtbriefe, direkter Tarife, direkter Expedition und direkter Kartierung und Abrechnung war zunächst die wichtigste Maßnahme, über die eine Verständigung zu erzielen war. Mit der Main-Neckar-Bahn und dem an diese anschließenden Mitteldeutschen Eisenbahn-Verband kamen zwar entsprechende Vereinbarungen schon vor Vollendung des Gleisumbaues zustande (1851/52), allein ihr voller Wert konnte erst mit der Ermög-

lichung des Wagendurchlaufs wirksam werden. Im Mai 1855 verkehrten die ersten durchlaufenden Wagen auf der Strecke Frankfurt-Kehl. Die jüngere Generation der Gegenwart, der die jetzigen vervollkommneten Einrichtungen vielfach noch nicht genügen, würde, wenn sie den Zustand des Verkehrswesens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts miterlebt hätte, mit Genugtuung anerkennen müssen, welch erstaunliche Fortschritte wir in den letzten 50 Jahren gemacht haben. Allerdings verlangte dies schwere Geistesarbeit und berufene Männer zur Durchführung. Zu den Männern, die in Deutschland um dieses große Werk sich vorzugsweise verdient gemacht haben, zählt auch Zimmer. Die vom Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen herausgegebene Festschrift über die Tätigkeit des Vereins in den ersten 50 Jahren seines Bestehens (1846—1896) enthält neben andern auch das Bildnis Zimmers, als einer „der Persönlichkeiten, die den Bestrebungen des Vereins ein besonderes Interesse gewidmet und sich um seine Entwicklung und die Ausbildung seiner Einrichtungen besonders verdient gemacht haben“. — Von Mitte der fünfziger Jahre an nahm der Ausbau der Eisenbahnen allgemein einen ununterbrochenen Fortgang, das Eisenbahnnetz wurde immer dichter, die Maschen verengten sich mehr und mehr und in Baden wuchs damit auch die Zahl der Anschlüsse an auswärtige Bahnen in rascher Folge. Für das badische Bahnnetz am wichtigsten waren die Anschlüsse an die pfälzische Bahn bei Mannheim, an die bayerische Bahn bei Würzburg, an die württembergische Bahn bei Bruchsal, an die französische Ostbahn bei Kehl und die schweizerischen Bahnen bei Basel und Waldshut. Alle diese Anschlüsse veranlaßten umfangreiche Verhandlungen und Abmachungen über Fahrpläne, Regelung des durchgehenden Personen- und Güterverkehrs, Verständigung über die Betriebsvorschriften und Beförderungsbedingungen, Bildung der Verbandstarife, Vereinbarung über gegenseitige Wagenbenutzung und andere minderwichtige Angelegenheiten. Jeder neue Anschluß machte umfassende Änderungen in den Vorschriften über die Verkehrsleitung erforderlich, da die neuen Verkehrswege Gebiete an sich zogen, die bisher von anderen Linien bedient worden waren. Es bildeten sich mit der Zeit zahlreiche Verbände, die mit ihren parallel laufenden Linien durch Tarifherabsetzungen und Gewährung günstiger Beförderungsbedingungen unter sich in Wettbewerb traten und sich scharf bekämpften. Zur Beseitigung dieses unerwünschten Zustandes waren unter den beteiligten Bahnverwaltungen Vereinbarungen erforderlich, nach denen die Transportwege vertraglich festgelegt wurden. In allen

Verhandlungen auf diesem Gebiet war die Tätigkeit Zimmers für die badischen Bahnen von ausgezeichnet günstigem Erfolg. Durch sein scharfes Urteil, seinen weiten Blick über die voraussichtliche künftige Verkehrsgestaltung und nicht am wenigsten durch sein hohes persönliches Ansehen war es ihm gelungen, manches zu erreichen, was unter andern Umständen schwer zu erlangen gewesen wäre. — Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, das Wirken Zimmers in dieser Richtung weiter zu verfolgen; dazu wäre es nötig, auf die umfassende Geschichte der badischen Tarifpolitik im Personen- und Güterverkehr näher einzugehen. Es sollte nur kurz angedeutet werden, wie fruchtbringend seine Tätigkeit auf diesem Gebiete war, die in ihrer vollen Bedeutung nur von Sachverständigen richtig gewürdigt werden kann. Dem Verein der deutschen Eisenbahnverwaltungen, dem jetzt auch die österreichisch-ungarischen, die niederländischen und einige belgische Eisenbahnen angehören, war die badische Verwaltung schon im Jahre 1852 beigetreten. Der Verein hatte das Ziel, „durch gemeinsame Beratungen und einmütiges Handeln das eigene Interesse und dasjenige des Publikums zu fördern". Schon bei seiner Gründung hatte der Verein den allerdings von seiner Verwirklichung noch recht fern liegenden Gedanken, es sollten die deutschen Eisenbahnen nach außen hin wie ein einheitliches Netz betrieben werden. Seine Tätigkeit erstreckte sich daher auf Herbeiführung übereinstimmender und möglichst vollkommener Einrichtungen auf technischem Gebiete, wie in der Verwaltung, im Betrieb und Verkehr. Es wurde zunächst die Erlassung eines Vereins-Güterreglements beschlossen, das von dem leitenden Grundsatz ausging, daß jede zum Verein gehörige Bahn den Transport von Gütern von und nach Güterstationen anderer Bahnen zu übernehmen habe, ohne daß es behufs des Übergangs auf die andere Bahn eines Vermittlers bedürfe. Die Bemühungen des Vereins für Schaffung eines einheitlichen Betriebsreglements für den Güterverkehr und bald auch für den Personen- und Gepäckverkehr waren von bestem Erfolg begleitet; es enthielt die ersten Grundlagen für das deutsche Eisenbahnfrachtrecht und für die später vom deutschen Bundesrat erlassenen Betriebs- und Verkehrsordnungen. Vielfach sind die jetzigen Einrichtungen für den internationalen europäischen Verkehr nur Erweiterungen der seinerzeit vom Verein deutscher Eisenbahnen geschaffenen Regelungen. An der Bearbeitung und späteren Ausgestaltung all dieser Verkehrsvorschriften hatte auch die badische Eisenbahnverwaltung mitzuwirken, eine Aufgabe, der sich vor allem der erfahrene Leiter der Verkehrsdirektion zu unterziehen

hatte. Noch einmal trat an Zimmer eine ungewöhnliche Aufgabe heran. Während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 wurde die badische Bahn als Grenzbahn gegen Frankreich für Kriegszwecke durch Truppen-, Munitions-, Proviant-, Verwundeten- und Gefangenen-Transporte in außerordentlichem Maße in Anspruch genommen. Dank des anerkannten Organisationstalents und der auf gründlicher Sachkenntnis beruhenden tatkräftigen Anordnungen Zimmers wurde es der badischen Eisenbahnverwaltung möglich, die gewaltige Aufgabe ohne namhafte Störung des Privatverkehrs durchzuführen. — Mit der Postverwaltung, die seiner Leitung ebenfalls unterstellt war, hat sich Zimmer weniger intensiv beschäftigt. Das Eisenbahnwesen lag ihm näher und nahm seine Schaffenskraft beinahe ganz in Anspruch, jedoch soll damit nicht gesagt sein, daß seine Wirksamkeit im Postwesen von geringer Bedeutung gewesen wäre. Sein Anteil an dessen Entwicklung, insbesondere an dem Ausbau des deutsch-österreichischen Postvereins, an den Reformen im Tax-, Post-, Kurs- und Landpostwesen war immerhin hervortretend. Es standen ihm aber in der Direktion für das Postwesen erfahrene Räte zur Seite, auf deren Schultern er einen großen Teil der Arbeit abladen konnte. Im Jahre 1872 ging das Post- und Telegraphenwesen an das Reich über. Dies hätte der Direktion der Verkehrsanstalten eine Erleichterung gebracht, wenn nicht gleichzeitig die bisher der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues übertragene Leitung des Eisenbahnbaues ihr zugewiesen worden wäre. Von diesem Zeitpunkt an führte die Direktion der Verkehrsanstalten die Bezeichnung „Generaldirektion der Badischen Staatseisenbahnen" und der Vorstand den Diensttitel „Generaldirektor". Dem Generaldirektor Zimmer war für seine Person schon im Jahre 1866 der Titel und Rang eines Geheimrates zweiter Klasse verliehen worden. Der Zuwachs an Geschäften durch den Eisenbahnbau war sehr erheblich, da eine Reihe wichtiger Bahnbauten noch im Gange war. So schwoll die Arbeitslast des Generaldirektors immer mehr an. Als er im Jahr 1854 die Stelle antrat, hatte das badische Bahnnetz kaum eine Länge von 300 Kilometer, jetzt hatte es nahezu die vierfache Ausdehnung erlangt. Zimmer gehörte zu jenen gewissenhaften und ehrgeizigen Naturen, die alles selbst machen und nichts aus der Hand geben wollen. Bei ihm war diese Eigenschaft um so mehr erklärlich und entschuldbar, als er die ganze Verwaltung von Anfang an geschaffen, organisiert und weiter ausgebildet hatte; er war daher in allen Zweigen am besten orientiert und mit der Verwaltung innig

verwachsen. Doch schließlich scheiterte er an dieser Eigenart; er nutzte seine Kräfte unnötigerweise frühzeitig ab und nachdem die dienstlichen Interessen es als unvermeidlich hatten erscheinen lassen, eine Teilung der Arbeit durch anderweite Organisation der Generaldirektion vorzunehmen, war er eher geneigt, sich ganz zurückzuziehen, als sich sozusagen auf ein Altenteil setzen zu lassen. So suchte Zimmer im Januar 1876 um seine Zuruhesetzung nach. In dem Pensionierungsgesuch weist er darauf hin, „daß er nahezu vierzig Jahre in der Eigenschaft als Staatsdiener und 45 Jahre im Dienst des Staates überhaupt tätig war und während dieser langen Zeit in Treue zu seinem durchlauchtigsten Fürsten bestrebt war, dem Lande, soweit seine Kräfte gereicht, durch gute Dienste nützlich zu sein". Mit Allerhöchster Entschließung vom 3. Februar 1876 wurde seinem Ansuchen unter besonderer Anerkennung seiner langjährigen treuen und ausgezeichneten Dienste stattgegeben. Als Zeichen weiterer Anerkennung verlieh ihm der Großherzog noch den Stern zum Kommandeurkreuz mit Eichenlaub vom Zähringer Löwenorden. Zimmers Brust zierte schon lange eine Reihe fremder hoher Ordensauszeichnungen. Sein Rücktritt erregte in der Verwaltung allgemeines Bedauern. Als Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit wurden ihm zum Abschied vom Kollegium und den Bezirksbeamten verschiedene Ehrengeschenke überreicht. — Nach der Zuruhesetzung blieb Zimmer nicht untätig. Mit seinem regen Geiste und seinen reichen Erfahrungen beteiligte er sich nutzbringend an der Verwaltung von gemeinnützigen und Privatunternehmungen. Auch wurde er für die Landtagsperiode 1885/86 vom Großherzog zum Mitglied der Ersten Kammer der Landstände ernannt. — Zimmer war als Mensch von edler vornehmer Gesinnung, was auch schon in seiner äußeren Erscheinung zutage trat; alles Gemeine war ihm durchaus zuwider. Er hatte eine hohe Auffassung von der menschlichen Bestimmung und den hieraus für das Leben sich ergebenden Pflichten. An sich selbst stellte er, wie erwähnt, die strengsten Anforderungen sowohl im beruflichen als im privaten Leben. Tief durchdrungen von dem größten sittlichen Ernst und von einer echt christlichen Frömmigkeit faßte er alle Betätigung des irdischen Lebens nur als die Erfüllung der göttlichen Bestimmung des Menschen und als die Vorbereitung zum jenseitigen Leben auf. Eine streng sittenreine Lebensführung, die äußerste Hingebung an die Pflichten der Familie und des Berufes, die Treue gegen Fürst und Vaterland und die Liebe zu den Mitmenschen ergaben sich bei ihm deshalb von selbst als der naturgemäße Ausfluß des inneren Wesens. Selbstsucht, Eigennutz und Stre-

berei waren ihm fremd; niemals trat der eigene Vorteil der Sorge für das Wohl der Mitmenschen hemmend in den Weg. Die Nächstenliebe war ein hervorstechender Zug seines Wesens, jedoch gepaart mit einer gewissen Strenge: wer seines Wohlwollens teilhaftig sein wollte, mußte sich dessen würdig erweisen. Eine wahrhafte Frömmigkeit, frei von äußerlichem Schein, war ihm eigen geblieben von den unter der Obhut der Mutter verbrachten Kinderjahren bis ins hohe Alter. Mit Vorliebe beschäftigte er sich in den späteren Jahren seines Lebens, da die Berufspflicht nicht mehr auf ihm lastete, mit religiösen Fragen. Von Haus aus Katholik, zog ihn doch in gereiften Jahren der Geist der freien Forschung unwiderstehlich an und die jahrelang gehegte Hinneigung zum Protestantismus führte noch kurz vor seinem Lebensende auch zum äußeren Wechsel der Konfession. Politisch ist Zimmer niemals hervorgetreten, wiewohl er zu allen politischen Vorgängen und Fragen eine bestimmte Stellung einnahm; seiner Meinung gab er im engeren Kreise entschiedenen Ausdruck. Nach seinem ganzen Wesen wäre er am ehesten der konservativen Parteirichtung zuzurechnen gewesen, wenn er auch nicht zu ihr sich bekannt hat. Das politische Parteiwesen war ihm überhaupt nicht sympathisch; er war nicht im landläufigen Sinn Politiker. Durchdrungen aber war sein politisches Denken und Fühlen von der Liebe und Treue zum Fürstenhaus, er war Monarchist aus innerster Überzeugung; denn kraft seiner religiösen Grundsätze betrachtete er den Fürsten als die von Gott gesetzte Obrigkeit. Die fortschreitende Zersetzung der sozialen Verhältnisse, das Schwinden der Autorität und die immer mehr sich ausbreitende Abwendung vom religiösen Glauben erfüllten ihn mit ernster Besorgnis um die Zukunft der menschlichen Gesellschaft. Er war der Überzeugung, daß nur in der Rückkehr zur Religion der Weg zur Heilung der mit der modernen Entwicklung der sozialen Verhälnisse verbundenen Schäden zu finden sei. — Zimmer starb am 14. November 1893 in Karlsruhe. Mit ihm schied ein Mann, der unter Aufwendung seiner ganzen Lebens- und Geisteskraft Befriedigung darin gefunden hatte, seinem Heimatlande in treuer und unermüdlicher Arbeit vortreffliche und dauernd wertvolle Dienste zu leisten. In der Geschichte des badischen Eisenbahnwesens wird sein Name unvergessen bleiben. (Unter Mitbenutzung von Mitteilungen Familienangehöriger und eines ihm befreundeten Zeitgenossen, des Postdirektors a. D. Clady.) Zittel.

Reinhard Sebastian Zimmermann

wurde in Hagnau, einem großen, von Weingärtnern und Fischern bewohnten Dorfe am Bodensee, am 9. Januar 1815 in ziemlich dürftigen Verhältnissen geboren. Er kam nach einer trotz aller Armut in Wald und Feld glücklich verlebten Jugend, in welcher sich auch alsbald seine Lust zum Zeichnen zeigte, im Jahre 1828 zu einem Vetter in dem benachbarten malerischen Städtchen Meersburg, um besseren Schulunterricht zu genießen, als er in dem heimischen Dorfe zu haben war. Dort, an dem ehemaligen Sitz des Bischofs von Konstanz, einem reich mit Malerei und Skulptur ausgestatteten Palast aus der Zopfzeit, erhielt er auch die ersten künstlerischen Eindrücke, obwohl er jetzt bald in der Krämerei des Vetters als Lehrling eintreten und von morgens 5 bis abends 8 Uhr Kaffee auswägen und Düten drehen mußte. Daneben zeichnete er aber beständig und malte sogar schon Porträts, die er sich zur Aufbesserung seiner Finanzen bezahlen ließ. Ein paar kunstliebende Verwandte unterstützten ihn in diesen autodidaktischen Bestrebungen, während er schon immer von dem unter König Ludwig eben glänzend aufblühenden München hörte. Als er im zwanzigsten Jahr endlich seine Lehrzeit vollendet, kam er 1836, um Französisch zu lernen, nach Remiremont in den Vogesen, wo er fortfuhr, Miniatur-Porträts zu malen, und sich dadurch die Mittel zu kleinen Reisen erwarb. Dank den dort erworbenen Kenntnissen bekam er bald eine Stelle als Kommis im ersten Handlungshause in Freiburg i. Br., wo er seine Phantasie schon am herrlichen Dom und vielen anderen Bauten mit künstlerischen Eindrücken füllen konnte. Da nahm auch seine Liebe zur Kunst immer mehr zu, bis er es nach einigen Jahren gar nicht mehr aushielt und im Sommer 1840 nach München kam, um dort Maler zu werden. Von seinen kleinen Ersparnissen höchst bescheiden lebend, besuchte er die Akademie, wo ihm sein Landsmann, der Tiermaler Robert Eberle (Bad. Biogr. I, S. 207 ff.), sehr förderlich wurde. Da ihn der akademische Unterricht nicht so vorwärts brachte, wie er es erwartet hatte, begab er sich nach wenigen Jahren in die Schweiz, um sich durch Bildnisse Geld zu verdienen, und dann 1845 nach Paris. Auch dort mußte er sich mit Porträtmalen durchbringen und konnte kein Maleratelier besuchen, lernte aber eben doch viel durch das beständige Sehen, welches bei gut Veranlagten ja den Geschmack sehr rasch ausbildet. Nachdem er noch England und Belgien besucht hatte, kam Zimmermann im Frühjahr 1847 wieder nach München zu-

rück, um fortan da zu bleiben. Während er aber bisher nur Porträts gemalt hatte, versuchte er sich nun in Sittenbildern, die bald so großen Beifall fanden, daß er sich eine Familie gründen konnte. Denn das paßte durchaus zu seinem bürgerlich soliden, jeder Extravaganz abgeneigten Charakter. So hatte er auch den gesunden Verstand, gleich von allem Anfang an nur Motive aus seiner Heimat mit ihren Menschen zu malen, wie er sie von Jugend auf gekannt und geliebt hatte. So die durch drei Hagnauer Buben dargestellten „Heiligen drei Könige", Szenen aus dem Fischerleben am Bodensee und dergleichen. Dann gab ihm die Beobachtung des Staunens der in der Schleißheimer Galerie herumgeführten Bauern Stoff zu einem oft wiederholten Bilde „Die Landleute im Schloß". Auch eine „Teuere Zeche" — wie das vorige aus dem Jahre 1853 — machte durch ihren trockenen Humor viel Glück. Am meisten gefiel aber eine dem Orgelchor in Meersburg beim Sonntagsgottesdienste entnommene Szene (1854), wo er in den dort Musizierenden lauter heimische, junge und alte Philister mit einer Treue und Ehrlichkeit darstellte, die ganz überraschend wirkte, schon darum, weil die Romantik damals ganz ausgelebt und man die schlechtgemalten Engel und Heiligen samt allen allegorischen Damen fast so satt hatte, wie die italienischen Mädchen und nordischen Recken in ihren so auffallend schlechtsitzenden Röcken. Die Pilotysche Schule aber, in der man dergleichen so viel besser machen lernte, existierte damals noch nicht. Mit gesundem Takt blieb Zimmermann aber auch später der schwäbischen Heimat und ihren Menschen immer treu, ja siedelte sich sogar in seinem geliebten Hagnau im Sommer förmlich an und malte alles, was ihm nur vorkam, ohne sich jemals viel auf Novellenkomponieren einzulassen. Höchstens, daß er einmal eine Impfstube mit ihren mörderlich schreienden Patienten zum besten gab, Hochzeiten und Kindtaufen oder Begräbnisse, noch lieber aber Bettelmusikanten, Spieler in der Kneipe oder „Weinproben" darstellte. Auch die schwäbischen liberalen und radikalen jungen Weltumstürzer mit ihren viel konservativeren Vätern und Vettern hat er einmal sehr treffend in einem Bilde dargestellt, das jetzt die neue Pinakothek in München ziert, wie denn nach und nach in viele Galerien Bilder von ihm kamen. Er selber aber liebte auch das Wandern, und trieb es alle Sommer, bald da, bald dorthin. Auch in den Schwarzwald hat er sich begeben und unter der dortigen so malerischen Bevölkerung Studien gemacht. Am besten vielleicht gerieten ihm die Kinderbilder; so ist seine große Schusterwerkstatt im Ottobeurer Waisenhaus,

wo er sich wochenlang zum Studium aufhielt und noch mehrere Bilder davon malte, ganz prächtig geraten, obwohl er kein eigentlicher Seelemaler, sondern schlechtweg „Schilderer“ war. Mittlerweile hatte sich sein Hausstand um zwei prächtige Buben vermehrt, die später beide Künstler geworden sind und von denen der älteste, Ernst, es zu großem Ruf brachte, indem er sich Rembrandt zum Muster nahm. Leider verloren sie bald ihre Mutter, die im Jahre 1857 einer Gehirnentzündung erlag. Nach zwei Jahren fand Zimmermann indes in einer jungen Witwe — einer Landsmännin — vollen Ersatz und die verwaisten Kinder wieder eine liebevolle Mutter. — Obwohl der Meister sich eigentlich nie an Menschen und Dinge machte, die er nicht gesehen hatte, und seine Kunst sich durch ihren nüchternen Realismus gerade am meisten von der unmittelbar vorausgehenden romantischen unterschied, da sie sich ganz an die Gegenwart und ans Nächstliegende hielt, so machte er doch einige Ausnahmen und stellte z. B. einmal französische Soldaten aus der Revolutionszeit als Einquartierung in einem fürstlichen Schloß dar, wo freilich dessen prachtvolle Gemächer im Gegensatz zu den zerlumpten Sansculotten den eigentlichen Inhalt bilden. Ebenso zierte er derartige vornehme Rokoko-Gemächer, die er mit Vorliebe darstellte, ab und zu mit Reifrock-Damen, ging aber dabei nie über die bloße Staffage hinaus. Besonders viel derartiges entnahm er dem prächtigen Würzburger Schloß. Am besten gerieten ihm aber doch immer die Bilder des unmittelbar Gesehenen, wie er denn z. B. 1861 für einen echt bayrischen „Schrannentag“ die goldene Medaille auf der großen Kölner Ausstellung erhielt — das Bild wurde für das Kölner Museum erworben — und mit einem Hochzeitszug, der eben die Treppe hinabsteigt, selbst auf der Weltausstellung in Paris 1867 Glück machte. Auf der Wiener Ausstellung von 1873 gefiel dann auch ein Bild von ihm sehr, wo er wiederum im reichen Rokokosaal eine geistliche Deputation darstellte, die sich zur Audienz bei Serenissimus meldet. Es ist in englische Hände gekommen, wie denn die Engländer überhaupt viel Geschmack an seinen Arbeiten fanden und er in London in der Alberthalle immer gut verkaufte, so z. B. „Im Weinhaus“, „In Pfarrers Bibliothek“, „Weinproben“ und dergleichen. In den siebziger Jahren entstanden dann noch die „Klosterschule“, „Musikproben auf dem Lande“, „Gemeinderatssitzung“, „Mädchenarbeitsschule“, mehrere Mönchsbilder ꝛc. Allmählich als sehr guter Haushälter zu Wohlstand gekommen und sogar Münchner Hausbesitzer geworden, machte er jetzt auch noch einmal mit seiner Frau

eine Reise durch ganz Italien und kam wohl entzückt von dem vielen Schönen, was er gesehen, zurück, aber doch nicht, ohne die trauliche Heimat am Bodensee, ja Deutschland überhaupt weit vorzuziehen, wie er uns in seinen für die Familie, zunächst seine Söhne Ernst und Alfred, geschriebenen „Erinnerungen eines alten Malers“ (München 1884) mit derselben schlichten Anspruchslosigkeit erzählt, die den ganzen Mann und seine Werke gleich entschieden und wohltuend charakterisieren. Ohne Zweifel sind diese Werke seither durch pikanter gemachte und genialer aufgefaßte oft überboten worden, man wird aber auch sie in ihrer treuherzigen und fast pedantischen Ehrlichkeit noch lange hochschätzen, genau wie so viele altdeutsche, deren ehrenfestes Handwerkertum in seiner unendlichen Gewissenhaftigkeit uns selbst neben dem Besten, was die Renaissance-Kunst überhaupt geschaffen, immer noch Respekt einflößt. Solch einem altdeutschen Malermeister glich R. S. Zimmermann durchaus, dem nichts ferner lag, als sich irgendwie durch Reklame interessant machen zu wollen, der seine Person überhaupt nie vordrängte, dafür aber ein guter Patriot, solider und hochachtbarer Bürger, unverbrüchlich treuer Gatte und liebevoller Vater war. Er starb am 16. November 1893 in München plötzlich nach kurzem Unwohlsein im Alter von fast 79 Jahren. (Münchner Allg. Zeitung 1893, Nr. 340 und Karlsruher Zeitung 1893, Nr. 319.)

Emil Zittel,

Dr. theol. und Kirchenrat, Stadtpfarrer in Karlsruhe, lange Zeit einer der bedeutendsten Vertreter der badischen Landesgeistlichkeit und der liberalen Richtung, ist der Sohn des verstorbenen Heidelberger Stadtpfarrers Karl Zittel, der in einem früheren Zeitraum der badischen Landeskirche eine ähnliche Stellung wie der Sohn eingenommen hatte, und der älteste dreier Brüder, von denen die beiden andern angesehene Stellungen teils im Staatsdienst, teils in der Wissenschaft bekleideten. Er ist in Lörrach am 14. August 1831 geboren, wuchs im Pfarrhause in Bahlingen am Kaiserstuhl zum Jüngling heran und vollendete seine Gymnasialstudien in Heidelberg, wo sein Vater 1847 Stadtpfarrer wurde. Seine Jugend fällt in die stürmische Zeit der Freiheitsbewegung der 40er Jahre und die Zeit, in der auch sein Vater im Sinne eines vernünftigen Fortschritts eine bedeutsame und tätige Stellung einnahm. Sich der Theologie widmend, studierte er in Heidelberg unter Rothe und Ullmann und in Jena

unter Rückert und Hase. Unter ihnen scheint Rückert vom größten Einfluß gewesen zu sein, von dessen Theologie er sagt, daß sie ihn „durch die außerordentliche Klarheit und Präzision der Darstellung“ gewonnen habe. Sein Studium und das Erbe des Vaters, der als Begründer einer liberal-kirchlichen Richtung in Baden betrachtet werden muß, haben ihn gleichfalls dieser Richtung zugeführt. Im Jahre 1855 trat er nach bestandenem Examen in den Kirchendienst ein, wurde Vikar in Durlach und Pfarrverweser in Ettlingen. In diese Zeit fielen die Agenden- und Konkordatskämpfe, in denen auch sein Vater neben Schenkel eine leitende Stellung einnahm. Im Jahre 1863 wurde Zittel gleichzeitig mit Emil Frommel zum Stadtpfarrer in Karlsruhe gewählt. 1874 rückte er vom Pfarrer der Augartenpfarrei an die Stelle des verstorbenen Dekans Roth zum Pfarrer an der Stadtkirche auf und wurde gleichzeitig von der Diözesansynode zum Dekan erwählt. Langsam aber stetig erwarb er sich durch seine Begabung, die sich spät, aber dann rasch und reich entfaltete, durch seine Art mit den Leuten gemütlich zu verkehren und sein praktisches Geschick auch in Verwaltungssachen das Vertrauen der Gemeinde. Aber nicht nur in seiner Gemeinde, sondern im Lande und darüber hinaus wuchs sein Ansehen, seitdem er auch immer mehr als ein bedeutender Vertreter der liberalen Richtung in das öffentliche Leben eintrat. Als einer der jüngsten hat er der Gründung des deutschen Protestantenvereins 1863 in Frankfurt a. M. beigewohnt; seitdem bot ihm dieser Verein die nächstliegenden Anlässe und Anregungen für sein öffentliches Auftreten in Wort und Schrift. Er trat 1867 in die Redaktion des Südd. evang.-prot. Wochenblatts ein, hielt Vorträge in Karlsruhe und andern Städten und war namentlich auf den Protestantentagen eine vielbegehrte Kraft. Auf den Protestantentagen zu Wiesbaden 1874 und Bremen 1886 hielt er die Festpredigt; in Hamburg 1885 hatte er das Referat über die Frage: „Wie können die Freisinnigen für das kirchliche Leben gewonnen werden?“, in Neustadt a. d. H. (1883) „über Luthers Reformationsvermächtnis an unsere Zeit“, und in Gotha (1890) „über die kirchliche Gemeindeorganisation unsrer Städte“. Zittel war keineswegs eine radikale oder agitatorische Natur, sondern eine trotz entschiedener Denkweise stets zur Versöhnung geneigte, die Spitze gern umbiegende, lieber bauende als kämpfende Persönlichkeit. Vom Jahre 1876 an bis 1892, wo er noch die Schlußpredigt hielt, war er als Vertreter seiner Diözese Mitglied aller Generalsynoden und hat an verschiedenen Aufgaben, z. B. an der Fassung des Katechismus, erfolgreich mitgearbeitet.

Er nahm im kirchlich-parlamentarischen Leben gewöhnlich eine einflußreiche Stellung ein, mehr bemüht um das Zustandekommen von wichtigen Beschlüssen mit großer Mehrheit, als um Behauptung der Parteistellung. 1886 wählte ihn die Generalsynode in ihren ständigen Ausschuß. Auch andere Auszeichnungen blieben nicht aus: 1884 erhielt er das Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen, 1886 aus Anlaß des Universitätsjubiläums von der Universität Heidelberg die Doktorwürde, kurz vor seiner Pensionierung den Titel Kirchenrat. Schon längere Zeit herzleidend, war er 1896 genötigt, von der Höhe einer stets sich steigernden Tätigkeit Abschied zu nehmen und in den Ruhestand zu treten. Unter schwerem Leiden, aber immer noch geistig tätig, führte er sein Leben bis zum 23. Januar 1899, an welchem ihn der Tod erlöste. — Wenn man von einem badischen Volkstypus sprechen darf, der sich aus der Mischung der Stämme herausgebildet hat, wenn man dabei an eine glückliche Mischung von Verstand und Gemüt, von wissenschaftlichem und praktischem Sinn, von prinzipieller Anschauung und mit einem überall mit dem Leben ausgleichenden Triebe, von fortschreitender Beweglichkeit mit besonnenem Maßhalten denken darf, so kann Zittel als einer der echtesten Vertreter bezeichnet werden. Geist und Gemüt, nüchterner Verstand und veranschaulichende Phantasie arbeiteten bei ihm glücklich zusammen. Er hatte eine große Begabung, die Dinge zu sehen, wie sie sind, das Charakteristische und Wesentliche daran und dies auch wieder treffend zu formulieren. Darin bestand der Wert seiner Predigten und Vorträge. Er war kein glänzender Redner, der mit dem Schwung rhetorischer Mittel arbeitete, sondern ein Redner, der sich durch die Sachlichkeit und Richtigkeit und die zutreffende Formulierung der Gedanken auszeichnete. In besonders scharfer Prägung trat bei ihm eine Abneigung gegen alles Doktrinäre, Pathetische, alle Prinzipienreiterei und allen blinden Eifer hervor, ein vernünftiger Realismus, der die Dinge nahm, wie sie liegen, ein immer aufs Ausführbare, Praktische, Zweckmäßige gerichteter Sinn, darum auch ein starker Zug auf Ausgleichung bestehender Gegensätze. Er war dabei ein Optimist, der sich die Dinge gerne nach seinem Herzen zurechtlegte, das Gute in den Verhältnissen mit Behagen genoß, an die Überwindung des Widerwärtigen und immer an eine gute Zukunft glaubte. Neben seiner Tätigkeit im Amte nahm seine schriftstellerische Tätigkeit den bedeutendsten Raum in seinem Leben ein. Er war kein Gelehrter; sein Interesse gehörte nur denjenigen Fragen, die für die Gemeinde von Bedeutung waren. Er war aber in hohem Grade be-

fähigt, ein Schriftsteller für die gebildete Gemeinde zu sein. Er verstand die Bedürfnisse der Gemeinde und wußte, was man ihr darbieten darf und wie man es ihr darbieten muß. Von seinem Vater hatte er die Gabe volkstümlicher Darstellung ererbt; er schrieb klar, einfach, anschaulich. Ein besonderes Anliegen war ihm, die Bibel den Gebildeten der Gegenwart verständlich zu machen und ihre Schätze in einer auch dem modernen Geschmack zusagenden Form darzubieten. Im Jahre 1880 gab er ein Neues Testament (Familienbibel) mit einer guten Übersetzung in heutiges Deutsch und mit Einleitungen und Erläuterungen für die Gemeinde heraus. Er selbst bearbeitete die Evangelien, die Apostelgeschichte und die Offenbarung Johannis. 1894 folgte eine völlige Umarbeitung dieses Werkes ausschließlich von seiner Hand (Die Schriften des Neuen Testaments, dem deutschen Volke übersetzt und erklärt), wobei der Ton der Lutherbibel taktvoll mit den Anforderungen des modernen Bedürfnisses vereinigt ist. Die Einleitungen in die einzelnen Schriften sind auch besonders herausgegeben (1895 „Vom Ursprung und Inhalt der Schriften des Neuen Testaments"). Am meisten eingeschlagen hat das Buch „Die Entstehung der Bibel" (5. Aufl. 1891), welches sich einer Reihe von Auflagen erfreut und, schließlich in die Reclamsche Sammlung aufgenommen, wieder neue Auflagen erlebt hat. Es macht die Ergebnisse der neueren Wissenschaft in klarer, geschmackvoller Darstellung und mit besonders feinem Sinn für das Poetische in der Bibel zum Besitze der gebildeten Gemeinde. In die Reihe der biblischen Schriften gehört auch die kleine Schrift „Wie Jesus von Nazareth der Messias oder Christus wurde", außerdem seine „Bibelkunde" für den Unterricht in den Mittelschulen, eine pädagogische Schrift, an deren Seite noch zwei Leitfäden für Schule und Konfirmandenunterricht zu setzen sind. Das Jahr des Lutherjubiläums 1883 stellte ihn vor die große Gestalt des Reformators und erregte in ihm den lebhaften Wunsch, Luther in gleicher Weise volkstümlich zu machen, wie er es mit der Bibel so glücklich versucht hatte. Da aber die Zunahme seiner Berufsarbeit und schwache Augen ihn daran verhinderten, begnügte er sich mit einer Herausgabe der Lutherschrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Staats Besserung" und mit einem „Beitrag zu einem wirklichen Volksbuch über Luthers Leben und Schriften". In seinen letzten Jahren beschäftigte ihn hauptsächlich die badische Landeskirche, für die er ein warmes Herz hatte und deren Bedeutung er in einem Vortrage 1895 schilderte: „Was verdanken wir unserer evangelischen Landeskirche und was sind wir ihr

schuldig?" Aus den Studien, die ihn an die Anfänge der Landeskirche zurückführten, sind zwei wertvolle Beiträge zu ihrer Geschichte erschienen: „Das Zeitalter Karl Friedrichs als Vorbereitung der Vereinigung der lutherischen und reformierten Kirche" 1896 und „Das Reformationsjubiläum von 1817 und die Union" 1897 (beide bei Hörning, Heidelberg, während die übrigen Schriften im Verlage der Braunschen Hofbuchhandlung erschienen sind). Die Zeugnisse endlich der froheſten und genußreichsten Tage im Leben Zittels sind zwei Schriften, die seinem jährlichen Erholungsaufenthalt in der Schweiz entsprungen sind: „Die Reisebriefe aus Disentis" 1879 und die Touristenblätter unter dem Titel „Rings um die Jungfrau" 1892. Sie sind sichtlich mit Liebe geschriebene Beweise eines echten und tiefen Naturgenusses. Eine treue Lebensgefährtin hat er im Jahre 1857 in Amalie Diemer gefunden. Das Familienleben hat ihm zwar Sorge und Schmerz nicht erspart, ihm aber auch viele glückliche Tage bereitet. (Vgl. Deutsches Protestantenblatt 1899 Nr. 7; Karlsruher Zeitung 1899 Nr. 99; Zeitbilder, Beilage zur Pfälzischen Presse 1897 Nr. 16 [mit Bild].)

D. W. Hönig.

Nachträge.

Julius Allgeyer,

der Freund und Biograph Anselm Feuerbachs, wurde am 29. März 1829 zu Haslach im Kinzigtal geboren. Frühe auf sich selbst angewiesen, kam er als Lehrling in eine lithographische Anstalt in Karlsruhe. Als Zwanzigjähriger in die Wogen des badischen Aufstandes hineingezogen und ausgewiesen, ging er, später amnestiert, mittellos aus der Schweiz wieder nach Karlsruhe zurück, nahm seine künstlerischen Versuche wieder auf und erhielt 1854 durch ein Stipendium die Möglichkeit, sich in Düsseldorf als Kupferstecher weiter auszubilden. In Düsseldorf lernte er den um zwei Jahre jüngeren Johannes Brahms kennen, durch den er auch bei Klara Schumann eingeführt wurde; so knüpfte er hier Beziehungen, die durch sein ganzes Leben angedauert haben. 1856 ging Allgeyer mit einem Staatsstipendium nach Rom. Seine künstlerische Tätigkeit hatte er bis dahin, arm, wie er war, und gezwungen, nach Bestellungen der Kunsthändler zu arbeiten, als Stecher religiöser Gegenstände ausgeübt und zumal für Aufträge aus Maria Einsiedeln nach Joseph Heinemann und Aug. Scheffer gestochen. Auch in Rom setzte er diese Tätigkeit zunächst noch fort. Eine entscheidende Wendung in seinem Leben brachte die Bekanntschaft mit Anselm Feuerbach, die bald zur völligen Hingebung wurde. Vier Jahre, 1856—1860, hat er in Rom als Zimmernachbar und Freund des fast gleichaltrigen Künstlers, dessen hohe Freuden und bittere Schmerzen mit durchlebt und mit durchlitten. Diese Jahre haben den Grundstein zu seinem Charakter gelegt; das Verhältnis zu Feuerbach wurde für ihn fortan das Wichtigste und Wesentlichste von allem, bestimmte den Gesichtswinkel, unter dem er jedwedes Ding betrachtete und maß. 1860 verließ Allgeyer Rom und zog im folgenden Jahre wieder nach Karlsruhe, wo er mit einem verheirateten

Bruder ein photographisch-artistisches Atelier gründete. Er stellte seine künstlerischen Anlagen und Erfahrungen, was damals neu war, in den Dienst des Photographen, und zumal seine Spezialität, ganz große Aufnahmen nach dem Leben, erregten Aufsehen. Daneben gab er Schirmers biblische Landschaften in photographischen Nachbildungen heraus, und mehrere Hefte von ihm reproduzierter Gemälde Feuerbachs erschienen bei Velten in Karlsruhe. 1872 erging an Allgeyer die Aufforderung, in die Albertsche große photographische Anstalt in München einzutreten, die damals mit ihren Versuchen, das Lichtdruckverfahren auszubilden und mittels der Schnellpresse Massenauflagen graphischer Nachbildungen herzustellen, in vollster Arbeitstätigkeit und Blüte stand. Im Oktober des genannten Jahres siedelte er nach München über und rückte im Besitze des steigenden Vertrauens Joseph Alberts bald zum Vorstand der Anstalt empor. Als besondere Frucht dieser seiner Berufstätigkeit erschien 1881 das „Handbuch über das Lichtdruckverfahren" (in zweiter Auflage 1896). Im Jahre 1880 aus der Albertschen Anstalt ausgeschieden, warf Allgeyer sich zunächst mehrere Jahre aufs Erfinden und suchte das Verfahren, das im wesentlichen nachher von andern mit der Meisenbachschen Autotypie gefunden wurde, beteiligte sich dann weiterhin nochmals ein paar Jahre (1887—1892) an einem photographischen Unternehmen, bis zuletzt bei ihm der Entschluß reifte, das Leben seines 1880 verstorbenen Freundes Anselm Feuerbach zu schreiben. Das Buch erschien 1894 in zwei Bänden und aus dem Erfolge desselben gewahrte Allgeyer mit freudigem Staunen, daß das Ansehen Feuerbachs doch bereits fester stand, als er geahnt hatte. In den Jahren 1897 bis 1899 nahm er dann eine vollständige Umarbeitung des Werkes unter Benützung des im Besitze der Nationalgalerie in Berlin befindlichen Nachlasses Feuerbachs vor. Die Drucklegung dieser zweiten Auflage konnte er persönlich nicht mehr besorgen. Am 6. September 1900 nahm ihn der Tod hinweg. Aus seinem Nachlasse hat der Göttinger Kunsthistoriker Karl Neumann die „zweite Auflage auf Grund der zum erstenmal benützten Originalbriefe und Aufzeichnungen des Künstlers" 1904 herausgegeben. Eine Biographie Klara Schumanns, die Allgeyer als alter Freund des Schumannschen Hauses 1898 zu schreiben übernommen hatte und die bis zum 7. Kapitel, der Verheiratung der Künstlerin, gediehen war, ist nicht veröffentlicht worden. (Nach dem Nachrufe, welchen K. Neumann im Begleitwort zur zweiten Auflage des Feuerbachbuches Allgeyer gewidmet hat.)

Robert Wilhelm Bunsen,

einer der größten Naturforscher aller Zeiten, der Nestor der chemischen Wissenschaft, wurde am 31. März 1811 zu Göttingen geboren. Sein Vater war der dortige Bibliothekar und Professor der neueren Sprachen Christian Bunsen und seine Mutter Friederike, eine geborene Quensel, die Tochter eines britisch-hannoverschen Offiziers. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Holzminden studierte er seit 1828 in seiner Vaterstadt Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik und Anatomie, erhielt 1830 auf seine Abhandlung «Enumeratio ac descriptio hygrometrorum, quae inde a Saussurii temporibus proposita sunt» den von der dortigen philosophischen Fakultät ausgeschriebenen Preis und am 28. September 1831 auch den Doktortitel. Zur Erweiterung seiner praktischen Kenntnisse besuchte Bunsen von Mai 1832 bis September 1833 Berlin, Gießen, Paris, Wien und Freiberg in Sachsen, habilitierte sich dann am 25. Januar 1834 als Privatdozent an der Universität Göttingen und übernahm daselbst nach Strohmeyers Tod 1835 stellvertretend dessen sechsstündige Vorlesung über theoretische und praktische Chemie. In diese Zeit fällt eine Arbeit Bunsens, die seinen Namen zuerst in weiten Kreisen bekannt machte, nämlich der Bericht über seine Entdeckung, daß frischgefälltes Ferrihydroxyd Arsenvergiftungen unschädlich macht. Als dann 1836 der bisherige Lehrer der Chemie an der polytechnischen Schule zu Kassel, Heinrich Wöhler, Strohmeyers Stelle erhielt, wurde Bunsen Wöhlers Nachfolger in Kassel. Im Auftrage der kurfürstlich-hessischen Oberbergdirektion führte er hier Untersuchungen aus über die Vorgänge im Eisenhochofen und gelangte zu dem Ergebnis, daß auch in einem noch so gut geleiteten Hochofen drei Viertel des aufgewandten Brennstoffes verloren gehen. Im Oktober 1839 wurde er als außerordentlicher Professor der Chemie nach Marburg berufen und 1842 zum Ordinarius und Direktor des chemischen Instituts daselbst ernannt. Hier vollendete er seine in Kassel begonnenen Untersuchungen über die von Cadet 1760 durch Destillieren von Kaliumacetat mit Arsentrioxyd gewonnene, übel riechende, an der Luft rauchende und leicht Feuer fangende, giftige Substanz. Indem er aus dieser eine aus Kohlen-, Wasser-, Sauerstoff und Arsen bestehende Verbindung und eine Reihe mit dieser in nächster Beziehung stehender Körper isolierte, entdeckte er das Kakodyl, eine nur aus den Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff und Arsen bestehende, an der Luft sich von selbst entzündende Flüssigkeit, eine Ent-

deckung, die der größte Chemiker der damaligen Zeit, Berzelius (1779 bis 1848), ein Meisterstück chemischer Forschung nannte, für welches die Wissenschaft Bunsen den größten Dank schuldig sei. Auch den weiteren unter gleich großen Schwierigkeiten und Gefahren mit beispielloser Sorgfalt und Sauberkeit ausgeführten Untersuchungen Bunsens über die Kakodylverbindungen, bei denen dieser die Sehkraft des rechten Auges und beinahe das Leben verlor, weist Berzelius einen sehr hohen Rang an. In die Marburger Zeit fällt auch die Konstruktion des nach ihm benannten galvanischen Elements, der Kohlenzinkbatterie, das bis zur Einführung der Dynamomaschine überall da Verwendung fand, wo man starke Ströme brauchte, besonders zur Erzeugung des elektrischen Lichtes und in der Galvanoplastik. Im Jahre 1846 trat Bunsen eine größere Reise nach Island an, um die Tätigkeit der dortigen Vulkane und Geiser zu studieren. Zur Erkenntnis der ersteren trug er durch eine Anzahl von Analysen wesentlich bei, während er das Phänomen der Geiser auf die Überhitzung des unter starkem Druck aus der Tiefe aufsteigenden Wassers zurückführte. 1849 lieferte er den Beweis, daß vollkommen reines Wasser in dicken Schichten eine blaue Farbe besitzt, wodurch auch das reizende Phänomen der blauen Grotte von Capri, in welche Licht nur durch eine hohe Schicht Meerwasser eintritt, seine Erklärung fand. 1851 folgte Bunsen einem Ruf an die Universität Breslau, wo er den Plan zu dem großartig angelegten Gebäude des chemischen Instituts entwarf und mit seinem Kollegen Gustav Kirchhoff (vgl. Bad. Biogr. IV, 218 ff.) den für die Wissenschaft so bedeutungsvollen Freundschaftsbund schloß. Im folgenden Jahre wurde Bunsen nach Heidelberg berufen. Hier setzte er seine Untersuchungen über die elektrolytische Abscheidung der Metalle fort und stellte so 1852 das Magnesium dar, das in Pulverform zur Erzeugung des Blitzlichtes bei photographischen Aufnahmen sich späterhin äußerst wertvoll erwies, 1854 auch das Aluminium, dann das Natrium, Barium, Calcium und Lithium. Als dann 1855 der von Bunsen längst ersehnte Laboratoriumsneubau bezogen worden war, da begann in ihm ein reges arbeitsames Leben. Von fern und nah strömten Schüler und schon ausgebildete Chemiker in Heidelberg zusammen, um unter Bunsen lernen und lehren zu dürfen. In dieser Zeit stellte Bunsen mit H. E. Roscoe photochemische Untersuchungen an, welche zuerst exakte Bestimmungen über die chemischen Wirkungen des Lichts brachten und die Grundlagen der neueren Vervollkommnungen unseres Wissens in diesem Teile der

physikalischen Chemie abgaben. 1857 erschien Bunsens berühmtes, klassisches Werk „Gasometrische Methoden", das 1877 eine zweite Auflage in England, Deutschland und Frankreich erlebte. In ihm hat Bunsen die Resultate seiner umfangreichen Untersuchungen über die Gasanalyse im Zusammenhange dargestellt. Im gleichen Jahre veröffentlichte er auch mit Schischkoff eine „Chemische Theorie des Schießpulvers". Seinen Weltruf aber hat sich Bunsen erworben durch die im Verein mit seinem Freunde Kirchhoff, der ihm bereits 1854 nach Heidelberg gefolgt war, 1859 gemachte Entdeckung der Spektralanalyse, wodurch es ermöglicht wurde, den chemischen Zustand der leuchtenden Weltkörper, namentlich der Sonne, zu erkennen und neue Elemente, wie das Cäsium und Rubidium, zu entdecken. Über die Spektralanalyse veröffentlichten beide Gelehrte 1861 das Werk „Chemische Analyse durch Spektralbeobachtungen". Von den weiteren Entdeckungen und Erfindungen Bunsens wollen wir hier nur noch den bekannten „Bunsenschen Gasbrenner" erwähnen. Trotz seiner großen Verdienste um die Wissenschaft, trotz der vielen Auszeichnungen, der vielen Orden und Ehrenzeichen, die ihm verliehen wurden, war Bunsen stets ein einfacher bescheidener Mensch. Er war aber auch ein kostbares Original, dessen Einfälle und Handlungen viele ergötzten, die mit ihm in Berührung kamen. — Am 16. August 1899 setzte der Tod seinem tatenreichen, in der Wissenschaft unvergeßlichen Leben ein Ziel. (Vgl. Gesammelte Abhandlungen von Robert Bunsen, im Auftrag der deutschen Bunsengesellschaft für angewandte physikalische Chemie herausgegeben von Wilhelm Ostwald und Max Bodenstein, 3 Bände, Leipzig 1904; Richard Meyer, Robert Wilhelm Bunsen, Westermanns Monatshefte, 1900, S. 400 ff.; Derselbe, Bunsen, Robert Wilhelm, Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, Berlin 1900, Seite 192 ff.; Robert Wilhelm Bunsen, ein akademisches Gedenkblatt, Heidelberg 1900; Heinrich Debus, Bunsen, Allgemeine deutsche Biographie, Band 47, Seite 369 ff.; H. Meidinger, Robert Bunsen, Badische Gewerbezeitung 1899, Nr. 36; Bunseniana, eine Sammlung von humoristischen Geschichten aus dem Leben von Robert Bunsen, Heidelberg 1904.) S.

Eduard Hauser,

geboren am 21. August 1825 in Rotweil am Kaiserstuhl als Sohn eines Lehrers, genoß seine erste Erziehung im elterlichen Hause und

besuchte dann die Lateinschule im benachbarten Altbreisach. Der Hang zur mechanischen Technik ließ ihn nach dem Abgang von der Schule eine Lehrstelle suchen, in der er sich zum Mechaniker auszubilden hoffte. In jener Zeit waren die Spieluhrenmacher in hervorragendem Ansehen, und alle Welt bewunderte die Erstlingswerke, die damals als Kunstwerke vom Schwarzwald kamen. Einer der hervorragenden Meister war Johann Georg Schöpperle in Lenzkirch und diesen wählte sich Hauser aus, um im Mai des Jahres 1840 bei ihm in die Lehre zu treten. Nur der Spieluhrenmacher durfte wähnen, ein Mechaniker im wahren Sinne des Wortes zu sein, denn er mußte alles selbst können. Er mußte sich seine hölzernen Windladen, seine Blasebälge, seine Messinglaufwerke, kurzum alles, was man zu einem Orchestrion benötigt, selbst machen, und obendrein gehörte zur Ausübung der Kunst noch eine musikalische Bildung. Das paßte dem jungen Hauser, und eine bessere Grundlage als Vorbildung für seinen späteren Beruf konnte er gar nicht finden. Hauser erkannte schon frühzeitig, daß es mit den Werkzeugen in der Werkstätte seines Meisters nicht sonderlich gut bestellt war, und daß auch die auf dem Walde wohnenden Holzuhrmacher sich mit primitiven Mitteln abplacken mußten, um eine einigermaßen gangfähige Uhr zustande zu bringen. Nach Beendigung seiner Lehrzeit entschloß er sich daher zu einer Änderung seiner Beschäftigung; er kehrte zunächst der Spieluhrmacherei den Rücken und ging in die französische Schweiz, wo damals die Taschenuhrmacherei schon in hoher Blüte stand und gute Werkzeugmacher allerorten zu finden waren. Die Jahre 1846/47 brachte Hauser in verschiedenen Werkstätten der Werkzeugbranche zu; er holte, was für die Erreichung seines Zieles zu holen war und kehrte nach dem Schwarzwalde zurück, um eine eigene Werkstätte zur Herstellung von Werkzeugen und Maschinen für die Uhrmacherei einzurichten. Daneben befaßte er sich mit dem Plane, Bestandteile für massive Uhren der hausindustriellen Uhrmacher zu fertigen, damit diese in die Lage versetzt würden, mit solchen Uhren gegen Frankreich und England konkurrenzfähig zu werden. Die Hauserschen Werkzeuge verschafften sich bald einen Ruf auf dem Schwarzwalde, und Hauser hatte die Genugtuung, daß bei Einrichtung der ersten Uhrmacherschule in Furtwangen im Jahre 1850 er Musterwerkzeuge liefern durfte. Seinen Lieblingsplan, die Massivuhrmacherei auf dem Schwarzwalde in weitgehendem Maße einzuführen, konnte er nur langsam zur Reife bringen, denn in so kurzer Zeit ließ sich eine alteingesessene Industrie nicht umgestalten.

Im Mai 1850 entschloß er sich im Verein mit seinem Freunde Ignaz Schöpperle, dem Sohne seines Lehrmeisters, eine Fabrik einzurichten, in welcher die Rohwerke für massive Uhren durch Spezialmaschinen so weit vorgearbeitet werden sollten, daß dem Uhrmacher nur noch die Bearbeitung der Hemmung und das Finieren verblieb. Die Einrichtung dieser Fabrik verschlang Hausers Mittel, und er fühlte sich in seiner geschäftlichen Weiterentwicklung gehemmt. Es mußte rascher gearbeitet, mehr produziert werden, wenn der Markt für diesen neuen Industriezweig gewonnen werden sollte. In dieser Einsicht wandte er sich im Januar des Jahres 1851 an die badische Regierung mit der Bitte, ihm zur raschen Durchführung seiner Pläne und zum Bau weiterer Spezialmaschinen der Rohwerkfabrikation ein zinsenloses Darlehen von 10000 Gulden, wovon die Hälfte als Betriebskapital Verwendung finden sollte, zu bewilligen. Hauser wollte dem ganzen Schwarzwalde, nicht sich selbst oder einem einzelnen dienen, und er fand es ganz gerechtfertigt, daß ihm bei seinen weitgehenden Absichten auch seitens der Regierung eine Beihilfe gewährt werde. Nach den bestehenden Verwaltungsgrundsätzen konnte dies jedoch nicht geschehen; doch wurde der Firma Schöpperle und Hauser unterm 4. April 1851 in „Anerkennung ihrer Verdienste um Einführung der Fabrikation von Rohwerken zu Stockuhren auf dem Schwarzwalde eine Belohnung von 250 Gulden bewilligt". Dieser Bescheid konnte Hauser selbstverständlich nicht befriedigen, und wollte er sich in der Entwicklung seiner Pläne nicht aufhalten lassen, so mußte er auf andere Wege bedacht sein, um zum Ziele zu gelangen. Er war in Lenzkirch als ein genialer, nüchterner und energischer Geschäftsmann bekannt, und so konnte es nicht fehlen, daß ihm Mittel zur Erweiterung seines Geschäftes von privater Seite vielfach zur Verfügung gestellt wurden. Im Sommer 1851 besprach er sich unter anderen mit einem Lenzkircher Kaufmann, Franz Joseph Faller, der in der Welt draußen gewesen war und die Handelsverhältnisse kannte. Dieser schlug vor, zur Beschaffung des erforderlichen Kapitals eine Gesellschaft mit mehreren Teilhabern zu gründen, und so entstand am 1. September 1851 die „Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation in Lenzkirch". Für Hauser blieb in den folgenden Jahren eine Riesenarbeit zu bewältigen, denn in seiner Eigenschaft als technischer Direktor der Fabrik hatte er alle Spezialmaschinen zu konstruieren, deren Ausführung zu überwachen und daneben die gangbarsten Musteruhren auszuwählen, richtig durchzubilden und die Fabrikation derselben zu verteilen und zu ordnen. Wenn man

bedenkt, wie vielseitig sich die Uhrenfabrikation in Lenzkirch gestaltet hat, so muß man staunen und die Energie und Tatkraft des Mannes bewundern, der so im Laufe der Jahre Fabrikation an Fabrikation gereiht hat. Zunächst galt es, die massiven Uhren, die hauptsächlich aus Frankreich bezogen wurden, durch ein gleichwertiges Fabrikat vom deutschen Markt zu verdrängen; dies ist im Laufe der Zeit vollständig gelungen. Es mußte aber auch dem Geschmack nicht nur des deutschen, sondern des Weltmarktes Rechnung getragen werden, um für die inzwischen eingetretene Massenfabrikation das Absatzgebiet zu vergrößern. Die Pariser Pendulen mußten der Standuhr im Holzgehäuse weichen und die ausgedehnte Regulateurfabrikation verlangte die Einrichtung einer musterhaften Schreinerei. Um die Uhren fertig zu stellen und die Fabrikation von den Hilfsgewerben möglichst unabhängig zu gestalten, war die Einrichtung einer Gießerei, einer Vergolderei, einer Metallätzerei mit allen ihren besonderen Erfordernissen nötig, und wer je Gelegenheit hatte, einen Einblick in die Lenzkircher Fabrik zu tun, der hat erkannt, in welcher Vollkommenheit sich alle diese Betriebe betätigen. Nur auf diese Weise war es möglich, etwa 160 Werksorten im Laufe der Entwicklung in vielen hundert Ausstattungen dem Abnehmer darzubieten. Betrachtet man heute das Musterbuch der Lenzkircher Uhrenfabrik, so findet man Hausuhren, Normaluhren, Schiffsuhren, Tischuhren, Regulateure, während in der Fabrik selbst noch allerhand Laufwerke für elektrische Zwecke u. s. w. gemacht werden. Heute beschäftigt die Fabrik zwischen 500 und 600 Arbeiter, und ein ganzes Gemeinwesen verdankt ihr gleichsam sein Dasein, denn was wäre Lenzkirch ohne seine weltberühmte Uhrenfabrik? Bei all diesen Verdiensten, die sich Hauser um seine zweite Heimat, ja um die deutsche Uhrenindustrie überhaupt erworben hat, ist er immer der bescheidene, schlichte Bürger und der väterliche Freund seiner Arbeiter geblieben. An äußerer Anerkennung hat es ihm von Anfang an nicht gefehlt. Schon im Jahre 1858 wurde dem von ihm gegründeten und mit Liebe und Sorgfalt weiter entwickelten Etablissement von seinem Landesfürsten die goldene Verdienstmedaille für Förderung des Gewerbes und Handels aus Anlaß der durch dasselbe bewerkstelligten „Einführung fabrikmäßiger Anfertigung von Uhrwerken und Uhrenbestandteilen in bedeutender Ausdehnung" zuerkannt. Hauser selbst erhielt für seinen persönlichen Anteil an der Hebung der Uhrenfabrikation 1867 in Paris die bronzene Medaille, 1873 in Wien die bronzene Medaille und vom Niederöster-

reichischen Gewerbeverein die silberne Medaille, 1885 in Antwerpen ein Diplom mit Medaille. Großherzog Friedrich, der Hausers Verdienste kannte, verlieh ihm außerdem im Jahre 1891 das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen. Hauser starb am 22. Juli 1900. Mit ihm wurde ein Mann zu Grabe getragen, gleich hervorragend als Fachmann wie als Mensch und ausgestattet mit allen bürgerlichen Tugenden. (Nach dem Artikel von Professor F. Ant. Hubbuch in Straßburg „Eduard Hauser und die Lenzkircher Uhrenindustrie" in der Badischen Gewerbezeitung 1901, 336—339.)

Karl Joerger.

Im ersten Drittel des verflossenen Jahrhunderts, als allmählich der Verkehr von Bann- und Stapelrechten befreit wurde und die zahlreichen Zollschranken zu fallen begannen, regte sich auch in Mannheim der kaufmännische Unternehmungsgeist. Die Stadt wurde bald der Sitz eines bedeutenden Großhandels, insbesondere mit Kolonialwaren, Kaffee und Zucker, dessen Gewinnung aus der Rübe damals auch in Baden eine verhältnismäßig bedeutende Rolle zu spielen begann. Unter den diesem Geschäftszweige gewidmeten Großhandelshäusern ragte die Firma Jos. Tunna hervor. An diesem Unternehmen beteiligte sich Karl Sebastian Joerger, der Vater Karl Joergers, seit 1827 als Gesellschafter und führte es nach dem Tode Joseph Tunnas vom 1. Januar 1839 ab auf eigene Rechnung unter der Firma S. Joerger weiter. Aus seiner Ehe mit Franziska Müller von Rastatt wurde ihm am 4. Januar 1837 Karl Joseph Sebastian Valentin Joerger geboren. Karl Joerger blieb, nachdem zwei andere Söhne im frühesten Kindesalter verstorben waren, neben einer Schwester der einzige Sohn aus dieser Ehe. Er besuchte die Bürgerschule in Mannheim und wurde zu seiner weiteren Ausbildung auf mehrere Jahre einem Pensionat in Lausanne anvertraut. Zurückgekehrt, trat er im väterlichen Geschäft in die Lehre, nach deren Beendigung er sich mehrere Jahre in Rotterdam und London kaufmännisch betätigte. Am 1. September 1861 trat er als Gesellschafter in die väterliche Firma ein. Am 7. Juni 1864 verheiratete er sich mit Marie Oesterlin. Nach dem am 5. Februar 1866 erfolgten Tode des Vaters übernahm er das Geschäft allein. — Karl Joergers Stellung im öffentlichen Leben war eigener Art; seiner vornehmen und zurückhaltenden Natur widerstrebte es, sich irgendwo vorzudrängen, eine Rolle

zu spielen. Wo er eingriff und mitarbeitete, tat er es aus innerer Überzeugung. Die Selbständigkeit seines Charakters zeigte sich auch in seinem Anschluß an die altkatholische Bewegung. Als Inhaber eines für jene Zeit bedeutenden Handelshauses von altbegründetem Ansehen zog Karl Joerger schon frühzeitig die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich; das Vertrauen, das die Firma genoß, wendete sich auch dem jungen, neuen Inhaber zu und seine Zurückhaltung verhinderte nicht, daß die Mitbürger ihn schon in jungen Jahren zur Mitarbeit in den öffentlichen Angelegenheiten beriefen. Karl Joerger hat dies Vertrauen bis zu seinem allzu frühen, schmerzvollen Ende vollauf gerechtfertigt. Eben 33 Jahre alt, wurde er am 15. Februar 1870 zum Mitgliede der Handelskammer seiner Vaterstadt erwählt, der er von da an ohne Unterbrechung, seit 1881 als Vizepräsident, angehört hat. Im Jahre 1872 wurde er zum stellvertretenden Handelsrichter bei dem Anfang 1868 gebildeten Handelsgericht ernannt und trat als Handelsrichter in die auf Grund der Justizorganisation am 1. Oktober 1879 beim Gr. Landgericht errichtete Kammer für Handelssachen ein; erst die beginnende Todeskrankheit zwang ihn im Jahre 1895, diesem von ihm besonders geschätzten Ehrenamt zu entsagen. Während des deutsch-französischen Krieges war er eines der tätigsten Mitglieder des Vorstandes im Zentralkomitee der Lazarette, sowie Mitbegründer einer Vereinigung zur Unterstützung der Landwehrfrauen. In dem aus dieser Vereinigung hervorgegangenen, am 26. März 1871 gebildeten Mannheimer Bezirksausschuß der Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden bekleidete er das Amt des Rechners bis zu seinem Tode. In den Bürgerausschuß seiner Vaterstadt wurde er bereits im Jahre 1871 gewählt; er hat dieser Körperschaft mit einer kurzen, von 1881 bis 1884 währenden Unterbrechung bis zu seinem Tode, in den Jahren 1887—1890 als stellvertretender Obmann des Stadtverordneten-Vorstandes, angehört. Die Kirchengemeinde seines Bekenntnisses berief ihn ebenfalls frühzeitig zum Mitgliede ihres Vorstandes und Schatzungsrates. Zahlreich waren die Mannheimer Unternehmungen auf dem Gebiet des Verkehrs-, Versicherungs-, Bankwesens und der Industrie, die es sich zur Ehre rechneten, einen Mann von dem Charakter und den kaufmännischen Fähigkeiten Karl Joergers als Berater in ihren Aufsichtsräten zu gewinnen; in die Verwaltung zweier mit der Entwicklung Mannheims besonders eng verknüpfter Institute, der Mannheimer Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft und der Badischen Schiffahrts-

Assekuranz-Gesellschaft wurde er als Nachfolger seines Vaters bereits Anfang 1866 berufen. Dem Aufsichtsrat des ersten Mannheimer Bankinstituts, der Rheinischen Kreditbank, hat er vom Jahre 1882 an bis zum Tode angehört. Seit 1883 saß er im Aufsichtsrat der Mannheimer Gummi-, Guttapercha- und Asbestfabrik und seit dem Gründungsjahre 1886 in dem der Badischen Rück- und Mitversicherungsgesellschaft. — Diesem äußerlich vielgestaltigen Leben gab der Charakter des Mannes einen reichen Inhalt. In seinem Beruf ausgezeichnet durch rastlosen Fleiß, Beharrlichkeit und weiten kaufmännischen Blick, erhob er seine Firma zu einem der angesehensten Großhandelshäuser Südwestdeutschlands; mit einem hochentwickelten Sinn für Recht und Ehre verband er die wohlwollendste Auffassung seiner Befugnisse und Pflichten gegenüber seinen Angestellten. Der Wert seiner Mitarbeit in den städtischen Angelegenheiten beruhte auf der frühzeitigen Erkenntnis der Entwicklungstendenz seiner Vaterstadt, die ihn zu einem entschiedenen Befürworter und Förderer zahlreicher wirtschaftlicher Unternehmungen der Stadtgemeinde machte; dabei betonte er mehr als andere die ästhetischen und hygienischen Gesichtspunkte, die auch nach seinem Tode ein wichtiger Teil des Stadterweiterungsplanes geblieben sind. Nicht fehlen darf in Karl Joergers Charakterbild die besonders rühmliche Art, in der er sich im Verein mit seiner ihm im Tode kurz vorangegangenen edlen Gattin zeit seines Lebens auf dem Gebiete der Wohltätigkeit hervorgetan hat. Im stillen haben beide mit nie versagender Herzensgüte ungezählte Akte der Barmherzigkeit geübt und manchen Kummer gestillt; wo es sich immer um Bestrebungen handelte, die der opferbereiten Betätigung echten Bürgersinnes zu ihrer Förderung bedurften, stand Karl Joergers Name stets obenan, und er beschränkte sich nicht auf vornehm liberale Beisteuer, sondern stellte, soweit ihm das seine vielseitige öffentliche Tätigkeit gestattete, seine Arbeit und sein organisatorisches Talent in den Dienst der Sache. Das soziale Pflichtbewußtsein der wohlhabenden Bürgerschaft der werdenden Großstadt fand in ihm einen der verständnisvollsten Bekenner und Förderer. Seit den 70er Jahren gehörte er dem Stiftungsrate der von Hövelschen Stiftung und des katholischen Almosenfonds an; in dem Komitee zur Abwehr der durch den schweren Winter 1879/1880 hervorgerufenen Not hatte er eine führende Rolle inne. Seiner Initiative und Opferbereitschaft verdankt das für die arbeitende Bevölkerung so segensreiche Institut der Volksküche seine Entstehung. Er war es, der aufs wärmste für die Speisung armer

Schulkinder aus Mitteln der Gemeinde eintrat mit der schönen und bezeichnenden Begründung, daß auch solche vermögende Einwohner, die sich sonst der Wohltätigkeit fernhalten, in entsprechender Weise herangezogen werden. Seine Schätzung der Pflege körperlicher Gewandtheit — er selbst pflegte die Reitkunst bis in die letzten Lebensjahre — betätigte er durch seine Mitarbeit in der Leitung des Badischen Rennvereins und der Tattersall-Aktiengesellschaft. Dem offenen und freundlichen Wesen, der vornehmen Denkweise und den edlen Eigenschaften des Charakters entsprach eine hohe, ritterliche Erscheinung, die niemand übersehen und deren anziehendem Eindruck sich niemand entziehen konnte. So war denn, als Karl Joerger nach qualvollen Leiden am 6. Oktober 1895 dahingerafft wurde, die Trauer in der Bürgerschaft aufrichtig und allgemein. Seine fruchtbare Tätigkeit zum Wohle der Stadt und des Heimatlandes wurde nicht nur von seinen Mitbürgern, sondern auch von seinem Landesherrn anerkannt; seit dem 9. Juli 1871 schmückte ihn neben dem badischen und deutschen Kriegserinnerungszeichen das Ritterkreuz I. Kl. des Ordens vom Zähringer Löwen; im Jahre 1885 ernannte ihn der Großherzog bei der ersten Verleihung dieses Titels zum Kommerzienrat, und wenige Monate vor dem Tode erreichte ihn die Nachricht von der Ernennung zum Geheimen Kommerzienrat.

O. Emminghaus.

Karl Gustav Adolf Knies,

der bekannte Nationalökonom und Statistiker, wurde am 29. März 1821 zu Marburg an der Lahn geboren, besuchte das Gymnasium daselbst und das zu Fulda, studierte von 1841 bis 1845 an der Universität seiner Vaterstadt Staats- und Rechtswissenschaften und promovierte und habilitierte sich dann 1846 ebenda als Privatdozent für Geschichte und Staatswissenschaften. Im Auftrag des Märzministers Eberhard arbeitete er 1849 den Plan zur Gründung eines Polytechnikums in Kassel aus, an dem er eine Lehrstelle übernehmen sollte. Doch zerschlug sich seine Beförderung zum Professor, weil er sich weigerte, die Erklärung abzugeben, daß er nichts der Politik des Ministers Hassenpflug Nachteiliges vortragen wolle. So übernahm er denn 1852, durch die politischen Verhältnisse gezwungen, eine Lehrerstelle an der Kantonschule zu Schaffhausen, von wo er 1855 auf Grund seiner hervorragenden statistischen und staatswissenschaftlichen Arbeiten als ordentlicher Professor der Kameral-

wissenschaften nach Freiburg i. Br. berufen wurde. Hier verfaßte er 1860, als der Abschluß des badischen Konkordats bevorstand, das „Promemoria der protestantischen Professoren an der badischen Landesuniversität Freiburg“ und nahm seit 1861 als Mitglied der Zweiten Kammer hervorragenden Anteil an dem politischen Leben. 1862 wurde er zum Direktor des neu errichteten badischen Oberschulrats für Mittel- und Volksschulen ernannt. In dieser Stellung arbeitete er die Vorlage für eine Reform des badischen Volksschulwesens aus, und als die Agitation der katholischen Geistlichkeit den Schulstreit verschärfte, das Spezialgesetz über die nicht konfessionellen Aufsichtsbehörden für die badischen Volksschulen vom 29. Juli 1864, das er als außerordentliches Mitglied des Ministeriums des Innern vor den badischen Landständen energisch vertrat. Als dann zwischen der Regierung und der katholischen Volkspartei ein Kompromiß zustande kam, sah er sich zum Rücktritt veranlaßt. 1865 wurde er nach Heidelberg als Professor der Staatswissenschaften berufen, war dann später wiederholt Mitglied und 1882 auch Vizepräsident der Ersten Kammer. 1896 trat er in den wohlverdienten Ruhestand und starb am 3. August 1898 unerwartet infolge eines Schlaganfalls. — Knies ist neben Roscher, Schütz und Bruno Hildebrand ein Hauptvertreter der historischen Richtung in der Volkswirtschaft und der Begründer der neuen wissenschaftlichen Auffassung der Statistik. Neben seinem Lehramt entfaltete er eine reiche literarische Tätigkeit. Seine Zeitschriftenaufsätze und selbstständig erschienenen Werke legen ein Zeugnis ab von seiner tiefen geschichtsphilosophischen Auffassung der Volkswirtschaft. Von seinen Schriften seien hier aufgeführt: „Die Statistik als selbständige Wissenschaft“ 1850; „Die katholische Hierarchie“ 1852; „Die politische Ökonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode“ 1853, die 1883 in zweiter Auflage unter dem Titel „Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkte“ erschien; „Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen“ 1853; „Der Telegraph als Verkehrsmittel, mit Erörterungen über den Nachrichtenverkehr überhaupt“ 1857; „Die Dienstleistung der Soldaten und die Mängel der Konskriptionspraxis, eine volkswirtschaftliche Erörterung“ 1860; „Zur Lehre vom volkswirtschaftlichen Güterverkehr“ 1862; „Finanzpolitische Erörterungen“ 1871; sein Hauptwerk „Geld und Kredit“, 3 Bände, 1873 ff. in erster und Band 1 1885 in zweiter Auflage; „Weltgeld und Weltmünze“ 1874. Schließlich sei genannt das 1892 erschienene, von ihm im Auftrage der Badischen Historischen Kommission,

deren Mitglied er war, bearbeitete und durch einen Beitrag zur Vorgeschichte der ersten französischen Revolution und der Physiokratie eingeleitete zweibändige Werk „Karl Friedrichs von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont". (Vgl. besonders: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1898, Seite 90f.; E. Blenck, Knies, Karl Gustav Adolf, Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog 1899, Seite 110ff.) S.

Luise Lenz-Heymann

wurde am 11. Februar 1825 als Pfarrerstochter in St. Georgen im Schwarzwald geboren; der Vater war ein stiller Gelehrter, der die Pflichten seines Amtes mit Treue erfüllte. Die durch Arbeit schwer belastete Mutter zeichnete sich durch Innigkeit des Gemütes aus. Luise wuchs in kinderreicher Familie frisch und fröhlich auf. Das schlanke, schöne Mädchen mußte sich neben der Hilfe, die sie im Haushalte der Mutter leistete, auch der Gemeindepflege annehmen, die damals in Baden hauptsächlich in den Händen der Pfarrfrauen und Pfarrtöchter lag. Hier lernte sie die Not des Lebens schon früh kennen und die Kunst, mit geringen Mitteln zu helfen. Im Jahre 1850 verließ sie ihr Elternhaus und nahm eine Stelle als Stütze der Hausfrau in einem Patrizierhause in Frankfurt a. M. an. Der frühe Tod des Vaters rief sie für einige Zeit ins Elternhaus zurück, aber 1858 sehen wir sie als Repräsentantin im Hause des Fabrikanten Lenz in Zell in Baden. Hier umwehte sie eine geistige Atmosphäre, in der das klar fühlende und denkende Mädchen in neue Anschauungen und in modernes Empfinden hineinwuchs. Lenz selbst, durch Erziehung, Begabung und Talente ausgezeichnet, ein Träger vielseitiger Weltbildung, wurde ihr Lehrer, und es entwickelte sich zwischen diesen beiden Menschen eine schöne Freundschaft, die sich über das Alltägliche erhob und bis zum Tode dauerte. — Unter den sozialen Fragen, die in dem Kreise geistig strebender Menschen, welche sich in jenem Hause versammelten, besprochen und diskutiert wurden, stand die Frauenfrage im Vordergrunde; Lenz war ihr eifrigster und begeisterter Verfechter. Er erfaßte und würdigte das Ringen der deutschen Frauen nach materieller und geistiger Befreiung und sah diese Frauen ausgeschlossen von jeder höheren Geistesarbeit. Hier in erster Linie wollte er helfen. Er war schon betagt, als er Luise Heymann, noch bevor sie im Jahre 1876 seine Gattin wurde, zu

seiner Universalerbin einsetzte, wohl wissend, daß sie für die soziale Not der Frau das wärmste Herz und volles Verständnis hatte und dasselbe tun würde wie er, um helfend einzugreifen. 1868 hatte Lenz seine Steingutfabrik in Zell, die unter ihm berühmt geworden war, aufgegeben und war später nach Bern übergesiedelt, wo er ein Landhaus mit schönem Garten kaufte, das eine ganz unvergleichliche Aussicht auf das Berner Oberland darbot. Dort hat Luise Lenz-Heymann bis zu ihrem Tode gelebt. Um den Schmerz der Vereinsamung zu überwinden, den sie nach dem Tode ihres Gatten empfand, gab sie sich mit all ihren Kräften einer umfassenden Liebestätigkeit hin, die vorwiegend darauf gerichtet war, die geistige Not der Frau zu lindern. Im Anfang der 80er Jahre erschien in allen Zeitungen die Nachricht, daß der Universität Heidelberg 200000 Mk. angeboten worden seien, deren Zinsen zu Stipendien für weibliche Studierende verwendet werden sollten. Die Universität lehnte diese Schenkung ab. Frau Lenz gab dies Kapital nun dem „Allgemeinen deutschen Frauenverein", mit dessen Gründerinnen und Führerinnen sie später in nähere persönliche Beziehungen trat, und den sie auch als Haupterben ihres großen Vermögens eingesetzt hat. — Sie starb in Bern im November 1900. (Frankfurter Zeitung 1900, Nr. 65, Abendblatt.)

Viktor Meyer

wurde am 8. September 1848 zu Berlin geboren als Sohn eines Kattunfabrikbesitzers, der ihm, wie seinen Geschwistern, eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen ließ. Bereits mit 16 Jahren bestand er die Abiturientenprüfung des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, in dessen Tertia er mit 10 Jahren eingetreten war. Für die bedeutende Fabrikation seines Vaters zeigte er nur geringes Interesse, und sein Wunsch, Schauspieler zu werden, konnte nur mit Mühe von den Eltern unterdrückt werden. Gelegentlich eines Besuches in Heidelberg entschied er sich jedoch ganz plötzlich für das Studium der Chemie, dem er sich zunächst in Berlin und seit 1865 unter Bunsen (siehe oben) in Heidelberg widmete. Hier promovierte er 1867 und führte als Bunsens Assistent Analysen von Mineralquellen aus. 1868 kehrte er nach Berlin zurück, um unter Baeyer seine weitere Ausbildung zu finden. Durch seine trefflichen persönlichen Eigenschaften gewann er sich die Herzen aller, die mit

ihm in Berührung kamen. In diese Zeit fällt seine interessante Abhandlung in Liebigs Annalen, in der er die Umwandlung von Sulfosäuren in Karbonsäuren mittelst ameisensauren Natriums lehrte und so in den damals höchst aktuellen Kampf um die Ortsisomerie bei den Benzolderivaten eintrat. 1871 wurde Meyer auf Baeyers Empfehlung hin als außerordentlicher Professor an das Polytechnikum nach Stuttgart berufen, woselbst er das Nitroaethan und dessen Isomerie mit dem Salpetrigsäureester entdeckte, und 1872 durch den Schweizer Schulpräsidenten Kappler, der ihn inkognito auf einer „Entdeckungsreise" hörte, als Nachfolger Wislicenus' als Direktor des analytischen Laboratoriums und ordentlicher Professor nach Zürich verpflichtet. Hier wirkte Meyer mit außerordentlichem Erfolge und erwarb sich durch seine Arbeiten über die Nitrofettverbindungen, durch Entdeckung einer Methode zur Auffindung der Molekulargröße der chemischen Substanzen, die sogenannte Dampfdichtebestimmung, die Zerlegung der Halogenmoleküle bei Glühhitze und vor allem durch die glänzende Entdeckung der Thiophengruppe einen Platz in der vordersten Reihe der Fachgenossen. Von Zürich — woselbst er sich auch mit seiner Jugendfreundin Hedwig Davidsohn vermählte — folgte er 1885 einem Rufe nach Göttingen und 1889 einem solchen als Bunsens Nachfolger nach Heidelberg. Unter seiner Leitung und nach seinen Angaben erfuhr hier das chemische Laboratorium eine bedeutende Vergrößerung und die Zahl der Zuhörer und Arbeitenden steigerte sich unter ihm, dem trefflichen Meister, in ungemein hohem Maße. Von den zahlreichen Untersuchungen, die er hier anstellte, sei nur die größte wissenschaftliche Tat seines Lebens genannt, die Untersuchungen über jene jodhaltigen Substanzen, die er uns als Jodoso-, Jodo- und Jodoniumverbindungen kennen lehrte. Neben alledem fand er noch Zeit, gemeinsam mit P. Jacobson 1891 bis 1896 ein großes Lehrbuch der organischen Chemie herauszugeben und als Prosaiker die Leserwelt durch reizende belletristische Arbeiten, die Wanderblätter und Skizzen: „Aus Natur und Wissenschaft" und „Märztage im kanarischen Archipel" zu erfreuen. Leider sollte Meyer der Wissenschaft nicht lange erhalten bleiben. Durch Überarbeitung verursachte Neuralgien verbitterten ihm das Dasein allmählich dermaßen, daß er in der Nacht vom 7./8. August 1897 freiwillig aus dem Leben schied. (Vgl. Karl Liebermann, Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft 1897, S. 2157 ff.; Th. Curtius, Viktor Meyer, Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert, Bd. 2, S. 359 ff.; Biographisches Jahrbuch und deutscher

Nekrolog 1899, S. 386f.; Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1897, S. 88f.; Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, Nr. 176.)

S.

Theodor Süpfle,

Schulmann und Literarhistoriker, wurde als Sohn des in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus in Österreich, Dänemark und Holland bekannten Karlsruher Gymnasialprofessors und badischen Hofrates Karl Friedrich Süpfle am 24. Mai 1833 geboren. Nachdem er im Lyceum seiner Vaterstadt Karlsruhe die Schulbildung erhalten hatte, studierte er Philologie auf den Universitäten Göttingen und Heidelberg. Bereits 1854 bestand er das badische Staatsexamen und begab sich darauf zu längerem Aufenthalte nach Frankreich, um an unmittelbarer Quelle Sprache und Literatur dieses Volkes kennen zu lernen. Auf Grund einer lateinischen Dissertation über das erste Idyll des Theokrit zum doctor philosophiae promoviert, folgte er 1861 einer Berufung an das Gymnasium Ernestinum zu Gotha. Hier wirkte in pädagogischer und wissenschaftlicher Hinsicht ein hervorragender Schulmann und Gelehrter fruchtbar auf ihn ein, der Anstaltsdirektor Joachim Marquardt. Alsbald veröffentlichte S. zwei Arbeiten, Früchte seiner Studien in Frankreich: 1. De l'H initiale dans la langue d'oïl, 2. Sammlung von Übungsstücken zum Übersetzen in das Französische. Nach neunjähriger Wirksamkeit am Gothaer Gymnasium wurde Süpfle zum Professor ernannt. Aber bereits im Jahre 1872 verließ er, um einer Berufung in das dem deutschen Reiche wiedergewonnene Metz Folge zu leisten, die seinem Herzen so nahestehende Stadt, in welcher er sich durch seine Vermählung mit der Tochter des Geheimen Archivrates Dr. August Beck ein eigenes Heim gegründet hatte. Beseelt von patriotischem Hochgefühl, erfüllt von Schaffensdrang und Schaffenskraft, hat er dort im äußersten Westen unseres Vaterlandes 14 Jahre zugebracht, die schönsten und freudenreichsten seines Lebens. An dem kaiserlichen Lyceum war er mit dem Unterrichte in den antiken und modernen Sprachen in den obersten Klassen betraut, nahezu ununterbrochen war er Ordinarius der Prima. „Vermöge seines umfassenden Wissens und seiner glänzenden Lehrgabe war Süpfle ein vielseitig anregender und fruchtbarer Lehrer. Vor allem war es das Lateinische und Fran=

zösische, das er mit gleicher Meisterschaft und gleichem Erfolge lehrte. Seinen Primanern blieb die Lektüre des Cicero und des Horaz, des Corneille, Molière und Racine in dauernder und dankbarer Erinnerung; war es doch ein Genuß für den Zuhörer, wenn Süpfle Komposition oder Inhalt eines klassischen Werkes in der ihm eigenen klaren und zündenden Darstellung vor Augen führte." Die eingehende Beschäftigung mit den römischen Klassikern sollte er bald auch bei der Weiterführung der von seinem Vater herausgegebenen „Aufgaben zu lateinischen Stilübungen" praktisch verwerten, und zwar mit solchem Erfolge, daß den drei Übungsbüchern durch seine Bearbeitung ein Fortbestehen bis in die Jetztzeit gesichert wurde. Neben dieser Tätigkeit für den lateinischen Unterricht in der Schule fand Süpfle anderseits gerade in Metz immer reichlicher Gelegenheit, die Hauptseiten französischer Geistesbildung aus unmittelbarster Anschauung zu beobachten und zu ergründen. Alsbald erkannte er, daß unsere westlichen Nachbarn aus der Fülle unserer besten Kraft, hauptsächlich in literarischer und ästhetischer Beziehung, ungeahnt vieles von uns empfangen haben, daß überhaupt inmitten der französischen Civilisation deutsche Elemente in oft verborgenster Tiefe wirken. Dies dem Bewußtsein unseres Volkes vorzuführen, dem es entschwunden oder noch nie recht nahe getreten war, galt ihm nicht minder eine nationale als wissenschaftliche Pflicht. „Allerdings", bekennt er selbst, „war ich mir der großen Schwierigkeiten des Unternehmens und der nahezu unbegrenzten Ausdehnung der zu durchlaufenden Gebiete wohl bewußt. Aber das Ziel, das ich an den Grenzmarken der beiden großen Völker verfolgte, galt mir als ein so hohes und innerlich so lohnendes, daß ich vor keiner Arbeit, keiner Mühe, keinem Opfer zurückschreckte". Zur Lösung dieser Aufgabe genügten ihm die in Metz gewonnenen Kenntnisse und Einblicke nicht mehr; er mußte, um gesicherte Ergebnisse vorzulegen, in der Hauptstadt Frankreichs, in Paris, seine Forschungen anstellen. Nachdem Süpfle im Jahre 1880 auf der dortigen Nationalbibliothek wichtiges Material gefunden hatte, veröffentlichte er 1882 die Schrift: „Über den Kultureinfluß Deutschlands auf Frankreich". Dieser Essay war gleichsam der Vorläufer seines auf umfassender Grundlage auferbauten und grundlegenden Werkes „Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich", das er, nach einem weiteren Aufenthalte in Paris, zu schreiben begann. In Metz selbst verfaßte er aber nur den ersten Band desselben, da er, durch ein Augenleiden genötigt, 1885 dem Schuldienste entsagen mußte und kurze Zeit darauf in seiner Heimat,

in Heidelberg, sich niederließ. Seine umfangreichen Quellenfunde verarbeitete er hier mit rastlosem Eifer und selbstloser Hingebung, so daß bereits 1888 der zweite und 1890 der dritte Teil erschien, mit welchem das Werk seinen Abschluß fand. Auf dem Gebiete, das er so erfolgreich betreten, blieb Süpfle unermüdlich tätig, ja es war eine Zeitlang seine literarische Domäne; dies bezeugen seine gründlichen und gewissenhaften, 1886—1894 veröffentlichten Studien in den Zeitschriften für vergleichende Literaturgeschichte, für französische Sprache und Literatur sowie im Goethe-Jahrbuch. Mit einer Arbeit über die Beziehungen der Universität Heidelberg zu Frankreich, über die er bereits im Heidelberger historisch-philosophischem Verein einen Vortrag gehalten hatte, beschäftigt, wurde er unerwartet am 15. September 1895 vom Tode ereilt. — Vgl. Schwäbischer Merkur, Abendblatt, Nr. 250. — Straßburger Post, Abendausgabe, Nr. 821. — National-Zeitung, Morgenausgabe, Nr. 709 (1895). — Südwestdeutsche Schulblätter XIII., Nr. 2 (1896), S. 52—55. — Vgl. außerdem die Einleitung zu den „Kleinen Schriften", die von dem Unterzeichneten gesammelt erscheinen.

Gottfried Süpfle.

Paul Tritscheller

wurde am 29. Juni 1822 zu Lenzkirch geboren und ist in seinem ganzen Leben ein echter und rechter Schwarzwälder geblieben. Im Jahre 1848 trat er als Teilhaber in das Strohhutmanufakturgeschäft Faller, Tritscheller u. Komp. zu Lenzkirch ein und verschaffte demselben eine weit über die Grenzen Deutschlands hinausgehende Ausdehnung des Absatzes. Im Jahre 1851 beteiligte er sich an der Errichtung der Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation in Lenzkirch (vgl. den Artikel Hauser, S. 862 ff.), in deren Verwaltung er zeitlebens tätig verblieb. Sein im Jahre 1866 erfolgter Eintritt in den Verwaltungsrat der Draht- und Schraubenfabrik Falkau bedeutete für diese den Ausgangspunkt eines neuen und großen Aufschwunges; auch dieser Aktiengesellschaft widmete er als Vorsitzender des Verwaltungsrates seine rastlose Tätigkeit bis zum Schlusse seines Lebens. Als im Jahre 1869 die Baumwollspinnerei und Weberei Kollnau gegründet wurde, erfolgte weiterhin seine Berufung in den Aufsichtsrat auch dieses Unternehmens. Neben dieser großen und umfassenden industriellen Tätigkeit fand Tritscheller noch Gelegenheit, seinen Mitbürgern langjährige und erfolgreiche Dienste zu leisten. Im

Jahre 1865 trat er als Abgeordneter des 4. Wahlbezirks (Ämter Blumberg, Stühlingen, Bonndorf, Löffingen und Neustadt) in die badische Zweite Kammer ein, welche ihn während seiner siebenjährigen Mitgliedschaft (seit 1871 als Vertreter des 6. Wahlbezirks [Bezirksamt Bonndorf und Gemeinden des Amtes Waldshut]) stets zu ihren gewissenhaftesten und fleißigsten Arbeitern zählte. Als Mitglied der Budgetkommission wußte er weise Sparsamkeit mit der Fürsorge für zurückgebliebene Gegenden und Berufsklassen stets zu verbinden. Dieser Fürsorge verdankt der Schwarzwald nicht zum geringsten Teile sein stetig sich erweiterndes Straßennetz, verdankt der Lehrerstand Badens manche Erleichterung und Verbesserung seiner Lage. Im Jahre 1872 erwählte der 5. badische Wahlkreis Tritscheller zum Abgeordneten in den Reichstag. Er vertrat hier, wie im badischen Landtage, die nationale und liberale Sache; um seinen Wahlkreis Freiburg erwarb er sich außerdem dadurch ein besonderes Verdienst, daß er mit Eifer und Erfolg sich für den Bau der längst ersehnten Eisenbahn Freiburg-Breisach-Kolmar verwendete. Als eine seiner Hauptaufgaben betrachtete Tritscheller auch die Aufschließung des südlichen Schwarzwaldes durch eine Eisenbahn. An diesem Werke arbeitete er zusammen mit einem anderen Lenzkircher Bürger, Franz Joseph Faller, sein ganzes Leben hindurch; der Eröffnungstag der Höllentalbahn war aber in wunderbarer Fügung der Vorsehung zugleich der Tag des plötzlichen Hinscheidens des bis dahin in der Industrie und im öffentlichen Leben mit Tritscheller gleich rastlos tätigen Freundes Faller. Würde schon das Wirken Tritschellers den Anspruch auf ehrende Anerkennung und Dankbarkeit seiner Mitbürger, insbesondere seiner Schwarzwälder Landsleute, begründen, so wird beides ihm um so gesicherter sein, als die Art und Weise, wie er wirkte, von einer seltenen Feinfühligkeit Zeugnis ablegte. Daß ein solcher Mann viele Gönner und Freunde zählte, ist selbstverständlich; es fehlte ihm hierin nirgends von dem Fürsten herab bis zum einfachsten und schlichtesten Menschen; denn gerade für den letzteren hatte er stets ein gutes Wort und eine offene Hand. Paul Tritschellers Leben war ein Leben reich an Sorgen und Arbeit, aber auch reich an Segen und Erfolgen. Er starb am 20. April 1892 zu Freiburg i. Br. (Nach dem Nekrolog von K. Eckhard in der Karlsruher Zeitung, 17. Mai 1892.)

Eduard Vierordt

wurde am 19. April 1830 zu Karlsruhe geboren. 1852 unter die Kameralpraktikanten aufgenommen, wurde er zunächst als Gehilfe bei den Domänenverwaltungen in Konstanz und Emmendingen sowie als Praktikant bei der Wiesenbauinspektion in Karlsruhe beschäftigt, wurde dann provisorischer Vorstand des markgräflichen Rentamtes Schwetzingen (1856), später Sekretär bei der Zentralstelle für die Landwirtschaft (1858) und zwei Jahre darauf Assessor bei der Regierung des Mittelrheinkreises (1860). 1864 erfolgte seine Ernennung zum Finanzrat bei der Steuerdirektion. Einige Jahre darauf (1870) wurde ihm mit dem Titel eines Geheimen Hofrats die Vertrauensstellung eines Privatsekretärs der Großherzogin Luise übertragen. Er bekleidete diese Stelle bis 1872, in welchem Jahre er als Geheimer Finanzrat zur Zolldirektion übertrat. Von 1876 bis 1893 war er Reichsbevollmächtiger für Zölle und Steuern in Magdeburg und wurde hier 1892 zum Geheimen Rat III. Klasse ernannt. Im folgenden Jahre kehrte er als Geheimer Oberfinanzrat und Mitglied der Oberrechnungskammer nach Karlsruhe zurück, wo er nach längerem schweren Leiden am 10. November 1900 starb. — Während einer Reihe von Jahren hat Vierordt seine Kräfte in hervorragendem Maße den Bestrebungen des Badischen Frauenvereins zugewendet und die Arbeiten desselben vielfach in verdienstvoller Weise gefördert. Am 14. Mai 1868 wurde er von Großherzogin Luise zum Beirat des damals noch jungen (1859 gegründeten) und in der ersten Entwicklung begriffenen Vereins berufen und machte bis zu seinem gegen Ende des Jahres 1872 erfolgten Ausscheiden die Zeit regster Entfaltung des Vereinslebens während der Organisierung der Vereine vom Roten Kreuz in Deutschland und während des deutsch-französischen Krieges mit. Die stets wachsenden Aufgaben des Vereins, die weitere Ausgestaltung seiner Unternehmungen, die Regelung der internationalen Beziehungen zu den anderen Landesvereinen für die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger und die mit Macht sich geltend machende Frage der Verbesserung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts schufen ihm damals, schon vor dem Ausbruch des Krieges von 1870, eine Fülle von Arbeit. Im April 1869 wohnte er als Vertreter des Badischen Frauenvereins der internationalen Konferenz in Berlin an und nach wiederhergestelltem Frieden nahm er an dem Würzburger Verbandstag der deutschen Frauenvereine vom Roten Kreuz

teil. Bei dem Zustandekommen der auf diesen Versammlungen getroffenen, noch heute maßgebenden Vereinbarungen, nämlich der „Gesamtorganisation der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger" vom 20. April 1869 und der „Verbandsordnung der deutschen Frauenvereine" vom 12. August 1871 hat auch er mitgewirkt. Über die Leistungen des Badischen Frauenvereins und des ihm während des Krieges verbundenen Badischen Männerhilfsvereins im deutsch-französischen Kriege hat er ferner in einem umfassenden offiziellen Berichte eine eingehende Darstellung geliefert (Die freiwillige Hilfstätigkeit im Großherzogtum Baden im Kriege 1870/71. Karlsruhe 1872). Ihm selbst wurde für seine Verdienste während des Krieges u. a. das Eiserne Kreuz II. Klasse am weißen Bande verliehen. Auch nach seiner Rückkehr aus Magdeburg trat Vierordt im Jahre 1895 nochmals in die Reihen der Mitarbeiter des Badischen Frauenvereins als Beirat der Abteilung III desselben (für Krankenpflege), sah sich aber schon gegen Ende des gleichen Jahres genötigt, aus Gesundheitsrücksichten seine Tätigkeit wieder einzustellen und seine Arbeitskraft anderen, minder anstrengenden gemeinnützigen Aufgaben zuzuwenden, bis sein zunehmendes Leiden auch diese seinen Händen entwand. (Personalakten. — Geschichte des Badischen Frauenvereins. Karlsruhe 1881. — Blätter des Badischen Frauenvereins 24 [1900], 418.) *

Lorenz Brentano.

Ungefähr vierzig Tage hat die Revolution im Jahre 1849 in Baden geherrscht, recht kurze Zeit nur, wenn man bedenkt, wie gründlich und vollständig ihr erster Sieg gewesen war. Gewiß war es ausgeschlossen, daß sie auf die Dauer sich behaupten konnte, wenn es nicht gelang, auch die Nachbarstaaten auf dem eingeschlagenen Wege mit fortzureißen; aber daß die hierzu unternommenen Versuche so ganz fehl schlugen, war ebenso im eigentlichen Wesen dieser Revolution begründet, wie der Umstand, daß dieselbe späterhin dem Angriffe der Gegner keinen längeren und erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Schon unmittelbar nach dem Ausbruche der Revolution zeigte es sich, daß dieselbe im Lande nur einen geringen Anhang besaß; von einer republikanischen Gesinnung der Mehrheit der Bevölkerung war keine Rede, vielmehr stand diese den neuen Verhältnissen gleichgültig oder auch direkt feindlich gegenüber. Aber auch die Führer waren nicht

geschaffen, die begonnene Bewegung bis zur äußersten Möglichkeit durchzuführen. Unentschlossenheit und Halbheit waren die charakteristischen Eigenschaften der meisten von ihnen und nicht zuletzt gerade auch desjenigen, der als das eigentliche Haupt der Revolution bezeichnet werden kann, Brentanos. Vor dem Mai 1849 hatte er als Chef einer über das ganze Land verzweigten geheimen Verschwörung, als Redner in Volksversammlungen und in der Kammer es meisterlich verstanden, die Massen in beständiger Aufregung zu erhalten und die kommenden Ereignisse vorzubereiten; aber als diese eingetreten waren, scheute er sich, die letzten Folgerungen zu ziehen und war ängstlich bemüht, die entstandene Bewegung nach Möglichkeit einzudämmen und zu mäßigen. So hat gerade er nicht unwesentlich zur endlichen Niederlage der Revolution beigetragen und der bittere Tadel, der später von allen Seiten und nicht zuletzt auch aus dem eigenen Lager ihm in reichlichem Maße zuteil wurde, war kein unverdienter. — Laurentius Peter Karl Brentano wurde am 4. November 1813 zu Mannheim als Sohn des Handelsmannes Jakob Brentano geboren. Er studierte Jurisprudenz in Freiburg und Heidelberg (1831—1834). 1835 als Rechtspraktikant rezipiert, erhielt er 1837 das Schriftverfassungsrecht und wurde 1845 Obergerichtsadvokat beim Hofgericht des Mittelrheinkreises in Rastatt, mit dem er einige Jahre darauf nach Bruchsal übersiedelte. Schon frühe in das politische Parteileben verflochten, wurde Brentano, nach verschiedenen mißlungenen Versuchen einen Sitz in der zweiten badischen Kammer zu erlangen, Ende Dezember 1845 auf Itzsteins (vergl. Bad. Biogr. I, 430—434) Empfehlung an Stelle des aus der Kammer ausgetretenen Obergerichtsadvokaten Chr. W. Gerbel in Mannheim mit 52 von 65 abgegebenen Stimmen zum Abgeordneten gewählt. Das politische Glaubensbekenntnis, das er bei dieser Gelegenheit seinen Wählern ablegte, lautete dahin, daß er die politische und religiöse Freiheit in besonnener Weise erstreben, an der Verfassung festhalten und für deren Vollendung wirken wolle. Schon wenige Wochen nach seinem Eintritt in die Kammer wurde diese infolge der durch die Zittelsche Motion über die deutsch-katholische Bewegung (vergl. Bad. Biogr. II, 544) im Lande entstandenen Erregung am 8. Februar 1846 aufgelöst. Bei den Neuwahlen im April erhielt Brentano wiederum ein Mandat in Mannheim. Während der folgenden Tagung des Landtags brachte er eine Motion auf Erlassung eines Gesetzes über die Unabhängigkeit der Richter und richterlichen Behörden ein, welche die Zustimmung der Kammer fand.

Bei der Begründung der Motion in der Sitzung vom 16. Juni kam es zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen ihm und dem Präsidenten des Justizministeriums, Geh. Rat Jolly, der durch wiederholte Zwischenrufe gegen das Hereinziehen von Vorkommnissen in anderen Ländern Einsprache erhob. Als infolge der Berufung des früheren Präsidenten der Zweiten Kammer J. B. Bekk (Frühjahr 1846, vergl. Bad. Biogr. I, 61—69) schon bald nach Schluß des Landtages (17. September 1846) sich eine Spaltung innerhalb der bisherigen Kammeropposition vollzog und von der gemäßigt-konstitutionell gesinnten Mehrheit die radikaleren Elemente sich trennten, schloß Brentano sich den letzteren an. Doch spielte er zunächst in der neuen Partei, der Hecker, Itzstein u. a. angehörten, noch keine besondere Rolle; in einem im Herbst 1846 in einem Mannheimer Blatte erschienenen Verzeichnis der ganzen Männer der Opposition im Gegensatze zu den „Halben“, den „Männern des Scheins“, war er noch nicht mitaufgeführt. Ein Jahr später war das allerdings schon anders geworden, und als gegen Ende des Jahres 1847 Brentano zusammen mit dem Kaufmann W. Sachs in Mannheim wieder in die Kammer gewählt worden war, wurde diese Wahl der Anlaß, daß eine von der Regierung geplante Reise Großherzog Leopolds nach Mannheim unterblieb. Am 9. Dezember 1847 wurde der neue Landtag eröffnet; am 12. Februar 1848 brachte der Abgeordnete Bassermann seine so berühmt gewordene Motion auf eine bundesstaatliche Reform der deutschen Föderation und eine Vertretung der deutschen Kammern beim Bundestag in Frankfurt ein (vergl. Bad. Biogr. I, 41). Man kennt die Stellung, welche diese Episode in der großen Bewegung einnahm, die bald darauf ganz Deutschland ergriff und den Zusammentritt des ersten deutschen Gesamtparlamentes in Frankfurt a. M. zur nächsten Folge hatte. Mit seinen engeren Gesinnungsgenossen in der Kammer stimmte auch Brentano für die Bassermannsche Motion. Am 5. März nahm er dann an der Besprechung der 51 Mitglieder deutscher Ständeversammlungen in Heidelberg teil und weiterhin in den Tagen vom 31. März bis 3. April in Frankfurt a. M. an den Verhandlungen des sogenannten Vorparlaments. In den Fünfziger-Ausschuß des Vorparlaments wurde er so wenig wie seine radikalen Freunde Hecker und Struve gewählt; er erhielt nur 70 Stimmen, während es jene wenigstens auf 171, bezw. 100 brachten. In die Nationalversammlung selbst schickte ihn der zweite badische Wahlbezirk, der die Ämter Radolfzell, Engen, Stockach und Hüfingen umfaßte; außerdem war er noch im

neunten Wahlbezirk (Ämter Lahr, Ettenheim, Haslach und Wolfach) gewählt worden. In Frankfurt trat er dem „Donnersberg" bei, in dem sich die äußerste Linke vereinigte und von dessen etwa vierzig Mitgliedern außer ihm noch sechs weitere aus Baden waren. In aller Mund kam Brentanos Name, als sein Auftreten in der Nationalversammlung am 7. August 1848 den Anlaß zu einem großen Skandal gab. Es wurde darüber beraten, ob Hecker, der nach seiner verunglückten republikanischen Schilderhebung im April flüchtig gegangen war, zur Ausübung seines Mandates — er war in Tiengen für den vierten badischen Wahlbezirk in die Nationalversammlung gewählt worden — zugelassen werden solle oder nicht. Brentano sprach für die Zulassung und zog im Verlaufe seiner Rede einen Vergleich zwischen Hecker und dem Prinzen von Preußen, den er auf eine Stufe mit dem flüchtigen Volkstribunen stellte. Dies war das Zeichen zu einem Sturme, wie die Versammlung ihn bis dahin nicht gesehen hatte. Die Rechte und das Zentrum gaben ihrer Empörung in energischster Weise Ausdruck, während die Linke für Brentano eintrat. Die Sitzung mußte wiederholt unterbrochen werden und erst am 10. konnte die Verhandlung zu Ende geführt werden, worauf die Wahl Heckers mit großer Mehrheit für ungültig erklärt wurde. Brentano selbst hatte mit diesem Vorfalle seine Rolle in der Paulskirche so gut wie ausgespielt, wenn schon ihm derselbe in den radikalen Kreisen und namentlich in der von diesen abhängigen Presse kein geringes Ansehen verlieh. Auf der Rednerbühne erschien er nicht mehr und bald verschwand er überhaupt aus der Versammlung. Er zog es vor, seine Tätigkeit fortab ausschließlich nach der badischen Heimat zu verlegen, wo der auf die radikale Umgestaltung der bestehenden Zustände hinzielenden Richtung, der er sich mehr und mehr zuwandte, eine größere Aussicht auf Erfolg sich eröffnete als am Sitze der Nationalversammlung. — Baden war seit dem Februar des Jahres 1848 nicht mehr recht zur Ruhe gekommen. Damals hatte die Kunde von den Ereignissen in Paris, von der Abdankung Louis Philipps und der Verkündigung der Republik (24. Februar) im ganzen Lande große Aufregung hervorgerufen. Alsbald wurden in zahlreich besuchten Volksversammlungen die jener Zeit geläufigen Forderungen nach Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Schwurgerichten und der Berufung eines deutschen Parlamentes aufgestellt. Am 1. März strömten dann Deputationen aus allen Teilen des Landes in Karlsruhe zusammen, um der Zweiten Kammer ihre gleichlautenden Petitionen zu überreichen, in denen jene Wünsche

zusammengefaßt waren. Der Verlauf der Kammersitzung vom 1. März ist des öfteren ausführlich geschildert worden, insbesondere wie die Beratung unter lärmenden Kundgebungen der auf der Galerie des Sitzungssaales und im Hofe des Ständehauses sich drängenden Volksmenge vor sich ging, wie Struve als Sprecher der Deputationen verlangte, in die Kammer eingelassen zu werden, und wie man sich einigte, daß er seinem Freunde Hecker die Petition im Zuhörerraum übergab. Zuletzt stellte dann Hecker im Namen von acht Mitgliedern des Hauses den Antrag auf Einführung einer ganzen Reihe weiterer Reformen. Brentano unterstützte ihn in der Begründung dieses Antrages, wobei er den Versuch machte, die unbequeme Gegnerschaft eines Mathy, der vor Überstürzung warnte und die geschäftsmäßige Behandlung des Antrags und seine Überweisung an die Abteilungen verlangte, dadurch aus der Welt zu schaffen, daß er gegen jenen den Vorwurf erhob, er wolle mit seinem Vorschlag den Antrag totschlagen, und diesen Vorwurf unter dem stürmischen Beifall der Galerie auch aufrecht erhielt, als Mathy sich mit aller Entschiedenheit gegen denselben verwahrte. Die Regierung hatte schon am Tage vor dieser Sitzung, am 29. Februar, in der Kammer die Erklärung abgegeben, daß sie zur Einführung der Bürgerbewaffnung und der Schwurgerichte, sowie zur Aufhebung der Zensur entschlossen sei; nunmehr sah sie sich in rascher Folge zu weiteren Zugeständnissen genötigt. Am 4. März ermächtigte der Großherzog den Minister Bekk in der Zweiten Kammer mitzuteilen, daß ihre sämtlichen Wünsche, die in der Hauptsache in jenem Antrage Heckers enthalten waren, genehmigt würden. Gleich darauf erfolgte eine teilweise Erneuerung des Ministeriums, die Ernennung des alten Volksmannes Welcker zum Bundestagsgesandten in Frankfurt, endlich am 19. März die Verkündigung einer umfassenden politischen Amnestie. Aber alles das vermochte schon nicht mehr den einmal entfesselten Sturm zu besänftigen. Das zeigte sich auf der großen Volksversammlung, welche am 19. März in Offenburg tagte. Zwar wurde die Erklärung der Republik, die Struve beabsichtigt hatte, in letzter Stunde noch verhindert; dagegen entwarf man eine durchaus revolutionäre Organisation für das ganze Land und setzte zu deren Durchführung unter Hecker als Obmann einen Zentralausschuß ein, dem auch Brentano als Mitglied für den Mittelrheinkreis angehörte. Es folgten dann im April der verunglückte Freischaarenzug Heckers und im September der ebenfalls mißglückte Putsch Struves, beide unternommen, um auf gewaltsamem Wege die bestehende Regie-

rung zu stürzen und die „deutsche Republik“ herbeizuführen. Brentano war beiden Unternehmungen fern geblieben, und als die Regierung in der Zweiten Kammer am 17. April die Verfolgung Heckers ankündigte, erhob er nicht nur keinen Widerspruch, sondern stimmte auch der von der Kammer abgegebenen Erklärung bei, welche die Mißbilligung und den Abscheu vor der revolutionären Tat Heckers aussprach. Ja, noch mehr, er entschloß sich zu einem ihm gewiß sauer gefallenen Gang zu dem Minister Bekk, um diesem gegenüber sich persönlich von jedem Verdachte eines revolutionären Einverständnisses zu reinigen. Im übrigen hatten jene Ereignisse für Brentano zu Folge, daß er nach der Flucht Heckers und der Gefangennahme Struves als eigentlicher Führer an die Spitze derjenigen Partei trat, die nunmehr teilweise schon ganz offen nicht nur auf den Sturz der augenblicklichen Regierung, sondern auch auf eine gewaltsame Umgestaltung der gesamten staatlichen Verhältnisse hinarbeitete. — Unmittelbar nach der erwähnten Offenburger Versammlung im März hatten sich im Lande Volksausschüsse revolutionären Charakters gebildet. Nach deren Auflösung durch die Regierung waren die demokratischen Vereine entstanden, und als auch diese der Auflösung verfielen, traten an ihre Stelle die „Volksvereine“. Von einem Einschreiten gegen die letzteren sah die Regierung zunächst ab, da die inzwischen von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Grundrechte des deutschen Volkes bestimmten, daß das Recht Vereine zu bilden durch keine vorbeugende Maßregeln beschränkt werden dürfe. Die Volksvereine verbreiteten sich rasch über das ganze Land. Ihren gemeinsamen Mittelpunkt fanden sie in dem „provisorischen Landesausschuß der Volksvereine“ in Mannheim, dessen erster Vorsitzender Brentano wurde. Eine planmäßige, bis ins einzelne gehende Organisation dieser Vereine, sowie eine rücksichtslose Agitation, welche durch die zahlreichen der Partei zur Verfügung stehenden Preßorgane aufs wirksamste unterstützt wurde, brachten es binnen kurzem dahin, daß der gesetzmäßigen Regierung des Landes die geheime Gegenregierung eines revolutionären Ausschusses gegenüber stand, welche die Ausführung ihr mißliebiger Maßnahmen und Anordnungen der ersteren wiederholt zu verhindern wußte. Das unumschränkte Haupt dieser Gegenregierung war Brentano. Über die letzten Ziele, die er und seine Gesinnungsgenossen im Landesausschuß verfolgten, verbreitete sich ein Zirkularschreiben, das am 8. Januar 1849 an die Volksvereine hinausgegeben wurde und den folgenden bezeichnenden Satz enthielt: „Ebenso wurde in Frankreich die Februar-

Revolution durch die im ganzen Lande bestandenen politischen Klubs und durch die große Verbreitung der politischen, die freie Presse im ganzen Umfange benützenden Tageblätter vorbereitet, und als kaum der Kampf in Paris zu Ende war, standen auch schon aller Orts durch ganz Frankreich die im voraus bezeichneten Männer der republikanischen Partei an der Spitze der Bewegung und führten rasch die Beschlüsse der provisorischen Regierung aus." — Neben dieser in der Hauptsache immerhin im Verborgenen wirkenden Tätigkeit der Volksvereine ging die öffentliche in der Kammer einher. Auch in der Kammer hatte Brentano die Führerschaft der Partei übernommen und trat als deren hauptsächlichster Wortführer des öfteren auf. An den eigentlichen gesetzgeberischen Arbeiten der Kammer beteiligte er sich dabei freilich kaum, dagegen richtete er wiederholt Interpellationen an die Regierung und brachte Motionen ein, die geeignet waren, Aufsehen zu erregen und ihn als den natürlichen Beschützer und Retter angeblich gefährdeter Volksrechte erscheinen zu lassen. So hatte er beispielsweise schon im April, noch vor dem Heckerzuge, an die Regierung die Anfrage gerichtet, welchen Zweck sie mit der Ansammlung von Truppen anderer Bundesstaaten an den Grenzen des Landes verfolge, in der er ein Mittel der Reaktion zur Unterdrückung freiheitlicher Bestrebungen erblicken müsse. Im Mai stellte er dann in der Kammer den Antrag, daß die fliehenden Aufständischen von den Truppen nicht mit den Waffen in der Hand verfolgt werden sollten, und einige Monate später, im Oktober, als die Kammer sich wieder einmal mit den republikanischen Schilderhebungen beschäftigte, verstieg er sich zu der Behauptung, jedes Blutvergießen wäre verhindert worden, wenn die Regierung den Forderungen des Volkes nur mehr Rechnung getragen hätte, und stellte rundweg in Abrede, daß Baden durch die Bewegung im März irgend welche freiheitliche Errungenschaften erlangt habe. Anfänglich befleißigte er sich dabei immerhin noch einer gewissen Mäßigung, später, namentlich als die befürchtete Reaktion auf die revolutionären Putsche ausblieb und die Regierung deutlich zeigte, daß sie weder willens noch fähig sei, die Waffen, welche die revolutionäre Partei selbst wider Erwarten ihr in die Hand gegeben hatte, zu gebrauchen, steigerte er den Ton mehr und mehr, bis er zuletzt ins Maßlose überschlug. Die Angriffe, die er gegen die Regierung und auch gegen seine Gegner in der Kammer richtete, überschritten bald alle Grenzen und hatten kaum je auch nur einen Schein von Berechtigung für sich. Aber sie trugen ihm den Beifall der Galerie ein und gaben ihm Gelegenheit,

sich an denjenigen Mitgliedern der Regierung und der Kammer zu rächen, die seine Eigenliebe gekränkt hatten. Denn im Grunde hatte er mit seinem Auftreten in der Kammer wenig Glück. Nicht nur vereinigten seine Anträge selten mehr Stimmen auf sich als die paar seiner nächsten Parteigenossen, sondern er mußte sich auch des öftern energische Zurechtweisungen gefallen lassen. Insbesondere war es der Minister Bekk, der die Blößen, die sich Brentano gab, geschickt benützte und in seiner kühlen, leidenschaftslosen Art ihn zu verschiedenen Malen gründlich abfertigte, dafür sich allerdings auch seinen bittersten Haß zuzog, einen Haß, der noch wuchs, als zu Beginn des Jahres 1849 Brentano in Mannheim zum Oberbürgermeister gewählt wurde, die Regierung aber dieser Wahl die Bestätigung versagte mit der Begründung, daß der Gewählte einem politischen Streben huldige, durch das auf den Umsturz der bestehenden Staatsverfassung planmäßig hingearbeitet werde. Der Sturz des Ministers wurde das Ziel, das Brentano fortab mit allen Mitteln in und außer der Kammer zu erreichen suchte. — Eines der hauptsächlichsten Agitationsmittel der radikalen Partei war die Forderung nach Auflösung der Kammer. Diese hatte sich bis dahin so ziemlich als die einzige und letzte Stütze der Regierung im Kampfe gegen den revolutionären Ansturm bewährt; mit ihrer Beseitigung, rechnete man, werde auch jene weichen müssen. In zahlreichen Petitionen, die noch im Laufe des Jahres 1848 aus allen Teilen des Landes an die Kammer gelangten, wurde diese aufgefordert, sich alsbald selbst aufzulösen und einer gesetzgebenden Versammlung Platz zu machen. Am 10. Februar 1849 fand die Beratung über diese Petitionen statt. Sie endigte mit einer vollständigen Niederlage der radikalen Partei. Ein von dem Abgeordneten Christ, einem Parteigenossen Brentanos, eingebrachter Antrag, der die Forderung der Petitionen in wesentlich abgeschwächter und gemilderter Form wiederholte, erlangte nur vier Stimmen. Als das Schicksal des Antrages schon so gut wie entschieden war, ergriff noch Brentano das Wort. Er war verärgert über den Gang der Verhandlung und machte diesem Ärger in heftigen Angriffen gegen den Minister Bekk Luft, Angriffen, die so sehr selbst das überstiegen, was man von ihm gewohnt war, daß die eigenen Parteigenossen sich dagegen auflehnten, und Brentano sich genötigt sah, nachträglich seine Äußerungen dahin richtig zu stellen, daß er ausdrücklich erklärte, nicht auch im Namen seiner Partei gesprochen zu haben. Die unmittelbare Folge dieser parlamentarischen Niederlage war der Austritt der Mit-

glieder der Linken aus der Kammer. Nicht alle gingen gern, aber die radikalen Elemente draußen im Lande verlangten es, und die Führer in der Kammer waren schon seit einiger Zeit nicht mehr imstande, jenen gegenüber den eigenen Standpunkt immer mit Erfolg zu behaupten. Als einer der letzten trat am 8. März Brentano aus; es bedurfte dazu einer direkten Aufforderung des Vorstandes der Volksvereine, so schwer entschloß er sich, auf den Anschein einer gewissen Gesetzlichkeit, welche die Zugehörigkeit zur Kammer bisher seinem Tun gegeben hatte, zu verzichten. Er war verstimmt über den Zwang, dem er sich hatte fügen müssen, und über diese Verstimmung halfen ihm auch die Erfolge nicht ganz hinweg, die er bald darauf als Verteidiger in den Hochverratsprozessen gegen Struve und Blind, sowie gegen Fickler vor den Geschworenen in Freiburg errang. Er erreichte, daß Struve und Blind zu einer außergewöhnlich geringen Strafe verurteilt und Fickler überhaupt freigesprochen wurde. Im übrigen gaben diese Prozesse einen Maßstab dafür ab, wie weit die Verhältnisse im Lande bereits gediehen waren. Im Prozesse gegen Struve und Blind ließen sich nicht nur die Staatsanwälte in lange politische Diskussionen mit den Angeklagten und den Verteidigern ein, sondern Brentano selbst konnte auch ungestört in einer Ansprache den Geschworenen eine Belehrung über Volkswillen, das Recht der Revolution, Republik u. a. erteilen, und während des Prozesses gegen Fickler ließ gar das Publikum Brentano und die Republik hochleben, wogegen allerdings, wie die amtliche Karlsruher Zeitung berichtete, „der Vorsitzende ernstliche Einsprache erhob". Unmittelbar nach Beendigung des letzteren Prozesses, anfangs Mai, begab sich Brentano nach Baden. Er war abgesehen von seiner Verstimmung auch körperlich leidend und lebte vollständig zurückgezogen in einem Gasthofe. So kam es, daß er an den nun folgenden Ereignissen zunächst nicht unmittelbar beteiligt war. — Schon am 4. Mai hatte der Landesausschuß der Volksvereine einen Aufruf zu einer Volksversammlung am 12. und 13. Mai in Offenburg erlassen. Der Zeitpunkt war günstig gewählt. Die Ablehnung der von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung durch Preußen Ende April hatte eine allgemeine Gärung hervorgerufen, wie in anderen Teilen Deutschlands, so namentlich auch in Baden, wo Brentano in der ihm nichts weniger als sympathischen Verfassung schon frühe ein vorzügliches Agitationsmittel erkannt und auch als solches benützt hatte. Ein bestimmtes Programm war für die Offenburger Versammlung nicht vorgesehen. „Es handelt sich um die

Beratung der gegenwärtigen Lage unseres gesamten Vaterlandes . . . Es fehle kein Freund des Volkes," hieß es in dem Aufrufe. Brentano stand dem letzteren fern; er war entweder gar nicht befragt oder zum mindesten nicht gehört worden. In Offenburg strömte am 12. und 13. Mai eine gewaltige Menschenmenge zusammen, darunter zahlreiche Bewaffnete. Am 12. fand eine vertrauliche Vorbesprechung der Abgeordneten der Volksvereine statt, in der eine Anzahl von Forderungen aufgestellt wurde, unter ihnen die bekannte nach Auflösung der Kammer und Berufung einer konstituierenden Versammlung. Eine Abordnung wurde beauftragt, der Regierung in Karlsruhe diese Forderungen zu überreichen, was auch in der Frühe des folgenden Tages geschah. Die Antwort der Minister Bekk und von Dusch lautete im wesentlichen ablehnend. Ehe dieselbe noch in Offenburg bekannt geworden war, hatte indes die Volksversammlung selbst eine ganze Reihe weitgehendster Beschlüsse gefaßt. An erster Stelle stand die Forderung der Anerkennung der Reichsverfassung durch die Regierung und ihrer Durchführung mit Waffengewalt in den benachbarten Staaten. Nächstdem wurde die sofortige Entlassung des Ministeriums Bekk verlangt und die Berufung eines Ministeriums Brentano, außerdem allgemeine Volksbewaffnung auf Staatskosten, Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr, freie Wahl der Offiziere durch die Soldaten, Abschaffung der alten Verwaltungsbureaukratie u. a. m. Mit der Durchführung dieser Beschlüsse wurde der Landesausschuß der Volksvereine betraut, dessen Vorsitzender, wie wir wissen, Brentano war. Dieser selbst war in Offenburg nicht zugegen; wiederholten Aufforderungen dahin zu kommen, welche ihm noch am 13. zugingen, leistete er keine Folge. Erst am Morgen des 14., nachdem inzwischen der Landesausschuß von Offenburg nach Rastatt gegangen war, begab auch er sich dorthin und stellte sich nunmehr an die Spitze der Bewegung. Diese hatte, begünstigt durch die an verschiedenen Orten gleichzeitig ausgebrochenen Militärmeutereien, namentlich diejenige in Rastatt (11. und 12. Mai), bereits das ganze Land ergriffen. Noch in der Nacht vom 13. auf 14. hatte der Großherzog, nachdem auch in Karlsruhe die Truppen gemeutert hatten und keine Aussicht vorhanden schien, ihrer Herr zu werden, seine Residenz verlassen und war außer Landes gegangen; am nächsten Morgen folgten ihm die Minister nach. Der Karlsruher Gemeinderat schickte darauf hin eine Abordnung nach Rastatt und ließ hier erklären, daß er dem Landesausschuß oder einer etwa errichteten provisorischen Regierung nicht entgegen treten werde,

wenn diese nach Karlsruhe kommen würden, vorausgesetzt, daß sie für den Schutz der Stadt sorgen wollten. Schon am Nachmittag des nämlichen Tages zog dann der Landesausschuß, begleitet von einem Teil der Rastatter Garnison und zahlreichen Freischärlern in der Residenz ein. Vom Balkon des Rathauses aus hielt Brentano eine Ansprache ziemlich gemäßigten Inhalts, in der er jedoch behauptete, der Landesausschuß habe auf die Einladung des Gemeinderats die Zügel der Regierung ergriffen; der von dem Oberbürgermeister Malsch sofort dagegen erhobene Widerspruch blieb unbeachtet. — Mit überraschender Schnelligkeit hatte die Revolution im ganzen Lande gesiegt, mit einer Schnelligkeit, die auch den Führern der Bewegung unerwartet und bis zu einem gewissen Grade selbst ungelegen kam. Insbesondere war das bei Brentano der Fall: für ihn ging das, was erreicht war, weit über das Ziel seiner Wünsche hinaus. Mit allen Mitteln hatte er am Sturze des Ministeriums Bekk gearbeitet, in der Erwartung, dessen Stelle demnächst einzunehmen. War dies geschehen, dann, hoffte er wohl, würden sich auch Mittel und Wege finden, von den bisherigen Forderungen das, was er für gut fand, mit oder gegebenenfalls auch gegen den Großherzog durchzusetzen. Nun da dieser das Land verlassen, war es damit nichts. Brentano mochte etwas derartiges schon früher befürchtet haben; darum hatte er wohl die Aufforderungen, nach Offenburg zu kommen, damit beantwortet, daß er aufs eindringlichste von überstürzenden Maßregeln und zu weitgehenden Schritten abriet, darum auch mag er, wie berichtet wird, ernstliche Bedenken getragen haben, dem Ruf an die Spitze der Bewegung zu folgen, darum endlich konnte es jetzt, da die Ereignisse diesen Gang genommen hatten, unbefangenen Beobachtern scheinen, als fühle er sich bei der ganzen Sache durchaus nicht wohl. Noch am 14. Mai übernahm der Landesausschuß in einer öffentlichen Erklärung die Regierung des Landes; gleichzeitig setzte er „in Anbetracht der Gefahr des Vaterlandes“ eine Exekutivkommission ein, die aus Brentano, Peter, Eichfeld und Goegg (vgl. oben S. 208 ff.) bestand. Brentano war das eigentliche Haupt; ebenso gebot er fast unbeschränkt in dem Landesausschuß, der fast ganz aus seinen Anhängern zusammengesetzt war. Mit dem Siege vom 14. Mai waren den Siegern auch sämtliche nicht unbedeutende Machtmittel des Staates in die Hände gefallen; es handelte sich nunmehr darum, in welcher Weise sie sich derselben zur Befestigung ihrer Macht bedienten. Um einen bleibenden Erfolg sich zu sichern, war es nötig, die im Lande verfügbaren Kräfte zielbewußt zusammenzufassen

und dann vor allem die revolutionäre Bewegung über die Grenze des Landes hinaus in die Nachbarstaaten zu tragen und so einen Brand zu entzünden, der die schwerwiegendsten Folgen haben konnte. Das erkannte auch Brentano ganz richtig, aber in der Ausführung kam er über halbe Maßregeln nicht hinaus, und daran war seine ganze Stellung zu der ohne sein Zutun, ja sogar wider seinen Willen ausgebrochenen Revolution schuld. Eine der Offenburger Forderungen war die Beseitigung der herrschenden Bureaukratie gewesen; jetzt war davon nicht mehr die Rede. Man begnügte sich, diejenigen Beamten, die der augenblicklichen Regierung gegenüber sich direkt feindlich verhielten, „volksfeindlich“ waren, zu entfernen; die übrigen behielten ihre Stellen. Auch die Ministerialkollegien mit ihren Beamten amtierten weiter. Als die letzteren der neuen Regierung den Eid leisten sollten, verstanden sie sich dazu nur unter dem Vorbehalt, daß durch denselben ihrer auf die Landesverfassung erfolgten Verpflichtung kein Eintrag geschehe. Sie bekundeten damit, daß sie nicht gewillt waren, etwaige Anordnungen des Landesausschusses auszuführen, die den Gesetzen und der Verfassung widersprachen, ebenso aber auch, daß sie den ganzen Zustand nur als etwas vorübergehendes ansahen. Und der Landesausschuß ließ sich dazu herbei, durch Genehmigung des Vorbehaltes, das letztere gewissermaßen gleichfalls anzuerkennen, allerdings nicht ohne daß Brentano sich persönlich einsetzen mußte, um gegen Struve und seine Anhänger einen zuerst in entgegengesetztem Sinne gefaßten Beschluß wieder rückgängig zu machen. Der Gegensatz, in den Brentano, nachdem er zur Macht gelangt war, alsbald zu den weiter links stehenden Elementen der eigenen Partei geriet, die soeben noch seine vornehmlichste Stütze gewesen, trat hier zum erstenmal zutage. Er verschärfte sich rasch mehr und mehr und führte später zu dem Versuche Struves und seiner Anhänger, Brentano mit Gewalt aus seiner Stellung an der Spitze der Regierung zu verdrängen (6. Juni). Der Versuch mißlang zwar, aber Brentano hatte, um seiner früheren Freunde sich zu erwehren, die Hilfe der gemeinsamen Feinde, der Konservativen, in Anspruch nehmen müssen, insbesondere diejenige der als reaktionär verrufenen Karlsruher Bürgerwehr, und indem er sich dieser damit verpflichtete, ohne sie doch für sich zu gewinnen, wurde der Bruch mit denjenigen, denen er seine augenblickliche Stellung in erster Linie verdankte, ein vollständiger. — Dem Landesausschuß war keine lange Dauer beschieden; in seiner Vielköpfigkeit — er zählte gegen 30 Mitglieder — war er eine schwerfällige, zum Regieren wenig brauchbare Maschine, und Bren-

tano entledigte sich seiner bei der ersten sich bietenden Gelegenheit. Schon am 1. Juni hörte er auf zu bestehen, nachdem er noch zuvor eine aus fünf Mitgliedern zusammengesetzte provisorische Regierung gewählt hatte, in der wiederum Brentano die leitende Persönlichkeit war. Wenige Tage darauf, am 3. Juni, wurden die Wahlen zu der gesetzgebenden Versammlung vollzogen, deren Anordnung eine der ersten Amtshandlungen der revolutionären Regierung gewesen war; fast überall drangen die Anhänger Brentanos durch. Am 10. Juni wurde die neue Versammlung eröffnet, wobei Brentano eine Rede hielt, die durch den Mangel an jeder Begeisterung und namentlich an jedem revolutionären Feuer auffiel. Im übrigen war die neue Versammlung ebenso wenig imstande, auf die verworrenen Geschicke des Landes bestimmend einzuwirken, wie vorher der Landesausschuß. Das Urteil, das Brentano selbst später über sie gefällt hat, trifft vollständig zu; sie bestand in der Tat in ihrer Mehrheit aus unfähigen, gewöhnlichen Schreiern und bot das kläglichste Bild einer Volksvertretung, welche je getagt hatte und welche ihren gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen hinter sogenannten revolutionären Anträgen zu verbergen suchte, die heute zum Beschluß erhoben, morgen als unausführbar wieder umgestoßen werden mußten. In ihrer Sitzung vom 13. Juni beschloß die gesetzgebende Versammlung die Bestellung einer neuen Regierung, der dritten in vier Wochen. Brentano war des Regiments bereits überdrüssig und wäre am liebsten zurückgetreten, aber das ging nicht, da die Mehrheit ihn für unentbehrlich hielt, und so blieb er, nachdem man ihm eine möglichst unumschränkte Gewalt eingeräumt hatte. Es wurde die dreiköpfige Diktatur geschaffen, bestehend aus Brentano, Goegg und Werner, die aber im Grunde auf die alleinige Diktatur Brentanos hinauslief, da ihm allein die Wahl der Minister überlassen war und seine beide Kollegen ihm überdies durch allzuvieles Dreinsprechen nicht unbequem wurden. So wäre er mit den ihm übertragenen Machtmitteln immerhin in der Lage gewesen, eine Regierungsgewalt zu entfalten; aber dazu kam es nicht mehr aus Gründen, die in den äußeren Verhältnissen lagen. Die beabsichtigte Propaganda der Revolution in den Nachbarländern war schon im ersten Anlauf kläglich mißlungen. Wohl war zwischen dem Landesausschuß und der provisorischen Regierung der bayerischen Rheinpfalz schon am 18. Mai ein Vertrag zustande gekommen, der u. a. die Bestimmungen enthielt, daß Baden und die Pfalz in militärischer Hinsicht ein Land bilden und die Einwohner beider Länder in allen Beziehungen als Angehörige eines

und desselben Staates betrachtet werden sollten; aber als dann die Pfälzer eine tatkräftige Unterstützung von ihren Verbündeten verlangten, verstanden sich diese erst nach langwierigen Verhandlungen dazu, einige Geschütze und diese nur gegen Bezahlung zu liefern; ein Anlehen an Geld versagten sie hartnäckig. Man erinnerte sich in Baden sehr zur unrechten Zeit daran, daß man eigentlich nur einen badischen Putsch gewollt hatte, und überließ die Bundesgenossen ohne Bedenken ihrem Schicksal, das sich dann freilich auch rasch genug vollzog. Nach Hessen sollte die Revolution mit Waffengewalt verpflanzt werden. Ein erster Versuch scheiterte daran, daß die dazu beorderten Truppen sich weigerten, die Grenze zu überschreiten, ein zweiter, von dem ehemaligen Leutnant und nunmehrigen Kriegsminister Sigel unternommen, führte zu den Niederlagen bei Heppenheim und Hemsbach (30. Mai) und der Flucht der Revolutionstruppen bis Heidelberg. Und ebenso mißlang der Versuch Württemberg durch Emissäre zu revoltieren. Fickler, ein Mitglied der provisorischen Regierung, der zu diesem Zwecke nach Stuttgart gereist war, wurde dort alsbald nach seiner Ankunft festgenommen. Inzwischen hatte Großherzog Leopold bei Preußen die nachgesuchte Hilfe gefunden. In Verbindung mit den vom Reichsverweser Erzherzog Johann aufgebotenen Reichskontingenten schickten sich nunmehr die preußischen Truppen an, den Aufruhr in Baden zu unterdrücken. Die provisorische Regierung hatte, nachdem alle anderen von ihr bestellten militärischen Führer nacheinander Fiasko gemacht hatten, sich den Polen Mieroslawski als Oberbefehlshaber verschrieben, aber auch diesem gelang es nicht mehr, das Schicksal der badischen Revolution aufzuhalten. Den Kämpfen am Neckar bei Hirschhorn, Ladenburg und Ludwigshafen am 15. Juni und dem Vorstoße Mieroslawskis auf Großsachsen und Weinheim am 16. folgten am 20. der Rheinübergang der Preußen bei Germersheim, am 21. die Gefechte bei Waghäusel und Wiesental, die Auflösung der Revolutionsarmee und ihr Rückzug über Sinsheim (23. Juni), dann die Rückzugsgefechte bei Ubstatt, Durlach, Gernsbach und Oos (23. bis 30. Juni). Schon mit dem Beginn des ernsten Kampfes war die Bedeutung der Regierung in Karlsruhe und der gesetzgebenden Versammlung ganz in den Hintergrund getreten; bei der Armee war die Gewalt, hier wurde das Schicksal der Revolution entschieden, um die Karlsruher Regenten und ihre Versammlung kümmerte sich kein Mensch mehr. Brentano selbst gab in dieser Zeit das Beispiel vollständigster Entmutigung. Die Zügel der Regierung entglitten seinen Händen; er ließ die alten Beamten in

den höchsten Kollegien ebenso gewähren, wie er die Gewalttaten der revolutionären Kommissäre hinnahm, ohne den Versuch zu machen, sie zu hindern. Am 25. Juni verließ er mit den letzten noch anwesenden Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung beim Herannahen der Preußen in eiliger Flucht Karlsruhe. Auf dem Wege nach Freiburg, dem nächsten Ziel, leitete er noch eine Exekution gegen Lahr, weil einige Einwohner dieser Stadt geplant hatten, den Eisenbahnzug wegzunehmen, welcher das Geld der revolutionären Regierung nach dem Oberlande entführte. In Freiburg selbst herrschte die größte Verwirrung; die revolutionäre Regierung versagte vollständig. Dies benutzten die extremen Elemente zu einem erneuten Vorstoß gegen Brentano. In der gesetzgebenden Versammlung trat Struve mit einem Antrag hervor, welcher darauf hinzielte, Brentano und Goegg von der Diktatur zu entfernen. Der Antrag wurde zwar, wenn auch mit geringer Mehrheit, abgelehnt; dagegen wurde ein weiterer Antrag Struves, den Kampf mit allen zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen und jeden Versuch einer Unterhandlung mit dem Feinde als Verrat zu betrachten und zu bestrafen, trotz dem heftigen Widerspruch Brentanos angenommen. Die Forderung Verhandlungen anzuknüpfen und damit diejenige der Rückberufung des Großherzogs war seit Beginn der Revolution wiederholt laut geworden. Als Brentano nach den Niederlagen Sigels an der Bergstraße nach Heidelberg geeilt war, um die über ihren Führer erbitterten Soldaten zu beruhigen, hatten ihn diese mit Hochrufen auf den Großherzog empfangen und laut dessen Rückkehr verlangt. Im Landesausschuß und in der gesetzgebenden Versammlung hatte dann insbesondere der Abgeordnete Junghanns zu verschiedenen Malen es ausgesprochen, daß einzig in der Wiedereinsetzung des Großherzogs die Rettung aus den herrschenden trostlosen Verhältnissen erblickt werden könne. Brentano hatte sich diesen Forderungen gegenüber bis dahin ablehnend verhalten. Zwar wäre es ihm von Anfang an am liebsten gewesen, der Großherzog hätte das Land überhaupt nicht verlassen, aber nachdem dies einmal geschehen, war er klug genug einzusehen, daß die Rückkehr des Fürsten für ihn nicht nur den vollständigen Verzicht auf die Macht, die er augenblicklich besaß, sondern auch auf jede weitere Rolle im öffentlichen Leben bedeutete, und dazu mochte er, solange die Zustände nicht ganz hoffnungslos waren, denn doch die Hand nicht bieten. Jetzt freilich, da er sich über die Aussichtslosigkeit jedes ferneren Widerstandes keiner Täuschung mehr hingeben konnte, griff auch er den Gedanken an Unterhandlungen auf

und sprach im vertrauten Kreise offen davon, daß man durch solche der aufgelösten Armee die Verbannung in die Fremde ersparen müsse. Unter diesen Umständen mußte er in der Annahme des Struveschen Antrags ein gegen ihn gerichtetes Mißtrauensvotum erblicken, und dieses gab ihm den nicht unerwünschten Anlaß, sich von der Sache, die doch verloren war, zu trennen. Unmittelbar nachdem die Versammlung den Antrag Struves zum Beschluß erhoben hatte, legte er seine Stelle als Diktator und Mitglied der Versammlung nieder und verließ in der Nacht vom 28. auf 29. Juni Freiburg, um sich nach der Schweiz zu begeben. Als am andern Morgen eine Abordnung der Volksvertreter ihn aufsuchen wollte, um ihn durch die Versicherung, daß mit dem Beschlusse kein Mißtrauensvotum beabsichtigt gewesen, zur Zurücknahme seines Entschlusses zu bewegen, war es bereits zu spät. Die Versammlung mußte sich begnügen, in einem Manifeste seine Flucht als feigen Verrat am Vaterlande zu bezeichnen. Brentano antwortete darauf mit einer Erklärung aus Feuerthalen gegenüber Schaffhausen vom 1. Juli, in welcher er seiner Partei und der ganzen Bewegung, damit freilich auch sich selbst, ein Urteil sprach, wie es vernichtender der erbittertste Gegner nicht hätte fällen können. Indem er sich darauf berief, daß er blutige Gewalttaten verhindert und sich nicht mit dem Gelde des Landes bereichert habe, warf er seinen Genossen vollendetste Unfähigkeit vor und beschuldigte sie, daß sie sich von gemeinen und eigennützigen Beweggründen bei ihrem Tun und Handeln hätten leiten lassen. Das Schriftstück ist wiederholt gedruckt worden und findet sich auch in Häussers „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution“ (S. 636—643). — Nach der Unterdrückung des Aufstandes wurde Brentano in contumaciam zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Er hielt sich zunächst in der Schweiz auf und ging, als ihm hier das Asylrecht gekündigt wurde, 1850 nach Amerika. Hier gründete er in Potsville (Pennsylvania) eine deutsche Zeitung „Der Leuchtturm“ und führte einen heftigen Kampf gegen die Sklaverei und die dortigen Demokraten. Später erwarb er eine Farm in Michigan, die er einige Jahre selbst bestellte. 1859 wurde er als Redakteur der „Illinois-Staatszeitung“ nach Chicago berufen. 1862 bis 1867 war er erster Redakteur und Mitbesitzer dieser Zeitung und leistete in dieser Eigenschaft während des Bürgerkrieges der Sache der Union große Dienste. Er wurde in das Repräsentantenhaus der Staatslegislatur gewählt, wurde ferner Mitglied und Präsident des Stadtrats in Chicago und trug in letzterer Eigenschaft viel zur Einführung des

deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen bei. Nach Europa zurückgekehrt, nahm er 1869 in der Alabamaangelegenheit, dem Streite zwischen den Vereinigten Staaten und England wegen des in letzterem Lande für die Südstaaten gebauten Kaperschiffes „Alabama", sich seines Adoptivvaterlandes aufs lebhafteste an und wurde 1872 amerikanischer Konsul in Dresden. Nach seiner Rückkehr nach Amerika wurde er 1876 als Abgeordneter in den Kongreß gewählt. In späteren Jahren trennte er sich von der republikanischen Partei, der er bisher angehört hatte, und wirkte 1884 für die Erwählung des Kandidaten der Demokraten, Cleveland, zum Präsidenten der Vereinigten Staaten. Er starb am 17. September 1891 in Chicago. *

Heinrich von Treitschke

hat nur etwa acht Jahre in Baden gelebt und gewirkt, aber sein Name darf doch in der Sammlung der Biographien verdienter Männer Badens nicht fehlen, wenn auch die Schilderung seines Lebens und Wirkens deshalb etwas kürzer gefaßt werden muß. Er gehörte zu den hervorragendsten Zierden der Hochschulen Freiburg und Heidelberg. Am 15. Dezember 1834 in Dresden geboren, als Sohn eines sächsischen Offiziers, der zuletzt Generalleutnant und Kommandant der Festung Königstein war, erhielt Heinrich v. Treitschke seine Schulbildung auf der dortigen Kreuzschule, wo er bald durch Talent und Fleiß sich auszeichnete. Nachdem er Ostern 1851, sechzehnjährig, die Abiturientenprüfung glänzend bestanden hatte, bezog er die Universität Bonn, um die Staatswissenschaften zu studieren. Von den ausgezeichneten Professoren, deren Vorlesungen er besuchte und von denen hier nur Ernst Moritz Arndt genannt sei, wirkte doch keiner so nachhaltig auf ihn ein als Dahlmann, dessen historisch-politische Anschauungen ihn bestimmend und entscheidend beeinflußten. In Bonn auch war es, wo er sich die preußische Staatsgesinnung aneignete, in deren Verbreitung und Festigung er in seinen späteren Jahren eine seiner vornehmsten Aufgaben erblickte; freilich geriet er dadurch in einen schweren Konflikt mit den Anschauungen und Überzeugungen seiner Familie, deren sächsischer Patriotismus sich mit seinen politischen Idealen nicht befreunden konnte. Für diese fand Treitschke dagegen volles Verständnis in der Burschenschaft Frankonia, in deren Mitte er ein fröhliches Studentenleben führte, wie es am Rhein gedeiht, und Freundschaften für das Leben schloß, unter anderen mit

badischen Kommilitonen, mit Wilhelm Nokk, dem späteren Staatsminister, und mit dessen Bruder, dem nachmaligen Reichsgerichtsrat Rudolf Nokk. Nachdem er auf den Wunsch seines Vaters zwei Semester an der sächsischen Landesuniversität zugebracht hatte, ohne dort die ihm wünschenswerte geistige Anregung zu finden, kehrte Treitschke im Oktober 1853 nach Bonn zurück, wo er neben dem Studium der Staatswissenschaften auch jenes der Staatswirtschaft pflegte und unter anderm Vorlesungen in Poppelsdorf hörte. Ostern 1854 siedelte er nach Tübingen über, wo er seine Dissertation auszuarbeiten begann, die er dann in Freiburg vollendete und — wie es damals noch erforderlich war — ins Lateinische übersetzte. Sie trug den Titel: „Quibusnam operis vera conficiantur bona“ und erwarb ihm den Doktorgrad der Universität Leipzig. Den Winter 1854 brachte er in Heidelberg zu, wo er sich mit nationalökonomischen Studien beschäftigte, auch die einschlägigen Vorlesungen von Kiesselbach hörte, während er in Freiburg in einem Freundeskreise, dem selbstredend die Brüder Nokk angehörten, selbst Vorlesungen über Nationalökonomie gehalten hatte, die solchen Beifall fanden, daß er schon damals daran dachte, sich zu habilitieren. — Im März 1855 siedelte er von Heidelberg nach Dresden über; für den von seinem Vater gewünschten Eintritt in den sächsischen Staatsdienst zeigte er keine Neigung; wohl aber faßte er damals den Plan, einer Einladung des Privatdozenten Aegidi zu folgen und sich in Göttingen für Nationalökonomie zu habilitieren. Neben den Vorbereitungen für die Verwirklichung dieses Planes begann er, sich der seit längerer Zeit ihn beherrschenden Neigung zur dichterischen Produktion so lebhaft hinzugeben, daß sie den Gedanken an Habilitation völlig in den Hintergrund zurückdrängte. Damals, während er — ohne Dozent zu sein — in Göttingen lebte, wollte er sich — von dem Gedanken, daß nur „das Schaffen dem Leben Wert gibt“, erfüllt — eine Zeitlang lediglich der Journalistik und der Poesie zuwenden. Aber Verhandlungen über Stellungen auf dem Gebiete der Journalistik scheiterten und den damals veröffentlichten Gedichtsammlungen „Vaterländische Gedichte“ (1856) und „Studien“ (1857) fehlte der Erfolg, den er selbst und seine Freunde von ihnen erwarteten. Im Frühjahr 1857 verließ Treitschke Göttingen, um sich, wie es sein Vater wünschte, in Leipzig als Dozent zu habilitieren. Im September 1858 reichte er seine Habilitationsschrift ein: „Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch“ (Leipzig 1859), in der er Mohls und Riehls Versuche, die Lehre von der Gesellschaft aus den Staatswissenschaften als eine

besondere selbständige Wissenschaft auszuscheiden, scharf angriff; am 10. Dezember d. J. hielt er seine Probevorlesung: „Über den Charakter der Hauptvölker Europas in bezug auf ihr Verhältnis zum Staat“; am 13. Januar 1859 erhielt er die venia legendi. Die Vorlesungen, die Treitschke in den nächsten Jahren über deutsche Verfassungsgeschichte, über preußische Geschichte, über die Geschichte von England hielt, behandelten durchweg sehr anziehende Stoffe, sie zeichneten sich aus durch Fülle der Ideen und wurden vorgetragen mit einer meisterhaften Beredsamkeit, die Treitschke sehr bald zum Liebling der studierenden Jugend machte. Hatte er seine erste Vorlesung vor 30 Zuhörern begonnen, so stieg im Laufe der folgenden Semester deren Zahl sehr bald auf 80 und höher. Um sich finanziell unabhängig zu machen, übernahm Treitschke neben seiner Universitätstätigkeit auch noch Vorlesungen über Nationalökonomie an einer landwirtschaftlichen Privatschule. Neben dieser doppelten Lehrtätigkeit fand er noch Zeit zu einer ausgebreiteten literarischen Betätigung. Abgesehen von zahlreichen Rezensionen für das Zarnckesche Literarische Zentralblatt, entstand in der Leipziger Zeit eine Reihe biographischer Darstellungen literarischer und politischer Persönlichkeiten, von denen hier nur die Aufsätze über Kleist, Hebbel, Lessing, Fichte, über Hans von Gagern und Karl August von Wangenheim genannt seien. Damals entstand auch schon der Plan in ihm, eine Geschichte des deutschen Bundes von 1815—1848 zu schreiben, in der er „kurz, scharf, völlig rücksichtslos dem faulen Haufen zeigen wollte, daß uns die Grundlage alles staatlichen Daseins, Recht, Macht und Freiheit fehlen, und daß keine Rettung anders möglich sei, als durch Vernichtung der Kleinstaaten“, durch eine Einigung unter Preußen. Um in Ruhe an diesem Werke arbeiten zu können, verließ Treitschke im April 1861 Leipzig und ging nach München, wohin ihn namentlich auch die reichen Schätze der dortigen Hof- und Staatsbibliothek zogen. Für seine politische Entwicklung war dieser Aufenthalt insofern von großer Wichtigkeit, als er hier zum erstenmal den süddeutschen Partikularismus und den Ultramontanismus genauer kennen lernte. Januar 1862 nach Leipzig zurückgekehrt, mußte Treitschke sehr bald einsehen, daß hier seines Bleibens auf die Dauer nicht sein konnte. Die scharfen Angriffe, die er in seinen Schriften, namentlich in dem Aufsatz über Wangenheim gegen die deutschen Mittelstaaten gerichtet hatte, hatten ihm in Sachsen, dessen Dynastie und dessen Staatsmänner er keineswegs geschont hatte, viele Feinde verschafft. Sie trugen ihm mancherlei Angriffe ein, wie sie auch das Verhältnis zu seinem Vater vor-

übergehend wieder trübten. Mehr als unter diesen Angriffen litt Treitschke damals unter der Verschärfung des Verfassungskonflikts in Preußen, da dadurch die Verwirklichung seiner deutschen Ideale durch Preußen in weite Ferne gerückt schien. Durch eine scharfe Erklärung, die er in den Grenzboten veröffentlichte, brach er im Juli 1863 mit den Preußischen Jahrbüchern, als diese sich den Preßedikten fügten, mit der Zeitschrift, in der er die meisten seiner publizistischen Arbeiten veröffentlicht hatte. Aus diesen unerquicklichen und aufreibenden Verhältnissen wurde Treitschke herausgerissen, als er im Jahre 1863 durch die Bemühungen des Freiherrn von Roggenbach und Mathys einen Ruf als a. o. Professor der Staatswissenschaften nach Freiburg erhielt und auch — nachdem er sich in Dresden nochmals überzeugt hatte, daß er in Sachsen nichts zu erwarten habe — annahm. Den aufgeregten politischen Kämpfen der Leipziger Zeit folgten hier mehrere Jahre ruhiger und fruchtbarer Gelehrtenarbeit. Eine stattliche Anzahl von Hörern, die sich aus allen Kreisen der Bevölkerung zusammensetzte, folgte, wenn auch mit voreingenommenem Interesse seinen Vorlesungen. Weniger zufrieden war Treitschke mit den Freiburger Studenten; sie erschienen ihm als faul und im Vergleich mit den norddeutschen als sehr schülerhaft. Er begrüßte es daher mit Freuden, als man in Baden daran dachte, das höhere Schulwesen nach preußischem Muster zu reorganisieren. Auch in die gesellschaftlichen Verhältnisse Freiburgs lebte er sich sehr schnell ein, und von besonderer Wichtigkeit wurde es hier für ihn, daß er durch seinen Freund Wilhelm Nokk in das Haus von dessen Schwiegervater, des Freiherrn von Bodman, eingeführt wurde, wo er in dessen Tochter Emma seine spätere Gattin kennen lernte. Von Freiburg aus ging er des öfteren nach Karlsruhe, teils zum Besuche seiner dortigen Freunde, teils um auf dem Archive zu arbeiten. Von literarischen Arbeiten erschien bereits im Jahre 1864 der erste Band seiner „Historisch-politischen Aufsätze", der neben dem Wiederabdruck einer Anzahl älterer, bereits früher erschienener Aufsätze eine liebevoll ausgearbeitete biographische Würdigung seines verehrten Lehrers Dahlmann enthielt. In demselben Jahre veröffentlichte Treitschke auch seine vielberufene Schrift „Bundesstaat und Einheitsstaat", von der Schmoller geurteilt hat: „sie ist der Höhepunkt der ganzen publizistischen und historisch-politischen Schule, ohne deren Hilfe das deutsche Reich nicht zustande gekommen wäre." Mit der größten Schärfe wird hier nochmals der Gedanke ausgeführt, daß die bundesstaatliche Verfassung für Deutschland eine Unmöglichkeit,

daß Deutschlands Heil nur in dem engsten Anschlusse an Preußen zu suchen und daß dieser Anschluß unter Umständen mit den Waffen zu erzwingen sei. Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse rasch entwickelt; der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich und seinen Anhängern hatte sich so verschärft, daß eine kriegerische Lösung unausbleiblich erschien. Das Jahr 1864 und die preußische Politik der folgenden Jahre hatten Treitschke inzwischen aus einem Feinde Bismarcks zu dessen Verehrer gemacht. Er hatte erkannt, daß nur dieser der richtige Mann sei, um seine politischen Ideale zu verwirklichen. In einer Reihe glänzender Flugschriften — „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage", „Der Krieg und die Bundesreform", u. s. w. — trat er zu dem größten Entsetzen vieler seiner Freunde lebhaft für die von Bismarck befolgte Politik und für die Annexion Schleswigs-Holsteins durch Preußen ein. Trotzdem lehnte er jedoch, als ihn Bismarck im Jahre 1866 zur Mitarbeit an den Staatsschriften und an den Kriegsaufrufen einlud, diesen Ruf ab; erst als sich Baden durch die Abstimmung vom 17. Juni 1866 Österreich anschloß, hielt er es mit seiner Ehre für unvereinbar, diesem Staate länger zu dienen, und schied aus dessen Diensten, gerade in den Tagen, in denen er sich am 18. Juni mit Emma von Bodman verlobte. Von Freiburg aus wandte sich Treitschke nach Berlin und trat aushilfsweise in die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" ein, um wenigstens mit seiner Feder der guten Sache zu dienen. Seine damals veröffentlichte Flugschrift: „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten," in der er unter den schärfsten Angriffen auf die kurhessische, auf die welfische und auf die wettinische Dynastie deren Beseitigung forderte, erregte namentlich in Sachsen einen Sturm der Entrüstung; Treitschkes eigener Vater, der als Offizier jahrelang eine Vertrauensstellung bei dem albertinischen Königshause eingenommen hatte, gab in einer öffentlichen Erklärung seinem Schmerze und seiner Entrüstung über diesen Schritt seines Sohnes Ausdruck. Im Oktober des Jahres erhielt er in Freiburg, wo er sich gerade zum Besuche seiner Braut aufhielt, seine Ernennung als ordentlicher Professor der Geschichte und Politik in Kiel. Einen gleichzeitig erhaltenen Ruf nach Heidelberg lehnte er mit Rücksicht auf den schwer erkrankten Häusser ab. In Kiel führte er seine Braut heim, im Februar 1867 fand die Vermählungsfeier in Freiburg statt. Doch war seines Bleibens in Kiel nicht lange; bereits im Juli 1867 erhielt er zum zweitenmale einen Ruf als Nachfolger des inzwischen verstorbenen Ludwig Häusser; im Wintersemester 1867—68

nahm er seine Lehrtätigkeit in Heidelberg auf. Die Heidelberger Zeit hat Treitschke später selber die glücklichsten Jahre seines Lebens genannt. Seine drei Kinder wurden ihm hier geboren, in seinem gastfreien Hause verkehrte ein kleiner Kreis von Gleichgesinnten und belebte es. Eine außerordentlich erfolgreiche Lehrtätigkeit erwartete ihn, aus allen Teilen Deutschlands wurde die studierende Jugend durch seinen Ruf angezogen; die Schwierigkeiten, mit denen er in Freiburg zu kämpfen gehabt hatte, traten hier vollständig zurück. Die Arbeit an seiner „Deutschen Geschichte" ging rüstig weiter; daneben veröffentlichte er einige größere Abhandlungen, so die bereits zu Freiburg begonnene „Frankreichs Staatswesen und der Bonopartismus," ferner „Das konstitutionelle Königtum in Deutschland," „Cavour," die er mit einigen bereits früher erschienenen Arbeiten 1870 in einer zweiten Sammlung „Historisch-politischer Aufsätze" vereinigte. — Mit dem Gang der politischen Ereignisse nach dem Jahre 1866 war Treitschke wenig zufrieden; das Jahr 1866 hatte ihm nicht erfüllt, was er für die Zukunft Deutschlands von ihm erhofft hatte. Die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung war ausgeblieben; der Zusammenschluß Nord- und Süddeutschlands schien wieder in weite Ferne gerückt. Daß die Stimmung in Süddeutschland und namentlich in Baden gegen Preußen freundlicher geworden war, erkannte er an, aber diese Erkenntnis vermochte ihn nicht zu bestimmen, sich an dem politischen Leben Badens aktiv zu beteiligen. Das Parteitreiben in Baden stieß ihn ab, und die Fragen der inneren badischen Politik erschienen ihm kleinlich im Vergleich zu den großen nationalen Fragen. Allerdings war sich Treitschke jetzt darüber klar, daß der Zusammenschluß Nord- und Süddeutschlands nicht durch einen starken Druck Preußens auf den Süden erzwungen werden dürfe, daß die Einigung vielmehr nur durch den freiwilligen Anschluß der süddeutschen Staaten erfolgen könne. Es ist daher begreiflich, daß er sich für den Plan seines alten Freundes und Gesinnungsgenossen Mathy, den dieser in einer Denkschrift entwickelte, Baden schon jetzt an den norddeutschen Bund anzugliedern, sehr rasch begeisterte und auch publizistisch in den preußischen Jahrbüchern für denselben eintrat, und wenn er auch Bismarcks Beweggründe sehr wohl anerkannte, so hat er es ihm doch sehr verargt, daß er Mathys Denkschrift nicht einmal einer Antwort würdigte. In die inneren badischen politischen Verhältnisse hat Treitschke nur ein einziges Mal persönlich eingegriffen. Als im Jahre 1868 bei der Neubildung des Ministeriums die übergegangenen Ministerkandidaten Lamey, Bluntschli und Kiefer in

einer nach Offenburg zusammenberufenen, liberalen Landesversammlung das preußisch gesinnte Ministerium Jolly zu stürzen versuchten, trat er — um eine Spaltung in der liberalen Partei und einen Bruch der Partei mit der Regierung zu verhindern — zuerst in einer Bürgerversammlung in Heidelberg und dann auf der zweiten Offenburger Landesversammlung mannhaft für den angegriffenen Jolly ein. Ein Augenzeuge hat uns von seinem Auftreten in Offenburg ein anschauliches Bild entworfen, wie die anwesenden Bürger und Landleute anfangs unmutig, bald aber mit steigendem Interesse den Worten des begeisterten Redners folgten, der die Anwesenden beschwor, alle trennenden Schranken um des Vaterlandes willen bei Seite zu setzen und Frieden zu halten, bis schließlich ein wahrer Sturm der Begeisterung losbrach. „Man umdrängte und umjubelte den Redner, kräftige Arme hoben ihn empor und der Beifall und Jubel wollte nicht enden. Es war der Höhepunkt des Tages.“ — Schneller, als es Treitschke gehofft hatte, sollte auch die Einigung Deutschlands sich vollenden. Das auf den Schlachtfeldern Frankreichs vergossene Blut ließ die den Norden und Süden trennenden Gegensätze mehr und mehr zurücktreten. Durch die Begründung des Deutschen Reiches, durch die Kaiserproklamation in Versailles fand der Wunsch aller wahrhaft patriotisch denkenden Deutschen seine schönste Erfüllung. Mit einer begeisterten Rede hatte Treitschke seine Heidelberger Studenten in den heiligen Kampf für das Vaterland, zum Sieg hinausgeschickt; mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte er die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz. Schon bald nach den ersten Gefechten erschien seine zündende Schrift: „Was wir von Frankreich fordern?“, in der er die Losreißung des Elsasses und Lothringens von Frankreich und ihre Wiedervereinigung mit Deutschland, ihre Angliederung an Preußen forderte. Allerdings entsprach auch jetzt der Erfolg nicht seinen hochgespannten Erwartungen; seinen unitarischen Idealen entsprach das aus den Verträgen des Jahres 1871 hervorgegangene Staatsgebilde keineswegs; mit den Württemberg und Bayern gewährten Reservatrechten hat er sich nie auszusöhnen vermocht, wenn er auch anerkannte, daß durch die Einheit des Heeres und der äußeren Politik bereits Großes erreicht sei. Auch mit der dem „Reichslande“ gewährten Sonderstellung war er nicht einverstanden; er hätte dieser Zwitterstellung eine Angliederung an das große Preußen vorgezogen, die ihm einen rascheren Fortgang der Germanisation desselben zu verbürgen schien. — Im Jahre 1871 wurde Treitschke fast ohne sein Zutun von dem rheinischen Wahlkreis Kreuznach-Simmern in den Reichs-

tag gewählt. Er schloß sich hier zunächst der nationalliberalen Fraktion an, bis er im Jahre 1879, als die Nationalliberalen die sogenannte Frankensteinsche Klausel, durch die ein Teil der Zolleinnahmen den Einzelstaaten überwiesen wurde, verwarfen und dadurch den Bruch Bismarcks mit der Partei herbeiführten, aus ihr ausschied. An den Arbeiten des Reichstags hat sich Treitschke mit großem Eifer beteiligt, namentlich in den Tagungen der Jahre 1871, 1874, 1879—82 hat er wiederholt in die Debatten des Parlaments eingegriffen. „Seine Reden, welche konstitutionelle und wirtschaftliche Fragen, Tabaksmonopol, Heeresverfassung, Sozialistengesetz, Elsaß-Lothringen u. s. w. behandelten, zeigten, wie ihr Herausgeber jüngst mit Recht bemerkt hat, sachlichen Inhalt, Gedankenreichtum, geistvollen und schlagfertigen Ausdruck" (Herausgegeben von O. Mittelstädt. 1896). Später erlahmte sein Interesse und im Jahre 1888 legte er, verstimmt über den Gang, den die innere Politik in Deutschland genommen, sein Mandat nieder. Inzwischen hatte er im Frühjahr 1873 einen Ruf als Nachfolger Droysens an die Berliner Universität erhalten. Der Entschluß, ihm zu folgen, wurde ihm doch nicht ganz leicht; die badische Regierung setzte alle Hebel in Bewegung, ihn zu halten; seine Freunde bestürmten ihn, zu bleiben. Aber die Rücksicht auf seine deutsche Geschichte, zu deren Vollendung er auf die Berliner Archive angewiesen war, die Rücksicht ferner auf den großen ihm winkenden Wirkungskreis, die Schwierigkeiten auch, von Heidelberg aus seine Stellung als Reichstagsabgeordneter mit seinem Lehramt zu vereinigen, gaben schließlich den Ausschlag. Im Frühjahr 1874 siedelte er nach Berlin über. Über den nunmehr folgenden Lebensabschnitt Treitschkes kann an dieser Stelle kurz hinweggegangen werden. Eine eingehende Schilderung von Treitschkes Berliner Zeit liegt außerhalb des Rahmens einer Sammlung „Badischer Biographien." Derjenige, der Treitschkes Stellung zu den Fragen der inneren Politik, zum Sozialismus, zu den wirtschaftlichen Fragen, zur Judenfrage, zur Schulfrage u. s. w. kennen lernen will, sei auf die unten angeführten trefflichen Ausführungen Bailleus in dem „Biographischen Jahrbuch" und in der „Deutschen Rundschau" verwiesen. In den letzten Jahren seines Lebens trat bei Treitschke die Beschäftigung mit den politischen Fragen überhaupt völlig in den Hintergrund, mehr und mehr konzentrierte er seine ganze Arbeitskraft auf die Vollendung seines Lebenswerkes, der „Deutschen Geschichte". Als er im Jahre 1874 Heidelberg verließ, hatte er das Manuskript für den zweiten Band nahezu vollendet. In Berlin begann er sofort mit

der Bearbeitung des ersten, der einleitend Deutschlands Entwicklung vom Jahre 1648—1815 behandelte. Im gleichen Jahre veröffentlichte er eine Anzahl seiner Aufsätze zur Tagespolitik unter dem Titel „Deutsche Kämpfe." Im Jahre 1879 erschien dann der erste Band seiner „Deutschen Geschichte"; ihm folgte der zweite 1882, der dritte 1886, der vierte 1889. Aus den Vorarbeiten zur „Deutschen Geschichte" entstanden eine Reihe von Abhandlungen, über „Samuel Pufendorf", über „Luther und die deutsche Nation", über „Gustav Adolf und die deutsche Freiheit"; ferner die Aufsätze „Aus der Blütezeit mittelstaatlicher Politik", „Aus den Papieren des Staatsministers von Motz", „Aus der Zeit der Demagogenverfolgung", „Zur Geschichte der sächsischen Politik im Jahre 1806" u. s. w., die dann nach seinem Tode zusammen mit andern Arbeiten durch Erich Liesegang in einem vierten Bande der „Historisch-politischen Aufsätze" vereinigt worden sind. Dazu traten zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen zur Tagespolitik, über politische Fragen, über die Judenfrage, über das Gymnasial- und Volksschulwesen, über die Kirchengesetzgebung u. s. w., die gleichfalls nach Treitschkes Tode Erich Liesegang als zweiten Band der „Deutschen Kämpfe" gesammelt hat. Man wird diese ungeheure Arbeitskraft Treitschkes um so mehr bewundern müssen, als er gerade in diesen Jahren von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht wurde. Im Jahre 1882 starb sein einziger Sohn, erst 14 Jahre alt; in der Folge verfiel seine Gattin einem unheilbaren Gemütsleiden. Er selbst wurde von einem sehr schweren Augenleiden heimgesucht, das ihm zeitweise jede Beschäftigung mit der „Deutschen Geschichte" unmöglich machte, und von dem er, erst nach längerer Zeit, durch eine Kur in Heidelberg Heilung fand. Zahlreiche Angriffe auf seine „Deutsche Geschichte" verbitterten ihm gleichfalls das Leben; keiner derselben ist ihm wohl so nahe gegangen, wie derjenige Hermann Baumgartens, durch den eine jahrelang gepflegte Freundschaft ein jähes und unerfreuliches Ende fand. Umsomehr erfreute ihn dann der allgemeine Beifall, der seinem 1894 erschienenen fünften Bande der „Deutschen Geschichte" zu teil wurde. Im folgenden Jahre unternahm er eine Erholungsreise nach England; anscheinend neu gestärkt nahm er nach seiner Rückkehr die Vorarbeiten zum sechsten Bande seiner „Deutschen Geschichte" auf, als deren Nebenfrucht er im Jahre 1896 seinen Aufsatz über „Das Gefecht von Eckernförde" in der Historischen Zeitschrift, deren Redaktion er nach Sybels Tode übernommen hatte, veröffentlichte. Gleichzeitig trug er sich mit dem Gedanken der Bearbeitung eines Werkes über Politik. Da

erkrankte er an einem unheilbaren Nierenleiden, das ihn am 26. April desselben Jahres schnell und sanft aus dem Leben hinwegnahm. — Vgl. Bailleu, Heinrich von Treitschke, Deutsche Rundschau. Jahrgang 1896—97, S. 97—132 und 197—231; Bailleu, Nekrolog im Biographischen Jahrbuch I, 376—389; Eckerlin, Heinrich von Treitschke. Leipzig, Voigtländer 1898; Hausrath, Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke, Leipzig, Hirzel 1901; Marcks, Heinrich von Treitschke. Ein Nachruf. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft I, Monatsblätter, 65—75; Meinecke, Heinrich von Treitschke, Historische Zeitschrift LXXVII, 86—90; Schiemann, Heinrich von Treitschke. Lehr- und Wanderjahre 1834—1866, München und Leipzig, Oldenburg 1896. — In bibliographischer Hinsicht ist noch nachzutragen, daß Treitschkes Vorlesungen über Politik (Leipzig 1897) durch Max Cornicelius in zwei Bänden herausgegeben worden sind.

*

Totenliste 1891—1901.

Peter Joseph *Albert*, geb. 6. Juni 1807 in Hamburg, kathol. Pfarrer in Dossenheim, gest. 3. April 1892 (Freib. kathol. Kirchenblatt 1892, 257—260).

Adolf *Auerbach*, geb. 15. Juni 1826 in Karlsruhe, 1849—1862 Sänger (Heldentenor) an den Stadttheatern in Zürich, Mainz, Danzig, Frankfurt a. M. u. a., sowie an den Hofbühnen in München und Wien; er war der erste Lohengrinsänger in Frankfurt a. M. (12. April 1854), der erste Tannhäuser in München (12. August 1855), zuletzt Theateragent in Frankfurt a. M., gest. daselbst anf. Februar 1896 (Neuer Theater-Almanach 8 (1897), S. 171).

Elise *Axtmann*, geb. 11. Januar 1827 in Karlsruhe als Tochter des Logenmeisters Friedrich Richter, Schauspielerin, verheiratet in erster Ehe mit Musikdirektor Gustav Sobirey in Kassel, in zweiter mit Direktor Axtmann in Bruchsal, gest. in Bruchsal 24. November 1897 (Neuer Theater-Almanach 10, 155.)

Karl Heinrich *Baader*, geb. 1829 in Löffingen, Oberamtmann in Villingen (1866—1871), Waldshut (1871—1877), Offenburg (1877—1886), Stadtdirektor in Konstanz (1886—1889), 1889—1899 im Ministerium des Innern, Geh. Oberregierungsrat, 1899 Kollegialmitglied des Verwaltungsgerichtshofes und Geh. Rat III. Klasse, im gleichen Jahre in den Ruhestand getreten, gest. 6. April 1901 in Karlsruhe.

Wilhelm *Baden*, geb. 13. November 1843 in Karlsruhe, kathol. Pfarrer in Zimmern (Amt Tauberbischofsheim), gest. 2. August 1897 in Würzburg (Freib. kathol. Kirchenblatt 1897, 625—629).

Sigmund *Battlehner*, geb. in Östringen, 1872—1883 Regierungsrat bei der Generaldirektion der Staatseisenbahnen, 1885—1890 erster Vorstand des Lebensbedürfnisvereins in Karlsruhe, gest. in Karlsruhe 21. Juni 1890.

Oskar *Bauberger*, geb. 1. September 1865 in Karlsruhe, Sänger und Schauspieler, ursprünglich im Fach der jugendlichen Helden in Meiningen, Metz und Magdeburg tätig, ging dann zur Operette über und war seit 1893 am Stadttheater zu Leipzig engagiert; gest. 11. September 1899 in Leipzig (Neuer Theater-Almanach 11 (1900), 175 f.).

Johann Adam *Bauer*, geb. 17. September 1820 in Buchen, 1873—1897 Archivar der II. Kammer der Landstände, Regierungsrat, gest. 10. Februar 1899. Herausgeber: Badens Volksvertretung in der Zweiten Kammer der Landstände von 1819 bis 1891. Karlsruhe 1891.

Adolf *Bauer*, geb. 6. Dezember 1827 in Mannheim, Schauspieler, Mitglied der Mannheimer Hofbühne, gest. in Mannheim 3. September 1897 (Neuer Theater-Almanach 9 (1898), 200).

Hermann *Becker*, geb. 3. August 1859 in Steinegg bei Pforzheim, Professor an der Realschule in Mannheim, gest. 13. Juni 1897 (Limberger in den Südwestdeutschen Schulblättern 1897, 186 f.).

Ferdinand *Behringer*, geb. 25. September 1824 zu Häusern bei St. Blasien, kathol. Pfarrer in Hänner, gest. 2. Januar 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 84 f.).

Otto *Bender*, geb. 9. April 1865 in Baden, Professor an der Lehrerbildungsanstalt in Meersburg und zuletzt Kreisschulrat in Tauberbischofsheim, gest. 7. Mai 1901 (H. Steiger in den Südwestdeutschen Schulblättern 1901, 232 f.).

Joseph *Benz*, geb. 16. März 1825, 1872—1898 katholischer Stadtpfarrer in Karlsruhe, erzbischöflicher Geistlicher Rat, Dekan des Landkapitels Ettlingen, einer der wenigen aus der jüngeren Generation des badischen Klerus, der noch der Wessenbergischen Richtung angehörte und sich von jeder Beteiligung am politischen Leben fern hielt, gest. 30. November 1898 (v. Weech im Biograph. Jahrbuch 3, 230).

Lorenz *Berberich*, geb. 11. August 1814 zu Hainstadt, kath. Pfarrer in Waldstetten und in Rotenberg, gest. 3. April 1898 (Biographisches Jahrbuch 230. — Freib. kathol. Kirchenblatt 1898, 393—396).

Max *Berger*, geb. 13. Februar 1839 in Säckingen, kathol. Stadtpfarrer in Heitersheim, gest. 20. Februar 1898 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1898, 161—165).

Emil *Betz*, geb. 2. Juni 1821 in Karlsruhe, nahm als Leutnant im 4. Infanterieregiment am Zuge gegen die Heckerschen Freischaren im badischen Oberland (1848) und am Feldzug gegen Dänemark teil (Gefecht von Ulderupp, 6. April 1849), 1870/71 Bataillonskommandeur im Grenadierregiment, später Bezirkskommandeur in Freiburg (1873), gest. als Oberst z. D. 24. Februar 1895. — Verfasser: Aus den Erlebnissen und Erinnerungen eines alten Offiziers. Karlsruhe 1894. (Bad. Militärvereinsblatt 1895, 76).

Eduard *Bichler*, geb. 18. Mai 1819 zu Pforzheim, Bijouteriefabrikant daselbst, 1875 bis 1881 Vertreter der Stadt Pforzheim im bad. Landtag, gest. 19. Oktober 1899 (Vgl. A. Stolz, Geschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1901. S. 325 f.).

Joseph *Blattmann*, geb. 5. Juli 1827 in Oberglottertal, Bürgermeister in Unterglottertal, 1881—1884 und 1893—1900 Vertreter des 17. Wahlbezirks (Waldkirch-Emmendingen) im badischen Landtag, Mitglied der Zentrumspartei, gest. 14. Juni 1901.

Karl Albert *Bok*, geb. 11. September 1837, kathol. Pfarrer in Salem, gest. 24. November 1896 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1896, 829—832).

Martin *Bölle*, geb. 11. November 1848 in Bohlingen, kathol. Pfarrer in Peterstal, gest. 12. Januar 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 478—481).

Valentin *Both*, geb. 27. Mai 1850 zu Dittwar, Professor am Gymnasium in Heidelberg, gest. 14. September 1900 (K. Pfaff in den Südwestdeutschen Schulblättern 1900, 96 f.).

Hermann *Breunig*, geb. 8. Mai 1855 zu Unterscheidental (Amtsbezirk Buchen), Professor am Gymnasium zu Rastatt Verfasser einer kurzer Geschichte der Stadt Rastatt (1896) und verschiedener in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Aufsätze, Programmabhandlungen u. a., gest. 5. November 1899 (Sitzler in den Südwestdeutschen Schulblättern 1899, 364—366).

Ludwig Bartholomäus *Bundschuh*, geb. 19. August 1828 zu Hardheim, Stadtpfarrer zu St. Stephan zu Konstanz, gest. 8. Februar 1893 (Freib. kathol. Kirchenblatt 1893, 114).

Dr. Georg *Bünger*, geb. 23. Juli 1856 zu Burg bei Magdeburg, Professor am Gymnasium in Baden, gest. 25. September 1898 (Frühe in den Südwestdeutschen Schulblättern 1898, 294—297).

Albert *Christophl*, geb. 17. Februar 1843 in Walbürn, kathol. Stadtpfarrer in Ballenberg, gest. 10. Oktober 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1894, 681 f.).

Julius Anselm *Christophl*, geb. 14. April 1842 in Wallbürn, kathol. Stadtpfarrer in Osterburken, gest. 18. Januar 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 343—345).

Karl Adolf *Conradi*, geb. 21. Januar 1837 in Waldkirch, Direktor der Oberrealschule in Mannheim, gest. 27. September 1899 (K. Schumacher in den Südwestdeutschen Schulblättern 1900, 58 f.).

Ludwig *Degen*, geb. 9. August 1839 in Engen, kathol. Pfarrverweser in Furtwangen (1874—1881), wo er, nachdem den Altkatholiken der Mitgebrauch der Pfarrkirche eingeräumt worden war, den Bau einer Notkirche veranlaßte, kathol. Stadtpfarrer in Bruchsal (1883—1894) und von St. Stephan in Konstanz (1894—1897), gest. 28. Februar 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 273—277; 291—294).

Wilhelm *Delffs*, geb. 1812 in Kiel, 1853—1889 Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg und Vorstand des chemischen Laboratoriums dieser Fakultät, gest. 17. März 1894 in Heidelberg.

Wilhelm Ludwig Albert *Dern*, geb. 6. Januar 1826 zu Heitersheim, 1870/71 Bataillonskommandeur im 6. Infanterieregiment, führte dieses Regiment für den erkrankten Regimentskommandeur in der Schlacht von Belfort, gest. als Oberst a. D. 11. November 1898 in Karlsruhe (Bad. Militärvereinsblatt 1898, 405).

Felix Otto *Dessoff*, geb. 14. Januar 1835, 1875—1880 Hofkapellmeister in Karlsruhe, gest. als Kapellmeister in Frankfurt a. M. 28. Oktober 1892 (Neuer Theater-Almanach 5 (1894), 172—174).

Ludwig *Dietz*, geb. 28. Dezember 1818 zu Offenbach a. M., gest. 16. Januar 1892 zu Karlsruhe, 1874—1888 Archivrat am General-Landesarchiv in Karlsruhe.

Ernst Friedrich *Diez*, geb. in Waldkirch 17. März 1805, Sänger, 1830—1837 Mitglied des Hoftheaters in Mannheim, 1837—1849 des Hoftheaters in München, gest. daselbst Dezember 1892 (Neuer Theater-Almanach 5 (1894), 176).

Franz Joseph *Dufner*, geb. 3. April 1816 in Altbreisach, Major und Bezirkskommandeur in Mosbach und (1870—1882) in Karlsruhe, wo er die ihm in dieser Stellung zufallende Aufgabe, „die damals in Baden völlig neue Einrichtung praktisch einzuführen“, mit bestem Erfolge löste, gest. als Major z. D. 26. Juni 1891

(Badisches Militärvereinsblatt 1891, 129).

Friedrich *Dürr*, geb. 25. Dezember 1860 in Tauberbischofsheim, Professor am Gymnasium in Karlsruhe, gest. 2. Juli 1893 (Südwestdeutsche Schulblätter 1893, 155—157).

Friedrich Wilhelm *Eckert*, geb. 6. Mai 1829 zu Walldürn, kathol. Pfarrer in Königheim (1872—1897), gest. 22. Oktober 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 717—719).

Leopold Freiherr von *Edelsheim-Gyulai*, geb. 10. Mai 1826 in Karlsruhe, gest. als österreichischer General der Kavallerie 27. März 1893 in Pest.

Gotthard *Eglau*, geb. 5. Mai 1830 in Niederschopfheim, kathol. Pfarrer in Unzhurst, gest. 9. April 1891 (Freib. kathol. Kirchenblatt 1891, 361—365).

Ferdinand *Eisen*, geb. 18. Mai 1829 zu Kartung (Amtsbezirk Baden), kathol. Stadtpfarrer in Überlingen, wo er erfolgreich für die Restauration des Münsters wirkte, einen St. Vincentiusverein und eine Kleinkinderschule ins Leben rief; gest. 16. Juni 1893 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1893, 457—460).

Rudolf *Engler*, geb. 7. März 1832 zu Emmendingen, 1851 Leutnant in der badischen Artilleriebrigade, 1870/71 Major und Kommandeur der Kolonnenabteilung des badischen Feldartillerieregiments, 1876—1882 Bezirkskommandeur in Bruchsal, 1882—1889 in Karlsruhe, gest. als Oberst a. D. 14. Mai 1897 (Bad. Militärvereinsblatt 1897, 198).

Raphael Slidell von *Erlanger*, geb. 23. Juli 1865 in Paris, seit 1893 Privatdozent und zuletzt a. o. Professor für Zoologie an der Universität Heidelberg, gest. 30. November 1897 (Leopoldina 33, 166. — Chronik der Stadt Heidelberg für 1897, S. 94).

Joseph *Fackler*, geb. 12. Januar 1832 zu St. Peter, kathol. Pfarrer in Achkarren, gest. 6. November 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 753—755).

Karl Friedrich *Fehrenbach*, geb. 29. Januar 1844 in Freiburg, kathol. Pfarrer in Erlach, Pfleger der bad. histor. Kommission, Verfasser einer Bruchstück gebliebenen Geschichte seiner Pfarrei, gest. 27. Januar 1896 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1896, 129—132).

Henriette *Feuerbach*, geborene Heidenreich, geb. 13. August 1812 in Ansbach, die Witwe des Archäologen Anselm Feuerbach (vgl. Bad. Biogr. I, 245—247) und Stiefmutter seines gleichnamigen Sohnes, des berühmten Malers (vgl. Bad. Biogr. III, 26—29), lebte 1852—1876 in Heidelberg, wo sie während des Krieges 1870/71 sich um die Krankenpflege hervorragende Verdienste erwarb, gest. 5. August 1892 (Vgl. C. Neumann in Anselm Feuerbach v. J. Allgeyer 2. Aufl. 1904 S. XVI ff.).

Friedrich *Feyerlin*, geb. 31. Mai 1825 in Konstanz, Badearzt in Rippolsau, zu dessen Aufschwung als Bad er wesentlich beitrug, Geh. Rat, gest. 13. April 1893 (Ärztliche Mitteilungen 1893, 55).

Leopold *Fischer*, geb. 22. Oktober 1861 zu Rastatt, gest. 4. September 1901 als praktischer Arzt in Karlsruhe, Mitbegründer (1899) und stellvertretender Vorsitzender des „Badischen Zoologischen Vereins", Verfasser eines Werkes „Die Vögel Badens" (1897) (Mitteilungen des Bad. Zoologischen Vereins Nr. 16 (1903) S. XXV—XXIX).

Richard *Fischer*, geb. 11. November 1848 in Freiburg, Opernsänger, gest.

11. Mai 1898 in Berlin (Biogr. Jahrbuch 5, 19*).

Louis *Franzmann*, geb. 11. Oktober 1825 in Karlsruhe, Kaufmann in Pforzheim, 2. Bürgermeister daselbst und Kommandant der städtischen Feuerwehr, Vorstand des badischen Landes-Feuerwehrverbandes und Ausschußmitglied der deutschen Feuerwehr, gest. 5. Mai 1896 (A. Stolz, Geschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1901, S. 521 f.).

Anton *Fräßle*, geb. 17. April 1831 in Kiechlinsbergen am Kaiserstuhl, kathol. Pfarrer in Hochsal, gest. 21. September 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1894, 636—638).

Theodor *Frey*, geb. 14. Februar 1814 in Neustadt a. d. Haardt, seit 1842 in Eberbach, 1848 Civilkommissär daselbst, Begründer des Vorschußvereins und des Gewerbevereins in Eberbach, Abgeordneter dieser Stadt für die Kreisversammlung (1865—1895) und des 37. Wahlbezirks (Eberbach-Mosbach) für den badischen Landtag (1867—1880), gest. 21. April 1897 in Eberbach (Lebens-Erinnerungen und Erlebnisse, Biographische Skizzen von Theodor Frey. Eberbach 1896. — J. G. Weiß, Geschichte der Stadt Eberbach S. 194).

Fidelis *Fricker*, geb. 31. Oktober 1819 in Obereisenbach (württemberg. Oberamt Tettnang), kathol. Pfarrer in Nesselwangen, gest. 11. Juli 1898 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1898, 491 f.).

Karl *Friderich*, geb. 3. November 1816 in Durlach, ehemals einer der Führer der nationalliberalen Partei in Baden, 1850—1892 Mitglied der Zweiten badischen Kammer, langjähriger Präsident der Budgetkommission derselben und zuletzt auch erster Vizepräsident der Kammer selbst, 1874—1878 Vertreter des 9. Wahlkreises (Pforzheim-Durlach-Ettlingen-Gernsbach) im deutschen Reichstag, gest. 23. August 1894 in Durlach.

Karl *Friedrich*, geb. 6. März 1849 in Wertheim, Professor am Realgymnasium in Karlsruhe, gest. 7. Juli 1893 (J. Keller in den Südwestdeutschen Schulblättern 1893, 157—159).

Adolf *Fritz*, geb. 4. Dezember 1820 in Karlsruhe, gest. daselbst 18. November 1897, Obergeometer und Vorsteher des Zeichenbureaus der Generaldirektion der Bad. Staatseisenbahnen; Verfasser der Schrift „Die Höllentalbahn von Freiburg nach Donaueschingen. Karlsruhe" (in zahlreichen Auflagen).

Friedrich *Gehri*, geb. 11. Februar 1828 in Munzingen, kathol. Pfarrer in Ettenheimmünster, gest. 17. Januar 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 99 f., Freiburg. Diözesan-Archiv N. F. 1, 282).

Karl *Gern*, geb. 13. Oktober 1845 auf dem fürstl. Hohenzollernschen Hüttenwerk Laucherttal bei Sigmaringen, Professor an der Realschule in Heidelberg, gest. 29. Dezember 1895 (Ehret in den Südwestdeutschen Schulblättern 1896, 77 f.).

Anton *Gillig*, geb. 17. Februar 1809 zu Külsheim, kathol. Pfarrer in Krotzingen, gest. 4. September 1893 (Freib. kathol. Kirchenblatt 1893, 603—608).

Bernhard *Gißler*, geb. 1829, praktischer Arzt und Oberarzt des städtischen Krankenhauses in Pforzheim, Medizinalrat, gest. daselbst 13. Juli 1899 (Stolz, Geschichte der Stadt Pforzheim S. 487 f.).

Joseph *Glück*, geb. 23. Dezember 1840 in München, ehemal. Kammermusiker am großh. Hoftheater in Karlsruhe,

gest. ebenda 26. März 1901 (Biogr. Jahrbuch 6, 33*).

Joseph *Gremmelspacher*, geb. 11. Oktober 1827 zu Neuhäuser (Amt Freiburg), kathol. Pfarrer in Tennenbronn, gest. 28. Oktober 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1894, 797—799).

Karl Friedrich *Greiher*, geb. 18. September 1834 zu Schopfheim, gest. daselbst 16. April 1897, 1873—1897 Bürgermeister von Schopfheim, 1881—1888 Mitglied der Zweiten Kammer der Landstände für den 11. Landtagswahlkreis (Amt Schopfheim und Orte des Amtes Säckingen), Mitglied der Kreisversammlung und des Kreisausschusses des Kreises Lörrach, der evangel. Generalsynode u. s. w. (Karlsruher Zeitung vom 25. April 1897).

Joseph *Greule*, geb. 18. März 1854 zu Kuppenheim, Professor an der Oberrealschule in Karlsruhe, Mitredakteur der Südwestdeutschen Schulblätter, gest. 17. Februar 1898 (Keim in den Südwestdeutschen Schulblättern 1898, 41—43).

Karl *Groos*, geb. 9. Januar 1820 zu Hungen in Oberhessen, Inhaber der Universitätsbuchhandlung Karl Groos in Heidelberg und Freund Viktor von Scheffels, gest. 7. Juli 1897 (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1897 S. 86 f.).

Ignaz *Guth*, geb. 30. Juni 1816 in Herbolzheim (Amtsbez. Emmendingen), kathol. Pfarrer in Riegel, gest. 16. Oktober 1896 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1896, 702—704).

Beda *Hafen*, geb. 27. Mai 1833 in Schörzingen (Württemberg), kathol. Pfarrer in Gutenstein, Stühlingen und Stettfeld, ein um die Kirchenbauten in Gutenstein und Stettfeld verdienter Geistlicher, gest. 17. Januar 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 131—133).

Cornelius *Hallbaur*, geb. zu Königheim 22. September 1829, kathol. Pfarrer in Forst bei Bruchsal, ein um die Kirchenbauten in Seckach und Forst verdienter Geistlicher, gest. 1. März 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 136—138).

Julius *Hanser*, geb. 7. Dezember 1832 in Munzingen, kathol. Pfarrer in Bleichheim (1861—1897), gest. 2. Januar 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 84—87).

Helene *Hartmann*, geb. Schneeberger, geb. 14. September 1843 in Mannheim, 1860—1864 Mitglied des großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, 1864—1867 am Thaliatheater in Hamburg, 1865—1898 Mitglied des Hofburgtheaters in Wien, k. k. Hofschauspielerin, gest. 12. März 1898 (Neuer Theateralmanach 10, 163—165. — Biograph. Jahrbuch 3, 113—115).

Ferdinand *Hauser*, geb. 13. August 1820 in Dauchingen, kathol. Pfarrer in Jöhlingen, gest. 21. Mai 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 427—429).

Leopold *Hauser*, geb. 12. August 1833 zu Hartheim (Amt Staufen), kathol. Pfarrer in Friedenweiler und in Ehingen, gest. 6. April 1896 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1896, 305—307).

Andreas *Heffner*, geb. 28. November 1837 in Bretzingen, kathol. Pfarrer in Winzenhofen, gest. 21. September 1893 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1893, 633 f.).

Leopold *Heinrich*, geb. 20. Juni 1830 in Karlsruhe, Architekt der Hochbauten der Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen und außerordentliches Mitglied der großh. Baudirektion, Oberbaurat, gest. am 17. Januar 1891 in Karlsruhe (Zentralblatt der Bauverwaltung 1891, 44).

Johann *Hermann*, geb. 3. Dezember 1845, kathol. Pfarrer in Feldkirch (Amt Staufen), gest. 7. November 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 737—740).

Moritz *Hetzel*, geb. 12. September 1850 in Staßfurt, großh. Musikdirektor in Mannheim, Komponist, gest. 14. September 1900 in Mannheim (Monatshefte für Musikgeschichte 33, 128).

Wilhelm *Höchstätter*, geb. 29. Juni 1840, 1863 evangel. Pfarramtskandidat, 1875—1893 Professor am Lehrerseminar II. in Karlsruhe, gest. 3. November 1893 zu Karlsruhe (Karlsruher Zeitung vom 19. November 1893).

Oskar *Höcker*, geb. 13. Juni 1840, gest. 8. April 1894 in Berlin, Schauspieler, 1866—1882 Mitglied der Karlsruher Hofbühne, zuletzt (seit 1889) des Berliner Lessing-Theaters, Volks- und Jugendschriftsteller (Vgl. Neuer Theater-Almanach 6 (1895), 182 f.).

Benedikt *Höferlin*, geb. 23. Oktober 1817 in Bellingen, kathol. Pfarrer in Allensbach (1863 — 1897), gest. 4. April 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 244—247).

Franz Alois *Hoffmann*, geb. 20. Mai 1810 in Schlierstatt bei Adelsheim, 1855—1872 Direktor des Lyceums in Konstanz, gest. 31. Dezember 1897 in Baden, Verfasser eines lateinischen Übungsbuches, von Beiträgen zur Geschichte des Konstanzer Lyceums u. s. w. (Frühe in den Südwestdeutschen Schulblättern 1898, 62 f.).

Johann Theodor Christoph *Hofmann*, geb. 26. November 1808, 1862—1893 kathol. Pfarrer in Hemsbach (Amt Weinheim), 1871/72 Mitglied der Zweiten Kammer der Landstände für den Wahlkreis Walldürn-Wertheim, mit Lindau u. a. Mitbegründer des Pfälzer Boten, gest. 30. Mai 1893 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1893, 377—379).

Julius *Hofmann*, geb. 12. Februar 1838 in Osterburken, Bürgermeister daselbst, ein eifriger Altertumsforscher, der sich namentlich um die Erforschung des Römerkastells bei Osterburken Verdienste erworben hat, gest. 7. März 1900 (Bad. Landeszeitung vom 10. März 1900).

Karl *Holdermann*, geb. 3. Juli 1845 in Heidelberg, erster Stadtvikar in Mannheim, 1875—1891 Professor an der Höheren Mädchenschule in Karlsruhe, dann an der Höheren Bürgerschule in Achern (1892) und am Gymnasium in Lahr (1893), gest. 2. Mai 1893, Verfasser einer Reihe von Lehrbüchern, eines Lesebuchs für die Höheren Mädchenschulen, eines Lehrbuchs der allgem. Geschichte für Oberklassen (mit Löhlein zusammen), von Bildern und Erzählungen aus der allgemeinen und deutschen Geschichte (zusammen mit Setzepfand in Magdeburg), einer Badischen Heimatskunde u. a. (Löhlein in den Südwestdeutschen Schulblättern 1893, 136 f.).

Eugen *Holtzmann*, geb. 26. April 1848 in Karlsruhe, Papierfabrikant in Weißenbach (Amt Rastatt), Kommerzienrat, 1877—1893 Mitglied des deutschen Reichstags, gest. 3. Oktober 1901 in Weißenbach.

Fridolin *Honold*, geb. 29. November 1837 in Engen, Stadtpfarrer in Bonndorf, gest. daselbst 3. November 1900 (Bad. Unterhaltungsblatt [Beilage der Bad. Landeszeitung] Nr. 90 vom 10. November 1900).

Adolf *Honsell*, geb. 19. November 1839 in Mannheim, Bezirksarzt in Konstanz, Geh. Hofrat, gest. daselbst 23. November 1896 (Ärztl. Mittei-

lungen 1896, 175. — Karlsruher Zeitung vom 25. November 1896).

Leopold August *Hoppensack*, geb. 13. Oktober 1820 zu St. Trudpert im Münstertal, kathol. Pfarrer in Schuttern, gest. daselbst 3. September 1900. — Verfasser von „Lieder vom Schwarzwalde" (1865. 2. Aufl. 1869), „Therese. Ein Volkslied aus dem Münstertale des Schwarzwaldes" (1867), „Prinz Eugenius, der edle Ritter. Rhapsodische Genre- u. Kriegsbilder" (1873), „Winfried-Bonifacius" (1886), und „Epische Bilder" (1889), sowie der Prosadichtungen: „Erzählungen aus dem Schwarzwald" (1878) und „Karl Martell, der große Majordomus" (1880) (Biograph. Jahrbuch 5, 142).

Philipp *Huber*, geb. 6. August 1817 in Öflingen, gest. 9. August 1897 in Pforzheim, 1864—1887 Vorstand der Gewerbeschule in Pforzheim, u. a. Verfasser einer „Mechanik für Gewerbe- und Handwerkerschulen" (1. Aufl. Stuttgart 1854) und eines „Katechismus der Mechanik" (erschienen in der Sammlung illustrierter Katechismen von J. J. Weber in Leipzig), zwei Werken, welche verschiedene Auflagen erlebten (Vgl. A. Stolz, Geschichte der Stadt Pforzheim S. 557 f.).

Franz Joseph *Hutter*, geb. in Ravensburg 25. November 1840, seit 1868 Teilhaber der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg, Stadtverordneter, langjähriger Vorsitzender des Landeskomitees der kathol. Volkspartei, später des Zentralkomitees der bad. Zentrumspartei, gest. in Freiburg in der Nacht vom 28./29. Juli 1895.

Alexander *Jaeckle*, geb. 26. August 1834 in Freiburg, praktischer Arzt in Hornberg (Amt Triberg), gest. 14. Februar 1899. — Verfasser: Der Luftkurort Hornberg im badischen Schwarzwald, dessen Klima und Umgebung, nebst einem Abriß der ältesten Geschichte der Stadt. 2. Auflage. Hornberg (1893).

Maximilian Joseph Otmar *Jäger*, geb. 10. Oktober 1831 zu Freiburg, kathol. Pfarrer in Kirchzarten, gest. 24. Januar 1896 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1896, 97—102).

Rudolf *Intlekofer*, geb. 16. Juni 1847 in Donaueschingen als Sohn des Gymnasiallehrers Matthias Intlekofer (vgl. Bad. Biographien IV, 198 f.), verdienstvoller Anstaltsarzt der Heil- und Pflegeanstalt für epileptische Kinder in Kork, gest. daselbst 11. Januar 1894 (Ärztl. Mitteilungen 1894, 8).

Ludwig *Jung* (Abbé Jung), geb. 22. März 1812 zu Offendorf bei Straßburg, 1850 — 1858 Klosterpfarrer im Kloster zum heiligen Grab in Baden, gründete 1858 in Bruchsal ein Tochterkloster, das er bis zur Aufhebung im Jahre 1878 leitete, 1879 Pfarrer in Roth, 1880—1892 Benefiziumsverweser in Neusatzeck, gest. 5. Mai 1893. Verfasser zahlreicher asketischen, homiletischen und apologetischen Schriften, die zum Teil mehrere Auflagen erlebt haben (Freib. kathol. Kirchenblatt 1893, 345—350).

Rudolf *Jung*, Mechaniker, Erfinder der Mikrotome, gest. in Heidelberg 9. Dezember 1900 (Virchows Jahresbericht 1900, I, 335. — Chronik der Stadt Heidelberg f. 1900 S. 111).

Albert *Kamm*, ein älterer Bruder des Landgerichtspräsidenten Edmund Kamm (vgl. oben S. 365), geb. 23. November 1819 zu Wertheim, kathol. Pfarrer in Durlach, Hecklingen und Durbach, gest. 9. Dezember

1895 in Gengenbach (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 825—827).

Karl *Kamm*, Bruder des vorigen, geb. 30. Oktober 1817 zu Wertheim, 1838 Leutnant im Infanterieregiment Großherzog, 1868—1873 Bezirkskommandeur in Freiburg, 1870/71 gleichzeitig auch Etappenkommandant und Garnisonsältester, gest. als Oberst z. D. im August 1894 (Badisches Militärvereinsblatt 1894, 226. — Badischer Beobachter Nr. 188 vom 21. August 1894).

Camill *Kaufmann*, geb. 24. September 1832 in Lahr, evangel. Pfarrer in Gundelfingen, gest. 20. Oktober 1896 in Freiburg i. B. (Zur Erinnerung an Camill Kaufmann, Pfarrer in Gundelfingen. Lahr 1896).

Emil von *Keßler*, geb. 2. Februar 1841 in Karlsruhe, Dirigent der Eßlinger Maschinenfabrik, nationalliberales Reichstagsmitglied, gest. 16. Mai 1895 in Baden (Biographische Blätter 1, 470).

Johannes *Keßler*, geb. 1839 in Oggersheim, 1842—1900 Direktor der Mannheimer Dampfschleppschifffahrtsgesellschaft, Mitglied der Rheinschifffahrtskommission, der Mannheimer Handelskammer u. s. w., Kommerzienrat, gest. 10. Juni 1900 (Chronik der Stadt Mannheim für 1900, S. 59).

Ida von *Kettner*, geb. 8. Dezember 1809 in Karlsruhe als Tochter des Generalmajors Freiherrn von Fischer, vermählt 1827 mit dem damaligen Forstmeister in Gernsbach, späteren Schloßhauptmann Franz von Kettner (gest. 1874), langjährige Präsidentin der Abteilung I (für Frauenbildungs- und Erwerbspflege) des Badischen Frauenvereins, gest. 6. Mai 1895 (Chronik der Stadt Karlsruhe f. 1895 S. 104 f. Blätter des Bad. Frauenvereins 1895 S. 93).

Landolin *Kiefer*, geb. 6. September 1833 zu Friesenheim, Kapitular zu Freiburg, gest. 22. März 1893 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1893, 201—203; 217—220).

August *Knapp*, geb. 15. August 1844 in Homburg v. d. H., 1875—1898 Mitglied des großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, großh. Kammersänger, gest. 25. Juli 1898 in Mannheim (Neuer Theater-almanach 10. Jahrg. S. 174 f.).

Franz Xaver *Knoblauch*, geb. 4. April 1804 in Konstanz, kathol. Pfarrer in Bühl, wo er sich um den Bau der neuen Kirche besondere Verdienste erwarb, gest. 23. Juni 1897 zu Konstanz (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 489—492, 512—516).

Georg *Köberle*, geb. 21. März 1819 in Nonnenhorn am Bodensee, dramatischer und dramaturgischer Schriftsteller, 1853—1856 Direktor des Theaters in Heidelberg, 1872/73 Generaldirektor des Hoftheaters zu Karlsruhe, gest. 7. Juni 1898 zu Dresden. Von seinen Schriften seien hier erwähnt: „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reich" (1872), „Der Verfall der deutschen Schaubühne" (1886), „Das Drangsal der deutschen Schaubühne" (1890) und „Meine Erlebnisse als Hoftheaterdirektor" (1874) (Neuer Theater-Almanach 10, 171 ff. — Biograph. Jahrbuch 3, 348).

Kaspar *Koch*, geb. 12. Januar 1824 zu St. Georgen bei Freiburg, kathol. Stadtpfarrer in Mannheim, Geistlicher Rat, gest. 29. Juni 1893 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1893, 473—478).

Karl August *Koch*, geb. 14. März 1825 in Karlsruhe, gest. als Oberstleutnant a. D. im Oktober 1897 in Heidelberg (Bad. Militärvereinsblatt 1897, 395).

Georg Ignaz *Komp*, geb. 5. Juni 1828 in Hammelburg (Bayern), 1894 Bischof von Fulda, 21. März 1898 zum Erzbischof von Freiburg erwählt, starb auf der Reise dahin am 11. Mai 1898 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1898, 309—312. — Freib. Diözesan-Archiv, N. F. 1, 291 f.).

Friedrich *Krug*, geb. 1810 in Kassel, 1839—1885 Mitglied der Karlsruher Hofbühne als Bariton und Baßbuffo, seit 1853 als Chordirektor, Leiter der Karlsruher „Liederhalle“, Komponist von Männerchören und einigen Opern („Die Marquise“ 1843, „Meister Martin“ 1845, „Nachtwächter“ 1846), gest. als Hofmusikdirektor a. D. in Karlsruhe 29. Oktober 1892 (Neuer Theater-Almanach 5 (1894), 174).

Gustav *Künze*, geb. 19. Dezember 1852 in Außersihl (Zürich), kathol. Kurat von Epfenhofen und Pfarrverweser in Blumberg, gest. 5. Januar 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1894, 103—106).

Vinzenz *Lachner* (vgl. Bad. Biogr. II, 1—3), gest. 22. Januar 1893 in Karlsruhe.

Leonhard *Laubis*, geb. 7. November 1810 in Langenbach (Amt Villingen), kathol. Geistlicher, 1847—1876 Mitglied des großh. Oberstudienrates und der großh. Oberschulkonferenz, bezw. (seit 1863) des Oberschulrates, gest. 14. Mai 1892 als Geh. Hofrat in Freiburg. Verfasser: Das badische Staatsexamen der Theologen. Freiburg 1879.

Richard *Lauer*, geb. 24. September 1848 in Neckarelz, kathol. Pfarrer in Ötigheim, gest. 5. Juni 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 391—395).

Hermann *Leichtlin*, geb. 25. August 1823 zu Mühlburg, Kaufmann und Stadtrat in Karlsruhe, gest. daselbst 10. Oktober 1896 (Bad. Presse 13. Oktober 1896. — Bad. Landeszeitung, 15. Oktober 1896).

Karl Polycarpus Graf zu *Leiningen*, geb. 18. Januar 1860 in Niederwalluf a. Rh., erbliches Mitglied der Ersten bad. Kammer, gest. 22. Januar 1899 auf Schloß Billigheim (Biogr. Jahrbuch 4, 157*).

Karl Wenzeslaus Graf zu *Leiningen-Billigheim (Guntersblum)*, Graf zu Dagsburg und Aspremont, geb. 7. März 1823 zu Heidelberg, großh. badischer Kammerherr und Hofmarschall a. D., gest. 23. Juli 1900 in Schloß Billigheim (Biogr. Jahrbuch 5, 104*).

Markus *Letzgus*, geb. 18. April 1826 in Dettingen (Württemberg), kathol. Pfarrer in Schwandorf und Grießen, gest. 18. Januar 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 186—188).

Eduard *Lobstein*, geb. 3. Dezember 1826 in Straßburg, gest. 30. September 1897 in Heidelberg, Arzt, vielfach literarisch tätig. Verfasser von „Joh. Friedrich Lobstein, sein Leben und Wirken“ (1878), „J. F. Lobstein sen., ein Lehrer Goethes“ (1880), „In Mußestunden“ (Blütenlese elegischer und lyrischer Dichtungen, 1880) u. a. (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1897 S. 91. — Biograph. Jahrbuch 2, 87 f.).

Johann Georg *Lorenz*, geb. 1. Januar 1832 zu Bruchsal, kathol. Pfarrer in Neusatz, gest. 17. November 1898. Schriften: Kleines Gebet- und Gesangbuch. Karlsruhe (in 9 Auflagen erschienen). — Die Bruderschaft vom kostbaren Blute Jesu Christi. Mit 26 Betrachtungen. 1890. — Handschriftl. Pfarrchronik von Neusatz (Freib. kathol. Kirchenbl. 1898, 771—773; 783—785. —

Freib. Diözesan-Archiv N. F. 1, 292. — Biogr. Jahrbuch 3, 230).

Fürstin Sophie zu *Löwenstein*, geb. 11. Juli 1837 als Prinzessin von und zu Liechtenstein, gest. 25. September 1899 auf Schloß Fischhorn im Pinzgau (Salzburg), seit 4. Mai 1863 Gattin des Fürsten Karl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, des Hauptes der katholischen Linie dieses Fürstenhauses (Biogr. Jahrbuch 4, 237).

Wilhelm *Ludwig*, geb. 26. März 1815 in Müllheim, wurde im Jahre 1848 als evangelischer Pfarrer in Rötteln von den Freischärlern gefangen genommen und mißhandelt, weil er in der Kirche das Gebet für den Großherzog nicht unterließ, gest. als Pfarrer in Nußbaum und Senior der badischen evangelischen Geistlichkeit am 15. November 1901 (Theologischer Jahresbericht 21, 1250).

Heinrich von *Marquardsen*, geb. 25. Oktober 1825 in Schleswig, Professor des Staatsrechts an der Universität Erlangen, gest. 30. November 1897 daselbst, war 1851—1861 Privatdozent und a. o. Professor in der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg (Biogr. Jahrbuch 2, 411—414).

Joseph *Matt*, geb. 26. Oktober 1830 in Oberprechthal, kathol. Pfarrer in Heinstetten, Peterstal und Fautenbach, gest. 23. Januar 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 117—122).

Otto *Mechling*, geb. 11. Januar 1869 in Schwetzingen, Lehramtspraktikant an der Höheren Bürgerschule in Schwetzingen. Verfasser eines Führers durch den Schwetzinger Schloßgarten (1897) und verschiedener Aufsätze zur Geschichte seiner Vaterstadt (erschienen im Jahrgang 1897 der Schwetzinger Zeitung), gest. 28. April 1898 (A. F. Maier in den Südwestdeutschen Schulblättern 1898, 218).

Friedrich *Meyer* (Meyer von Waldeck), geb. 15. Mai 1824 in Arolsen, bad. Hofrat und russischer Kollegienrat, früher Lektor der deutschen Sprache und Literatur an der Petersburger Universität und langjähriger Hauptredakteur der Petersburger Deutschen Zeitung, 1882—1899 a. o. Professor der deutschen Literaturgeschichte, Mythologie und Poetik an der Universität Heidelberg, gest. 16. Mai 1899 in Heidelberg. Verfasser verschiedener Dichtungen und anderer Schriften, darunter „Goethes Märchendichtungen" (1879), „Rußland" (1884—1886), „Unter russischem Szepter" (1894) (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1899 S. 95 f. — Biogr. Jahrbuch 4. 218 f.).

Erwin von *Mohl*, geb. 2. Dezember 1839 zu Tübingen als Sohn Robert von Mohls (vgl. Bad. Biogr. III, 85—109), 1892—1894 Kommandeur der 14. Feldartilleriebrigade in Karlsruhe, gest. als Generalmajor z. D. 15. Oktober 1895 (Bad. Militärvereinsblatt 1895, 372).

Karl *Mohr*, geb. 3. Juni 1817 in Heidelberg, gest. 23. November 1897 ebenda, früher Teilhaber der Mohrschen Verlagsbuchhandlung und Stadtrat in Heidelberg (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1897 S. 93. — Biographisches Jahrbuch 2, 212).

Fredegar *Mone*, geb. als Sohn des damaligen Professors, späteren Direktors des General-Landesarchivs, Franz Joseph Mone, in Löwen in Belgien am 12. April 1829, studierte in Tübingen, Heidelberg und Berlin, wurde am 20. Oktober 1851 als Lehramtspraktikant rezipiert, wurde 1853 Volontär am Gymnasium in Donaueschingen, habilitierte sich 1855 als Privatdozent

an der Universität Heidelberg, wo er bis 1858 Vorlesungen hielt. 1862 wurde Mone als Lehrer mit Staatsdienereigenschaft angestellt und erhielt 1863 den Charakter als Professor. Schon 1859 seinem Vater bei der Bearbeitung der „Quellensammlung der badischen Landesgeschichte" beigegeben, machte er im Interesse dieses Werkes mehrere Reisen nach Rom, wo er im vatikanischen Archiv arbeitete. 1868 wurde Mone Professor am Gymnasium in Rastatt, 1872 in den Ruhestand versetzt und 1876 aus dem Staatsdienst entlassen. Er starb in Karlsruhe am 8. April 1900. Seit 1854 bis an sein Lebensende war Mone vielfach literarisch tätig. Von seinen Schriften führen wir an: De libris palimpsestis 1854. Caji Plinii Secundi historiae naturalis codex rescriptus Veronensis 1855. Griechische Geschichte 1859. Bd. III. und IV. der Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. 1859—1868. Die bildenden Künste in Baden. Bd. 1, 14, 18, 19, 1883—97. Katalog der gräfl. Douglasschen Sammlung alter Glasgemälde 1897, Kritik der Wappen der Minnesinger aus Schwaben. Bemerkungen zu Detzels christlicher Ikonographie 1892—1898.

Salomon *Moos*, geb. 15. Juli 1831 zu Randegg, 1859 bis 1895 Privatdozent, außerordentlicher Professor und Honorarprofessor in der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg, auch Direktor der Klinik für Ohrenkranke, gest. 15. Juli 1895 in Heidelberg (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1895 S. 52).

Wilhelm *Morstadt*, geb. 18. März 1829 in Lahr, gest. 18. Juli 1893 in Karlsruhe, 1867—1878 Vertreter der Stadt Lahr im bad. Landtag, 1874—1878 Mitglied des deutschen Reichstags (Chronik der Stadt Karlsruhe f. 1893 S. 98).

Otto *Mühlhäußer*, geb. 14. Februar 1837 zu Feldberg bei Müllheim, Professor an der Realschule in Freiburg (1883—1895), gest. 4. Mai 1895 (Rebmann in den Südwestdeutschen Schulblättern 1895, 161—163).

Karl *Müller*, geb. 26. Januar 1828 in Radolfzell, Apotheker daselbst, 1867—1876 Abgeordneter für Konstanz-Land im bad. Landtag, gest. als Privatmann 5. Dezember 1899 in Karlsruhe.

Lukas *Nadler*, geb. 18. Oktober 1817 zu Rust bei Ettenheim, kathol. Pfarrer in Neudorf (1852—1890), gest. 16. Juni 1891 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1891, 453 f.).

Wilhelm Freiherr *Neubronn von Eisenburg*, geb. 25. März 1815, gest. 15. Oktober 1895 in Karlsruhe, 1844—1882 Flügeladjutant und Generaladjutant Großherzog Friedrichs von Baden (Chronik d. Stadt Karlsruhe f. 1895 S. 106 f.).

Bernhard *Nillius*, geb. in Mainz 24. März 1810, 1867—1892 kathol. Pfarrer in Horn, gest. 18. August 1892 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1892, 584—588).

Ambros *Nürnberger*, geb. 9. April 1848 zu Oberwittstadt (Amt Tauberbischofsheim), Professor am Gymnasium zu Rastatt, gest. 17. Juni 1901 (Jahresbericht des Gymnasiums zu Rastatt 1900/01).

Hugo von *Obernitz*, geb. 16. April 1819 zu Bischofswerder in Westpreußen, 1879—1888 kommandierender General des XIV. Armeekorps in Karlsruhe, gest. 18. September 1901 zu Honnef am Rhein (Biogr. Jahrbuch 6, 313 f.).

Hermann *Oeffinger*, geb. 25. Juni 1842 in Donaueschingen, Bezirksarzt in Baden und Direktor des großherzogl.

Landesbades daselbst, Medizinalrat, gest. 16. Januar 1900 zu Baden (Karlsruher Zeitung, 2. Februar 1900).

Ernst *Pagenstecher*, geb. 30. Juni 1826 in Elberfeld, 1851—1871 Privatdozent und a. o. Professor für römisches Recht an der Universität Heidelberg, gest. 10. Februar 1901 in Heidelberg (Biogr. Jahrbuch 6, 190 f.).

Karl *Peter*, geb. am 5. September 1812 zu Karlsruhe, studierte evangelische Theologie in Halle und Heidelberg (1830—1834), wurde 1841 Vikar in Karlsruhe, wo er die Trauerfeier für die beim Brande des Hoftheaters Verunglückten (28. Februar 1847) entgegen den bestimmt ausgesprochenen Erwartungen des evangelischen Oberkirchenrats zu einer herben Strafpredigt benützte, die weithin unliebsames Aufsehen erregte und ihm einen Verweis seiner vorgesetzten Dienstbehörde zuzog. Noch im März 1847 zum Pfarrer in Schallbach ernannt, folgte er 1853 einem Rufe an das Basler Missionshaus als Reiseprediger und Mitarbeiter auf dem Sekretariat, trat jedoch 1863 wieder in den badischen Kirchendienst zurück und erhielt die Doppelpfarrei Spöck-Staffort, die er, seit 1890 mit dem Titel Kirchenrat, bis einige Wochen vor seinem Tode versah. P., „eine der edelsten Erscheinungen des süddeutschen, speziell des badischen Pietismus“, starb am 26. August 1897 in Öschelbronn bei Pforzheim (Personalakten. — Zur Erinnerung an Kirchenrat Karl Peter. Karlsruhe 1897. — Mühlhäußer im Biogr. Jahrbuch 2, 383 f.).

Sebastian *Pfeiffer*, geb. 11. Juni 1812 in Hilsbach (Amtsbez. Sinsheim), kathol. Stadtpfarrer in Gerlachsheim und in Achern, gest. 9. April 1892 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1892, 305—308).

Franz Xaver *Pfirsig*, geb. 7. Januar 1810 in Freiburg, kathol. Pfarrer in Hausen an der Aach, Bohlingen und Ebersweier, gest. 24. Oktober 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1894, 743—745).

Ernst *Platz*, Bruder von Philipp Platz (vgl. oben S. 592), geb. 17. Januar 1835 in Wertheim, Major a. D., Vorstand des Breisgau-Militärvereinsverbandes, gest. 20. März 1900 (Bad. Militärvereinsblatt 1900, 115).

Friedrich von *Porbeck*, geb. 11. Juli 1839 zu Karlsruhe, führte 1870/71 als Hauptmann die erste schwere Batterie des badischen Feldartillerieregiments bei der Belagerung von Straßburg, in den Gefechten bei Buthiers (22. Oktober), Dijon (30. Oktober), Brazey (5. Nov.), St. Jean de Losne (24. Nov.), Prenois (26. Nov.), Nuits (18. Dez.) und in der Schlacht an der Lisaine (15.—17. Januar) und erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse und das Ritterkreuz des Karl Friedrich Militärverdienstordens, gest. 29. November 1897 in Lichtental (Bad. Militärvereinsbl. 1897, 450).

Lucian *Reich*, geb. 26. Februar 1817 in Hüfingen, gest. ebenda 2. Juli 1900 (vgl. Bad. Biogr. IV, 334. — Biogr. Jahrbuch 5, 140—142).

Emil *Reichert*, geb. 21. März 1838 zu Durbach, Direktor der ehemaligen höheren Bürgerschule, jetzigen Realschule in Freiburg i. Br., gest. 4. Februar 1894. „Er war als Physiker und Chemiker in den Fachkreisen hoch angesehen. Neben der Bearbeitung der physikalischen Lehrbücher von Helmuth und Müller, deren spätere Auflagen ganz selbständige Arbeiten Reicherts sind, hat er eine ganze Reihe physikalischer und chemischer Arbeiten ausgeführt.“ (Rebmann in den Süd-

westdeutschen Schulblättern 1894, 114—116).

Robert *Reitzel*, geb. 27. Januar 1849 in Schopfheim, Redakteur in Detroit im Staate Michigan (Vereinigte Staaten von Nordamerika), Journalist und Dichter, gest. 31. März 1898 in Detroit (Biogr. Jahrbuch 3, 165—167).

Johann *Resch*, geb. 30. November 1828 zu Rastatt, kathol. Pfarrer zu Luttingen, gest. 23. Juli 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 533).

Bernhard *Riggenbach*, geb. 25. Oktober 1848 in Karlsruhe, a. o. Professor der Theologie an der Universität in Basel, gest. 2. März 1895 in Karlsruhe. Verfasser: J. Eberlin von Günzburg (1874), Armenwesen der Reformation (1883), Frauengestalten aus der Geschichte des Reiches Gottes (2. Auflage 1884), Predigten (2. Aufl. 1890), Die Wurzeln der Vergehen und Verbrechen (2. Aufl. 1890) u. a. (Biogr. Blätter 1, 474).

Heinrich Fidel Freiherr *Rinck von Baldenstein*, geb. 15. August 1829, Grundherr auf Neuershausen, eifriger Förderer der Zentrumssache und der katholischen Presse in Baden, gest. 1. August 1901 (Bad. Beobachter 1901 Nr. 176).

Heribert *Ritter*, geb. 30. Oktober 1843 in Dangstetten, Bezirksarzt in Offenburg, gest. daselbst 15. April 1901 (Ärztliche Mitteilungen 1901, 100).

Wilhelm Heinrich *Rochels*, geb. 18. Juni 1826 in Ederen (Regierungsbez. Aachen), kathol. Stadtpfarrer in Buchen, gest. 25. April 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 309—313).

Ferdinand Freiherr *Roeder von Diersburg*, geb. 24. Oktober 1812 zu Diersburg (Amt Offenburg), großh. Oberschloßhauptmann, ehemals Präsident des Landwirtschaftlichen Vereins des damaligen Mittelrheinkreises, verdienter Landwirt, gest. 28. März 1891 zu Diersburg (Karlsruher Zeitung, Beil. z. Nr. 117 vom 30. April 1891).

Augustin *Rohrer*, geb. 27. August 1840 zu St. Peter, kathol. Pfarrer in Weilersbach, gest. 15. Juli 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 542—544).

Karl von *Rotteck*, geb. 26. Dezember 1807 in Freiburg als Sohn Karl Wenzeslaus von Rottecks, des bekannten Historikers (vgl. Bad. Biogr. II, 211—217), lebte nach seiner Beteiligung am Aufstand in Baden 1849, als Farmer, Kaufmann und Journalist in Nordamerika, gest. März 1898 auf seiner Farm bei Woodstock in der Nähe von St. Louis (Illustr. Zeitung 110, 355).

Joseph *Ruzek*, 1873—1891 Kapellmeister am Hoftheater in Karlsruhe, gest. 57 Jahre alt am 17. Dezember 1891 in Genua (Almanach des Großh. Hoftheaters in Karlsruhe 1892).

August *Ruh*, geb. 26. Dezember 1841 zu Karlsruhe, gest. ebenda 4. Oktober 1898, Mitbegründer der Firma Junker und Ruh (1870), einer der bedeutendsten Fabriken auf dem Gebiete der Nähmaschinenindustrie.

Philipp *Ruppert*, geb. 20. Juli 1842 in Walldürn, 1876 Professor und Vorstand der Bürgerschule zu Gernsbach, 1877 der höheren Bürgerschule in Achern, 1880—1885 Professor am Gymnasium in Mannheim, 1885/86 am Gymnasium in Baden, 1886—1893 an demjenigen in Konstanz und 1893—1897 am Progymnasium in Durlach, gest. als Professor a. D. am 13. September 1900 in Freiburg i. Br. — Verfasser zahlreicher historischer Arbeiten, die als Materialiensammlungen teilweise nicht ohne Wert sind; darunter: „Ufgoviana I." (Gernsbach 1876), „Geschichte der Ortenau I."

(Achern 1878), „Kurze Geschichte der Stadt Achern" (Achern 1880), „Geschichte der Mortenau I. Teil" (Achern 1882), „Die Ruine Limburg und das Dorf Sasbach a. Rh." (Konstanz 1888), „Die vereinigten Stiftungen der Stadt Konstanz" (Konstanz o. J.), „Konstanzer Beiträge zur badischen Geschichte" (vom zweiten Heft an unter dem Titel „Konstanzer geschichtliche Beiträge"; 5 Hefte, Konstanz 1880—1899), „Die Chroniken der Stadt Konstanz" (Konstanz 1891).

Wilhelm *Sachs*, geb. 11. Dezember 1817 in Karlsruhe, großh. Hofstallmeister, gest. 2. April 1896 in Karlsruhe (Bad. Landeszeitung, 8. April 1896).

Otto von *Sallwürk*, geb. 1843 zu Sigmaringen, Professor an den Gymnasien in Bruchsal, Konstanz und Rastatt, gest. 23. April 1896. Verfasser: 1. Über Newtons Hydrodynamik, Konstanz 1877. 2. Beiträge zu einer elementaren Dynamik, Konstanz 1885 (A. Gockel in den Südwestdeutschen Schulblättern 1896, 239).

Lorenz *Sayer*, geb. 15. Juni 1821 zu St. Märgen, kathol. Stadtpfarrer in Meßkirch, gest. 17. November 1897 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1897, 785—791).

Hermann *Schapira*, geb. 16. August 1840 zu Erswilken bei Tauroggen, a. o. Professor der Mathematik an der Universität Heidelberg, auch gründlicher Kenner der hebräischen Geschichte und Literatur, gest. 8. Mai 1898 zu Köln (Biogr. Jahrbuch, 5, 54*).

Anton *Schele*, geb. 23. November 1823 zu Eglofs (württemberg. Oberamt Wangen), kathol. Pfarrer in Rast und in Gündlingen, gest. in Oberkirch 18. Juli 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 488 f.).

Richard *Schenkh*, geb. 18. April 1844 in Neckargemünd, Mitglied der großh. Domänendirektion, Geh. Finanzrat, gest. 1. April 1896 (Karlsruher Zeitung, 5. April 1896).

Karl Leopold Freiherr *Schilling von Canstatt*, geb. 28. Juli 1812, gest. als Oberst a. D. im November 1893 in Bamberg. — Verfasser von „Die Militäremeute in Baden" (1849), „Reitkunst und Pferdedressur" (1866), „Gedanken eines langjährigen Remonteabrichters zur preußischen Reitinstruktion" (1880) (Karlsruh. Zeitung Nr. 330 vom 30. November 1893).

Leopold Freiherr *Schilling von Canstatt*, geb. 8. Dezember 1838 in Karlsruhe, Major a. D., langjähriger Vorsitzender des Alb- und Pfinzgauverbandes des badischen Militärvereinsverbandes und erster Vorstand des Militärvereins Karlsruhe, gest. 24. März 1897 in Charlottenburg (Bad. Militärvereinsblatt 1897, 198).

Heinrich Karl *Schmidt*, geb. 6. Dezember 1838 in Mannheim, 1859 Leutnant im 2. bad. Dragonerregiment Markgraf Max, 1893—1897 Kommandant des 3. bad. Gendarmeriedistrikts (Karlsruhe), 1897—1900 Kommandeur des großherzoglichen Gendarmeriekorps, Oberst, gest. 6. Dezember 1900 (Bad. Militärvereinsblatt 1900, 442).

Heinrich *Schmidt-Eberstein*, geb. 24. Oktober 1828 zu Graben, Landgerichtsdirektor in Mosbach, gest. daselbst 13. März 1894 (Karlsruher Zeitung, Beilage zu Nr. 81 vom 23. März 1894).

Konrad *Schmieder*, geb. 12. November 1859 zu Übelbach (Amt Wolfach), Historienmaler, gest. 5. Juli 1898 zu Mannheim (Biogr. Jahrbuch 3, 230).

Georg Hermann *Schmitt*, geb. 8. Januar 1852 in Heddesheim, Professor am Gymnasium in Freiburg, gest. 14. Dezember 1899 (Südwestdeutsche Schulblätter 1900, 25 f.).

Ludwig Anton *Schmitt*, Oberstleutnant a. D., Präsidialmitglied des badischen Militärvereinsverbandes, geb. 19. September 1834 zu Tauberbischofsheim, gest. 9. Juli 1896 zu Karlsruhe (Bad. Militärvereinsblatt 1896, 237f.).

Heinrich *Schneider*, geb. 1832 zu Breslau, seit 1877 Direktor des damaligen Progymnasiums in Pforzheim, für dessen Umwandlung in ein Vollgymnasium er mit Erfolg wirkte, gest. 11. April 1895 (Breidt in den Südwestdeutschen Schulblättern 1895, 89f.).

Sophie Freifrau von *Schönau-Wehr*, geb. v. Gulat-Wellenburg, Witwe des Oberjägermeisters Rudolf von Schönau-Wehr (geb. 1. März 1809, gest. 13. März 1880), geb. 25. Februar 1826, Präsidentin der Abteilung III des Badischen Frauenvereins, gest. 15. August 1896 in Herrenalb (Blätter des Badischen Frauenvereins 1896, 227).

Karl *Schott*, geb. 7. August 1826 zu Mannheim, hervorragender deutsch-amerikanischer Meteorolog und Erdmagnetiker, gest. 31. August 1901 zu Washington (Biogr. Jahrbuch 6, 328. 94*).

Otto *Schrickel*, geb. 20. November 1832 in Karlsruhe, 1870/71 Regimentsarzt im badischen Leibgrenadierregiment, gest. 8. Juli 1897 als Oberstabsarzt a. D. und praktischer Arzt in Karlsruhe (Bad. Militärvereinsblatt 1897, 287).

Waldemar von *Schröder*, geb. 6. September 1850 zu Dorpat, 1890—1898 Professor der Pharmakologie und Direktor des Pharmakologischen Instituts an der Universität Heidelberg, gest. zu Heidelberg am 28. Januar 1898 (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1898 S. 87. — Leopoldina 34, 58).

Wilhelm *Schubert*, geb. 16. Oktober 1813 in Lahr, Kaufmann daselbst, 1849 Zivilkommissär, 1863/64 Abgeordneter der Stadt Lahr in der Zweiten badischen Kammer, gest. 1. Mai 1893 in Freiburg (Bad. Presse 1893 Nr. 104).

Georg *Schweig*, geb. 29. Januar 1806 in Durlach, 1829 praktischer Arzt in Karlsruhe, 1849 Mitglied der Sanitätskommission, später des Obermedizinalrates, 1871—1884 Medizinalreferent beim Ministerium des Innern, wo ihm die Oberaufsicht über das Apothekerwesen des Landes übertragen war, auch Mitglied der Prüfungskommission für Ärzte und Apotheker für Chemie, Geh. Rat, gest. 2. November 1891 (Ärztl. Mitteilungen 1891, 173).

Georg *Sehringer*, geb. 2. September 1802 zu Niederweiler, 1833—1894 Diakon, Pfarrer und Dekan in Emmendingen, gest. daselbst als Kirchenrat 30. März 1894 (Badische Landpost vom 9. April 1894).

Karl *Seidenadel*, geb. 4. Januar 1829 in Weinheim, Professor am Progymnasium in Bruchsal und am Gymnasium in Rastatt (1878—1894), gest. 19. Juli 1894. — Verfasser einer Reihe wohlgelungener Übersetzungen griechischer Dichtungen, die meistens als Programmbeilagen erschienen (Simonides von Keos 1861; Kallinos, Tyrtaeos und Solon 1868; Orpheus' Argonautenzug 1873; Orpheus' Lithica 1873; Epigramme, Tisch- und Volkslieder 1892), einer Nachdichtung von 86 Psalmen („Psalmenklänge" Stuttgart 1886) u. s. w. (H. Breunig in den Südwestdeutschen Schulblättern 1894, 241f. — Karlsruher Zeitung 21. Oktober 1894).

Wilhelm Freiherr von *Seldeneck*, geb. 10. April 1850 in Bruchsal, Dr. jur.,

deutscher Ministerresident und Generalkonsul in Bangkok (Siam), gest. 2. September 1898 in der Heilanstalt Selabatoe bei Soekaboenni auf Java (Illustrierte Zeitung 111, 385).

Friedrich *Sevin*, geb. 10. August 1826 zu Kürzell, Gerichtsnotar in Kehl, gest. 10. April 1895 zu Karlsruhe. — Verfasser eines „Repertoriums zum Notariatsblatt" f. d. Großherzogtum Baden 1842—1861 (Freiburg 1862).

Ludwig *Sommer*, geb. 11. August 1836 in Schriesheim, Rektor der staatlichen Blindenerziehungsanstalt in Ilvesheim, gest. 26. April 1896 (Bad. Unterhaltungsblatt, 7. Mai 1896).

Hillel *Sondheimer*, geb. 10. Oktober 1840 in Eppingen, Bezirksrabbiner in Heidelberg und Konferenzrabbiner im großherzoglichen Oberrat der Israeliten, gest. 16. Juni 1899 in Heidelberg (J. Eschelbacher, Rede an der Bahre des verewigten Herrn Dr. Hillel Sondheimer (Frankfurt a. M. 1899). — Chronik der Stadt Heidelberg f. 1899 S. 96 f.).

Wilhelm *Spemann*, 1879—1885 Bürgermeister in Karlsruhe, während der Kriegsjahre 1870/71 an der Leitung der freiwilligen Krankenpflege beteiligt, wofür er mit dem Eisernen Kreuze am weißen Bande ausgezeichnet wurde, gest., 57 Jahre alt, 6. Dezember 1892 in Karlsruhe.

Alexander *Spiegel*, geb. 12. November 1828 zu Waibstadt, kathol. Pfarrer in Mosbach, gest. 17. Oktober 1894 in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 199—201).

Michael *Stang*, geb. 8. September 1839 in Tauberbischofsheim, kathol. Pfarrer in Östringen, gest. in Sölden 30. Juni 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 462—464).

Konrad *Steinhauer*, geb. 5. Juni 1856 zu Fulda, Professor an der Oberrealschule in Karlsruhe, gest. daselbst 29. Oktober 1895 (Heimburger in den Südwestdeutschen Schulblättern 13, 26).

Ludwig *Stocker*, geb. 1. März 1832 zu Weiler bei Sinsheim, gest. 13. Januar 1900 zu Mingolsheim, war von 1865 bis 1873 evangelischer Pfarrer in Boxberg; 1873 auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt, wurde er in den Jahren 1874 bis 1881 weiterhin mit der Versehung verschiedener Pfarreien des Landes betraut. Er schrieb u. a. „Chronik von Schatthausen" (Heidelberg 1864), „Chronik der Familie von Gemmingen und ihrer Besitzungen" (3 Bände, Heidelberg und Heilbronn 1865—1881), „Chronik von Boxberg, Wölchingen, Schweigern, Bobstadt, Epplingen" (Heidelberg 1867), „Chronik von Angelthurn, Schillingstadt, Schwabhausen, Windischbuch, Sachsenflur" (Heidelberg 1870), „Die Burg Minneberg am Neckar" (Heilbronn 1877), „Schematismus der evang.-protest. Kirche im Großherzogtum Baden" (Heilbronn 1878), „Chronik von Münzesheim" (Heilbronn 1879), „Der Großherzoglich Badische Amtsbezirk Bruchsal" (Bruchsal 1883), „Die theologische Fakultät an der großherzoglich badischen Universität Heidelberg von 1386—1886" (Heilbronn 1886), „Chronik von Walldorf" (Bruchsal 1888), „Familienchronik der Freiherren von Gemmingen" (Heilbronn 1895).

Wilhelm *Stocker*, geb. 30. März 1838 in Pfohren (Amt Donaueschingen), Direktor der Oberrealschule in Pforzheim, gest. 20. Februar 1901 daselbst (E. Unser in den Südwestdeutschen Schulblättern 1901, 108 ff. — Jahresbericht der Oberrealschule zu Pforzheim 1900/01).

Maximilian *Stoesser*, geb. 7. Oktober 1820 in Heidelberg, 1877—1890 Amts-

vorstand in Freiburg, gest. als Geh. Regierungsrat 16. Oktober 1894 in Freiburg (Karlsruher Zeitung Nr. 286 vom 18. Oktober 1894).

Roderich Wilhelm Freiherr von *Stotzingen*, geb. 1. Mai 1822 in Steißlingen (Amt Stockach), einer der Gründer der katholischen Volkspartei in Baden, 1851—1865 Abgeordneter des grundherrlichen Adels oberhalb der Murg in der Ersten Kammer des Bad. Landtags, hervorragender Landwirt, gest. 23. März 1893 in Steißlingen (Bad. Beobachter Nr. 72 vom 29. März 1893).

Otto *Strack*, geb. 31. August 1848 zu Oberrosbach (bei Friedberg in Oberhessen), Professor am Gymnasium in Karlsruhe, gest 26. Januar 1899 (P. Treutlein in den Südwestdeutschen Schulblättern 1899, 58—61).

Gustav *Straß*, geb. 16. November 1832 zu Allerheiligen bei Markdorf, Ratsschreiber in Meersburg, Forscher in der Kunsthistorie und auf dem Gebiete der Schulgeschichte, förderte auch eine größere Anzahl von Artefakten und Steinwerkzeugen aus der Pfahlbautenzeit in Haltnau bei Meersburg zutage, gest. 1. Februar 1901 zu Meersburg (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, 30, XIV f.).

Meinrad *Sulger*, geb. 21. März 1842 zu Weildorf, kathol. Pfarrer in Deggenhausen, gest. 20. Februar 1898 (Freib. kathol. Kirchenblatt 1898, 135—137).

Julius *Süpfle*, geb. 1829, gest. 6. Dezember 1899 in Karlsruhe, Rechtsanwalt, wurde seinerzeit bekannt, als er bei dem Attentat auf den späteren Kaiser Wilhelm I. in Lichtental bei Baden am 14. Juli 1861 die Festnahme des Attentäters Oskar Becker bewirkte.

Cella *Thoma*, geb. 14. April 1858 in München, Malerin, Gattin des Professors und Galeriedirektors Dr. Hans Thoma in Karlsruhe, gest. 23. November 1901 in Konstanz (Biogr. Jahrbuch 6, 118 f.).

Fanny *Trier*, gest. 22. April 1895 im 77. Lebensjahre, gründete 1873 in Karlsruhe ein Seminar für Lehrerinnen, das heutige Prinzessin-Wilhelm-stift (Blätter des Badischen Frauenvereins 1895, 61 f.).

Karl Theodor *Ullmann*, geb. 9. März 1852 in Kammerswaldau in Schlesien, Professor an dem Gymnasium in Baden und Mannheim, sowie am Progymnasium in Donaueschingen, gest. 23. Mai 1893 (Bissinger in den Südwestdeutschen Schulblättern 1893, 137 f.).

Friedrich *Vering*, geb. 9. März 1833 in Liesborn in Westfalen, 1857 bis 1875 Privatdozent und a. o. Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Heidelberg, Herausgeber des „Archivs für katholisches Kirchenrecht“, gest. 30. März 1896 als Professor in Prag (Heiner im Archiv für katholisches Kirchenrecht 76 (1896), I—VII).

Heinrich *Vierordt*, geb. 4. Juni 1826, 1870/71 Etappenkommandant in Karlsruhe, gest. 6. Januar 1892 als Oberstleutnant a. D., Vater des Dichters Heinrich V. (Bad. Militärvereinsblatt 1892, 15).

Johann Nepomuk *Wagner*, geb. 19. Mai 1823 in Rastatt, kathol. Pfarrer in Wagenstatt, Bohlsbach und Kappelwindeck, gest. 20. Dezember 1894 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 65—67).

Rudolf *Walter*, geb. 26. Dezember 1827 in Kronau, 1876 leitender Arzt und Direktor der Kreis- und Pflegeanstalt Hub, 1882 Direktor der Ir-

renanstalt zu Pforzheim, 1889 der Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, Geh. Rat, trat 1894 in den Ruhestand, gest. 27. Oktober 1898 zu Emmendingen (Ärztliche Mitteilungen 1899, 7).

Friedrich *Weber*, geb. 30. Dezember 1844 in Heidelberg als Sohn des Geschichtsschreibers Georg Weber, Redakteur der „Nationalliberalen Korrespondenz", gest. 19. Januar 1895 in Berlin (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1895 S. 48).

Joseph *Weber*, geb. 22. Oktober 1836 in Hagenau (Elsaß), kathol. Pfarrer in Schlierbach, gest. 20. Februar 1895 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1895, 232 f.).

Karl Emil *Weber*, Bruder von Friedrich Weber, geb. 10. April 1843, Kaufmann und deutscher Vizekonsul in St. Petersburg (1867—1884), 1893—1898 Mitglied des deutschen Reichstags für den 12. bad. Wahlkreis (Heidelberg), 1895—1898 auch Mitglied der Zweiten Kammer des bad. Landtages für den 53. Wahlkreis Mosbach, gest. 3. September 1898 in Heidelberg (Chronik der Stadt Heidelberg f. 1898 S. 92).

Max *Weber*, geb. 24. August 1824 in Achern, schloß sich als Oberleutnant im 2. Infanterieregiment im Mai 1849 der Revolution in Baden an, kämpfte als Major u. a. bei Waghäusel und an der Murg, ging dann nach Amerika, wo er in New-York Inhaber eines Hotels wurde; am Unionskriege nahm er als Oberst und später als Brigadegeneral im Heere der Nordstaaten teil und fand verschiedenemal Gelegenheit, sich in hervorragendem Maße auszuzeichnen; gest. 15. Juni 1901 zu Brooklyn (Bad. Presse 1901 Nr. 152).

Stephan *Wehrle*, geb. 15. Dezember 1821 zu Bräunlingen, kathol. Stadtpfarrer in Löffingen, gest. 23. Juli 1898 (Freib. kathol. Kirchenbl. 1898, 505—507).

Karl *Weiblen*, geb. 1. Januar 1862 in Schwäbisch-Gmünd, Lehrer für Ciselieren, Gravieren und Modellieren an der Kunstgewerbeschule in Pforzheim, Professor, gest. 22. März 1900.

Leopold *Weiß*, geb. 7. Mai 1849 in Gießen, a. o. Professor der Augenheilkunde an der Universität Heidelberg und Augenarzt in Mannheim, gest. 2. Februar 1901 in Mannheim (Biogr. Jahrbuch 6, 115*).

Karl *Weizel*, geb. 7. April 1839 als Sohn des nachmaligen Staatsrats G. Weizel (vgl. Bad. Biogr. II., 438 f.), 1870/71 Premierleutnant und Adjutant des Artilleriekommandanten des XIV. Armeekorps, gest. 29. Dezember 1891 in Berlin als Oberst und Abteilungschef im Kriegsministerium (Bad. Militärvereinsblatt 1892, 26).

Franz Joseph *Wenzel*, geb. 27. Oktober 1839 zu Dittwar, kathol. Pfarrer in Hausen im Donautal, gest. 2. August 1895 zu Freiburg (Freib. kathol. Kirchenblatt 1895, 585—589).

Joseph Egon *Winzer*, geb. 20. Mai 1833 zu Stetten bei Lörrach, Professor am Gymnasium zu Mannheim, gest. daselbst 19. Januar 1894 (Karlsruher Zeitung vom 24. Januar 1894).

Hermann *Wirth*, geb. 23. Januar 1827 in Oberöwisheim, evangelischer Pfarrer in Keppenbach 1853—1858, in Haßmersheim 1858—1871, Stadtpfarrer in Eppingen 1871—1894, 1877 bis 1894 auch Dekan der Diözese Eppingen, gest. 25. August 1894 zu Eppingen. Als Chronist der Stadt Heidelberg (1865 bis 1875) gab er u. a. in den Jahren 1868 bis 1870 das „Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg" in drei Bänden

heraus, nachdem er schon früher eine „Geschichte des Marktfleckens Haßmersheim am Neckar“ (Heidelberg 1862), eine „Geschichte und Beschreibung der Stadt Eberbach am Neckar“ (Eberbach 1864) und „Die Stadt Mosbach, historisch, topographisch und statistisch geschildert“. Extraabdruck aus der „Badenia“ (Heidelberg 1864) veröffentlicht hatte. Später schrieb er dann noch als Festgabe zur Einweihung der neuen evangelischen Stadtkirche in Eppingen (23. März 1879) eine „Kirchengeschichte der Stadt Eppingen“ (Karlsruhe 1879).

Hugo *Wolf*, geb. 9. Dezember 1830 in Müllheim, Bezirksarzt in Mosbach, Geh. Hofrat, gest. 21. Juni 1900 in Mosbach (Ärztl. Mitteilungen 1900, 134. 139).

Max *Wolf*, geb. 4. März 1824 in Gissigheim (Amt Tauberbischofsheim), Professor am Gymnasium in Heidelberg, gest. daselbst 25. Dezember 1901 (Jahresbericht des Gymnasiums zu Heidelberg 1901—1902 S. 2 ff.).

August von *Würthenau*, geb. 16. April 1827 zu Donaueschingen, 1868 Ingenieur und mit der provisorischen Verwaltung der Eisenbahnbau-Inspektion Donaueschingen betraut, 1870—1873 bei der Eisenbahnbau-Inspektion Meßkirch, 1873—1877 Oberingenieur der Schweizerischen Zentralbahn in Basel, 1877 als Hilfsbeamter dem staatlichen Kommissär beim Bahnbau Durlach-Eppingen, Oberbaurat Max Becker (vgl. Bad. Biogr. IV, 13) beigegeben, 1878 Baurat und Kollegialmitglied der Generaldirektion der Großh. Staatseisenbahnen, 1884 Oberbaurat, 1886 Baudirektor und Vorstand der technischen Abteilung der Generaldirektion der Staatseisenbahnen, gest. am 12. April 1892.

Heinrich *Zeroni*, geb. 24. Januar 1833 in Mannheim, prakt. Arzt daselbst, Medizinalrat, gest. 5. Oktober 1895 (Blätter des Bad. Frauenvereins 1895, 214).

Heinrich *Zimmern*, geb. 7. August 1825 in Heidelberg, gest. 21. Dezember 1896 in Graben, 1859—1896 evangelischer Pfarrer in Graben und 1881—1896 Dekan der Diözese Karlsruhe-Land (vgl. Zur Erinnerung an Heinrich Zimmern, Pfarrer und Dekan in Graben. Karlsruhe 1897).

Peter *Zureich*, geb. 17. Juni 1819 in Altenburg, kathol. Stadtpfarrer in Staufen, gest. 30. Dezember 1895 (Freib. kath. Kirchenbl. 1896, 81—85).

Berichtigungen und Nachträge.

Es ist zu lesen:

Seite 48 Zeile 5 v. u.: zu Straßburg und Halle.
„ 49 „ 3: 1875, statt 1886.
„ 146 „ 1: Christian Jakob Wilhelm Karl Eisenlohr.
„ 190 „ 11: Reise, statt Reife.
„ 191 „ 24: unverzinslich, statt verzinslich.
„ 515 „ 30: Die erste Anlage war schon unter dem Vorgänger Lauters erstellt worden, wurde aber von diesem wesentlich erweitert. Als ganz ausschließlich dem Genannten . . . . .

Seite 146 zu Christ. Jakob Wilh. Karl Eisenlohr vergleiche man den Nekrolog von Fr. Schultze in der Deutsch. Zeitschrift für Nervenheilkunde. Bd. IX, S. 466 ff.

Seite 369 ff. Zu Alexander Kaufmann vgl. den Nachruf von Hüffer in der Köln. Zeitung No. 398 vom 14. Mai 1893.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.